

UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 01271203 0

Die  
österreichisch-ungarische

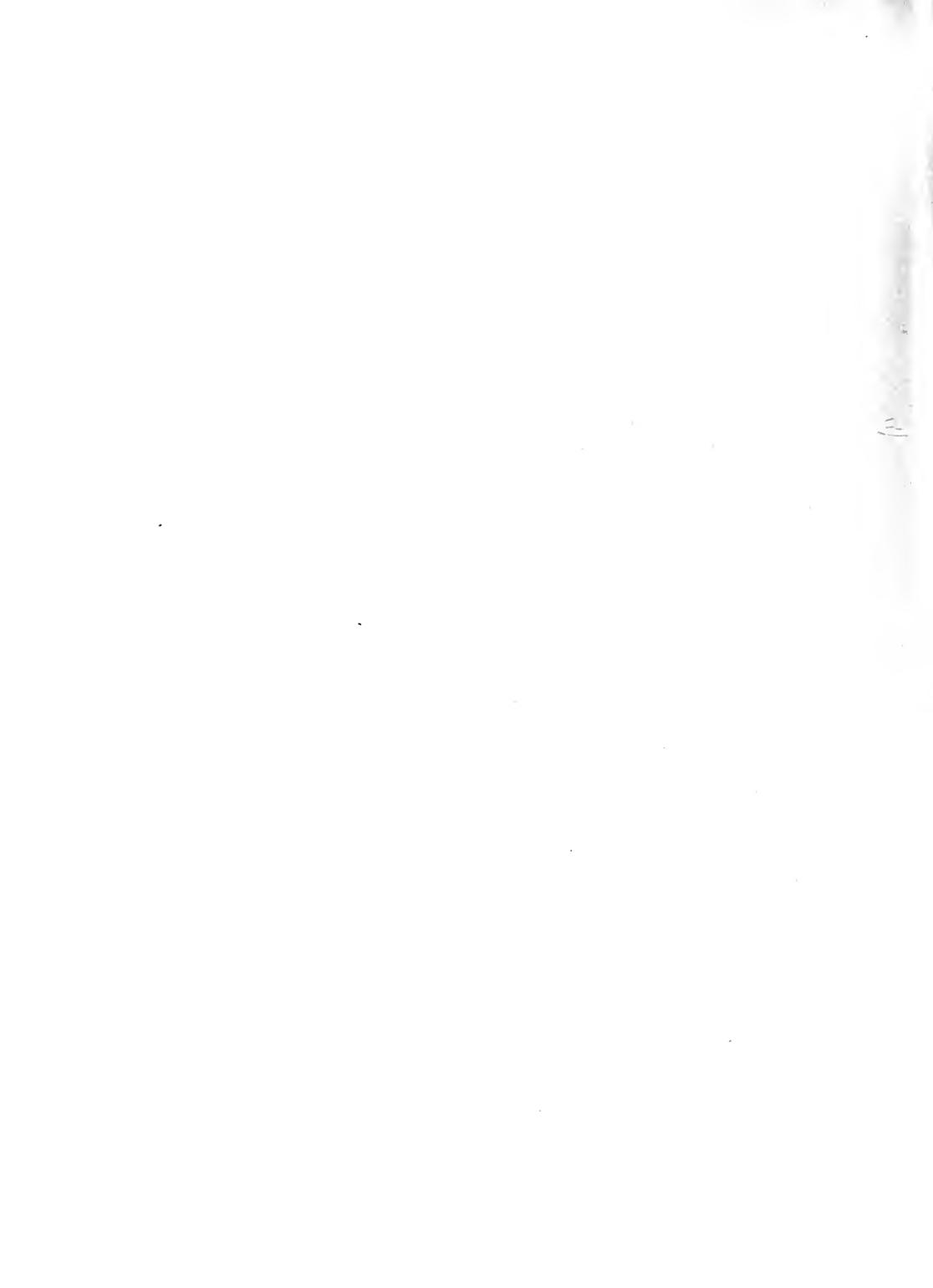
# Monarchie

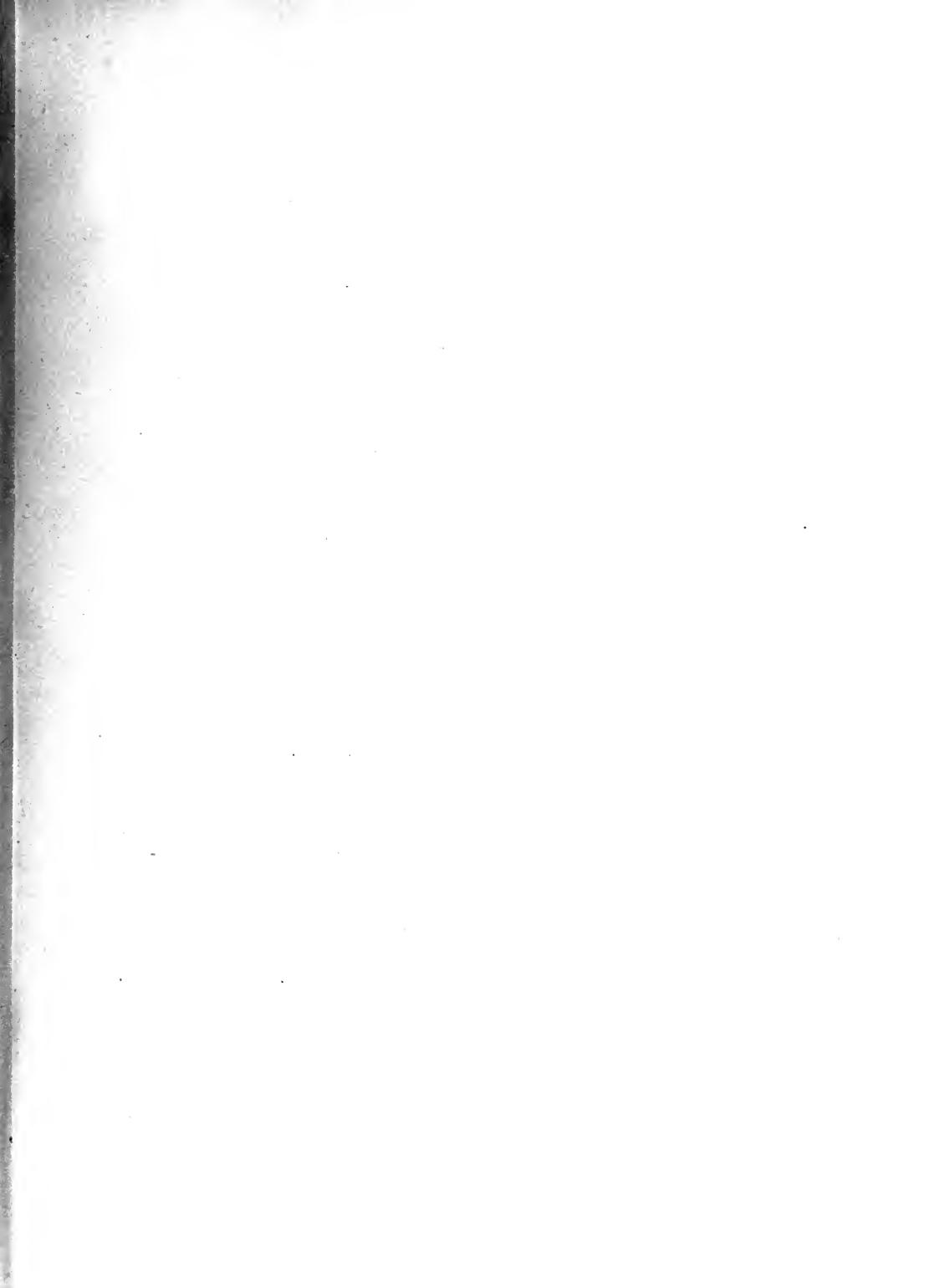
in  
Wort und Bild.













Die  
österreichisch-ungarische Monarchie  
in  
Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog  
Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit  
der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

---

Galizien.



Wien 1893.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



508021

DB

17

029

Econ 12

# Inhalt.

## Galizien.

	Seite
<b>Landschaftliche Schilderung:</b>	
Krafaun, von Constantin Maria Ritter von Görski . . . . .	3
Lemberg, von Ladislaus Ritter von Łoziński . . . . .	30
Das Land, von Emil Ritter von Habbank-Dunikowski . . . . .	46
<b>Vorgeschichte, von Wladimir Demetrykiewicz . . . . .</b>	<b>111</b>
<b>Geschichte:</b>	
Das Gebiet von Krafaun vor der Vereinigung, von Stanislaus Smolka . . . . .	137
Ruthenische Theilfürstenthümer bis zur Vereinigung mit Polen 1387, von Anatol Lewicki . . . . .	158
Zeit der Vereinigung, von Michael Bobrzyński . . . . .	180
<b>Volkskunde:</b>	
Physische Beschaffenheit der Bevölkerung, von Josef Majer . . . . .	239
Das Volksleben der Polen, von Simon Matufiak . . . . .	252
Das Volksleben der Ruthenen, von Alexander Barwiński . . . . .	376
Die Armenier, von Johann Ritter von Pokoż Antoniewicz . . . . .	440
Die deutsche Colonisation, von Ludomil German . . . . .	463
Die Juden, von Leo Herzberg-Fränkli . . . . .	475
Die polnischen Mundarten, von Lucian Malinowski . . . . .	500
Die ruthenischen Mundarten, von Johann Werchratskij . . . . .	510
Die Hausindustrie, von Wladimir Graf Dzieduszycki . . . . .	523
Musik und Volksmusik, von Franz Bylicki . . . . .	539
<b>Literatur und Theater:</b>	
Polnische Literatur, von Stanislaus Graf Tarnowski . . . . .	567
Ruthenische Literatur, von Emil Djonowski (Djonowski). Nach dem Tode des Verfassers redigirt von D. Makaruška und Wl. Kocowski . . . . .	649
<b>Bildende Kunst:</b>	
Die Architektur, von Ladislaus Łuszczykiewicz . . . . .	665
Malerei und Plastik, von Marian von Sokolowski . . . . .	720
Kunstindustrie, von Ladislaus Ritter von Łoziński . . . . .	771

	Seite
<b>Volkswirtschaftliches Leben:</b>	
Landwirtschaft und Viehzucht, von Thaddäus Pilat . . . . .	797
Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei, von Ladislaus von Tyniecki . . . . .	819
Bergbau und Hüttenwesen, von Ladislaus Szajnoch . . . . .	842
Handel, Industrie und Gewerbe, von Julius Leo . . . . .	862
Das Verkehrswesen, von Leon Ritter von Bilinski . . . . .	874

---

## Verzeichniß der Illustrationen.

### Galizien.

	Seite
Kopfbild: Vom Ringplatz in Krakau, von Rudolf Vernt . . . . .	3
Krakau im XVII. Jahrhundert; nach Merian (1695) . . . . .	7
Die Barbakane (Rondell) in Krakau, von Anton Weber . . . . .	9
Grabmal des Peter Salomon in der Marienkirche zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	13
Eingang der St. Barbarakirche in Krakau; nach dem Aquarell von J. Lipiński (1881), im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien . . . . .	15
Hofraum der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau, von Anton Weber . . . . .	19
Die Kathedrale in Krakau, von Friedrich Dymann . . . . .	21
Grabmal Sigismund Augusts II. in der Kathedrale zu Krakau (der untere Theil des Doppelgrabmales), von Karl Ritter von Siegl . . . . .	25
Krakau in der Gegenwart, von Rudolf Vernt . . . . .	29
Lemberg (Leopolis) um das Jahr 1618; aus dem Werk von Hierat und Hogenberg: „Theatrum praecipuarum totius mundi urbium“, von Friedrich König . . . . .	31
(1. Mons Calvus, 2. Arx superior quae sereno coelo decem à Leopoli miliaribus cernitur, 3. Mons Stephani vulgo Leonis dictus, 4. Ecclesia Metropolitana Deiparae Virginis, 5. Ecclesia Russica S. Crucis.)	
Der Ringplatz in Lemberg mit dem Rathhaus, von Rudolf Vernt . . . . .	33
Anzewski'sches Patrizierhaus in Lemberg, von Friedrich Dymann . . . . .	35
Stadtconsul Georg Voim; nach dem Original in der Voim'schen (Öberg-) Capelle in Lemberg . . . . .	37
Die Bernardinerkirche in Lemberg, von Rudolf Vernt . . . . .	39
Die griechische Stadtkirche in Lemberg (von Paolo Romano), auch walachische Kirche genannt, von Friedrich Dymann . . . . .	41
Die Georgskirche in Lemberg, von demselben . . . . .	43
Lemberg in der Gegenwart, von Rudolf Vernt . . . . .	45
Tarnopol, von Roman Kochanowski . . . . .	49
Steppenlandschaft bei Struśów, podolisches Plateau, von demselben . . . . .	51

	Seite
Die podolische Platte in der Gegend von Kutyska bei Mizniów, von Julius Falat . . . . .	55
Die Uferwand des Dniesterflusses bei Galeszczyki, podolisches Plateau, von Hugo Charlemont . . . . .	57
Petroleumgruben von Schodnica, Karpathen, von Julius Falat . . . . .	61
Felspartie von Urycz im Bezirke Stryj, Karpathen, von demselben . . . . .	63
Czarnağora-Kette von Peczemizyn-Szczepanowski aus, Karpathen, von Roman Kochanowski . . . . .	67
Die Saline von Kosów, von Julius Falat . . . . .	71
Wasserfall des Pruthflusses in Dora, Karpathen, von Roman Kochanowski . . . . .	73
Neu-Sandec im Jahre 1840; nach dem Aquarell von Rudolf Alt (signirt R. Alt), in der k. und k. Fideicommiß-Bibliothek zu Wien . . . . .	77
Klippe von Czorsztyn am Dunajecfluß (peninischer Klippenzug), Karpathen; nach dem Gemälde von August Schaeffer im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien . . . . .	81
Aus der Krywań-Kette in der Tatra, von Julius Falat . . . . .	83
Kościeńsko-Thal in der Tatra, von demselben . . . . .	85
Merange in der Tatra, von Roman Kochanowski . . . . .	87
Mündung des Sanflusses in die Weichsel, nordgalizische Tiefebene, von Rudolf Vernt . . . . .	91
Flugandlandschaft nördlich von Szabowa-Wiszunia, von Julius Falat . . . . .	95
Przemysł, von Rudolf Vernt . . . . .	97
Eine Partie vom Schlosse Łańcut (Landschut); nach einem Aquarell von Julius Falat . . . . .	99
Wieliczka . . . . .	103
Die Felsen von Mników (Zuraformation) . . . . .	105
Porphyrtsteinbruch von Miękinia (Dyasformation) . . . . .	107
Schlußbild: Schloßruine Łeczyn bei Krzeszowice . . . . .	110
Sämmtlich von Roman Kochanowski.	
Kopfleiste: Die Höhlen von Mników und Funde der Steinzeit . . . . .	111
Bemalte Thongefäße der Steinzeit aus Ostgalizien . . . . .	119
Waffen, Schmuck, Geräthe zc. der Bronzezeit . . . . .	121
Stythische, La Tène- und römische Funde . . . . .	125
Evantovit-Steinfälle aus dem Flusse Zbrucz in Ostgalizien . . . . .	135
Schlußbild: Funde aus der Zeit der Völkerwanderung und der sogenannten slavischen Periode . . . . .	136
Sämmtlich von Hugo Charlemont.	
Kopfleiste: Der Wawel, von Roman Kochanowski . . . . .	137
Grabmal des Wladyslaw Bokietek in der Kathedrale zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	143

	Seite
Grabmal Kazimir des Großen in der Kathedrale zu Krakau, von demselben . . . . .	147
Throniegel der Königin Hedwig; mit Benützung zweier Abdrücke aus der Sammlung des Herrn Univeritäts-Professors Dr. Franz Pietosiński in Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	151
(Originale an einer Urkunde von 1385 im Gräflich Tarnowski'schen Archiv zu Dzików und an einer Urkunde von 1386 im Dominikaner-Archiv zu Krakau. Zu der ersteren Urkunde lautet die Unterschrift der Königin — nach Zebrański's: „O pieczęciach dawniej Polski i Litwy“ d. i. Siegel von Polen und Lithauen — : Nos Hedvigis dei gracia Regina Polonie, necnon terrarum Cracovie, Sandomirie, Syradie, Lancicie, Cuyavie, Pomeranie que domina et heres . . . . dat. in crastino Epiphanie Domini.)	
Altarbild der heiligen drei Könige (angeblich Porträts der Könige Kazimir des Großen, Ludwigs des Großen und Wladyslaw Jagiello's); von einem Altarflügel in der Jagiellonischen Kapelle zu Krakau, von demselben . . . . .	155
Przemysł um das Jahr 1616; nach G. Braun's Civitates orbis terrarum, von Friedrich König . . . . .	159
Ruine von Trembowla, von Roman Kochanowski . . . . .	161
Ein Vortragskreuz; Geschenk des moldauischen Wojwoden Alexander an das ruthenische Bisthum Przemysł (1487); aus der Publication des Stauropigianischen Instituts in Lemberg, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	163
Ein Kreuz aus Kupfer mit Email, gefunden bei den Ausgrabungen in Galicz; nach dem Original im Stauropigianischen Institut, von demselben . . . . .	165
Die Przemysler bischöfliche „Mitra“; der Legende nach die Krone, womit Fürst Daniel von Rothruthenien zum König gekrönt wurde; nach dem Negativ von Hemmer in Przemysł, von demselben . . . . .	167
Romanisches Portal der Franciscanerkirche des heiligen Stanislaus in Galicz, von Anton Weber . . . . .	171
Siegel des Herzogs Leo II. von Ruthenien, Galizien und Lodomerien (1316), an einer Urkunde der Herzöge Andreas und Lew vom Jahre 1316, im königlichen Staatsarchiv zu Königsberg in Preußen; nach Photographien . . . . .	172, 173
Siegel des Herzogs Boleslaw Georg von Ruthenien (1335), an einer Urkunde, ebenda . . . . .	174, 175
Glocke von 1341, dem Herzog Lubart-Demetrius zugeschrieben; aus der Publication des Stauropigianischen Instituts in Lemberg . . . . .	177
Die sogenannte Hustendispuntation (Christus im Tempel); von einem Altarflügel in der Jagiellonischen Kapelle zu Krakau . . . . .	183
Denkstein des Cardinals Bigniew Desniewski, Bischofs von Krakau; Steinrelief im Hofe der Jagiellonischen Bibliothek zu Krakau, 1453 . . . . .	185
König Kazimir Jagiellończyk; Miniatur aus einem Graduale des Krakauer Domcapitels . . . . .	189
Inthronisation des Königs Alexander; Miniatur im Pontificale des Erasmus Ciolek; nach dem Original im Czartoryski'schen Museum zu Krakau . . . . .	191
Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.	

	Seite
Medaille Sigismund I.; nach dem Abguß im Czartoryski'schen Museum, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	193
Königin Bona Sforza; nach dem Silbergußmedaillon von Pastorino im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien, von demselben . . . . .	195
Pölnischer Reichstag; aus dem Statute des Laski, nach dem Exemplar in der Ossoliński'schen Bibliothek in Lemberg . . . . .	197
Grabmal Sigismunds I. in der Kathedrale zu Krakau (der obere Theil des Doppelgrabmales), von Karl Ritter von Siegl . . . . .	199
Sigismund II. August; nach dem Stich des Birgil Solis in der k. k. Hofbibliothek zu Wien . . . . .	201
Grabmal des Stefan Bathory in der Kathedrale zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	205
Schloß Podhorce, von Friedrich Dymann . . . . .	211
Leonore Maria von Oesterreich, Gemahlin Michael Korybut Wisniowicki's; nach einem alten Stich in der k. k. Familien-Fideicommiß-Bibliothek in Wien . . . . .	215
Johann III. Sobieski; nach dem Gemälde von Tricinus in der Universität zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	217
Gastmal zu Jaworów am 6. Juli 1684; nach dem Lichtdruck im Album der Sobieski-Ausstellung (Zabytki XVII. wieku), von demselben . . . . .	219
Stanislaus August; nach dem Bild von Vacciarelli im Czartoryski'schen Museum zu Krakau . . . . .	223
Medaille auf die Gründung der Lemberger Universität; nach dem Originale im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum in Wien, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	227
Medaille auf die Gründung des Ossoliński'schen National-Instituts in Lemberg im Jahre 1817; ebenda, von demselben . . . . .	229
Das Landtagsgebäude in Lemberg, von Rudolf Vernt . . . . .	231
Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I. auf der Reise durch Galizien (1880), von Zygmunt Ajdukiewicz . . . . .	235
Schlußvignette: Das Wappen von Galizien, von Rudolf Vernt . . . . .	238
Kopfbild: Volkstypen (Wauerfamilie aus der Gegend von Krakau), von Peter Stachiewicz . . . . .	239
Krakowiaken I, II . . . . .	241, 243
Goralen aus Zakopane (Bewohner der hohen Tatra) . . . . .	245
Podhalanen . . . . .	247
Huzulen . . . . .	249
Juden aus Krakau und Umgebung . . . . .	251
Sämmtlich von Kazimir Pochwański.	
Trachtentypen von Krakowiaken und Goralen, von Zygmunt Ajdukiewicz . . . . .	257
(Im Vordergrunde sitzend ein alter Bauer aus der Gegend bei Krakau; bei dessen rechter Hand beginnend: Junger Mann aus der Gegend bei Krakau, junge Goralin aus Zakopane, Goral, Frau aus der Gegend von Krakau, Mädchen von ebenda, Goral).	

	Seite
Trachten der Podhalanen . . . . .	265
Goral und Goraliu aus Szlachtova bei Szczawnica (zu Markte gehend) . . . . .	267
Trachten der Powiślanie (an der Weichsel bis nach Sandomir und um Tarnów wohnend) . . . . .	273
Trachten der Lasowiaken (gegen den San wohnend) . . . . .	277
Trachten der Stuchoniemy . . . . .	281
Trachten der Beskidy- und Pioniny-Bewohner . . . . .	287
Sämmtlich von Zygmunt Ujdukiewicz.	
Ein Kleinstadtbote, von Valeriusz Eljasz . . . . .	289
Gasse in Baranów an der Weichsel, von Julian von Zachariewicz . . . . .	295
Aus dem Dorfe Miechocin, zwischen Tarnobrzeg und Baranów an der Weichsel, von demselben . . . . .	297
Die Holzkirche zu Dembno im Saudecer Kreis, von Valeriusz Eljasz . . . . .	301
Das Innere einer Bauernhütte in Radziśzów bei Krakau, von demselben . . . . .	305
Ein alter Bergbewohner in der Thüre seines Hauses zu Zakopane, von demselben . . . . .	309
Wagenfahrt im Sommer, von Zygmunt Ujdukiewicz . . . . .	315
Schlittenfahrt, von demselben . . . . .	319
Farbiges Trachtenbild: Polnische Trachten aus der Gegend von Krakau, von Zygmunt Ujdukiewicz; chromoxylographisch ausgeführt von Hermann Paar (zum Artikel über das Volksleben der Polen gehörig). . . . .	—
Ein Hirte (Juhász) in der Tatra, von Valeriusz Eljasz . . . . .	323
Milchtransport aus dem Gebirge, von demselben . . . . .	327
Die Gottesmutter führt die büßenden Seelen über die Dornenpfade; aus dem Cyclus der Gottesmutter-Legenden von Peter Stachiewicz . . . . .	335
Zur Sage vom verschütteten Bergmanne; aus dem Wieliczka-Cyclus desselben Künstlers	339
Weihnachtsritt bei den Lasowiaken, von Zygmunt Ujdukiewicz . . . . .	345
Herumgehen mit Tur, von Julius Falat . . . . .	349
Wenzel Zaleski (Pseudonym: Waclaw z Oleska); nach dem Aquarell von A. Reichan	353
Wasserbegießung zur Osterzeit, von Adalbert von Kossak . . . . .	355
Sobótka-Feier, von Zygmunt Ujdukiewicz . . . . .	357
Konik Zwierzyniecki in Krakau, von demselben . . . . .	361
Krakauer Bauernhochzeit; nach dem Aquarell (1881) von Anton Kozakiewicz im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien . . . . .	365
Polnischer Nationaltanz in Podolien, von Julius Falat . . . . .	369
Der Ränbertanz in der Hohen Tatra, von Adalbert von Kossak . . . . .	371
Ein ruthenischer Kirchenbesucher, von Julius Makarewicz . . . . .	377
Krämerladen; Jahrmachtszene aus Maszówce in Podolien, von Julius Falat . . . . .	379
Volksgruppe aus Krogólec (Bezirk Husiatyn), von Zygmunt Ujdukiewicz . . . . .	381
Volksgruppe aus Bogdanówka (Bezirk Zbaraż), von demselben . . . . .	383
Volksgruppe aus Uhnów-Kawa-Poddubce, von demselben . . . . .	385
(Von links gezählt: 1. Poddubce, 2.—4. Uhnów, 5.—7. Poddubce.)	

	Seite
Farbiges Trachtenbild: Huzulentrachten aus Mikuliczyn (Bezirk Radworna); chromo- zylographisch ausgeführt von Hermann Paar (zum Artikel über das Volksleben der Ruthenen gehörig).	—
Volksgruppe aus Sokal-Poturzyca . . . . .	389
Volksgruppe aus Dobrowlan (Bezirk Zaleszczyki) . . . . .	391
Volksgruppe aus Dpryszowce (Bezirk Stanislaw) . . . . .	395
Volksgruppe aus Woldzierz (Bezirk Dolina) . . . . .	399
Bojengruppe aus Hrebenów (Bezirk Siryj) . . . . .	401
Sämmtlich von Hygumnt Abdukiewicz.	
Anwesen in Zwiniacz nächst Czortków in Podolien, von Julian von Zachariewicz . . . . .	403
Griechisch-katholische Holzkirche in Storodyńce nächst Czortków, von demselben . . . . .	407
Huzulenhütte in Zawornik am Schwarzen Czermos, von demselben . . . . .	411
Huzulendorf der Gemeinde Hryniawa „Na Zelenim“ am Schwarzen Czermos, von demselben . . . . .	415
Die Ulycia Sklepowa (Gewölbestraße) zu Czortków in Podolien, von demselben . . . . .	419
Hochzeitszug der Huzulen, von Thaddäus von Rybkowski . . . . .	423
Bauernbegräbniß bei Kolomea in Ostgalizien (Original bei Graf Milcowsti in Lemberg), von Theodor Argentowicz . . . . .	427
Einweihung der Osterreich bei Chmelowa in Ostgalizien, von demselben . . . . .	433
Kirchlein (cerkowiec), ein Osterpiel in Tysszowce (Bezirk Horodenta); mit Benützung einer photographischen Aufnahme von Professor Wladimir Szuchiewicz, von Julius Zuber . . . . .	437
Männliche Typen aus Kuty; nach einer Photographie, von Wilhelm Hecht . . . . .	443
Costümbild des Dwanēs Minas, Gründer der katholisch-armenischen Kirche in Amsterdam; nach einem Gemälde aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts im Meditaristen-Kloster auf der Insel San Lazzaro bei Venedig, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	447
Costümbild einer alten Frau; nach einem im Besitze der Familie Sokol-Abgarowicz befindlichen Pastellbild vom Jahre 1801, von Wilhelm Hecht . . . . .	449
Großmutter und Enkel, armenische Typen aus Kuty; nach einer Photographie, von demselben . . . . .	453
Thorbogen eines armenischen Patrizierhauses in Jazlowiec . . . . .	457
Brunnentafel in Jazlowiec aus dem Jahre 1611 . . . . .	459
Wandverzierung aus einem armenischen Evangeliar des XVII. Jahrhunderts . . . . .	461
Schuster; aus dem Codex Pictoratus des Balthasar Boehem; nach dem Original in der Universitätsbibliothek zu Krakau . . . . .	465
Schneider; nach derselben Quelle . . . . .	467
Vogelschützen; nach derselben Quelle . . . . .	469
Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.	
Deutsche Ansiedlung: Dorf Engelsberg, von Roman Kochanowski . . . . .	471
Mann aus Engelsberg, Bezirk Dolina in Ostgalizien, von Hugo Charlemont . . . . .	473

	Seite
Frau aus Engelsberg, ebenda, von Hugo Charlemont . . . . .	474
Rabbiner (Tracht der polnischen Juden überhaupt), von M. Coschell . . . . .	479
Eine Trauung, von demselben . . . . .	481
Ein Leichenbegängniß, von demselben . . . . .	485
Der Ofterabend, von demselben . . . . .	489
Aus der alten Synagoge in Krakau, von Anton Weber . . . . .	493
Aus der kleinen Synagoge in der Wechslergasse zu Lemberg, von Rudolf Bernt	497
Facsimile aus dem Florianer- (Margarethen-) Pfalter, XIV. Jahrhundert; nach dem	
Originalen im Stift St. Florian in Oberösterreich . . . . .	501
Facsimile aus dem Czartoryskischen Codex des Wislicer Statuts (Codex Wislicki)	
vom Jahre 1449; nach dem Originalen im Czartoryskischen Museum zu Krakau	505
Facsimile aus „Gespräche zwischen König Salomon mit Marchold“ (1521); nach dem	
Originalen in der Bibliothek des Professors Josef Przyborowski zu Warschau .	509
Eugen Jelechivskij; mit Verätzung einer Zeichnung von Th. Mayerhofer in der Gesell-	
schaft Proszwita zu Lemberg, von Wilhelm Hecht . . . . .	513
Mychajko Njaca; nach einer Photographie ebenda, von demselben . . . . .	519
Schlusßbild: Ein polnischer und ein ruthenischer Knabe bei einer Gewandkiste, von	
Zygmunt Ajdukiewicz . . . . .	522
Titelbild, mit hausindustriellen Gegenständen . . . . .	523
(Strohbedecktes Thor eines Bauernhofes — ostgalizischer Bauernteppich „Kilim“ — Tisch-	
deck — sitzende Flachspinnlerin im Kostüm des Bezirkes Brody — stehende Wollspinnlerin	
in Huzulentracht — graue Thongefäße — das Doppelgefäß „Wizniak“ — Holzgefäße mit	
Brandornamentik — Kirchenleuchter aus Holz — kleines Holzfaß von Strypak).	
Krüge, Schüsseln, bemalte Eier cc. . . . .	531
(Ornamentirte thönerne Bauernschüsseln aus Kofaezyec, Kofomea und Pityni — Krug mit	
Malteferkreuz aus Brzostek in Westgalizien — Krug mit ruthenischem Kreuz aus Kosów in	
Ostgalizien — drei hängende Krüge, darunter eine „Bauka“ aus dem Bezirk Sokal —	
das Kreuzcollier trugen Huzulenfrauen, das große Kreuz die Männer bei Kosów — Löffel	
von Gebirgsbewohnern — bemalte Oesterei aus Ost- und Westgalizien).	
Schlusßbild . . . . .	538
(Bauernhandmühle mit Brandtechnik-Ornamenten — großer strohgeschotener Kornbehälter	
— schiffgeschotene „Kobialka“).	
Sämmtlich von Julius Makarewicz.	
Kopfleiste: Allegorie der Dumka, von Peter Stachiewicz . . . . .	539
Ein ruthenischer Leierpieler (Lionite), von Zygmunt Ajdukiewicz . . . . .	543
Ein polnischer Kopfspieler, von Julius Falat . . . . .	551
Hoch-Relief eines Musikpunktes aus dem Jahre 1633: Orgel und Streichinstrumente;	
nach dem Originalen in der römisch-katholischen Kirche zu Biecz, von Karl Ritter	
von Siegl . . . . .	555
Hoch-Relief eines Musikpunktes aus dem Jahre 1633: Blasinstrumente; nach derselben	
Quelle, von demselben . . . . .	557
Die Orgel in Leжайsk, von demselben . . . . .	561

	Seite
Schlußbild: Dorfmusikant aus der Umgebung von Nowy Targ (Neumarkt), von Peter Stachiewicz . . . . .	566
Kopfvignette: Das Mickiewicz-Denkmal in Tarnopol, von Rudolf Bernt . . . . .	567
Nikolaus Rey; nach dem Holzschnitt in seinem Werke „Der Thiergarten“, von Wilhelm Hecht . . . . .	571
Johann Kochanowski; nach dem Gyps-Abguß in der Universität zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	575
Peter Skarga; nach dem Ölbild in der Barmherzigen Gesellschaft zu Krakau, von Wilhelm Hecht . . . . .	579
Stanislaus Jolkiewski; von dessen Grabmal in der Kathedrale zu Jolkiew, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	583
Jakob Sobieski; nach dem Portrait im Ossolinski'schen Institut zu Lemberg, von Wilhelm Hecht . . . . .	587
Jgnaz Krasicki; nach dem Ölbild in der gräflich Krasickischen Familie . . . . .	591
Franz Karpiński; nach einem Stich von Frey (1804), von Wilhelm Hecht . . . . .	593
Prinzessin Marie Czartoryska, Herzogin von Württemberg; nach dem Gemälde von Büger im Czartoryski'schen Museum zu Krakau . . . . .	597
Alexander Fredro; nach der Medaille des A. Barré im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	601
Johann Nep. Kamiński; nach der Lithographie des Franz Tapa, von Wilhelm Hecht . . . . .	607
J. N. Nowakowski; nach dem Druck von Höfel in Wien . . . . .	611
Vincenz Pol; nach dem Bild von A. Raczyński (1862) im National-Museum zu Krakau . . . . .	615
Karl Szajnochaj; nach dem Bild von Tapa im Besitze Sr. Excellenz Wladimir Graf Dzieduszycki in Lemberg, von Wilhelm Hecht . . . . .	619
Lucjan Siemieński; nach dem Bildniß von W. Dawidowicz im Besitze der Redaction des „Czas“ in Krakau . . . . .	623
Moriz Mann, nach derselben Quelle . . . . .	627
Josef Szujski; nach dem Gemälde des Jan Matejko, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	631
Valerian Kalinka; nach einer Photographie, von Wilhelm Hecht . . . . .	637
Marcian Szakewyč; nach einer Autotypie in der Gesellschaft Proświta zu Lemberg, von demselben . . . . .	651
Anton Mohylnyckij; nach einer Photographie ebenda, von demselben . . . . .	653
Wladimir Barwiński; nach einer Photographie ebenda, von demselben . . . . .	657
Emil Dyonowski (Dgonowski), nach einer Autotypie . . . . .	661
Schlußvignette, von Peter Stachiewicz . . . . .	664
Kopfbild: Schloß Dlesko, von Rudolf Bernt . . . . .	665
Die hölzerne römisch-katholische Kirche in Strzyżów bei Tarnów (XVI. Jahrhundert), von Julian von Zachariewicz . . . . .	667
Die hölzerne griechische Kirche in Mozdól am Dniestr bei Zydaćów (XVII. Jahrhundert), von demselben . . . . .	669

	Seite
Aus der unterirdischen Krypta in der Krakauer Kathedrale (XI. Jahrhundert), von Anton Weber . . . . .	673
Seitenchiff der Cistercienserkirche in Wlogila bei Krakau (XIII. Jahrhundert), von demselben . . . . .	675
Die Marienkirche in Krakau (XIV. Jahrhundert), von demselben . . . . .	677
Aus der Marienkirche in Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	679
Die Trohnleichnamskirche in Krakau (gothischer Stil aus dem XIV. Jahrhundert), von Anton Weber . . . . .	681
Aus der katholischen Kathedrale in Lemberg, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	683
Die Enkiennice in Krakau vor ihrer Restaurirung; nach einer Photographie, von Rudolf Bernt . . . . .	685
Der Kreuzgang in der Jagiellonischen Bibliothek zu Krakau, von Anton Weber . . . . .	687
Aus der St. Peterskirche in Krakau (1598), von Karl Ritter von Siegl . . . . .	689
Die Wallfahrtskirche in Kalwaria Zebrzydowska bei Krakau, von Valerius Gjsasz . . . . .	693
Hofansicht der griechischen sogenannten walachischen Kirche in Lemberg (XVII. Jahrhundert), von Friedrich Dymann . . . . .	695
Die Boimische Kapelle in Lemberg, von demselben . . . . .	697
Das alte Rathhaus in Larnów, von Rudolf Bernt . . . . .	699
Das Sobieski-Haus am Ringplatz in Lemberg (XVII. Jahrhundert), von Friedrich Dymann . . . . .	701
Schloß Drzywost bei Krosno, XIV. Jahrhundert, von Rudolf Bernt . . . . .	707
Schloß Wisnieniz bei Wodunia, XVII. Jahrhundert, von Friedrich Dymann . . . . .	711
Aus dem Wawel in Krakau, XVI. Jahrhundert, von Rudolf Bernt . . . . .	713
Altpolnischer Edelhof in Szymbark bei Grybów, XVI. Jahrhundert, von demselben . . . . .	715
Schloß Krasieczyn bei Przemyśl, von Thaddäus von Rybkowski . . . . .	717
Stadt Skala in Podolien, von Julian von Zachariewicz . . . . .	719
(Einks Blick auf russisches Gebiet, im Thal der Grenzfluß Zbrucz, die Schloßruine auf Korallenfelsen, gothisches Denkmal für den Grafen Gotschowski, die neue griechisch-katholische Kirche, die alte gothische römisch-katholische Kirche, rechts die Stadt Skala mit den Bäumen des neuen Schloßgartens.)	
Hans Sues von Kulmbach: Tod der heiligen Katharina; nach dem Gemälde in der Sacristei der Frauenkirche in Krakau . . . . .	721
Hans Sues von Kulmbach: Himmelfahrt der heiligen Katharina; ebenda . . . . .	723
Titelblatt aus dem Codex Victoratus des Balthasar Woelheim; nach dem Original in der Jagiellonischen Bibliothek zu Krakau . . . . .	725
Mittelbild des Hochaltars von Veit Stof in der Marienkirche zu Krakau . . . . .	727
Die Herodias aus dem Flügelaltar in der Florianerkirche zu Krakau . . . . .	729
Grabirte Platte vom Grabmal des Cardinals Friedrich in der Kathedrale zu Krakau . . . . .	731
Bronzere Relief vom Grabmal des Cardinals Friedrich ebenda . . . . .	733
Grabmal des Severin Bonar in der Marienkirche zu Krakau . . . . .	735
Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.	

	Seite
Grabmal der Barbara Gräfin Tarnowska in der Kathedrale von Tarnów, 1521, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	737
Thaddäus Konicz: Selbstbildniß . . . . .	739
Kreuzigungsgruppe aus dem Freskenzyclus der Jagiellonischen Kapelle in Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	741
Ikonostas aus der griechisch-katholischen Kirche in Rohatyn bei Lemberg, XVII. Jahr- hundert, von demselben . . . . .	743
Ein Bild aus dem Ikonostas in Bohorodczany bei Stanislaw, XVII. Jahrhundert, von demselben . . . . .	747
Franz Tapa: Selbstportrait, von Wilhelm Hecht . . . . .	749
Heinrich Rodafowski: Bildniß seiner Mutter . . . . .	751
Alexander Kotjiz: Das Gebet; nach dem Originale im Besitze des Herrn Ladislaus Graf Tarnowski jun., von Karl Ritter von Siegl . . . . .	755
Arthur Grotger: Puszcza, aus dem Cyclus Lituania, im Kunstverein Towarzystwo szuk pięknych in Krakau . . . . .	757
Jan Matejko: Der Reichstag zu Warschau im Jahre 1773; nach dem Originale im k. k. kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien, von Wilhelm Hecht . . . . .	759
Jan Matejko: Boleslaw Wielki (Chrobry) aus dem Werke „Polens Könige und Herrscher“ (Wien 1893, Verlag von M. Perles) . . . . .	761
Jan Matejko: Königin Hedwig, nach derselben Quelle . . . . .	763
Jan Matejko: Engel aus der Innenbemalung der Marienkirche zu Krakau; nach der Original-Skizze, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	765
Peter Stachiewicz: Vom sonnabendlichen Strahle, aus dem Cyclus der Gottesmutter- Legenden . . . . .	767
Anton Plezowski: Grabfigur; nach dem Gypsabguß im Museum zu Krakau, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	769
Die Kmitasche Tafel, mit Szenen aus dem Leben des heiligen Stanislaus (Anfang des XVI. Jahrhunderts), von demselben . . . . .	773
Tod der heiligen Jungfrau; nach einer ruthenischen Acupietur im Besitze des Herrn Ladislaus Ritter von Lodziński, von demselben . . . . .	775
Hebräisch-liturgische Gegenstände: Thora-Lambrequin, von demselben . . . . .	777
Goldenes Reliquiar mit dem Haupte des heiligen Stanislaus in der Domkirche zu Krakau (polnisch, 1504), von demselben . . . . .	779
Hebräisch-liturgische Gegenstände: Thora-Kronen (sog. Keter) und ein Thorapanzer; nach auf der Landesausstellung Lemberg 1894 ausgestellten Originalen, von demselben	781
Gürtel, Reizzeuge und Waffen; nach den Originalen in der Ludomirski'schen Sammlung zu Lemberg und im Czartoryski'schen Museum zu Krakau, von Hugo Charlemont	783
Erzieher, aus dem Codex Victoratus des Valthasar Bocheim . . . . .	785
Vom Chorgestühl in der Corpus Domini-Kirche in Krakau . . . . .	787
Abstuhl aus der Corpus Domini-Kirche in Krakau . . . . .	789

Sämmtlich von Karl Ritter von Siegl.

	Seite
Vom Chorgestühl der Pfarrkirche zu Bierz, von Karl Ritter von Siegl . . . . .	791
Mittelthür aus dem ehemaligen Kloster der ruthenischen Pfarrkirche in Lemberg; nach einer Photographie von Trzemeski in Lemberg . . . . .	793
Motive aus verschiedenen Klöstern in Galizien: a Kreschów bei Zolkiew, b Buczacz, c Rohatyn, d Bohorodczany, e Krasno Puszcza, von Karl Ritter von Siegl. . . . .	795
Schlußbild: Bronzegitter in der Marienkirche zu Krakau, XVII. Jahrhundert, von demselben . . . . .	796
Kopfleiste: Ein Lattabewohner seine Sense schärfend, von Valerius Eljasz . . . . .	797
Bauernhaus im Bezirk Kolomea, von Roman Kochanowski . . . . .	799
Erntebild aus Westgalizien, von Zygmunt Ajdukiewicz . . . . .	803
Altpolnischer Bauernpflug; aus der Sammlung Sr. Excellenz Wladimir Graf Dzieduszycki in Lemberg, von Julius Makarewicz . . . . .	805
Viehhausreiben bei den Podhalanen im Frühjahr, von Zygmunt Ajdukiewicz . . . . .	807
Stier und Kuh der semmelfarbenen Landrace aus dem westlichen Hügel- land, von Julius von Blaas . . . . .	809, 811
Kuh des Majdaner Schlages, von demselben . . . . .	813
Huzulenhengst aus dem ärarischen Gestüt in Rabauß (Bukowina), von demselben	815
Pferdemark in Krakau; nach dem Aquarell von Julius Kossak (1881) im k. k. kunst- historischen Hofmuseum zu Wien . . . . .	817
Urwaldbpartie aus den Karpathen, von Julius Falat . . . . .	825
Brettstige zu Jawoja unterhalb Babia góra, von Julian von Zachariewicz . . . . .	831
Fischdies auf einem Rohrstoß (Nachbildung der Rohrstoffe am oberen Nil); nach dem im Besitze Sr. Excellenz Wladimir Graf Dzieduszycki in Lemberg befindlichen Originale, von Julius Makarewicz . . . . .	839
Steinkohlengrube von Zaworzno (Zaworzner Gewerkschaft), von Hugo Charlemont	843
Eisenhüttenwerk in Wegierska-Górka (Erzherzog Friedrich), von demselben . . . . .	845
Zinkhütte in Sierzsa (Andreas Graf Potocki), von Roman Kochanowski . . . . .	847
Der Salzsee: Kronprinz Rudolf-Kammer; aus dem Wieliczka-Cyclus von Peter Stachiewicz . . . . .	849
Steinsalzgrube von Wieliczka (Zinanzäran); nach dem Gemälde im k. k. naturhistorischen Hofmuseum zu Wien, von Hugo Charlemont . . . . .	851
Höhlenfahrt im Bergwerke; aus dem Wieliczka-Cyclus von Peter Stachiewicz . . . . .	853
Die letzte Fahrt: das dreifache „Glück auf!“ beim Begräbniß eines Bergmannes; nach derselben Quelle . . . . .	855
Petroleumgruben von Potok bei Krosno; nach einem Bilde von Thaddäus von Rybkowski . . . . .	857
Das Erdwachsbergwerk zu Boryslaw, von Roman Kochanowski . . . . .	859
Blechwalze „Friedrichshütte“ in Dbszar, von Hugo Charlemont . . . . .	861
Brauerei in Dlocim bei Bochnia (Johann Göß von Dlocimski), von demselben . . . . .	865
Industrielle Etablissements in Sanyusch (Zywiec, Erzherzog Friedrich), von demselben . . . . .	869

	Seite
Soda- und Salzsäurefabrik in Szejakowa, von Hugo Charlemont . . . . .	871
Güterverflößer auf dem Sau (Kisjacy), von Julius Falat . . . . .	875
Überfuhr am Dniestr in Ostgalizien, von Thaddäus von Rytkowski . . . . .	877
Arbeiter-Wohnungen in Neu-Sandec, von K. Jęczyński . . . . .	885
Die Pruthbrücke bei Jaremce (Linie Stanislaw-Woronienska), von demselben . . . .	887

**Verichtigung:**

Seite 4, Zeile 12 und 13 von oben: Die Weichsel entspringt in Österreichisch-Schlesien.

# Galizien.

---





Vom Ringplatz in Krakau.

## Landschaftliche Schilderung.

Krakau.

Wenn man von Wien aus auf der Fahrt nach Galizien Schlesien mit seinen von Wohlstand und Ordnungsliebe zengenden Städtchen und Fluren verlassen und einen ziemlich öden, traurigen Theil des Großherzogthums Krakau hinter sich hat, gelangt man plötzlich mitten unter liebliche Hügel, unter amnuthige, wenn auch dem Blicke eines von Westen ankommenden Touristen, arm und bescheiden aussehende Dörfer. Man befindet sich eben in



der von Dichtern besungenen, von Malern mehrmals dargestellten Umgegend Krakaus. Die Häuser sind zwar meistens mit Stroh bedeckt, doch geräumig und stattlich, aus starken Holzbalken gezimmert, sorgfältig getüncht. Um die von Gärten umgebenen Dörfer breiten sich frische, von der Natur selbst besetzte Wiesen. Der Boden ist in der Regel kalkig, die Wege erscheinen auch mitten in den grünen Frühlingssaaten oder goldigen Ahrenfeldern als geradlinige, blendend weiße Streifen, kaum beschattet von dem aschgrauen Laube einfarmer, meistens abgestutzter Weiden.

Je mehr man sich der Stadt nähert, desto mehr fühlt man sich von der Gegend angezogen. Dem Thale entlang ziehen sanfte Hügel, von Buchen, Tannen und Lärchen bewachsen; aus dunklen Waldungen schießen junge, leichte und duftige Birken empor. An gewissen, ziemlich seltenen Tagen erblickt man die zackigen Spitzen der hohen Tatra. Schon öfters zeigt die Babiagóra ihre trüg aufsteigende Linie. Am Fuße des großen bis in den Spätsommer beinahe mit Schnee bedeckten Berges quillt die Weichsel hervor, der Fluß, welcher in Polens Liedern und Sagen dieselbe Rolle spielt, die in Böhmen der Moldau, in deutschen Ländern dem Rhein und der Donau zu Theil ward.

Unweit der Eisenbahnlinie erhebt sich zuerst die Ruine des alten, hoch gelegenen Schlosses Tenczyn, durch dessen öde Fenster des Himmels Blau uns wie mit hundert traurigen Augen anschaut. Der Charakter der Landschaft bleibt weiter derselbe, man bemerkt jetzt nur öfters weißgraue, einsame Felsstücke. Sie sind von Natur aus zu romantisch, um nicht vom Spinnengewebe der Legende umspinnen zu werden. Während einer tatarischen Invasion sollen fromme Nonnen von einer Schaar Mongolen verfolgt worden sein. Heiße Bitten und Gebete der Jungfrauen erwirkten ein Wunder. Die kleine Waldkapelle, in die sie sich flüchteten, verschwand mit ihnen plötzlich unter die Erde. An ihrer Stelle stehen jetzt die „Jungfrauen-Felsen“. Es gibt Leute, die so glücklich waren, den Gesang der heiligen, immer noch in der Tiefe weilenden Norbertanerinnen zu vernehmen. So wie hier, so waltet überall um Krakau herum Sage und Geschichte. Beide erzählen von langen Kriegen, von schweren Kämpfen mit europäischen und vornehmlich asiatischen Völkern, von der Vertheidigung aller christlichen Länder gegen mongolische, mohamedanische Übermacht und Barbarei. Als sich während des Pontificats Gregors des XIII. polnische Gesandte nach Rom begaben, um Heiligenreliquien für neu zu gründende Kirchen zu erbitten, soll ihnen der Papst gesagt haben: „Rehret heim und nehmt eine Handvoll polnischer Erde. Die ist durchtränkt vom Blute der Vertheidiger Christi.“

Wenn man die Denkmäler polnischer Cultur im allgemeinen und speciell Krakaus Charakter verstehen und würdigen will, muß man sich mit ähnlichen Gedanken der Stadt nähern. Sie offenbart sich endlich auch dem Reisenden; da sie flach am Flusse liegt, wird sie in den Morgenstunden von einem silbernen, halb durchsichtigen Nebelschleier umflossen,

aus dem jedoch die Königsburg mit ihrem Dome, manche Kirche und manche Bastei emporragt.

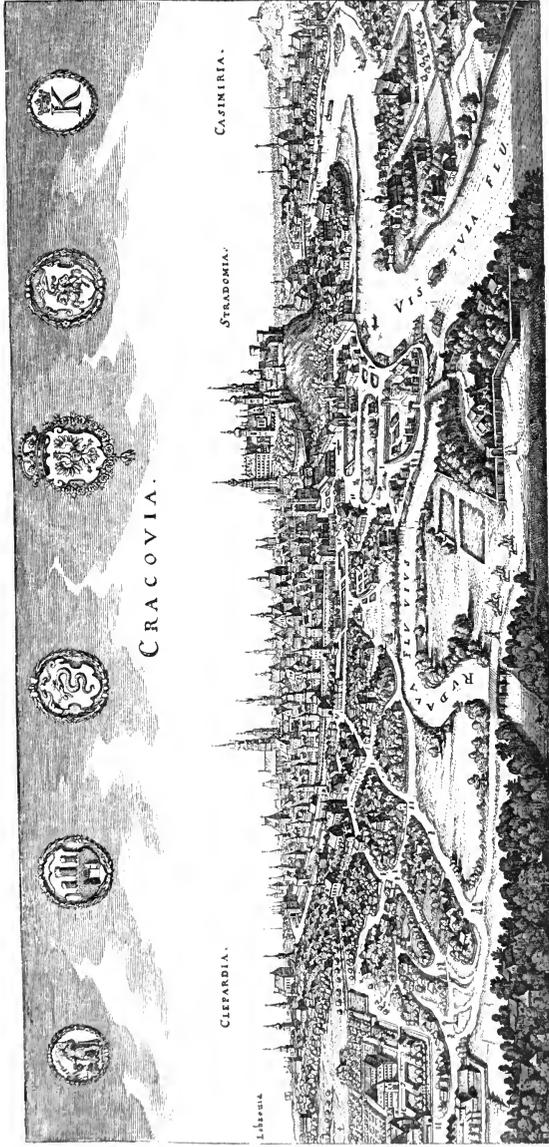
Die „thürmende Stadt“, von welcher Schiller spricht, scheint vor unseren Augen aufzutauhen. Man glaubt in vollständige Vergangenheit einzufahren, aus der Gegenwart in frühere Zeiten zu gerathen. Und das ist auch theilweise der Fall. Man möge nur die krumme, zum Schloß führende Straße durchwandern, in welcher die Domherren seit Jahrhunderten wohnen. Wie still ist sie, wie todt und feierlich. Ein Wunder, daß hier kein Gras zwischen den Pflastersteinen hervorquillt. Krakau ist ein Ort, wie Brügge, Mecheln oder Pisa, eine Stadt, wo das Menschenleben der Vegetation zu sehr gleicht, daß man dieselbe nicht auf den Straßen dulde. Die Häuser der Domherren sehen ebenso ehrwürdig und alt aus wie sie selber und haben noch zum größten Theil ihre Altica behalten. Freilich genügt ein kurzer Gang durch die interessantesten Gassen, um gewahr zu werden, wie viel Krakau von seinem mittelalterlichen Charakter eingebüßt hat. Feuerbrünste, Kriege, Plünderungen haben dabei mitgewirkt, die größte Schuld trägt jedoch das XIX. Jahrhundert oder — besser gesagt — die Armut der Stadt in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Damals wurde das alte Rathhaus zerstört, damals wurden die Stadtmauer und ihre baufälligen Basteien niedergedrückt. Der im Jahre 1815 creirten Republik Krakau fehlte es an Mitteln zu kostspieliger Restauration. Was nicht mit geringer Mühe wiederhergestellt werden konnte, mußte verschwinden. In den Zwanziger-Jahren konnte sich die Stadt noch rühmen, einen vollständigen von Thürmen flankirten Mauergürtel zu besitzen: der Verlust, den man damals wohl kaum empfand, erscheint heute unermesslich. In dem materiell und geistig verarmten Krakau spürte man wenig von der allgemeinen romantischen Bewegung, von der neu aufblühenden Vorliebe für mittelalterliche Kunst, Sitte und Leben. Prachtige Gartenanlagen, Plantationen genannt, ziehen sich jetzt um das frühere Krakau herum. Die Kastanien und Linden sind allerdings alt, ehrwürdig und schattig; auch sie sind wiederum Vergangenheit geworden. Nur an der nördlichen Seite stehen noch vier Thürme, die man als Andenken der zerstörten Befestigung bestehen ließ.

Im heutigen Aussehen der Stadt spielen die mittelalterlichen Überreste eine zwar bedeutende, aber nicht die vorherrschende Rolle. Der Tourist wird viel öfter an die Renaissancezeit als an die Epoche gothischer, geschweige denn romanischer Kunst erinnert. Er muß vor Allem an die italienischen Meister denken, welche im XVI. und XVII. Jahrhundert nicht mehr für die Bürgerschaft, sondern im Auftrage der Könige und adeligen Würdenträger arbeiteten. Trotz seiner zahlreichen Backsteinkirchen, und trotz der in letzterer Zeit beinahe systematisch vorgenommenen Entstellung seiner Privathäuser trägt Krakau heute viel eher den Charakter einer italienischen, aus der Epoche der Hoch- und Spätrenaissance stammenden, als den einer deutsch-mittelalterlichen Stadt.

Indem wir die Gasse heruntergehen, lesen wir an Thorstürzen und Fenstereinfassungen lateinische Inschriften ab. Sie zeugen alle von dem echten humanistischen Geiste, von dem glückseligen Optimismus einer naiven, edlen, hochstrebenden Zeit. Krakau hat seine an den Häusern stehenden geschnitzten Heiligenbilder meistens verloren; nur hier und da leuchtet abends vor der Madonna ein von frommen Händen angezündetes Lämpchen. Aber die in der gelehrten Humanistensprache verfaßten, in Stein und Marmor gemeißelten Sentenzen bilden noch immer den Schmuck vieler Privatwohnungen und reden den Wanderer an, wie vor Jahren. „Pateat amicis et miseris“, „Sibi amico et posteritati“ oder „Tecum habita“, „Operosum est cunctis placere“, „Virtus labore nitescit“, „Regem honora, Deum cole, libertatem tueare“, so lehren uns diese Inschriften. Zwei andere in der Domherrengasse befindliche lauten: „Procul este profani“, „Nil est in homine bona mente melius“.

Wir wollen indeß nicht länger bei diesen Aussprüchen verweilen. Treten wir lieber in die Höfe der von den Domherren bewohnten Häuser ein. Im Allgemeinen begegnen wir da meist einer, den mittelalterlich winzigen Hof umgebenden Säulenhalle, die uns — im Kleinen — an die italienischen Paläste der Renaissance erinnert. Durch das stattliche Thor sieht man öfters in einen Garten, der in der Pracht schöner Sommertage schimmert und glänzt. An den Blättern der Bäume brechen sich die Lichtstrahlen so scharf und kantig, die Säulen des kleinen Hofes sind in ihrer Form so edel und schlank, unter den Arcaden liegt so prächtiger, kühler Schatten, es herrscht hier solche Frische und Frieden! Man kann sich ruhig einem halbwachen Traume ergeben, sich gehen lassen, nach Norditalien in Gedanken pilgern. Um indeß diese Krakauer Sommerstimmung von Grund aus zu genießen, muß man eben die verborgenen Winkel kennen, als Stadtkind geboren sein oder von einem kunstflümmigen Fremde herumgeführt werden. Sonst wird man zwar einige prächtige Kirchen und verschiedene alte Bauten bewundern, hier und da auch ein interessantes Detail bemerken, kann aber trotzdem die Stadt verlassen, ohne etwas von ihrem eigentlichen Reize zu ahnen. Der fremde Tourist wird schwerlich die schönen Partien, die kulturhistorisch wichtigen Theile Krakaus auffinden können. Es ist für ihn bitter wenig gesorgt. „Die Steine werden schreien“, sagt zwar die Schrift, hier reden sie aber nur für den Eingeweihten, sie reden nur polnisch. Und was sie zu sagen haben, wäre vielleicht interessant genug, um auch in andere Sprachen übersetzt zu werden. Dann träte auch die ganze Bedeutung, die volle Poesie der alten Stadt ins Licht.

Wir wollen Krakau vom Eisenbahnhofe aus betreten, nachdem wir zuvor einen flüchtigen Blick auf die Plantagen geworfen haben. Um in die eigentliche Stadt zu gelangen, muß man die Überreste der früheren Befestigung passieren. Da sehen wir zunächst ein Stück weißgrauer Wand und vier aus Stein und geschwärztem Ziegelwerk erbaute



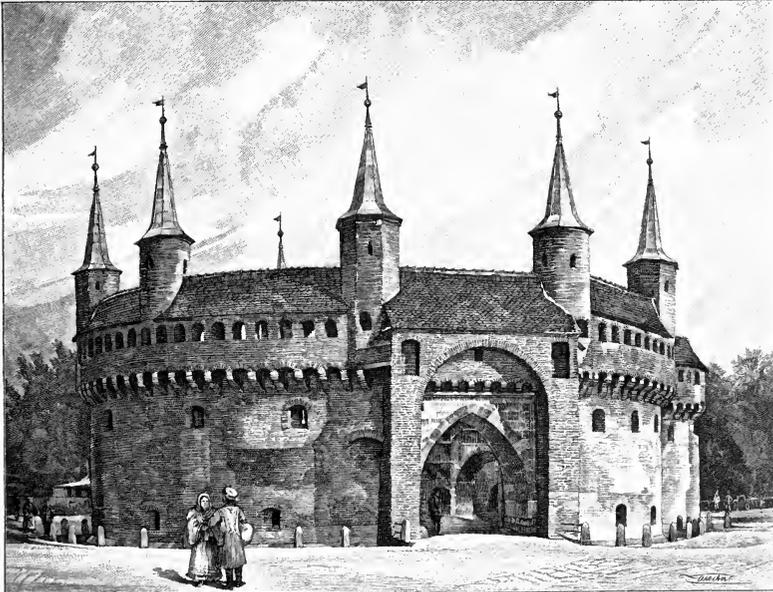
Stofan im XVII. Saßhundert.

Thürme; zur linken Hand die Posamentirerbastei. Dann folgt das Thor des heiligen Florian. Er ist als Schutzpatron vor Feuergefahr geehrt; wie in Böhmen Johannes Nepomuk, so steht er in Galizien überall, in Holz geschnitten, in Stein gemeißelt, in Dörfern und Städtchen, auf öffentlichen Plätzen, an den Straßenwinkeln. Krakau besaß einst sieben Stadttore, heutzutage ist ihm nur das eine, dem heiligen Florian geweihte geblieben, ein stattlicher, quadratischer Bau. Die Bedachung ist nicht mehr ursprünglicher Bau. Die Bedachung ist nicht mehr ursprünglicher Bau, sie stammt aus dem XVII. Jahrhundert, doch hatte das Thor schon die jetzige Silhouette, als im Jahre 1683 König Johann III. Sobieski auf dem Zuge nach Wien begriffen hier vor dem Madonnenbilde betete. Rechts von dem Thore bemerkt man zwei andere Thürme: der eine halbrunde gehörte der Tischlerzunft und sollte von ihr im Kriegsfall vertheidigt werden, der zweite achteckige war den Zimmerleuten eigen. Von einer doppelten Mauer, von Wassergräben, Fallbrücken, Wällen und Pallisaden ist heute nichts mehr zu sehen. Dem Florianithore gegenüber steht bis jetzt eine am Ende des XV. Jahrhunderts erbaute Barbakane. „Es ist dies“ erklärt der um Krakaus Ruhm so sehr verdiente Director des Germanischen Museums, Essenwein „ein runder Vorbau, der einen Hof umschließt und ein vorgeschobenes Festungswerk bildet.“ Die Barbakanen waren dazu bestimmt, den Bürgern einer belagerten Stadt die Möglichkeit zu geben, den an die Stadtmauer angelangten Feind mit Schuß und Steinwurf zu belästigen und auf diese Weise das Eingangsthor zu vertheidigen. Das sogenannte „Kondell“ ist etwas verstümmelt, es steht nicht mehr in Verbindung mit der „Porta S. Floriani“, es steckt auch zum Theile unter der Bodenfläche der heutigen Stadt. Trotz alledem gehört es zu ihren größten Sehenswürdigkeiten, zu den seltensten erhaltenen Beispielen mittelalterlicher Vertheidigungskunst. Mit ihren schlanken Thürmchen, mit ihren Schießscharten trägt die Barbakane sehr viel dazu bei, die kulturhistorische und malerische Bedeutung Krakaus zu heben.

Ehe wir durch das Florianithor in die Stadt eintreten, wendet sich unsere Aufmerksamkeit einem Gebäude zu, das sich an die alte Wand anlehnt und früher als Zeughaus diente. Heute findet hier ein Theil der fürstlich Czartoryski'schen Sammlungen Unterkunft. Vor mehr als hundert Jahren, zur Zeit, wo man noch das Wort „Polen“ auf den geographischen Karten lesen konnte, hat eine edle, geistig bedeutende, kunstliebende Frau, Fürstin Jzabella Czartoryska, Antiquitäten, Bilder, Bücher, Manuscripte, patriotische Denkwürdigkeiten und vor Allem für die Geschichte Polens wichtige Urkunden zu sammeln begonnen. Der Landsitz, in dem sie diese Reichthümer aufbewahrte, fiel schließlich der russischen Regierung zu. Nach dem Aufstande des Jahres 1830, wo manches von den mühsam gesammelten Schätzen vernichtet oder entführt wurde, mußte die fürstliche Familie das Land verlassen. Was von den Sammlungen übrig blieb, wurde nach Frankreich oder nach Galizien gebracht und durch neue Ankäufe immer vermehrt. Heute ist Alles wiederum

unter einem Dache vereinigt. Die Bildergalerie kam ihrerzeit nach Paris, wo sie europäischen Ruf erlangte. Und doch bilden die Gemälde vielleicht den am wenigsten werthvollen Theil der an keramischen Erzeugnissen, Goldarbeiten, Emails, Geweben, Waffen und Rüstungen reichen Sammlung. Die Bibliothek ist werthvoll, noch wichtiger aber ist das Archiv.

Indem wir nun die Stadt betreten, wenden wir uns zunächst dem berühmten Krafauer Ringplatze zu. Die Straße, die uns dahinführt, ist eng, wie es den Gassen



Die Barbakane (Rondell) in Krafau.

einer mittelalterlichen, von Mauern umgrenzten Stadt gezieht, doch mangelt den Häusern der entsprechende Charakter, und die Leute, denen wir begegnen, sehen zumeist arm und trostlos aus. Um so überraschender wirkt auf uns der Anblick des weiten, prächtigen Platzes, auf den wir von dieser Gasse aus gelangen. Vor uns steht der mächtige, gothische Backsteinbau der Marienkirche mit ihren hoch aufsteigenden Thurmspitzen. Etwas rechts, den Ringplatz in zwei Hälften schneidend, offenbaren uns die Tuchhallen ihre originelle, phantastische Architektur. Hinter ihnen ragt der imposante Rathhausthurm empor. Die umgebenden Häuser und Paläste mögen uns theilweise neu und stilllos erscheinen: die

vorherrschenden, ehrwürdigen, wunderbaren Gebäude sorgen schon dafür, daß wir uns in einer ganz besonderen Welt fühlen. Die Mittagsstunde hat soeben geschlagen. Auf dem halbleeren Platze sieht man plötzlich Leute, die ihr Haupt entblößen und zu beten anfangen: der Friedensengel, Angelus Domini, fliegt eben über die Stadt und läßt ihre Glocken erklingen. Dann dringt zu uns, von der Höhe des Frauenkirchenthurmes herab, eine seltsame, weit schallende und doch sanfte Melodei. Krakau besitzt kein Glockenspiel, das so manches süddeutsche und norditalienische Städtchen ergötzt. Alle Stunden, Tag und Nacht, blasen dafür die Thürmer der Marienkirche ein altes Lied, und zwar viermal, in die vier Weltgegenden hinaus. Im Mai, in dem der heiligen Jungfrau geweihten Monate, lassen die Thürmer auch Frühmorgens, nach Sonnenaufgang, fromme Melodien in die noch schlummernde Stadt erklingen.

Die Marienkirche kehrt dem Ringplatze zwei große rothe Thürme zu, welche mit den Jahren dunkel geworden sind. Der linke ist schlanker und höher und läuft in eine originelle, leichte Bedachung aus: in acht Thürmchen, welche die Mittelspitze umgeben. Von dorthier ergießen sich zu jeder Stunde jene weithin klingenden, eben erwähnten Melodien. Der zweite Thurm ist um vieles niedriger und trägt eine Mütze im Barockstil. Die Legende erzählt, daß zwei Brüder, beide Architekten, es unternommen hätten, diese Thürme aufzubauen. Der Eine, der jüngere, dachte nur daran, daß sein Bau so hoch als möglich emporschieße. Der Andere legte indessen mächtige, breite Stützen unter den seinen. Plötzlich bemerkte der jüngere Bruder, daß er die Arbeit nicht höher führen könne, weil die Fundamente eine weitere Last nicht mehr ertragen konnten. In einem Augenblick von Schmerz und Besinnungslosigkeit erstach er den Bruder. Der zweite Thurm blieb unvollendet; das Messer, mit welchem der Brudermord vollbracht wurde, hängt im Thorwege der Tuchhalle.

Von dem ersten, im Jahre 1226 begonnenen Holzbau der Marienkirche ist keine Spur geblieben. Der heutige trägt den Stempel einer viel späteren Zeit und hat vorzüglich den Charakter der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Es ist ein gothischer Ziegelbau, welcher viele Details in Steinausführung und Spuren begonnener, aber nicht ausgeführter Strebepeiler und Strebebogen an sich trägt. Die Marienkirche ist die schönste und älteste Kirche Krakaus. Mit der Geschichte der reichen städtischen Bürgerschaft innig verwachsen, enthält sie Beweisstücke der Andacht ganzer Generationen.

Nach der Verwüstung des Landes durch die Tataren im XIII. Jahrhundert ertheilte Boleslaus der Schamhafte (Pudicus), Fürst von Krakau und Sandomir, deutschen Ansiedlern das Privileg, sich nach Magdeburgischem Rechte einzurichten. So wurde die Stadt zur Hälfte deutsch, und die Marienkirche war lange Zeit hindurch ein deutsches Gotteshaus, in welchem sich die nun fremde Bürgerschaft taufen und begraben ließ.

Die Taufkapelle, welche aus dem XIV. Jahrhundert stammt, trägt eine deutsche Inschrift. Noch im XVI. Jahrhundert wurden hier Predigten in zwei Sprachen gehalten, bis endlich die polnische Sprache wieder zur Herrschaft gelangte. Den Deutschen überließ man dafür das in der Nähe befindliche Kirchlein der heiligen Barbara.

Wenn man in die Kirche „unserer lieben Frau“ eintritt, so hat man drei sehr alte Fenster vor sich, welche, im Hintergrunde des Chores angebracht, farbig und leuchtend, einem Mosaik aus Saphiren, Topasen und Rubinen gleichen. Von diesen Fenstern heben sich die goldenen Figuren des Hochaltars, des von Veit Stoß ausgeführten riesigen Triptychons wirksam ab. Wenn die Altarflügel offen stehen, sieht man in dem Mittelfelde die geschnitzte Darstellung von dem Tode der Gottesmutter im Kreise der Apostel. Ist der Altar geschlossen, so zeigt er uns eine Reihe von Szenen aus dem neuen Testamente auf himmelblauem Grunde, welcher hie und da mit Sternen besäet ist.

Als man vor einigen Jahren die Restaurirung des alterthümlichen Baues unternahm, wurden die Wände von Jan Matejko polychromirt. An den Wänden des Chores hat Matejko eine Reihe von Engeln dargestellt, von denen ein jeder eine Banderole in der Hand hält, worauf eine Anrufung der Mutter Gottes geschrieben steht, mit je einem der Titel, welche ihr die lauretanische Litanei beilegt. Um das Innere des Gotteshauses herum sind die Worte des Lobes „Salve Regina“ angebracht, im Hauptschiff sieht man verschiedene Wappen, so die der städtischen Zünfte, der Facultäten der Universität zc. Das Bogengewölbe der Decke ist mit goldenen, sich ineinander schlingenden, aus Sternen gebildeten Bändern überzogen. Die Kirche mag in Folge dessen heute etwas bunt und unruhig erscheinen, doch beginnt bereits die Zeit die Farben zu verschmelzen und eine großartige Harmonie unter ihnen herzustellen. Auf keinen Fall wird man sich der Erkenntniß verschließen können, daß eine große Seele diese Malerei inspirirt hat. Will man diese höchst kühne und ganz und gar individuell geschaffene Polychromie vollauf würdigen, so muß man einmal Abends, zur Zeit der Maiandacht, in die Frauenkirche eintreten oder auch zur Hirtenmesse um Mitternacht des „heiligen Abends“ oder endlich während der großen Auferstehungsprocession am Charfreitag. Da strahlt die Kirche von Lichtern, die Farben aber verbinden sich zu seltsam ruhiger Harmonie und die Sterne des Gewölbes sehen aus einem Nebelschleier hernieder, als wären es die wirklichen Sterne des Himmels.

Bei jener Restaurirung wurden die weißen Scheiben der Fenster durch grünliche „Fonds de bouteille“, bald auch durch einige prächtige bunte Fenster ersetzt. Sonst aber ging man pietätvoll zu Werke. Man rührte weder an den Barock-Altären und Sängerkhören, noch an den manierirten Gemälden; man verschob weder das Tabernakel noch den gekreuzigten Christus, dem ein getriebenes Silberblech als Hintergrund dient; es blieb der polnische weiße Adler, welcher den Orden des goldenen Vlieses am Hals

trägt, im Seitenschiff auf seinem Plage, ein großer Vogel, dessen Mechanismus es ihm gestattet, mit den Flügeln zu schlagen. Auch sind Grabdenkmäler vieler Jahrhunderte dort verblieben. Unsere Abbildung zeigt die Grabmalplatte des 1516 verstorbenen Peter Salomon, welche knapp neben dem Hochaltar ihren Platz hat. Durch die Kirche wandelnd, begegnen wir vielen Denkmälern von Krakauer Bürgern, Gelehrten, Würdenträgern, Werken einer frühen, bescheidenen oder späteren reichen Renaissance, neben den Arbeiten einer noch späteren, pomphaften Kunstepoche, sowie neben den einfachen Grabmälern der hervorragenden, kürzlich verstorbenen Söhne und Töchter dieses Landes. Jahre, Jahrhunderte sind über der Kirche „unserer lieben Frau“ hinweggegangen, und jedes Jahrhundert, jedes Jahrzehnt hat irgend ein Merkmal daran zurückgelassen.

Neben der Frauenkirche steht das Kirchlein der heiligen Barbara, welches der Sage nach von den Maurern, die beim Bau der Krakauer Pfarrkirche beschäftigt waren, in arbeitsfreien Stunden erbaut worden ist. Der Winkel zwischen der Frauenkirche und dem Kirchlein der heiligen Barbara gehört zu den allercharakteristischsten Plätzen der Stadt. Die Krakauer Künstler haben dies auch schon lange erkannt, und es fehlt nicht an historischen oder genrehaften Gemälden, deren Darstellungen sich auf diesem Plage abspielen. Das Innere des Kirchleins ist vom Grund aus verdorben, an der Außenseite jedoch treten als kleine aber höchst reizende Anbauten, die aus dem Beginn des XVII. Jahrhunderts stammende Kapelle und die herrliche spätgothische Vorhalle hervor.

Wir könnten uns jetzt nach dem kleinen Ringplatz begeben, wo gleich wie auf der Piazza d'Erbe in Verona lustige Höckerinnen unter Sonnenschirmen oder in Bretterbuden sitzen und Obst verkaufen. Wir könnten durch die Hengasse gehen, welche nach dem kleinen Ringplatz führt: eine enge, durchaus mittelalterliche Straße. Auf einer Seite steht die Studentenburse, ein stattliches Gebäude aus späterer Zeit, auf der anderen Seite treten die rohen, nackten, spärlich mit Fenstern versehenen Mauern des Grauen Hauses hervor, das einem Kastell ähnlich ist und an befestigte Häuser italienischer Städte erinnert. Hier soll im XIV. Jahrhundert die schöne Jüdin Esther, die Geliebte Kazimirs des Großen, gewohnt haben. Allein, wir können bei solchen Einzelheiten nicht verweilen, es gibt deren gar zu viele in Krakau. Nehren wir nach dem großen Ringplatz mit seinen historisch gewordenen Häusern zurück, an denen trotz ihrer banalen Façaden doch manche schöne Details wahrzunehmen sind. Die gewölbten Fluren haben sich zum Theile erhalten; in den Sälen, wo ehemals die Gesandten fremder Mächte gewohnt hatten, laufen längs der Decke große, geschnitzte Tragbalken, stehen hie und da alte, gewichtige Kamine. Hier hielt sich, der Überlieferung nach, die Gesandtschaft der Venetianer auf, dort waren die türkischen Botschafter gastlich aufgenommen, dort wieder befand sich die königliche Münze. Senes Haus war Eigenthum einer der zahlreichen italienischen Familien, welche sich in Krakau



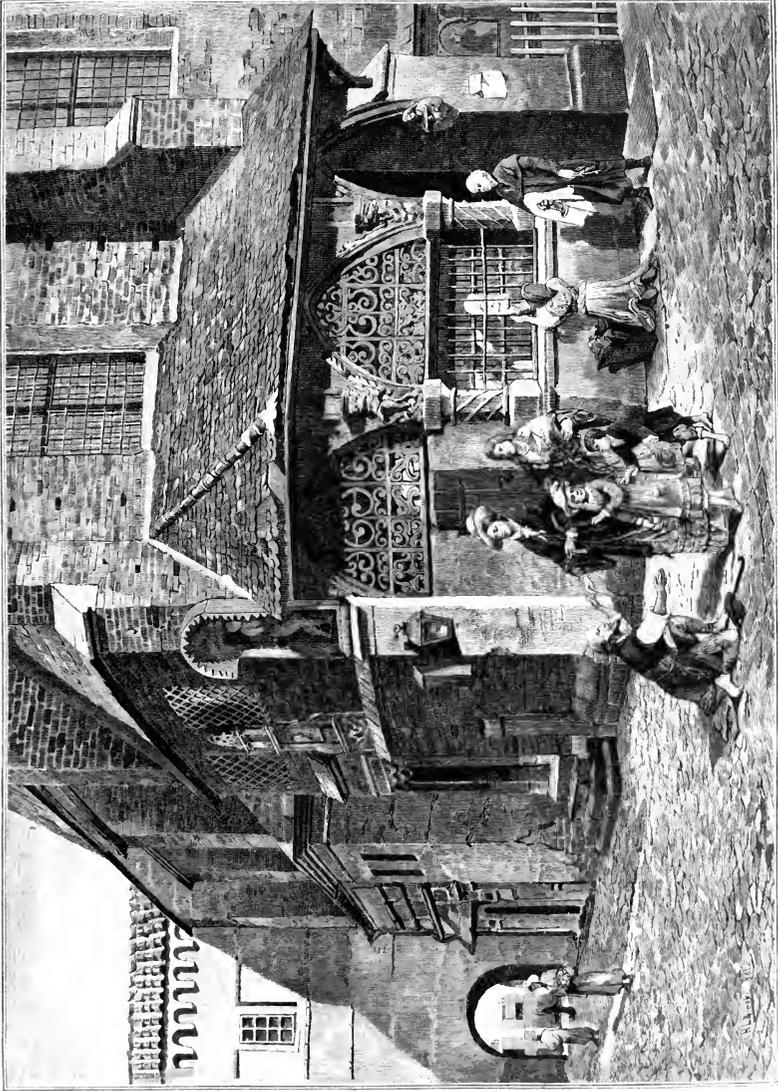
Grabmal des Peter Salomon in der Marienkirche zu Krakau.

angesiedelt hatten. Hier aber, in dem heutigen Palaste der Grafen Potocki, wohnten berühmte Humanisten; später ward da eine Buchhandlung untergebracht. Der Sohn Peters des Großen, dann Prinz Josef Poniatowski, später der König von Sachsen und gleichzeitig Fürst von Warschau und endlich Kaiser Franz Joseph I. und Erzherzog Rudolf; sie alle sind in diesem Hause abgestiegen. Die Krakauer, sowie fremde Künstler und Kunstforscher besichtigen dort heute eine Reihe von Gemälden ersten Ranges, namentlich

eine Hirtenscene, welche dem Giorgione zugeschrieben wird. So erzählen der Reihe nach die Häuser des Ringplatzes dem Wanderer von der Vergangenheit, indem sie manchmal ihre schönen Vorhallen seinen Blicken zeigen oder ihm gestatten, durch das geöffnete Thor den von Arcaden umgebenen Hofraum zu erblicken.

Aber am meisten hat wohl die Tuchhalle (Sukiennice) zu erzählen. Auch sie reicht bis zum Privileg Boleslaus des Schaumhaften aus dem Jahre 1257 zurück, auch sie hat eine ganze Reihe von Veränderungen durchgemacht. Sie bestand anfänglich aus zwei Reihen von Kaufläden und wurde endlich eine der merkwürdigsten und charakteristischesten Bauten der Stadt. Vor zwanzig Jahren restaurirt, besitzt die Tuchhalle heute schöne gothische Lauben, und wenn sie auch Spuren der verschiedensten Epochen der Baukunst an sich trägt, so sind diese Bruchstücke doch so zusammengestimmt, so innig untereinander verbunden, daß der Bau mit seiner Attica, seinen steinernen phantastischen Masken, Phialen, der gothischen Bogengewölbung seiner Kreuzgänge und seinen Kapitälern, welche nach Matejkos Zeichnung gemeißelt wurden, ein vollständiges, ineinander fließendes, krautartiges Ganzes darstellt. Im Mittelraum erstreckt sich von einem Ende zum anderen eine lange, mit einem Tonnengewölbe gedeckte Halle, welche zu beiden Seiten mit Kramläden besetzt, von Leben und Bewegung der Käufer, von den Anpreisungen der Verkäufer wiederhallt. Hier haben zu verschiedenen Zeiten Festlichkeiten stattgefunden, und die Erinnerung an einige derselben dauert bis auf den heutigen Tag. Hier begrüßte man im Jahre 1809 den Prinzen Josef Poniatowski, den Anführer der napoleonischen Armee; das letztemal wurde dieses Innere in einen Ballsaal verwandelt, als im Jahre 1880 Seine Majestät Kaiser Franz Joseph hier weilte. Im ersten Stockwerke des Baues sind zwei artistische Institute untergebracht. Das eine ist der alte und hochverdiente Kunstverein, das zweite, jüngere Institut entstand im Jahre 1879 dank der Opferwilligkeit des in Rom lebenden weithin berühmten Malers Heinrich Siemiradzki. Im Nationalmuseum häufen sich immer mehr und mehr Werke polnischer Kunst aus Vergangenheit und Gegenwart; bietet auch die Sammlung nicht hinlänglich viel, um die ganze historische Entwicklung oder das volle Aufblühen der polnischen Malerei zu würdigen, so findet doch der Kunstfreund in den ausgestellten Gemälden und Skulpturen, in den vorhandenen Gemmen und Cameen, in Originalen und Abgüssen der in Polen geschaffenen Plastik des Mittelalters und der Renaissance, sowie in den kirchlichen Malereien der Ruthenen reichen Stoff anziehender Belehrung.

Unweit der Tuchhalle ragt ein Thurm empor, der einzige Überrest des zerstörten Rathhauses. Verschwunden sind die weitläufigen Gebäude, welche sich ehemals — noch zu Beginn des XIX. Jahrhunderts — in seiner Nähe befanden, verschwunden die meisterhaft verfertigte Uhr, an der nach mittelalterlichem Brauch allegorische Figuren hervortraten,



Eingang der St. Barbara'skirche in Strassburg.

welche die Stunden anzeigten. Der gothische Thurm, heute des größten Theiles seiner Zierden beraubt, mit einer späteren Bedachung abschließend, steht nun vereinsamt und traurig da, gleichsam Tag und Nacht über die Vergangenheit nachsinnend. Wohl verkündet er auch den heutigen Geschlechtern, die er nicht mehr versteht, die Stunden; doch irrt er zuweilen, und wenn er auch seine Pflicht erfüllen will, es geht nicht mehr, denn alles an ihm ist erstarrt und leblos. Nachts aber, im Glanze des Mondlichtes, das sich über den ganzen Ringplatz ergießt, nimmt er einen seltsamen Ausdruck, eine ungeheure Würde an. Er steht da, wie ein Finger Gottes, hochragend, gleichgiltig auf Leben und Treiben der Mitwelt niederblickend. Er sieht auf das Kirchlein des heiligen Adalbert herab, das, älter als er, heute barock, ehemals aber ein romanischer Bau gewesen ist, er sieht auf die uralte Tuchhalle, gleich ihm eine Kronzeugin großer traumhafter Vergangenheit.

Zweimal in der Woche wird in Krakau eine Messe abgehalten, und da überschweben die Sukmanen<sup>1</sup> der die Stadt umgebenden Dörfer den ganzen Ringplatz. Da ist es laut in der Stadt, alles ist bewegt, alles farbig. Manchmal auch fährt eine Bauernhochzeit über den Platz, die Braut und ihre Angehörigen sitzen auf Wagen, die Brautjungfer jagen auf ihren Pferden voraus. Viele benachbarte Dörfer gehören zur Pfarre der Frauenkirche, und die Mädchen, die in Meierhöfen geboren worden, von wo aus man die Thürme der Pfarrkirche sieht, anerkennen keine andere kirchliche Einsegnung, als jene, die sich in den Mauern des alten Gotteshauses vollzieht. Am lebhaftesten aber geht es hier zur Zeit des Frohnleichnamsfestes zu. Im Vergleiche mit den stolzen Processionen in Italien und in Wien ist der kirchliche Umgang in Krakau an diesem Tage freilich bescheiden, provinziell und ärmlich; um so leuchtender aber wirkt das locale Colorit, um so erbauender die Andacht und tiefe Sammlung der Teilnehmer. Eine ganze Woche hindurch ist die Stadt voll flatternder Fahnen, bis endlich in der Octave des Festes der Ringplatz abermals festlich umgangen wird. Wenn der letzte Fahnenträger wieder in die Frauenkirche zurückgekehrt ist, beginnt eine eigenartige Volksbelustigung. Vor Jahrhunderten sollen die Tataren gerade an dem Tage eines ähnlichen Kirchenfestes in Krakau eingefallen sein. Ein Fischer aus der Vorstadt hatte damals einen Haufen junger Burschen zusammengelesen und mit ihnen den Feind verjagt. Ein Nachkömmling jenes Fischers verkleidet sich bis auf den heutigen Tag in einen Tataren, besteigt ein hölzernes Pferd und stürmt nach dem Ringplatz von einer Schaar von Gassenvolk umgeben. Wer ihm nahe kommt, den traktirt er mit Stockschlägen, er selbst aber streckt die Hand nach dem Gelde aus, das man ihm aus den Fenstern zuwirft.

Vom Krakauer Ringplatz laufen je einige Gassen nach allen Weltgegenden hinaus. Die wichtigste unter ihnen führt uns zur Burg, sie wird auch bis auf den heutigen Tag die

<sup>1</sup> So wird das Oberkleid des galizischen Bauers genannt.

Burgstraße genannt. Ehe wir jedoch diesen Weg verfolgen, wollen wir uns westwärts, nach der Annengasse wenden, um die alte jagiellonische Universität zu besuchen.

Die Krakauer Universität, im Jahre 1364 durch Kazimir den Großen gegründet, durch Ladislaus Jagiello im Jahre 1400 vervollständigt, gehört zu den ältesten, zu den berühmtesten Universitäten Europas. Ungarn, Schweden, Schweizer und namentlich Deutsche kamen in großer Anzahl, um hier zu lernen. Der historische Faust, „Georgius Sabellicus“, „Faustus iunior“, „magus secundus“, war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schüler des jagiellonischen „studium generale“. Erst im XVII. Jahrhundert gerieth die Hochschule in Verfall, von dem sich dieselbe jedoch in den letzten Jahrzehnten der polnischen Republik auf kurze Zeit wieder erhob. Heute befindet sie sich in einer neuen Epoche des Aufblühens und Gedeihens.

Der Bau, welcher in der Annengasse steht, stammt aus dem Ende des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. Er beherbergt jedoch keine Lehrsäle mehr, sondern nur die Bibliothek, welche, namentlich an alten polnischen Drucken reich, über 200.000 Werke und mehr als 5000 Handschriften besitzt. Unter den Letzteren ist besonders der sogenannte Codex picturatus zu erwähnen, welcher die alten Kunst- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau sammt herrlichen Miniaturen enthält. Jenen, welche die Bibliothek besichtigen, pflegt man gewöhnlich außer den Unterschriften der Monarchen und berühmten Gäste ein großes Buch aus Pergament zu zeigen, auf dessen einer Seite sich ein großer schwarzer Fleck befindet. Der Sage nach war dieses Buch Eigenthum jenes Twardowski, welchen man den polnischen Faust nennt; dieser Fleck aber ist nichts anderes, als die Spur der Krallen, welche Satan einstmals auf das Buch des Zauberers legte.

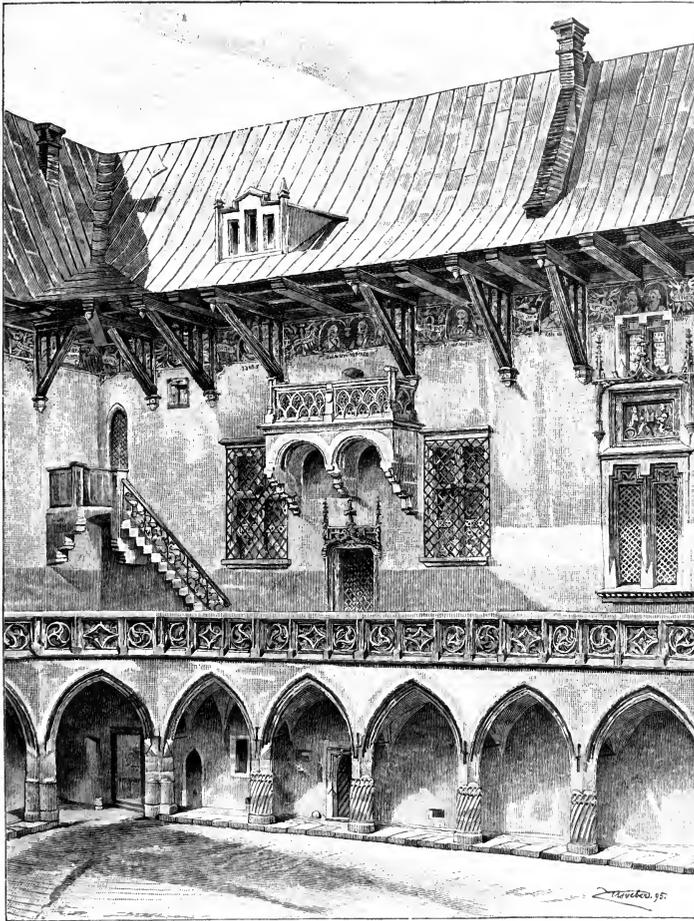
Zahlreiche Um- und Zubauten haben den äußeren Anblick des ehemaligen Collegium maius, das heute der Bibliothek dient, verändert. Die letzte Restauration (1841 bis 1864) hat die verschiedenen und verschiedenartigen Gebäude zu künstlerischer Einheit miteinander verbunden, ohne den ursprünglichen Charakter zu verweisen. Jedem Vorübergehenden fesselt der Anblick der zwei Facaden, nach der Annengasse und nach der Jagiellonischen Gasse hin. Man muß jedoch in das Innere des Baues treten, einen Blick in die Kapelle und in den Wohnraum des heiligen Joannes Cantius, ehemaligen Professors und heutigen Patrons der Hochschule, werfen, man muß im Innenhof stehen bleiben, um den Zauber und die Stimmung dieses alten Bauwerkes richtig zu würdigen. Ringsherum läuft ein Gang, der auf meisterhaft geschmiedeten gothischen Säulen ruht, welche die complicirte Wölbung stützen. Weiter oben, über dem Säulengange, sind in die Wand alte Basreliefs, alte Thürrahmen, Balkone, Gedenktafeln eingefügt. Das Dach, über der lothrecht en Linie der Mauern kräftig ausladend, ruht auf hölzernen Stützpfählern. Im Hofe ist es stille und feierlich, selbst in den frühen Morgenstunden, wenn die Besucher in

die Säle der Bibliothek eisen. Mitten im Hofraume der Jagiellonischen Bibliothek erhebt sich ein Brunnen. Bald wird an seiner Stelle eine Statue des jungen Copernicus stehen, welcher ein Schüler der Krakauer Hochschule gewesen ist. Auch lohnt es sich wohl der Mühe, alle die gewölbten Säle zu durchwandeln, welche mit den Standbildern berühmter Männer angefüllt sind, sowie die „Stuba communis“ zu betrachten, deren Erker heute noch erhalten ist und in welcher die Letzte aus dem Geschlechte der Jagiellonen, Königin Anna, die Gemalin Stefan Bátorys, einmal unter den Professoren Platz genommen hat.

Zu der Nähe des heutigen Bibliotheksgebäudes befinden sich verschiedene wissenschaftliche, zur Universität gehörige Anstalten. So hinter dem ehemaligen Collegium maius das Collegium minus, ein Bau ohne ausgeprägtem Charakter, das zoologische Cabinet, das chemische Laboratorium und vor allem das sogenannte „Collegium novum“, ein neuer Bau, welcher, im Jahre 1887 eröffnet, hauptsächlich zu humanistischen und rechtswissenschaftlichen Vorlesungen dient. Der Architekt hat es hier verstanden, sich der Umgebung anzupassen. Namentlich verdient das Innere desselben Lob, während überdies Aula, Conferenz- und Lehrsäle viele werthvolle Malereien enthalten. Die Kliniken, Spitäler, Laboratorien, das „Theatrum anatomicum“, der botanische Garten und andere mit der Universität zusammenhängende Institute haben, ferne vom Mittelpunkt der Stadt, im östlichen Stadtviertel Unterkunft gefunden.

Neben dem ehemaligen „Collegium maius“ erhebt sich das St. Annengymnasium, ein berühmtes Lyceum, in dessen Mauern viele bedeutende Männer ihre Erziehung empfangen haben. Schüler dieser Anstalt war unter anderen auch Jan Sobieski. Auf der anderen Seite der Gasse, gegenüber dem Gymnasium, öffnet ihre Pforte die St. Annenkirche, ein interessanter Barockbau, der gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts und, wie es heißt, nach dem Muster der Kirche St. Andrea della Valle in Rom erbaut wurde. Die Wände der Kirche sind mit Porträts und Grabdenkmälern von Professoren der Universität bedeckt, der Altar des Querschiffes birgt die Reliquien des heiligen Joannes Cantius. Nikolaus Copernicus und einer der größten polnischen Dichter, Julius Stowacki, haben hier auch ihre ungemein bescheidenen Grabmäler gefunden.

Wenn wir uns von der St. Annenkirche aus über die Plantationen in die Burgstraße begeben, kommen wir an dem bischöflichen Palaste vorüber. Der große Brand im Jahre 1850 hat den ganzen Stadttheil zerstört und auch diesen alterthümlichen Bau nicht verschont. Im Hofraum jedoch kann man noch die Überreste einer prächtigen Colonnade erblicken. Wir treten nun auf den kleinen Platz und, wenn wir uns mit dem Gesichte nach Süden wenden, haben wir zu unserer Rechten den ehemaligen Palast der Grafen Wielopolski, das heutige Magistratsgebäude, sowie die Kirche und das Kloster der Franziskaner; zur Linken aber den kühnen Bau der Dominicanerkirche. Vor einigen Jahrzehnten stand



Hofraum der Jagiellonischen Bibliothek in Krakau.

hier noch eine ganze Reihe von Bauten, von welchen heute nur mehr wenige alte Krakauer etwas wissen. Der Name „Allerheiligenplatz“ erinnert daran, daß sich hier ehemals eine Kirche dieses Namens befand.

Die Jünger des heiligen Franz von Assisi gelangten früh nach Polen. Am Anfang der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurde ihnen in Krakau eine Kirche gebaut.

Viele Jahre sind verfloßen, vieles Ungemach ist über das Gotteshaus gekommen, die Feuersbrunst von 1850 zwang zu einem Umbau und zum Erniedern der Bogenwölbung; dennoch hat die Franziskanerkirche manches von ihrem ursprünglichen Charakter bewahrt; sie zeigt z. B. an ihren Fenstern das älteste Maßwerk des Landes. In der neuesten Zeit hat man das Presbyterium mit einer etwas bunten, doch individuellen Polychromie geschmückt. An die Kirche stößt das Kloster mit seinen prächtigen, gothischen Kreuzgängen. Die Malereien einer späteren Epoche, wahrscheinlich des XVIII. Jahrhunderts, haben es nicht vermocht, den Eindruck dieser Bogenwölbungen zu zerstören. An den Wänden hängen Bildnisse der Krakauer Bischöfe seit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts. Unter denselben befindet sich eine Menge von Grabmälern und Gedenktafeln. Das Kloster der Franziskaner spricht eine lebendige Sprache zu allen jenen, welche in der Geschichte und Legende der Vergangenheit bewandert sind. Ladislaus Ellenhoch barg sich hier im Jahre 1289 und ließ sich, in ein Mönchshabit verkleidet, an einer Schnur herab, um dem Kriegsvolk des Breslauer Fürsten Henricus Probus zu entgehen. Er sollte bald darauf als Herrscher zurückkehren. Nahezu hundert Jahre später waren die Wände des Refectoriums Zeugen der geheimen Zusammenkünfte der Erbin des polnischen Thrones, Hedwig, mit ihrem Verlobten Wilhelm von Osterreich. Die Liebe zum Vaterlande jedoch siegte über persönliche Neigung. Indem Hedwig dem lithauischen Fürsten Jagiello ihre Hand reichte, gewann sie den polnischen Landen einen Bundesgenossen und dem Christenthum Tausende von Seelen.

An der anderen Seite des Platzes steht die Dominicanerkirche, welche um die Mitte des XIII. Jahrhunderts erbaut wurde. Spuren des ursprünglichen Baues sind noch heute sichtbar. Dem Unglücksjahre 1850 folgte eine verunglückte Restauration. Man baute eine häßliche Vorhalle an und füllte das Innere mit einer Masse schlechter neugothischer Sculpturen und mit Gemälden, welche unbewusste Caricaturen Overbeks sind; man erbaute einen neuen ebenso kostspieligen als mißlungenen Hochaltar, man bedeckte die Wände mit einer conventionellen Polychromie; doch blieb das Gewölbe unverändert und niemand hat es gewagt, das alte gemeißelte Portal zu verderben. So ist trotz alledem diese Kirche eine der größten Sehenswürdigkeiten Krakaus geblieben. In der Nähe des Hochaltars befindet sich das steinerne, in die Mauer eingefügte Denkmal des Fürsten von Krakau, Leszel des Schwarzen (gestorben 1288), sowie die bronzene Grabplatte des berühmten Philipp Buonaccorsi, genannt Callinachus (gestorben 1496). Um die Kirche herum erstanden im Laufe der Jahrhunderte einige schöne Kapellen. In einer derselben, welche sich im ersten Stockwerke befindet und in der Barockzeit theilweise umgebaut wurde, ruhen die irdischen Überreste des heiligen Hyacinth (gestorben 1257). Das Kloster enthält sehr schöne gothische Kreuzgänge und in den letzten Jahren hat man in demselben interessante Reste romanischer Baukunst entdeckt.



Die Kathedrale in Kratau.

Die Burgstraße, welche uns zur Burg führen wird, hat nicht viel von ihrem Charakter bewahrt. Das Haus, in welchem Beit Stoß gewohnt, hat das Aussehen eines neuen, banalen Hauses. Nur hie und da kommen alte Sculpturen vor, welche in die Mauern eingelassen sind. Doch wird die Straße durch Gotteshäuser belebt. Vor allem durch die großartige, zu Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts erbaute, ehemals den Jesuiten zugehörige Peterskirche, einen edlen Barockbau in Kreuzform mit einer schönen leichten Kuppel; ein Ban,



dessen „ganze breite Kraft, die saftige Formensprache, die gediegene Maumentfaltung“ von C. Gurkitt anerkannt wurde. Weiter treffen wir auf die St. Andreaskirche, welche noch viele Merkmale ihres ursprünglichen, romanischen Charakters an sich trägt. Endlich noch die kleine gothische St. Agidiuskirche mit ihren marmornen Chorstützen aus der Zeit der Renaissance und einzelnen Proben der localen Zunftmalerei. Rechts davon erhebt sich vor unseren Blicken die majestätische Burg von Krakau. Sie steht auf der Wawel genannten Anhöhe. Ehemals ragten dort sicherlich mehr Thürme auf, als heute; am Ende des XVIII. Jahrhunderts standen hier noch drei Kirchen. Gegenwärtig ist nur eine übrig, die Kathedrale.

Die königliche Burg ist in Kasernen umgewandelt worden; von Militärspitälern umgeben, durch Feuersbrünste, Einfälle und das Haufen der Rekruten ganz zugrunde gerichtet, besitzt sie nur mehr wenige Spuren ihrer einstigen Pracht. Nur von außen imponirt sie noch, indem sie von ihrer Höhe stolz auf die Stadt und die Vorstädte herab blickt. Allein, von dem ungeheuren prächtigen Hofe abgesehen, welcher an drei Seiten von einer kühnen, durch drei Stockwerke laufenden, gegenwärtig überlasteten, umgebauten Colonnade umgeben ist, bietet das Innere einen traurigen Anblick dar. In einem der größeren Säle wurden die Marmorsäulen durch hölzerne Pfeiler ersetzt, in einem andern wurde die cassettirte Decke mit einer Täuschoffite verkleidet. Die herrlichen Fenster des ersten und zweiten Stockwerks aus den Perioden der Gothik und der Renaissance sind vermauert, die schönsten Thüren muß man heute in der Regimentsküche suchen. In dem alten, gewölbten, auf einem Pfeiler ruhenden Saale liegen jetzt die franken Soldaten. Die ganze südliche Seite des Wawel nehmen moderne, häßliche Bauten ein, Spitäler oder Kanzleien. Nur an einigen Stellen haben sich alte Stuccoarbeiten und Thüreinfassungen erhalten, nur hier und dort zeigt sich eine unverwischte Spur, ein Wappen der Wasa-Dynastie. Drei alte Thürme strecken noch ihre, von kleinen Fensterchen durchlöchernten Ziegelmauern in die Höhe. Keine Restauration wird jemals die ehemalige Burg der Pfaffen und der ersten Jagiellonen wieder erstehen machen können, sie vermöchte höchstens den Anblick der Burg, wie er im XVI. Jahrhundert war, zu erneuern. Einen Jeden, der heute die Burg betrachtet, müssen zwei Inschriften frappiren; beim Eintritt in den Hof lesen wir: „Si Deus nobiscum, quis contra nos?“ und an dem erwähnten Erker treten die melancholisch stimmenden Worte hervor: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis“.

Auch die Kathedrale der Stadt Krakau bedarf der Renovirung.

Wir treten durch ein Thor ein, das der Spät-Renaissance angehört, und staunen die an eisernen Ketten hängenden Riesenknochen irgend eines vorfindstuthlichen Thieres an. Links ragt der Uhrthurm in die Höhe, den eine leichte malerische, aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts datirende Kupferhaube deckt. Rechts befindet sich der sogenannte

„Thurm der silbernen Glocken“, welcher unten viereckig, oben octaedrisch ist und leider seinen ehemaligen Abschluß eingebüßt hat, den er jedoch bei der jetzigen Restauration wieder erhalten soll. Die Thorflügel des Gotteshauses sind mit Eisen beschlagen und tragen das Monogramm Kazimirs des Großen (1333 bis 1370).

Im Vergleich mit vielen monumentalen Bauten Krakaus überrascht das Innere der Kathedrale durch die Niedrigkeit seiner Deckenwölbung und den Mangel an Höheit. An den Wänden sieht man alte Statuetten und Überreste alter Malerei. Später angebrachte Teppichgewebe verhüllen die architektonischen Linien. Dem Beschauer gegenüber steht der messingene Baldachin aus dem XVII. Jahrhundert, welcher den silbernen Sarg des heiligen Stanislaus, Bischofs von Krakau, des Märtyrers und Landespatrons beschattet. Im Hintergrunde, hinter den schönen Chorstühlen, erheben sich Reste eines abgetragenen Barockaltars, zu welchem einige Stufen hinaufführen. Zwischen diesen Stufen sind drei Grabmäler angebracht. Rechts ruht die Königin Hedwig, die Gemalin des Ladislaus Jagiello, links einer der Bischöfe von Krakau aus dem XVII. Jahrhundert und in der Mitte befindet sich eine meisterhafte eiserne Grabplatte, ein Relief, das dem Andenken des Cardinals Friedrich des Jagiellonen (gestorben 1503) gewidmet und wahrscheinlich eine Arbeit Peter Wischers ist.

Um die volle künstlerische und geschichtliche Bedeutung der Kathedrale würdigen zu können, muß man die sie ringsumgebenden Kapellen, siebzehn an Zahl, abgehen. Werfen wir einen Blick auf die wichtigsten. Gleich die erste zur Rechten birgt nicht nur die Marmorgrabmäler zweier Könige, deren eines die Signatur Veit Stof' trägt, besitzt nicht nur zwei merkwürdige gemalte Flügelaltäre, sondern fesselt vor allem das Interesse des Beschauers durch die Wandmalereien, welche in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts von ruthenischen Malern ausgeführt worden sind. In den folgenden Kapellen finden wir verschiedene Stile vertreten. Da ist ein Christus, Thorwaldsens Werk, dann eine aus Marmor gemeißelte weibliche Gestalt, deren Duplicat sich in der Kirche von Santa Croce in Florenz befindet. An den Wänden und Pfeilern des Hauptbaues stehen wie lebend vor uns, oder liegen im ewigen Schlafe ruhend die hervorragenden Männer des XVI. Jahrhunderts: bewunderungswürdige Grabmäler, welche Zeugniß ablegen vom allmäligen Übergange der Kunstthätigkeit von der gothischen Tradition zum reichen Leben der Renaissance. Weiter folgt die Kapelle der Wasa, die in ihrem Innern mit Grabinschriften überfüllt, mit einer schweren Ornamentik beladen, an der Außenseite den edlen Stil der Siegmundskapelle nachahmt, welch' letztere seit langem das schönste Denkmal der Renaissance nördlich der Alpen genannt wird.

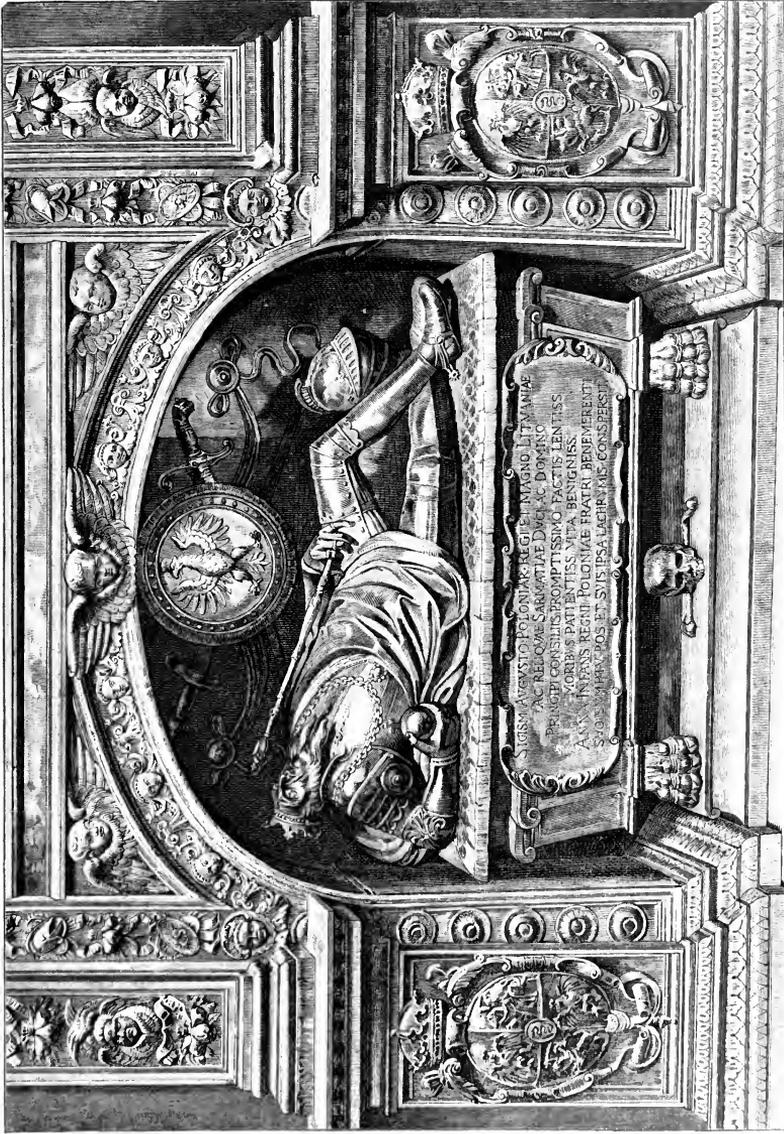
Diese Kapelle hat der Italiener Bartolommeo Berecci in der Zeit zwischen 1518 bis 1530 gebaut, der hier seine ganze meisterhafte Einbildungskraft entfaltetete, indem

er mythologische Figuren mit den Gestalten polnischer Ritter in Verbindung brachte und namentlich Ornamente ersann, welche nicht allein Krakauer Künstlern als Vorbilder dienen sollten. Die Kapelle wurde auf Kosten Siegmund des Alten (1506—1548) erbaut; er war es auch, der den silbernen Flügelaltar darin stiftete. Heute ruht er darin sammt seinem Sohne Siegmund August (1548—1572) und seiner Tochter Anna, der Letzten aus dem Stamme der Jagiellonen, Gemalin Stephan Báthorys. Alle drei liegen in den unterirdischen Räumen der Kathedrale in ansehnlichen Särgen und haben über der Erde schöne Grabmäler aus rothem Marmor, Arbeiten italienischer Künstler.

Und weiterhin, die Kapellen entlang, an den Wänden der Seitenschiffe, sowie auch an denen des Choringangs reist sich Standbild an Standbild, Grabmal an Grabmal. Hier steht der nahezu ganz nackte Wladymir Potocki, von Thorwaldsens Meißel gebildet, dort ruht in einer prächtigen Grabstätte später Gothik, Kazimir der Große (gestorben 1370), aus rothem Marmor gemeißelt, unter einem schönen, auf Säulchen ruhenden Baldachin. Rund um den Sarg herum sind Figürchen in Hautrelief angebracht. An der entgegengesetzten Seite im rechten Seitenschiffe befindet sich das schöne Grabmal König Johann Albrechts (gestorben 1501), ein frühes Erbstück der Renaissance in Polen. Im Umgange, hinter dem Hochaltare, sind zwei Barockdenkmäler der Wahlkönige Michael Wisniowiecki (gestorben 1673) und Johann Sobieski (gestorben 1696); weiter dann, in einer schönen und ansehnlichen Kapelle, welche ehemals direct mit der Burg verbunden war, ruht in rothem Marmorgrabmal Stephan Báthory (gestorben 1586). Und überall ist es voll von Gedenktafeln, Bildnissen, voll von Grabmälern der Würdenträger, Bischöfe und Standespersonen. In der allgemeinen Empfindung ist die Krakauer Kathedrale schon lange, wenn nicht die polnische Westminsterabtei, so doch der „Campo santissimo“ der Nation.

Auf dem Wawel begraben zu werden, ist heute eine so große Ehre, daß niemand auch nur davon zu träumen wagt. Gehen wir an der reichen Schatzkammer der Kirche vorüber, an ihren alten Reliquienschrinen, ihren prächtigen Ornat, Insignen und Kelchen, an der goldenen Rose, dem Geschenke des Papstes an eine Königin von Polen. Steigen wir zu den Denkmälern und Gräbern in die Gruft hinunter.

Wir treten zuerst in die Krypte des heiligen Leonhard; einen, auf mit Würfelcapitälen geschmückten Säulen ruhenden romanischen Bau. In der Krypte, sowie in den mit ihr verbundenen unterirdischen Gemächern sind die polnischen Könige, von Siegmund I. angefangen, begraben. Seine Vorgänger ruhen, wie wir gesehen haben, oben in der Kirche. Der Sarg des großen Monarchen ist aus Stein gehauen, mächtig, ohne Zierath. Sein Sohn Siegmund August und seine Tochter Anna, die Gemalin Báthorys, liegen in zinnernen Sarkophagen im Stile der Renaissance; Stefan Báthory in einem ähnlichen. Die Könige von der Dynastie der Waza, Siegmund III., seine beiden Gemalinnen, Erzhersoginnen



K. K. v. Siegl.

Graf Adolf II. ruht in der Kapelle zu St. Paul.

aus dem Hause Habsburg, Ladislaus IV. und seine Gemalin, sowie die Kinder dieses Hauses schlummern in reichen, zumeist mit Basreliefs verzierten Sargkisten. Es folgen die großen, monumentalen Särge der späteren polnischen Herrscher. Man vermißt unter ihnen den Letzten, Stanislaus August Poniatowski; sein Grab muß man in weiter Ferne suchen, in St. Petersburg. Hingegen haben zwei andere Männer in die Krypte der Könige Eingang gefunden, zwei Heerführer: Fürst Josef Poniatowski, Marschall der napoleonischen Armee, „le Bayard polonais“ und Thaddäus Kosciuszko.

Seit 1890 ruht in einer eigenen Gruft auf dem Bawel ein neuer Ankömmling: weder ein König ist er, noch ein Krieger, es ist ein Dichter. Adam Mickiewicz, der größte Sänger Polens, welcher in Constantinopel gestorben, dann in der Nähe von Paris begraben worden war, ist von der Nation dieser höchsten Ehre gewürdigt worden. Er hat sein größtes Werk mit einer Anrufung der Gottesmutter begonnen und ein Bild der Jungfrau, eine Copie des durch seine Wunder berühmten Bildes, das er in seiner Jugend in Litthauen sah, hängt heute über seinen irdischen Überresten. Bald wird ihm auch ein Denkmal auf dem Ringplatz errichtet werden. Und doch ist Mickiewicz zu seinen Lebzeiten niemals in Krakau gewesen. Den ganzen zweiten, längeren Theil seines Lebens hat er in der Verbannung jenseits des Umkreises polnischer Lande zugebracht. Der einzige Dichter ersten Ranges, welcher unsere Stadt besucht und allerdings in der Epoche ihres tiefsten Verfalles besichtigt hat, war Goethe. Er weilte hier im Herbst des Jahres 1790.

Verlassen wir indessen die Königsgruft und treten wir an die Oberwelt in den hellen Tag hinaus, lauschen wir dem Geflüster der Bäume zu Füßen der Burg, dem Rauschen der Weichsel und dem mächtigen Geläute der großen Kirchenglocke. Selten läßt sie ihre Stimme ertönen; zu den großen Kirchenfesten nur, aber auch am zweiten Mai, ihrem Namenstage. Sie trägt nämlich den Namen Siegmund, nach dem Könige Siegmund I. Sie wurde im Jahre 1520 von dem Nürnberger Meister Hans Behem gegossen. Wenn sie von der Höhe ihres eigenen, neben der Kirche einzeln dastehenden Thurmes erdröhnt, durchbebt die ganze Stadt eine ungewöhnlich feierliche Stimmung.

Kehren wir in die Burg zurück und werfen wir aus ihren Nordfenstern einen Blick hinunter auf die Stadt, so tauchen jenseits der schon beschriebenen Kirchen und des Kranzes der Plantationen die Vorstädte von Krakau auf. Links liegt der „Piaset“ (Sand) mit der Kirche und dem Kloster der Karmeliter. An einer Wand wird die in Stein ausgehöhlte Fußform der Königin Hedwig gezeigt, einer jener Frauen, welche, wie etwa Jeanne d'Arc, die Kirche nicht canonisirt hat, die aber die Volksmassen einer Heiligen gleich verehren. Weiter rechts vom Beschauer liegt der „Kleparz“, in den alten Documenten „Clepardia“ oder „Florentia“ genannt. Diese letztere Benennung verdankt die Vorstadt der St. Florianskirche, die wohl ihren ursprünglichen Charakter fast ganz eingebüßt hat,

aber ein plastisch ausgeführtes Triptychon spätgothischen Stiles enthält und überdies einige der schönsten Schöpfungen des Malers Hans Suesz von Kulmbach. Jenseits des Kleparz dehnt sich die Ebene aus: Wiesen, mit Bäumen bepflanzte Straßen, Dörfer, die oft reich sind an historischen Erinnerungen, weiterhin Anhöhen, welche nicht mehr zu Osterreich gehören.

Um die südliche Umgebung Krakaus mit einem Blicke zu umspannen, genügt es, an die Festungsmauer unweit jener Höhle heranzutreten, wo einstmals der furchtbare Drache haufte, den Krak, der Gründer der Stadt, erschlug. Weit im Hintergrunde ragt das Tatragebirge empor. Am Horizonte taucht der Thurm der Kamalbulenkerkirche in Wielany auf. Jenseits der dem Flusse entstiegenden Nebel erblickt man die Kirche von Tyniec und die Ruine der im XI. Jahrhundert dort angelegten Benedictinerabtei.

Näher dem auf dem Wawel stehenden Beschauer windet sich die Weichsel dahin. An ihrem linken Ufer erhebt sich das Kloster der Norbertanerinnen, das im XII. Jahrhundert gegründet und, obwohl es umgebaut worden ist, dennoch außerordentlich malerisch ist. Rechts vom Kloster dehnen sich große, grüne Gemeindeweiden aus, wohin in Folge uralter Privilegien die Kühe der Stadt Krakau auf die Weide getrieben werden. Hinter diesen Weideplätzen leuchtet der Palast der Fürsten Czartoryski hervor, der, heute mit Kunstschätzen gefüllt, im XVI. Jahrhundert von einem berühmten Humanisten erbaut wurde. Über die Ebene ragt jedoch ein auf einer Anhöhe aufgeschütteter Grabhügel, ein in seiner Art einziges Denkmal empor. Südlich von Krakau ragt ein Tumulus des fabelhaften Begründers der Stadt, des Drachentöblers Krak oder Krakus, empor. Im Osten der Stadt, unweit der Ansiedelung Mogilas, die in den alten Documenten den lateinischen Namen „Clara Tumba“ führt und zu dem im XIII. Jahrhundert gegründeten Cistercienserkloster gehört, befindet sich noch ein anderer Grabhügel, welcher dem Andenken Wandas, jener mythischen Fürstin, geweiht ist, die sich in die Weichsel gestürzt haben soll, um keinem fremden, deutschen Ritter ihre Hand reichen zu müssen. Als man im Jahre 1818 die Überreste Kosciuszko nach Krakau brachte und sie neben den Königsgräbern auf dem Wawel beisezte, entstand die Idee, den letzten Unabhängigkeitshelden Polens durch ein außergewöhnliches Denkmal zu ehren. Es liegt etwas Ergreifendes in dem Einfall, dem Helben Kosciuszko einen eben solchen Hügel aufzuschütten, wie jene sind, welche von den legendären Riesengestalten Zeugniß ablegen. Die hervorragendsten Männer der Gesellschaft spannten sich in die Karren und führten die Erde zu. Zwischen den Jahren 1820 und 1823 ist dieser Aufwurf entstanden, welcher fast die Dimensionen eines wirklichen kleinen Erdhügels hat.

Der Blick des Touristen, welcher von der Höhe des Wawel herabsieht, ruht nicht nur auf der Landschaft. Links, auf der Ostseite, beinahe zu seinen Füßen, liegt eine andere

Krakauer Vorstadt. Sie verdankt sowohl ihr Bestehen, als auch ihren Namen dem Könige Kazimir dem Großen. Es ist dies der Kazimir, eine Stadt für sich, welcher der genannte König im Jahre 1335 Privilegien verlieh, und die im Laufe der Zeit ein Judenviertel Krakaus wurde. Das berühmte Amsterdamer Ghetto kann sich an malerischem Eindruck nicht mit dem Kazimir messen. Hier ist dasselbe Menschengewühl, dasselbe beunruhigende Treiben in den Gassen; allein die Sonne beleuchtet hier kräftiger all' die gelben Kopftücher der Verkäuferinnen, all' die langen Atlasröcke, die nervösen Gesichter, die Fuchsfellmützen. An einem hellen Julitage könnte man hier fast meinen, man sei nach dem fernen Osten gekommen, ein solches Drängen, ein solches Lärmen, ein solches Geschrei in einer fremden, unverständlichen Sprache! Jeden Freitag Abends schimmern die Fenster der elendesten Häuser im Lichterglanz. Jeden Sabbath belebt sich die Vorstadt. Wie viele charakteristische Köpfe, wie viele glühende, doch immer traurige Augen! In den Synagogen versammeln sich die älteren, ernstern Israeliten. Es gibt unter diesen Bethäusern sehr interessante und schöne, obwohl zumeist verödete. Das bekannteste darunter ist ein aus dem Ende des XIV. Jahrhundert stammender Hallenbau, welcher im XVI. Jahrhundert außen und innen umgestaltet wurde. Er besitzt einen schönen, schmiedeeisernen Waldbachin, reiche Renaissancegeräthe an den Wänden und viele schöne messingene Kronleuchter.

Inmitten der vornehmlich von Israeliten bewohnten Vorstadt erheben sich prächtige christliche Gotteshäuser; vor Jahren waren dieselben noch viel zahlreicher. Die Kirche, welche am wenigsten ihren ursprünglichen Charakter bewahrt hat, ist die St. Michaelskirche „am Felschen“, wo im Jahre 1079 König Boleslaus der Wilde den Krakauer Bischof, den heiligen Stanislaus, erschlug. Hier befand sich, nach der Ansicht vieler Forscher, die ursprüngliche Kathedrale. Heute haben wir hier einen Bau des XVIII. Jahrhunderts vor uns. In der Nähe davon steht die St. Katharinenkirche, vielleicht der schönste gothische Bau Krakaus, auf jeden Fall aber die reichste an stilisirten Steinornamenten, Nischen, Portalen und Stabwerk. Ihr Begründer war Kazimir der Große. Das durch Brände zerstörte Gewölbe des Hauptschiffes wurde durch ein hölzernes, dem ersteren nachgebildetes ersetzt. Auch hier mangelt es nicht an Grabmälern, interessanten alten Triptychen und kostbaren Geweben aus dem XV. Jahrhundert. Kazimir der Große soll auch den Bau einer anderen großen Kirche dieser Vorstadt begonnen haben, den der Kirche „Corpus Domini“. Mit Ausnahme der aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Thurmhaupe, des ungeheuren großen Barockaltars, der Renaissancekapellen und der Rococoornamente — diese letzteren gehören fast zu den Seltenheiten in unserer Stadt — hat das Ganze seinen kühnen, gothischen Charakter bewahrt.

Krakau ist eine stille, träumende Stadt. Hat man sie am Tage und in den Einzelheiten besichtigt, so muß man sie noch einmal bei Nacht betrachten. Vom Beginn



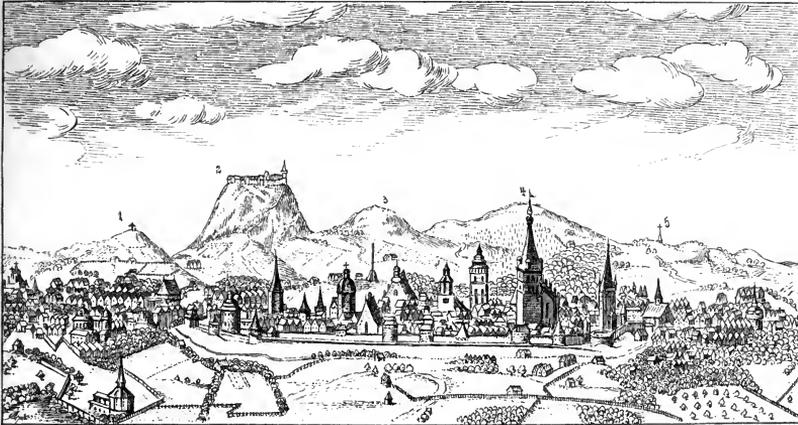
Kirchhof in der Gegend.

der Abenddämmerung an profiliren sich ihre Bauten auf dem opalfarbigem Grunde des Firmaments und es tritt mehr als eine Schönheit hervor. Wenn aber die Lichter in den Fenstern erlöschen, wenn das Mondlicht mit seinem Goldschimmer den großen Ringplatz übergießt, dann spielen auf den Fenstern der Frauenkirche die Reflexe der vor dem Altare brennenden Lampe, die Thürme wachsen empor, die Häuser werden kleiner. Die auf der Höhe stehende Burg zeigt eine mächtige und stolze Silhouette. In die von Erinnerungen strogende Stadt kehrt das alte Leben der Vergangenheit wieder ein. Wer es kann und will, erblickt da im Hofraum der jagiellonischen Bibliothek eine bunte Menge mittelalterlicher Schüler, auf dem Ringplatze aber, in der Nähe des einsamen Rathhaus-thurmes sieht er die Huldigung vor sich gehen, welche im Jahre 1525 Albrecht, der säcularisirte Großmeister des Kreuzhern-Ordens, dem Herrscher Polens leistete. Oder aber, nach Westen blickend, wird sich der im Geiste Schauende jenen Augenblick vergegenwärtigen, da Thaddäus Kosciuszko den Schwur leistete, als er zum letzten Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes hinauszog. Um das alles in seiner Seele wieder zu erwecken, muß man kein Krakauer sein, dazu gehört nur ein klein wenig historischen Gefühls. Auch muß man sich darüber Rechenschaft geben, daß, wer Städte, die einstmalß berühmt gewesen und heute verfallen sind, richtig würdigen, zum mindesten oberflächlich ihre Vergangenheit kennen lernen will, sie ohne Vorurtheil sorgfältig und eingehend besichtigen soll. Er muß wissen, daß die schlafenden Städte am Tage banal und leblos dastehen; mit den Abendstunden aber kehrt Stimmung in sie ein und den alten Mauern entsteigt ewige Schönheit und Poesie.

### Lemberg.

Lemberg ist eine Stadt ohne Perspective, nur aus der Vogelschau zu sehen. Nicht wie es einer einst uneinnehmbaren Feste aufstehen würde, weit rundum das Land beherrschend, mit ihren Thürmen und Zinnen Freund und Feind von Ferne sichtbar, sondern gleichsam auf die Laner gelegt oder sich ängstlich vor den wilden Schaaren bergend, die so oft an ihren Mauern abgeprallt sind, liegt die galizische Landeshauptstadt in einem ziemlich tiefen Kessel, ringsherum von Anhöhen umgeben. Von welcher Seite immer der Reisende der Stadt naht, rollt er gleichsam in sie plötzlich hinein. Das Unmalerische der Lage und der ziemlich morose Charakter der umgebenden Landschaft tragen jedoch dazu bei, daß sich Lemberg dem Auge des Ankommenden als etwas Unvermitteltes, Überraschendes darstellt, und der Reiz des Unerwarteten wird noch gehoben, wenn man neben den stattlichen Gassen und den stolz emporragenden Thürmen, die man selbst in unmittelbarer Nähe der Stadt nicht geahnt, auch die vielen Gärten und

Parkanlagen überblickt, welche mit ihrem erquickenden Grün die Häuserreihen unterbrechen. Es ist eine Eigenthümlichkeit Lembergs, daß es mit dem beinahe idyllischen Reiz seiner Gärten und Vorstadthaine die theilweise Müchternheit der umgebenden Landschaft, mit seinem raschen Aufblühen seine anscheinlich nichts weniger als günstige geographische Lage, mit seinem ganz modernen Charakter seine geschichtliche Alterthümlichkeit Lügen zu strafen scheint. Dem Fremden, der in den Mauern Lembergs nur kurze Zeit verweilt, ja selbst dem Einwohner, der seine Physiognomie nur oberflächlich beobachtet, ist es eine durchaus neue, rasch emporwachsende, in manchen Theilen eben erst im hastigen Aufbau



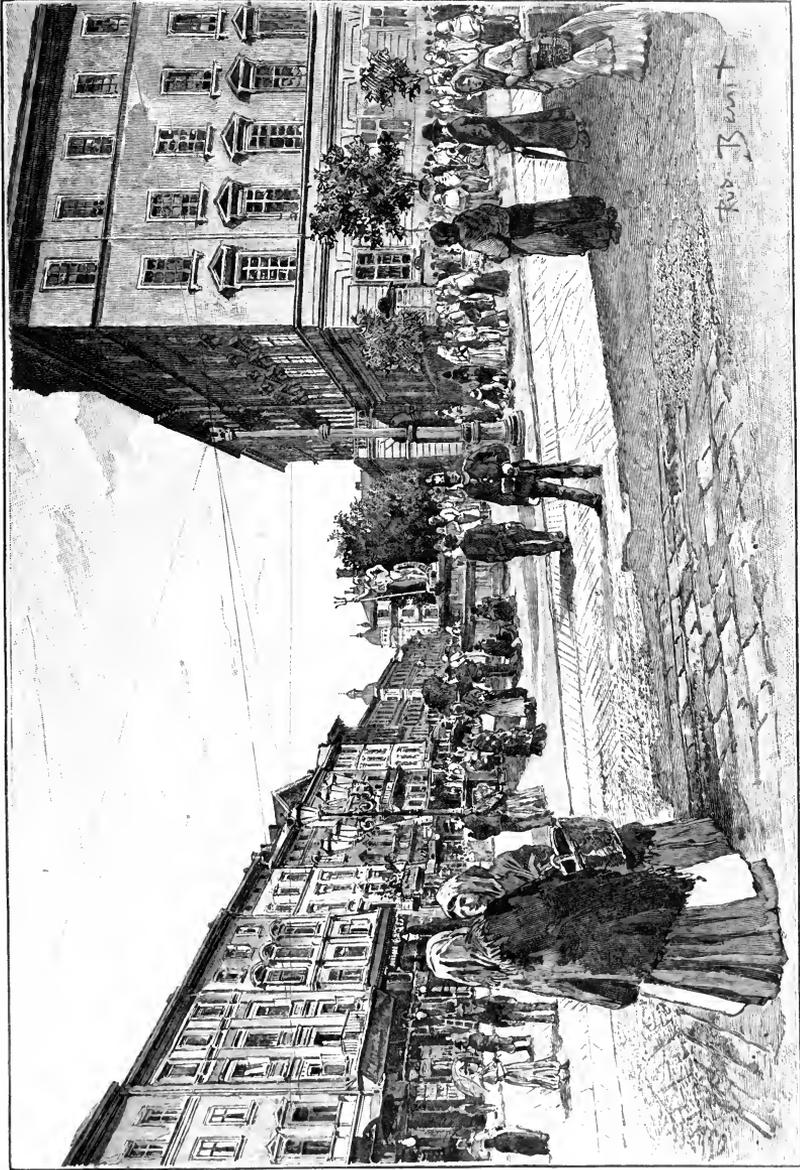
Lemberg (Leopolis) um das Jahr 1618.

begriffene Stadt, dem aufmerksameren Blicke entgeht jedoch nicht der vornehme historische Zug, den sich die Stadt bis auf unsere Tage zu erhalten wußte.

Das alte Lemberg ist allerdings klein und seine alterthümlichen Baudenkmale von höherer historischer oder künstlerischer Bedeutung sind an den Fingern zu zählen. Es war bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts eine befestigte Stadt, wegen ihrer Unernehmbarkeit und der Tapferkeit ihrer Bürger im einstigen Polen hochberühmt — ornamentum Regni, munimentum primum Russiae — und es theilte auch das Schicksal aller befestigten Plätze: die einzwängende Enge der Ringmauern, das stockende, gehemmte Fortleben eines mit Eisen gepanzerten Körpers. Ein höchwichtiger Handels- und Stapelplatz im ehemaligen Polenreiche, eine der bedeutendsten Zwischenstationen des morgenländischen Verkehrs und eine viel bedrohte Festung zugleich, im „Tatarenschlund“ gelegen, civitas finitima Regni, insolentis hominum obnoxia, wie es König Sigismund III. treffend

benannt — konnte das alte Lemberg wohl Reichthümer sammeln und als eine der opulenteſten Städte im Königreiche gelten, war aber nicht in der Lage, nach Art der deutſchen und italieniſchen Handelsſtädte dem bürgerlichen Wohlſtande in monumentalen Bauten ſtolzen Ausdruck zu geben. Seine Bürger waren Kaufleute und Soldaten zugleich, ja in mancher Zeit das letztere in viel größerem Maße als das erſtere, und dieſer Umſtand neben den ungemein zahlreichen Belagerungen und noch zahlreicheren verheerenden Bränden erklärt uns das Knappe, Schlichte, rein Zweckmäßige der meiſten bis auf unſere Zeit erhaltenen Baudenkmale. Der Ringplatz mit den anliegenden Gaſſen, der alte Kern der Stadt, ſo wie ſie einſt mit Mauern und Baſteien umgürtet war, hat von ſeiner alterthümlichen charakteriſtiſchen Phyſiognomie in der letzten Zeit Vieles, ja das Meiſte eingebüßt, doch haben noch einige alte Patrizierhäuſer ihre urſprüngliche Form und Decoration genügend bewahrt, um als Proben der Lemberger Proſanbaukunſt und der bürgerlichen Wohlhabenheit gelten zu können.

Mit geringer Ausnahme ſind es ſchmale, zweistöckige, dreifenſterige Häuſer, manche unter ihnen in architektoniſcher und decorativer Hinſicht recht intereſſant und bedeutend. Aus dem mittelalterlichen Lemberg, dem genueſiſchen „Lollo“ und der deutſchen „Leynburk“, iſt uns kein Stein geblieben, aber auch von den viel ſpäteren ſteilgegiebelten Ringhäuſern mit gothiſchem Zierwerk, von denen uns locale Geſchichtsquellen berichten und die beinahe durchwegs auf deutſch-ſchleſiſche Baumeiſter des XIV. und XV. Jahrhunderts zurückzuführen wären, hat ſich keines erhalten — der fürchtbare Brand im Jahre 1527 hat ſie alle vernichtet. Der Wiederaufbau der eingekerkerten Stadt traf in den Zeitpunkt, in welchem an Stelle des deutſchen der italieniſche Einfluß in der polniſchen Baukunſt maßgebend geworden und italieniſche Baumeiſter ſich verhältnißmäßig zahlreich in Lemberg angeſiedelt haben; daraus ergibt ſich auch der architektoniſche Charakter der älteſten Renaissance- und Barockhäuſer Lembergs. Als das ſtattlichſte, palasartige Patrizierhaus ſtellt ſich das ſogenannte Sobieſki'sche Haus an der Oſtſeite des Ringplatzes dar, wahrſcheinlich von dem Italiener Pietro Barbone für den Lemberger Kaufherrn Conſtantin Korniack angeführt, einem candiotiſchen Griechen, der, nachdem er als Wein- und Baumwollenhändler und königlicher Zollpächter große Reichthümer erworben, ſein Haus durch Heiraten mit den mächtigſten und glänzendſten Adelsgeſchlechtern Polens verband. Es iſt ein ziemlich ſchlicht, aber edel gedachter Renaissancebau mit figurenreicher Arkade und reich decorirtem Portale, mit vielen intereſſanten Details in den inneren Räumen und mit Arkadengängen im Hofe. Minder ſtattlich und geräumig, aber viel zierlicher und ungemein fein in der Ausführung der Frontſeite iſt ein anderes Patrizierhaus in derſelben Häuſerreihe, das Haus Mikławz Ancewſki's, Stadteonſul und Leibarzt des Königs Johann III., im Jahre 1620 von dem poloniſirten Italiener Peter Krawoſki gebaut. Aus boſſirten



Der Ringplatz in Zemborg mit dem Rathhaus.

Steinquadern aufgeführt, mit Sculpturen freigebig geziert, mit sehr reich decorirtem Erdgeschoß und von einer leicht und harmonisch gegliederten Dachbrüstung bekränzt, besitzt es in seinen niedlich kleinen Innenräumen sehr interessante Einzelheiten, reich geschnitzte Thürstürze und Fenstereinfassungen. Unter anderen merkwürdigeren Privatbauten sind einige werth, besonders hervorgehoben zu werden, wie beispielsweise das vornehm angelegte Renaissancehaus des Stadtkonfuls und Leibmedicus König Sigismunds III., Dibovicus, mit lateinischen Devisen, in der westlichen Häuserreihe des Ringplatzes, und das Eckhaus derselben Reihe, ein geistreich gedachtes Patrizierhaus, einst Eigenthum der altberühmten Lemberger Familie Szolc-Wolfowicz (so benannt nach ihrem deutschen Ahnen Wolfgang Scholz), mit mächtig ausladendem Erdgeschoß aus bossirten Spitzquadern, sehr originellem Eckpilaster und zahlreichen Sculpturen, darunter Köpfe in der bürgerlichen Haartracht des XVI. Jahrhunderts, und mit vielen in jener Zeit so beliebten humanistischen Sinnprüchen in lateinischer Sprache; das Vandinelli'sche Haus aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, einst dem ersten königlichen polnischen Postmeister gehörig, mit seinen leider jetzt verstümmelten Delphin-sculpturen; das sogenannte venetianische Haus, einst Eigenthum des ausnahmsweise und halbofficiell bestellten venetianischen Consuls Anton Massari (1610), aus facetirtem Boßwerk und mit dem hübsch gemeißelten St. Marcusslöwen über dem Eingange, und andere. Aber selbst in den anscheinend neuen, in trostlosester moderner Banalität dastehenden Häusern wird man in den inneren Räumen, Fluren und Höfen durch flott und originell gemeißelte Wahrzeichen, Familienmarken, gothische Thüreinfassungen, reich geschnitzte Thürstürze, ornamentale Kragsteine, schöne Holzplafonds und dergleichen überrascht, die von dem Geschmack und der Kunstliebe der Lemberger Patrizier im XVI. und XVII. Jahrhundert zwar ein nur mehr stammelndes, aber dennoch verständliches Zeugniß geben. Und in diesen Überresten einstiger Decoration welsch eine wechselnde Charakteristik localen Geschmacks und welsch ein buntes Musterbild verschiedenartiger Motive hier, nach Lemberg hergebracht aus den fernsten Welten: aus Ost und West — armenisches Schnörkelwerk neben spätgothischen geometrischen Verschlingungen, schwungvolle Linien italienischer Renaissance neben orientalisches auswucherndem Ornament, je nachdem der Bauherr oder Architekt ein Armenier, ein Deutscher, ein Florentiner oder ein Levantiner Franke gewesen!

Von den öffentlichen Profanbauten hat sich nach dem Einsturz des von dem berühmten und unglücklichen Stadtkonful Martin Rovicampianus um das Jahr 1620 mit einem Thurm und vielen Stein-sculpturen versehenen Rathhauses, außer den zwei Zeughäusern, dem städtischen und dem königlich polnischen, die wenig Interessantes bieten, eines erhalten und nur die Gotteshäuser, feierliche Zeugen der wandelnden Geschichte



Anzenstift'sches Patrizierhaus  
in Lemberg.

Lemberg's, bilden ein verhältnißmäßig noch unversehrtes Vermächtniß längst entschwundener Geschlechter. Den drei christlichen Bekenntnissen der Bevölkerung der Leo-

polis Triplex, wie der locale Chronist und Dichter Zimorowicz Lemberg benannt hat, entsprechend, gehören die merkwürdigsten und alterthümlichsten Kirchenbanten drei verschiedenen, einstens auch culturell und national scharf abgetheilten Gemeinschaften, den römischen Katholiken, den griechisch-orthodoxen und den armenischen Gläubigen. Es ist eine Specialität Lemberg's, recht auffallend für fremde Touristen, daß es in seinen Mauern drei Erzbischöfe zählt, gleichsam ein bleibendes Kennzeichen seiner

einfältigen interconfectionellen Einrichtungen, ein Vermächtniß aus den fernen Zeiten, in welchen es die internationalste und polyglotteste Stadt auf dem ganzen Gebiete des Polenreiches gewesen ist. Polnische, deutsche und italienische Katholiken, ruthenische, griechische und bulgarische Orthodoxe, protestantische Schotten, Mohamedaner und Juden vertrugen sich hier zu Zeiten im Handel und Wandel friedlich miteinander.

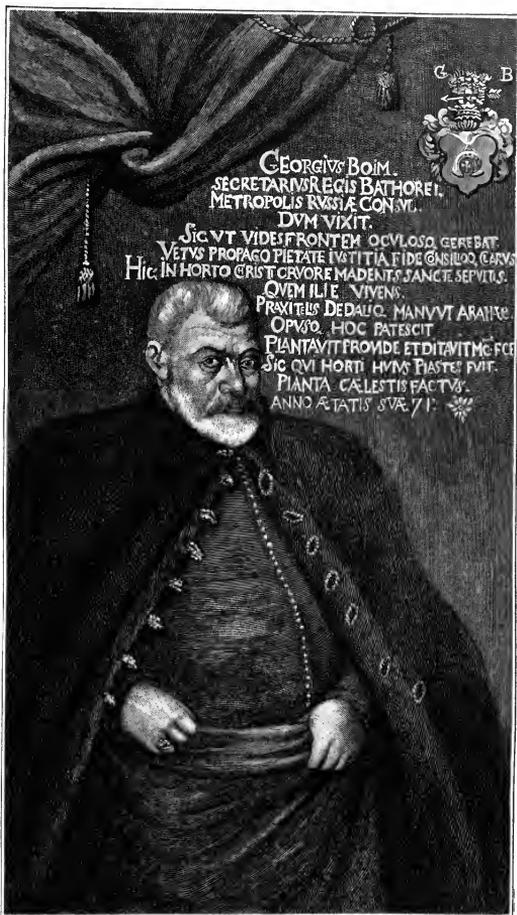
Der älteste, ehrwürdigste religiöse Monumentalbau ist die lateinische Domkirche, zu der nach einer geschichtlich nicht festgestellten localen Überlieferung König Kazimir der Große den Grundstein gelegt haben soll.

Ein gothischer Bau, nachweislich in das XIV. Jahrhundert zurückgehend, hier an den Enden der westlichen Cultur, in dem „Tatarenschlund“, in der damals so wirren reussischen Welt — gewiß ein historischer Abelsbrief für die Stadt! Der Dom, an dem sehr lang gebaut wurde — die letzten Baumeister waren Jochem Grom und Ambros Rabisch aus Breslau — ist ein Denkmal aus der deutschen Epoche Lembergs, ähnlich wie die Marienkirche in Krakau ein frommes Werk der deutschen Ansiedler, die sich auch hier als ein gemeinnütziges, städtebildendes Element erwiesen und denen der locale Chronist Zimorowicz nachrühmt, daß sie den urwüchsigen autochthonen Neussen gezähmt und bekehrt haben — *e silvestri urbanum, e Roxano Romanum facientes*. Nur die Apside hat den ursprünglichen gothischen Charakter beibehalten, während der ganze Dom durch Zubauten und eine unglückselige Restaurirung im XVIII. Jahrhundert zu einem uneinheitlichen, ziemlich mißgeformten Bauagglomerate geworden ist. Das Innere, eine dreischiffige, vierpfeilerige Hallenkirche hat mit Ausnahme des Hauptchores, wo noch der gothische Styl, allerdings in strengknapper, beinahe dürftiger Gliederung erhalten blieb, seinen ursprünglichen Charakter verloren.

Gleich neben dem Dome, der Galiczergasse mit schmuckloser Rückfront zugekehrt, steht die sogenannte Ölbergkapelle, von dem Lemberger Patrizier Georg Voim, einem reichen Tuchhändler, dem ehrwürdigen Ahnherrn eines der vornehmsten Bürgergeschlechter — im Jahre 1609 erbaut — die steinerne Frontfascade mit üppigen Renaissance-sculpturen gänzlich bedeckt, im Innern mit sehr vielem theilweise polychromen Bildhauerwerk in Stein und Marmor, von welchem die besten Theile dem genialen Johann Pfister zuzuschreiben wären, ausgeschmückt; ursprünglich ein Mausoleum der Voim'schen Familie, ein sprechendes Denkmal der Wohlhabenheit und der Prunkliebe des polnischen Patrizierthums.

Gleich nach der Domkirche verdient die St. Andreas- oder die Bernhardinerkirche genannt zu werden, unstreitig eine der architektonisch vornehmsten Kirchen nicht nur Lembergs, sondern auch Galiciens. Ihr Bau datirt aus den ersten Jahren des

XVII. Jahrhunderts; als Baumeister fungirte der in Lemberg angegebene Italiener Paolo Romano und nach seinem Tode der Schweizer Ambrosius mit dem polnischen Beinamen ex arte Przyehylny (der Günstvolle). Die Bernhardinerkirche ist ein überaus stattlicher Façadenbau aus Polanzer Quadersteinen, die Façade wohl durchgebildet und geschmackvoll mit figurativen und ornamentalen Sculpturen geschmückt. König Sigismund III., ein Kunstfemmer und selbst Dilettant, hat als den Hauptmangel dieses sonst wirkungsvollen Baues den verhältnißmäßig zu niedrig berechneten unteren Aufbau ganz treffend bezeichnet. Die Rückseite der Kirche bildet eine der originellsten Ansichten in Lemberg; die steilspitze, mit warm coloristisch wirkenden blauen Ziegeln gedeckte Absidenkapelle, der an der Rückfront in schlankem Wulst den Giebel theilende, leider unbekränzte Auszuge = Erker, die hohe, mit Schießcharten versehene Ringmauer, jetzt friedlich mit rankendem Ephen bedeckt — Alles dies, lebhaft an die einst



Stadtsinhal Georg Boim.

fortificatorische Bestimmung des Baues erinnernd, hat einen wirklich originellen, malerischen Reiz. Dieser Hinterfaçade entlang und an den alten Mauern vorbei, den einstigen Stadtwall, der jetzt eine dammartige, schattige Promenade bildet, durchschreitend, gelangen wir in einen der interessantesten Winkel Alt-Lembergs. Links die Mündung der ruthenischen

Gasse mit den altersgrauen imposanten Steinmassen der dreifach gekuppelten griechisch-katholischen Stadtkirche und dem stolzen, hoch aufstrebenden Korniakt'schen Thurm, dem ruthenischen Campanile, rechts im Schatten alter Bäume der sogenannte Salpeterthurm mit steilem rothen Dache, ein ganz schlichter aber malerisch wirkender Bau, hoch über demselben die Carmeliterkirche mit den Resten ihrer Festungsmauern, vor uns das Arsenal der ehemaligen Republik, jetzt Artillerie-Zeughaus, und als Hintergrund gegen Norden der als ein einziger riesiger Busch aufsteigende Schloßberg (Wysoki Zamek), die beliebteste Promenade Lembergs.

Der ruthenischen Stadtkirche, welcher in Lemberg der geläufigere Name der „walachischen“ gegeben wird, weil ihr Bau seinerzeit bloß durch die freigebigsten Spenden der walachischen Hospodaren, die immer eifrige Gönner und Wohlthäter ihrer Lemberger Glaubensgenossen waren, ermöglicht wurde, gebührt volle Aufmerksamkeit. Ein edler Bau aus Krasower Quadersteinen, einfach aber kraftvoll durch Pilaster gegliedert, mit einem breiten in Stein gemeißelten dorischen Fries, auf dem der italienische Baumeister, der bereits erwähnte Paul der Römer, zwischen classische Triglyphen kirchlich-symbolische Darstellungen in byzantinischer Auffassung hineingezwängt hat, die ganze Frontseite bescheiden den Häusern angereicht, aber die Abside und der daneben hoch aufsteigende Thurm frei und trotzig dem Stadtwall zugekehrt — ist diese merkwürdige Kirche im vollsten Sinne des Wortes ein Wahrzeichen der ruthenischen Geschichte und des ruthenischen Lebens in Lemberg. Nach einem Blick in das Innere der Kirche, einen mit Geschick angelegten einschiffigen, durch toscaniſche Pfeiler getheilten Raum, mit einem Kuppelgewölbe, das sonderbarer Weise sich über an die Gothik anklingenden, spitzbogigen Arkaden erhebt, gelangen wir in den Kirchhof, einen überraschend pittoresken Winkel mit Kreuzgang und einer kleinen, ganz mit Sculptur bedeckten Kapelle, die zwar viel später errichtet und nicht so reich ornamentirt ist, dennoch gewissermaßen ein Gegenstück zu der polnischen Boims-Kapelle bildet. Der Hauptstolz jedoch der Kirche ist ihr daneben aufgebauter, campanilenartiger sechsstöckiger Korniakt'sche Thurm, ein mächtiger, viereckiger Quaderbau, hoch emporstiehend, edel und harmonisch gegliedert, eine Stiftung des Candidaten Constantin Korniakt, dessen wir bereits gedacht haben. Der die Kirche umgebende Häusercomplex ist Eigenthum der Stauropigialanstalt, welche auch das Kirchenpatronat ausübt — eines religiös-nationalen Institutes, welches einst den Brennpunkt des ruthenischen Lebens bildete und ein festes Bollwerk der Orthodorie war, das im Kampfe gegen den Anschluß an Rom am zähesten mittritt und erst, als schon die kirchliche Union überall obgesiegt, sich als das letzte ergab (1708).

Das einstige Ghetto in der Nähe mit seiner tief im Hinterhofe versteckten sehr interessanten krypto-Synagoge („der goldenen Rose“), einem dunklen, dumpfen, gothisch

gewölbten Raume, beiseite lassend, an der Ostseite des Ringplatzes vorüber, durch die Grodzicki-Gasse mit dem merkwürdigen „Muttergotteshaufe“, dem einstigen Waarenlager des Lemberger Patriziers Stenzel Scholz aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts, gelangen wir in das Gebiet der „armenischen Nation“, wie die armenische Colonie in alter Zeit officiell benamset war. Die armenische Sackgasse ist eine der merkwürdigsten in Lemberg — bis auf unsere Tage hat sie noch ihr alterthümliches Gepräge beibehalten; trotz fortwährender



Die Bernardiner Kirche in Lemberg.

Restaurirungen und Umbauten ist ihr noch das Kostige und Altfränkische geblieben; die Maurerkelle und die Tünchbürste haben die *aerugo nobilis* doch nicht gänzlich abzuträgen und zu überkalfen vermocht. Prächtig geschnitzte Thürstürze, mit Steinsculpturen ornamentirte Portale, weit gespannte Einfahrtsgewölbe, zierliches Gitterwerk aus geschmiedetem Eisen, sonderbar geformte Familien-Merkzeichen u. s. w. lenken noch das Augenmerk des Passanten auf sich, sind aber im raschen Verschwinden begriffen, und bald wird nur die armenische Kathedralekirche den Stadttheil kennzeichnen, wo die Lemberger Armeniercolonie, der „polnische Orient“, ihre Hauptstätte gehabt, wo der *Armenus erinitus, aromate divus*.

wie ihn Sebastianus Aernus nennt, seine Gewürz-, Teppich- und Perlenlager ängstlich hütete und sich eine morgenländisch angehauchte Filiale seiner fernen Heimat schuf. Die armenische Kirche und ihre nächste Umgebung bilden ein Gegenstück zum „ruthenischen Winkel“, den wir oben beschrieben. Die Kirche ist klein, schlicht, gefenkt, aber trotz vielfacher Umgestaltung, der sie im Laufe der Zeit unterlag, merkt man ihr an, daß sie einer der ältesten Tempel Lembergs ist. Ihren Bau führt man in die Zeit Kazimirs des Großen zurück, als Baumeister wird ein mythischer Dore genannt, der wohl mit dem Baumeister Doring aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts identisch sein dürfte. An und für sich bietet die Kirche nicht viel geschichtlich oder künstlerisch Merkwürdiges, aber im Zusammenhang mit der nächsten Umgebung, mit dem Kreuzgang, dem Eingangsturm, den kleinen Höfen, die gänzlich mit steinernen, flachen Grabplatten gepflastert sind, auf denen noch gemeißelte armenische Inschriften und krause Familienwappen zu sehen sind, mit den Schwibbogen, die in das erzbischöfliche Palais und in die „armenische Bank“ (eine von Geistlichen geleitete Pfandanstalt) führen, endlich mit dem anstoßenden armenischen Nonnenkloster, als Agglomerat genommen, bildet sie ein recht stimmungsvolles Ganzes, das die Einbildungskraft eines mit Lembergs Vergangenheit vertrauten Beobachters mit einem fagenhaft historischen Schimmer umwebt und dem auch der unbefangene Fremde den Reiz eines altoriginellen, exotisch anmuthenden Kulturbildes nicht absprechen wird.

Die alte innere Stadt, deren Raum durch Festungswälle und Ringmauer begrenzt war, hat ihre Hauptader in zwei Straßen, auf denen stets ein sehr lebhafter Verkehr herrscht und die en miniature an die Wiener Kärntner- und Rothenthurmstraße erinnern. Es sind dies die Krakauer- und die Haliczzerstraße, beide einst durch Stadttore desselben Namens geschlossen. Diese Thore begrenzten die Stadt gegen Norden und Süden; gegen Osten schloß sie mit der Bernardinerkirche, gegen Westen mit der Jesuitenkirche ab. Was jenseits liegt, bildet die neue Stadt, und das Wort neu ist hier in seiner vollsten Bedeutung zu nehmen, da mit Ausnahme des alten Judenviertels, des „Krakauer Ghetto“, und einiger Vorstadtkirchen, die ebenfalls in die weitere Vergangenheit, zumeist in das XVII. Jahrhundert zurückreichen, fast alle Gassen im laufenden Jahrhundert entstanden sind oder neu regulirt wurden. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wurden die Stadtwälle in Promenaden, die alten Thorbefestigungen in Plätze umgewandelt — so entstanden die Hetmans- und die Gouverneurspromenade, der Haliczzer-, Krakauer-, der heilige Geist- und der Marienplatz. Das neue Lemberg hat sich in den letzten 25 Jahren mit staunenswerther Raschheit entwickelt und auf allen Gebieten des Verkehrs- und Communalwesens Fortschritte gemacht, wie sie kaum einer von seinen Einwohnern aus der Stagnationsperiode der Fünfziger-Jahre je anzuhoffen, ja zu ahnen gewagt hätte.



Die griechische Stadtkirche in Lemberg.

Durch Überwölbung des verkehrsstörenden, häßlichen Flußbettes der Pottow wurden breite, schöne, wohlregulirte Räume geschaffen, entstand der Marienplatz; die Karl Ludwigstraße, in Verbindung mit dem Marienplatz die City Lembergs, der Stadttheil der Finanzinstitute, der Geschäftscomptoirs, der Fremdenhotels und der elegantesten Kaufladen, wurde breit, eben, mehr symmetrisch, und erinnert in ihrer jetzigen Gestalt an Berlins Unter den Linden; die Akademiegasse ist zu einer lustigen, freien Allee geworden. Das Erwachen der Banlaust fällt in die neue Epoche, welche das mächtig anziehende Beispiel der

Erweiterung und Modernisirung Wiens für alle großen Provinzstädte der Monarchie geschaffen, die aber in Lemberg mit den Siebziger-Jahren beginnt. Mit Ausnahme des Invalidenhauses, eines wahrhaft prächtigen, großartig angelegten Baues von burgartiger, romanisirender Architektur aus polychromen Ziegelwerk, einer Schöpfung des berühmten Hansen, welches zwei Jahrzehnte vorher, leider zu weit von der eigentlichen Stadt abgelegen, aufgeführt wurde, erstanden in dieser Zeitperiode die vornehmsten Monumentalbauten Lembergs, die Polytechnik, das Statthaltereipalais, das Landhaus, das ruthenische Seminar, das Justizpalais, das Post- und Telegraphengebäude, das Potocki'sche Majoratspalais und die Sparcassa, diese letztere ein prunkvoller Bau auf mächtigem, aus roh behauenen Steinquadern gefügtem, an die altflorentinischen Rußikmauern erinnerndem Erdgeschoß, mit warmabgetönten Chamotteziegeln bekleidet, mit farbigem Majolikafries, kühn aufsteigender Kuppel und kunstvollem Gitterwerk, eine Schöpfung des Lemberger Architekten Professor Zacharjewicz. Das Sparcassagebäude bildet mit der gefälligen Abrundung seiner Frontirne die Ecke der Karl Ludwigs- und der Jagellonengasse, und nun um diese Ecke und dann noch einmal links einbiegend, an dem schönen Staatseisenbahnpalais (jetzt Hôtel Imperial) vorbei, gelangen wir in die Dritten-Maigasse, eine breite, gerade, mit Holzstöckeln gepflasterte Gasse, welche in den Stadtpark, den ehemaligen Jesuitengarten, einmündet und, selbst eine Art von Faubourg St. Germain, in das eleganteste Stadtviertel hineinführt.

Das Landhaus, ein Renaissancebau des Architekten Hochberger, mit zwei bekuppelten Seitenpavillons, die durch ein Risalitfronton mit Säulenloggia getrennt sind, mit figuralen Sculpturen geschmückt, bildet das Hauptobject dieses vornehmen und anmuthigen Stadttheiles. Von hier aus, zumal von der Loggia des Landhauses, bietet sich dem Auge des Zuschauers eine wahrhaft reizende Ansicht, welche architektonischen Effect mit landschaftlicher Anmuth in der glücklichsten Weise vereinigt. Links in angemessener Ferne der steilkunde grüne Rasenfelgel mit der rothbraunen Citadelle, jetzt ein friedlich-erustes, rein malerisches Werkstück, die Lemberger Engelsburg in Tafelformat, gegenüber der sanft ansteigende Stadtpark mit seinen hundertjährigen Baumriesengruppen, saftigen grünen Bosquets und zierlichen Blumenparterren, und über dem Parte auf schattiger Basis von Busch und Baumwipfeln hinaufschwebend, gleichsam auf den blauen Grund des Himmels hingezaubert, in täuschend nebliger Ferne die ruthenische St. Georgskathedrale, ein höchst effectvoll wirkender Rococobau des Italieners Fontana mit hoher Kuppel, schwingvoll, leicht und harmonisch in seiner Massenvertheilung, mit verschnörkeltem Laternenschmuck, von mächtigen schwarzen Säulen umgeben — bei Sonnenuntergang, wenn mit goldenen Fluthen übergossen und gleichsam auf-flackernd in langsam erlöschender Strahlengluth, ein märchenhaft anmuthender Anblick.



Die Georgskirche in Lemberg.

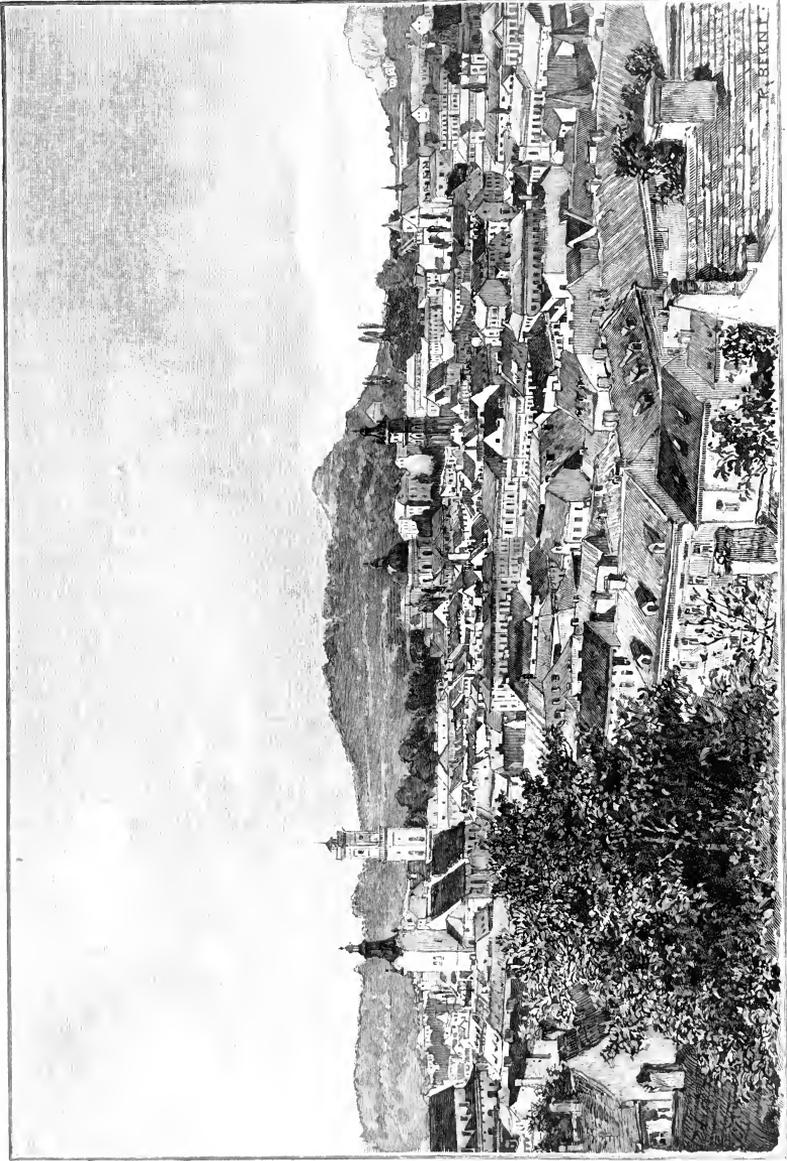
Durch den Stadtpark, der von neuen eleganten Gassen umgeben ist, gelangen wir an dem Polytechnikum vorbei auf die vor einigen Jahren noch öden Vorstadtgründe: Neue Welt und Bajki, wo sich jetzt im raschen Tempo ein freundliches Willenviertel zu erheben beginnt, Kasteľová genannt, und von hier aus die neue Corsostraße benützend, an Villen und ländlich aussehenden



Gehöften vorbei, das Wulkawäldchen passirend, zum Strzyjer- oder Kilinskipark und in die Stadt zurück.

Der Kilinskipark ist ein mit geschickter Ausnützung des sehr coupirten Terrains im englischen Stil angelegter öffentlicher Garten, eine Schöpfung der letzten Jahre, voll Abwechslung und von großem landschaftlichen Reiz, der sich mit jedem Jahre steigert. Diese neuen Parkanlagen, von dem Lemberger Publikum mit wachsender Vorliebe besucht, haben auch in dieser vor kurzem noch als öde und entlegen geltenden Gegend eine rege Baukunst geweckt; die in unmittelbarer Nachbarschaft des neuen Parkes stattgefundene galizische Landesausstellung vom Jahre 1894 hat diese Baukunst noch gesteigert und durch Belassung des monumentalen Kunstpavillons dem Kilinskipark eine architektonische Zierde und dem neuesten, eilig improvisirten Stadttheile gleichsam ein Centralobject für weitere Bangruppirung geschaffen, während gleichzeitig die elektrische Bahn dessen Verbindung mit der inneren Stadt herstellte. Dergestalt ist auch das liebliche Sophienwäldchen, einst ein ländliches Ausflugsziel der Lemberger Einwohner, auf dem besten Wege, ein Cottageviertel zu werden. So werden nun nach und nach selbst die entfernteren Ausflugsorte Lembergs der Stadt nähergerückt, ja gewissermaßen in deren eigentlichen Bereich einbezogen, darunter in erster Reihe die ländlich stille Bohulanka mit ihren lauschigen Waldwegen, welche durch die nun regulirte und sich schnell mit Villen und Häusern ausfüllende Kochanowskigasse sich der Stadt anzuschließen beginnt. Die wachsende Stadt dehnt und streckt sich nach allen Richtungen, tritt aus dem beengenden Thalesseßel hinaus, dringt neugierig in die vorortlichen Wälder, erklimmt die angrenzenden Anhöhen, und die einst trostlos vereinsamten Häuser und Villen, die sich vor Jahren anscheinlich zu weit über das Weichbild der Stadt hinausgewagt haben, fanden sich eines Tages mitten ins volle Straßenleben versetzt; so wie es auch mit dem Centralbahnhoße geschah, der vor verhältnißmäßig wenigen Jahren ganz weit außer der Stadt gelegen, nun in sie einverleibt erscheint.

Lemberg ist eine große Stadt geworden und befindet sich auf dem Wege, auch eine elegante Stadt zu werden und sich alle modernen municipalen Einrichtungen eigen zu machen. Der Straßenverkehr ist sehr lebhaft, eine elektrische und eine Pferdebahn nebst einem sehr zahlreichen Lohnfuhrwerke besorgen die rasche und bequeme Verbindung zwischen den weit auseinander liegenden Stadttheilen; Lemberg ist auch eine der pferdereichsten Städte der Monarchie und galt immer für die Stadt der schönsten Privatequipagen. Je mehr aber Lemberg großstädtisch wird, je mehr sich sein Straßenleben zum hastigen, lärmenden Gedränge steigert, umso lieber und kostbarer werden ihm seine Parkanlagen und seine einst so auffallend zahlreichen, jetzt leider erschrecklich schnell verschwindenden Privatgärten. Und unter diesen grünen Zufluchtsplätzen steht der



Lemberg in der Gegenwart.

Schloßberg (Franz Josefsberg) obenan, eine hochgelegene schattige, für Fußgänger und Fahrende eingerichtete Promenade. Von der Südseite des Schloßberges ist Lemberg aus der Vogelpersicht zu überblicken, von Norden aus schweift das Auge über eine weite Ebene mit aus Baumgruppen gleichsam wie aus riesigen Büschen hervorblinkenden Dörfern und Gehöften, mit wogenden Saatenfeldern und grünen, in blauer Ferne verschwimmenden Auen. Es ist die Lemberger Campagna; sie ergötzt das Auge des Städters mit ihrem friedlich idyllischen Reize, aber einst hat sie von derselben Stelle aus der bewaffnete Bürger oft mit bangem Blicke überschaut, um nach den Staubwolken zu spähen, die unter den Hufen der Tataren- und Kosakenpferde hoch aufwirbelten, oder die unheimlich warnenden nächtlichen Lagerfeuer des belagernden Feindes zu zählen, welcher, nach dem Ausspruche des Lemberger Dichters aus dem XVII. Jahrhunderte, die „bleiche Ceres“ aus diesen Gefilden so oft zu vertreiben pflegte.

### Das Land.

Die podolische Hochebene. — Die Steppe! . . . . Hurrah! Die Steppe! . . . . Unwillkürlich wiederholt man diesen Ausruf, mit dem einst die aus der weiten Welt mit reicher Beute zurückkehrenden Reiterhaaren bei klingendem Spiel und fliegenden Fahnen die heimatischen Steppen begrüßten, wenn man im äußersten Nordosten unserer Monarchie längs der russischen Grenze wandert.

Ja die Steppe! . . . Wer beschreibt den Zauber dieser endlosen, blumengeschmückten Fläche? Wer schildert das Gefühl, das unser Herz rascher schlagen macht und uns Flügel zu verleihen scheint, wenn wir hoch zu Roß vom warmen Lichtmeer unflutet in die klasters hohen, duftenden Gräser hineinreiten? Der sanfte Hauch vom Pont-Cuxin, der um unsere Schläfe spielt und dem Schilfrohr in dem benachbarten Sumpf ein geheimnißvolles Rauschen entlockt, flüstert uns in das Ohr Geschichten aus längstverklungenen Zeiten.

Ja früher hat die Steppe anders ausgesehen! Heutzutage ist sie nur in unbedeutenden Resten zurückgeblieben, da der Pflug des Landmanns die lieblichen Töchter der Flora unerbittlich vernichtet, um den goldenen Wogen des üppigen Getreides Platz zu machen. Die Menschen waren auch anders. Es ist eine schreckliche, mit Feuer und Blut geschriebene Geschichte, die diese friedlichen Steppen besitzet. Sind wir doch in der Nähe des „schwarzen Pfades“ czarny szlak, auf dem jahrein jahraus wilde, blutdürstige Horden zogen, um in den Kulturländern des Westens zu plündern, zu sengen und zu morden! Weit über Polen hinaus kamen sie jedoch nie. Dieses Bollwerk der abendländischen Cultur konnten sie nie vernichten. Aber wie viel Blut hat das gekostet! Die zahlreichen Grabhügel, denen wir auf unserer Wanderung begegnen, bergen die morschen Gebeine der Helden, die als Vaterlandsverteidiger den heimatischen Boden mit ihrem Lebenssaft düngten . . . .

Doch die Erinnerung an die traurige Vergangenheit darf uns den Genuß der Gegenwart nicht stören. Mit frohem Muth und empfänglichem Gemüth ziehen wir gegen Osten, um die Eindrücke auf dieser interessanten Reise zu sammeln. Noch einen Blick von der Höhe des Franz Josephs-Berges auf die freundliche im saftigen Grün zahlreicher Gärten schwimmende Landeshauptstadt Lemberg und dann in die Steppen!

Doch halt . . . Bevor wir den lieblichen über der Stadt thronenden Hügel verlassen, wollen wir uns über die weitere Gegend orientiren, um unser Reiseziel mit benachbarten Gebieten zu vergleichen. Und man braucht wirklich kein Fachgeologe zu sein, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß wir von unserem Beobachtungspunkte aus die drei landschaftlichen Elemente, die Ostgalizien zusammensetzen, mit leichter Mühe übersehen können.

Zum fernen Süden schließt die blaue Kette der Karpathen den Horizont ab. Gegen Westen erblicken wir eine sumpfig-sandige, hier und da mit dunkelgrünen Kieferwäldungen bedeckte Niederung, die bereits zum Weichselgebiet gehört und mit zahlreichen erraticischen Blöcken aus nordischen Graniten, Syeniten und Dioriten überstreut ist. Sie zeigt in Flora und Fauna einen deutlich nordeuropäischen Charakter und ist in der That nichts anders als die Fortsetzung der norddeutschen und polnischen Tiefebene. Ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn wir unseren Blick in den fernen Osten schweifen lassen, ein Bild, das sonst aus West- und Süd-Europa unbekannt ist. Hier beginnt die Hochebene von Podolien, auf dem galizischen Boden nur ein kleiner Theil jener riesigen Platte, welche die merkwürdige Bodenconfiguration von Nordost-Europa bedingt. Die in dem Gebirge häufigen Faltungen fehlen hier fast gänzlich, die krystallinischen Gesteine und die paläozoischen Schichten liegen fast ganz horizontal und scheinbar ungestört. Diese mächtige Platte, eine Ursholle, die der faltenden Kraft bei der Zusammenziehung der Erdrinde trotzte, ging jedoch bei diesem Prozesse nicht ohne theilweise Zertrümmerung aus. Zahlreiche Brüche durchziehen die Platte, riesige Schollen derselben sind längs der großen Verwerfungslinien in bedeutende Tiefen gestürzt und der Rand der Hochebene selbst ist durch eine Bruchlinie markirt, an der uralte Ablagerungen viele Hunderte, ja vielleicht Tausende von Meter gesunken sind.

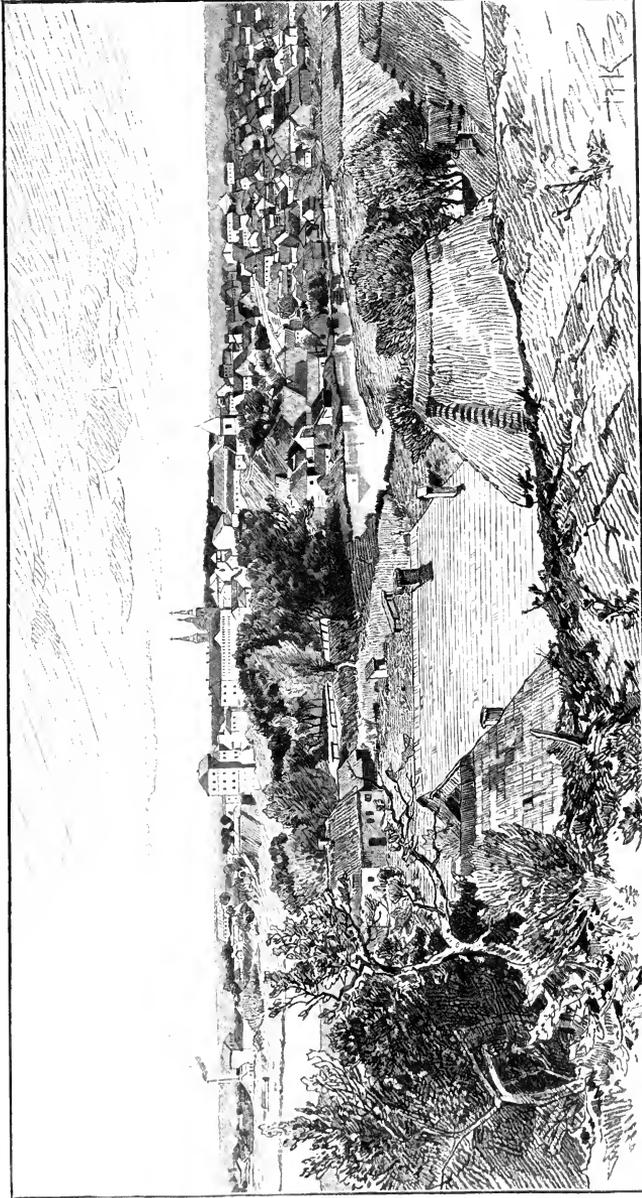
Allerdings verliert die podolische Platte in der Gegend von Lemberg, das ist an ihrer westlichen Grenze, ihren Charakter fast gänzlich. Wer würde beim Ansehen der lieblichen Hügel, welche die Stadt umsäumen und die auch fälschlich Berge genannt werden, Theile des Plateau's vermuthen? Und doch sind es keine Berge, nur von der Denudation verschonte Schollen und Lappen der zerrissenen Hochebene. Denken wir uns das Poltew-Thal, in dem die Stadt liegt, wieder mit jenem Material, das im Laufe der Jahrtausende durch das fließende Wasser fortgetragen wurde, ausgefüllt, so daß dadurch miocäne Ablagerungen des Sand- und Franz Josephs-Berges, ferner der Hügel oberhalb

des Stryer-Parkes mit einander in Verbindung treten, so haben wir dann auch keine Berge, sondern eine kontinuierliche Hochebene vor uns.

Die nördliche Grenze des Plateau's ist recht deutlich durch einen Steilrand markirt. Wenn wir von der Station Podzameze aus unsere Reise gegen Osten mit der Eisenbahn Lemberg-Podwołoczyska antreten, fahren wir circa 80 Kilometer längs dieses Steilrandes. Zu unserer Rechten erhebt sich eine anmuthige, scheinbar senkrechte, mit üppigen Gestrüpp und Laubwäldungen geschmückte, zu unterst aus Kreidemergel, in den oberen Partien aus mioocänen Kalken und Sandsteinen aufgebaute Wand bis zu einer Höhe von 350 bis 412 Meter, zu unserer Linken dehnt sich eine weite, sandige, öfters von Sumpf und Moor unterbrochene, stellenweise dunkle Inseln von Nadelwäldungen tragende Niederung, die die durchschnittliche Höhe von 250 Meter über dem Meeresspiegel erreicht und die Fortsetzung der nordgalizischen Tiefebene ist.

Wir befinden uns auf der Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere. Die Quellen, die dem Fuße des podolischen Steilrandes entspringen, senden ihre Wässer durch den Bug und durch den Styr der Weichsel und dem Dniepr zu, dagegen nehmen sämmtliche Bäche und Flüsse an der Oberfläche des Plateau's ihren Weg gegen Süden zum Dniester.

Auf dieser Landhöhe liegt an der von Krasne nordöstlich ziehenden Eisenbahn nahe an der russischen Grenze in waldiger und sumpfiger Umgebung Brody, früher eine der bedeutendsten Handelsstädte Galiziens. Wir aber verfolgen zu einem längeren Besuche der podolischen Hochebene von Krasne aus die südöstlich laufende Bahnlinie. An armseligen Hütten, die eher für die gänzliche Bedürfnislosigkeit als für die große Armuth des hiesigen Bauers zeugen, an bebauten, jedoch nicht übermäßig fruchtbaren Feldern, an nassen Wiesen vorüber, braust unser Zug der Bezirksstadt Zloczów zu. Dem Fremden, der zum ersten Male Galizien bereist, fällt nebst der Armseligkeit der Lehnhäuser des Dorfbewohners auch der gänzliche Mangel der Cultur der Obstbäume bei den Bauern auf. Was da bei den Hütten sich befindet, ist Alles wild, uncultivirt, also Holzbirnen, Walddayfelbäume, Schlehdorn und zufällig gepflanzte, aber verwilderte Zwetschke. Der Bauer hat keine Lust, edle Obstarten zu pflanzen, er behauptet nämlich, daß das gute Obst Gefahr laufen würde, von den Nachbarn gestohlen zu werden, während dem das unedle, saure so wenig Anziehungskraft für andere hat, daß es zu seinem ausschließlichen Privatgebrauch bleibt. Dafür pflanzt er mit besonderer Vorliebe den Weidenbaum. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß der hiesige Bauer ohne die Weide gar nicht existiren könnte. Er benötigt sie sowohl als Baumaterial für seine Schuppen und Zäune, als auch als Heizmaterial und für manch anderen Zweck. Die brave, gute Weide! . . . Fast jedes Jahr wird sie furchtbar verstümmelt, indem sämmtliche Zweige, theilweise sogar der Stamm selbst



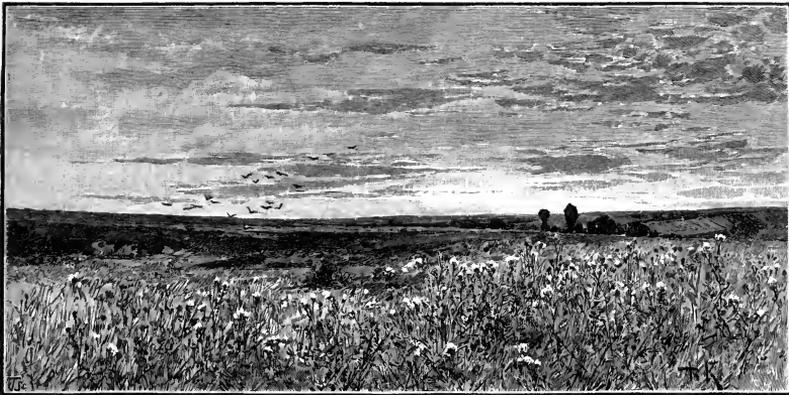
Tarnopol.

abgehauen wird, so daß nur ein unförmlicher, 2 bis 3 Meter hoher Block — dem zum Himmel im Rache schreienden Marterpfahl vergleichbar — zurückbleibt. Diese Operation scheint jedoch auf sie keinen tieferen Einfluß auszuüben, es sprossen frische Triebe und bald lächelt ein hellgrünes Medusenhaupt von der Spitze des Stammes dem gefühllosen Peiniger entgegen. Daß sie inwendig morsch und wurmfressig ist, daß manchmal buchstäblich nur die gesunde Rinde zurückbleibt, die allein im Stande ist, den Ernährungsproceß des Baumes zu besorgen, ist der Weide auch vollkommen gleichgültig, wie nicht minder der Umstand, ob der Boden, auf dem sie wächst, gut oder schlecht, kalkig, sandig oder mergelig ist. So sieht man mit Ausnahme der Steppen, auf denen überhaupt keine Bäume gedeihen, hierzulande überall Weiden; eine galizische Dorflandschaft ist ohne die bizarre Form der Weide, die eigentlich nur ein Zerrbild eines Baumes darstellt, undenkbar. Soll nun in die Landschaft Leben hineinkommen, so muß man sich dazu noch kleine, äußerst genügsame, mit stoischer Gleichgültigkeit Hniger und Kälte, schwere Lasten und Mißhandlungen ertragende Pferde denken, die kaum diesen stolzen Namen verdienen und vor Allem selbstverständlich auch die Könige der galizischen Schöpfung: den Bauer im weißen Hemd und, last but not least, den Juden mit Stirnlocken und langem Talar. Diese vier Wesen gehören in Galizien entschieden zu einander.

In der Nähe von Kloczów verläßt die Bahn die Niederung und beginnt langsam durch die tiefen Einschnitte in das Plateau einzudringen. Einige 16 Kilometer nördlich von der Bahn liegt inmitten miocäner Hügel das Dorf Bodhorce mit dem berühmten Schloß, das im Jahre 1637 von Stanislaus Koniecpolski erbaut, später eine Zeit lang vom König Johann III. Sobieski bewohnt wurde.

Durch tiefe Eisenbahneinschnitte im oberen Kreidemergel (hierzulande Dpoka genannt) gelangen wir nach Tarnopol, wo wir die Bahn verlassen, um unsere Reise zu Fuß und zu Wagen fortzusetzen. Indem wir die 26.000 Einwohner zählende Stadt betreten, befinden wir uns in der Metropole von Galizisch-Podolien. Die ziemlich reizlose (304 Meter über dem Meerespiegel gelegene) Gegend wird mit Recht als Galizisch-Sibirien bezeichnet, denn die nach allen Windrichtungen offene, von keiner schützenden Hügelkette gedeckte Hochebene trägt den Charakter eines typischen continentalen Klima's. Die strengen Wintermonate, in denen das Quecksilber nicht selten unter —20 Grad Celsius sinkt, die heißen Sommermonate mit den beobachteten Extremen von über +30 Grad Celsius, der rasche Temperaturwechsel und die lästigen Winde gestalten das Klima zu einem recht unangenehmen. Die Stadt selbst bietet außer dem alterthümlichen Schlosse, das gegenwärtig als Kaserne dient, und der schönen Pfarrkirche, wenig Interessantes dar; recht eigenthümlich schaut die Stadt an Markttagen aus, besonders zur St. Anna-Messe, in der hauptsächlich Pferde auf den Markt kommen, während sonst Tarnopol den Hauptmarkt für den podolischen Getreidehandel bildet.

Die eigentliche Zierde der Stadt bildet ein großer (4 Kilometer langer und 1 Kilometer breiter) Teich, einer der größten in ganz Galizien, an dessen Süd-Ufer das oben erwähnte Schloß gelegen ist. Die zahlreichen größeren und kleineren Teiche, die der podolischen Landschaft ein charakteristisches Gepräge verleihen, verdanken ihre Entstehung mehr der Natur als der Kunst. Sämtliche Gewässer der Hochebene fließen in tiefen Erosionsthälern, die sich im Laufe der Jahrtausende in die Platte eingemeißelt haben, wodurch es leichtverständlich ist, daß solch ein Erosionsthal je nach der Härte und Festigkeit des anstehenden Gesteines sich bald erweitern, bald verengen kann. Bei jeder solchen Verengung



Steppenlandschaft bei Strusjów, podolisches Plateau.

ist die Bedingung zur Sumpf- und Teichbildung gegeben; der künstlich aufgeworfene Querdamm fördert diesen Proceß und dient zur Erhöhung des Wasserpiegels.

Wir verlassen hier die Bahn und setzen unsere Wanderung nach Süden zu Fuß und zu Wagen fort. Eine leicht wellige, mit üppigem, wogendem Getreide, unter dem der Weizen die Hauptrolle spielt, bedeckte Fläche liegt vor unseren Augen ausgebreitet. Die Gegend ist nicht so einförmig baumlos, wie wir das etwa bei unserem Eintritt in die Hochebene erwartet hätten. Allerdings ist die Föhre der Niederung verschwunden, dafür sehen wir aber am Horizonte kleine, hellgrüne, hauptsächlich aus der Buche, Rothbuche und Eiche bestehende Laubwälder, die eine angenehme Abwechslung in die Landschaft bringen. Auch unsere Vorstellung von der tischartigen ununterbrochenen Hochebene war unrichtig.

Bereits hier, bei unserem Eintritt in das Plateau, haben wir einen Vorgeschmack jener großartigen Erosionserscheinungen, die wir weiter im Süden bewundern werden.

Einige Schritte auf dem scheinbar ununterbrochenen Plateau und wir stehen am Rande einer tiefen Lößschlucht. Der gelbe, ungeschichtete Löß bildet sehr steile, fast senkrechte Wände, in denen zahllose Löcher die Existenz von Vogelnestern andeuten. Die Schlucht ist trocken, nur nach einem Gewitter oder anhaltendem Regen schäumt unten eine trübe Wassermaße, die die Schlucht erweitert und vertieft.

Einige Kilometer vor dem Marktflecken Mikulínice bekommen wir zum ersten Male eines der Erosionsthäler selbst zu Gesicht, nämlich das Thal des Serethflusses. Es ist eine fast geradlinige, direct gegen Süden gerichtete Schlucht, an deren Wänden die Wirkung der nagenden und weißelnden Kraft des fließenden Wassers deutlich sichtbar ist. Unten in der Tiefe liegen die Ortschaften wie die Perlen an einem Faden längs des Flusses aneinandergereiht und verborgen, und das wiederholt sich überall in Podolien. Wenn man sich auf der Höhe des Plateaus befindet, bemerkt man mit Staunen, daß auf dem weiten Gesichtskreise die menschlichen Behausungen so gut wie fehlen und man möchte die Gegend für unbewohnt halten, würden nicht die Culturen das Dasein der Menschen verrathen.

Wie ein Mauerwerk ragt uns die Thalwand entgegen. Zu unterst zeigt sie ein rothbraunes Fundament, darauf kommt ein schmales, grünliches, dann ein hellgraues, endlich ein weißes Band, alles sehr regelmäßig horizontal angeordnet. Der Geologe belehrt uns, daß der Fluß die wagrecht ruhenden Schichten durchsägte und somit den inneren Bau der Hochebene aufschloß. Die tiefsten Ablagerungen bestehen aus uralten röthlichen Sandsteinen, die unter dem Namen der Trembowlaer-Steine bekannt sind und ganz Ostgalizien mit einem ausgezeichneten Treppen- und Trottoirmaterial versehen. Sie bilden das Liegende der grünen Sande und hellgrauer Mergel der oberen Kreideformation, worauf endlich die Sand- und Kalksteine des Miocäns folgen, womit nun die Reihe der Meeres-sedimente abgeschlossen wird. Es folgen die bereits erwähnten gelblichen Lößmassen, die unmittelbar in die stellenweise sehr mächtige Ackerkrume (sogenannte schwarze Erde, poln. Czarnoziem) übergehen. Merkwürdig ist die auffallende Asymmetrie solcher Thäler, an welchen das östliche Ufer gewöhnlich steil, fast senkrecht, von der Vegetation heinahe ganz entblößt, das westliche hingegen sanft geböcht und mit großen Lößmassen bedeckt ist.

Durch den kleinen Marktflecken Mikulínice mit der gut erhaltenen Ruine eines Schlosses aus dem XVI. Jahrhundert, das durch die öftere heldenmüthige Vertheidigung gegen Türken, Tataren und Kosaken berühmt ist, gelangen wir bald in die anmutig am Gnieznabach gelegene Bezirksstadt Trembowla. Aus der Tiefe des Gnieznathales blicken wir auf die rothen Wände des mächtig entwickelten devonischen Sandsteines, die von einer schönen Schloßruine gekrönt sind. Die äußere Umfassungsmauer und die großen Bastionen sind noch sehr gut erhalten und ragen in die blauen Lüfte als stumme Zeugen jener großen, blutigen Geschichte, die sich da einst abspielte. Die Lage des Schlosses ist nicht nur

strategisch glücklich gewählt, sondern auch landschaftlich malerisch. Auf einer Bergzunge, die nur auf einer Seite mit der Hochebene verbunden ist, von allen anderen aber durch das tiefe halbmondförmige Thal des Gnieznabaches und die Schlucht des Peczynjabaches halbinselartig abge schnitten ist, gelegen, üb't das Schloß auf den Beschauer einen eigenthümlichen Reiz aus. Von der Höhe der morschen, moosbedeckten Mauer schweift unser Blick weit gegen Osten, ohne auf der baumlosen Hochebene einen Ruhepunkt zu finden. Die goldenen Ähren, von leichtem Winde wellenförmig bewegt, bilden einen willkommenen Gegensatz zu dem dunklen Walde, der sich im Westen in unserer unmittelbaren Nähe erstreckt. Die freundliche Stadt zu unseren Füßen, die tiefen, rothen, devonischen Schluchten, an deren Rande wir stehen, das Grün des Waldes und das Gold der Steppe, das Alles vereinigt sich zu einem harmonischen, farbenprächtigen Bild, das seinesgleichen sucht.

Doch zurück zum Serethfluß. Unser Weg führt uns westwärts durch einen schönen Wald. Wir passiren im Markt Strusów den Serethfluß, werfen einen Blick auf das tiefe Erosionsthal — mit ähnlich wie in Trembowla rothen devonischen Sandsteinwänden — auf die schöne Kirche und das prächtige Schloß und eilen westwärts gegen die Ortschaft Zajdrosé. Wie mit einem Zauberschlage ist die Schlucht, der Wald, ja fast jeder Baum verschwunden. Eine ausgedehnte Steppenlandschaft, die in weiter zitternder Ferne mit dem Horizonte verschmilzt, ist vor unserem entzückten Auge ausgebreitet. Noch vor zwei oder drei Jahrzehnten waren da die Pantalischa oder Orzelówka, Zajdrosé, Stepy Strusowskie und wie alle diese Steppen heißen mögen, in ihrer urwüchßigen Pracht. Heute sind es nur bescheidene Überreste jener Urform der Plateau-Oberfläche. Mit jedem Jahre dringt die Kultur tiefer und tiefer in das Herz der Steppen ein, und bald werden sie ganz dem langweiligen, regelmäßig gefurchten Ackerboden weichen müssen.

Der wolkenlose blaue Himmel mit dem goldenen Feuerball, die weiche, leicht bewegte, erfrischende Morgenluft, der wunderbare Anblick der weiten an das Meer erinnernden Fläche erfüllt uns mit Wonne, die jeden Nerv vor Lebenslust erzittern läßt. Hoch zu Ross fühlen wir uns dem Adler gleich, der gerade jetzt in den Lüften auf Beute spähend mit seinen mächtigen Schwingen große Bogen beschreibt. Die Culturen werden seltener, die podolische Prairie erscheint vor uns in ihrer ganzen Majestät. Ein prächtiger weicher, blumendurchwirkter Teppich breitet sich zu unseren Füßen aus. Das üppige, saftig grüne Gras, die gelben Dotterblumen, die Rosenblüten des Lychnis, die Lilaglöckchen der Campanulen und tausend andere Blumen und Blüten in allen Farben des Regenbogens entzücken Auge und Herz. Doch was ist das? . . . In weiter Ferne, dort wo das Blau des Himmels mit dem Grün der Steppe zusammenschmilzt und die Luft wie über der Feuerlohe erzittert, erblicken wir große Vögel, die starr und bewegungslos, wie aus Stein gemeißelt, uns verdachtschöpfung mustern. Das sind die

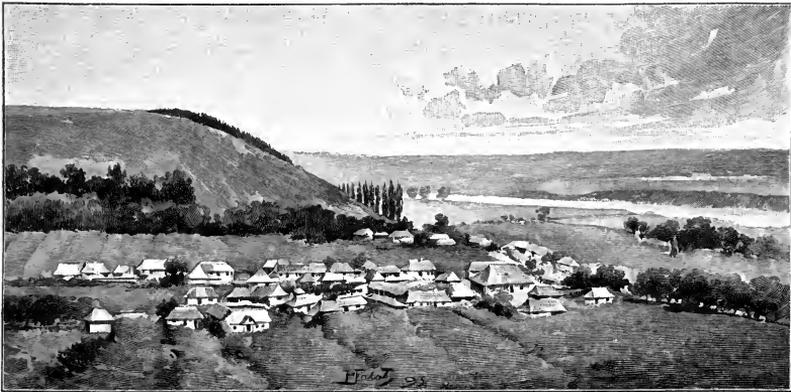
großen Trappen, die Riesen unter den Vögeln der Steppe. Jetzt ist allerdings ihre Furcht vor dem Menschen unbegründet, da es Sommer und somit Schonzeit ist, aber in einigen Monaten, sobald der erste Reif die schwachen Blumen der Steppe knickt, beginnt die fröhliche Jagd. Vorsichtig muß man da zu Werke gehen, denn der Vogel ist scheu, sehr scheu.

Die Gegend beginnt sich zu beleben. An großen Viehherden, die an den Brunnen ihre Morgenruhe halten, reiten wir weiter westwärts. Zahlreiche, kleinen Tannen nicht unähnliche Equijeten, die knisternd unter den Pferdehufen zusammenknicken, verrathen die Nähe des Hochmoors. Kleine Tümpel, in denen das dunkle Wasser durch Binzen und Schilfrohr durchsicht, zwingen uns vom Pferd abzustiegen und unsere Wanderung zu Fuß fortzusetzen.

Welche Lust für den Waidmann! Wer wäre im Stande Alles aufzuzählen, was da freucht und fleucht, und treu das Leben zu schildern, das da in dem nassen Theil der Steppe pulst? Laut aufschreiend erhebt sich eine aufgeschreckte Kiebitzfamilie und verfolgt uns auf Schritt und Tritt mit ihrem scharfstönigen „Kiwit“, „Kiwit“. Ganze Schaaren von Wildenten, darunter auch einige für den Zoologen interessante nordische Formen, streichen über unseren Köpfen hinweg, um sich in den entfernteren Tümpeln zu verstecken. Piepend steigen die Bekassinen auf und bringen durch ihren raschen zickzackförmigen Flug den Anfänger in der edlen Waidmannskunst zur Verzweiflung. Dafür zieht lautlos und geradlinig die Doppelschneipe unmittelbar über dem Boden, ein Prachtschuß auch für den minder Geübten. Schon außerhalb der Schußweite erglänzt auf dem dunkelgrünen Hintergrunde ein Silberreiter, dessen schöne und kostbare Federn die Jagdbegierde reizen. Mit Gleichgiltigkeit gegen die nassen Füße steht er stundenlang im Wasser, um seine Beute zu erspähen. Auch der Kranich ist nicht selten, obwohl seine Zugzeit noch nicht begonnen hat. Der ist noch scheuer als sein soeben erwähnter Verwandter, und der Jäger kann vom Glück sprechen, wenn er ihn auf die Strecke bekommt. Dafür spaziert der dreiste Storch stolz in unserer unmittelbaren Nähe, sich dessen wohl bewußt, daß er von uns nichts zu befürchten hat. Glaubt doch der Bauer, daß jede Mißhandlung dieses Langschnäblers unbedingt die Rache seiner Verwandten nach sich zieht, sind ja doch Fälle vorgekommen — so meint er — daß der Storch aus Rache durch glimmende Holzstücke das Haus in Brand steckte; übrigens ist das Storchschießen eine Todssünde und zieht sicher eine Krankheit, wenn nicht was Schlimmeres nach sich. Plötzlich schlägt ein tiefes Gebrumme an unser Ohr. Es ist die Rohrdommel, dieser merkwürdige Kauz, der, irgendwo im Wasser versteckt, es für seine Pflicht hält, bei diesem eigenthümlichen Concerte den Hoboisten abzugeben. Auf einer trockenen Stelle läßt sich eine Schaar größerer uns unbekannter Vögel nieder. Wir erfahren von unserem Begleiter, daß es echte Steppenbewohner, nämlich die Brachvögel sind.

Allmählig beginnt das wirre Treiben des Thierlebens nachzulassen, die Sonne hat schon längst den Meridian passirt und gießt Feuer auf die Steppe.

Wir sind müde und sehnen uns nach einem kühlen lauschigen Plätzchen. In der Ferne entdecken wir auf trockener Erhebung eine menschliche Behausung, auf die wir zufliehen. Es ist eine armfelige, binsenbedeckte Hütte, daneben einige Scheunen und dahinter ein Bienengarten. Der Anblick der Bäume erfüllt uns mit Freude, obwohl es streng genommen keine eigentlichen Bäume sind, sondern nur strauchartige Weicheln, verkrüppelte Kirschbäume, Dorn- und Hollunder-Gestrüpp, doch die schattige Kühle thut uns wohl. Zahlreiche Bienenkörbe stehen unter den Sträuchern oder an die Lehmmauer angelehnt, die fleißigen



Die pobolfsche Platte in der Gegend von Kutyska bei Rijnidow.

Thierchen sind jetzt in voller Thätigkeit, denn es gibt viel zu sammeln, da Alles in Blüte steht. Ein alter, ehrwürdiger Bauer, ein Prachtexemplar eines galizischen Bienenvaters, grüßt ehrerbietigst und ladet uns in seine Behausung ein. Er ist sehr gastfreundlich und gesprächig, ist ihm ja doch die weite, große Welt nicht unbekannt! Er hat seine achtzehn Jahre beim Militär ausgedient, den Feldzug in Italien mitgemacht, war in Wien in der Garnison und wurde sogar durch eine Ansprache des Kaisers ausgezeichnet; jetzt wo er alt geworden ist, betrachtet er die Steppe und seine Bienen für seine ganze Welt. Er tischt uns Milch, Schwarzbrot, Käse und Honig auf und wird gar nicht müde uns zum herzlichen Zugreifen zu animiren.

Nach diesem frugalen Mittagssmale lagern wir uns bequem im weichen Grase im Schatten des Hollunderstrauches. Wir lassen unseren Blick in die friedliche Ebene schweifen und saugen begierig den süßen Duft ein, den das neben dem Garten in voller weißer

Blüte stehende Heidekorn ausathmet. Das melancholische Gesumme der Bienen wird uns zu einem sanften Schummerlied, bei dem wir in den so angenehmen halb wachenden, halb träumenden Zustand verfallen. Doch — ist es Traum oder Wirklichkeit? Unweit vom Garten, gleich hinter dem Heidekorn, erscheinen auf der Steppe kleine braunrothe Gesellen, die in possirlichen Stellungen und lebhaften Sprüngen ihr Spiel treiben. Es sind keine Kobolde der eingebildeten Welt, sondern leibhaftige Bewohner der Steppe mit Fleisch und Blut. Wir springen auf und die Thierchen sind verschwunden; da jedoch der Wissensdrang den Sieg über die Lust zum dolees far niente davonträgt, nähern wir uns vorsichtig den kleinen Banen und bleiben versteckt auf der Lauer liegen. Nach einer Weile erscheint in der Öffnung ein Köpfchen, dann das ganze Thierchen, das Männchen putzt sich und pfeift, bis endlich die ganze Gesellschaft versammelt ist. Das niedliche braunrothe, viel zierlicher als der Hamster gebaute Thierchen ist im Westen und Süden Europa's unbekannt, es ist nämlich der Ziesel (*Spermophilus citillus*), ein Bewohner des Nordostens. Die podolische Hochebene birgt auch eine Art europäischen Prairiehundes, nämlich den Bobak (*Areomys bobac*), dessen lustiges affenähnliches Treiben der aufmerksame Reisende hier oft beobachten kann.

Mittlerweile ist es Abend geworden. Die Königin des Tages ist im fernen Nordwesten in ihrer ganzen majestätischen Pracht, in Feuer und Gold gebadet, untergegangen; ein violetter Schimmer breitet sich über die Landschaft aus. Unser Gastwirth mahnt uns ernstlich davon ab, die Reise bei der Nacht fortzusetzen. Die Nacht ist keines Menschen Freund, wir könnten uns leicht verirren und in ein bodenloses Moor gerathen, übrigens treiben die bösen Geister Nachts ihr Umwesen in der Steppe. Wir bleiben. Auf weichem Heu gebettet, bringen wir die Nacht im Freien zu. Der schnatternde Ton des Wachtelkönigs und das Quaken der Frösche leitet das Abendconcert, das bald von tausend Stimmen aufgenommen wird, ein. Im fernen Sumpf blinzeln die Irlichter, die frische Nachtluft erweitert unsere Brust, die köstlichen Düfte berauschen unsere Sinne, — o übe auf uns deine ganze Macht aus, du süße, herrliche Steppennacht!

Am nächsten Tage setzen wir unsere Reise gegen Süden fort. Durch üppige Wiesen und bebante Felder führt unser Weg an zahlreichen Holzkreuzen und heiligen Standbildern, die die gottesfürchtige Landesbevölkerung überall reichlich errichtet, vorüber. In weiter Entfernung von den Flußthälern sind die Ortschaften selten. Aber auch hier sucht der Mensch für seine Behausung breite Lösschluchten und überhaupt Einenkungen im Terrain auf, um Schutz vor den Steppenwinden zu finden.

Die Dörfer, die wir hier passiren, bezeugen schon durch ihr Aussehen die Wohlhabenheit des Landmannes. Netze, reinliche Häuser, mit kleinen Blumengärtchen, in denen weder die Malve, noch die Pfingstrose, am wenigsten aber die beliebte Gartenraute

fehlen dürfen, große Scheunen und Getreideständer, gut aussehendes Vieh, das Alles beweist, daß die „schwarze Erde“ ihren Mann gut nährt. Die Nähe des Flusses wird immer augenscheinlicher. Kleine Waldungen und Dächer von Häusern, die die Existenz weiter unten versteckter Ortschaften verrathen, deuten darauf hin. Von Zeit zu Zeit können wir sogar einen Blick in die bewaldete und belebte Einseukung thun, bis endlich bei der Stadt Buczacz das Erosionsthäl des Strypaflusses in seiner ganzen Schönheit uns entgegentritt.



Die Uferwand des Dniesterflusses bei Zaleszczyki, podolisches Plateau.

Die Regelmäßigkeit des Laufes der linksseitigen Dniesterzuflüsse ist recht auffallend. An der Nordgrenze des Plateau's entspringend, fließen sie alle untereinander parallel südwärts, fast geradlinig, in immer tieferen Erosionsthälern: eine Erscheinung, die wir an allen galizisch-podolischen Zuflüssen wie Złota-Lipa, Strypa, Sereth, Niezława, Zbrucz und auch in Russisch-Podolien bei fast sämtlichen Nebenflüssen wiederholt sehen.

Steil bergab führt uns unser Weg in das Thal des Strypaflusses, der hier eine kleine Serpentine bildet. An den sanfteren Gehängen des Thales hat sich die durch ihre alterthümlichen Denkmäler interessante Stadt Buczacz aufgebaut. Die steilen Ufer stehen perpendicular — wie rothe Mauern — und zeigen die uns bekannten devonischen Sandsteine und Thonschiefer aufgeschlossen. Hoch oben thront eine schöne Ruine über der Umgebung.

In der Stadt, die zu den ältesten in Ostgalizien gehört, fesselt vor Allem das kleine, aber reizende, im edelsten Barockstil gehaltene Rathhaus unsere Aufmerksamkeit. Es wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Nikolaus Potocki, dem Starosten von Raniów — daher auch kurzweg Raniowski genannt — erbaut. Er war auch der letzte, der das Schloß in Buczacz bewohnte. Was die Stürme der Türken in den Jahren 1672 und 1676 nicht vermochten, hat der nagende Zahn der Zeit in einem einzigen Jahrhundert zustande gebracht: das mächtige, bereits im XIV. Jahrhunderte gegründete Schloß ist Ruine geworden. Auch die hübsche römisch-katholische Kirche, ferner das schön auf dem Hügel gelegene Basilianerkloster mit der griechisch-katholischen Kirche, dann die im griechischen Stil gehaltene Pokrowakirche (Pokrowa = Schutz) verdanken ihre Entstehung der Liberalität des Starosten. Wenn wir noch dazu das im Jahre 1652 gegründete Dominicanerkloster, die St. Nikolauskirche, mit ihren schönen Bildern aus dem XVIII. Jahrhundert, endlich die kleine aus dem XVII. Jahrhundert stammende Kirche in der Vorstadt Ragorzanka aufzählen, so haben wir noch keineswegs die Liste der Denkmäler dieser interessanten, circa 11.000 Einwohner zählenden Stadt erschöpft.

Nicht minder interessant als die Stadt selbst ist die Umgebung derselben. Wenn wir im Süden das Plateau besteigen, befinden wir uns unmittelbar in einem alten Buchenwald. Eine Kloster ruine (das sogenannte alte Basilianerkloster), auf deren zerfallenen Mauern hundertjährige Bäume wachsen, fesselt unsere Aufmerksamkeit. Zu unseren Füßen gähnt ein Abgrund, in dessen Tiefe die ruhige Strypa ihre Fluten rollt. Raum 100 Meter breit ist diese tiefe Erosionsschlucht, die mit ihren rothen, fast senkrechten 60 bis 70 Meter hohen Wänden in der freundlichen Umgebung des grünen Waldes sich wunderbar schön ausnimmt.

Auf unseren Reisen in der weiten, großen Welt haben wir bereits etwas Ähnliches, allerdings in viel größerem Maßstabe gesehen. Das gähnende Thal zu unseren Füßen ist ja doch nichts anderes als die Miniatur der nordamerikanischen Canyons. Der Arkansas, der Yellowstone und viele andere, vor Allem aber der Coloradoriver fließen in solchen tiefen Erosionsthälern mit steilen Ufern. Allerdings reicht die Höhe solcher Uferwände in Amerika in Hunderte, ja Tausende von Metern, doch theoretisch ist das dieselbe Erscheinung, die wir in verkleinertem Maßstabe an podolischen Flüssen sehen.

Wir sind überwältigt von der Großartigkeit der Erscheinung. Zwar sehen wir im Hochgebirge, auf einem erhabenen Gipfel stehend, viel tiefere Thäler und viel mächtigere Felswände, aber der Eindruck ist doch anders. Es kommt uns ganz selbstverständlich vor, dort, wo es hohe Berge gibt, auch tiefe, dazu gehörige Thäler zu erwarten. Daß aber eine glatte und scheinbar ununterbrochene Ebene plötzlich und unerwartet einen tiefen Miß, einen Abgrund zeigt, das ist überwältigend. Der Laie ist gerne geneigt eine furchtbare

Katastrophe, die hier die Erdkruste bis zu ihren Eingeweiden aufwühlte, anzunehmen, und doch ist es in Wirklichkeit nur die unscheinbar waltende erodirende Kraft des fließenden Wassers, die im Laufe der Zeiten diese großartige Erscheinung zu Stande bringt.

Weiter gegen Süden wandernd gelangen wir in circa zwei Stunden in den reizend gelegenen Markt Żagłowiec. Er befindet sich am Dschowiecbache, einem Nebenzuflusse der Strypa, der wieder die Tendenz des geradlinigen südlichen Laufes der podolischen Flüsse in auffallender Weise zeigt. An seinem steilen Ufer erhebt sich malerisch die Ruine des einst mächtigen Schlosses, das im XV. Jahrhundert erbaut, durch lange Zeit eine wichtige Rolle in der Geschichte der Kriege mit den Türken, Tataren und Kosaken spielte. Bemerkenswerth ist auch der in der Nähe befindliche Palaß, der, vom Vater des letzten polnischen Königs erbaut, jetzt in seinen Mauern das Mädchenerziehungs-Institut unter der Leitung der Ursulinerinnen beherbergt.

Auf der Oberfläche des Plateau's fällt uns eine Erscheinung auf, die für das landschaftliche Aussehen sowohl dieser Gegend, als auch — und zwar in noch stärkerem Maße — des weiter südöstlich am rechten Dniesterufer gelegenen Gebietes sehr charakteristisch ist. Es sind das zahlreiche, sehr regelmäßige, trichterförmige Einsenkungen mit sehr steilen Wänden, die die kultivirten Felder unterbrechen. Solche Trichter, deren größter Durchmesser einige 20, manchmal gar über 50 Meter und deren Tiefe 5 bis 30 Meter beträgt, haben ihre Ursache in dem geologischen Baue des Terrains. Unmittelbar unter dem Löß befinden sich hier die Schichten der Miocänformation, die zahlreiche Gypsstöcke führen. Da der Gyps im Wasser leicht löslich ist, so geschieht es, daß gar mancher von diesen Gypsstöcken durch das Regenwasser ausgewaschen wird. Es entsteht nun ein Hohlraum, in den der Löß und die Humusdecke trichterförmig einsinken. Für den Landmann ist diese Erscheinung nichts weniger als angenehm, da solche Trichter, wie nicht anders zu erwarten ist, für die Bodencultur verloren gehen. Auch die in diesem Theile von Podolien häufigen Gypshöhlen, von denen die größte bei Bileze am Serethflusse aus vielen Kilometer langen Gängen besteht, verdanken ihre Existenz derselben Entstehungsweise; sie spielten in vergangenen Jahrhunderten eine große Rolle, da sie der Landbevölkerung während der so oft sich wiederholenden Einfälle der Barbaren als Schlupfwinkel dienten.

Wir passiren die Ortschaft Beremiany, noch einige Schritte — und ein Ausruf der Bewunderung und Überraschung entschlüpft unseren Lippen! Wir stehen am Rande eines felsigen, über 100 Meter tiefen Abgrundes, in dem weit unter unseren Füßen der majestätische Dniesterstrom seine grünlichen Fluten nach dem Schwarzen Meere führt. Mit einem Blick überschauen wir einen großen Theil seines mächtigen Thales, das bald cañonförmig ist, bald aber — und zwar an den Krümmungen — am convergen Ufer hohe steile Wände, am concaven hingegen anfangs flache, weiter aber landwärts sich

terrassenförmig erhebende Halbinseln bildet. Fast überall im Thale und an den nicht zu steilen Gehängen wächst Wald und Gestrüpp; dort aber, wo der Strypafluß mündet, erblicken wir ein förmliches Hügelland, indem das Plateau durch die Denudation in zahlreiche bergförmige Lappen zerrissen wurde.

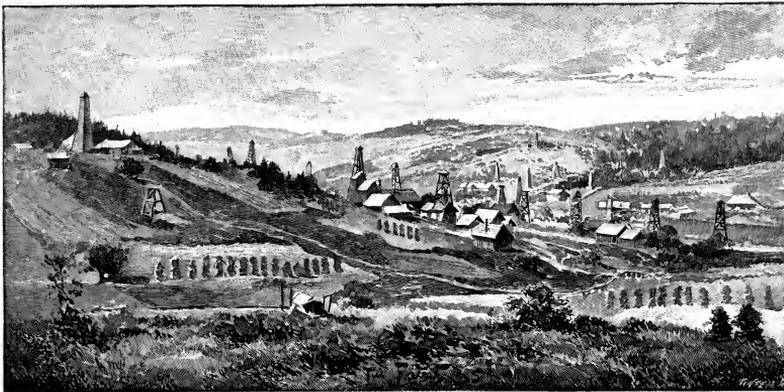
Wir lassen unseren Blick auf dem rechten Ufer in die Ferne schweifen: auf das gesegnete, kufuruzreiche Potatien, auf den schmalen dunkelblauen Wall der Karpathen, der wie eine zierlich gesäumte, am westlichen Himmel aufsteigende Wolke das ganze Panorama abschließt. Was für ein prächtiges Bild! Was für ein Leben in dem Bilde! Hoch über unseren Köpfen wiegt sich der Seeadler auf seinen Fittigen in den Lüften, die lachenden Mövenschaaren stürzen sich kopfüber in die Tiefen des Thales, der schwere Pelikan, der da zufälligerweise von seinen heimatischen flachen Limanen verschlagen wurde, blickt theils neugierig auf die ungewohnten Felsen, theils neidisch auf die Fischer, die gerade auf einen großen Wels Jagd machen. Die Flößer, die dem Pontezin zueilen, jauchzen uns einen Gruß zu, wir danken und behalten sie eine Zeitlang im Auge, bis sie an der Krümmung hinter der rothen Wand verschwunden sind.

Ja roth, grün und wieder roth! Alles was nicht zu der Herrschaft der Flora gehört, ist da im Osten Podoliens, Dank der mächtigen Entwicklung der devonischen Schichten, roth und abermals roth, so die Thalwände, die Einschnitte, ja sogar der Staub auf den Straßen, woher auch die vielen podolischen Orts-Fluren-, ja sogar Völkernamen (Rothreußen) mit dem Beiworte roth (polnisch ezerwony) herzurühren scheinen.

So wandern wir sinnend längs des schönen Stromes dahin. Die waldigen Karpathen, die ihn zeugten, verlassend, nähert er sich beim Städtchen Mikolajów der Hochebene und bildet durch längere Zeit ihre Südwestgrenze, bis er endlich bei Mizniów ganz in dieselbe eintritt und zum eigentlichen Plateauflusse wird. Von da angefangen bekommt er keine Karpathengewässer mehr, weil der betreffende Theil des Gebirges schon zum Donaugebiete (Pruth, Szeremosz) gehört, es werden von ihm nur die typischen bereits oben angeführten Plateau- und Steppenflüsse zur linken Seite aufgenommen. Er fließt nun in einem großartigen Erosionsthale, dessen steile Wände stellenweise über 150 Meter hoch sind. Die absolute Höhe seines Niveaus beträgt unterhalb von Galicz (wovon Galizien seinen Namen hat) bei Mizniów, wo er zum eigentlichen Plateauflusse wird, 192 Meter, bei Tokoy an der russischen Grenze, wo er Galizien verläßt, 107 Meter; berücksichtigt man dabei, daß die Länge des Stromes zwischen diesen beiden Punkten 228 Kilometer beträgt, so ergibt sich daraus sein mittlerer Fall mit 0.373 Meter auf 1 Kilometer.

Eine Wanderung im podolischen Flußthale ist sowohl in geologischer als auch in geographischer Beziehung sehr lehrreich und interessant. Man vergißt hier ganz die

Hochebene und glaubt irgendwo in eine karpathische Gebirgslandschaft versetzt zu sein, denn lauter anmuthige, bewaldete Hügel und steile Felsen umgeben uns von allen Seiten. Es ist nicht zu verwundern, daß diese reizenden, verborgenen Schluchten auch den Urvölkern, die diese Gegend vor Jahrtausenden bewohnten, als Lieblingsaufenthalt dienten. Zahlreiche Schachtgräber, Altäre und Tumuli für den Cultus des Sonnengottes bestimmt, steinerne und metallene Werkzeuge und Zierathen bilden hier ein ausgiebiges Feld für die Urgeschichtsforschung. Auch für den Jagdliebhaber haben diese wald- und gestrüppreichen Cañons eine besondere Anziehungskraft; denn Schwarzwild, Rehe, Füchse, im Winter auch Hasen, gibt es da in Hülle und Fülle.



Petroleumgruben von Schodnica, Karpathen.

Für den Besucher Galziens, dessen rauhes Klima in keinem besonders guten Aufe steht, ist vor Allem anderen eine Änderung der Verhältnisse in diesem Theile Podoliens sehr wohlthwendig. Zum ersten Male sehen wir hier kleine Weinculturen, in den wohlgepflegten Gärten der Städtebewohner und der Großgrundbesitzer gedeihen edle Pflaumen, Marillen, überhaupt die feinsten Obstsorten. Daß hier auch alle möglichen Gemüsearten und die Feldfrüchte ausgezeichnet wachsen, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden.

Eine kleine Stromfahrt thalab gehört auch zum Programm der podolischen Excursion. Es stehen uns leider keine Dampfer zur Verfügung, da die Schifffahrt auf dem Dniester noch in den Kinderjahren steckt. So müssen wir denn mit einem Floße vorlieb nehmen, wenn wir nicht das kleine Bauernboot vorziehen, das an die Indianer Canoes erinnert und aus einem ausgehöhlten Stück Holz besteht.

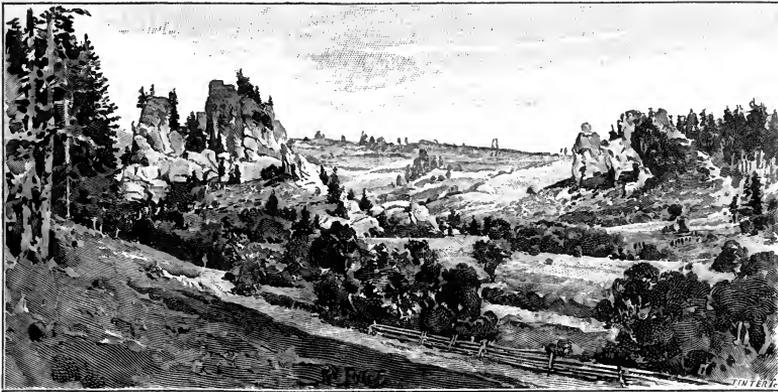
Nach der Passirung der großen Krümmung gelangen wir in einen Cañon mit steilen bewaldeten Wänden. Das Flussbett ist unten so schmal, daß man bei Hochwasser kaum so viel Platz findet, um längs des Wassers gehen zu können. Zum ersten Male bemerken wir beim Markt Uścieczko im Liegenden des rothen Devons die tiefste Formation von Galizisch-Podolien, nämlich grünlichgrane Schieferthone, dunkle Kalksteine mit zahlreichen obersilurischen Versteinerungen. Diese Änderung der Formation bedingt, daß die Farbe der Cañons weiter im Osten nicht mehr roth, sondern dunkel ist.

Am rechten Ufer beginnt das sogenannte Pokutien. Der Name umfaßt weder ein geologisches noch ein geographisches Gebiet, ist auch in ethnographischer Beziehung nicht begründet. Unter „Pokutien“ versteht man hierzulande den südlichen Theil von Galizien und spricht von den pokutischen Karpathen, von der pokutischen subkarpathischen Ebene und schließlich auch von der pokutischen Hochebene, die aber nichts anderes ist als ein integraler Theil von Podolien.

Eine kleine Excursion nach der Bezirksstadt Horodenka gibt uns Gelegenheit, letztere kennen zu lernen. Wir sehen eine äußerst baumarme, wellige Gegend, die durch große Fruchtbarkeit des Bodens ausgezeichnet ist. Da das Brennmaterial hier selten und theuer ist, so benützt der Bauer zum Heizen Kuchen aus Kuhdünger und gehacktem Stroh. Wir sehen hier überall an den Lehmwänden, die das Besizthum des Bauers einfriedern, ferner an den Gebäudewänden solche Kuchen zum Trocknen in der Sonne angeklebt. Hier beginnt auch die Herrschaft des Kukuruz (türkischen Weizens). Meilenweit erstrecken sich die Culturen dieses wichtigen Productes, das die Hauptnahrung der niederen Volksclassen ausmacht. Die Maisfelder bringen eine angenehme Abwechslung in die Landschaft, da der hohe Kukuruz, in dem ein erwachsener Mann sich ganz bequem verstecken kann, auf dieser baumlosen Fläche gewissermaßen die Wälder vertritt. Von den Hausdächern hängen die ausgejuchtesten Maiskolben, die zur nächsten Saat bestimmt sind, herab; sie werden da zusammen mit verschiedenen Kräutern, die die ganze Hausapothek des Bauers ausmachen, in der Sonne getrocknet. Der Großgrundbesitzer säet da vorzüglich Weizen und pflanzt daneben auch Kartoffeln, wenn eine Spiritusbrennerei in der Nähe ist.

Von der Stadt Horodenka, die durch ihre schöne, von dem bereits erwähnten Starosten Kaniowski erbaute Barockkirche berühmt ist, gelangen wir in der Gegend von Zaleszczyki an den Dniester zurück. Diese Ortschaft, durch schöne Obstgärten und kleine Weinplantagen ausgezeichnet, liegt sehr anmuthig auf einer großen, durch eine Serpentine des Dniesters gebildeten, terrassenförmigen Verzungung. Das gegenüberliegende Bukowinerufer bildet eine steile Wand, in der die podolischen Formationsglieder in regelmäßiger Aufeinanderfolge zu Tage treten.

Circa 32 Kilometer nördlich von Zaleszczyki liegt am Serethflusse das kleine Dorf Ulaszkowce, das durch seine Zulimessen berühmt ist. Seit der Erbauung der Eisenbahnen in Galizien haben diese Messen an Bedeutung verloren, aber in früheren Zeiten bildeten sie — vor Allem in ethnographischer Beziehung — eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Neben den europäischen Kaufleuten konnte man da Typen aus dem fernsten Asien in ihren phantastischen und malerischen Trachten sehen. Gegenwärtig bildet die Messe einen wichtigen Markt für den Getreide-, Wolle- und Spiritushandel. Östlich von Zaleszczyki passiren wir bei der Ortschaft Gródek den tiefen Cañon des Sereth- und bei Uście Biskupie den des Niczlawabaches.



Felspartie von Urbez im Bezirke Struj, Karpathen.

Unweit von Uście Biskupie erblicken wir ein neues landschaftliches Element, das bei der Oberflächengestaltung der Hochebene sehr in die Augen fällt. Es ist das ein förmlicher Hügelzug, der zwischen Sinków und der letztgenannten Stadt nach Russisch-Bessarabien hinüberstreicht. Man sieht auf den ersten Blick, daß er mit den podolischen Erosionsformen nichts Gemeinsames hat und gewissermaßen auf das Plateau aufgesetzt zu sein scheint. Er besteht aus sogenannten sarmatischen Ablagerungen, also Relikten jener Seen, die die Periode der theilweisen Ausfüllung und des allmäligen Verschwindens der Mediterran-Meere aus dieser Gegend bezeichnen. Etwas Ähnliches wiederholt sich weiter östlich. Bei Podkamien in der Nähe der Stadt Brody beginnt ein schöner bewaldeter Hügelzug, der den klangvollen Namen Miobobory (Sonigwälder) führt und sich auf das russische Gebiet bis in die Gegend von Kamieniec Podolski erstreckt. In geologischer Beziehung stellt er ein sarmatisches Kaltriff dar, das aus Bryozoen-, Scerpulen- und anderen fossilen Thierschalen zusammengesetzt ist.

Wir gelangen an die Mündung des Zbruczflusses, somit in den äußersten Osten des Landes, und stehen auf einer schmalen Halbinsel zwischen den tiefen Cañons des Dniester- und Zbruczflusses. Eine kleine, kaum aus ein paar Häusern bestehende Ortschaft Dkopy św. Trójcy (Schauzen der heiligen Dreifaltigkeit) krönt malerisch den höchsten Gipfel dieser Halbinsel und bezeichnet die Stelle, an der einst eine kleine Feldbefestigung stand.

Die ostgalizischen Karpathen. — Auf der Reise von Westen in die Hauptstadt des Landes sehen wir zu unserer Rechten fast ohne Unterbrechung sich ein Kettengebirge erheben, das bald in der Ferne als ein blauer Wolkenrand die bewaldete Ebene abschließt, bald aber, wie z. B. bei Przemyśl, in unsere unmittelbare Nähe herantritt, aber immer eine willkommene und angenehme Abwechslung für unser, durch den Anblick der trostlosen und langweiligen sumpfig-sandigen Niederung zu unserer Linken ermüdetes Auge bildet. Es ist dies das karpathische Mittelgebirge, der nordöstliche Zweig des großen europäischen Alpenystems. Seine galizische, also Nordseite gehört in hydrographischer Beziehung durch die Vermittlung dreier mächtiger Flußsysteme, Weichsel, Dniester, Donau, zweien Meeren, nämlich der Dstje und dem Pont Eugin, an.

Je länger wir das Gebirge betrachten, je mehr wir von den krystallinen, aus demselben entspringenden Strömen passiren, desto mächtiger steigt in uns der Wunsch auf, das Innere dieses Zauberlandes kennen zu lernen, und wir benützen die nächste Gelegenheit, um mit der Erzherzog Albrecht-Bahn die Hauptstadt zu verlassen und gegen Süden, das ist gegen die ungarische Grenze, zu eilen.

Gleich hinter dem Bahnhof kreuzen wir den Fichtenwald, der den Übergang von der Hochebene zur nordgalizischen Niederung bedeutet, und passiren bei der Station Basiówka in der Höhe von 320 Metern über dem Meerespiegel die europäische Wasserscheide zwischen der Dstje und dem Schwarzen Meere. Von nun an bewegen wir uns an der Westgrenze der podolischen Hochebene im Gebiete des Dniesterflusses.

Von den Fenstern des Eisenbahnwagens aus können wir in der Gegend nichts besonders Anziehendes entdecken, aber einige 20 Kilometer westlich vom Bahnkörper gelangen wir in eine anmuthige, hügelige, bewaldete, von zahlreichen Schluchten coupirte Landschaft, die einige Kilometer südlich von Lemberg beginnt und sich bis an den Dniesterfluß in einer Länge von circa 40 Kilometern erstreckt.

Diese ausgedehnten Forste, die größtentheils zu der hochherzigen gräflich Starbelschen Stiftung für Waisen und Greise gehören, der hochstämmige, majestätische Laubwald, die Schluchten mit malerischen Felspartien, die gewissermaßen die sächsische Schweiz in Miniatur darstellen, die grünlichen Hügel, auf denen zahllose Hehe weiden, bilden ein wahres Paradies, sowohl für den Waidmann als für den Naturfreund.

Wir passiren die Station *Pustomyty*, bekannt, wie die Nachbarortschaft *Lubień*, durch ihre heilkräftigen Schwefelbäder. Wir lassen den Markt *Szezerzec* bei Seite liegen, um uns an dem Anblick des zu unserer Linken gelegenen, mit einem Kirchlein gekrönten Gypshügels zu ergötzen, wir bewundern vor *Mikołajów* das schöne palastartige Institut der bereits erwähnten Starbelschen Stiftung und gelangen bei der Ortschaft *Kozwadów* zum Dniesterfluß. Dröhnend braust der Zug über die eiserne Brücke, wir blicken neugierig hinaus und ein Laut der Enttäuschung entschlüpft unseren Lippen! Soll das derselbe mächtige Strom sein, den wir weiter im Osten kennen gelernt?

Es ist allerdings ein kleiner, unbedeutender Fluß, dem aber doch nicht zu trauen ist. Bei jedem Hochwasser wird die ganze Gegend überschwemmt, und wir sehen sogar jetzt in der trockenen Zeit zahlreiche Tümpel und nasse Wiesen, die das ungewöhnlich große Inundationsgebiet verrathen. Circa 120.000 Hektar stehen da mehrmals im Jahre unter Wasser, eine Thatsache, die zwar den Jäger entzückt, da es in diesen Tümpeln und Sümpfen von Wildenten und Bekassinen wimmelt, dem Landwirth dagegen weniger willkommen ist.

Die podolische Platte, deren südlichen Steilrand das linke Dniesterufer bildet, verschwindet allmählig hinter uns, und ein neues geologisches und landschaftliches Element breitet sich vor unseren Augen aus. Es ist das die subkarpathische Ebene, deren ziemlich unfruchtbarer Boden aus den Alluvionen, hauptsächlich Schotter, der Gebirgsflüsse zusammengesetzt ist.

Die Aussicht gegen Süden ist geradezu reizend. Große dunkle Waldungen bezeichnen den Übergang von der Ebene zum Gebirge, der schöne, klare *Stryjfluß* windet sich wie ein blaues Band durch die Landschaft, weiter südlich erheben sich die diluvialen Flußterrassen, die die Lage der ehemaligen Flußbette markiren, und ganz im Hintergrunde steigt die anmuthige, sanft gezackte, mit einzelnen Gipfeln bis über die Baumgrenze emporstießende Kette der Karpathen in die Höhe, denen kleine Salzthonhügel vorgelagert sind. In der hübschen Stadt *Stryj*, einem Knotenpunkte der galizisch-ungarischen und der Transversalbahn, wollen wir uns gar nicht länger aufhalten, da es uns zu mächtig in die schöne freie Natur hinaus zieht.

Außerhalb der Stadt wendet sich die Bahn nach Südwesten. Immer deutlicher tritt das Gebirge hervor, die vorderen Ketten werden immer höher und lassen die dahinter liegenden verschwinden. Bald können wir die *Ulmen* und die *Wälder* auf dem höchsten *Parasjka-Zekemin-Kamme* unterscheiden. Zu beiden Seiten des Flusses erstrecken sich die scheinbar undurchdringlichen Wälder der Vorberge. Gerade vor uns drängen die riesigen Forste der Staatsdomäne *Lisowiec*, die durch ihren Wildstand berühmt ist. In den Bacheinriffen und an den Ufern des Stromes sieht man Schichten der Salzthonformation aufsteigend.

Hinter der Station Lubieńce sehen wir die beiden Ufer des Strujflusses sich langsam erheben. Mit jedem Schritt wird die Gegend anmuthiger. Steile Felspartien, die sich ruinenartig über dem klaren Strome erheben, dunkle Tannenwäldungen, lachende grüne Bergwiesen und schäumende Bäche folgen in angenehmer Abwechslung. Noch eine dröhnende Fahrt über die Strujbrücke, noch ein kurzes Verschwinden in den Eingeweiden der Erde in einem kleinen Tunnel, und unser Zug gleitet langsam in die Station Synowódzko: wir halten unseren Einzug in die Karpathen.

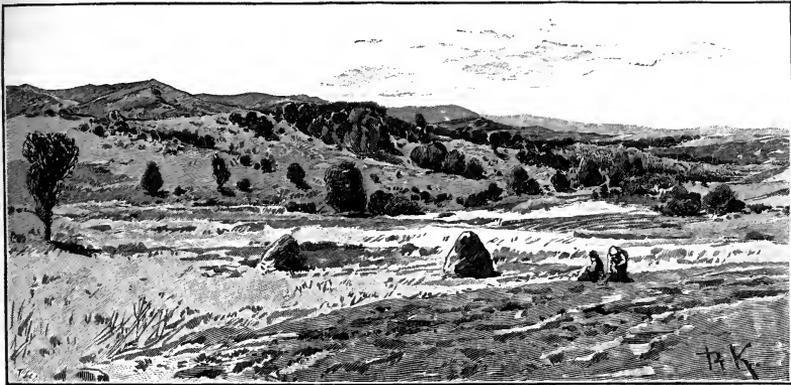
Es ist zwar kein wildromantisches Gebirgs panorama, das sich vor unserem Blicke entfaltet, es gibt da keine Schneefelder, keine Gletscher und keine schroffen zerrissenen Zinken und Nadeln, aber wir müssen doch gestehen, daß die Gegend schön, sehr schön ist. Die klare bläuliche Luft umgibt Alles mit einem unaussprechlichen Zauber, die Berge scheinen in einem saphirartigen Äther zu schwimmen. Die breite, üppige Alluvialebene der beiden vereinigten Flüsse: des Struj und Dpor, ist von allen Seiten von Bergen umrandet. Wie ein Wall erhebt sich im Hintergrunde die Paraszka-Zekemin-Kette, deren Spitzen die Höhe von über 1200 Metern erreichen. Große dunkelgrüne Tannenwäldungen bedecken ihre Böschungen und nur die höchsten Gipfel ragen mit ihren üppigen Almen baumlos in die klaren Lüfte empor. Mächtige Gebirgsäfte entspringen der Hauptkette und senden ihre bewaldeten Ausläufer weit in die Ebene hinein. Längs der rauschenden Ströme erheben sich steile, durch die Erosion des Wassers entblößte Steinwände oder lachen üppige Wiesen und bebauter Felder uns entgegen. Es zieht uns unwiderstehlich auf die Berge, auf die Almen, wir sind ungeduldig das ganze Bild mit einem Blick zu überschauen und dem entfernten Podolien, das wir so lieb gewonnen haben, den letzten Gruß von der luftigen Höhe zuzusenden.

Wir verlassen die Bahn und begeben uns längs des Strujflusses nach Korczyn, einer kleinen Ortschaft, die als klimatischer Curort von Sommerfrischlern besucht wird. Von hier aus führt der Weg an dem Ufer eines kleinen Baches, der seine Quellen hoch auf den Abhängen der Hauptkette hat. Ein herrlicher Urwald umgibt uns von allen Seiten. Mit wahrer Wollust schlürfen wir den köstlichen würzigen Tannenduft, und verwundert blicken wir auf die undurchdringlichen Dickichte, in denen die morschen, durch die Windbrüche gefallenen Baumstämme, das Jungholz und die lebenden hoch aus dem Waldeszwielicht zur Sonne emporgeschossenen Tannen ein wildverschlungenes, schier unentwirrbares Knäuel bilden. Die nassen Stellen an den Bächen sind mit Niesenblättern von Hüflattich bedeckt, auf den Lichtungen der Waldwiesen verbreitet der harzige Salbei seine aromatischen Düfte und die schlanke Königskerze leuchtet mit goldgelben Blüten.

Vorsichtig schreiten wir vorwärts, denn wie leicht könnte uns der braune Bär aus seinem Versteck entgegentreten, eine Begegnung, die zwar ungefährlich, aber nichts weniger

als angenehm ist. Nach einigen Stunden beschwerlichen Bergsteigens werden die Tannen merklich kleiner, sie verkrüppeln endlich zu Sträuchern, deren Geäfte sich ängstlich an den Boden schmiegt, um nur Schutz vor den rauhen Winden zu finden. Endlich verschwindet auch der letzte Strauch und eine üppige „Polonina“ (Alm) steigt vor uns in die blauen Lüfte wie eine grüne blumengeschmückte Wand empor.

Wir waten bis an die Knie im hohen Grafe und bewundern die herrliche Karpathenflora, die sich zu unserem Empfang mit ihren schönsten Blüten schmückte. Stellenweise versinken wir förmlich in dem weichen aus isländischem Moos, Heidel- und Preiselbeeren bestehenden Teppich oder rutschen an dem schlüpfrigen felsbedeckenden Geflechte aus, um erst durch die Alpenrosen und den duftenden Thymian aufgehakt zu werden. Doch endlich



Gzarnahora Kette von Peczestyn aus.

befinden wir uns auf dem Gipfel der Parafzka (1271 Meter), der höchsten Spitze dieser Gebirgskette, und der Anblick, den wir genießen, entschädigt uns reichlich für die Mühsale des beschwerlichen Kletterns. Welch ein liebliches Bild! Im Süden erblicken wir ein ganzes Meer von Ketten und Gipfeln, von denen die entferntesten bereits zu Ungarn gehören. Ein Tannen-Urwald bedeckt das Ganze wie mit einem dunkelgrünen Sammtmantel, der mit dem glänzenden blauen Bunde und den silbernen Schnüren des Dporflusses und seiner zahlreichen Nebenbäche reich durchwirkt und verbrämt ist. Tief zu unseren Füßen liegen im Norden die niedrigen Vorberge, durch die der schöne Strujfluß sich seinen Weg bahnt, und hinter ihnen erstreckt sich die endlose, in nebeliger Ferne verschwindende Ebene mit ihren Feldern, Ortschaften und Waldungen. Wir unterscheiden ganz deutlich den podolischen Steilkand, und bei klarer Luft sind wir sogar im Stande, mit Hilfe eines Fernrohres den circa 94 Kilometer entfernten Franz Josephs-Berg in Lemberg zu erkennen.

Es liegt da förmlich eine Relieffarte vor uns ausgebreitet, deren Einzelheiten wir mit einem Blick überschauen. Die Oro- und Hydrographie der Ostkarpathen ist sehr einfach. Wir haben da parallele, zusammengeschobene, nordwest-südöstlich streichende Bergzüge, von denen der höchste an der ungarischen Grenze, der zweithöchste aber unmittelbar in der Nähe der Vorberge sich befindet, während die dazwischen liegenden Ketten bedeutend niedriger sind, eine Erscheinung, die, wie wir bald sehen werden, in dem geologischen Bau der Gegend ihren Grund hat.

Rom 40° 30' Längengrade (östlich von Ferro) gehört dieser Theil des Gebirges dem Dniester-Gebiet an. Sowohl der Hauptstrom als auch seine wichtigeren Nebenflüsse, wie Struwiß, Struj mit dem Dpor, Swica, Lomnica, die Goldene und die Schwarze Wystrzyca, fließen hauptsächlich in tektonischen Quertälern, während die Längsthäler durch zahllose kleine Bäche entwässert werden. Steile Böschungen sind da selten, senkrechte Wände findet man nur an den Wasserrissen und den Ufern größerer Ströme, wo durch die Kraft der Erosion der Berg unterminirt wird. Da fast Alles mit Vegetation bedeckt ist, so gehören auch nackte Felsen zu den Seltenheiten.

Gerade von unserem Standplatz aus können wir zwei solche Felspartien, nämlich die von Urycz und Buhniżycz durch das Fernglas unterscheiden. Sie machen den Eindruck von Burgruinen und bilden einen auffallenden Gegensatz zu der sanft geböschten und bewaldeten Umgebung. Von den karpathischen Dörfern sehen wir sehr wenig, da nur die nächsten an unseren Hauptkamm grenzenden Thäler sichtbar sind; alle übrigen verschwinden ganz oder zum größten Theil hinter den Gebirgsketten. So macht nun die Gegend den Eindruck einer unbewohnten Wildniß, und die majestätische Ruhe, die nur selten durch das Zauchzen der Hirten und das Klöken der an den fetten Almen weidenden Heerden unterbrochen wird, erzeugt in uns das Gefühl der Einsamkeit.

Wir kehren in das Thal des Dporflusses, nach Synowódzko zurück.

Der ruthenische Volksstamm, der diesen Theil der Karpathen bewohnt und unter dem Namen „Bojki“ bekannt ist, hat da gar manche interessante Typen aufzuweisen. Die Ortschaft Synowódzko verdankt ihren Ursprung den tatarischen und türkischen Kriegsgefangenen, die hier internirt wurden. In den Nachbardörfern wohnen die Besieger derselben, die zum Lohn für ihre Tapferkeit vom König Ladislaus IV. sämmtlich nobilitirt wurden. Es ist keine Seltenheit hier Dorfgemeinden zu finden, deren Inassen vom reichsten bis zum ärmsten Bauer dem Adelsstande angehören. Die häufigen Benennungen mit dem Beiwort „türkisch“, wie z. B. „türkischer Fels“ u. s. w., scheinen auf die Zeit dieser Kriege hinzudeuten. Die heutigen Bojki in Synowódzko erinnern oft, sowohl durch ihre Gesichtszüge als auch durch die Familiennamen und den Gang zum Handel, an ihre tatarische Abkunft. Es sind das lauter reisende Krämer, die in ganz Galizien,

zum Theil sogar im Auslande mit ungarischen Weintrauben, Zwetschken und Schaffkäse Handel treiben.

Die Eisenbahn führt uns längs des Dporflusses tiefer in das Gebirge hinein. An den steilen Uferwänden haben wir die beste Gelegenheit, einen kleinen Einblick in den geologischen Bau der Gegend zu gewinnen.

Es fällt uns auf, daß die Schichten nicht mehr horizontal liegen, wie dies in Podolien überall der Fall ist, sondern steil aufgerichtet und vielfach geknickt sind. Die ursprünglich wagrecht abgelagerten Meeressedimente sind durch die Zusammenziehung der Erdkruste gefaltet, das ist, in große Sättel und Mulden zusammengeschoben worden. Die in der Bewegung begriffenen Massen stauten sich an der festen krystallinischen Urscholle der podolischen Hochebene, und auf diese Weise sind die meisten Falten beim Fortdauern der schiebenden Kraft nach Norden überkippt worden.

Bezüglich des geologischen Alters und der petrographischen Beschaffenheit der Schichten herrscht da wenig Mannigfaltigkeit. Es ist das derselbe „Wiener Sandstein“ auch „Flysch“ genannt, den wir am Rahlen- und Leopoldsberge bei Wien sehen; sein Alter ist theils obere Kreide, theils Mittertiär. Außer den Sandsteinen sehen wir auch andere Felsarten, hauptsächlich aber Thonschiefer und Mergel. Die petrographische Beschaffenheit äußert sich schon in landschaftlicher Beziehung, da selbstverständlich die weichen, der Denudation leicht unterliegenden Schiefer keine hohen Gipfel bilden können. Dazu eignet sich vor Allem die jüngste karpathische Felsart, der compacte sogenannte „Magurafandstein“, der an der ungarischen Grenze die höchsten Ketten bildet. Neben ihm ist der massige „Zamna sandstein“ (eine Ablagerung des oberen Kreide- und des älteren Tertiärmeeres) zu nennen, der die Neigung zur Bildung von Felsen und mächtigen Gebirgsstöcken hat. Sein Hauptzug fällt in die Nähe der Vorberge, deswegen sehen wir auch hohe Ketten sich bereits am Anfange des Gebirges erheben, dann folgen die niedrigeren aus jüngerem Thonschiefer und dünngeschichteten Sandsteinen aufgebauten Züge, bis endlich an der galizisch-ungarischen Wasserscheide der mächtige oligocäne Magurafandstein in steilen Klüften und schroffen Spitzen bis zu der Höhe von 1700 bis 2000 Meter emporsteigt.

An Erzen sind die galizischen Karpathen sehr arm. Mit Ausnahme schlechter Thoneisensteine, deren Eisengehalt so gering ist, daß sich die Gewinnung desselben gar nicht lohnen würde, haben wir keine Erze. Dafür ist das Erdöl, das die Grundlage der bedeutenden galizischen Petroleumindustrie bildet, hier überall zu Hause. Es ist an gewisse Schichten und Formationen gebunden; am reichlichsten erscheint es im Socän, wo es die porösen Sandsteine wie auch Spalten und Hohlräume im Gebirge ausfüllt. Gerade in der Nähe befindet sich ein großes Bergwerk in Schodnica.

Um dahin zu gelangen, müssen wir nach *Podhorodce* längs des *Stryjlusses*, von da aber an der Ortschaft *Urycz* vorüber durch eine wilde, walbige, beinahe pfadlose Gegend. Wir lassen uns die Gelegenheit nicht entgehen, unterwegs auch die berühmten Felspartien von *Urycz*, das Ziel zahlreicher Touristenexcursionen, in Augenschein zu nehmen. Nach kurzem Marsche gewahren wir plötzlich beim Verlassen der Schlucht die mächtigen Sandsteincolosse von *Urycz*, deren graue mit Moos bedeckte Häupter hoch über den grünen Tannen emporragen. Zahlreich sind die Spuren, daß diese Felsen einst bewohnt waren und als natürliche Festung dienten. Man sieht da ausgemeißelte Gemächer, Cisternen und Treppen, man bemerkt Theile von Mauerwerk, das die ohnehin starke, natürliche Festung unheimlich machen sollte, man hört unter den Füßen den dumpfen Wiederhall verborgener unterirdischer Räume. Verwitterte, größtentheils unlesbare Inschriften scheinen auf irgend einen Unglücksfall, auf Tod und Elend hinzudeuten. Zwei Stunden von *Synowódzko* entfernt, befindet sich in der Nähe der Ortschaft *Bubniżczyce* eine ähnliche Felspartie mit ausgemeißelten Gemächern, Cisternen u. s. w. In geologischer Beziehung ist das ein und dieselbe Zone des dickbankigen massigen *Tamaajandsteines*, der überall, wo er auftritt, zu Folge der außerordentlichen Mächtigkeit der Schichten und der Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung die Neigung zur Felsbildung hat.

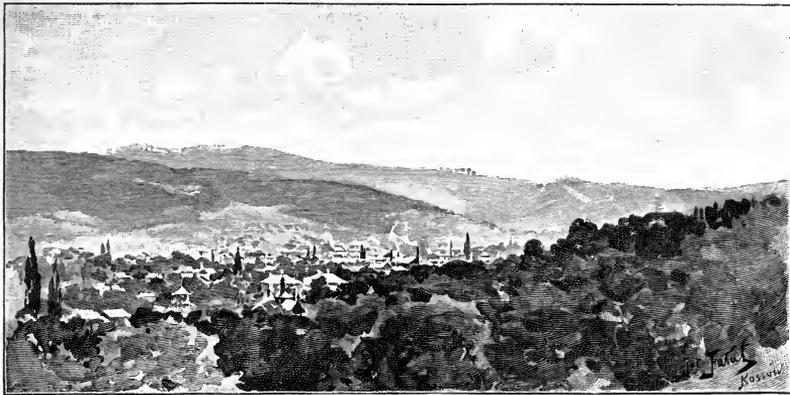
Nach einigen Stunden anstrengender Wanderung durch den Urwald gelangen wir in ein offenes Thal und erblicken nun ein merkwürdiges Bild. Mitten in der Waldwildniß bilden Hunderte von Bohrthürmen eine förmliche Stadt, zahlreiche Maschinen erzeugen dicke Rauch- und Dampfwolken, zahllose Arbeiter sind — ähnlich den Ameisen — in regsamster Thätigkeit begriffen. In den Schmieden klingt der Hammer, in den Schächten ächzt der Bohrkrahn und schlägt dumpf der Meißel auf das harte Gestein, von Zeit zu Zeit ertönt der schrille Pfiff der Dampfpeife oder erklingt der gedehnte Ruf des hoch auf dem Thurme sitzenden Arbeiters, der das An- und Abschrauben der Bohrstangen besorgt. In den fertigen Schächten zischt das herausströmende Gas und quillt das dunkelgrüne, dickflüssige Erdöl, das in den Reservoirs gesammelt wird. Überall Leben und hastige rastlose Arbeit, wir möchten fast glauben, daß uns eine überirdische Macht nach *Pennsylvanien* oder *Ohio* hinübergezaubert hat.

Wir setzen unsere Reise in das Innere der *Karpathen* fort. Die Eisenbahn bewegt sich bis an die ungarische Grenze im reizenden Querthale des *Dporflusse*.

Gleich hinter *Synowódzko* passiren wir eine herrliche, parkähnliche mit alten Eichen bewachsene Wiese, und nähern uns in dem engen, schluchtartigen Thale dem Marktflöcken *Skole*. Von allen Seiten lachen uns bewaldete Berge entgegen und nur die höchsten Spitzen der uns bereits bekannten *Parafzfa-Jelemin-Kette* leuchten wie Flammen mit ihren gelblich-grünen Almen. Zu unseren Füßen schäumt über die Stromschnellen der kristallene *Dpor*

und bahnt sich energisch seinen Weg durch die harten Gesteine. In den höheren, bereits an die Almen grenzenden Waldpartien balzt hier im Frühjahr der Auer- und der Birkhahn, tiefer unten findet man überall Haselhühner in Menge. Im dunklen Dickicht versteckt sich der räuberische Wolf und der plumpe Bär, irgendwo auf dem Baume lauert der Tiger dieser Gegenden, der schöne, aber blutgierige Luchs. Prachtvolle Hirsche kommen da auf die Strecke, und der karpathische schwarze, ganz mit Harz und Tannennadeln gepanzerte Eber ist wegen seiner Größe und Tücke gleich einem apokalyptischen Ungeheuer ein wahrer Schrecken für den jungen Jäger.

Der freundliche, im Thale liegende Marktflecken wird im Sommer vielfach von den Bewohnern der Hauptstadt besucht. Noch vor etwa fünf Jahrhunderten war diese Gegend



Kosów.

eine unbewohnte Wildniß. Erst im Jahre 1397 erhielten zwei Walachen die Bewilligung vom König Ladislaus Jagiello zur Gründung zweier Ortschaften, und seit jener Zeit datirt die Colonisirung dieser Berge.

Hinter Skole verengt sich das Thal wieder. Die mächtige, bereits mehrmals erwähnte Hauptkette wurde hier durch die Natur gewaltsam durchbrochen und der reißende Dpor wüthet da zwischen großen Blöcken massigen Sandsteines. An der großartigen Sägemühle und dem Schlosse des Eigentümers der ausgedehnten Herrschaft Skole braust der Zug über Światosław nach der Station Hrebienów. Die Tannewälder begleiten uns auf der Fahrt ununterbrochen und erst bei Stawsko verliert die Gegend von ihrem Reiz, weil die Berge der Umgebung kahl sind. In der Höhe von 650 Meter über dem Meerespiegel erreicht die Bahn die galizische Grenzstation Lwowczue.

Die nächste Station Beskid liegt zwar noch auf galizischer Seite, steht jedoch bereits unter der Verwaltung ungarischer Bahnen.

Der Grenzkaum, der fast überall in Galizien den Namen unbekanntes Ursprunges „Beskid“ führt, ist an dieser Stelle nur etwa 900 Meter hoch. Die Fahrt von Lwowczne bis zu der Grenze über kühne Viaducte und hohe Brücken ist wegen des fortwährenden Wechfels des schönen Gebirgspanoramas sehr interessant. Durch einen 1743 Meter langen Tunnel gelangen wir auf die andere Seite des Beskid und begrüßen das gesegnete Ungarland.

Die Czarnohora. — Das Bild des galizischen Kettengebirges wäre nur unvollständig, wenn wir nicht zugleich auch die pokutischen Berge, vor Allem aber die Königin der galizischen Ost-Karpathen, die imposante Czarnohora kennen lernen würden.

Indem wir nun die Eisenbahn Stryj-Stanislaw benützen, bewegen wir uns auf dieser ganzen Strecke im Gebiete der Salzthonformation, parallel mit dem Gebirge. Der fortwährende Wechsel zwischen sanften, bewaldeten Salzthonhügeln und den alluvialen Thälern der karpathischen Dniesterzuflüsse, die wir auf unserer Fahrt passiren, sowie der Anblick der uns begleitenden Bergketten und zahlreicher größerer und kleinerer Ortschaften bieten einen sehr anmuthigen Wechsel. Auch die Bahn selbst ist wegen der zahlreichen Terrainschwierigkeiten, die sie siegreich überwindet, sehr interessant. Starke Krümmungen, kühne Brücken und Viaducte, Vorkehrungen im Rutschterrain zur Sicherung des Bahnkörpers gegen den fließenden Salzthon u. s. w., sind auch für den Laien im hohen Grade sehenswerth.

Vorüber an den Moorbädern von Morszyn, an den freundlichen Salinenstädtchen Wolochów, Dolina und Skalusz, eilen wir nach Stanislaw, in dessen Umgebung wir die östlichsten Nebenflüsse des Dniester, nämlich die Schwarze und die Goldene Bystrzyca übersehen. Die blühende circa 23.000 Einwohner zählende Stadt, die erst im XVII. Jahrhundert von Andreas Potocki, dem Castellan von Krakau, gegründet wurde, eilt an uns vorüber. Die Thürme des Rathhauses und der zahlreichen Kirchen grüßen uns nur von weitem und verschwinden bald in der Ferne, während das Dampfroß der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn in südöstlicher Richtung dahinbraust. Hinter Otynia passiren wir die Wasserscheide zwischen dem Dniester und der Donau, noch ein Augenblick und das prachtvolle Gebiet des Pruthflusses, das gesegnete, nach der hiesigen Sprachweise „mit Honig und Milch fließende“ Pokutien liegt vor unserem entzückten Auge ausgebreitet.

Im Süden erheben sich die mächtigen Bergzüge mit ihren wohlgeformten Gipfeln, auf deren dunklem Grunde hier und da weiße Schneefelder schimmern. Das fruchtbare Thal an den Ufern des forellenreichen Pruthflusses sieht wie ein sorgfältig gepflegter Garten aus, dessen üppige Weisfelder, Tabakpflanzungen und Wallnußbäume das wärmere Klima



Wasserfall des Hauptflusses bei Dora.

verrathen. Zahlreiche Dörfer mit schloß- und villenartigen Herrschaftshöfen und alten Parkanlagen bringen Leben in das schöne Bild und fesseln unsere Aufmerksamkeit. Inmitten dieser Ortschaften thront die Hauptstadt von Pokutien, das regsame, reiche Kolomea, deren Fabrikschöte auf eine blühende Industrie schließen lassen. Der scharfe Petroleumgeruch verräth schon von weitem die Grundlage dieser Industrie. Sind wir doch in der Nähe des berühmten Petroleumbergwerkes von Skoboda rungurska, das bereits Millionen von Metercentnern dieser kostbaren Flüssigkeit lieferte.

Die 30.000 Einwohner zählende Stadt ist sehr alt, denn sie wurde bereits im XIII. Jahrhundert von dem Haliczer Fürsten Koloman (Sohn Andreas II., Königs von Ungarn) gegründet. Gleich den anderen ostgalizischen Ortschaften hatte auch Kolomea viel von den Tataren, Türken und Walachen zu leiden. Gegenwärtig ist Kolomea ein wichtiger Handelsplatz für Vieh, Getreide, Holz, Thierfelle, Eier u. s. w. Nicht minder berühmt ist die hiesige Hausindustrie, vorzüglich in Thon- und feinen geschnitzten Holzwaaren.

Wir verlassen die Bahn und begeben uns zu Wagen durch die Stadt südwärts, um in das Innere der schönen Berge, die wir von weitem bewundern, zu gelangen. Zwischen den fruchtbaren miocänen Hügeln und zahlreichen Ortschaften wandern wir auf der Chaussee südwärts. Wir lassen zur Linken die Ortschaft Myszyn, berühmt durch ihre reichen Braunkohlenablagerungen, liegen und kommen hinter Zablonów in die Vorberge der Salzthonformation, wo uns der prachtwolle Rückblick auf die ganze pokutijsche Pruthebene entzückt. Von ausgedehnten duffigen Tannenwäldungen beschattet, nähern wir uns der kleinen Bezirksstadt Kosów, deren Lage im Thale des Rybnicabaches zwischen den Vorbergen und den carpathischen Ketten höchst malerisch ist. Die Vegetation im Thale mahnt an das Klima der Gegend von Kolomea: wir sehen da Mais und Tabak, Wassermelonen und Wallnüsse. Gleich hinter Kosów gelangen wir in das Gebiet des massigen Sandsteins, der auf dem Berge Kamienista ruinenähnliche Felsen bildet. Durch eine wilde, steinige Schlucht führt unser Weg nach Zaworów und von da über einen hohen Sattel in das Thal des Schwarzen Czeremosz (Nebenfluß des Pruth) und in einer Thalverengung zwischen zwei senkrechten Wänden, die eine natürliche Pforte bilden, gelangen wir in das Weichbild der Ortschaft Zabie, des größten Dorfes in Galizien mit 7000 Einwohnern auf 10 geographische Quadratmeilen.

Wir begrüßen die imposante, fast bis an die Schneegrenze hinaufreichende Czarnohora, von der einige Gipfel in weiter Ferne hinter den vorgelagerten Bergen auftauchen, und betrachten neugierig den interessanten Volksstamm dieser Gegenden, die Huzulen. Auf kleinen, schön gebauten, klugen Pferdchen, die nach ihren Gebietern den Namen der Huzulen tragen und zu Gebirgstouren wie geschaffen sind, setzen wir unsere Reise längs des reizenden Czeremoszflusses fort.

Hinter der Mündung des Iziabaches verengt sich das Thal und wird wildromantisch. Steile, bewaldete Wände umrahmen die reißenden Fluten, die durch wilde Cascaden und schäumende Stromschnellen ein starkes Gefälle verrathen. Wir verlassen das Hauptthal und begeben uns in das Thal des Nebenbaches Bystrze. Zwischen den Buchen- und Tannenwaldungen erheben sich die Schichtenköpfe der oligocänen Sandsteine, an die sich die Huzulenhütten — wie die Schwalbennester an die Mauer — anschmiegen. Nur selten genießen wir durch die Waldlichtung den Anblick eines der mächtigen Gipfel der Czarnohora, die in unerreichbarer Ferne zu liegen scheint, da unser Ritt bereits den größten Theil des Tages beanspruchte und noch immer kein Ende nehmen will.

Wir steigen langsam, aber stetig in die Höhe. Es wird schon finster, als wir endlich eine Almhütte auf der Polonina (Alm) „Gadzyna“ 1300 Meter über dem Meere erreichen. Die Gastfreundschaft ist eine der Haupttugenden des Huzulen — wir werden herzlich aufgenommen und erhalten ein Nachtlager in der Sennhütte. Die letztere stellt einen lustigen Bau aus Tannenreißig dar und gewährt mit ihren Mjournwänden nur mäßigen Schutz gegen Wind und Nachtkälte. Der mächtige Feuerherd in der Mitte spendet jedoch angenehme Wärme, die uns den belästigenden Rauch vergessen macht. Der brodelnde, über dem Feuer aufgehängte Kessel und die braunen auf den Wandpulten aufgeschichteten Schaßkäse versprechen uns ein kräftiges Nachtmahl. Und in der That! Im Nu ist der duftende Maisbrei (Polenta), das Hauptnahrungsmittel der hiesigen Bevölkerung, fertig. Mit Bryndza und Speck zubereitet mundet er uns vortreflich und kräftigt für die Anstrengungen des morgigen Tages. Auf duftendem Heulager hingestreckt lauschen wir begierig den Geschichten über den weiland großen Räuberhauptmann Dobosz, eine Art huzulischen Rinaldo Rinaldini und bewundern die ausdrucksvollen Gesichter der Huzulen, die in der grellen Beleuchtung und dem dunklen Hintergrunde ein Bild darstellen, das des Pinxels eines großen altflämischen Meisters würdig wäre. Der melancholische Klang der Trombite lullt uns in den Schlaf ein; wir verbringen eine ruhige Nacht und eilen mit Tagesanbruch ins Freie. Ha, welch ein Anblick! . . .

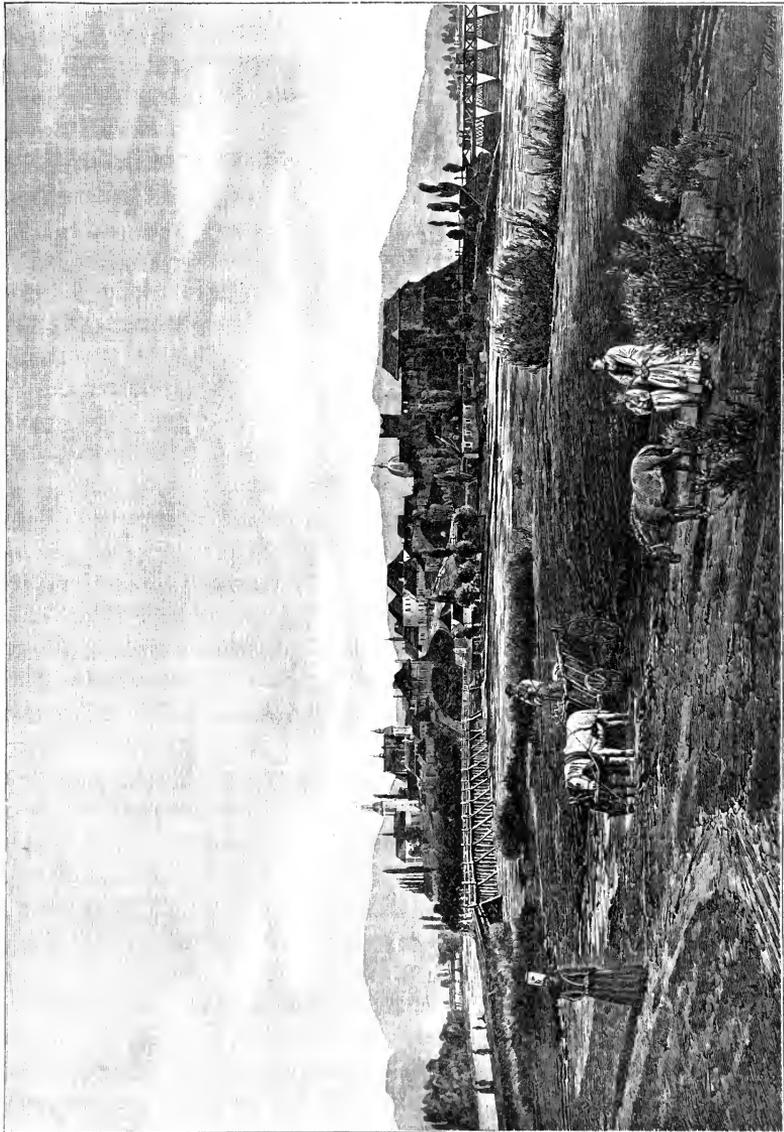
Ein mächtiger felsentrogender Kessel umgibt uns von allen Seiten. Zu unserer Rechten erhebt sich die bewaldete Mariżewska (1564 Meter), zur Linken das wildromantische Steinmeer der Szpyci (1866 Meter) und gerade vor uns thront der schöne, kegelförmige, höchste Gipfel der Czarnohora: die Howerla (2058 Meter). Die Waldungen der tieferen Regionen schlummern noch in violetter Finsterniß, aber die mächtigen Spitzen baden bereits in purpurnen Strahlen der Morgenröthe!

Wir befinden uns im Quellengebiete des Pruthflusses; — die kleinen Bäche, die zu unseren Füßen ihr Morgengebet murmeln, bilden den Anfang des Gebirgsstromes. Wahrhaftig, eine schöne und eines solchen Stromes würdige Wiege! Es ist ein fürnliches

Amphitheater, das die Quellen birgt. In riesigen Felsstufen steigt das Terrain gegen den Hauptstamm und die beiden Ausläufer der Czarnohora hin und wird südlich durch die steile Felspartie der Szpyci abgeschlossen. Hohe, phantastisch geformte und senkrecht stehende Steintafeln erheben sich gigantischen Coulißen gleich im Hintergrunde. Die zahlreichen Felsblöcke, die den Boden des Amphitheaters bedecken, erinnern an ähnliche Werke der Menschenhand, die durch den nagenden Zahn der Zeit theilweise zerstört wurden.

Wir lassen unsere Pferdchen zurück und beginnen zu Fuß die Erklümmung des höchsten Gipfels der Czarnohora. An die Stelle der Rothtanne, die immer mehr verkrüppelt und endlich ganz verschwindet, erscheint in der Höhe zwischen 1400 und 1700 Meter die schöne Zirbelkiefer und das Krummholz. Diese beiden Baumgattungen bilden keine ununterbrochenen Waldbestände, sondern werden häufig durch die grasreichen Almen unterbrochen. Das ist die eigentliche Region der Almen, denn die höchsten Gipfel ragen entweder nur als nackte oder als moos- und flechtenbedeckte Felsen in die Lüfte. Eine herrliche Flora entzückt unsere Augen. Da ist der rothe Rhododendron, die weiße Azalee, der bunte Fingerhut, die Arnica, die Anemone und Geranie, verschiedene Primulen und Saxifragen und viele, viele andere. Wir steigen auf dem steilen, aber ziemlich bequemen Pfade rüstig vorwärts und verlassen bald das Krummholzgebiet. Weiter oben werden die höher organisierten Pflanzen seltener und machen den Moosen und Flechten Platz. Endlich wird die bequeme, einige Quadrat-Klafter umfassende Spitze erreicht, und wir bewundern die prachtvolle Aussicht, die sich ringsherum zu unseren Füßen entfaltet. Vor Allem interessiert uns die Czarnohora selbst und wir trachten uns in dieser Beziehung zu orientiren.

Die „Czarnohora“ (der schwarze Berg), die höchste Kette der ostgalizischen Karpathen, stellt sich als ein 20 Kilometer langer, von Nordwesten nach Südosten streichender Raum dar, aus dem eine Anzahl schön geformter Gipfel in die Höhe schießt. Die Gowerla, auf der wir uns befinden, bildet den höchsten und den westlichsten, dann folgt Daneerz (1822 Meter), Tarkul (1935 Meter), die felsigen Szpyci (1866 Meter), Gutin Tomnatek (2018 Meter), Munczel (2002 Meter) und endlich der kegelförmige, steinige Pip Zwan (2026 Meter). Dem nordöstlichen Abhang dieser Bergkette entspringen zahlreiche Quellen als erste Anfänge des Pruth- und Ceremoszflusses. Es ist eine auffallende Thatsache, daß die amphitheatralische Gestalt des Quellengebietes, die wir bereits bei den Pruthquellen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, sich hier einige Male wiederholt und somit ein charakteristisches landschaftliches Merkmal der Czarnohora bildet. So erblicken wir westlich von den Szpyci die sogenannten Nebra (Rippen), eine Gruppe steil aufgerichteter tafelförmiger Felsen und am Fuße des Munczel wiederholt sich das ganze felsige Amphitheater. Besonders merkwürdig sind die wilden Kizie ukohy und das Quellengebiet des Dzembroniabaches. In solchen Quellenmulden bleibt oft der Schnee das ganze Jahr



Der Saiboc im Jahre 1840.

hindurch liegen, seine weißen Felder tragen in Verbindung mit kleinen blauen Seen viel zur Schönheit der Gegend bei.

Außer den bereits erwähnten sehen wir noch eine große Anzahl von Gipfeln und Ketten, die einem sturmbewegten Meere ähnlich sind. Auf der ungarischen Seite lenkt der imposante Pietros unsere Aufmerksamkeit auf sich, und im Südosten erblicken wir in weiter Ferne die Umrisse eines noch mächtigeren Gebirges: der Rodnaer Alpen. Daß auch die nördliche Aussicht auf die Vorberge, auf die pokutische Ebene bis nach Stanislaw hinaus und auf Podolien großartig ist, braucht wohl keine besondere Erwähnung.

Wir wählen einen anderen Weg zu unserer Rückreise, längs des Pruthflusses, um die durch reizende Gegend führende Bahn Stanislaw-Woronienka kennen zu lernen. Unser Weg führt uns durch einen Niesenuwald. Früh morgens haben wir das Duellenamphitheater verlassen, unsere Pferdchen schreiten, soweit es der holperige Pfad erlaubt, rüstig vorwärts und doch vergeht beinahe ein ganzer Tag, bis wir bei der Ortschaft Worochta den Wald verlassen. Stundenlang gehen wir in dem Halbdunkel an Niesentannen, deren üppige Äste kaum den blauen Himmel durchschimmern lassen, vorüber; stundenlang umgibt uns ein Dickicht, das an die nordamerikanischen Urwälder erinnert.

So sind wir in der Station Worochta aus der Wildniß in die Cultur, an die Bahnlinie gelangt. In südlicher Richtung windet sich die Bahn über Brücken und Viaducte steil hinauf und überschreitet in der Höhe von 836 Metern den Grenzkamm durch einen 1216 Meter langen Tunnel. Wir dampfen jedoch gegen Norden längs des Pruthflusses dahin. In dem engen bewaldeten Thale braust unser Zug über Tartarow nach dem kleinen Gebirgsörtchen Mikuliczyn. Zwischen dem letzteren und der nächstfolgenden Station Dora-Zaremeze befindet sich unstreitig der Glanzpunkt der ganzen Linie. Wir passiren einen 224 Meter langen Tunnel und befinden uns im Gebiete des massigen Jamnafandsteines, der hier seine typischste Entwicklung erreicht und seinen Namen nach der Ortschaft Janna erhielt. Ein ganzes Meer von größeren und kleineren Felsblöcken bedeckt die Gehänge wie eine in stürmischer Bewegung aufgehaltene Lawine. Die grauen Felscolosse über unseren Häuptern drohen jeden Augenblick uns zu zermalmen, der schöne Fluß zu unseren Füßen schäumt in Stromschnellen zwischen den grünlichen moosbedeckten Blöcken. Noch ein Tunnel und wir bewundern den Schleierfall des Kapliwiec, der von einer senkrechten Wand herunterstürzt.

Vor der Station Dora-Zaremeze nehmen vor Allem zwei Objecte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch: der Wasserfall des Pruth und ein Gebilde der Menschenhand, die Pruthbrücke, die ihresgleichen in der Welt sucht: ein einziger, 28 Meter hoher und 65 Meter breiter Bogen, der die beiden Flußufer verbindet. Hinter der Station Delatyn gelangen wir in die Vorberge und bald darauf in das Thal der Schwarzen Bystrzyca bei Stanislaw, womit unsere interessante Excursion ihr Ende erreicht.

Durch die galizischen Beskiden nach Viala. — Wir verlassen Podgórze die Schwesterstadt von Krakau und begeben uns mit der k. k. galizischen Transversalbahn südwärts, um das sowohl landschaftlich interessante als auch industriell wichtige Gebiet der galizischen Westbeskiden wenigstens flüchtig kennen zu lernen.

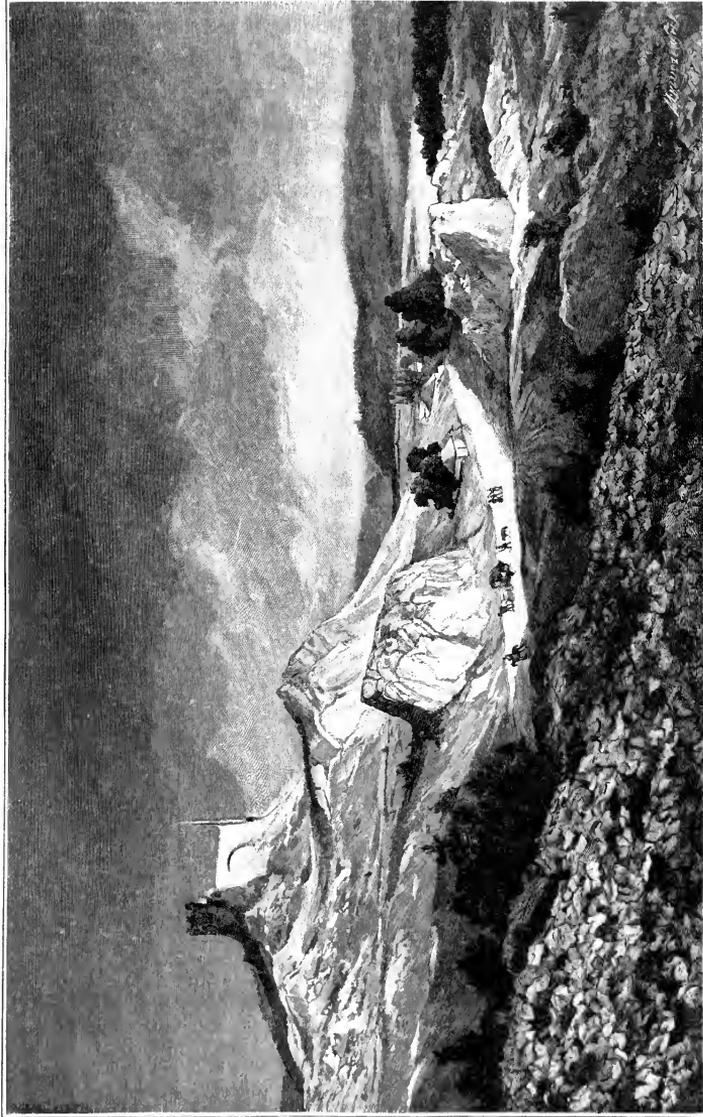
Bereits einige Kilometer hinter der Stadt gelangen wir in die anmutige, wellenförmige Gegend der Salzhonformation und passieren die kleine Ortschaft Swoszowice, berühmt durch ihre Schwefelsföge, deren Gewinnung jedoch in der letzten Zeit zufolge eines großen Wasserandranges in die Gruben eingestellt werden mußte. Wir bewundern das liebliche Panorama der Weichselebene zur Rechten, lassen unseren Blick über die in weiter Ferne dämmernde Schloßruine von Tyniec und das Kloster von Wielany schweifen und begrüßen bei der Station Radziszów die karpathischen Vorberge. Mit jedem Schritt wird die Gegend anmutiger. Tief zu unseren Füßen schäumt der Gebirgsbach Cedronka, die Berge werden immer höher und steiler, die Tannenwälder üppiger und schattiger, man merkt, daß man sich dem Innern des Gebirges nähert. Wie eine überirdische Erscheinung überrascht uns an der Biegung der Eisenbahn der Anblick eines schönen und großen Klosters mit der gothischen Kirche, das den Gipfel des bewaldeten 406 Meter hohen, ziemlich steilen Berges „Zarek“ krönt. Das ist der berühmte Wallfahrtsort Kalwarya Zebrzydowska, zu dem jährlich über 200.000 Andächtige aus ganz Galizien und auch aus dem Auslande pilgern, um vor dem wunderthätigen Muttergottesbilde Trost und Hilfe zu ersehen.

Wir verlassen die Eisenbahn und eilen bergan auf den Hügel, um das von dem Krakauer Wojwoden Nikolaus Zebrzydowski im Jahre 1603 erbaute Kloster näher zu besichtigen. Die prachtvolle Aussicht von der Höhe des Berges, die im Süden eine waldbige Gebirgslandschaft, im Norden viele blühende Ortschaften aufweist, die unmittelbare Nähe eines duftigen und schattigen Tannenforstes, zahlreiche alterthümliche Bilder und Schnitzereien im Kloster und in der Kirche fesseln unsere Aufmerksamkeit. Zwischen dem Berge Zarek, auf dessen Gipfel wir stehen, und dem Skawinaflusse erblicken wir eine große Menge kleiner Kapellen, die mit ihren weißen Mauern sich schön von dem dunklen Grün der rauschenden Tannen abheben. Das ist der sogenannte Kalvarienberg, auf dem sich gerade eine Proceßion andächtiger Wallfahrer dahin bewegt. Wir schauen eine Zeitlang dem bunten Treiben der Andächtigen zu, wir besuchen die zahlreichen provisorischen Verkaufsläden, die volksthümliche Restauration „zur Sonne“, wir lauschen dem eigenthümlichen Gesumme und Gebrumme der Bettler und Büsser, bis wir allmählig angeichts fröhlicher Gesichter, weltlicher Lieder und herzlichen Lachens zur Überzeugung gelangen, daß das Bedürfniß, den irdischen Dingen auf einige Zeit zu entsagen, keineswegs das Hauptmotiv der so zahlreichen Frequenz der galizischen Wallfahrtsorte bildet.

Wir flüchten uns aus dem Gedränge in den wüthigen Tannenwald und irren planlos durch die Schluchten und Berge umher. In einiger Entfernung vom Kloster gelangen wir zu der berühmtesten Burgruine Barwałd, in der einst während der Regierung Kasimir des Jagelloniden ein verwegenes Räuberpaar, Herr und Frau Wodok hauste und durch längere Zeit den Schrecken der ganzen Gegend bildete, bis es endlich gefangen genommen und auf Befehl des Königs der Mann mit dem Beil, die Frau mit dem Scheiterhaufen bestraft wurde.

Einige Kilometer weiter westlich liegt die unansehnliche, aber freundliche Bezirksstadt Wadowice. Eine Zweiglinie der Nordbahn verbindet dieselbe mit Kalwarya und Biała, wir ziehen aber die Wanderung zu Fuß der Eisenbahnfahrt vor und ergötzen uns an der lieblichen Landschaft der Vorberge. Wir passiren den Skawafluß und kommen in der Gegend des romantischen Inwałd an die Surafalkklippe, die an ähnliche Vorkommnisse in den Pieninen erinnert. Mit dem Besuch des kleinen industriellen Städtchens Andrychau, das am Fuße eines altvulkanischen Felsens (Teschenit) gelegen, den Anfang zahlreicher blühender Ortschaften im Thale des Wieprzbaches bildet, beschließen wir unsere kleine Wanderung. Aber auch östlich von Kalwarya ist gar manches Interessante zu sehen, vor Allem die Burgruine Lancorona, welche sich vier Kilometer östlich vom Kloster auf einem bewaldeten 550 Meter hohen Berge erhebt. Wir kehren befriedigt zu der Eisenbahnlinie zurück und eilen weiter gegen Süden. Hinter der Station Kalwarya befindet sich der Glanzpunkt der ganzen Linie. Um eine unbedeutende Wasserseide zu überschreiten, windet sich die Eisenbahn auf zahlreichen Serpentinaen über Brücken und Viaducte, durch Einschnitte und Dämme. Wie in einem phantastischen Traume verdrängt in rascher Folge ein Bild das andere. Es scheint Alles um uns zu tanzen. Bald sehen wir das Kloster und die Kapellen zur Rechten, bald zur Linken, bald vorne, bald wieder hinter uns. Von Zeit zu Zeit erscheint die düstere Ruine von Lancorona und mit einer Lebendigkeit, die zu ihrem würdevollen Aussehen gar nicht paßt, bewegt sie sich in raschem Fluge nach allen möglichen Richtungen, sich bald hinter das Kloster versteckend, bald wieder vor demselben erscheinend. Die Pracht dieses wunderbaren Kaleidoskopes wird durch die dunklen Tannen, die weißen Birken mit dem hellgrünen Laubschmuck und durch blumendurchwirkte Wiesen noch erhöht. Wir gelangen in das anmutige Thal des Skawaflusses und verlassen in der Station Sucha auf einen Tag die Eisenbahn, um der Königin der westgalizischen Westbeskiden, der erst 1725 Meter hohen Babia-Góra unseren Besuch abzustatten.

Der kleine Marktflecken Sucha der an der Vereinigung des Stawa- und Strykszawtabaches gelegen ist und zufolge seiner gefunden und vor Winden geschützten Lage zahlreiche Sommerfrischler herbeizieht, besitzt nur eine Sehenswürdigkeit, nämlich das prächtig Branickische Schloß mit seiner werthvollen Bibliothek.



Stippe von Gyroëjtni.

Die Besteigung der Babia Góra (Weiber Berg, 1725 Meter) nimmt weder viel Mühe noch Zeit in Anspruch. Wir folgen eine Zeitlang dem Stryszawabach hinauf und gelangen im Quellengebiete dieses Gewässers in einen dichten Wald, um endlich auf der steinigcn Alm des Jakowiebergcs den nordwestlichen Ausläufer des Babia Góra-Massivs zu erreichen. Von da führt unser Weg durch mehrere Gipfel des Rückens bald über duftige Almen und schöne Wälder, bald über steinige Gehänge bis auf den Gipfel der Babia Góra, auf dem wir endlich nach zweistündiger Wanderung anlangen. So schön indeß auch der Anblick ist, der sich uns hier darbietet, so müssen wir uns doch gestehen, daß die Ostkarpathen, die wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, viel schöner sind. Allerdings genießen wir hier den großartigen Anblick der hohen Tatra, ein wunderbares alpines Bild, das den Ostkarpathen fehlt, jedoch hat dafür das karpathische Mittelgebirge nicht im entferntesten den Reiz der Czarnohora- oder selbst der Paraszka-Zeleznikette. Hier fehlt der geheimnißvolle Zauber der riesigen Urwälder des Ostens, es fehlen hier auch die mächtigen Gebirgsströme, die doch so viel zur Schönheit und Belebung der Thäler beitragen. Auch die vielen Ortschaften, die man von hier aus in allen möglichen Richtungen bemerkt, tragen nicht dazu bei den Reiz der Landschaft zu erhöhen. Eine Wildniß wäre uns im Centrum der Beskiden lieber.

Wir benötigen in Sucha den Eisenbahnzug und eilen westwärts. Die Gegend ist in landschaftlicher Beziehung wenig interessant, dafür wird man durch den Anblick der regen Industrie, die dem Osten fast vollständig fehlt, entschädigt. Bei der Station Zeleźnia kommen wir in das Gebiet der Güter des unvergeßlichen Heerführers und Helben weiland Erzherzogs Albrecht. Hier herrscht überall eine rege Holz- und Textilindustrie, hier und da bewundern wir große Eisenwerke, bis wir endlich nach Żywiec (Saybusch) kommen, einer kleinen 5.000 Einwohner zählenden, am Solasflusse gelegenen Stadt, welche das Centrum des erwähnten Gütercomplexes bildet. Sie ist amuthig gelegen in einem breiten, fruchtbaren Thale, das von niedrigen lachenden Hügeln umgeben ist. Unter den Gebäuden fesselt unsere Aufmerksamkeit das altherwürdige Schloß, das den Sitz der Güterdirection bildet, und die Pfarrkirche, in der sich einige bemerkenswerthe Schnitzereien aus dem XVI. Jahrhundert befinden. Die Stadt, einst Eigenthum der schlesiſchen Fürsten, erfreute sich während der polnischen Herrschaft des eigenthümlichen Vorrechtes, daß die Juden sich in derselben nicht ansiedeln durften. Dieses Privilegium wird trotz der Staatsgrundgesetze noch heute respectirt und nur selten wird von einem Juden ein erfolgloser Versuch, hier einen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen, unternommen. Zahlreiche Fabriken sowohl in der Stadt selbst als auch in der nächsten Umgebung, die wohlentwickelte Hausindustrie, besonders in Korbwaaren und Holzschnitzereien, bilden die ergiebige Quelle des allgemeinen Wohlstandes.

Mit der Zweigbahn der Kaiser Ferdinands-Nordbahn gelangen wir von Saybusch in circa 1 1/2 Stunden nach den Schwesterstädten Bielsk-Biala, von denen nur die zweite sich auf galizischem Boden befindet, während die erste bereits nach Schlesien gehört. Die Bezirksstadt Biala hat weder in baulicher, noch in geschichtlicher Beziehung viel Interessantes aufzuweisen, aber sie bildet dafür den Hauptsitz der galizischen Industrie, wie man das bereits beim Anblick der vielen Fabrikschlote, beim ersten Betreten der Stadt wahrnehmen kann. Nordöstlich davon erinnern uns die Städte Zator und Dźwięcin (Aufschwiz) an die alten Herzogthümer gleichen Namens.

Die Pieninen und die polnische Tatra. — Pieninen und die polnische Tatra! Keine Zauberformel der Welt wäre imstande ein größeres Wunder zu bewirken als diese



Aus der Krywan-Kette in der Tatra.

zwei einfachen Worte, wenn sie einem Polen gegenüber ausgesprochen werden. Pieninen und die Tatra! Man muß sie gesehen haben, um zu begreifen, daß diese beiden Worte allein ein erhabenes Gedicht bilden. Das Volkslied, das da sagt: „Wer unsere Gegend kennen lernt, vergißt sie auch im Himmel nicht“ — hat vollkommen Recht, denn die Eindrücke, die man hier empfängt, sind in der That unvergesslich. Unsere Parole lautet somit: in die Tatra, auf die felsigen, schneebedeckten Grate, wo die Gemse haust, in die wilden, schauerlichen Klüfte, wo die Berggnomen ihr geschäftiges verborgenes Wesen treiben!

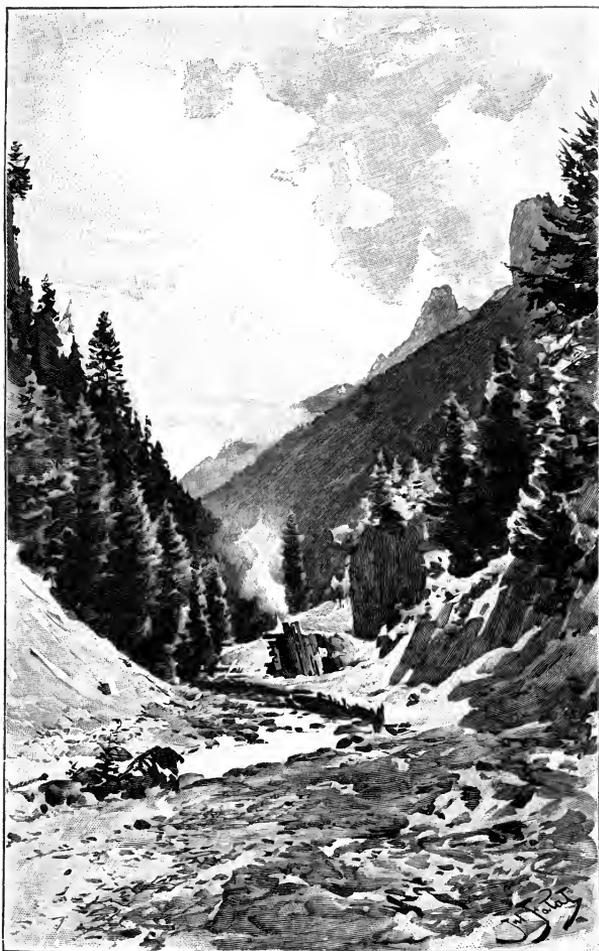
Wir benötigen auf unserer Fahrt dahin die galizische Transverialbahn. Angefangen von Struj bewegen wir uns fast ausschließlich im Gebiete der subkarpathischen Salzthonformation. Wir passiren die Stadt Drohobycz, in deren Nähe sich der berühmte Zokeritbergbau Woryskaw und das Bad Truskawiec (Schwefel- und starke Kochsalzquellen,

Salz-, Schwefel- und Eisenmoorbäder) befinden, wir fahren an der alterthümlichen Stadt Sambor, die bereits im Jahre 1390 die Magdeburger Städtegerechtigkeit erhielt, vorüber und kommen bei der Station Chyrów in die unmittelbare Nähe des Gebirges. An dem stattlichen, hoch oben auf der Anhöhe gelegenen Gebäude des Jesuitengymnasiums vorüber dampfen wir in die Karpathen, und zwar in das Thal des Strwigzflusses hinein. Es ist das der westlichste Strom des Dniestergebietes und sollte eigentlich von rechtswegen als Hauptstrom angesehen werden, da der Dniester thatsächlich nur seinen Nebenfluß bildet.

Das Strwigzthal ist zwar anmuthig, hat aber bei weitem nicht den Reiz und die Schönheit der ostkarpathischen Thäler, wie z. B. des Stryj- oder Pruththales.

Zwischen Ustrzyki und Ulszanica kommen wir in das Gebiet der regen Petroleumindustrie, wir haben da in der Nähe eine Anzahl von Bergwerken, wie Lodyna, Bańkowa, Szowiceko und viele andere, die in steter Entwicklung begriffen sind. Bei der Station Ustyanowa passiren wir in der Höhe von 496 Metern die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee und gelangen an den Sanfluß, in das Weichselgebiet. Bei Zakuz bewundern wir die malerisch über dem San gelegene Ruine einer einst mächtigen, von Peter Amita, Wojwoden von Krakau, erbauten Burg. Vor der Station Nowy Zagórz übersehen wir den Sanfluß und gelangen in ein merkwürdiges, breites, alluviales Längsthal, das uns mit geringer Unterbrechung bis hinter Krosno begleitet.

Es ist nicht ein einziger Fluß, dem dieses Thal seine Entstehung verdanken würde, denn wir passiren auf unserer Fahrt eine ganze Anzahl von Flüssen des Weichselgebietes, die das Thal verqueren oder es höchstens nur kurze Zeit benützen. In dem Thale merken wir kaum, daß wir uns mitten in den Karpathen befinden, die Bergzüge, die das Thal begleiten, sind in der Regel sehr niedrig (80 bis 150 Meter über der Thalsohle), es ist als ob die Faltung hier minder energisch gewesen wäre, so daß die Gebirgsbildung nur unvollkommen vor sich ging. Nichtsdestoweniger ist das Thal mit seinen fruchtbaren Fluren, mit zahlreichen Flüssen und blühenden Ortschaften und seiner ausgedehnten Petroleumindustrie genug interessant und schön, um uns die Reise recht angenehm zu gestalten. Von weitem grüßt uns die altherwürdige, auf einem Hügel über dem Sanfluß gelegene Stadt Sanok mit ihrem Schlosse. Es folgen kleine, durch ihre Todbäder berühmte Ortschaften, Rymańów und Zwonez, südlich davon der Paß Dukla, und hernach die von Kazimir dem Großen gegründete Stadt Krosno mit ihren sehenswerthen alten Kirchen. Nördlich von der Stadt erhebt sich auf einem bewaldeten felsigen Hügel die hochinteressante Ruine von Drzykosi. Von der Höhe dieser Ruine genießt man eine prachtvolle Aussicht, vor Allem aber auf jene merkwürdige alttertiäre Sandsteinfelsgruppe, die den Namen „Prządki“ (Spinnerinnen) trägt, da nach der Volksmythe hier die gottlosen Jungfern, die an einem Sonntage gesponnen hatten, in Stein umgewandelt wurden.



Stościeńsko-Thal in der Tatra.

Die große Anzahl von Naphthacisternen und der mit verschiedenen beim Petroleumbergbau gebräuchlichen Maschinen und Geräthschaften besackten Eisenbahnwagen läßt uns bereits hier auf der Bahn darüber nicht im Zweifel, daß wir uns im Centrum der galizischen Petroleumindustrie befinden. In der That befinden sich in der Nähe von

Krosno die größten galizischen Erdölbergwerke, wie Wóbrka, Wietrzo, Równa, Potok, Węglówka u. v. a.

Wir passiren die anmuthig zwischen Gärten und drei Flüssen (Wisłoka, Zasiółka und Kopa) gelegene Stadt Jasło, dann eine der ältesten Ortschaften in Galizien, den Marktflecken Biecz, der bereits im Jahre 1294 vom König Wenzel dem Srafkauer Domkapitel geschenkt wurde, und gelangen endlich nach Stróże, wo die Tarnów-Reluchówer Linie die Transverjalbahn kreuzt. Parallel mit der ersten Linie steigt unsere Bahn hinter Grybów in steilen Serpentinien einen Bergkamm hinauf, um bald darauf in das prachtvolle Thal des vereinigten Dunajec-Popradflusses hinabzugleiten.

Das fruchtbare, fast von allen Seiten von Bergen umschlossene Thal mit den beiden mächtigen Flüssen Dunajec und Poprad, mit der wunderbaren Aussicht auf die kühnen Formen der Pieninen und das imposante Tatragebirge breitet sich vor unseren Augen in seiner ganzen Pracht aus. Zwei Nachbarstädte, deren Ursprung sich im grauen Alterthum verliert, Neu- und Alt-Sandec, erheben sich in der Mitte des Thales aus dem Grün der Gärten. Wir befinden uns auf dem griechisch-römischen Handelswege nach der Ostsee und blicken auf die Städte, die bereits in der frühesten Geschichte Polens eine große Rolle spielten! Die unscheinbare Ruine am Dunajecflusse war einst ein mächtiges Schloß, in dessen Mauern viele polnische Könige ihren Lieblingsaufenthalt hatten und gar mancher von den Herrschern der Nachbarländer gastlich empfangen wurde.

Die beiden früher erwähnten Eisenbahnlinien trennen sich bei Neu-Sandec, die Transverjalbahn schlägt die westliche Richtung ein, während die Tarnów-Reluchówer Linie sich längs des Popradflusses südlich nach der ungarischen Grenze wendet.

Das Popradthal bildet das interessante Bild eines tektonischen Querthales. Bekanntlich nimmt der Popradfluß seinen Ursprung in Ungarn am südlichen Abhange der Karpathen, somit sollte er auch in das Gebiet der Donau gehören, die ihm am nächsten steht. Er nimmt jedoch seinen Lauf gegen Norden, durchschneidet zahlreiche Gebirgsketten und gelangt auf diesem mühsamen und langen Wege in das Gebiet der Weichsel, respective der Ostsee. Nicht minder interessant ist das Thal auch in landschaftlicher Beziehung. Die Gehänge sind steil, felsig, zum Theil bewaldet und stellenweise mit alten Ruinen gekrönt. Der krystallhelle, reizende Fluß setzt seine weißelnde und nagende Thätigkeit noch heute fort und jagt im wilden Laufe tosend und brausend gegen Norden.

Weiter südlich führt die Bahn nach den berühmten Bädern Żegiestów und Krzynica, wir verlassen jedoch in Alt-Sandec sowohl die Bahn als auch den Popradfluß und setzen unsere Reise in südwestlicher Richtung zu Wagen im Thale des Dunajec fort. Bald hinter dem Städtchen Krosno gewahren wir ein neues, uns bis jetzt unbekanntes landschaftliches Element. Mitten aus den sanften, mit üppiger Vegetation bedeckten Bergzügen des



Das Meerenge in der Zetra.

Karpathen sandsteines schießen senkrechte, phantastisch geformte, scharf gezackte Kalkfelsen in die Höhe, deren steile Wände nur hier und da mit grünen Tannen verziert sind. Die Fremdartigkeit der Erscheinung ist überwältigend. Ja, wenn das nur ein einziger Fels wäre! Wir haben hier jedoch mit einem ganzen Zuge von Felsen, ja ganzen Bergen zu thun! Das ist der berühmte Klippenzug, eine der interessantesten geologischen Erscheinungen. Die jurassischen Kalle dieses Zuges treten da nicht in Gestalt von großen, zusammenhängenden Schichtmassen auf, welche über weite Strecken fortstreichen, sondern in Form zahlloser Kalkriffe von der verschiedensten Größe, von großen zu mehrere hundert Meter relativer Höhe aufragenden Bergen bis zur isolirten Felsnadel und dem wenige Kubikmeter messenden Blocke. Dieser Zug, der im Neutraer Comitate in Ungarn seinen Anfang nimmt, betritt bei Neumarkt den galizischen Boden und kehrt, nachdem er am Dunajecflusse einen Bogen beschrieben, nach Ungarn zurück. Die hochinteressante geologische Erscheinung, die auch das landschaftliche Aussehen der Gegend im hohen Grade beeinflusst, erreicht zwischen Neumarkt in Galizien und Palocsa in Ungarn ihren Höhepunkt. Auf dieser circa 100 Kilometer langen Strecke sind über 2000 Klippen zusammengedrängt, dabei ist die Breite des Zuges sehr gering, denn sie überschreitet selten zwei Kilometer. Die mächtigste Klippe bilden wohl die 982 Meter hohen Pieninen, die wir gerade vor uns sehen, noch einige andere sind ansehnlich genug, um ihre Umgebung zu beherrschen, während dem die kleinsten Klippen gewissermaßen nur zur Verzierung der Karpathen sandsteinformation in Gestalt von weißen Kalkobelisken, Gefirnjen, Grabhügeln u. s. w. dienen.

Um so bald wie möglich in das Innere dieser interessanten Naturerscheinung einzudringen, werfen wir nur einen flüchtigen Blick in das schöne Seitenthal, in welchem der Badeort Szczawnica liegt, den seine heilkräftigen, alkalisch-muriatischen Quellen, die reine Luft, die schöne waldbige Umgebung zu einem Curort ersten Ranges stempeln.

Die größte Zierde der Ortschaft bilden die Pieninen. Schon am Eingange in das wildromantische Thal des Dunajecflusses bewundern wir eine sowohl geologisch als auch landschaftlich hochinteressante Erscheinung, wir sehen nämlich, daß der reizende Fluß seinen Weg mitten durch den compacten Fels nimmt, indem er ein tiefes, schluchtartiges Thal bildet. Eine herrliche Alpenlandschaft begrüßt uns bereits bei unserem Eintritt in das Thal. Zu beiden Seiten erheben sich gelblichweiße oder röthliche Kalkfelsen, die mit ihrem hellen Hintergrunde und dem grünen Tannenschmucke ein farbenharmonisches, gefälliges Ganzes bilden. Der schmale Weg führt unmittelbar über den reizenden Fluß, der in schäumenden Cataracten dahinschießt.

Wie mit einem Zauberbeslage sind die langweiligen, sanft geböschten Karpathen sandsteinkuppen und Klämme verschwunden, bei jedem Schritt und Tritt bewundern wir die kühnen, imponirenden, in uner schöpflcher Mannigfaltigkeit auftretenden Felsformen.

Die lebhaftere Einbildungskraft des Volkes sieht in ihnen Nachbildungen verschiedener Thiere und Gegenstände und belegt sie demnach mit charakteristischen Namen als: der Sattel, der Schneckenfels, der Zuckerhut, der Einsame, die Falkin u. s. w. Stellenweise verengt sich das Thal so sehr, daß man an dem Ende desselben angekommen zu sein und den Fluß aus einem unterirdischen felsigen Schacht hervorstürzen zu sehen glaubt, da erscheint plötzlich hinter einem Felsvorsprung eine Biegung des Thales, und ein neues schönes Bild stellt sich unseren erstaunten Augen dar. Muthigere Touristen begnügen sich nicht mit der Fußwanderung, sie genießen auch die Aufregung einer Stromthalfahrt. Auf mehreren, der größeren Sicherheit halber zusammengebundenen Rähnen schießen sie jauchzend an uns vorüber; wir verfolgen sie mit bangem Gefühl, denn jeden Augenblick scheint die schwache Flotille an irgend einem scharfkantigen Felsen zerfellen zu wollen, doch die sichere Hand der Flößer vermag im letzten Augenblick eine rettende Wendung auszuführen.

Obwohl die rechte Seite des Flusses bereits zu Ungarn gehört, so ist dennoch der Verkehr zwischen den beiden Ufern sehr rege, da ein und derselbe polnische Volksstamm die Gegend zu beiden Seiten des Flusses bewohnt. Jeden Augenblick kommen uns schöne, schlauke Dorfmadchen entgegen, die Milch, Erd- und Himbeeren zum Verkauf anbieten.

In der kühnen Kalknadel, „der Falkin“ (764 Meter), deren Schluchten und minder steile Gehänge im grünen Waldbeschmuck prangen, gelangen wir in einer Thal-erweiterung, wo der Pienninbach in den Dunajec mündet, auf eine anmuthige Wiese. Wie ein Adlernest erhebt sich auf dem Felsen „Ligarki“ die Ruine des Schlosses der heiligen Kunigunde. Nach der Volkstradition wurde die Burg von den Engeln erbaut, um der Heiligen sicheren Schutz vor den Feinden zu gewähren, und tröste auch thatsächlich lange Zeit hindurch sämmtlichen Stürmen, bis sie endlich im XV. Jahrhundert von den Husiten zerstört wurde.

Wir kommen jetzt auf den Glanzpunkt der ganzen Partie. Über den zahlreichen Zinken und Nadeln thronen die imposanten „Drei Kronen“, die höchsten Gipfel der Pienninen (982 Meter).

Wir passiren das auf der ungarischen Seite gelegene „Rothe Kloster“, das im Jahre 1319 als Karthäuserkloster gegründet wurde, und gelangen an dem ungarischen Schloß Niedzica (Medeczvár) vorüber wieder auf die galizische Seite. Das Thal erweitert sich, die eigentlichen Pienninen sind zwar zu Ende, aber die Klippenkalle dauern noch weiter fort. Gerade vor uns erblicken wir eine jurassische rothe Kalkklippe, deren Gipfel die Ruine der uralten Burg Gzorsztyn schmückt. Wir erklimmen die steile Klippe und verwundert lassen wir unseren Blick in die Ferne schweifen. Ist es nicht ein eitler Sommernachtstraum, der uns da paradiesische Bilder vorgaukelt? Wird unser Menschenauge nicht durch eine aus Licht und Luft bestehende Fata morgana getäuscht? Doch nein! Es ist kein Wert der

Täuschung, sondern Wirklichkeit, eine auch für uns Sterbliche zugängliche Welt! Sei uns gegrüßt, du erhabene majestätische Tatra! Sei uns gegrüßt, du Königin in deinem schneeigen Hermelinmantel, du granitenes Denkmal der entfernten Urzeit, du Thron des Allmächtigen!

Vor der kühnen zerrissenen Mauer der Tatra breitet sich die ernste, walbige Hochebene, das sogenannte Podhale (600 bis 1000 Meter über dem Meere) aus. Drei schöne Flüsse, der Schwarze und der Weiße Dunajec und die Bialka winden sich in Silberbändern zwischen den Hügeln und bilden bei ihrer Vereinigung den mächtigen Dunajecfluß, dessen Fluten zu unseren Füßen die rothen Felsen der Klippe in schäumender Brandung zu zertrümmern drohen. Im Westen erhebt sich aus dem nackten Kamm der Beskiden die ehrwürdige Babia Góra, die in den Volksliedern der Mazuren eine so wichtige Rolle spielt. Die schmale Zone der Klippenfalle sieht wie ein rauhes, stacheliges Band aus, das mitten durch die sanfte, friedliche Gegend gezogen wurde.

Mit schwerem Herzen verlassen wir die altehrwürdigen Ruinen von Niedzica und verfolgen unseren Weg längs des Dunajec in der Richtung nach dem Tatragebirge. An dem interessanten, über 400 Jahre alten Kirchlein aus Lärchenholz, das mit seinem schönen Spitzbogenstil und einigen Alterthümern eine wahre Sehenswürdigkeit der kleinen Ortschaft Debno bildet, gelangen wir in circa zwei Stunden nach Nowy targ (Neumarkt), der Metropole von Podhale, die bereits im XIII. Jahrhundert gegründet wurde. Unser Ziel bildet jedoch die weiter im Süden am Fuße der Tatra gelegene berühmte Ortschaft Zakopane, ein klimatischer Curort ersten Ranges. Wie das öfters beim Herannahen an ein hohes Gebirge zu geschehen pflegt, verschwindet auch hier auf unserem Wege von Neumarkt nach Zakopane die schöne Kette des Tatragebirges fast vollständig, und erst unmittelbar vor der letztgenannten Ortschaft erscheinen der zackige, zerklüftete Giewont (1900 Meter) und seine Nachbarspitzen in ihrer ganzen Pracht.

Der Ausblick der Tatra ist in jeder Beziehung sehr merkwürdig. Es ist ein Gebirge im Gebirge, das ganz unvorbereitet auftritt. Die nördlich vorgelagerten Karpathensandsteinmassen des Podhale sind so wenig intensiv gefaltet und erhoben, daß sie gegenüber den circa 2 bis über 2½ tausend Meter hohen Spitzen und Ketten als ein Tiefland einen auffallenden Contrast bilden. Noch imposanter ist der Ausblick vom Süden aus, wo die höchsten Spitzen der Tatra wie eine drohende Mauer unmittelbar aus der Tiefe der Zipfer Ebene aufsteigen. Wir haben da eine kleine geologische Welt vor uns, die ein Analogon der Centralmassen der Alpen darstellt. Wir finden nämlich in den Westalpen (namentlich aber in der Schweiz und in Frankreich) inselförmige „Centralkerne“, so z. B. Montblanc, Finsteraarhorn u. s. w. aus altkrystallinischen Gesteinen (Granit, Gneiß u. s. w.) angebaut, mit vorgelagerten Schichten der paläozoischen Formationen, die langsam in die

mesozoische Kalkzone übergehen. Die Tatra, deren Länge circa 70, deren größte Breite 26 Kilometer beträgt, ist nun eben nichts anderes, als solch ein Centralkern der Karpathen. Der südliche, zum größten Theil in Ungarn gelegene Rand dieses Centralkernes besteht aus einem quarzreichen Granit, der die Neigung hat, wilde, zerrissene Bergformen zu bilden. In nördlicher Richtung sehen wir auf den Graniten eine paläozoische Schieferzone folgen, die endlich in mesozoische und zuletzt bei Zakopane in eocäne Kalk übergeht.

Um eine unmittelbare Übersicht des ganzen Gebirges zu gewinnen, wählen wir zu unserer ersten Excursion den ohne besondere Mühe zu erreichenden Gipfel des Czerwonny Wierch (2128 Meter). Den schäumenden, wasserreichen Bystrybach hinaufgehend,



Mündung des Sanflusses in die Weichsel.

gelangen wir bald in das schöne Thal der Kuźnice (Eisenhammer), so genannt nach den ehemaligen Eisenwerken, die einst das in der Nähe gewonnene Erz verarbeiteten, jetzt aber der Cellulosefabrik weichen mußten. Bei jedem Schritt und Tritt sehen wir deutliche Spuren der einstigen Vergletscherung. Zahlreiche Moränen, größtentheils aus Granitblöcken zusammengesetzt, die von den entfernten Spitzen hierher geschoben wurden, bedecken sowohl den Boden als auch die Gehänge des Thales.

An der Residenz des Gutsbesizers von Zakopane und an einem stattlichen, sehr gut eingerichteten Wirthshaus vorüber steigen wir langsam den schattigen Pfad hinauf. Zu unserer Linken erheben sich die abschüssigen, zerklüfteten Felsen des Rojal, zur Rechten grünt der waldbige Abhang der Krokiew und der schäumende Bystrybach bringt Leben in das ernste Hochgebirgsthal hinein. Nach der Passirung des Waldes gelangen wir auf eine

duftende, an dem Nordostabhang des Giewont gelegene Wiese, die den Namen Kalatówka führt und gerade jetzt von den lustigen Liedern der Genwäher erschallt.

An dem südlichen Abhang des Giewont schreiten wir auf waldigem Pfade vorwärts und gelangen bald auf die Alm Kondratowa. Die Bäume werden seltener und verschwinden endlich ganz, so daß wir zuletzt die nur mit Gras bedeckte Böschung hinaufsteigen. Endlich erreichen wir die Spitze des Czernony Wierch und betrachten das über jede Beschreibung erhabene Gebirgspanorama, das sich vor unserem entzückten Auge entfaltet.

Der polnische Dichter, der dieses Bild mit den versteinerten Wogen der Sintfluth vergleicht, hat Recht. Es ist in der That, als ob die wilden, sturmgepeitschten Riesenwellen plötzlich aufgehalten und in Stein umgewandelt worden wären! . . . Die großen Schneefelder und die langen zackigen Schneerisse lassen das dunkle Colorit und das rauhe Aussehen dieser Steincolosse noch greller hervortreten. Aber der violette Schimmer, der Alles mit einem leichten Schleier zu bedecken scheint, mildert die rauhen eckigen Formen und verleiht dem Ganzen einen wunderbaren Reiz. Die grünen Wälder der tieferen Thäler und die ruhigen, zahlreichen Seen tragen dazu bei, daß das Panorama keine todte, abstoßende Steinwüste, sondern ein zwar gewaltiges, aber formenedles Bild darstellt.

Wer wäre im Stande, alle diese Zinken und Nadeln, Kluppen und Obeliskien aufzuzählen? . . . Kaum vermögen wir die am meisten imponirenden Niesen zu fixiren. Südöstlich von uns erhebt sich der majestätische Krywań (2496 Meter), der eine ganze Kette zerrissener Spitzen beginnt. Weiter im Südosten sieht man ein Meer von Obeliskien und Nadeln zusammengedrängt, unter denen die Rzyży (2508 Meter) mit ihrem langen Schneestreifen und die Königin der Tatra, die gewaltige Gerlsdorfer Spitze (2663 Meter) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, während in dem östlichsten Zweig der mächtigen Kette die Gruppe der Eisthalerspitze (2629 Meter) und die Lomnigerspitze (2634) das Bild der Hauptberge beschließt. Wir sehen deutlich, daß der Hauptzug der Tatra keine gerade Linie, sondern gewissermaßen ein riesiges, liegendes lateinisches E bildet, auf dessen westlichem Arme wir uns gegenwärtig befinden.

Wir blicken gegen Norden. Zu unseren Füßen bemerken wir einen phantastisch gefornnten, zackigen und zerklüfteten Fels, auf dessen Abhängen wir mit Hilfe eines Fernglases weidende Gemsen bemerken. Das ist das Wahrzeichen von Zakopane, der schöne Giewont, der so stolz und imposant vom Thale aus aussieht, hier aber bescheiden zurücktritt, da dessen Spitze zweihundert Meter tiefer liegt als der Gipfel des Czernony Wierch, auf dem wir uns gegenwärtig befinden. Weiter nördlich grüßen uns aus der Ferne das Podhale, die kühnen Pienninen und der sanfte Beskid, hinter welchem sich das Thal der Weichsel ausbreitet. Durch ein gutes Glas können wir sogar in weiter dämmernder Ferne die Thürme von Krakau erblicken.

Unser zweiter Ausflug gilt dem im ganzen Lande berühmten und von den Dichtern oft besungenen Kościelisko-Thale, in dem der schwarze Dunajec seine Fluten sammelt.

Wir begeben uns zuerst nach Westen und später bei dem cocänen Mummuliten-Kalkfelsen nach Süden, den schäumenden Dunajec hinauf. Durch die großartige Felspforte, die zu Ehren des polnischen Abgeordneten im preußischen Landtage Kazimir Kantak den Namen Kantakpforte trägt, gelangen wir auf eine blumenreiche Wiese, zu deren beiden Seiten die schroffen Abhänge der Kończysta und der Kopka einen phantastischen Rahmen des unten so lieblichen Bildes aufbauen. Ein schöner, alter Lindenhain bildet eine auffallende Abwechslung auf unserer Wanderung und gleich dahinter ladet uns die sogenannte Eisquelle, deren Temperatur auch im Hochsommer nur 3 bis 4 Grad Reaumur beträgt, zur Rast ein, da die weitere Excursion nur zu Fuß zurückgelegt werden kann. Eine Thalverengung, die „Kraźewski-Pforte“, die mit einer marmornen Gedenktafel zu Ehren des polnischen Schriftstellers Kraźewski geschmückt ist, führt uns in die Zauberschlucht, deren wildromantische Natur jeder Beschreibung spottet.

Von den steilen Gehängen des Czerwonny Bierch und der Kominy eingeengt, windet sich das Thal mit dem schäumenden Fluß zwischen den abenteuerlich geformten Felsen, die aus der dunkelgrünen Tannemwildniß in die blauen Lüfte hinaufragen und alle möglichen Gestalten nachahmen. Da ist die steinerne Rieseneule, die so klug und ernst auf uns herniederblickt, da sind die Orgeln, in denen der Wind in einem feierlichen Choral der Natur huldigt, da drängen gespensterartig die Räuberfenster und erheben sich geisterhaft die Zauberschlöffer mit Erfern und Vasteien. . . Noch einige Schritte weiter und es tritt uns eine ganze Felsenstadt entgegen. Die lebhafteste Einbildungskraft des Volkes sieht in ihr die Nachbildung von Krakau, es fehlen da weder das Königschloß Wawel noch das Rathhaus, noch die zahlreichen Kirchtürme der uralten Stadt an der Weichsel. Nur die Straßen dieser Felsenstadt sind etwas mehr vernachlässigt als die ihrer Namensvetterin, denn sie dienen gleichzeitig als Flußbett während des Hochwassers, so daß man zwischen Steinblöcken, Baumtrümmern und Schutt kaum durchzukommen vermag.

Wir eilen weiter. Aus gähnendem felsigem Abgrund stürzt uns ein reißendes Gewässer entgegen. Es ist keine Quelle, sondern ein unterirdischer Bach, der hier nach einer verborgenen Wanderung in den Höhlen wieder ans Tageslicht tritt. Wir verewigen unseren Namen auf einige Jahrzehnte auf der ganz mit Inschriften bedeckten Steinwand Piłana und nähern uns rasch dem oberen Thalende.

Die mächtigen Felsgrate Naptawica und die Kominy bilden die Staffage der Hochgebirgswildniß, in die wir jetzt eintreten. Das dem Andenken des polnischen Dichters und Naturforschers Wincenty Pol gewidmete Kreuz mit der einfachen, aber ausdrucksvollen Inschrift: „Und nichts über Gott“, bezeichnet unseren Weg in das Gebiet der Wasserfälle.

Die schönen, bald grünen, bald aber in weißen Schaum umgewandelten Fluten stürzen donnernd in die Tiefe, so daß die zahlreichen Höhlen in der Nachbarschaft dumpf wiederhallen. Vor uns erhebt sich die himmelanstürmende Hauptkette der Tatra, in deren Mitte die gewaltige Wystra (2250 Meter) thront, wir bewundern in andächtiger Betrachtung das großartige Hochgebirgspanorama und mit wahren Bedauern werden wir die Thatfache gewahr, daß das schöne Kościelisko-Thal und somit unsere Excursion zu Ende ist.

Doch ist der nächste Tag zu einem noch schöneren Ausflug, nach der Perle der polnischen Tatra, nach dem wunderbaren Meer-auge bestimmt. Wir wählen dazu weder den bequemen Fahrweg noch den gewöhnlichen Touristenweg, sondern den zwar anstrengenden und nicht ganz ungefährlichen Pfad über Zawrat, der aber dafür die Hochgenüsse der alpinen Natur in ihrer ganzen Pracht darbietet. Daß zu einer solchen Partie ein ausgezeichnete Führer gehört, ist selbstverständlich; und wir schätzen uns glücklich, daß kein geringerer als der alte Sabala sich entschlossen hat, uns dahin zu begleiten. Es ist ein interessanter Mensch, dieser Sabala! Eine wahre Hünnegestalt, stark und geschmeidig trotz seiner 70 Jahre, mit ausdrucksvollen scharfen Gesichtszügen und lebhaften Auleraugen; eine Art Patriarch und Dichter zugleich, vor Allem aber berühmt als Geschichtenerzähler. Wurde er doch durch Sienkiewicz, der seine Fabeln meisterhaft nacherzählte, unsterblich gemacht!

Wir benötigen anfänglich das Thal von Kuźnice (Eisenhammer), und wenden uns am Ende desselben gegen Osten. Durch anmuthigen Tannenwald steigen wir langsam auf den Gipfel der Kopa Królomy, wo uns ein großartiger Anblick des mittleren Theiles der Hauptkette der Tatra einige Zeit fesselt. Es ist das der mittlere Balken in dem liegenden Buchstaben E, mit dem wir die Gestalt des ganzen Gebirges verglichen haben. Da thront nun die riesige, schneeige Swinnica (2293 Meter), daneben, wie eine schlanke gothische Kirche, der schöne Kościelec (2157 Meter), dessen Rücken tief in das zu unseren Füßen liegende Kaupenthal hineinläuft und dasselbe somit in zwei Theile theilt, dann folgen die zerrissenen Granaten, Zółta, Krzyżne und endlich der lange Rücken der Koszyzta.

Beim Herabsteigen in das Thal bemerken wir deutliche Gletscher Spuren; die Gehänge sind mit mächtigen Moränen bedeckt, deren riesige, vom centralen Stamm des Gebirges hervorgebrachte Granitblöcke unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. In der Tiefe des Thales angelangt, steigen wir den zwischen dem Gletscherstütt im Schatten der Zirbelkiefer und des Krummholzes sich windenden Bach hinauf, noch eine große Moräne wird erklimmt, und der schöne „Schwarze Kaupensee“ liegt vor uns in seiner ganzen Herrlichkeit! Ein sonderbares Hochgebirgsbild entzückt unsere Augen: der ernste und kalte See, in dessen dunkelgrünen Fluten sich die zackigen Grate der Nachbarschaft spiegeln, im Hintergrunde die majestätische Gestalt des im gothischen Stil geformten Kościelec mit

seinen Schneefeldern, seinen Rissen und Klüften, seinen großartigen Schutthalden, die steinerne Insel in der Mitte des See's und die spärliche, aber doch farbenprächige Vegetation, die den See zierlich umrahmt.

Wir befinden uns bereits in der Höhe von 1626 Meter über dem Meere, und finden es deswegen erklärlich, daß hier sogar die Zirbelkiefer beinahe vollständig verschwunden ist. Dafür bildet das an dem steinigen Boden kriechende Krummholz, dessen lebhaft grüne Äste um die grauen Felsblöcke schöne Kränze winden, kleine Zwerghaine, um die hier und da das üppige Gras in zerrissenen Rasen auftritt. Wir spähen nach dem herrlichen Edelweiß, um unsere Hüte zu schmücken, und bewundern die Saxifragen, Campanulen, Gentianen



Flugland Landschaft nördlich von Szdowa Wisznia.

n. v. a., die sich zwischen den Felsenklüften zu Gruppen vereinigen, als wollten sie sich in dem schweren Kampfe ums Dasein gegenseitig unterstützen. Auf einem mit weichem Moos bedeckten Felsblock sitzend, bewundern wir den schönen See, der uns als typisches Beispiel dieser Art von Erscheinungen in der Tatra dienen kann.

Die zahlreichen größeren und kleineren Seen bilden für das Tatragebirge ein charakteristisches landschaftliches Merkmal. In geologischer Beziehung stellen die meisten unter ihnen Überreste der ehemaligen Gletscher dar, die gegenwärtig dem Gebirge vollständig fehlen. Daß die Berggletscherung der Tatra in der Eiszeit sehr ausgedehnt war, kann Jedermann auch ohne besondere geologische Vorkenntnisse deutlich sehen. In jedem größeren Thale findet man mächtige erratische Blöcke, die viele Kilometer weit von den höchsten Klüften hergebracht wurden, außerdem aber auch vollständige Moränen, die für das Aussehen des Thales bezeichnend sind. Die meisten dieser Moränen, besonders aber die

Stirnmoränen verqueren die Thäler und sperren sie als natürliche Dämme ab, so daß auf diese Weise die Bedingung zur Bildung der Seen geboten wird.

Es gibt in der Tatra circa 120 größere und kleinere Seen, die auf der galizischen Seite den Namen „Stawy“ (Teiche), auf der ungarischen, bei den Slovaken den Namen „Plesi“ tragen und ziemlich hoch zwischen 1400 bis 2000 Meter gelegen sind. Einige von ihnen überschreiten die letztgenannte Höhe und sind in diesem Falle das ganze Jahr hindurch an ihrer Oberfläche mit einer Eisdecke überzogen.

Der größte See, der auf der polnischen Seite gelegene „Wielki staw“ (Großer Teich) umfaßt einen Flächenraum von 34 Hektar und ist 78 Meter tief. Der schöne Schwarze Raupensee, den wir gerade bewundern, ist sowohl in Bezug auf das Areal (23 Hektar) als auch die Tiefe (47 Meter) der dritte in der Reihe dieser herrlichen Tatra-Objecte.

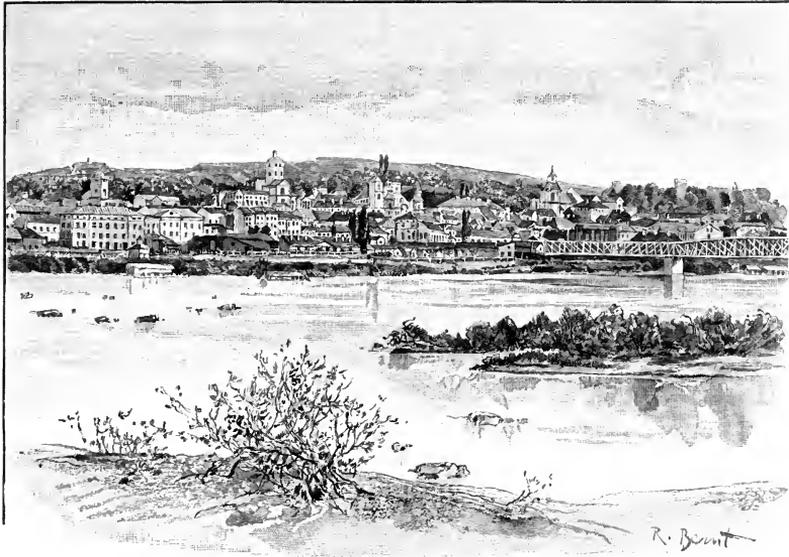
Wir verlassen nun den Raupensee und beginnen an seinem östlichen Ufer den Hauptkamm, und zwar den sogenannten Zawrat zu erklimmen. Hoch über unseren Häuptern erhebt sich eine riesige Felsenkluff, zu der ein sehr beschwerlicher Weg über bewegliche Schutthalden führt und die das vorläufige Ziel unserer Wanderung bildet.

Weit in der Tiefe hinter uns erblicken wir den „Gefrorenen Teich“, einen kleinen, aber hochgelegenen See, auf dessen Oberfläche auch jetzt im Hochsommer Eisschollen schwimmen, aber in unserer unmittelbaren Nähe ist jede Aussicht versperrt, da wilde, schroffe Felswände zu unseren beiden Seiten wie gigantische Mauern in die Höhe ragen. Es ist ein schrecklicher Marsch. Von Zeit zu Zeit gleiten unter unseren Füßen Felsblöcke aus der Schutthalde aus und stürzen kleinen Lawinen gleich donnernd in die Tiefe. Ein beängstigendes Gefühl bemächtigt sich unser. Wir sehnen uns nach Licht und Luft. Doch endlich ist die Felsenkluff erreicht, wie aus dem dunklen Verließ einer Raubritterburg befreit, athmen wir auf und begrüßen das schöne Gebirgs panorama, das sich so unvermuthet und in auffallendem Contraste vor unseren Augen entfaltet. Zu unseren Füßen liegt das wildromantische Thal der „Fünf Seen“, von denen jedoch nur zwei sichtbar sind, und hinter demselben erscheinen die uns bereits bekannten Riesen der Tatra.

Wir gelangen in das Thal. Nach und nach werden sämmtliche fünf Seen sichtbar, endlich erscheint auch das Krummholz und mit ihm auch die dunklen Fluten des „Czarny staw“ (Schwarzen Teiches). Längs des nördlichen Ufers desselben gelangen wir bald in das Jenschner Schutzhäus des Tatraverains und von hier in 15 Minuten zu einem neuen Tatrawunder, zu der berühmten Sikkawa.

Von einem senkrechten, 98 Meter hohen Felsen stürzt der Abflußbach des Großen Teiches in die Tiefe und bildet somit den höchsten Wasserfall nicht nur in der Tatra, sondern auch in ganz Galizien. In zwei erodirten Rinnen schäumt und donnert die weiße, wie mit grünen Bändern durchzogene Wassermasse. Die herumsprühenden Tropfen glitzern

in der Sonne wie Edelsteine und in dem aufsteigenden Nebel bildet sich ein Regenbogen, der die schöne Naturerscheinung mit einer Heiligenglorie umgibt. Wir fühlen uns wie festgebannt an der Stelle, so daß es unserem alten Führer nur mit Mühe gelingt, uns zum Weitermarsch zu bewegen. Und dieser Weitermarsch ist auf Schritt und Tritt in hohem Grade aufregend. Bald erklimmen wir den Felsrücken Swistunka, der in einer senkrechten Wand in die scheinbar bodenlose Tiefe stürzt. Noch ein kleiner Bergrücken und



Regenwei.

wir stehen auf der Alm Bokarnia, von wo aus wir das ganze in seiner Hochgebirgspracht prangende Thal des „Morskie Oko“ bewundern.

Das Meerauge (polnisch: Morskie Oko), eigentlich Großer Fischsee genannt, weil er einer von den drei Tatraseen ist, der Fische, namentlich Lachse und Forellen enthält, ist ein typisches Gletscherüberbleibsel, mit deutlicher, sein Ende abschließender Stirnmoräne. Er umfaßt 33 Hektar an Flächenraum und das Loth zeigt an seiner tiefsten Stelle 49 Meter. Seine besondere Zierde bildet die verhältnismäßig üppige Vegetation an den Ufern, da in dieser Höhe (1384 Meter über dem Meerespiegel) nicht nur das Krummholz, sondern auch die schöne Zirbelfeuer und sogar die Tanne ganz gut gedeiht. Die von der polnischen

Tatragefellschaft angelegten Wege und das bequeme, geräumige Schutzhäus erleichtern sehr die Besichtigung dieser Perle der Tatra.

Die Perle der Tatra! . . Wir haben jetzt die beste Gelegenheit uns zu überzeugen, daß dieser Ausdruck nicht übertrieben ist. Die Sonne steht noch hoch am Himmel und umgibt Alles mit einem krystallinen Lichtäther, in dem die wunderbaren Naturbilder wie vergrößert und verklärt ansehen. In dem smaragdgrünen Antlitz des See's spiegeln sich die granitnen Titanen, die da Wache halten. Im Süden drohen die Migguszowicer Grate mit dem gewaltigen Mönch (2435 Meter), an ihren Gehängen verästeln sich die weißen mit Schnee ausgefüllten Klüfte wie die Geweihe eines Rieseneleuthiers. Das westliche Ufer beschließen die zackigen Rücken des Niedziane und Opalony, im Südosten erhebt sich wie eine Cycloppenmauer ein mächtiger Damus, der nur die Vorstufe zu den erhabenen, in den Wolken verschwindenden Rhyj (2508 Meter) bildet. Der Übergang von dem Smaragdgrün des See's zu dem dunklen Colorit der Bergriesen wird durch das Band der Rothtannen- und Zirbelkieferhaine vermittelt und die leuchtenden Schneefelder lassen die ernsten, dunklen Farbentöne besser hervortreten.

Doch die Sonne neigt sich langsam gegen die Tatragräte, es ist die höchste Zeit, noch den oberhalb des Fischee's, bereits auf dem zwischen Galizien und Ungarn strittigen Gebiet gelegenen „Schwarzen Teich“ zu besichtigen. Wir besteigen den bereits erwähnten Riesendamm, den noch hier und da eine verkrüppelte Zirbelkiefer und kriechendes Krummholz ziert, und stehen plötzlich vor einem düstern Kessel, dessen unteren Theil die Fittige der ewigen Dämmerung bedecken. Es ist der Weg des Todes, den wir betreten, mit jedem Schritt wird unsere Seele stiller! Wie in jenem fabelhaften Upass-thale, wo alles Lebende in dem giftigen Hauch des Todesbaumes sterben muß, ist hier die Vegetation und die Thierwelt vollständig verschwunden. Nur rauhe, dunkle Felscolosse mit wild zu ihren Füßen zusammengehäuften Bergstürzen starren rings um uns her und in der Mitte glänzt unheimlich mit phosphorescirendem Licht der Schwarze See, dessen Fluten eher aus infernalischem Theer und Pech als aus lebenspendendem Wasser zu bestehen scheinen. Wahrhaftig! . . Es ist eine Scene aus der Dante'schen Hölle; mit bebendem Herzen erwarten wir, daß bald aus den schauerlichen Fluten die Zammgestalten der unglücklichen Verdammten auftauchen werden, und blicken bange ringsherum, den Meister zu erspähen, der uns von dieser Todesstätte auf die schöne Erde zurückbringt.

Die nordgalizische Tiefebene. Kein anderes Kronland unserer Monarchie kann sich einer so großen Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung rühmen wie Galizien. Das Plateau von Podolien, das Mittelgebirge der Karpathen, das Hochgebirge der Tatra, das geologisch und landschaftlich selbständige, mit den westlicheren Gebieten im Zusammenhange stehende Großherzogthum Krakau und endlich die als Fortsetzung der baltischen

Niederung erscheinende Tiefebene von Nordgalizien bilden die stattliche Reihe der wichtigsten landschaftlichen Abschnitte der Provinz. Es fehlen factisch nur die thätigen Vulkane und das krystallinische Massengebirge, um die Reihe der Hauptelemente der Continentgestaltung vollständig zu machen.

Uns den dünnluftigen Regionen der Tatra steigen wir nun in die Sümpfe des Tieflandes. An die Stelle der malerischen Hochgebirgsbilder treten die langweiligen Sandflächen und Moräste, der prächtige Urwald ist verschwunden, um den steifen Föhren Platz zu machen. Verschwunden sind auch die herrlichen krystallinen Flüsse der Gebirge, statt deren wir große, tüftliche, die Ufer verheerende trübe Flüsse oder kleine Bäche erblicken, die ihre dunklen, röthlich oder braun gefärbten Fluten träge und bedächtig dahincrollen. Die Niederung nimmt ihren Anfang bereits in der Gegend der Landeshauptstadt, ist jedoch hier noch nicht typisch entwickelt. Bei Lemberg beginnt nämlich ein stellenweise über 400 Meter hoher, miocäner Hügelzug, der in nordwestlicher Richtung, gegen Tomaszów in Russisch-Polen streichend, die ganze Tiefebene in zwei ungleiche



Eine Partie vom Schlosse Raicut.

Theile theilt. Der östliche, kleinere bildet die Niederung des Buggebietes, der bei weitem größere westliche umfaßt das Gebiet des San- und Weichselflusses und stellt sich als ein Niesendreieck dar, das mit seiner Basis auf den Vorbergen der Karpathen ruht.

Mit Ausnahme des soeben erwähnten Lemberg-Tomaszower Rückens nehmen hier an der Zusammensetzung der Oberfläche nur die Abfälle des ehemaligen Inlandeises und der jüngeren Alluvien theil, so daß die übrigen, hier spärlich auftretenden Formationen gar nicht in Betracht kommen. Das Silur baut — wie wir das bald sehen werden — nur einen einzigen Hügel nahe an der Mündung des Sanflusses auf. Der obere Kreidemergel erscheint nur in den tiefsten Einschnitten als die Basis des Ganzen und die Gesteine des Miocäns sind theils durch die Bewegung der Eismassen zerstört worden, theils liegen sie tief unter Glacialsand und Schutt begraben. Sämmtliche andere Glieder der großen, die Erdrinde aufbauenden Formationsreihe fehlen hier gänzlich. Somit ist es nun leicht verständlich, daß wir hier eine langweilige Einförmigkeit vorfinden müssen. „Hinter dem Sande ein Wäldchen und hinter dem Wäldchen wieder Sand“ charakterisirt ein polnisches Sprichwort humoristisch, aber trefflich diese Gegend.

Einige Meilen nordöstlich von Lemberg und östlich von Żolkiew kommen wir in der Gegend von Kamionka Strumikowa in die typische Landschaft des oberen Buggebietes. Wald und Morast, manchmal auch Sand, das ist der ganze Inhalt dieser flachen Gegend. Nur ein leidenschaftlicher Jäger entschließt sich weit von der Chauffee in diese beinahe schwimmenden Wälder einzubringen. Die melancholische Kiefer, die sagenhafte Eiche und die geisterhaft glänzende weiße Birke bilden den Waldbestand. Erst weiter im Westen hinter Kawa ruska erscheint eine willkommene Abwechslung in einem traurigen und eintönigen Bilde, nämlich der Lemberg-Tomaszower Hügelzug. Zwar verfolgen uns noch immer auf jedem Schritt und Tritt die Sande und die langweiligen Kieferhaine, zwar sind die Hügel weder besonders hoch, noch malerisch, aber wir können wenigstens trockenen Fußes herumgehen und die Gegend von der Höhe des Rückens überblicken.

Der geologische Bau der Hügel, der in den Wassertiefen und kleinen Bergbauen aufgeschlossen ist, nimmt nur wenig Zeit in Anspruch. Zu unterst bildet der obere Kreidemergel das Liegende des Ganzen und darauf ruhen die miocänen Gesteine, hauptsächlich aber Sande und grünliche Thone, die in mehreren Punkten (Potylicz, Siedliska, Lubycza) abgebaut und zur Fabrication der Faiencewaaren gebraucht werden. Stellenweise erscheinen hier kleine Braunkohlenflöze, welche die Grundlage kleiner Kohlenbergbaue bilden.

Die interessanteste und das landschaftliche Bild wesentlich beeinflussende Formation ist das erratische Diluvium. Wir sehen hier Grund- und Stirnmoränen in Gestalt von Gletscherbelem und Gletscherschuttthäufen, lose erratische Blöcke aus Quarzit, Granit, Gneiß, Diorit u. s. w. — Alles größtentheils finnländischen Ursprunges — endlich langgezogene Sand- und Trümmerhügel.

Nach der Überschreitung des mehrere Kilometer breiten Hügelzuges befinden wir uns im Gebiete des San- und Weichselflusses. Es ist ein ausgedehntes Senkungsfeld,

das sich nun vor unseren Augen ausbreitet. Drei große Bruchlinien begrenzen dasselbe; die erste im Süden am Nordrande der Karpathen, die zweite im Westen längs der schlesisch-polnischen Hochebene und endlich die dritte längs des Plateau's von Lublin. Innerhalb dieser drei Linien ist eine große, dreieckige Scholle in die Tiefe gesunken, und hier erreichte auch das galizische Inlandbeis seine mächtigste Entwicklung. Unsere Erwartung jedoch, daß wir hier eine einheitliche, flache Niederung, die überall mit Gletscherbildungen gleichmäßig bedeckt ist, vorfinden, erweist sich als irrig. Es lassen sich nämlich in diesem Gebiete zwei landschaftlich verschiedene Typen unterscheiden: 1. das ursprüngliche Gletscherterrain, und 2. das Gebiet der Alluvien.

Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß gleich nach dem Rücktritt der Gletscher das ganze Gebiet mehr oder weniger gleichmäßig mit nordischen Glacialbildungen bedeckt war, doch darf man nicht vergessen, daß die erodirende Kraft solcher großer Flüsse wie des San und der Weichsel einen bedeutenden Theil dieser Ablagerungen wegschwemmte und tiefe Thäler bildete. Wir sehen somit die eigentlichen glacialen Bildungen, wie Moränen, erratische Blöcke u. s. w., nur in dem diluvialen Hügelgebiete, während in den Thälern nur jüngere Flußalluvionen zu Tage treten. Daß unter den letzteren auch nordische Gesteine vorkommen können, ist selbstverständlich, da ja doch die letzteren das Material zur Alluvienbildung lieferten.

Das höchste Niveau der Weichsel und des San im Gebiete der nordgalizischen Tiefebene beträgt circa 200 Meter, das tiefste (bei Sandomierz) 148 Meter. Erwägt man nun, daß die Höhe der diluvialen Hügel 250 bis 300 Meter erreicht, so wird man auch den Höhenunterschied dieser zwei Bildungen kennen lernen.

Abgesehen von den räumlich kleineren Erhebungen haben wir im Gebiete der Niederung drei solche diluviale Anschwellungen, und zwar: die erste parallel mit dem Tomaszower Rücken zwischen dem San und seinem Nebenflusse, der Tanew, die zweite nördlich von Rzeszów zwischen dem San und dem Wistokafusse und endlich die dritte bei Tarnów zwischen dem Wistokafusse und dem Dunajec.

Auf unserer Wanderung betreten wir zunächst das erste Gebiet. Wir sehen da breite und flache Terrainwellen, die hauptsächlich aus Glaciallehm und Sanden mit zahlreichen kleinen Trümmern nordischer Gesteine bestehen. Aber auch große erratische Blöcke sind da gar nicht selten, obwohl ihr gegenwärtiges Vorkommen nicht einmal annähernd ihrer ursprünglichen Häufigkeit entspricht. Da nämlich das ganze Gebiet der Tiefebene fast gar keine anstehenden Gesteine enthält, so wurden und werden noch immer die erratischen Blöcke von der Bevölkerung fleißig gesammelt und zu Bausteinen, Straßenschotter, Pflaster und dgl. verarbeitet. Das Pflaster aller an der Grenze der Niederung gelegenen Städte sieht wie eine vielfarbige Mosaik aus. Es kommen da neben den rothen

Graniten schwarze Diorite, dunkel gefleckte Syenite, glänzende Quarzite u. s. w. vor. Auch sämtliche Chauffeen dieser Gegend verdanken ihre Existenz nur dem außerordentlichen Reichthum der Umgebung an nordischen Gesteinen. Eine wunderbare Chimäre der Natur! Hunderte von Kilometern wurden die Felsen aus dem entfernten Fimland durch das Eis geschoben, um das felsarme Nordgalizien mit Steinmaterial zu versehen!

Auf diesen alluvialen Anschwellungen bildet nur die Föhre allein die Waldbestände. Die Gegend hat etwas ungemein Trauriges an sich. Die ersten, rauschenden, dunkelgrünen Kiefern auf dem Hintergrunde der hellen Sandhügel, die großen umhergestreuten Granitblöcke, — das ist ja wahrhaftig ein Friedhof mit Grabhügeln und Monumenten! Umsonst spähen wir rings umher nach einem anmuthigeren Bilde. Hier und da erblicken wir auf der Oberfläche der diluvialen Thone winzige kreisrunde Seen und in der Nähe der Flüsse Moräste mit ziemlich bedeutenden Schichten von Maseneisenerz.

Wir überschreiten den San und begeben uns über Misko gegen Norden. Es ist sehr leicht zu constatiren, daß der San sein Bett gegen Osten, das ist gegen die See von uns verlassene glaciale Bodenerhebung, verlegt. Auf dem westlichen Ufer bemerken wir mehrere Terrassen, auf denen kleine Seen und Sümpfe die früheren Flußbette verrathen. Das östliche Ufer ist bedeutend höher und ziemlich steil.

Wir gelangen in eine traurige Sanddünenregion. Die bebauten Felder werden nach und nach durch die beweglichen Dünen verschüttet, ja man sieht sogar manchmal Häuser, die schon zum größten Theil im Sande verschwunden sind. Es wird da ein schwerer Kampf zwischen dem Menschen und der Natur geführt. Gelingt es die Dünen zu bewalden, dann hört ihre Bewegung auf, und der arme Landmann kann da nothdürftig sein Leben fristen, sonst aber greift die Wüste immer weiter um sich.

Bei Gorzyce erblicken wir zum ersten Male auf unserer Wanderung durch die Tiefebene eine ältere Formation anstehend. Es sind dies Silurschiefer, die einen ganzen Hügel (sogenannten Poczef) bilden und die Fortsetzung des polnischen Silurs bei Sandomierz darstellen. Wir bemerken hier, daß der Sanfluß einst viel südlicher in die Weichsel mündete als jetzt, das alte Flußbett wird durch zahlreiche Seen und Sümpfe bezeichnet. Bei der Ortschaft Madbrzezie, Endpunkt der Localbahn Dembica-Madbrzezie, gelangen wir an die mächtige Weichsel, deren Ufer durch starke Dämme gegen Überschwemmung geschützt ist. Wir bewundern von weitem die auf dem linken Flußufer auf einer Anhöhe gelegene Stadt Sandomierz mit ihren alterthümlichen Gebäuden und begeben uns zurück nach der Landeshauptstadt, um von hier aus eine Tour längs des Südrandes der Tiefebene zu machen. Die galizische Carl Ludwig-Bahn, die sich gerade längs der südlichen Grenze unserer Tiefebene bewegt, bietet uns die beste Gelegenheit dazu und gewährt uns dabei den Vortheil, daß wir gleichzeitig eine ganze Reihe wichtigerer

Städte besichtigen können. Gleich hinter Lemberg, bei der ersten Station Zimnawoda gelangen wir in das Gebiet der Tiefebene, deren Charakter durch die Flugsandmassen und Föhrenwäldungen deutlich markirt ist. Bei der Bezirksstadt Gródek, in der Nähe das Bad Lubien, fesselt unsere Aufmerksamkeit ein schöner Teich, der wohl zu den größten Galiziens gehört; etwas weiter bei Sądowa Wisznia kommen wieder die traurigen Dünen und die Föhren der Niederung zum Vorschein.

Die langweilige Einförmigkeit der Gegend erleidet plötzlich eine willkommene Unterbrechung. Unser Eisenbahnzug braust durch eine gartenähnliche fruchtbare Gegend den sonnigen Hügeln zu, deren vorderster altersgraue Basteien durch das helle Grün feines Waldbismuckes durchschimmern läßt. Zahlreiche Thürme imposanter Bauwerke



Przemysla.

winken uns entgegen, eine große Stadt bedeckt mit ihren Häusern die Abhänge der Hügel und spiegelt sich in den Fluten eines großen Flusses; starke Festungswerke umgeben den Glanzpunkt der ganzen Linie: die Stadt Przemyśl.

Die Karpathen verlassen hier ihr gewöhnliches Nord-West-Streichen und wenden sich in einem kühnen Bogen gegen Norden, unmittelbar an die Tiefebene herantretend. Diese eigenthümliche Lage der Stadt, die sich theils in der Niederung, theils auf den Gehängen der Vorberge aufbaute, ferner die Anwesenheit eines großen Flusses, des San, verleiht ihr einen landschaftlichen Reiz, dessen sich keine andere galizische Stadt rühmen kann.

Die Stadt Przemyśl, die 28.000 Einwohner (ohne die Besatzung von 10.000 Mann) zählt, ist die Residenz zweier Bischöfe, des römisch-katholischen, und des griechisch-katholischen, und bildet den Sitz zahlreicher Civil- und Militär-Behörden. Ihre ersten Anfänge sollen in das VII. Jahrhundert zurückreichen und ihre bewegte Geschichte ist mit der Geschichte Polens eng verbunden. Der erste Grundstein zur mächtigen Entwicklung der Stadt wurde von Kazimir dem Großen gelegt und König Ladislaus Jagello stattete dieselbe mit dem Magdeburger Recht und zahlreichen Privilegien aus.

Die römisch-katholische Kathedrale von Przemysł, deren Bau bereits 1460 begonnen wurde, ist das schönste Baudenkmal gothischer Kunst in Pögalizien. Zahlreiche andere Kirchen und Klöster wie z. B. die griechisch-katholische Kathedrale, das Bernhardiner-, ferner das Reformatenkloster u. s. w. verdienen auch, sowohl wegen ihrer Bauart, als auch wegen der Alterthümer, die sie beherbergen, unsere Aufmerksamkeit.

Schöne Spaziergänge in den schattigen Alleen am Sanflusse, im Parke des Schlossberges mit den gut erhaltenen und restaurirten Resten einer bereits zu Zeiten Kazimir des Großen erbauten Burg, reizende Excursionen in die weitere Umgebung, vor Allen nach Krasieczyn (Eigenthum des Fürsten Sapieha), wo ein prachtvolles, in italienischer Renaissance gehaltenes Schloß werthvolle kunsthistorische und geschichtliche Sammlungen enthält, machen den Aufenthalt in Przemysł zu einem sehr angenehmen.

Unsere Reise führt uns an dem kleinen Marktflecken Radymno vorbei der Stadt Jarosław zu. Die Vorberge der Karpathen sind weit im Süden zurückgeblieben und grüßen uns noch von weitem in Gestalt eines blauen Saumes. Eine mächtige Lößdecke mit zahlreichen Schluchten bedingt das landschaftliche Aussehen des ganzen coupirten Terrains. Die Stadt selbst, die 18.000 Einwohner zählt, spielte in früheren Jahrhunderten als Festung und wichtiger Handelsplatz eine große Rolle.

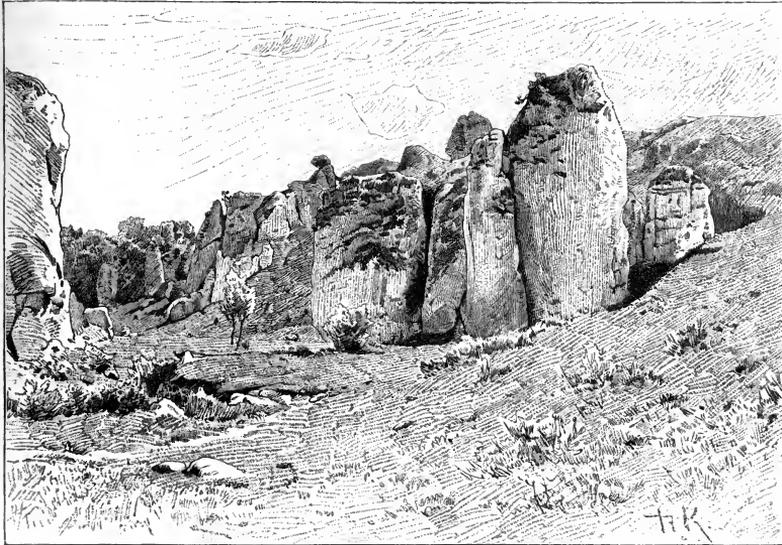
Die kleinen Ortschaften, die wir da weiter passiren, Leżajsk und Przeworsk, sind nur durch ihre Kirchen, die bereits von weitem unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, merkwürdig. Die Pfarrkirche in Leżajsk (italienische Renaissance) enthält eine kleine Bildersammlung altdeutscher, italienischer und flämischer Schule. Das nicht weit von der Kirche gelegene Bernhardinerkloster ist stolz auf seine Regel, die die größte von ganz Polen sein soll. Nicht minder interessant sind die beiden gothischen Kirchen in Przeworsk.

Die nächste Station Łańcut, ein kleines unbedeutendes Städtchen, das im Lande eine gewisse Berühmtheit durch seine Fabrik ausgezeichneter Schnäpse und Liqueure besitzt, hat eine Sehenswürdigkeit anzuweisen, nämlich das prachtvolle gräflich Potocki'sche Schloß, das große, von vielen Generationen gesammelte Kunstschatz enthält.

Wir überschreiten den Wisłokfluß und widmen einige Stunden der Besichtigung der Stadt Rzeszów. Das alterthümliche, festungsartige Schloß, das jetzt als Sitz der Behörden und als Gefängniß dient, die Kirchen und Klöster, vor Allen aber zwei alte im Barockstil gehaltene jüdische Tempel bilden die Sehenswürdigkeiten der reinlichen und freundlichen Stadt.

Die Bahn bewegt sich fortwährend an der Grenze zwischen der Tiefebene und den Vorbergen. Zu unserer Rechten haben wir die langweilige Niederung, zur Linken aber ein fruchtbares und fröhliches Hüggeland, hinter dem von Zeit zu Zeit die höheren Gebirgszüge der Karpathen auftauchen. Noch einige Stationen und wir gelangen in das

Gebiet des Dunajecflusses, nach der Stadt Tarnów. Vielleicht in keiner der von uns besuchten Städte ist der Gegensatz zwischen Tief- und Hügelland so scharf ausgeprägt wie gerade in Tarnów. Mitten in der Stadt, im Park tritt man an große Granitblöcke und andere erratische Gesteine des Nordens, das Material, auf dem die Stadt aufgebaut ist, erweist sich als echte Gletscherbildung und in der unmittelbaren Nähe der Stadt findet man auf dem St. Martinsberge, einem beliebten Excursionsorte der Tarnower, bereits den geologischen Bau der Vorberge. Von der Höhe des erwähnten Berges (387 Meter),



Die Felsen von Mników (Zuraformation).

dessen Gipfel ein hochinteressantes 800 Jahre altes Kirchlein aus Lärchenholz ziert, kann man genau die Lage und die Grenzen der ehemaligen nordischen Eismassen verfolgen. Die Hauptzierde der gegen 28.000 Einwohner zählenden Stadt sind ihre Kirchen, unter denen besonders die Kathedrale (Tarnów ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs) mit ihren kunstvollen Grabdenkmälern Beachtung verdient. Auch das gothische Rathhaus, das an die Tuchhallen in Krakau erinnert, ferner das bischöfliche Palais und Privathäuser aus dem Mittelalter mit offenen Fronthallen verdienen Beachtung.

Bei der Station Bochnia, einer sehr anmuthig zwischen den Salzthonhügeln gelegenen Salinenstadt, überschreiten wir den Nabafluß und nähern uns der Weichsel-ebene. Während die Bahn nördlich der weltbekannten Salzstadt Wieliczka hinzieht,

erscheint auf dem Horizonte der Kościuszko-Hügel (333 Meter), zu seinen Füßen glänzen in der Abendsonne die Basalten des prächtigen Wawel und die zahlreichen Thürme der alterthümlichen Königsstadt, noch ein Augenblick und wir halten unseren Einzug in das Großherzogthum Krakau.

Das Großherzogthum Krakau. Ein kleines, gegen 1200 Quadratkilometer umfassendes, aber herrliches Ländchen! In geologischer Beziehung ist das ein wahres Edelsteinkästchen, das in unscheinbarem winzigem Raume Reichthümer birgt. Angefangen von dem Devon findet man hier in einer höchst interessanten Lagerung Vertretungen sämtlicher Formationen, von denen manche auch praktisch sehr wichtig sind, da sie Steinkohle und verschiedene Erze enthalten. Es ist ein weder in geologischer, noch in geographischer Beziehung abgeschlossenes Ganzes. Durch die politische Grenze wurde hier ein Theil des polnisch-schlesischen Gebietes abgeschnitten, der in jeder Beziehung sich an das letztere anlehnt.

Die Reliefformen des Ländchens sind im Großen und Ganzen genommen geologisch sehr alt. Die mächtige Weichsel hat an der Bildung ihres Thales fast gar kein Verdienst. Die großartige Erosion, wie wir sie z. B. bei den podolischen Flüssen zu bewundern Gelegenheit hatten, spielt da eine untergeordnete Rolle, denn die Thäler der Weichsel und ihrer meisten Nebenflüsse, wie denn überhaupt die gegenwärtig wichtigsten Gegensätze zwischen Höhe und Tiefe, waren hier bereits vor dem Eintritt des Tertiärmeeres vorgezeichnet.

Das Gebiet von Krakau zerfällt in orographisch-landschaftlicher Beziehung in drei Abschnitte. Der nördlichste, der die unmittelbare Fortsetzung des südpolnischen Gebirges bildet, stellt einen westöstlich verlaufenden, hügeligen Rücken dar, dessen südliche Grenze wir auf unserer Fahrt von Chrzanów nach Krakau von der Nordbahn aus ganz gut in der Gestalt eines unter die Ebene einfallenden Steilrandes verfolgen können. Die Bahn selbst bewegt sich in dem zweiten Abschnitte, in dem sogenannten Krzeszowicer Becken. Es ist ein großes, längliches Senkungsgebiet, das mit jüngeren, miocänen Bildungen ausgefüllt ist, während die älteren in der Tiefe verschwanden. Südlich davon erscheint der dritte Abschnitt in der Gestalt einer großen, zuerst östlich und dann südöstlich streichenden, vielfach zerstückten hügeligen Antiklinale, die in Podgórze bei Krakau in einer steilen Wand unter den Weichselalluvionen auf immer verschwindet.

Diesem letzteren Gebiete gehört unser erster Ausflug. Wir verlassen die herrliche, alterthümliche Königsstadt und begeben uns in westlicher Richtung längs des linken Weichselufers, um von der Höhe des von allen Seiten sichtbaren Wahrzeichens dieser Gegend, des Kościuszko-Hügels, eine Übersicht des Ganzen zu gewinnen. Wir besteigen die aus jurassischen Felsentallen aufgebaute Anhöhe, passiren die mächtigen Festungswerke und erklimmen endlich den Hügel, den das dankbare polnische Volk dem Andenken seines Freiheitshelden errichtete.

Ein freundlicheres Bild als das, welches uns hier entzückt, läßt sich kaum denken. Östlich vor uns erhebt sich auf einem felsigen, von der Weichsel umspülten Hügel das wunderbare Königschloß Wawel, zu dessen Füßen die vielthürmige Stadt ihre altersgrauen Kirchen, schönen Paläste und röthlichen Wästeien erglänzen läßt. Aus dem Grün der zahlreichen Gärten, Wiejen und Felder lachen uns freundliche von den Flüssen und Bächen umspülte Ortschaften entgegen. Im Süden erhebt sich die blaue Kette des Beskid, hinter welchem die erhabene Tatra das ganze Bild abschließt, uns den letzten Gruß ihrer schneeigen



Porphyrschub von Michigan (Dyasformation).

Granitgipfel sendend. Die fröhlichen Lieder der schönen, arbeitsamen und in materielle Tracht gekleideten Bevölkerung dringen aus dem Thale bis zu uns herauf. Wir lächeln und geben dem Burschen mit der fest auf das linke Ohr aufgesetzten viereckigen, rothen Kappe Recht, wenn er singt: „Es gibt nur einen Gott und eine Muttergottes im Himmel und nur eine Krakauer Gegend auf Erden“.

Von der Höhe des Kosciuszko-Hügels (über dem Meerespiegel 333 Meter) überblicken wir einen bedeutenden Theil des Großherzogthumes und können uns überzeugen, daß das Relief des Landes keine besonders großen Contraste enthält. Der tiefste Punkt, das Weichselniveau bei Niepolomice, liegt 194, der höchste, die Ostrońska Góra bei Galmaj,

nur 481 Meter über dem Meerespiegel, somit beträgt der ganze relative Unterschied keine 300 Meter.

In der Nähe des Kościuszko-Hügels befindet sich in Wola Justowska ein fürstlich Czartoryski'scher Palast mit einem schönen, auch für das Publikum zugänglichen Park; wir begeben uns jedoch südwestlich nach Wielan, wo das imposante, von einem herrlichen Walde umgebene Kamaldulenser-Kloster von der Höhe der jurassischen Felsen die ganze Gegend beherrscht. Die Lage des Klosters ist reizend, und es wäre wirklich nicht leicht, einen größeren Gegensatz zu finden als die ästhetischen, weltentrückten Mönche, die die Nächte in ihren Särgen zubringen, und sich gegenseitig mit „memento mori“ begrüßen, auf dem herrlichen Hintergrunde des lebensvollen, lachenden Weichselthales.

Einige Kilometer weiter westlich gelangen wir bei der Ortschaft Piekary in ein sehr malerisches Fesenthor, durch das die Weichsel sich ihren Weg bahnt. Auf dem rechten Flußufer erhebt sich aus den Fluten ein steiler, schroffer, jurassischer Kalkfels, gekrönt mit der Ruine des noch von Boleslaus dem Tapferen gegründeten Benedictinerklosters, von dem nur die im XV. Jahrhundert restaurirte Kirche und die äußere Umfassungsmauer sich erhalten haben. Ähnliche Felsen erblickt man auch auf dem linken Flußufer und es hat den Anschein, als ob dieser gewaltige Durchbruch durch die erodirende Kraft der Weichsel gebildet worden wäre. Bei näherem Studium erweist sich jedoch diese Voraussetzung falsch; denn wir finden überall in den Klüften und an den Felswänden bis zum Niveau des Weichselflusses Ablagerungen des miocänen Meeres, die somit den besten Beweis liefern, daß dieses Thal mit dem Fesenthore bereits vor Eintritt des miocänen Meeres existirte.

Nördlich davon kommen wir über Liszki nach Mników, dem beliebten Sommeraufenthaltssorte der Krakauer, vor Allem aber der Künstler, die in der reizenden Umgebung genug Anregung für schöne Landschaftsbilder finden. Die jurassischen Klaffe bilden in einem Nachbarthale zahlreiche malerische riffähnliche Felsen, deren Höhlen interessante diluviale Säugethierreste bergen.

Ähnliche Felsen findet man auch weiter nördlich auf dem Wege nach der Eisenbahnstation Zabierzów längs des Rudawkabaches. Unsere Aufmerksamkeit nimmt vor allem Andern der sogenannte „Amita-Fels“ in Anspruch, da nach der Volkstradition und nach der gereimten, auf dem Felsen angebrachten Inschrift hier der tapfere Ritter Stanislaus Amita aus Liebesgram durch einen Sturz in die Tiefe den freiwilligen Tod fand.

Noch weiter westlich kommen wir bei Frywald und Żalas in das Gebiet der Melaphyre und bei Alweruia in das der Porphyre, die da ganze Hügel und Felsen bilden. In der Nähe des letztgenannten freundlichen Marktfleckens, der zum größeren Theil auf der Porphyrlava aufgebaut ist, befindet sich die Ortschaft Regulice. Die reichen Quellen, die hier als Abfluß eines großen, unterirdischen, triadischen Wasserbeckens zu

Lage treten, sind dazu auserkoren, die Stadt Krakau mit Trinkwasser zu versorgen. Nördlich davon gelangen wir in das bereits erwähnte Krzeszowice Senkungsgebiet.

Durch einen ausgedehnten waldigen Sumpf, die sogenannte Dufower Wildniß, erreichen wir die anmuthige Gegend von Krzeszowice. Zu unserer Rechten erhebt sich der südliche jurassische Rand des Senkungsgebietes und hinter demselben gewahren wir bei Tenczynek eine bewaldete Melaphyrknuppe, deren Gipfel mit einer malerischen Schloßruine gekrönt ist. Vorüber an der Eisenbahnstation und dem schönen gräßlich Potocki'schen Schloß und Park begeben wir uns in das nördliche Gebiet, das die südliche Fortsetzung des polnischen Gebirges bildet.

Nach den großartigen Ansichten des Hochgebirges und der podolischen Platte kommt uns die Gegend von Krakau als ein schönes und herziges Liliputenländchen vor. Sämmtliche Thäler, die in meridionaler Richtung das von uns betretene Gebiet durchschneiden, sind kaum einige Kilometer lang, ihre Uferwände sind nichts weniger als hoch, wie denn überhaupt in diesem Abschnitt der Niveau-Unterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Punkte keine 200 Meter beträgt; es gibt hier keine einzige Stelle, die uns durch die Großartigkeit ihrer Natur imponiren würde und doch wandern wir hier mit wahrem Entzücken.

Das erste Thal, das wir nun betreten, ist die vielbesuchte Czerna=Ciaszowka. Nachdem wir die letzten Häuser von Krzeszowice hinter uns gelassen haben, kommen wir in eine reizende kühle Schlucht. Zu unserer Rechten bildet der Kohlenkalk malerische Felswände, während das linke, weniger steile Gehänge von einem schönen Laubwald bedeckt wird. Mitten in diesem Walde erscheint plötzlich hoch oben über der Schlucht das höchst romantisch gelegene, im Barockstil erbaute Kloster Czerna. Westlich von dem Kloster beginnen die Bildungen des triassischen Wellenkalkes, der in diesem Gebiete die Stelle der jurassischen Felsenkalle der nächsten Umgebung von Krakau vertritt und überall die jüngeren Triasbildungen mit einem Saum von gezackten und zerrissenen, höchst bizarr geformten Felsen umgibt. Einige Kilometer weiter nördlich bildet er an der russischen Grenze ein interessantes Felsenthor, durch das der Czernabach das Krakauer Gebiet betritt.

Eine halbe Meile östlich liegen in Dębnik die großen Steinbrüche des schwarzen devonischen Marmors, der das Material zu den schönsten Monumenten und Königsgrüften in der Kathedrale am Wawel lieferte, und einige Kilometer westlich ist bei Wiegkonia die große Porphyryplatte in riesigen Steinbrüchen aufgeschlossen. Gleich bei dem Kloster Czerna beginnt auch das Gebiet der erzführenden Dolomite, die Zink-, Blei- und Eisenerze enthalten.

Das Thal, in dem wir uns befinden, bildet auch die Grenze des Krakauer Stein kohlenbeckens. Die Gegend des Hauptvorkommens der productiven Steinkohle zwischen

Sezszakowa und Jaworzno zeigt einen besonderen landschaftlichen Charakter, der an die nordgalizische Tiefebene erinnert. Da hier nämlich sämtliche Formationen durch die Denudation bis zu den Steinkohlenbildungen größtentheils abgetragen wurden, so sieht man das Ganze mit glacialen Sanden, Thonen und erraticen Blöcken bedeckt. Nur hier und dort erheben sich ältere, hauptsächlich Wellenkalkfelsen, die zwar nicht besonders schön sind, aber immerhin die traurige Einförmigkeit unterbrechen.

Die Bildungen der Eiszeit, vor Allem aber die erraticen Blöcke bedecken zwar das ganze Krakauer Gebiet, kommen aber zufolge der starken Entwicklung älterer Formationen nur selten als landschaftliches Element zur Geltung.

Wir befinden uns in dem äußersten Westen von Galizien, an der schlesischen Grenze, und somit ist nun unsere interessante Wanderung durch das große vielgestaltige Land, dessen Einwohner — gleich anderen Völkern des Reiches — unter der segensreichen und väterlichen Regierung des innigst geliebten Monarchen auf der Bahn der geistigen und culturellen Entwicklung rüstig fortschreiten, zu Ende.



Echlohrine Teichm bei Strzeszowice.

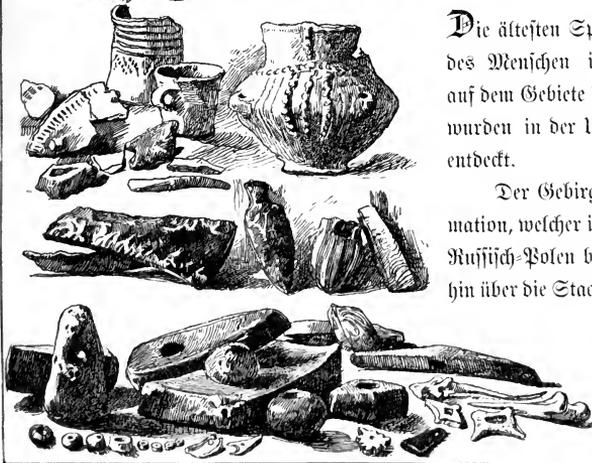


Die Höhlen von Mników und Funde der Steinzeit.

## Vorgeschichte.

Die ältesten Spuren des Aufenthaltes des Menschen in prähistorischer Zeit auf dem Gebiete des heutigen Galiziens wurden in der Umgegend von Krakau entdeckt.

Der Gebirgszug der Jurakalkformation, welcher im südlichen Theile von Russisch-Polen beginnt und sich weiterhin über die Staatsgrenze nach Galizien hinzieht, enthält in allen seinen drei Ketten, in welche er zerfällt, zahlreiche



Höhlen, welche dem Menschen der entferntesten prähistorischen Epoche als Wohnstätte gedient haben. Der Boden dieser Höhlen war mit Lehmlagerungen bedeckt, dessen Schichten sich durch Hereinströmen des Wassers gebildet haben. Die unterste, zugleich älteste Schichte besteht gemeinlich aus sogenanntem Mammuts- oder Diluviallehm, einem Niederschlag von gelblicher Farbe, welcher in der vorausgegangenen geologischen Periode, dem sogenannten Diluvium entstanden ist und reichliche Überreste der Fauna jener Zeit enthält, wie Mammut, Nashorn, Kenthier, Glendthier, Eisbär, seltener Auerochs und dergleichen. Die höheren Schichten, über derjenigen, welche aus thonartigem schwärzlichen Erdrich zusammengesetzt ist und die ältesten Überreste der gegenwärtig lebenden Fauna enthält, haben schon das Gepräge der neuesten geologischen Epoche, des sogenannten Alluvium, und sind stufenweise gegen die Oberfläche zu immer jünger.

Ältere Steinzeit. Die Mehrzahl der durchforschten Höhlen, welche sich in der Umgegend von Krakau befinden, enthalten keine Spuren vom Menschen in der ältesten untersten Diluvialschichte; nur in einigen Höhlen des am meisten gegen Norden gelegenen Krakauer Gebirgszuges neben der Schlucht Djów und ihren Verlängerungen und Verzweigungen sind Denkmale menschlicher Thätigkeit in der Diluvialschichte mit den Überresten der jener Zeit angehörigen Fauna entdeckt worden. Solche Spuren wurden nämlich in der sogenannten Mammuthöhle durch S. Zawisza und vorwiegend in der Maszycka-Höhle durch G. Djjowski gefunden.

Die Denkmale menschlicher Thätigkeit, welche in der genannten untersten Diluvialschichte der Höhlenablagerung gefunden wurden, bestehen ausschließlich aus Werkzeugen, welche aus Stein, Knochen oder Horn gearbeitet sind. Wir sehen hier große Messer verschiedener Form aus Feuerstein, auch sogenannte Schaber, welche vermuthlich zur Reinigung der Thierhäute gedient haben; ferner manche kleine Geräte aus Feuerstein, welche wahrscheinlich zur Bearbeitung der Knochengegenstände gebraucht wurden. Von Letzteren findet man größere Mengen vor, alle ausschließlich aus Knochen der ausgestorbenen Diluvialfauna sehr sorgfältig gefertigt. Diese Gegenstände waren entweder zur Jagd und Bewaffnung, wie die Spitzen zu Lanzen und Wurfspeeren, oder zu Werkzeugen wie die Pflriemen, Spateln und dergleichen bestimmt. Gewöhnlich sind diese Knochenzeugnisse mit eingeritzter Linear-Ornamentik verziert.

Die geschilderten Spuren des Menschen in der Diluvialepoche unseres Landes, wiewohl unzweifelhaft authentisch, sind doch zu gering, um aus ihnen ein vollkommenes Bild vom Leben dieser ältesten Einwohner zu gewinnen. Nur durch die Vergleichung dieser Denkmäler mit denen anderer Gegenden Europas, besonders mit denen im nachbarlichen Mähren, ist es möglich, zu gewissen Schlussfolgerungen zu gelangen. Man darf darnach annehmen, daß der Mensch der Diluvialepoche, dessen Spuren man in

einigen Höhlen des Gebirgszuges nördlich von Krafau gefunden hat, in der letzten Zeit der Diluvialperiode gelebt habe, welche den Übergang zur nachfolgenden Epoche bildet, das ist zu der Zeit, wo die größten und bedeutendsten Thiere der Diluvialfauna wie Mammut, Höhlenbär etc. in Europa schon ausgestorben oder nach Norden ausgewandert waren und nur noch das Renithier mit anderem Wild in den damals üppigen Wäldern dem Jäger reichliche Beute bot.

Der Mensch der Diluvialepoche ist in unsere Gegenden am wahrscheinlichsten aus dem mittleren Nahren eingewandert, wo man zahlreiche und viel ältere, bis an die Eiszeit reichende, Ansiedlungen desselben mit Knochen des Mammut entdeckt hat. Als das Klima in der Gegend von Krafau nach dem Abgange der Eismassen, welche vom Norden her bis in diese Gegenden reichten, schon wärmer geworden war, kam auch der Mensch und siedelte sich in den Höhlen nördlich von Krafau an. Ein Nomadenleben führend, ernährte er sich hauptsächlich von den Ergebnissen der Jagd. Feldbau und Viehzucht waren ihm noch unbekannt. Auch treffen wir in der diluvialen Schichte der Höhlen bei Krafau keine Gefäßscherben. Das erlaubt uns zu vermuthen, daß der palaeolithische Mensch der Krafauer Höhlen die Töpferei, ähnlich wie seine Zeitgenossen aus anderen Gegenden von Europa, noch nicht kannte. Nach den bis jetzt entdeckten Spuren seiner Thätigkeit zu urtheilen, besaß der palaeolithische Einwohner galizischer Höhlen sehr viele mit seinen Zeitgenossen in anderen Ländern Europas gemeinsame Merkmale. Ob er auch — was seine physische Beschaffenheit und besonders seinen Schädelbau anbelangt — seinen Zeitgenossen aus anderen Gegenden gleichartig oder verwandt gewesen, läßt sich heute noch nicht entscheiden, weil die bis jetzt entdeckten Überreste zu spärlich sind, als daß man auf ihnen ein gründliches wissenschaftliches Urtheil bauen könnte.

Jüngere Steinzeit oder neolithische Periode. Die langsame Umgestaltung der Diluvialperiode, verbunden mit der immer größeren Erwärmung des Klima und den Veränderungen der Fauna und Flora, ging in Europa stufenweise durch längere Zeit vor sich, bis sich endlich jene der gemäßigten Zone eigenthümlichen physiographischen Verhältnisse entwickelten, unter welchen wir gegenwärtig leben. Geologisch wird das die Alluvialepoche genannt. Den erwähnten Veränderungen auf dem Gebiete der Natur entsprechend gestalteten sich auch stufenweise die Existenzbedingungen des Menschen und seine Lebensweise in Galizien um. Die Menschheit ist aus der sogenannten palaeolithischen in die sogenannte neolithische Periode, welche die zweite Hälfte der Steinzeit bildet, übergegangen.

In der Nähe von Krafau hat der Mensch der jüngeren Steinzeit noch längere Zeit hauptsächlich die Höhlen als Wohnstätten benützt. Später hat er sich hier ähnlich wie in anderen Gegenden des Landes, in welchen er sich ansiedelte und wo keine Höhlen vorhanden waren, auch andere Arten von Wohnstätten errichtet: Pfahlbauten oder Wallburgen,

ferner Hütten oder Wohngruben. Außerdem erscheint in der neolithischen Periode zum ersten Male ein neue früher unbekannte Kategorie von Denkmälern, nämlich die Gräber, welche von nun an das reichste archäologische Material liefern. Es ist wahrscheinlich, daß erst in dieser Epoche die religiösen Vorstellungen eines jenseitigen Lebens zu keimen begannen, was die Veranlassung gab, daß man den Toten die Gegenstände des alltäglichen Lebens mit ins Grab legte.

Von allen erwähnten Arten der Wohnungen des neolithischen Menschen in Galizien wurden bis jetzt am gründlichsten die Höhlenwohnungen in der Nähe von Krakau erforscht. Wir erkennen dort, daß die ältesten, am wenigsten ausgebildeten und sich am meisten den palaeolithischen nähernden Steinwerkzeuge in denjenigen Höhlen des Krakauer Gebirgszuges vorkommen, in welchen eben die Denkmäler des palaeolithischen Menschen getroffen wurden, sowie in den unmittelbar südlich benachbarten, also in den Höhlen: Maszycka, Mammutshöhle, Wierzychowska, Wętkowska u. s. w. Je mehr wir gegen Süden vorrücken, desto größeren Fortschritt erblicken wir. In den Höhlen zu Stobylany, Wolechowice oder Podskalany finden wir mehr ausgebildete Artefacte als in den früher erwähnten, und in den Höhlen der Gebirgsschlucht bei Mitów Denkmäler noch höherer Cultur. Aus diesen Wahrnehmungen kann man schließen, daß die neolithische Bevölkerung in der Gegend von Krakau langsam von Norden gegen Süden vorrückte.

Die Steinwerkzeuge, deren sich der neolithische Einwohner der Maszycka, Wierzychowska und Wętkowska und anderer benachbarter Höhlen bediente, unterscheiden sich von denen der palaeolithischen Periode nur dadurch, daß sie kleiner und geschickter gemacht sind. Es kommen bereits manchmal — wiewohl noch selten — geschliffene Steinwerkzeuge, wie Steinhammer und Steinbeile in Gestalt länglicher flacher Keile vor, welche vermittelst Wast oder Darm an einem hölzernen Schaft befestigt waren.

Durchbohrung und Glättung der Steine und Werkzeuge brachte man wahrscheinlich mit Hilfe von Sand, Wasser und einer entsprechenden Vorrichtung aus Holz und Darmsaiten zu Stande. Neben den Werkzeugen aus Stein waren wie in der vorangegangenen prähistorischen Periode auch Artefacte aus Hirschhorn, z. B. Hammer und Handgriffe, sowie aus Knochen, z. B. Pfriemen zum Nähen der Bekleidung aus Thierhäuten und dergleichen Geräthe im Gebrauch. Zum ersten Male kommen jetzt sogenannte Mählfleine, das heißt große, ausgehöhlte Steinplatten zum Zermahlen der dünnen Getreidekörner, sowie Thonscherben vor, ein Beweis, daß sich der Mensch in der Töpferei zu versuchen und Ackerbau sowie Viehzucht zu treiben begann.

Die Gefäße wurden aus Thon in der Hand ohne Hilfe einer Vorrichtung geformt. Sie haben überwiegend die Gestalt halbkugliger Schüsseln oder Töpfe ohne Henkel. An einigen Gefäßen erblicken wir Verzierungen in Gestalt von Reihen kleiner Vertiefungen,

welche man durch Eindrückte in die noch weiche Oberfläche des Gefäßes mittelst der Fingerspitzen oder mit Hilfe der Holzstäbchen und einer Bastsehnur bewerkstelligte.

Die größte, wahrhaft erstaunliche Menge von Knochenartefacten wurde in einer Reihe von Höhlen, welche in der Gebirgsschlucht bei Mników südlich von Krakau liegen, gefunden. Diese Höhlen wurden von der neolithischen Bevölkerung viel später bewohnt als die mehr gegen Norden gelegenen Höhlen. Neben Werkzeugen aus Feuerstein und Knochen vom gewöhnlichen Typus wurden in jenen Höhlen bei Mników Tausende von Gegenständen aus Knochen der diluvialen und alluvialen Fauna, ja selbst Menschenknochen und zum Theil auch aus Höhlentropfstein verfertigte Gegenstände von ungewöhnlicher und oft ganz räthselhafter Gestalt und Bestimmung gefunden. Manche sehen wie Friemen, Nadeln, Messer, Webersechse, Töpferspatein, Gabeln, Näpfehen und dergleichen aus, andere konnten als Anhängel zum Schmuck oder als Amulette dienen. Wir treffen dort ferner Nachbildungen von Thier- und Menschengestalten, eine Art von Idolen und eine große Anzahl phantastischer unverständlicher Gegenstände. Am häufigsten sind es kleine, runde oder eckige, unregelmäßige Platten mit zahlreichen durchbohrten Löchern und zackentartigen Auschnitten an den Rändern.

Die zweite verhältnißmäßig jüngere Art der Wohnungen waren die sogenannten Pfahlbauten. Solche aus der neolithischen Zeit wurden in Galizien im Torfmoore im Dorfe Kwaczata bei Krakau entdeckt und erforscht. Was die übrigen Spuren der Pfahlbauten in anderen Gegenden Galiziens, nämlich bei Lezajsk in der Nähe von Jaroslaw, sowie bei Kobiernice im Bezirk Biata, betrifft, so kann man ohne nähere wissenschaftliche Untersuchung nicht beurtheilen, welcher Zeitperiode diese Denkmäler angehören, da Pfahlbauwohnungen auch in späteren prähistorischen Perioden üblich waren.

In dem näher erforschten Pfahlbau in Kwaczata hat man Werkzeuge aus Feuerstein und anderen Gesteinsarten vom gewöhnlichen Typus, wie Messer, Schaber, Hammer, Beile, Pfeilspitzen gefunden, ferner zahlreiche Scherben von in der Hand geformten Thongefäßen, manche sogar mit Ornamentik, zahlreiche Feuerherde und Spuren von Kohlen, Pflanzkörner, Nüsse und dergleichen. Zur Ergänzung dieser Schilderung ist zu erwähnen, daß in der Nähe dieses Torfmoores neolithische Brandgräber und sogenannte Steingeräthwerkstätten auf angrenzender Anhöhe entdeckt wurden.

Steingeräthwerkstätten heißen solche Orte, an denen größere Mengen des künstlich gespaltenen Feuersteines, sogenannte Feuersteinsplitter, Feuersteinknollen, auch fertige Steinwerkzeuge, wie Pfeilspitzen, Messer, Steinmeißel, Schaber, Steinbeile und dergleichen angehäuft sind. Dabei kommen gewöhnlich Spuren von Feuerherden vor, viel Asche, Thonscherben und Küchenabfälle. Das sind die gewöhnlichsten Merkmale neolithischer Ansiedelungen, die in großer Anzahl an der Weichsel und in den benachbarten Gebieten

vorkommen. Fast eine jede solche Ansiedelung hat sich die steinernen Werkzeuge selbst erzeugt, wobei das nöthige Material öfters aus entfernterer Gegend herbeigeschafft wurde.

Neolithische Ansiedelungen wurden manchmal auf Anhöhen oder sonst schwer zugänglichen Orten angelegt und behufs Sicherung gegen feindlichen Überfall mit Erdwällen umgeben. Dies waren sogenannte Wallburgen. Auch in Galizien fehlt es nicht an solchen prähistorischen Befestigungswerken, die jedoch bis jetzt noch nicht gründlich genug durchforscht sind, um sicher beurtheilen zu können, welche darunter der Steinzeit angehören.

Neben den Wohnstätten der Lebenden bilden die Gräber eine zweite große und charakteristische Gruppe der Denkmäler aus dieser Periode. Sie sind gemeinlich zweierlei Art, Skeletgräber oder Brand- und Urnengräber. Der erstere Typus ist der ältere oder besser gesagt der älteste in Europa, Brandgräber erscheinen erst in der zweiten Hälfte der neolithischen Epoche und sind verhältnißmäßig selten.

In den Skeletgräbern wurden die Todten überwiegend in sitzender, hockender, manchmal seitlich geneigter Stellung begraben. In ein solches Grab wurden gewöhnlich Gefäße, wahrscheinlich mit Nahrung gefüllt, wie auch Steinwerkzeuge gelegt. Das Grab in Węgrzec bei Krakau, mit einer großen Steinplatte überdeckt, enthielt ein Skelet, daneben ein Steinbeil, einen Steinhammer und drei Gefäße, zwei von blumentopfnähnlicher, das eine größere von kugelförmiger Gestalt. Alle waren mit Reihen horizontaler Stichornamente, welche mit weißer Masse eingelegt waren, verziert. Gräber von diesem ältesten Typus wurden auch in der Gegend von Przemyśl, nämlich bei Drzechowce und Siedliska bei Erdarbeiten zu Fortificationszwecken entdeckt. Die Skelette fand man in hockender Stellung. In Drzechowce lag zur linken Seite des Kopfes ein Steinbeil, neben dem linken Fuße eine Steinaxt, bei den Hüften zwei Schaber und eine knöcherne Spatel. In Siedliska wurden mehrere solche hockende Skelette gefunden. Bei allen befanden sich steinerne Werkzeuge und Thongefäße, einige von diesen waren sehr klein. In einem Schädel steckten drei Steine, wahrscheinlich Bruchstücke prähistorischer steinerner Wurfgeschosse. Ein ähnliches Skelet in hockender Lage nach links geneigt, mit Steingeräthen, befindet sich seit kurzem im Dzieduszycki-Museum in Lemberg.

Zu derselben Gruppe der Denkmäler muß man auch die sogenannten Steinkistengräber, welche ziemlich zahlreich in Galizisch-Podolien (in den Bezirken: Złoczów, Tarnopol, Trembowla, Husiatyn, Worszyców, Zaleszczyki und Buczacz) vorkommen, zählen. Von den früher beschriebenen unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß die Todten in hockender Stellung nicht unmittelbar in der Erde, sondern in einer in der Erde aus natürlichen Steinplatten erbauten Steinkiste beigesetzt sind, und daß das Grab mit einer großen Steinplatte überdeckt wurde. Bei den Skeletten in den Steinkistengräbern findet man

Steinwerkzeuge gewöhnlicher Art, manchmal (in Uwisła) Hammerbeile aus Hirschgeweih, Bernstein-Kreisel und charakteristische Gefäße aus lichtein, reinem Thon von krugähnlicher Form, geschickt gearbeitet, schwach gebrannt und mit einer eigenthümlichen eingeritzten Ornamentik verziert, in der Art von Fischschuppen, die in Gruppen dreieckiger Form von dem Halse der Gefäße nach unten herabhängen und mit weißer Masse gefüllt sind. In Uwisła und Czarnokońce hat man außerdem an den Hüften der Skelette knöcherne, flache, mit Linear-Ornamenten bedeckte Schmucksachen gefunden, welche wahrscheinlich als Schnallen an lederen Gürteln dienten. In zwei zu Uwisła und Makówkt entdeckten Gräbern fand man je drei Skelette auf die Weise in der Steinkiste beigelegt, daß zwei von ihnen, die den Typus der Langschädel zeigten, immer zu den Füßen des dritten, eines kurzköpfigen lagen und die Gebeine so zusammengedrückt waren, daß sie unmöglich anders als nach Beseitigung des Fleisches ins Grab gelegt werden konnten. Ähnliches hat man in vielen Gräbern derselben Epoche in Frankreich wahrgenommen, was den französischen Archäologen Anlaß zu Vermuthungen über einen eigenthümlichen Sepulcralritus gab.

Eine zweite verhältnißmäßig jüngere Gruppe von Gräbern neolithischer Epoche bilden die sogenannten Brand- oder Urnengräber. In der Gegend von Krakau sowie in den nahe der Weichsel gelegenen Bezirken: Chrzanów, Bochnia, Brzesko, Dąbrowa u. c. treffen wir zahlreiche Spuren neolithischer Brandgräber.

Nach der Verbrennung der Leiche an einem speciell zu diesem Zweck bestimmten Plage, wurden die verbrannten Gebeine sammt Asche in eine Urne aus Thon gesammelt und in die Erde vergraben. Die Größe dieses Gefäßes hing von der Menge der zur Beisetzung bestimmten Überreste ab. Neben der Urne stellte man ins Grab gewöhnlich kleinere Gefäße in Gestalt von Töpfen, Bechern, Schüsseln und dergleichen, welche wahrscheinlich mit Speisen gefüllt waren. Die Urne mit den Gebeinen wurde oft mit einer Art Schüssel überdeckt. Man mengte öfters zum Thone Sand und Granitkörner, wohl in der Absicht, den Gefäßen mehr Härte und Dauerhaftigkeit zu verleihen. Steinwerkzeuge und Schmucksachen treffen wir in diesen Gräbern nur selten.

Vom Sanflusse angefangen, der, wie man aus den bisherigen prähistorischen Ausgrabungen vermuthen kann, in der vorgeschichtlichen Zeit eine Art ethnographische Grenze gebildet hat, finden wir in ganz Ostgalizien hohe Erdausschüttungen, sogenannte Kurgane. Nicht alle sind jedoch Gräber, manche bestehen aus Asche, harten Thonschichten vermenget mit Gefäßscherben und Küchenabfällen. So weit sich dies aus den bisherigen Forschungen erkennen läßt, enthält die überwiegende Zahl der Kurgane Gräber aus späteren prähistorischen Perioden. Neolithische Kurgane scheinen nur wenige vorhanden zu sein, und zwar vorzüglich in der Gegend zwischen Przemyśl und Lemberg. Auf dem am meisten gegen Osten gelegenen Gebiete des Landes, von den Flüssen Bug und Strypa angefangen, gehören: fast alle

Kurgane schon der neuesten prähistorischen Epoche an. In der südlichen Hälfte des am meisten gegen Osten gelegenen Theiles Galiziens finden wir in 22 Ortschaften Spuren von ausgedehnten Urnenfeldern und neolithischen Ansiedelungen, welche mit sehr charakteristisch bemalten und sehr stark aus reinem Thon gebrannten, in der Hand geformten Gefäßen ausgestattet sind.

Der Sepulcral-Ritus, dessen sich jenes Volk, welches seine Todten in solchen Urnenfeldern bestattet hatte, bediente, mußte sehr eigenthümlich gewesen sein, denn in dem Hauptgefäße des Grabes, das heißt in der in der Mitte stehenden großen Urne, findet man immer ein kleines Stück von unverbrannten Knochen als Überrest, welches nach dem gründlichen Verbrennen der Leiche zu einer wahrscheinlich bloß nur symbolischen Bestattung bestimmt war.

Die ersten Nachrichten, welche den archäologischen Charakter dieser Art von Alterthümern genauer zu beurtheilen erlauben, hat G. Ossowski geliefert, welcher in jüngster Zeit die Urnenfelder in Wasylkowce und Wilcze, sowie die große Höhlenwohnung dafelbst wissenschaftlich untersuchte. Seine Forschungen in der Höhle Werteba in Wilcze haben bewiesen, daß das Volk, von dem das Urnenfeld mit bemalten Gefäßen herrührt, diese Höhle bewohnte. Daher besitzt die Höhle Werteba in Wilcze und die in ihr erhaltenen Denkmäler ein hohes wissenschaftliches Interesse, zumal die letzteren in fast unberührtem Zustande uns überliefert sind, da der Haupteingang seit Jahrhunderten verschüttet war. Wahrscheinlich ist dies unter dem Einflusse von Naturkräften geschehen, noch zur Zeit als die ausgedehnte Höhle von ihren ursprünglichen Einwohnern bewohnt war, welche, in Folge eines Naturereignisses eingesperrt, sich nicht flüchten konnten und ähnlich wie die Einwohner von Pompeji dem Hungertode zum Opfer fielen. Darauf deutet die große Anzahl von menschlichen Skeletten verschiedenen Geschlechtes und Alters, welche in den langen, krummen Gängen dieser ungeheuren Höhle, zusammen mit einer Menge von typischen, bemalten Gefäßen und verschiedenen Geräthen und Werkzeugen, die aus Stein, Knochen oder Horn verfertigt sind, gefunden wurden (Abbildung S. 119). Es fanden sich hier auch, was das wichtigste ist, Figürchen aus Thon geformt vor, welche nackte menschliche, überwiegend weibliche Gestalten darstellen. Die Bearbeitung dieser Figürchen ist roh und unbeholfen. Beide Füße sind gewöhnlich in eine Stütze vereinigt, die Hände durch zwei an den Seiten nach oben hervorragende Stäbchen bezeichnet; der Kopf rundflach, in Gestalt eines Kreifels, hat eine dünn ausgezogene, abstehende Nase, die Augen sind durch zwei Löcher angedeutet. An dem Halse einer Figur sehen wir eine Art von Halschmuck (Collier). Alle in der Höhle Werteba gefundenen Skelette sind langköpfig.

Die Denkmäler der bemalten Keramik in Ostgalizien sind bezüglich der Technik, ihrer Herstellung, Form und Ornamentationsweise verhältnißmäßig am ähnlichsten den

matt bemalten archaischen Thongefäßen, welche Schliemann in den ältesten Gräbern an der Burg zu Mykenä, in der sogenannten steinernen Gräberrunde gelegen, gefunden hat. Der östliche Theil Galiziens, welcher ehemals von dem Volke, das sich der bemalten Gefäße bediente, bewohnt war, fällt mit dem Gebiete, auf dem man die oben geschilderten Steinkistengräber gefunden hat, zusammen.



Bemalte Thongefäße der Steinzeit aus Galizien.

Kupferzeit. Das erste Metall, mit welchem der Mensch näher bekannt wurde und das er am frühesten zur Verfertigung seiner Werkzeuge zu benützen begann, war das Kupfer. In manchen Ländern und unter ihnen auch in dem Galizien benachbarten Ungarn und Siebenbürgen befand sich dieses Metall in großer Menge und konnte durch das lebhafte Colorit, welches die Kupfererze im Naturzustande auszeichnet, leicht die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich lenken. Der Gebrauch des reinen Kupfers hat sich jedoch infolge der geringen Härte und anderer technischer Mängel dieses Materials nicht lange erhalten. Zu ziemlich kurzer Zeit hat es eine künstliche,

aus neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn zusammengesetzte Legirung, Bronze genannt, ersetzt.

In Nordungarn, am linken Donau-Ufer, in der Nachbarschaft Galiziens bestand zwischen der Stein- und Bronzeperiode, wie uns zahlreiche aus Kupfer verfertigte Denkmäler beweisen, wahrscheinlich eine besondere vermittelnde Kupferzeit. Dieser Nachbarschaft hat man es wahrscheinlich zu verdanken, daß auch in Ostgalizien an mehreren unweit von einander entfernten Orten Kupferwerkzeuge gefunden worden sind; so in Stoboda rungurska eine einfache Kupferaxt mit Schaftloch, in dem benachbarten Korszów ein kupfernes Doppelbeil, weiter gegen Norden in Wiktorów bei Halicz eine einfache Axt, ähnlich jener in Stoboda rungurska und in Komarów im Schlamm einer Höhle eine ebensolche Axt, ein Meißel und eine Fischangel, alles aus Kupfer, endlich in Lemberg ein kupfernes Flachbeil. In der Universitätsammlung zu Krakau befindet sich ferner ein kleines, sehr dünnes Kupferbeil aus Ostgalizien. Die topographische Lage der aufgezählten Ortschaften deutet den Weg an, auf welchem die Kupfererzeugnisse von Ungarn nach Ostgalizien importirt wurden. Es ist möglich, daß zur Belebung dieser Beziehungen wenigstens theilweise die in der Nähe von Stoboda rungurska und Korszów in Mokodiatyn und Utorop bestehenden Salzbergwerke, welche schon in prähistorischer Zeit bekannt gewesen sein mußten, da man in ihnen Steinwerkzeuge gefunden hat, beitragen. Die erwähnten Kupferwerkzeuge ungarischer Abkunft in Galizien sind zugleich die ersten Spuren jener regen wechselseitigen Handelsbeziehungen, welche während der Bronzeperiode zwischen Galizien und Nordungarn bestanden haben.

Die Bronzegegenstände, welche nach Galizien von jenseits der Karpathen eingeführt wurden, dienten zu verschiedenen Zwecken. Die einen dienten der Hauswirthschaft, wie Messer, Sicheln, Meißel und verschiedenartige Äxte und Beile. Letztere konnten auch als Waffe gebraucht werden neben den Dolchen, Schwertern, Streifkolben, Lanzen und Pfeilen mit Spizen aus Bronze. Zum Schmuck dienten Ziernadeln, Hand-, Arm- und Halsringe in Form von Reifen. Wir finden ferner bronzene Pferdendunstücke und verschiedene Zierbehänge zum Pferdegeschirr. Die Ansammlungen von Bronze-Altenthümern oder sogenannten Depotfunde, welche man an 14 Stellen in Galizien entdeckt hat, verdanken ihre Entstehung entweder der Absicht, derartige Bronzegegenstände, die als kostbar galten und eine Art von Vermögen bildeten, vor feindlichen Überfällen in der Erde zu bergen, oder wandernden Kaufleuten, welche einen Theil ihrer Waare bis zur Zeit ihrer Rückkehr in der Erde an sicherer, wohl vorgemerkter Stelle vergruben. Später, als die Kunst des Bronzegegusses sich mehr verbreitete, bewerkstelligte der wandernde Kaufmann öfters selbst den Abguss; zu diesem Zwecke brachte er zerbrochene und verdorbene Bronzeinstrumente an sich, die er für neue umtauschte und für den Augenblick in der Erde verscharrte, bis es sich der Mühe



Waffen, Schmuck, Geräte etc. der Bronzezeit.

lohnste, an ihren Umguß zu schreiten. Deshalb finden wir in den sogenannten Depotfunden oftmals neben neuen Gegenständen alte, gebrochene, z. B. in Stefkowa, Balice, Kreczów, oder Klumpen roher Bronze, z. B. in Prelice, in Kamionka wielka u. Die Werkzeuge werden immer passender gestaltet. Anfangs ganz glatt gegossen, werden sie später oftmals mit einem gravirten Linear-Ornament in Zickzack, schief gegeneinander geneigten oder schneckenartigen Linien und verschiedenartig combinirten Voluten verzert. Mit der Zeit bekommen die Enden der Hand-, Arm- und Halsringe, sowie der Nadeln die Form von flachen, manchmal sehr reichen Spiralen.

Obwohl die Hauptmasse der in Galizien gefundenen Bronze-Erzeugnisse die der ungarischen Bronze-Gruppe eigenthümlichen charakteristischen Merkmale trägt und unzweifelhaft von jenseits der Karpathen durch den Handel eingeführt worden ist, hat man doch in Galizien auch einige Bronze-Alterthümer von abweichendem Charakter gefunden, die offenbar aus anderen entlegenen Gegenden stammen. Hierher gehören die Bronzeschwerter, welche in Kiczajna und Szalowiec gefunden wurden, sogenannte Antennen-schwerter im Typus der schweizerischen Bronzen, wahrscheinlich von Westen importirt. Auch gehören hierher sehr große Bronzeringe, welche, mit einer gravirten Linear-Ornamentik bedeckt, in Mittelgalizien im Santhale zu Kańczuga und Sieniawa gefunden worden sind. Zu den fremden Denkmälern muß man ferner einen gegossenen Bronzering in Form einer profilirten zackigen Krone mit Charnier, welcher in Ostgalizien zu Balesie am Zbrucz gefunden wurde, zählen (Abbildung S. 121, Mitte). Dieser Typus kommt jenseits der Karpathen oder in Mitteleuropa gar nicht vor, ist aber in der Gruppe der skandinavischen Bronzen wohlbekannt. Das in Galizien gefundene Exemplar wurde unzweifelhaft auch vom Norden hergebracht.

Frühheisenperiode oder Hallstattzeit. Als die Bronzeperiode in Nordungarn und Galizien noch in voller Blüte stand, begann in den zwischen den Alpen und dem nördlichen Balkan gelegenen Ländern, welche von dem uns nicht näher bekannten illyrischen Stamme bewohnt waren, der Gebrauch und die Bearbeitung des Eisens bekannt zu werden und mit demselben eine neue Gattung von Erzeugnissen, welche ihre eigenen Formen, Ornamentationsweise und Technik, oder kurz gesagt einen eigenen Stil besaßen. Es ist dies der nach der Ortschaft Hallstatt in Oberösterreich benannte Stil, wo man am frühesten eine große Anzahl ähnlicher Denkmäler entdeckte.

In Galizien hat man Bronzegefäße der Hallstattperiode an einigen Orten, überwiegend in dem östlichen Theile des Landes, wohin der wichtigste Handelsweg aus Ungarn führte, gefunden. So enthielt der Depotfund in Kunysowce am Dniesterflusse sieben sphärische, kesselartige Gefäße zum Tragen, sogenannte situlae in Gestalt verkehrt gestellter halbkugeliger Kelge. Zwei Tragriffe sind mit dem Gefäße durch Öhren mit doppelkreuzähnlichen Unterfüßen, die mit Nieten an dem oberen mit einem Streifen verzerrten Rande befestigt sind,

verbunden. Eines von diesen Gefäßen ist an den Wänden in getriebener Technik verziert: zwischen den kreuzartigen Öhren laufen um das Gefäß zwei Reihen halberhabener Perlen und bilden gewissermaßen eine Verbrämung zu den unten vorgestellten Sonnendisketten, welche mit paarweise symmetrisch gegenüber gestellten Schwanenhälsen abwechseln. Zwei ähnliche, sehr beschädigte Gefäße hat man in dem benachbarten Orte Sezierzany gefunden, ferner ein Fragment eines solchen Gefäßes in Gorzyce bei Tarnobrzeg; in Podjadki bei Lemberg ein beschädigtes Gefäß aus Bronzeblech in Form eines kleinen, gerippten, cylindrischen Eimers (sogenannte Cista). Der Depotfund in Ruda bei Rohatyn enthielt ebenfalls ein Gefäß mit Henkel aus getriebenem verzierten Bronzeblech. Die Bruchstücke eines ähnlichen hat man in Zabokruki entdeckt. Einige von diesen Gefäßen, z. B. die in Kunysowce gefundenen Bronze-situlae, waren durch langen Gebrauch beschädigt und daher mit Blechstücken ausgebessert, die man mit Nieten befestigte; denn die Kunst des Lötens war dieser Epoche noch unbekannt.

In der Bronze- und Hallstattperiode herrschte in Galizien ähnlich wie in anderen Ländern Europas die Sitte der Leichenverbrennung und Beisetzung der Asche in Urnen, deren Gestalt die beige-schlossene Illustration (S. 121) veranschaulicht. Sie gehören überwiegend dem Typus der sogenannten Buckelurnen an. Die zahlreichsten Urnenfelder dieser Periode haben sich in den Bezirken Tarnobrzeg und Nisko an der Mündung des San in die Weichsel erhalten. Die Skeletgräber dieser Zeit bilden sehr seltene Ausnahmen.

Die Urnenbrandgräber in der Gegend von Sącz und besonders das Urnenfeld in Świdnik waren verhältnismäßig am reichsten ausgestattet mit bronzenen Schmucksachen, wie Hals- und Armringen, Ziernadeln, Alles mit streifenartigen Einschnitten und spiralförmig gewundenen Scheiben verziert. Wir finden hier ferner Fibeln oder Gewandspangen (Gewandnadeln) in zwei Typen: in Gestalt einer S-ähnlichen Doppelspirale oder in Gestalt eines Bogens, auf dem manchmal gläserne Perlen oder Anhängsel aufgereiht waren. Mit Rücksicht auf die erwähnten Typen der Bronzegegenstände, Messer und andere dort vorgefundene eiserne Erzeugnisse, sowie Schmucksachen aus buntem oder vergoldetem Glase, welche im Handel von Osten durch das Adriatische Meer in jene Gegenden kamen, muß man das Urnenfeld in Świdnik zur sogenannten Hallstattzeit zählen.

Von Skeletgräbern aus der Bronzezeit wurde ein Grab in Kwaczala entdeckt. Es fanden sich in ihm Schmucksachen aus Bronze und Eisen derselben Art wie in den nahe-liegenden Urnengräbern. In Ostgalizien fand sich ein ganz vereinzelt Skeletgrab aus der Bronzezeit in Hruboczek bei Tarnopol vor. In Rakówka am Zbrucz hat G. Ossowski zwei Skeletgräber der Bronzezeit entdeckt.

Skythische Alterthümer. Zur Zeit, als im heutigen Galizien die Bronzecultur blühte, entwickelte sich nach der Ansicht der russischen Archäologen in den benachbarten gegen Osten gelegenen Ländern, wo der Gebrauch des Eisens viel früher sich verbreitete, eine besondere Art der Cultur. Nach der Gruppe der Völker, welche jene Gegenden damals bewohnten, denen die Autoren des classischen Alterthums, wie Herodot, den allgemeinen Namen der Skythen beilegte, nennen wir diese Cultur die skythische. Zu ihrer Bildung haben zwei Elemente, das einheimisch-barbarische und das griechisch-classische, von den griechischen Colonien am Schwarzen Meere importirte, beigetragen. Deshalb sind von diesen Völkern Denkmäler dreifacher Art zurückgeblieben, nämlich: rein barbarische Erzeugnisse, deren Typen manchmal weit gegen Norden oder Osten sich verfolgen lassen, originelle griechisch-classische, durch den Handel von Süden importirte Objecte und die Mitte zwischen beiden haltende Erzeugnisse barbarischer Handwerker, denen jedoch griechische Typen in gewisser Hinsicht als Muster dienten. In einigen Ortschaften des am meisten gegen Osten gelegenen Theiles Galiziens hat man zu der sogenannten skythischen Gruppe gehörige Denkmäler gefunden. Man könnte daraus mindestens schließen, daß jene Gegenden in einem gewissen regeren Verkehr mit den skythischen Ländern gestanden haben. In Sapohów an dem Flusse Gyganka fand sich in einem Kurgan bei einem Skelet ein Bronzespiegel, den ein barbarischer Handwerker griechischem Muster nachgeahmt hat. Der Handgriff hat die Form einer flachen cannelirten Säule, die in einen Thierkopf, welcher an den Widder oder Steinbock erinnert, endet. Neben diesem lagen ein zweiter kleinerer mit einem erhabenen gegossenen Stern verzierter Spiegel und dreiseitige bronzene Pfeilspitzen, welche man für specifisch skythisch hält. Der Bronzeguß dieser Gegenstände ist plump und roh. In der Nähe des erwähnten Kurgans fand man in der Erde einen großen, aus kupferreicher Bronze roh gegossenen Kessel mit zwei Henkeln und einem Fußständer, von dem nur ein Fragment an der Unterseite zurückgeblieben ist (Abbildung S. 125, links). Einen ähnlichen unten kugelförmig abschließenden Kessel hat man in dem berühmten Kurgan zu Kul Oba unweit von Kertsch zusammen mit vielen originellen griechischen Erzeugnissen des vierten Jahrhunderts v. Chr. entdeckt; einen etwas mehr verzierten, in dem berühmten Kurgan zu Czertomelch am Dnieper bei Nikopol ebenfalls mit originellen griechischen Denkmälern des vierten Jahrhunderts v. Chr. Eine Reihe ähnlicher Kessel mit Fußständern wurden in verschiedenen Gegenden Rußlands bis nach Sibirien gefunden. Dreiseitige typisch-skythische Pfeilspitzen aus Bronze oder Eisen sind ferner zu verzeichnen aus Horodnica am Dniester, Mohilki und Nowosiółka am Brucz.

Reine Eisenzeit, La Tène- oder keltische Periode. Auf die Hallstättperiode folgte in Mittel-Europa die sogenannte reine Eisenperiode, welche sich durch eigenthümlichen Typus der Erzeugnisse kennzeichnet, unter denen das Eisen sein natürliches

Übergewicht erlangte. Dieser Stil ist im Westen Europas in Gallien entstanden und hat sich von dort durch die Wanderungen und Kriegszüge der keltischen Völker in verschiedene Länder Mittel- und Süd-Europas verbreitet. Von der Ortschaft La Tène am nördlichen Ufer des Neuburger Sees in der Schweiz, wo man eine große Menge von Denkmälern dieses Typus entdeckte, hat man der reinen Eisenzeit und dem ihr eigenthümlichen Stil in Mittel-Europa den Namen La Tène beigelegt.

Aus Galizien haben wir folgende Funde von Denkmälern der La Tène-Periode zu verzeichnen: in Jadownik neben Siedliszowice (im politischen Bezirk Dąbrowa nahe der Weichsel) hat man ein typisches langes Eisenschwert gefunden (Abbildung S. 125, Mitte).



Funde: Keltisch, La Tène und römisch.

Der lange Griffdorn, welcher ehemals in Holz gefaßt war, ist von der Klinge durch einen charakteristischen Blechstreifen von glockenähnlichem Profil abgegrenzt. Außerdem wurden das Fragment einer Bronzefibel, zwei eiserne Lanzenspitzen, drei eiserne Messer, das Bruchstück einer Sichel und Thonscherben gefunden. Auch begegnen wir in dieser Epoche zum ersten Male dem Gebrauch der Töpferscheibe und der Kunst des Löhthens der Metalle.

Alle übrigen La Tène-Erzeugnisse wurden in Ostgalizien auf dem Gebiete, wo das keltische Volk der Bastarnen wohnte, gefunden; so in Petryków am Dniester südlich von Galiz ein eisernes, dreifach gebogenes Schwert, wie dies in jener Periode bei Leichenbestattungen und Einlegen in die Graburne Sitte war, ferner eine Lanzenspitze, ein Paar Sporen des charakteristischen Typus mit dem Dorn und einer längeren Hälfte des Spornbügels. Die Sporen sind Erfindung jener Zeit und kommen damals zum ersten Male

zum Vorschein. In Kamionka wielka bei Kolomea hat man ein Urnenbrandgrab der La Tène-Zeit entdeckt, in welchem sich ein eisernes Schwert, charakteristisch gebogen, Lanzenspitze, Messer und Sporen befanden. Die Urne war mit einem charakteristisch zugespitzten eisernen Schildbuckel (Umbo), welcher ehemals in der Mitte des hölzernen Schildes zum Schutze des Handgriffes angebracht war, bedeckt. In Horodnica am Dniester, wo man eine große Menge prähistorischer Altertümer fast aus allen Perioden vorfindet, hat man auch schöne La Tène-Erzeugnisse entdeckt, nämlich einen sogenannten Torques oder Halsring aus Bronze, eine große typische Gewandnadel, sogenannte Fibel aus Bronze mit dem charakteristischen zurückgebogenen Fuß, ferner einen kleinen Schildbuckel aus Bronze, Sporen und Ziernadel mit dem für diese Epoche charakteristischen durchbrochenen Ornament am Kopfe in Form eines Kreuzes mit gleichen Schenkeln. In Zielesze bei Trembowla fand sich eine ganze Sammlung von Armringen aus blauem, schnurartig gewundenem Glase vor, welche in der La Tène-Zeit häufig waren und in jenen Gegenden sich noch in der nachfolgenden sogenannten römischen Epoche erhalten haben. An verschiedenen Stellen von Ostgalizien fanden sich ferner keltische Münzen vor, fast ohne Ausnahme barbarische Nachahmungen der Münzen Philipps I. Königs von Macedonien.

Zu den Altertümern der La Tène-Periode und Denkmälern der keltischen Cultur auf dem Gebiete Galziens gehört vielleicht auch der berühmte reiche, doch bis jetzt leider nicht wissenschaftlich publicirte Goldschatz (Eigenthum des Dzieduszycki-Museums in Lemberg), welcher bei einer Erdabrtuschung am Ufer eines Baches zu Michalków nahe dem Dniester im Jahre 1878 entdeckt wurde. Der Goldfund von Michalków besteht aus einer großen Anzahl von Gegenständen, welche man in zwei Gruppen theilen kann. Die größere Gruppe, zu welcher der überwiegende Theil der Fundobjecte gehört, besitzt die der La Tène-Cultur und ihrem Stil eigenthümlichen Merkmale, doch nicht die jenes Stiles, welcher in Mitteleuropa oder Gallien herrschte, sondern die jener besonderen provincialen oder localen Abart, welche sich in Pannonien in der Nähe der Donau unter dem Einflusse der dort noch lebendigen Traditionen der sogenannten Hallstattkultur und der ihr verwandten etruskischen oder besser gesagt norditalischen Cultur ausgebildet hatte. Zu dieser Gruppe gehören in dem Goldschätze von Michalków vor Allen vier Gewandnadeln von dem Typus der sogenannten Bogenfibel mit segelähnlicher Nadelkapitel. An zwei größeren von 12 bis 13 Centimeter Durchmesser ist der Bogen mit eingereichten, eckigen, hohlen Goldperlen verziert; sie sind den zwei Fibeln des zu Tokoru in der Gegend von Pest gefundenen Goldschatzes sehr ähnlich. Zwei andere kleinere Fibeln des Goldschatzes von Michalków weisen an dem Bogen statt der Perlen nur eine dem Halbmond oder einem Rahn ähnliche hohle Verzierung aus Goldblech auf und gehören zu jener Abart der Bogenfibeln, welche gewöhnlich Rahnfibeln genannt werden. Die segelähnlichen Nadelkapitel der

beiden letzten Fibeln zeigen in den Ecken Ornamente in Gestalt gleichschenkliger kleiner Kreuze (so eigentümlich der La Tène-Periode) in getriebener Arbeit. Hierher gehören ferner ein offener Halsring in Gestalt eines massiven runden Reifens, dessen Enden siegestockähnlich sich ausbreiten, eine Eigentümlichkeit des La Tène-Stils, und drei goldene Armringe, deren Enden mit zwei an die Hörner eines Widlers erinnernden Voluten abschließen. Zwei von diesen Armringen sind aus massivem, rundem Goldstab, der dritte ist flach und hat ein gegossenes durchbrochenes Ornament, gebildet aus einer Reihe gleicharmiger kleiner Kreuze.

Zu dieser Gruppe gehört auch der goldene Abschluß einer pyramidenförmigen Kopfbedeckung, in Gestalt einer vierblättrigen, aus einem glockenförmigen Knopfe nach unten ausstrahlenden Blume. Ein zu Weißkirchen in Krain gefundener lederner Helm, welcher ebenfalls der La Tène-Zeit angehört, hat einen ähnlichen pyramidenförmigen Abschluß aus Metall und seine Seiten waren mit runden metallenen Platten, welche in der Zahl von 4 bis 5 rings um den Kopf gereiht waren, geschmückt. An der berühmten Bronze-situla aus dem Grabfelde zu Certosa bei Bologna, sehen wir eine Kriegerreihe, welche mit den oben geschilderten ledernen Helmen mit Verzierungen aus Metall ausgerüstet sind. Da wir in dem Goldsund von Michalków ebenfalls vier runde goldene Platten in der Art der etruskischen und römischen sogenannten Phalerae mit einem Ohr in der Mitte finden, kann man vermuthen, daß dieselben zusammen mit dem oben geschilderten goldenen Aufsatz (oberen Theile) zur Verzierung eines männlichen ledernen Helmes gedient haben.

In dem Schatze von Michalków befindet sich ferner ein dünnes goldenes Blech, gegenwärtig aus sieben Bruchstücken bestehend, welche zusammengestellt eine Art Gürtel oder Krone bilden. Das Blech ist fast sechs Centimeter breit und mit drei Reihen kleiner, getriebener Kreise, in jedem ein Dreieck mit eingezogenen Seiten (ein typisches La Tène-Ornament) verziert. Der eine Rand dieses goldenen Streifens (Bandes) hat ein dreieinhalb Centimeter hohes, aus Blech ausgeschnittenes Ornament, abwechselnd aus zwei Formen zusammengestellt, nämlich einem spitzigen Dreieck, dessen oberes Ende ein Halbmond abschließt und einer Art von Kreuz, dessen verticaler Balken am Fuße und an dem oberen Ende in zwei nach außen umgebogene Hörner gespalten ist. Wahrscheinlich diente dieses feine Blech, auf ein steifes, kostbares Gewebe genäht, zu einem weiblichen Kopfschmuck. Es ist zu bemerken, daß ein Streifen (Band) aus einem ebensolchen dünnen goldenen Blech, jedoch mit abgerissem Rande und mit ähnlichem Ornament aus Kreisen mit Dreiecken und Vierecken, deren Seiten eingezogen sind, sich in dem Goldsunde aus Tokora in Ungarn befindet und von den dortigen Archäologen für ein Gürtelblech angesehen wird.

Zum Goldschatze von Michalków gehören ferner zwei goldene, wahrscheinlich zum Behängen der Brust bestimmte Ketten. Die Glieder der einen bestehen aus einer kleinen

Röhre, an welcher drei goldene Platten in Form halber lorbeerähnlicher Blätter mit der mittleren Ader wie angewachsen sind. Eine ganz gleiche Kette wurde im Gebiete von Fehér in Ungarn gefunden, zusammen mit einer goldenen Phalera, deren, wie oben erwähnt wurde, vier auch der Goldfund von Michalków enthält. Die zweite Kette in diesem Schatze hat an den Röhrenchen ihrer Glieder zwei halbkreisförmige Platten wie Flügel, deren Flächen mit einem gravirten Spiralamamente verziert sind.

Zu diesem Schatze gehört weiter eine große Menge goldener Perlen von runder oder dreieckiger Gestalt und verschiedener Größe, so daß man damit die ganze Brust behängen kann, darunter auch hohle, mit Spiralamente verzierte Perlen in der Größe einer Haselnuß sowie eine große Bernsteinperle und drei aus blauem Glase. Wir finden hier ferner eine goldene halbkugelige Schale von zwölf Centimeter Durchmesser, deren Seiten mit einer Reihe von der Mitte gegen die Außenseite getriebener Erhebungen verziert sind, und endlich zwei, wahrscheinlich von einer Fibel herrührende Fragmente.

Die zweite Gruppe der Denkmäler des Goldfundes von Michalków bilden vier dicke gegoffene Platten, welche auf der einen Seite in Umrissen und erhabener Zeichnung vier phantastische vierfüßige Thiergestalten zeigen, während auf der anderen Seite die Platten mit einer ebenfalls goldenen Nadel versehen sind, also eine Art Fibel bilden. Die Contouren der größten ( $16\frac{1}{2}$  Centimeter langen) dieser Fibeln und zweier anderer von  $10\frac{1}{2}$  Centimeter Länge, die einander gleich, obwohl in entgegengesetzter Richtung gezeichnet sind (Pendant), erinnern an eine hochende Löwengestalt, die Zeichnung der vierten kleinsten Platte an einen Hund. Die Oberfläche dieser Thiere ist mit einem Ornament, bestehend aus kleinen und größeren flachen, knopfähnlichen Rosetten besetzt, die so gruppiert sind, daß jedes Auge und jede Biegung der Füße durch eine kleinere Rosette, deren Mitte ein Dreieck mit eingezogenen Seiten bildet, bezeichnet ist. Breitere Flächen des Thierleibes sind mit größeren Rosetten verziert, in deren Mitte sich ein dreitheiliges erhabenes Ornament (sogenanntes triquetrum), bestehend aus drei speichenartig mit den Halsen verbundenen Thierköpfen im Profil, befindet. Jene aus Dreiecken mit eingezogenen Seiten und Triquetren bestehenden Ornamente gehören zu den typischen Merkmalen des La Tène-Stils, die Silhouette aber der besprochenen phantastischen Thiergestalten, ihre ungemein barbarische Zeichnung und ihr ebenso roher Abguß, sowie die Bestimmung dieser Fibeln von so ungewöhnlicher Gestalt sind dem La Tène-Stil und der keltischen Cultur in West- und Mittel-Europa vollkommen fremd.

Die Erklärung dieser Typen müssen wir in einer ganz anderen Gegend, weiter gegen Osten suchen, nämlich in den berühmten keltisch-sarmatischen Kurganen am Dnieper, genannt Lufowaja bei Zekaterinoslaw und Tokstaja Wozika bei Krasnofutsk, deren Entstehungszeit die russischen Archäologen in das dritte Jahrhundert v. Chr. zurückführen,

hat man an den Pferdebesetzten verzierte, vergoldete oder versilberte Kupferplatten gefunden, welche sehr ähnliche plump gezeichnete phantastische Thiergehalten vorstellen. Zwischen den Thierdarstellungen der erwähnten Kirgane und jenen des Michalkower Goldschages besteht der Hauptunterschied darin, daß hier die Außenseite mit den erwähnten Rosetten und Knöpfen bedeckt, die Rehrseite mit einer Nadel versehen ist, während die Objecte aus den Kirganen mit solchen Rosetten nicht verziert sind und an dem Pferdegeschirr mittelst eines an der Rehrseite angebrachten Ohres befestigt waren.

Nach dem Gesagten kann man vermuthen, daß die Denkmäler der ersten Gruppe des Goldschages von Michalków verhältnißmäßig älter sind und wahrscheinlich außerhalb Galiziens in der Donaugegend (wo man ähnliche Erzeugnisse entdeckt hat) in pannonischer Art des La Tène-Stils verfertigt und von dort vielleicht durch das keltische Volk der Bastarnen nach Galizien gebracht worden sind. Die Denkmäler der zweiten Gruppe, das heißt die Fibelplatten mit Thierdarstellungen und vielleicht auch jenes stillose Gefäß in Gestalt einer Schale wurden wahrscheinlich verhältnißmäßig später bereits in der Dniester-Gegend Galiziens nach dem Zusammentreffen mit den skythisch-sarmatischen Völkern, an welche die Bastarnen unmittelbar in Osten grenzten, hergestellt. Aus der flachen Gestalt dieser Thierfibeln, den großen Dimensionen, der paarweisen Zusammenstellung und der Analogie in den skythisch-sarmatischen Kirganen kann man vermuthen, daß sie auch zur Verzierung des Pferdegeschirrs und nicht des menschlichen Gewandes dienen sollten.

Wir sehen demnach, daß im Goldfunde von Michalków Gegenstände zum männlichen und weiblichen Costüm, sowie zum Pferdegeschirr sich befinden.

Römische Periode. Seit der Zeit der Unterwerfung Pannoniens durch die Römer zu Anfang der christlichen Ära näherten sich die Cultur und die Grenzen des römischen Weltreiches immer mehr den Karpathen, bis endlich im Jahre 106 n. Chr. nach der definitiven Eroberung Daciens durch Kaiser Trajan und der Einrichtung dieser Provinz, welche das heutige Siebenbürgen, Rumänien, Bukowina und einen Landstrich Galiziens bis zum Pruth und der Mündung des Zbrucz in den Dniestr umfaßte, die römische Staatsgrenze zum Theile die Karpathen überschritt. Die römische Cultur kam so in unmittelbare Berührung mit dem Gebiete des heutigen Galiziens und konnte auf dieses unmittelbaren Einfluß üben, bis auf Kaiser Aurelian, der, ermüdet durch die langen Kämpfe mit den Geten, Dakern und anderen von Osten und Nord-Osten eindringenden Völkern (274 n. Chr.), Dacien räumte und die Staatsgrenze wieder an die Donau verlegte.

Während der Zeit ihrer Herrschaft in Dacien (im II. und III. Jahrhundert n. Chr.) mußten die Römer, nach den vorhandenen Denkmälern zu schließen, ziemlich regen Verkehr mit den diesseits der Karpathen gelegenen Gebieten, besonders mit der in nächster Nähe der Staatsgrenze gelegenen Gegend am Dniestr und Pruth gepflogen haben. In Horodnica

am Dniestr hat man auch römische Skeletgräber aus der späten Epoche, wo das Verbrennen der Leichen schon außer Gebrauch gekommen war, entdeckt, die man nach dem Typus der sogenannten Zweirollenfibeln zu urtheilen an das Ende des III. Jahrhunderts n. Chr. versetzen muß. Man fand hier sehr zierlich auf der Töpferscheibe gearbeitete Thongefäße in Form von Krügen, Reiterfigürchen aus Thon, gläserne Becher, Carneol-Perlen und Stücke goldenen Gewebes auf Brust und Kopf der Skelette. Ähnliche Skeletgräber wurden auch in der Horodnica benachbarten Ortschaft Bezawa, sowie in Wierzchniakowce entdeckt. In Kamionka wielka und Stobódko polna bei Kolomea wurden römische Brandgräber gefunden, mit auf der Töpferscheibe hergestellten Aschen-Urnen, welche mit eisernen Schildbuckeln bedeckt und mit gebogenen, kurzen, typischen römischen Eisenschwertern umringt waren. Ein ähnliches vereinzelt Grab ist aus Kapuściniec bei Zbaraz zu verzeichnen. In Lipica bei Rohatyn wurde ein großes Grabfeld mit Urnenbrandgräbern aus der römischen Periode entdeckt. Nach dem sogenannten provinzial-römischen Typus der Fibeln muß man dieses Urnenfeld in das Ende des II. bis gegen die Mitte des III. Jahrhunderts n. Chr. verlegen. Neben zahlreichen Gewandfibeln wurden in diesen Gräbern Messer aus Eisen und, was das Merkwürdigste ist, auch aus Feuerstein, eiserne Gürtelschnallen, flache Thonringe, cannelirte gläserne Perlen, Beile aus Hirschgeweih und kleine Spiegel aus sogenannter Potinmischung gefunden.

Aus der Reihe zahlreicher Einzelfunde römischer Alterthümer, welche in Ostgalizien gemacht worden sind, verdienen erwähnt zu werden: eine kleine Bronzefigur aus Mysztów, zwei geflügelte bronzene Fallusdarstellungen aus Kociubińcezyki und Zalesie am Zbrucz, ferner römische Gewandfibeln aus Bronze, gefunden in Kalaharówka, Krykos und Wiktarów bei Halicz, Dittowce und Sokal. Außerdem hat man in Ostgalizien an vielen Orten (Zabince, Uwisła, Wasilkowce, Wileze, Suchostaw, Siekierzyniec und Zwanic) Scherben von Thon- oder Glasgefäßen römischen Ursprungs entdeckt. Zu den römischen Denkmälern scheint ferner der sogenannte Trajanswall, eine hohe wallförmige Erdauffschüttung in Ostgalizien am Dniestr und Zbrucz zu gehören, deren Fortsetzung nach Rußisch-Podolien und Bessarabien sich hinzieht. In dem mittleren Theile Galiziens, hauptsächlich in der Gegend des San werden, ähnlich wie in Ostgalizien, in der Nähe der Flüsse Dunajec und Naba, sowie in der Gegend von Krakau, das ist längs der drei alterthümlichen Handelsstraßen, welche von den Karpathen in das Innere des Landes führen, zahlreiche römische Münzen, überwiegend aus dem II., III. und IV. Jahrhunderte n. Chr., gefunden.

Völkerwanderungszeit. Als die Gothen in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts n. Chr. von den Ufern des Baltischen Meeres in die Gegend des Dniepr am Schwarzen Meere überfiedelten, bildeten sie einen neuen charakteristischen Stil, welcher den Erzeugnissen der sogenannten Völkerwanderungszeit (hauptsächlich aus Gold) eigen ist

und zu dessen Entstehen neben den einheimischen germanischen Elementen und römischer Cultur, welche von den Ufern des Baltischen Meeres mitgebracht wurden, auch skythisch-griechische und andere nördliche, sogenannte altai-uralische, ferner pannonisch-römische Muster beigetragen haben. Durch die Wanderungen der germanischen Völker hat sich der erwähnte Stil in Mittel- und Westeuropa verbreitet und bei seiner weiteren Entwicklung in verschiedenen Ländern besondere Abarten gebildet, welche unter dem Namen des merowingischen, irischen, avarischen zc. Stils bekannt sind.

Am Schwarzen Meere, in Bessarabien, Bukowina und Nordungarn hat man viele Denkmäler dieser Art selbst aus den frühen Jahren dieser Völkerbewegung gefunden. Man sollte demnach vermuthen, daß auch auf dem Gebiete Galiziens und besonders in dem östlichen Theile dieses Landes, durch welches in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends der christlichen Ära so viele Völker zogen, im Schoße der Erde mancher kostbare goldene Schatz bis auf unsere Tage sich erhalten habe. In Wirklichkeit haben wir für diese ganze Periode nur zwei Denkmäler aus Galizien zu verzeichnen. Das eine ist ein goldener Fingerring (Abbildung S. 136 unten links), gefunden bei dem Dorfe Uscie biskupie in der Nähe von Michalków am Dniestr, der eine Verzierung in Form einer dreiseitigen Pyramide aus erbsengroßen hohlen Kugeln, ein charakteristisches Merkmal der goldenen Erzeugnisse der nordungarischen Gruppe des IV. und V. Jahrhunderts n. Chr., trägt. Das zweite bekannte Denkmal aus der Völkerwanderungszeit ist ein großer silberner Halsring (Torques), gefunden zu Zalesie im Czortkower Kreise, mit einem ähnlichen Ornament von zu Dreiecken gruppirten Kugeln (Eigenthum des k. k. Hofmuseums in Wien. — Abbildung S. 136 Mitte unten).

Sogenannte rein slavische Periode. Mit dem Abzuge der Awaren nach Ungarn in der Mitte des VI. Jahrhunderts erreichte für Galizien die Völkerwanderungsperiode ihr Ende und es folgt die letzte prähistorische, sogenannte rein slavische Epoche, in welcher die hier angesiedelten slavischen Völker sich selbständig fortentwickeln bis zur Begründung des Christenthums und zum Eintritt in die Geschichte. Aus dieser Zeit sind uns in Galizien, ähnlich wie in anderen slavischen Ländern, hauptsächlich zwei Arten von Denkmälern erhalten: besetzte, mit Wällen umringte Orte, sogenannte Wallburgen, und Gräber. Zwar hat man schon seit der neolithischen Epoche Festungen gegründet, indem man von Natur unzugängliche, besonders auf Anhöhen und in Mitte von Sümpfen gelegene Orte zur Sicherung vor feindlichen Überfällen mit künstlich aufgeschütteten Wällen umgab. Der größte Theil ähnlicher Wallburgen, deren Spuren wir auf dem Gebiete der slavischen Länder vorfinden, ist jedoch erst in der letzten prähistorischen Epoche nach der Völkerwanderungszeit entstanden.

In dieser Periode hat sich auch unter den slavischen Völkern ein besonderer und charakteristischer Typus der auf der Töpferstube hergestellten Keramik ausgebildet,

welcher von den Archäologen Burgwalltypus genannt wird. Diese Gefäße, mit in der Regel sehr kurzem Halse und stark nach außen gebogenem Rande versehen, sind gewöhnlich in ihrer oberen Hälfte mit parallelen, horizontalen und wellenförmigen Streifen, welche mit Hilfe eines kammbähnlichen Werkzeuges in den feuchten Thon eingeritzt wurden, verziert. Auf vielen Wallburgen in Galizien wurden Thonscherben von Gefäßen dieses Typus gefunden. Dies beweist zwar, daß jene Wallburgen in der letzten prähistorischen Periode wirklich in dem Besitze der slavischen Bevölkerung sich befanden, beantwortet aber noch nicht die Frage, wann diese Wallburgen errichtet wurden und ob sie nicht vielleicht aus weit entlegeneren Zeiten herrühren. Die größte Anzahl dieser Wallburgen finden wir im östlichen Theile Galiziens an den beiden Ufern des Dniestr, so die Wallburgen in Dżwinogród, Bileze, Horodnica, Chocimierz, Krytos bei Halicz, ferner prähistorische Umwallungen in Kolendziany, Kociubiniezyki, Znibrody und Wolkowce. Weiter gegen Norden liegen die Wallburg in Podhorce und Umwallungen in Wysock und Trościaniec bei Brody. In dem mittleren Theile des Landes ist die Wallburg in der Ortschaft Grodzisko in der Nähe von Leżajsk, ferner jene in Sielec an der Weichsel in der Gegend von Tarnobrzeg zu erwähnen. In Westgalizien befinden sich prähistorische Wallburgen in Chelm und Lapezyca bei Bochnia, in Lipowiec, Plaza und Bukowica in der Gegend von Chrzanów.

Die meisten Nachrichten über die Wallburgen wurden bisher in Horodnica am Dniestr und in Krytos gesammelt. Beide liegen an bedeutenden Anhöhen, sind sehr ausgedehnt und in Grundriß und System (Anlage) der Umwallungen einander ähnlich. Beide zerfallen in zwei Theile, in die eigentliche Burg, welche höher liegt, in Gestalt eines unregelmäßigen Vielecks oder Halbkreises, und in die von ihr durch einen geraden Wall abgegrenzte Vorburg, welche an der Außenseite durch einen ähnlichen parallelen Wall gesichert ist, so daß sie die Form eines Rechtecks besitzt. An der Außenseite jedes Walles läuft ein tiefer Graben. In den Wällen an der Seite der Vorburg befinden sich Unterbrechungen wie Pforten, welche in das Innere führen. Die Hauptbestimmung der Wallburgen war unzweifelhaft Schutz vor dem Feinde, es ist jedoch möglich, daß auch zur Friedenszeit jene Wallburgen zur Unterbringung der religiösen Heiligthümer, für Volksversammlungen, Gerichtsitzungen und selbst als Wohnstätte und Residenz der Häuptlinge dienten. Manche Umwallungen, wie z. B. jene zu Kolendziany und Kociubince, sind zu klein, um als Festungen benutzt zu werden. Solche Umwallungen waren wahrscheinlich nicht zu Kriegszwecken, sondern blos zur Begränzung eines Raumes für einen außergewöhnlichen, z. B. einen religiösen, gerichtlichen etc. Zweck bestimmt. Die Wallburgen in Krytos, Podhorce, Chocimierz, Grodzisko bei Leżajsk, in Lapezyca bei Bochnia sind wahrscheinlich erst in der letzten prähistorischen Epoche entstanden, während die Wallburgen in Horodnica am Dniestr und Bileze, wie die dort gefundenen Denkmäler beweisen, in einer weit entfernteren Periode errichtet wurden.

Die zweite Gruppe der Denkmäler der letzten prähistorischen Periode bilden die Gräber. Wir kennen dieselben bis jetzt nur aus Ostgalizien, wo sie infolge der bedeutenden Anzahl metallener Schmuckfachen mit orientalischen Anklängen frühzeitig Aufmerksamkeit erregten. Die Skeletgräber der letzten prähistorischen Epoche in Ostgalizien sind entweder mit Kurganen oder mit großen Steinplatten überdeckt. Manchmal wurden die Leichen in Holztrögen oder in mit Nägeln beschlagenen Holzkisten begraben. Die Leichenverbrennung kam in dieser Zeit fast gänzlich außer Gebrauch. Bis jetzt wurde nur ein solches Grabfeld mit Brandgräbern aus der letzten Epoche in Uwisła (politischer Bezirk Husiatyn) entdeckt.

Im Allgemeinen bilden die erwähnten Skeletgräber in Ostgalizien nur die Fortsetzung der weiter gegen Osten und Nordosten verbreiteten Typen. Ein charakteristisches Merkmal der slawischen Gräber dieser Epoche bilden jene kleinen, offenen sogenannten Haackenringe aus Bronze, Zinn oder Silber, die, an dem einen Ende S-förmig nach auswärts zurückgebogen, in den Haaren, in der Schläfen- oder Ohrgegend als Schmuck getragen wurden. Solche Haackenringe wurden in vielen Skeletgräbern Ostgaliziens gefunden, nämlich in Bileze, Czolhańszczyzna, Myszków, Hruboczek, Zywaczów, Żezawa zc. Außerdem finden wir in vielen dieser Gräber noch andere Arten von Schmuckfachen, deren Typen die russischen Archäologen der sogenannten Merjanisch-Wladimirischen Gruppe, ferner den Gruppen von Mińsk oder Rjów zuzählen. In den galizischen Gräbern sind diese Typen vermischt. Sehr charakteristisch sind die Gräber aus den letzten Jahrhunderten der prähistorischen Periode, in welchen wie z. B. in den reich ausgestatteten Reihengräbern zu Podhorce in Ostgalizien schon die christlichen Symbole mit ganz heidnischen Gebräuchen und Beigaben vermischt sind (Abbildung Seite 136).

Zu dem sogenannten Merjanischen Typus gehören bronzene Auhängsel in Form von Halbmonden, ferner Finger- und Armringe aus dickem Draht, schnurartig gedreht; so zu Potoczyska, Siemakowce neben Horodnica, Horodnica am Dniestr, Torstke bei Zaleszczyki, in Zywaczów, Chocimierz, Żabłuce, Dzwiniogród am Dniestr, Semenów, Żubrodny, sowie Żypowce in der Gegend von Tarnopol. Zu dem Typus von Rjów gehören metallene (aus Bronze oder Silber) Ohrgehänge in Form großer Drahtringe, auf welchen unten wenigstens drei glatte oder verzierte metallene kleine Kugeln oder eine längliche an eine Spinnwirtel erinnernde Perle aus Metall eingereiht ist. Schmuckfachen der letzten Art aus Silber, welches das Lieblingsedelmetall dieser Epoche war, wurden in Wolkowce am Dniestr und in Boryszkowce (Bezirk Borszczów) gefunden. Ohrgehänge mit drei eingereichten Perlen wurden in Myszków, Zaścianka bei Tarnopol, Krywos bei Halicz, Husiatyn, in Kallnowszczyzna, Szwarzowce in der Gegend von Czortków und Sokal entdeckt. Zu dem sogenannten Typus von Mińsk gehören ferner Perlen aus Metall, welche an Himbeeren erinnern, wie solche in Czolhańszczyzna, Horodnica am Dniestr und Żubrodny gefunden wurden.

Alle diese Umstände beweisen, daß die Bevölkerung von Ostgalizien in der letzten prähistorischen Periode in einem regeren Verkehr mit den Einwohnern der benachbarten östlichen und nördlichen Gebiete gestanden hat.

Alterthümliche Steinfiguren. Zu den prähistorischen Denkmälern Ostgaliziens gehören endlich verschiedene Bildsäulen oder Steinfiguren: die sogenannte Svantovit-Säule, gefunden am Grunde des Flusses Zbrucz in der Nähe von Viczkowce und Husiatyn, und die sogenannten Baby= (das sind Weiber-) Figuren, die in Ostgalizien zerstreut sich finden. Die Figur des sogenannten Svantovit ist eine vierseitige, 2 Meter 70 Centimeter hohe schlanke Säule aus Stein und auf allen vier Seiten mit Flachreliefs bedeckt, welche etagenartig vertheilt und durch breite Bänder von einander getrennt sind. Der untere 63 Centimeter hohe Theil stellt im Flachrelief auf drei Seiten eine robust aussehende knieende menschliche Figur männlichen Geschlechts mit gewaltigem Kopfe und Schnurrbart dar, die mit erhobenen Armen die Säule zu tragen scheint. Die vierte Seite der Säule ist in der unteren Etage glatt und schmucklos. Die mittlere, bloß durch einen Querbalken von der unteren abgegrenzte, nur 46 Centimeter hohe Etage zeigt auf allen vier Seiten je eine kleine menschliche Figur mit verhältnißmäßig großem Kopf und langem, bis an die Knie reichendem Gewande. Die vier Figuren reichen sich gegenseitig an den Kanten der Säule die Hände. An zweien dieser Gestalten sind weibliche Brüste angedeutet. Die dritte obere Etage, welche 161 Centimeter hoch mehr als die Hälfte der ganzen Säule einnimmt, scheint die Hauptdarstellung zu bieten. Wir erblicken hier an jeder Seite eine stehende jugendliche, bartlose menschliche Gestalt, mit langem Gewande bekleidet und mit einem großen, runden Hut auf dem Kopfe. Die Hände sind an jeder Seite auf dieselbe Weise schematisch dargestellt, der rechte Unterarm gehoben, die Finger auf die Brust gelegt, der linke halb gesenkt. An einer Seite hält die Figur in der rechten Hand ein Horn, an einer anderen einen Ring, an den zwei übrigen Seiten ist diese Hand sowie die linke ganz leer. Auf einer Seite sehen wir ein Pferd und ein von dem Gürtel der Figur an zwei Riemen in schräger Richtung herabhängendes Schwert. Dieses ist gerade und scheint in einer hölzernen oder ledernen Scheide zu stecken, der Griff in einem stumpfen Winkel an die Klinge schräg angefestet, die mit kleinen Knöpfen versehenen Enden der kurzen Parirfange ein wenig nach unten gebogen. Dieser Schwerttypus war, wie man aus den Ausgrabungen in Südrußland, Nordungarn und anderen mehr gegen Westen gelegenen slavischen Ländern schließen kann, vom Anfange des IX. bis zum Ende des XI. Jahrhunderts im Gebrauche. Darans geht hervor, daß die sogenannte Svantovitsbildsäule frühestens aus dem IX. Jahrhundert n. Chr. stammen kann.

In Folge der ziemlich großen Ähnlichkeit der besprochenen Figur mit der von mittelalterlichen Chronisten, besonders von Saxo Grammaticus geschilderten Bildsäule der slavischen Gottheit Svantovit, welche ehemals in Arcona auf Rügen gestanden hatte,

wurde die galizische Figur auch für Svantovits Darstellung angesehen. Die in Zbrucz gefundene Bildsäule unterscheidet sich von den steinernen sogenannten Baby-Figuren, welche sich bis gegen Sibirien zerstreut vorfinden, nicht nur durch bessere Bearbeitung, sowie durch die stehende Haltung, sondern hauptsächlich auch dadurch, daß sie in der Hand nicht den Becher, wie alle Baby-Figuren, sondern ein Horn hält. Die besprochene galizische Figur stimmt hierin mit einer ganzen Reihe prähistorischer roher Steinäulen, die in den alten slavischen Ländern besonders in Preußen gefunden wurden, welche ebenfalls ein Horn in der Hand halten, überein. Manche haben sogar am Gürtel ein Schwert von dem Typus der letzten prähistorischen Epoche und wurden ebenfalls in Wasser versenkt gefunden.

Die deutschen Archäologen betrachteten in Berücksichtigung der Volks-Tradition und der Angaben der mittelalterlichen Schriftsteller (Saxo Grammaticus und Helmold) jene Figuren als die Darstellungen der alten slavischen Götter aus der letzten prähistorischen Epoche. Es spricht viel dafür, auch unsere im Zbrucz gefundene Figur als die Bildsäule einer slavischen Gottheit, welche bei der Einführung

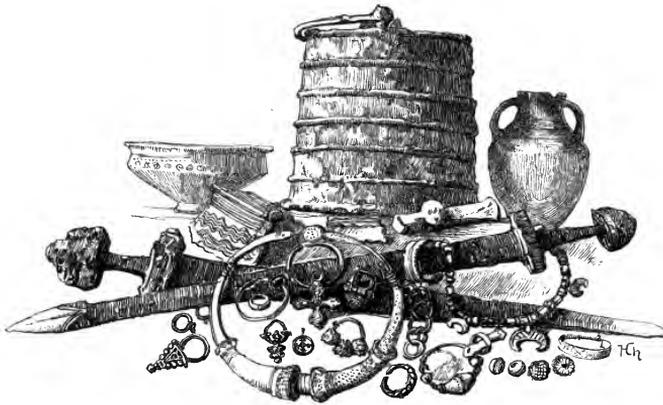
des Christenthums absichtlich ins Wasser versenkt wurde, anzusehen. In den drei Etagen würden die bei so vielen Völkern wiederkehrenden drei Reiche des Weltsystems zu erblicken sein: unten die Unterwelt, respective die Gottheit der Unterwelt, die wie Atlas die Erde und den Himmel auf ihrem Rücken trägt, in der Mitte die Oberwelt mit den Menschen,



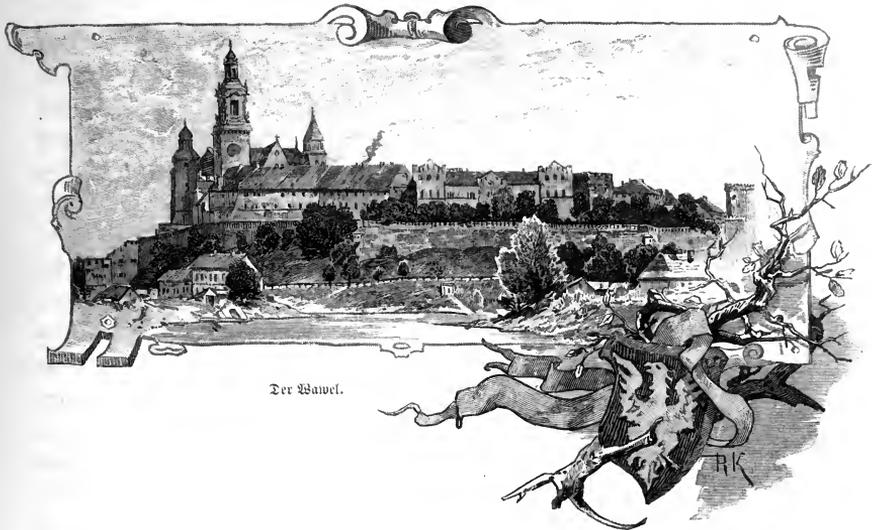
Svantoviti Steinäule aus dem Fusse Zbrucz in Ostgalizien.

welche im Verhältniß zu den Göttern klein und bescheiden erscheinen, und ganz oben die Gottheit des Himmels, die über Allem thront und an Macht und Größe alles Andere überragt.

Was endlich die steinernen Figuren der sogenannten Vaby anbelangt, welche gewöhnlich sitzend und weiblichen, sehr selten männlichen Geschlechtes sind und immer einen Becher in der Hand halten, so hat man ihnen bald slavische, bald finnische oder gothische Abstammung zugesprochen. Nach den neuesten wissenschaftlichen Anschauungen, welche sich auf die Berichte mittelalterlicher Reisender und auf die topographische Verbreitung dieser Denkmäler stützen, rühren die Figuren aus der Zeit sowohl vor als nach Christi Geburt her und bilden eine Art Denkmäler, welche bei verschiedenen Völkern turkotatarischer Abstammung auf Grabhügel gestellt wurden. Je mehr gegen Westen und Süden, desto roher und plumper sind die Figuren gearbeitet. Sie sind von der Grenze der Mongolei und Sibiriens bis nach Ostgalizien und Kalisz in Rußisch-Polen verbreitet.



Fundes aus der Zeit der Völkerwanderung und der sogenannten slavischen Periode.



## Geschichte.

### Das Gebiet von Krakau vor der Vereinigung.



o um die Mitte des X. Jahrhunderts tritt Polen in der Geschichte auf. Es wird von den Piasten beherrscht, einem Geschlechte, dessen Stammvater, der legendarische Piast, ein armer Bauer war. In Gnesen, in der Nähe der Burg des Fürsten Popiel, stand seine Hütte. Sein Sohn Ziemowit wurde nach dem tragischen Tode Popiels auf den Thron erhoben; Ziemowits Urenkel Mieszko kam zuerst mit den deutschen Markgrafen in Berührung, beugte sich unter die Oberhoheit des Reiches und nahm im Jahre 966 den christlichen Glauben an.

Es ist nicht zu ermitteln, wie weit sich die Herrschaft der ersten Piasten erstreckte. Höchst wahrscheinlich reichte sie kaum über das Stammgebiet der Polen (Polanie) an der Warthe, mit Gnesen und Posen als Hauptorten, hinaus. Die angrenzenden lechitischen Stämme, die Schlesier, die Kujawier, die Mazowier, wurden wohl erst im Laufe der Zeit dem Piastenreiche einverleibt. Dunkel ist der Ursprung dieses Reiches, welches bereits zu

Anfang des XI. Jahrhunderts in bedeutender Machtfülle dasteht. So viel scheint sicher zu sein, daß es dem kriegerischen Geiste der Piasten, welche den benachbarten Stämmen die Herrschaft der Polen aufgedrungen haben, sein Entstehen verdankte. Nach einem zeitgenössischen Berichte verfügte Mieszko über ein Gefolge, welches aus 3000 Kriegern bestand und von dem Herzog unterhalten wurde. Dieses Gefolge scheint eine Eigenthümlichkeit des Piastenreiches gebildet zu haben; es war wohl die Quelle der Kraft, welche die Nachbarstämme unter die Herrschaft der Polen gebracht hat und den Piasten die Mittel gewährte, sowohl im Innern strenge zu walten, als auch nach außen den Bestand des jungen Reiches in den Kämpfen mit den angrenzenden Mächten zu sichern.

Ein besonderes Stammgebiet bildete das Land an der oberen Weichsel, welches nördlich von dem Flusse Pilica umgrenzt, südlich bis an die Karpathenabhänge reichte. Die Benennung „Chrobaten“, welche diesem Stamme beigelegt wird, mag auf einem Mißverständniß beruhen, wie jüngst behauptet wurde; jedenfalls war es ein besonderer lechitischer Stamm, und zwar von einer scharf ausgeprägten Individualität, welcher dieses Gebiet bewohnte. Krakau war dessen Hauptort. An Krakau knüpft sich ein Sagenkreis, der uns nur durch unlautere Überlieferung übermittelt wurde. Für die Geschichte ist kaum etwas aus jenen Sagen zu retten. Dem tapferen Krakus, welcher den Schrecken des Landes, den in einer Höhle des Wawelberges verborgenen Drachen tödtet, und der jungfräulichen Königin Wanda, die in den Fluthen der Weichsel ihren Tod findet, um sich der zudringlichen Werbung eines deutschen Fürsten zu erwehren, sind zwei Grabhügel gewidmet, die sich noch heutzutage als altherwürdige Zeugen der heidnischen Vorzeit in der Nähe von Krakau erheben.

Die Zustände der lechitischen Stämme vor der Vereinigung derselben unter der Piastenherrschaft sind völlig in Dunkel gehüllt. Höchst wahrscheinlich waren einzelne Stämme in eine Anzahl kleinerer Verbände gegliedert, die keiner einheitlichen, das ganze Stammgebiet umfassenden Gewalt unterstanden. Näher sind uns die Verhältnisse der zwischen der Oder und der Elbe ansässigen Westlechiten bekannt, wo wir einer Reihe von Gaufürsten begegnen, die sich nur zeitweise, im Augenblick der Gefahr, unter der Obergewalt eines Stammesfürsten aneinanderreihen. So scheint es auch im Osten, in den Weichselgegenden, vor der festen Begründung der Piastenherrschaft gewesen zu sein. In den späteren Überlieferungen werden innerhalb des Krakauer Gebietes einzelne Burggen genannt, wie Tymiec und Wislica, von denen aus in der Vorzeit die alten Gaufürsten ihre Herrschaft über die Umgegend ausgeübt haben. Von einem solchen Dynasten des Weichsellandes wird zur Zeit des großmährischen Reiches berichtet, daß er von Svatopluk genöthigt wurde, sich unter dessen Herrschaft zu beugen und das Christenthum anzunehmen. In der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts war das Krakauer Gebiet

jedenfalls mit dem Pfastenreiche noch nicht verbunden. Einer zeitgenössischen Quelle verdanken wir die sichere Kunde, daß Krakau neben Prag zu den Hauptorten des böhmischen Herzogthums gezählt wurde. Es war die Zeit, in der die beiden emporstrebenden Geschlechter der Pfasten und Přemysliden die benachbarten Stämme unter ihre Botmäßigkeit zu bringen suchten. Sie hielten freundschaftlich zu einander, so lange sich die Eroberungskreife der Fürstenthümer noch nicht berührten. Der Pfaste Mieszko war mit Dubravka, der Tochter des Böhmenherzogs Boleslav des Grausamen, welcher der entscheidende Einfluß auf seine Bekehrung zum Christenthum zugeschrieben wird, verheiratet. Schwiegerjohn und Schwiegervater waren enge verbunden, sie unterstützten gemeinschaftlich den Baiernherzog Heinrich in dessen Bemühungen um die Krone nach dem Tode Ottos I. Bald ist es aber zu einem Zusammenstoß gekommen; das zielbewußte Bestreben der Pfasten, sämtliche Lechitenstämme zu einem Ganzen zu vereinigen, machte den Přemysliden ihre Eroberungen streitig. Seitdem stehen sich die beiden slavischen Dynastien feindselig gegenüber und eröffnen der Kaiserpolitik weiten Spielraum zu wirksamen Eingriffen in ihre beiderseitigen Beziehungen, wodurch das Emporkommen der einen Macht durch die andere im Zaum gehalten wird. Gegen Ende des X. Jahrhunderts beginnen diese Kämpfe, indem das Krakauer Gebiet den Böhmen entrisen und dem Pfastenreiche einverleibt wird.

Zu Gegenjaz zu dem eigentlichen Stammgebiete der Polen an der Warthe, zu Mittelpolen oder Großpolen, wird das neugewonnene Land an der oberen Weichsel als Neupolen oder Klempolen bezeichnet. Lange behalten die einzelnen Stammgebiete, welche von den Pfasten zu einem Reiche verbunden wurden, ihr eigenthümliches Gepräge, besonders tritt aber der scharfe Gegensatz zwischen Großpolen und Klempolen hervor und bildet ein bedeutendes Moment in der polnischen Geschichte der nächsten Jahrhunderte. Der politische Gesichtskreis der Großpolen erstreckt sich gegen Westen und Norden, der Ostsee und den stammverwandten Westlechiten zu, während das Interesse Klempolens, an die südlichen und östlichen Grenzen gebunden, durch die Beziehungen zu Ungarn und dem ruthenischen Reiche vor Allem in Anspruch genommen wird.

Der Schwerpunkt des Reiches lag unter den ersten christlichen Pfasten entschieden in Großpolen. Das Herrscherhaus fühlte sich dort heimisch, die Beziehungen zum Kaiserreiche und dessen Marken standen im Vordergrunde der politischen Angelegenheiten und erhöhten die Bedeutung des westlichen Grenzgebietes. Dort entstanden auch die ältesten Pflanzstätten des Christenthums, welches sich allmätig über andere Stammgebiete verbreitete. In Posen wurde das älteste polnische Bisthum errichtet, dem Magdeburger Erzbisthum untergeordnet. Im Jahre 1000, während der Pilgerfahrt des Kaisers Otto III. zum Grabe des heiligen Adalbert, welcher drei Jahre zuvor den Märtyrertod erlitten hatte, wurde in Gnesen das Erzbisthum begründet, dessen Sprengel die neuerrichteten

Wisthümer, je eines für ein jedes der neugewonnenen Stammgebiete, umfaßte. Unter den neuen Wisthümern hob sich Krakau zu besonderem Glanze empor und der Bischof Kleinpolens nahm neben dem Metropolit von Gnesen den ersten Rang in der kirchlichen Hierarchie Polens ein.

Man hat sich in der letzten Zeit viel mit der Frage beschäftigt, woher die ersten Keime des Christenthums nach Polen gestreut wurden. Einige Andeutungen weisen auf das Kloster Corvei an der Weser, andere auf Fulda hin. Jedenfalls hängt die Verbreitung und Befestigung des Christenthums in Polen eng mit jener fruchtbaren Entfaltung des religiösen und culturellen Lebens zusammen, welches zur Zeit Otto's I. in den deutschen, namentlich sächsischen Stiftern und Klöstern so zahlreiche und rührige Pflegestätten gefunden hatte. Während die zwischen der Ober und der Elbe ansässigen Westlechten dem Heidenthume treu, in starrer Hingebung an den Glauben der Väter zugrunde gingen, brachte das Pfaffenreich die Ostlechten mit der abendländischen Christenheit in Verbindung, um aus dem Volke, zu dem sie mit der Zeit verschmelzen sollten, eine Vormauer derselben im Osten zu bilden. Die Beziehungen zum Kaiserthum und zu Deutschland waren vor Allem für die Entwicklung des Pfaffenreiches in dessen Anfängen maßgebend.

Mieszko I. (gestorben 992) wird in einem zeitgenössischen Berichte als „Freund des Kaisers“ bezeichnet; anderwärts ist von einem Tribut die Rede, den er dem Kaiser zahlte. Im Kloster Fulda, zu dem der Neubefehrte in engen Beziehungen stand, wurde er Graf und Markgraf genannt — so fest war in den Augen der Zeitgenossen der Anschluß des Pfaffen an das Reich. Den eingegangenen Verpflichtungen kam er ehrlich nach und bekämpfte gemeinschaftlich mit den deutschen Markgrafen die stammverwandten heidnischen Westlechten.

Sein Nachfolger, Boleslaw Chrobry (992 bis 1025) begründete die Unabhängigkeit Polens. Unter ihm wurde der Ausbau des Pfaffenreiches vollendet: im Norden an die Ostsee gelehnt, überschritt es im Süden die Karpathen. Boleslaw war nicht geneigt, sich mit der abhängigen Stellung seines Vaters zu begnügen. Doch lag es ihm fern, gegen das Kaiserreich feindselig aufzutreten, solange er nicht dazu genöthigt wurde. Von glühendem Eifer für die Sache des Christenthums befeelt, hielt er es wohl für seine Pflicht, dem Kaiser, dem Haupt der Christenheit, treu beizustehen, wogegen er für seine Bestrebungen des Schutzes und der Unterstützung der kaiserlichen Gewalt theilhaft zu werden hoffte. Der Zeitpunkt war einer solchen Auffassung besonders günstig. Otto III., der jugendliche Schwärmer, glaubte in dem mächtigen Pfaffen einen Mann der Vorziehung gefunden zu haben, der ihm zum Mitarbeiter an der Erfüllung der idealen Aufgaben des Kaiserthums berufen schien. Während der Zusammenkunft in Gnesen (1000) wurde der Freundschaftsbund der beiden Herrscher befestigt. Höchst wahrscheinlich

sind dabei dem Pfaffen Aussichten auf die Königskrönung eröffnet worden, die sich wegen des baldigen Todes Otto's III. nicht verwirklichen sollten. Sein Nachfolger war nicht gesonnen, den idealen Aufgaben des Kaiserthums die nächstliegenden Interessen Deutschlands preiszugeben. In den inneren Wirren, welche die Thronbesteigung Heinrichs II. begleiteten, leistete ihm Boleslaw wesentliche Dienste und glaubte dafür auf Erkenntlichkeit rechnen zu dürfen. Bitter enttäuscht, fühlte er sich aller Rücksichten enthoben. Der Zusammenstoß wurde durch den Kampf um Böhmen eröffnet, welches Boleslaw nach der Vertreibung der einheimischen Fürsten mit seinem Reiche zu vereinigen suchte. Er wurde aus Böhmen verdrängt, behauptete aber im Laufe der langwierigen vierzehnjährigen Kriege seine Stellung als unabhängiger Fürst; viermal gelang es ihm, den Angriffen des Kaisers siegreich Trotz zu bieten, wiederholt rächte er sich durch Verheerung der Marken, bis er im Jahre 1018 sich einen ehrenvollen Frieden erkämpfte, indem ihm der Besitz des streitigen Gebietes, der Lausitz, zuerkannt wurde. Nach dieser Auseinandersetzung scheint er seine Ansprüche auf die Königskrone, um die er sich während der Kriegsjahre bei dem päpstlichen Stuhle bewarb, einstweilen aufgegeben zu haben; erst 1025, nach dem Tode Heinrichs II., vollzog er die langersehnte Krönung.

Nach dem Frieden von 1018 unternahm Boleslaw einen weiten Kriegszug, der ihm die Thore Kiëw, der reichen Hauptstadt des ruthenischen Reiches, erschloß. Es galt, den Herzog Swiatopolk, der mit der Tochter Boleslaw's verheiratet war und von seinem Bruder Jaroslaw gestürzt wurde, in die Herrschaft über das Nachbarland wiederinzuführen. Boleslaw nöthigte aber seinen Eidam, den erwiesenen Dienst durch Abtretung der ezerwenischen Burgen, eines lechitischen Grenzgebietes, welches im Jahre 981 von Wladimir dem Großen erobert worden war, zu vergelten. In solcher Machtfülle schloß er seine geschichtliche Laufbahn; sein Reich erstreckte sich von der Dnjepr bis an das Waagthal, von der Elbe bis an den Dnjester, als eine bedeutende Macht, im Inneren befestigt, von der Abhängigkeit Deutschland gegenüber befreit, durch seine Krönung in die Reihe der christlichen Königreiche eingeführt.

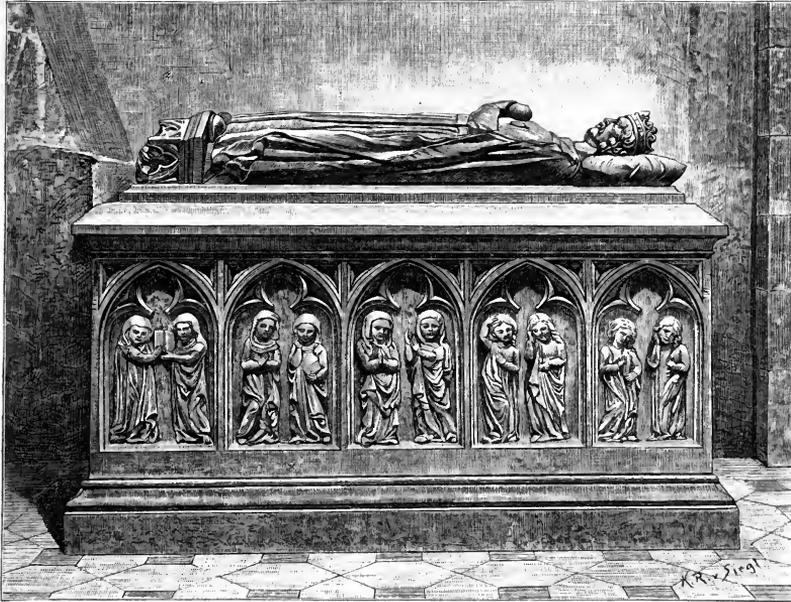
Boleslaw Chrobry war auch der Schöpfer jener sinnigen Einrichtungen, welche den Bestand des Pfaffenreiches für die Zukunft sicherten. Auf den weiten Gebieten, die er beherrschte, genügte nicht mehr das Ansehen, welches zu Mieszko's Zeit das herzogliche Gefolge dem Fürsten verlieh. Die Einrichtung der deutschen Grenzmarken scheint ihm als Vorbild vorgeschwebt zu haben. Den einzelnen Gauen wurden Stellvertreter der Fürsten vorgefetzt, Grafen (*comites*) oder Castellane genannt, welche die Gerichtsbarkeit über die Bevölkerung der Castellanei ausübten, die waffenfähige Mannschaft in den Krieg führten und die neue Ordnung, welche mit dem Christenthum eingeführt wurde, streng überwachten. Eine Schaar von Kämmerern und sonstigen Unterbeamten stand den

Castellanen zur Seite. Sie sorgten für die Eintreibung der Abgaben, sowie für die Leistung der Staatsfrohnden, welche auf der Gaubevölkerung lasteten. Zu denselben waren sowohl die freien Wladyken als auch die auf herrschaftlichem Boden angesiedelten Leibeigenen verpflichtet. Die vielfachen Abgaben, welche in späteren Urkunden erwähnt werden, sind wahrscheinlich von Boleslaw Chrobry, der möglicherweise einige Ansätze derselben vorgefunden hat, eingeführt worden; sie wurden zumeist in Rohproducten (Vieh, Thierfelle, Honig, Getreide) geleistet. Die Staatsfrohnden stellten nach Bedarf, zunächst für den Bau der fürstlichen Burgen und der Brücken sowie durch Beistellung von Fuhrwerken für den Transport des im Ertrage der Abgaben bestehenden fürstlichen Eigenthums die Arbeitskraft der Gaubevölkerung dem Fürsten zur Verfügung. Das starre System dieser Lasten bildete die Grundlage der fürstlichen Gewalt, die Quelle der Mittel und Kräfte, welche Boleslaw und dessen Nachfolgern zu Gebote standen.

Boleslaws Sohn, Mieszko II., eröffnete seine Regierung (1025 bis 1034) durch die Krönung und kämpfte einige Jahre glücklich gegen Konrad II. Bald aber wurde Polen, von dem Kaiser besiegt, durch eine heidnische Reaction im Innern erschüttert, zu einer Beute der Böhmen, Dänen und Ruthenen. Der einzige Sprosse der Piasten, Kazimir I., welcher mit Hilfe Kaiser Heinrichs III. in das Erbe seiner Väter wiedereingeführt wurde (1040), mußte dasselbe mit der größten Mühe aus den Trümmern neuerdings aufrichten. Es war wohl die Rücksicht auf die wachsende Macht Böhmens unter Bretislav, die den Kaiser bestimmte, die Wiederherstellung Polens unter seinen Schutz zu nehmen. Kazimir gerieth dadurch in ein enges Abhängigkeitsverhältniß zu Deutschland und sogar Böhmen gegenüber mußte er sich die Rückgabe Schlesiens durch Tributzahlung erkaufen.

Orell aber reihen sich in jenen Zeiten die Momente blendenden Glanzes und tiefster Erniedrigung nebeneinander. Kazimirs Sohn, Boleslaw der Kühne (1058 bis 1079), hob Polen wieder zu einer gebieterischen Stellung unter den Nachbarländern empor. Zweimal drängte er den Ungarn seine nächsten Verwandten zu Königen auf, zweimal führte er siegreich seinen Vetter auf den großfürstlichen Thron von Kiew, und wenn sein Eingreifen in die inneren Wirren Böhmens nicht von demselben Erfolge gekrönt wurde, so gelang es ihm doch, sich wenigstens von dem Tribut zu befreien, den sein Vater dem Böhmenherzog zu zahlen genöthigt worden war. Einen Theil der Eroberungen Boleslaw Chrobrys, welche nach dessen Tode für Polen verloren gegangen waren, so Pommern und die ezerwenischen Burgen, brachte er wieder unter die polnische Herrschaft. Durch diese Erfolge kühn gemacht, nahm er auch gegen Kaiser Heinrich IV. eine herausfordernde Stellung ein. Er verband sich mit den sächsischen Fürsten, die sich gegen Heinrich erhoben, und trat in nahe Beziehungen zum Papst Gregor VII., als dieser seinen welthistorischen Kampf mit dem Kaiser begann; am Weihnachtstage 1076, während der gebeugte Kaiser

sich auf dem Wege nach Canossa befand, ließ sich Boleslaw mit Genehmigung des apostolischen Stuhls zum König von Polen krönen. An äußerem Glanz überbot er seinen Urgroßvater, den er sich zum Vorbild genommen hatte; nur an jener Klugheit gebrach es ihm, mit der Boleslaw Chrobry die untergebenen Völker zu lenken verstanden. Durch weite Kriegszüge in Anspruch genommen, dem Genuße ergeben, hielt er sich monatelang in der üppigen ruthenischen Hauptstadt auf, vernachlässigte das Walten im Innern und suchte sodann durch Grausamkeit die Unordnung zu bezwingen, die während seiner Abwesenheit



Grabmal des Wladyslaw Lotietel in der Mattheialkirche zu Krakau.

entstanden war. So gerieth er in Streit mit Stanislaus, dem Bischof von Krakau, der, von dem Schwerte des Königs getroffen, den Märtyrertod erlitt. Hierauf erhob sich ein Aufstand, vor dem Boleslaw sich aus dem Lande zu flüchten genöthigt sah.

Unter der Regierung seines Bruders Ladislaus Hermann (1079 bis 1102) wird Polen wieder in die frühere bescheidene Stellung zurückgedrängt; es erkennt die Oberhoheit des Kaiserreiches an, verliert Pommern und die ezerwenischen Burgen. Der kriegerische Boleslaw III. (1102 bis 1138) richtet das Piastenreich neuerdings auf, bezwingt die Pommern, befestigt mit starker Hand das Christenthum bei dem widerspännigen Volke und

erwehrt sich siegreich der Angriffe Kaiser Heinrichs V., dem er sowohl die Huldigung als auch den Tribut verweigert.

Mit dem Tode Bolesławs III. (1138) beginnt eine neue Epoche in der Geschichte Polens. Die einheitliche Monarchie zerfällt in Theilfürstenthümer, deren Grenzen größtentheils mit den alten Stammgebieten zusammenfallen. Den Verfügungen Bolesławs III. zufolge sollte freilich Polen nicht aufhören ein einheitliches Reich zu bilden: den einzelnen Fürsten wurden ihre Antheile als eine ihrem Range gebührende Ausstattung zugewiesen, während der Großfürst, dessen Oberherrschaft sich über alle Theilfürstenthümer erstreckte, zum Nachfolger der alten Beherrscher der Monarchie und Träger der Staatseinheit berufen war. Diese Stellung suchte auch der erste Großfürst Wladyslaw zu behaupten, er unterlag jedoch im Kampfe mit den Theilfürsten, die an den Großen des Reichs Bundesgenossen gefunden hatten. Durch die Vertreibung Wladyslaws wurde das Ansehen des großherzoglichen Thrones gewaltig erschüttert. Durch das Testament Bolesławs III. wurde in Polen das Seniorat eingeführt; dem ältesten der Piasten sollte jeweilig die Oberherrschaft über sämtliche Theilfürsten zustehen. Zur Residenz des Großfürsten war Krakau bestimmt; dem seit der Mitte des XI. Jahrhunderts, seit den Zeiten Bolesławs des Kühnen, hatte sich der Schwerpunkt Polens nach Kleinpolen verschoben, da die Beziehungen zu Böhmen, zu Ungarn und zu den ruthenischen Fürstenthümern in den Vordergrund der politischen Ereignisse traten.

Der bedeutendste unter den polnischen Fürsten des XII. Jahrhunderts war Mieszko der Alte, der drittälteste Sohn Bolesławs III., der als Senior der Dynastie im Jahre 1173 den Großfürstenthron von Krakau bestieg. Vorkämpfer des alten Fürstenrechts, schenkte er kein Mittel, um sowohl den Theilfürsten gegenüber sein Ansehen zu wahren, als auch die emporgekommene Macht der Magnaten zu beugen. Aus verschiedenen Elementen war dieser Hochadel gebildet, den wir im XII. Jahrhundert in unausgesetztem Kampfe mit der fürstlichen Gewalt erblicken; theils waren es die alten Dynastengeschlechter, die einst von den Piasten aus der Stellung der Stammesfürsten verdrängt, theils Nachkommen der angesehensten Mitglieder des alten herzoglichen Gefolges, welche nach der Auflösung desselben mit reichem Grundbesitz ausgestattet worden waren. Hand in Hand mit ihnen schritten die Bischöfe, die größtentheils aus vornehmen Geschlechtern abstammten und mit den weltlichen Herren durch Blutsverwandtschaft verbunden waren. Mieszko umgab sich mit Emporkömmlingen, mit Männern aus dem Volke und ernannte sie zu seinen Beamten, weil er denjenigen, die ihm Alles verdankten, mehr Zutrauen schenkte. Durch peinliche Eintreibung und Erhöhung der Abgaben, sowie durch Münzverschlechterung suchte er den Staatsschatz zu mehren; mit größter Strenge forderte er die Leistung von Staatsfrohn, zu denen die Leibeigenen der herrschaftlichen Güter verpflichtet waren,

am schwersten aber schädigte er das Interesse der Magnaten durch das Verbot neuer Ansiedlungen auf herrschaftlichem Grund und Boden, eine Maßregel, welche bei der fortschreitenden Zersplitterung des Grundbesitzes die materielle Stellung der Großen untergraben mußte. Ein Aufstand, der sich (1177) gegen Mieszko erhob, vertrieb ihn nicht nur aus Krakau, sondern auch aus Großpolen, welches bis zu seiner Erhebung zum Großfürsten sein Theilfürstenthum gebildet hatte. Bald aber bemächtigte er sich wieder des Gnesener Gebietes, von wo er noch dreimal, jedoch immer nur auf kurze Zeit zur Herrschaft über Krakau gelangte. Er starb im Jahre 1202 als Großfürst von Krakau, wurde aber zuletzt den Grundbesitzern untreu, die ihn früher den Thron gekostet hatten, indem er sich denselben zuletzt durch ein Abkommen mit dem Haupte der Krakauer Aristokratie, dem mächtigen Palatin Nikolaus, erkaufte.

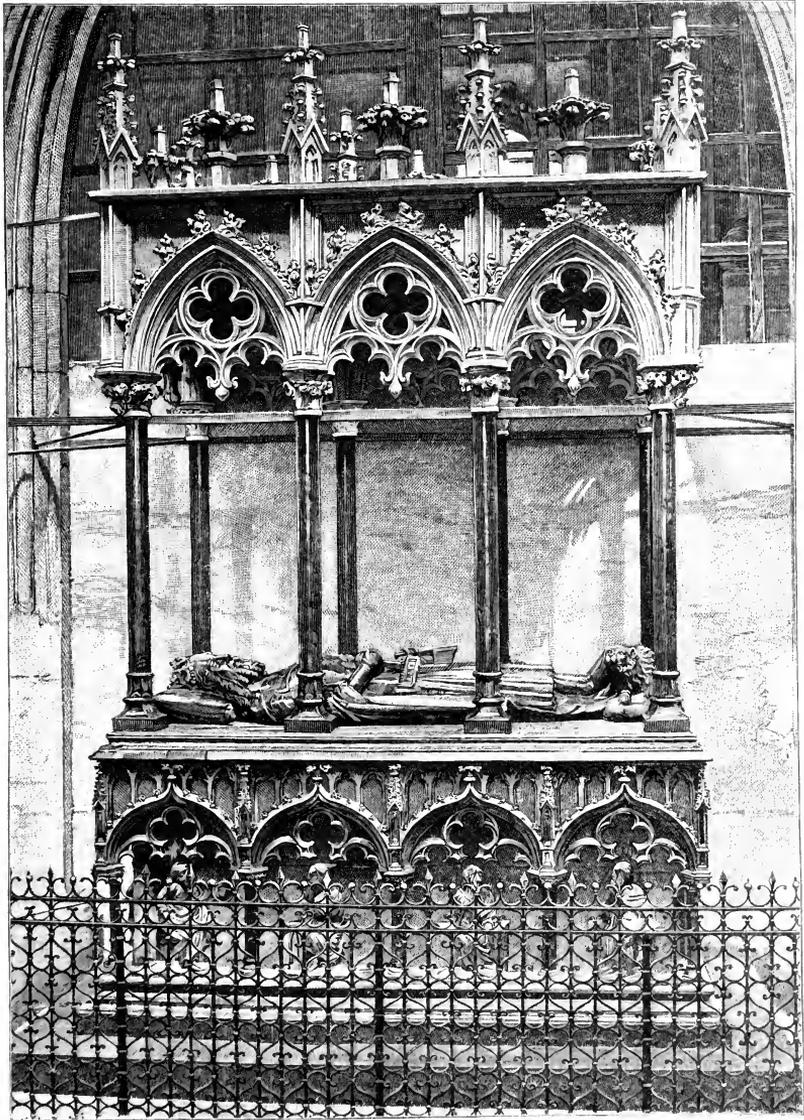
Die Großfürsten des XII. Jahrhunderts wagten es nicht mehr, ihren Vorfahren gleich, den Kaisern die Anerkennung der Oberherrschaft zu versagen. Konrad III. und Friedrich I. suchten die Wiedereinsetzung des vertriebenen Wladystaw auf den Großfürstenthum zu erzwingen (1146, 1157), begnügten sich aber mit Huldigung und Tributzahlung; erst nach dem Tode Wladystaws wurde Schlesien auf Verlangen Kaiser Friedrichs I. den Söhnen des Verbannten als Theilfürstenthum zugewiesen (1163). Kazimir der Gerechte, welcher nach dem Sturze Mieszko's des Alten Großfürst von Krakau wurde, erwirkte von Kaiser Friedrich I. die Bestätigung seiner Stellung, die er dem Aufruhr der Krakauer Magnaten gegen seinen Bruder verdankte. Seitdem hören die unmittelbaren Beziehungen Polens zum Kaiserreiche auf; die letzten Staufer, durch italienische Angelegenheiten in Anspruch genommen, bekümmern sich nicht mehr um das getheilte Piastenreich, dessen Zersplitterung im Laufe des XIII. Jahrhunderts immer weiter fortschreitet.

Seitdem die Senioraterbfolge ihre Geltung völlig verloren hatte, wurde die Befegung des Großfürstenthums zu einem Vorrechte der Magnaten des Krakauer Gebietes, welche thatsächlich nach Willkür über denselben verfügten. Umso mehr sträubten sich die Theilfürsten, die Oberhoheit desjenigen aus ihrer Mitte anzuerkennen, welcher der Gunst der Krakauer Ritterschaft seine Stellung verdankte. Die letztere war auch nicht geneigt, ihren Fürsten zur Erhaltung des ihnen gebührenden Ansehens zu verhelfen; im Gegentheil lag es vielmehr in ihrem Interesse, dem Landesherrn die Machtmittel zu entziehen, durch welche ihre eigene Stellung gefährdet werden konnte. So tritt schon unter Leszko dem Weissen (1202 bis 1227) das Herzogthum Krakau in die Reihe der übrigen Theilfürstenthümer, deren jedes sich zu einem besonderen Staatskörper ausbildet. Das Krakauer Land nahm jedoch unter den Theilfürstenthümern eine eigenthümliche Stellung ein. Während nämlich die verschiedenen Linien des Piastenhauses sich in der erblichen

Herrschaft über die Gebiete Großpolen, Schlesien, Mazowien und Kujawien festsetzten und die wiederholten Landestheilungen nur einen weiteren Zerfall der Theilfürstenthümer herbeiführten, gelang es keinem Zweige der Dynastie sich im Besitze von Krakau dauernd zu behaupten. So wurde das Krakauer Gebiet zu einem Zankapfel der ehrgeizigen Theilfürsten, welche die inneren Parteinungen unter der Landesritterschaft benutzten und in den Reihen derselben Beziehungen anzuknüpfen suchten, um sich einen Anhang zu bilden und im günstigen Augenblick mit Hilfe desselben die Herrschaft über Krakau zu erlangen.

In den Dreißiger-Jahren des XIII. Jahrhunderts erkämpfte sich die älteste schlesische Linie der Piasten durch bedeutende Gebietserweiterungen den Vorrang. Heinrich der Bärtige, Herzog von Schlesien, bemächtigte sich Krakaus und eroberte den ganzen westlichen Theil von Großpolen an dem linken Ufer der Warthe; so begründete er eine Hausmacht, welche schwer auf den übrigen Fürstenthümern lastete. Sie ging ungestört auf seinen einzigen Sohn Heinrich den Frommen über; die Fürsten der mazowischen und der großpolnischen Linie, die noch mit Heinrich dem Bärtigen im Kampfe gestanden, wagten es nicht mehr, seinem Erben die Herrschaft über Krakau und Posen streitig zu machen. Diese gebieterische Stellung der schlesischen Piasten war mit ernstern Gefahren für die nationale Entwicklung Polens verbunden. Sie stammten nämlich von jenem Wladyslaw, dem ältesten Sohne Boleslaws III., der, von seinen Brüdern vertrieben, den Rest seines Lebens in Deutschland verbracht hatte; die Tradition ihrer Familie, durch Verschwägerung mit den Reichsfürsten aufrecht erhalten, verband sie eng mit Deutschland. Gerne eröffneten sie ihr Land deutschen Ansiedlern, deutsche Ritter fanden freundliche Aufnahme an ihren Höfen. In derselben Zeit, als die deutsche Kaiserpolitik ihre Pläne auf Polen völlig aufgegeben hatte, waren die polnischen Länder unter der Vorherrschaft der schlesischen Piasten der friedlichen Eroberung des Deutschthums erschlossen; das Schicksal, welches das stammverwandte Obodritenland unter seinen einheimischen, dem deutschen Einflusse ergebenen Fürsten erlebte, schien auch Polen beschieden zu sein. Zu gleicher Zeit setzte sich auch der Deutsche Orden, von Herzog Konrad von Mazowien zum Kampfe mit den heidnischen Preußen berufen, an den nordöstlichen Grenzen Polens fest (1228). Augenblicklich noch vollauf durch die Eroberung Preußens in Anspruch genommen, sollte der Ordensstaat bald zu einer für die nationalen Interessen Polens gefährlichen Macht heranwachsen.

Die Vorherrschaft der schlesischen Linie war aber nur eine vorübergehende Erscheinung, ihr Sturz wurde durch den ersten Einfall der Mongolen herbeigeführt. Am 9. April 1241 fiel Heinrich der Fromme in der blutigen Schlacht bei Liegnitz, und nach seinem Tode zerfiel die durch seinen Vater begründete Hausmacht. Seine Söhne vermochten sich weder



Grabmal Maximilian des Grossen in der Kathedrale zu Straßburg.

in Krakau noch in Großpolen zu behaupten. Dagegen entfremdete sich Schlesien, unter den Nachkommen Heinrichs durch neue Theilungen zu einer Reihe von kleinen Fürstenthümern zerplittert, immermehr dem polnischen Mutterlande.

Doch ist jene Vorherrschaft der schlesischen Linie, wenn sie auch nur von kurzer Dauer gewesen war, nicht ohne Einfluß auf ganz Polen geblieben. Die deutsche Colonisation, unter Heinrich dem Bärtigen in Schlesien schon weit verbreitet, eröffnete sich den Weg zu den übrigen polnischen Gebieten. Infolge der Verwüstungen, welche der erste Mongoleneinfall zurückgelassen, erschien besonders das Heranziehen von fremden Ansiedlern erwünscht. Der erste Antrieb hierzu war schon früher, namentlich von Seiten der Cistercienserklöster gegeben; jetzt wetteiferten Fürsten, Klöster, geistliche und weltliche Herren in Gründung deutscher Ansiedelungen. Die Colonisation, welche sich in solcher Weise über alle polnischen Länder verbreitete, war für dieselben eine wahre Wohlthat. Eine Menge freier Arbeitskräfte wurde ins Land eingeführt, überall gestalteten sich die neuen Ansiedelungen zu Vorbildern emsiger, freier Arbeit, welche auch auf die einheimische Landbevölkerung einen wohlthätigen Einfluß ausübten. Bahnbrechend waren namentlich für die socialen Verhältnisse die volkswirtschaftlichen Vortheile, welche bald durch die Colonisation erzielt wurden. Überall begann man auch die alten polnischen Dörfer „nach deutschem Rechte auszufassen“, wodurch an die Stelle der Leibeigenschaft, unter welcher die Landbevölkerung verkümmerte, das freie Zinsverhältniß feste Wurzel faßte. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts wurde auch eine Anzahl deutscher Stadtgemeinden in den polnischen Ländern gegründet. Auch hierin ist Heinrich der Bärtige mit gutem Beispiele vorangegangen. Die deutschen Ansiedelungen und die nach dem Muster derselben umgestalteten polnischen Dörfer waren von sämmtlichen Lasten des polnischen Rechts, von Abgaben und Staatsfrohnnden, sowie von der durch die Castellane ausgeübten fürstlichen Gerichtsbarkeit befreit.

Die Errichtung einer mit den Freiheiten des deutschen Rechts ausgestatteten Ansiedlung konnte nur auf Grund eines landesfürstlichen Privilegiums erfolgen. Die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts bildet daher in Polen das eigentliche Zeitalter der Privilegien. Die Geistlichkeit erkämpfte sie zuerst; noch zu Anfang des Jahrhunderts war der polnische Episcopat mit dem Losungswort der „Exemption“ aufgetreten, indem er von den Fürsten die Befreiung der geistlichen Güter von den Lasten des polnischen Rechts verlangte. Nach und nach wurden die Fürsten genöthigt nachzugeben, worauf bald auch die Ritterchaft die von der Geistlichkeit errungenen Privilegien für sich in Anspruch zu nehmen begann. Es vermehrte sich in allen Fürstenthümern mit jedem Jahrzehnt die Anzahl der eximirten Güter, so daß gegen das Ende des Jahrhunderts aus dem früheren System der fürstlichen Rechte nur noch klägliche Überreste vorhanden waren.

Der Zusammensturz der alten Verfassung wurde durch die Schwäche der Fürsten befördert, denen es an Nachmitteln fehlte, dem Verlangen nach Exemptionen kräftigeren Widerstand zu leisten. Um 1270 war Polen bereits in 12 Theilfürstenthümer gegliedert. Im Innern zerfallen, war es den Beutezügen der von Osten her eindringenden heidnischen Schaaren preisgegeben. Außer der Tatarennoth, von der die südlichen Gebiete nach 1241 in kurzen Zwischenräumen noch zweimal (1259 und 1287) heimgesucht wurden, war Mazowien fortwährend, manchmal aber auch Kleinpolen den Einfällen der Littauer und Jatwägen ausgesetzt. Im Westen hatten die Fürsten von Großpolen harte Fehden um ihre Grenzgebiete mit den Markgrafen von Brandenburg zu bestehen, in denen der ganze Landstrich an der Oder ihnen entrißen wurde. Ein jeder der Theilfürsten verfolgte seine eigenen Ziele; in den Kämpfen, welche nach dem Aussterben der Babenberger um den Besitz der österreichischen Lande ausbrachen, stritten die Herzoge von Krakau und Großpolen an der Seite Stefans IV. von Ungarn gegen die Fürsten von Schlesien, Sieradz und Kujawien, die sich dem König Ottokar von Böhmen angeschlossen hatten. Das einzige Band, welches das zerrüttete Land zu einem Ganzen vereinigte, bildete die Kirche unter dem Erzbischof von Gnesen, die sich über alle Theile Polens erstreckte. Der polnische Episcopat jener Zeit bestand aus einer Reihe hervorragender Männer, deren begeisterte Wirksamkeit auf dem Gebiete des religiösen und culturellen Lebens des Volkes reiche Früchte trug. Der Einfluß der Kirche war bedeutend gestiegen und gerade in den geistlichen Kreisen wurde zuerst die Sehnsucht nach der Wiederherstellung der Einheit laut. Der mystische Zug des Zeitalters brachte in der öffentlichen Meinung die Erniedrigung Polens mit der grausamen That in Verbindung, welche von dem letzten König an dem Bischof von Krakau, dem heiligen Stanislaus, verübt worden war; im Zusammenhang damit wurde die Heiligprechung desselben als Wahrzeichen der herannahenden Wiedergeburt mit Begeisterung begrüßt. Es regte sich allmählig das nationale Selbstbewußtsein und dieses wurde durch die Gegensätze genährt, die in den Reibungen zwischen der Ritterschaft und den deutschen Städten des Landes hervortraten.

Jede Bestrebung, welche von der Einheitsidee durchdrungen war, wurde durch diese Stimmung begünstigt. So kam es dazu, daß der Herzog von Großpolen, Przemyslaw II., sich zu einer kühnen That entschloß, die an und für sich als ein unüberlegtes Wagniß gelten konnte und doch auf die weitere Entwicklung der Ereignisse von gewaltigem Einflusse war. Mit Ermächtigung des Papstes Bonifaz VIII. ließ er sich im Jahre 1295 von dem Erzbischof von Gnesen zum König von Polen krönen. Der feierliche Act, welcher den Schlußstein der Wiederherstellung des einheitlichen Reiches bilden sollte, wurde bei deren Grundsteinlegung vollzogen. Der neue König von Polen gebot über nichts weiter als über Großpolen und Pommerellen, welches nach dem Tode des kinderlosen Mestwin II.

auf Przemyslaw übergegangen war. Allerdings war diese Erwerbung von großer Bedeutung, indem sie dem erneuerten Königreich den Zutritt zur Ostsee gewährte. Über zwei Drittel der polnischen Länder herrschte aber eine Reihe von Fürsten, die weit davon entfernt waren, die Oberherrschaft des neugekrönten Königs anzuerkennen; Kleinpolen, mit Krakau und Sandomir, war gerade vor fünf Jahren unter das Scepter des Königs von Böhmen Wenzel II. übergegangen, vor welchem Przemyslaw aus Krakau gewichen war. Wenzel erhob auch Protest gegen die Annäherung des großpolnischen Fürsten, indem er die Vorherrschaft über Polen für Krakau in Anspruch nahm. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich; da wurde König Przemyslaw, am 8. Februar 1296, wenige Monate nach seiner Krönung, auf einem Kriegszuge gegen die Brandenburger ermordet.

Setzt trat der König von Böhmen in den Kampf um die Erbschaft Przemyslaws ein. Er fand an Wladyslaw Lokietek, dem Fürsten von Cieradz, einen unermüdblichen Widerjacher. Wladyslaw wurde jedoch bald aus dem Lande vertrieben, worauf sich Wenzel im Jahre 1300 im Dom von Gnesen zum König von Polen krönen ließ. Wäre der Königstitel durch die kühne That Przemyslaws nicht der Vergessenheit entrissen worden, so würde Wenzel seine polnischen Besitzungen vermuthlich nur als Länder der böhmischen Krone betrachtet haben. So wurde aber das polnische Königthum aufrecht erhalten, und zwar in einer Personalunion mit Böhmen. Wenzel hatte unbewußt einem Anderen vorgearbeitet; nach seinem Tode (1305), und bald nachdem ihm (1306) sein einziger Sohn, Wenzel III., der letzte Przemyslide, im Tode gefolgt war, bemächtigte sich Wladyslaw Lokietek der Gebiete, welche in Vereinigung mit Böhmen nach unter der Herrschaft des böhmischen Königshauses das wiederaufgerichtete Königreich Polen gebildet hatten.

Wladyslaw Lokietek hatte noch bei Lebzeiten Wenzels II. den Kampf begonnen. Er fand treue Anhänger unter der kleinpolnischen Ritterschaft, die, der Fremdherrschaft müde, sich um das nationale Banner zusammenschaarte. Dagegen war ihm die deutsche Bürger-schaft der Städte feindlich gesinnt. Im Jahre 1311 erhob sich ein gefährlicher Aufstand der kleinpolnischen Städte mit Krakau an der Spitze; er wurde zwar bewältigt, verhinderte aber Wladyslaw dem Deutschen Orden entgegenzutreten, welcher sich Pommere lens bemächtigte. Als Vorkämpfer der nationalen Bestrebungen, im scharfen Gegensatz sowohl gegen die deutschen Elemente im Innern des Landes als auch gegen den Ordensstaat, der bereits als Vorposten Deutschlands im Osten seinen Kampf mit Polen eröffnete, begründete Wladyslaw Lokietek das wiedergeborene polnische Königthum, indem er sich im Jahre 1320 in Krakau krönen ließ. Bezeichnend ist die Wahl des Krönungsortes. Die beiden Krönungen von 1296 und 1300 wurden in Gnesen vollzogen; Lokietek verschob den Schwerpunkt des neuen Königreiches wieder nach Süden und erneuerte den Vorrang der Hauptstadt Klein-polens, der ihr schon vor zweihundert Jahren, zu Beginn der Theilfürstenthümerperiode,

zugestanden worden war. Dies hing wohl mit den Beziehungen zu Ungarn und zu Böhmen zusammen. Der enge Freundschaftsbund mit Karl Robert von Ungarn wurde nämlich zum Grundstein der äußeren Politik des neuen Königreiches, während in König Johann von Böhmen, der auf Polen als Erbschaft der Přemysliden Ansprüche erhob, ein gefährlicher Widersacher erwuchs.



Thronsegel der Königin Hedwig.

Wladyslaw nannte sich König von Polen, Herzog von Krakau, Sandomir, Kujawien, Sieradz und Łęczyca. Dieser Titel entspricht vollkommen dem Wesen des neuen Königreiches. Es war gewissermaßen eine Personalunion von sechs Staatskörpern, deren jeder trotz der Vereinigung ein besonderes Ganzes zu bilden nicht aufhörte. In jedem der Fürstenthümer, aus denen das Königreich bestand, besaß der König als Landesherr einen besonderen Hofstaat, der nunmehr vor Allem dazu berufen war, die Sonderinteressen des Landes der Krone gegenüber zu vertreten. Mit der Zeit verwischte sich völlig der ursprüngliche Charakter jener territorialen Hofämter, sie behielten nur die alten Benennungen

(Kämmerer, Truchseß, Schwerträger u. s. w.), wurden aber zu Landesämtern umgestaltet. Dagegen entstand ein neuer königlicher Hof, welcher den Mittelpunkt der in der Gründung begriffenen Centralverwaltung bildete. Von den Gebieten der alten Pfaffenmonarchie lagen Schlesien, Mazowien und ein Theil von Rußwien außerhalb des Königreiches. Die Fürsten dieser Gebiete, der Einheitsidee abhold, erblickten im bloßen Bestehen des Königthums eine Gefahr für ihre Stellung und schlossen sich den Feinden desselben, Johann von Böhmen und dem Deutschen Orden, an.

Der Verlust Pommerellens war für den neuen Staat sowohl in politischer als auch in volkswirthschaftlicher Beziehung ein harter Schlag. Ohne Zutritt zum Meere, ohne die Weichselmündungen schien Polen aller Mittel beraubt, sich zu einem kräftigen Staatswesen zu entfalten. So betrachtete auch der Stifter des Königreiches die Wiedererwerbung Pommerellens als seine Lebensaufgabe. Vergebens suchte er dieses Ziel durch den Proceß zu erreichen, den er gegen den Deutschen Orden vor dem päpstlichen Stuhl führte; dem günstigen Urtheil, durch das ihm der Besitz des entriessenen Gebietes zugesprochen wurde, mußte erst durch die Waffen Geltung erkämpft werden. Der mächtige, reiche Orden, der in seinen zahlreichen Häusern in Deutschland eine so ergiebige Quelle der Erneuerung seiner Kräfte besaß, war Polen weit überlegen. Vier Jahre (1328 bis 1332) wüthete in den Nachbarländern der furchtbare Krieg, in welchem die Grenzen des Ordensstaates durch die Eroberung Rußwiens weit in die polnischen Länder vorgeschoben wurden. Mitten in den Kämpfen zur Fortsetzung des Krieges starb König Wladyslaw am 2. März 1333.

Der Streit mit dem Orden wurde unter Kazimir dem Großen (1333 bis 1370) friedlich beigelegt. Der junge König erkannte richtig die Absichten des Ordens, der durch die Erwerbung polnischer Grenzländer für seinen Besitz an der Ostsee festen Halt zu gewinnen suchte. Dem gewaltigen Feinde, welcher mit den Luxemburgern und den mazowischen Fürsten im Bündniß stand, war Polen in seinem damaligen Zustande nicht gewachsen; die Fortsetzung des Krieges bedrohte den Bestand des jungen Königreiches. So war es die erste Sorge Kazimirs, den weiteren Eroberungen des Ordens Schranken zu setzen und wenigstens das Grenzland wiederzugewinnen, welches Polen in dem letzten Kriege verloren hatte. Es gelang ihm zuerst sich mit den Luxemburgern auseinanderzusetzen, nachdem er sie mittelst eines feinen diplomatischen Spieles durch seine Beziehungen zu den Wittelsbachern eingeschüchtern hatte. In dem Frieden, der 1343 mit dem Orden geschlossen wurde, verzichtete Kazimir auf Pommerellen, erwirkte aber die Rückgabe Rußwiens und gewann die Möglichkeit, seine Kräfte nach einer anderen Richtung zu entfalten, wo er für die im Westen erlittenen Verluste reichlichen Ersatz zu finden hoffte.

Es eröffneten sich nämlich an den südöstlichen Grenzen Polens weite Aussichten auf Erwerbungen, in deren Erhaltung und Ausdehnung Kazimir der Große seine Lebens-

aufgabe erblickte. Der Tod des letzten Fürsten von Halicz, Boleslaw Troydenowicz, hatte Kazimir noch im Jahre 1340 die Veranlassung gegeben, sich des herrenlosen Fürstenthums zu bemächtigen. Es galt jetzt, sich im Besitz der neuen Erwerbung zu befestigen und dieselbe gegen die Littauer sowie gegen die Tataren zu vertheidigen. Erst im Jahre 1347 wurde ein Abkommen geschlossen, in Folge dessen die rothruthenischen Gebiete von Lemberg und Halicz Kazimir zuerkannt wurden, während sich Littauen in der Herrschaft über Wolhynien behauptete. Bald kam es jedoch zu neuen Kämpfen, welche mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1366 dauerten. Kazimir erweiterte seine Herrschaft über die wolhynischen Gebiete von Belz, Chelm, Wladimir und Krzemieniec, indem er sie zwar littauischen Fürsten zu Lehen überließ, aber in den Burgen derselben polnische Truppen und polnische Starosten einsetzte. Wenn nicht Alles trügt, hatte sich Kazimir in jenen langwierigen Kämpfen noch weitere Ziele vorgesteckt. Im fernen Osten, hinter dem rothruthenischen Lande, lag das öde, herrenlose Gebiet von Podolien, dessen dünne Bevölkerung den Tataren tributpflichtig war. Podolien den Tataren zu entreißen, dessen fruchtbare Ebenen der polnischen Colonisation zu eröffnen und über Podolien hin bis an das Schwarze Meer vorzudringen, dies scheint die weitere Aufgabe gewesen zu sein, für welche die Erwerbung von Halicz die Vorbedingung bilden sollte. Auch hier kam aber Littauen dem König von Polen zuvor. Der Großfürst von Littauen Olgierd bemächtigte sich Podoliens nach dem Siege an den Blauen Wässern, den er über die Tataren erfochten hatte, und übergab seinen Neffen, den Koriatowiczzen, das neugewonnene Land zur Verwaltung. Doch gelang es Kazimir wenigstens durch freundschaftliche Beziehungen zu den Gebietern Podoliens der polnischen Colonisation den Weg in das „gelobte Land“ zu eröffnen.

Diese machte inzwischen in den rothruthenischen Gebieten bedeutende Fortschritte, und zwar sowohl auf den Kronsgütern als auch auf den Besitzungen der kleinpolnischen Herren, denen durch königliche Gunst große Latifundien zugewendet wurden. Die neue Erwerbung am Dnjester wurde für ganz Polen zu einer ergiebigen Quelle regen volkswirthschaftlichen Aufschwunges, an dem alle Stände reichlich theilnahmen. Das Land hatte von jeher keine geringe Rolle in den Handelsbeziehungen zwischen Osten und Westen gespielt und Lemberg, an einem Knotenpunkt wichtiger Handelsstraßen gelegen, war bereits zu einem ansehnlichen Marktplatz geworden. Seit der Erwerbung des Landes durch Kazimir den Großen und der Vertreibung der Tataren aus Podolien gewann diese Abzweigung des orientalischen Handels um so mehr an Bedeutung als auch die Beziehungen Kazimirs zu den Fürsten der Moldau und der Walachei, namentlich nach 1360, neue Wege zu den am Schwarzen Meere gelegenen gemessischen Colonien ebneten. Hieraus erwuchsen unermessliche Vortheile für die polnischen Städte, die nunmehr zu einer angesehenen Stellung in dem großen Verkehr des Welthandels gelangten; ihr Interesse

verband sich innig mit denen des Staates, dessen Schutz sie ihren Aufschwung verdankten, und führte sie zu einem engen Anschlusse an das nationale Königthum, dem gegenüber sie noch vor kurzem eine so feindselige Stellung eingenommen hatten.

So gewann das Königreich Polen unter der Herrschaft Kazimir des Großen immer mehr an innerer Kraft. Neben der Sorge um die Hebung des Wohlstandes, neben der gewissenhaften und strengen Ausübung der Rechtspflege war der König vorzugsweise durch unermüdlige Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung in Anspruch genommen. Er war weit davon entfernt, dem Lande neue Gesetze aufzudrängen; mit größter Schonung des bestehenden Herkommens, von dem das Rechtsbewußtsein des Volkes durchdrungen war, wurde die Niederschreibung des nationalen Gewohnheitsrechtes in Angriff genommen, wobei man die bedeutendsten Unterschiede zwischen den Gewohnheiten einzelner Länder auszugleichen und somit der festeren Einigung des Staates vorzuarbeiten suchte. Kazimir hoffte auf eine Fortentwicklung des nationalen Gewohnheitsrechtes auf der von ihm erschlossenen Bahn; im Zusammenhang damit stand unzweifelhaft diejenige Schöpfung des großen Königs, welche alle seine Werke überdauerte, die im Jahre 1364 erfolgte Errichtung der Universität Krakau, an welcher, seinen Absichten zufolge, dem Studium des römischen und canonischen Rechtes die vornehmste Stelle eingeräumt wurde.

Eine der wichtigsten Aufgaben, welche das wiedergeborene Königthum zu lösen hatte, bestand in dem Ausbau des Staates, mit dem bedeutende Gebiete des ehemaligen Pfaffenreiches in keiner Verbindung standen. Kazimir verzichtete darauf, die schlesischen Fürstenthümer, die bereits seit langer Zeit Polen entfremdet, mit der einzigen Ausnahme von Schweidnitz, die Lehenshoheit der böhmischen Krone anerkannt hatten, unter die Botmäßigkeit Polens zu bringen. Dagegen gelang es ihm, Mazowien durch Einführung des Lehensverhältnisses dauernd mit dem Königreich zu verbinden. Es war die Frucht einer besonnenen, jahrelang mit Umsicht geführten Politik, durch welche er Kaiser Karl IV. die Ansprüche der böhmischen Krone auf die Lehenshoheit über Plock aufzugeben und die mazowischen Pfaffen zum festen Anschlusse an Polen bewog. Im Jahre 1355, nachdem die mazowischen Fürstenthümer zu einem Ganzen wieder vereinigt worden waren, empfing Siemowit III. sein Herzogthum von der Krone Polen zu Lehen.

Durch die Erwerbungen im Osten und das kräftige Walten des weisen Königs im Innern war Polen zu einer bedeutenden Macht emporgestiegen. Kazimir wußte sein Ansehen den Nachbarmächten gegenüber zu bethätigen, indem er an den gegenseitigen Beziehungen der Luxemburger, der Habsburger und der verwandten Anjous keinen geringen Antheil nahm. Dadurch wurde Polen aus der bisherigen Absonderung herausgerissen und in unmittelbare Berührung mit den internationalen Angelegenheiten Mitteleuropas gebracht. Die Richtung der Politik Kazimir des Großen war durch sein enges Bündniß mit dem



Altarbild der heiligen drei Könige (angebliche Porträts der Könige Maximir des Großen, Ludwigs des Großen und Wladyslaw Jagiello).

ungarischen Hofe bestimmt. Er war ja selbst gewissermaßen ein Zögling desselben und verdankte so manches der geistigen Anregung jener Cultureinflüsse, welche mit den Anjou's aus Neapel an die Donau verpflanzt worden waren. So glaubte er auch die Zukunft seines Reiches am sichersten zu begründen, indem er in Ermanglung eigener männlicher Erben seinen Neffen, den König Ludwig von Ungarn, zum Thronfolger bestimmte. Die Personalunion mit Ungarn, unter dem Scepter des mächtigen Königs, dessen politischer Gesichtskreis sich weit über die Balkanhalbinsel erstreckte und andererseits bis nach Neapel reichte, erschien ihm als die sicherste Bürgschaft für die Fortsetzung und Förderung der begonnenen Culturarbeit, sowie überhaupt für die weitere Entwicklung Polens in jener Richtung, die er der Schöpfung seines Vaters vorgezeichnet hatte. Auch die weitzielenden Aussichten, die Kazimir seinem Reiche gegen Südosten zu eröffnen suchte, schienen am leichtesten im Anschlusse an Ungarn ihre Verwirklichung finden zu können. Mit dem Tode Kazimir des Großen erlosch der königliche Stamm der Piasten (5. November 1370).

König Ludwig hatte ebenfalls keine männlichen Nachkommen; das letzte Jahrzehnt seiner geschichtlichen Laufbahn, in welches seine Herrschaft über Polen fällt, war hauptsächlich durch weitaussehende dynastische Pläne in Anspruch genommen, durch die er zugleich die Zukunft seiner Tochter und seiner Königreiche zu sichern suchte. In Polen waren seine Bemühungen vor Allem auf die Anerkennung der weiblichen Erbfolge gerichtet, die er sich durch die weitgehenden Zugeständnisse des Privilegiums von Kaschau (1374) von den Großen des Reiches erkaufen mußte. Während er die Krone von Ungarn für seine zweitgeborne Tochter Hedwig bestimmte und durch die Verlobung derselben mit Herzog Wilhelm von Oesterreich dem ungarischen Reiche die Aussicht auf Erwerbung eines Theiles der Länder der jüngeren Habsburgerlinie zu eröffnen suchte, sollte seine ältere Tochter Maria den polnischen Thron besteigen. Ihre Verlobung mit dem Markgrafen von Brandenburg, Sigismund, beruhte auch auf politischer Berechnung. Durch die Vereinigung mit Brandenburg und durch dessen Anwartschaft auf Pommern wäre Polen gegen Westen weit vorgeschoben worden, und zwar nicht ohne Aussicht, wieder den Zutritt zur Ostsee zu erreichen, von der es durch den Verlust Pommereleus abgeschnitten war. Es scheint, als wenn diese Pläne in einem gewissen Zusammenhang mit der politischen Strömung gestanden hätten, die für Sigismund unter den großpolnischen Herren starke Sympathien erweckte und noch im XV. Jahrhundert einen ähnlichen Gedanken in der brandenburgischen Candidatur um den polnischen Thron auftauchen ließ. Vom Standpunkte Ludwigs aber sind wohl seine Absichten in Bezug auf das „ruthenische Reich“ nicht ohne Einfluß auf den Plan der brandenburgischen Heirat geblieben.

Nach dem Tode Ludwigs (11. September 1382) wurde unerwarteterweise Maria auf den ungarischen Thron erhoben, Polen fiel ihrer Schwester Hedwig zu. Zwei Jahre

dauerte das Interregnum, während dessen in Großpolen ein heftiger Bürgerkrieg entbrannte; erst im October 1384 kam die junge, vierzehnjährige Königin nach Polen. Die Verlobung Hedwigs mit Wilhelm von Oesterreich verlor ihre ganze politische Bedeutung, seitdem ihr anstatt Ungarns die Herrschaft über Polen beschieden war. Eine starke Partei, welche während des Bürgerkrieges den Pfaffen Ziemowit, Herzog von Mazowien, auf den Thron zu erheben suchte, war bestrebt, durch dessen Vermählung mit Hedwig dem angestammten Herrscherhause wieder die Krone zuzuwenden. In den Kreisen der kleinpolnischen Magnaten ist dagegen der kühne Gedanke aufgekommen, die junge Königin an den Großfürsten von Littauen, Jagiello, zu verheiraten. Littauen war noch ein heidnisches Land und auch dessen Gebieter ein Heide. Der größte Theil des littauischen Reiches bestand jedoch in ruthenischen Ländern. Sie wurden von Brüdern und Vettern des Großfürsten verwaltet, von Fürsten aus dem Geschlecht Gedymins, die sämmtlich der ruthenischen Kirche angehörten. Die ganze Dynastie stand unter einem starken Einflusse des ruthenischen Elements; Jagiello selbst scheint im Begriff gewesen zu sein, die Taufe in der ruthenischen Kirche zu empfangen und „den ruthenischen Glauben“, wie man sich in jener Zeit auszudrücken pflegte, in Littauen einzuführen. Da erhielt er von Krakau aus die Einladung, um die Hand der schönen Königin von Polen zu werben, wobei selbstverständlich die Annahme des katholischen Glaubens als die erste Vorbedingung betrachtet wurde.

Die Krakauer Herren waren zu jenem Schritte besonders durch die Rücksicht auf das rothruthenische Gebiet bestimmt. Seit dem Tode König Ludwigs war dieses Land für Polen verloren; das Haliczzer Gebiet wurde von Ungarn im Namen der Königin Maria verwaltet, während die wolhynischen Districte den Littauern freigegeben waren. Es gab nur ein Mittel, nicht nur die ruthenischen Länder, die von Kazimir erworben waren, wiederzugewinnen, sondern zugleich im Sinne der Bestrebungen des großen Königs die Grenzen Polens weit nach Osten, über Podolien hinaus, gegen Kiew und den Dnjeprstrom zu erweitern, und dieses Mittel bestand in der Berufung des Herrschers von Littauen auf den polnischen Thron.

Es war ein großartiger Gedanke, an dem wir wohl die politische Schule Kazimir des Großen zu erkennen berechtigt sind. Über die Gefühle der jugendlichen Königin, welche ihrem ritterlichen Bräutigam treu geblieben war, setzte sich die kalte, politische Berechnung rücksichtslos hinweg. Wilhelm, der bereits nach Krakau gekommen war, wurde genöthigt, zu weichen; nach langem Seelenkampfe entschloß sich Hedwig, dem Wohle ihres Volkes, der Sache des Christenthums ihr eigenes Glück zum Opfer zu bringen. Am 15. Februar 1386 empfing Jagiello im Krakauer Dom die Taufe; zum König von Polen gekrönt, brachte er alle die weiten Gebiete seines Reiches, die littauischen und die ruthenischen unter die Herrschaft der polnischen Krone.

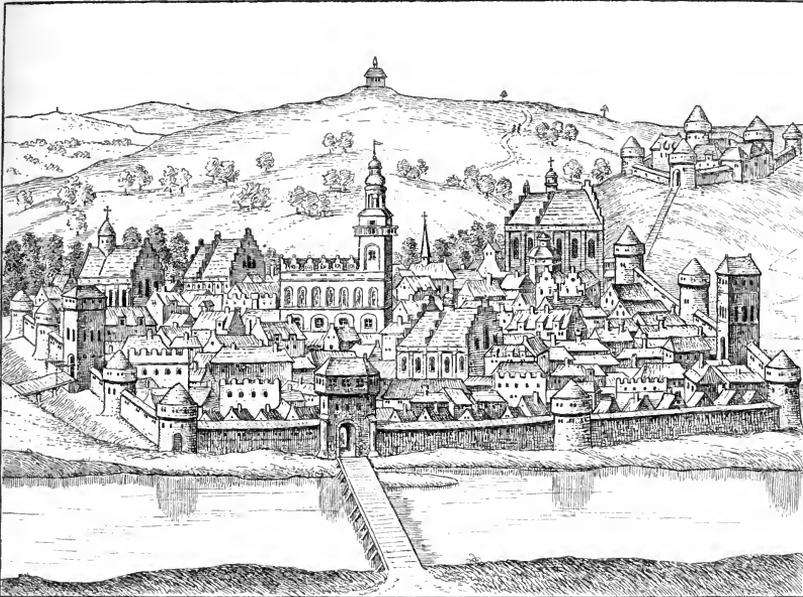
### Ruthenische Theilfürstenthümer bis zur Vereinigung mit Polen 1387.

„Im Jahre der Welt 6489 (das ist 981 n. Chr.) zog Wladimir gegen die Lechen und nahm ihre Städte, Przemysl, Tzerwieß und andere Städte, die auch noch heute zu den Ruthenen gehören.“ Diese Zeilen des ältesten slavischen Chronisten, Nestor, geben uns die erste Nachricht von dem heutigen Ostgalizien und seinen Städten. Das Land gehörte somit vor dieser Zeit den Lechen oder den Polen, bis es im Jahre 981 von Wladimir — es war der ruthenische Fürst Wladimir der Große — erobert wurde. Das hier erwähnte Ereigniß, mit welchem das Land in die Geschichte eintritt, ist für dessen ganze Zukunft symbolisch; es war schon bei seiner geschichtlichen Geburt, wie auch später, Gegenstand des Streites zwischen den beiden mächtigsten Völkern der Slaven, den Ruthenen und den Polen.

Im Jahre 981 schon strebten diese beiden Reiche mächtig auf. Das polnische entstand auf dem Wege der auch sonst gewöhnlichen Entwicklung: eine der zahlreichen von der Elbe und Saale bis über die Weichsel, theilweise bis über den Dnjepr, verbreiteten stammverwandten Völkerschaften, nämlich die Polanen an der Warta, vereinigten die mittleren ihrer Stammesbrüder zu gemeinsamem staatlichen Leben. Ihr Fürst war im Jahre 981 Mieszko I. aus dem Hause der Piasten, der fünfzehn Jahre früher durch die Annahme des Christenthums im römischen Ritus sein Reich dem westlichen Culturleben aufschloß. Das ruthenische Reich war das Werk einer fremden Eroberung. Die Normannen, hier Waräger genannt, von dem Stamme Ruß, unterjochten unter der Führung des Rurik und seiner Nachkommen, der Rurikowitzen, die östlichen slavischen und nicht slavischen Völkerschaften und gründeten auf diese Weise ein Reich, das von ihnen den Namen „Ruś“ erhalten hat. Der schon in der Entstehung begründete Gegensatz zwischen den beiden Reichen wurde noch dadurch verschärft, daß die Ruthenen unter demselben Wladimir dem Großen, im Jahre 988, das Christenthum in der orientalischeslavischen Form bei sich einführten. Indem die östlichen Slaven der orientalischeslavischen, die westlichen der römischen Kirche sich zuwandten, entstand schon vom Anbeginn eine tiefe Kluft in der Mitte der Slavenwelt, welche ihre Geschichte und ihr gegenseitiges Verhältniß für die ganze Zukunft bestimmte.

Unser Land oder, wie man es damals zu nennen pflegte, das Tzerwenische, das Rother Land, war in der Mitte zwischen beiden gelegen und lange war es ungewiß, welcher der beiden großen Völkergruppen es zufallen werde. Denn mit der Eroberung vom Jahre 981 war es noch nicht abgethan. Als Polen unter Bolesław I. Chrobry einen gewaltigen Aufschwung nahm, die Slowakei, Mähren, Lausitz, Meißten, Pommern eroberte, kam im Jahre 1018 die Reihe auch an das Tzerwenische Land, welches Bolesław auf

seinem zweiten ruthenischen Zuge für Polen zurückgewann. Als jedoch mit Boleslaws Tode seine großartige Schöpfung in Trümmer zerfiel und gegen seinen Sohn Mieszko II. im Jahre 1031 eine große Coalition auftrat, da benützte dies der ruthenische Fürst Jaroslaw I., um die Czerwenische Städte für sich in Besitz zu nehmen. Als sodann Polen sich aus dem Verfall wieder erhob und der gleichnamige Urenkel Boleslaws I. sich stark genug fühlte, in die Fußstapfen seines Ahnherrn zu treten, versäumte er nicht, auf einem neuen ruthenischen Zuge (1070) das Czerwenische Land wieder an Polen zu bringen. Aber es blieb nicht bei



Przemyśl um das Jahr 1616.

Polen. Wie es wieder verloren ging, können wir zwar nicht sagen, aber gewiß ist, daß es sieben Jahre später, das ist 1087, ein besonderes Theilsfürstenthum unter einem Seitenzweige der ruthenischen Dynastie, den Rostislawiezen, bildete und daß es seitdem durch dritthalb Jahrhunderte im ruthenischen Staatenverbände verblieb.

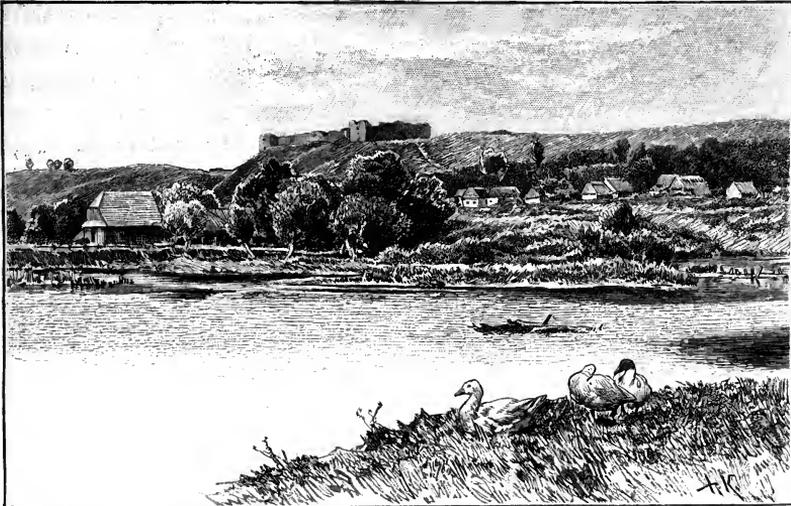
So wurde denn nach langem Schwanken die Zukunft dieses Landes für Jahrhunderte, ja gewissermaßen für immer entschieden. Es blieb bei dem Osten, es nahm das orientalischeslavische Glaubensbekenntniß, mit ihm die slavische Schrift und die übrigen Culturelemente an, es wandte sich vorderhand ab vom Westen, um an dem eigenthümlichen östlichen

Geschichtsleben theilzunehmen. Auch den Namen theilte es seither mit den übrigen von den Warägern eroberten Ländern, indem es sowie jene „Ruś“, nur zur Unterscheidung „Czerwona Ruś“, das ist das rothe ruthenische Land genannt wurde. Nicht als ob dadurch Land und Volk mit allen übrigen Völkern der Rurikowiczzen identisch geworden wäre. In dem ungeheueren Reiche derselben waren slavische und nicht slavische, meist finnische Völker vereinigt, welche letztere zwar auch mit der Zeit slavisirten wurden, nichtsdestoweniger sich ihrem ganzen Wesen nach von den ursprünglich slavischen Reichsgenossen unterschieden. Die Wissenschaft hat zwar darüber noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, aber das untrüglichsie Zeichen dieser Verschiedenheit ist das tief eingewurzelte Volksbewußtsein, indem der ruthenische Bauer es durchaus nicht zulassen wird, daß man ihn für identisch mit einem „Moskał“ (Moskowiter) halte. Aber das Glaubensbekenntniß, die Schrift und durch dritthalb Jahrhunderte auch die Geschichte zogen um alle diese Völker äußerlich ein solches Band der Gemeinsamkeit, daß die meisten europäischen Sprachen diesen Unterschied nicht einmal kennen. So faßt auch die deutsche Sprache alle Länder des einstigen Reiches der Rurikowiczzen unter dem Namen Rußland auf, wobei sie höchstens Groß- und Kleinrußland unterscheidet, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß das Wort „Rußland“ heute einen ganz bestimmten Staat bezeichnet, und daß diese Indifferenz in den Benennungen nothwendig eine Begriffsverwirrung nach sich ziehen muß. In neuerer Zeit ist zwar, wohl mit richtigem Tactgefühl, für die Bezeichnung des Volkes das Wort „Ruthenen“ aufgefunden, aber das Land dieser Ruthenen wird auch heute noch Rußland, Kleinrußland, Nothrußland, Weißrußland genannt und damit der Verwechslung immer ein offener Raum gelassen. Um das zu vermeiden, werden wir im Folgenden das Land der Ruthenen, entsprechend dem slavischen „Ruś“, „Ruthenien“ benennen, da sich einmal das Wort „Ruthenen“ in der deutschen Sprache eingebürgert hat.

Die Gründer der ersten Dynastie unseres Landes, der Rostislawiczzen, waren die drei Söhne des Rostislaw, eines Urenkels Wladimir des Großen, Rurik, Wokodar und Wasylko mit Namen. Ruthenien war damals in Theilfürstenthümer getheilt, über welche der Großfürst von Kiew die Oberherrschaft führte. Die unselige Senioratserbfolge, die hier auch auf die Theilfürstenthümer ausgedehnt wurde, beschwor unzählige Bruderkriege herauf, die Jahrhunderte währten und zugleich mit den Einfällen benachbarter Nomaden, namentlich der Polowcer, mißglückliches Elend über das Land brachten. Auch die Rostislawiczzen gehörten zu den enterbten Fürsten, sie schlugen sich daher lange nach einem Besitz herum, bis es ihnen endlich im Jahre 1087 gelang, das Czerwenische Land, wahrscheinlich von Polen, zu erobern.

Der erste regierende Fürst dieses Landes war Rurik Rostislawicz, seine Hauptstadt Przemysł am San. Nach seinem baldigen Tode (gestorben 1092) theilten sich

seine Brüder in die Herrschaft; Wokodar nahm Przemyśl, Wasylko Trembowla. Aber der Besitz des Landes kostete sie noch harte Kämpfe, die von schweren Verbrechen begleitet waren. Kurik und Wasylko ließen ihren Gegner, Jaropek von Wladimir, meuchlings ermorden, der Bruder des Ermordeten, Großfürst Swiatopek zusammen mit David Sgorewicz den Wasylko des Augenlichtes berauben, worauf sich der Großfürst auf das Land der Kostiskawiczen warf und den Ungarukönig Koloman zu Hilfe rief. Zum erstenmal zog der König von Ungarn — es war im Jahre 1099 — über die Karpathen, wurde aber von den Kostiskawiczen und den herbeiggerufenen Polowcern bei Przemyśl aufs Haupt



Ruine von Trembowla.

geschlagen. Erst seit diesem entscheidenden Siege blieben die Kostiskawiczen unangefochten in dem Besitz des Czernwischen Landes und konnten es, selbst dem Senioratsgesetze zuwider, auf ihre Kinder vererben.

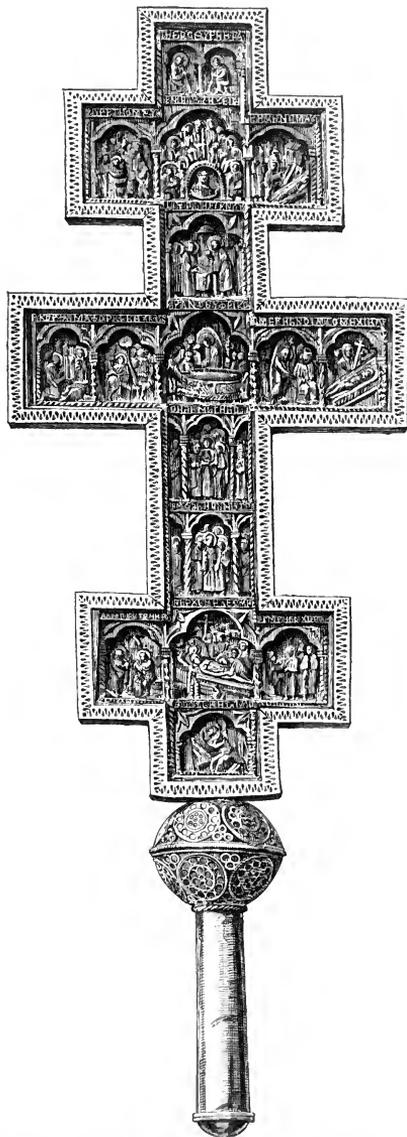
In dem südwestlichen Winkel des ruthenischen Staatengebldes, am San, Bug und Dniestr, entstand auf diese Weise ein kleines, aber bald anwachsendes Reich, das im Laufe der Zeit einerseits in die Geschichte der anderen ruthenischen Länder mit Nachdruck einzugreifen vermochte, andererseits vermöge der vielfachen Beziehungen zu den benachbarten Ungarn und Polen nicht aufhörte, ein Bindeglied zwischen dem Osten und Westen zu sein. Bald kam der Name auf, mit dem das Land jetzt benannt wird. Der zweite Sohn Wokodars, Wladimir I., der alle Äquaten der Dynastie beerbte und die fruchtbaren Länder von den

Flüssen Wisłok und San bis in die Moldau hinein unter seiner Herrschaft vereinigte, verlegte die Hauptstadt des Reiches von dem westlichen Przemyśl weiter nach Osten, nämlich nach Halicz am Dnieſtr. In einer Urkunde vom Jahre 1134 heißt schon dieses Reich „der Thron von Halicz“, lateinisch Halicia oder Galicia.

Unter den ersten Kostiſlawiezen, Wołodar (1092 bis 1125), Roſtiſław (1125 bis 1126), Wladimir I. (1125 bis 1153), Jarosław Dſmomyſł (das ist dem Achtsinnigen, 1153 bis 1187), gelangte das Ezerweniſche oder das nunmehrige Galiezer Reich zu ziemlich bedeutender Macht und Blüte. Wohl waren die hergebrachten Bruder- und Bürgerkriege, in die sich auch die westlichen Nachbarn, die Polen und die Ungarn, einmischten, auch hier an der Tagesordnung. Aber die thatkräftigen Fürsten wußten sich nicht nur aller feindlichen Angriffe zu erwehren und der inneren Wirren Meister zu werden, sondern auch die Nachbarreiche, selbst die von Kiew, Ungarn und Polen, ihre Macht fühlen zu lassen. Aber was wichtiger war, unter der Regierung der Kostiſlawiezen kam in dem Lande das rutheniſche Wesen zur ausschließlichen Herrschaft, da sie zu der Fürstenschaft der Rurikowiczzen gehörten und das Land fortan ein Glied des rutheniſchen Staatencomplexes bildete. In noch höherem Maße wurde die sich nun bildende Gemeinsamkeit durch die orientaliſche Kirche gefördert, die wohl damals erst in dem Lande feste Wurzeln faßte und ihre letzte Ausbildung erhielt. Alle rutheniſchen Länder bildeten nämlich eine Kirchenprovinz, die in Biſthümer getheilt unter der Oberleitung des Metropolitens von Kiew stand. In Rothruthenien bestanden in dieser Zeit, ohne daß wir ihre Anfänge zu bestimmen im Stande wären, die orientaliſchen Biſthümer Przemyśl, Wladimir und Halicz, wozu später Chekn hinzukam. Diese Biſthümer gehörten nun auch der Kiewer Metropole an.

Der Zustand des Landes scheint in jenen Zeiten, trotz vieler Stürme und Kriege, ein glücklicher gewesen zu sein. Zufällige Andeutungen der Quellen weisen auf einen bedeutenden Wohlstand des Volkes hin, auf blühenden Ackerbau und weit ausgedehnten Handel. Kaufleute aus Mesembrien erhalten Handelsprivilegien, ungarische und böhmische Waaren werden durch das Land geführt, auf der Donau segeln Galiezer Schiffe und Fischfänger. Der wachsende Wohlstand hat auch in der Literatur eine schöne Frucht gezeitigt. Gegen Ende des XII. Jahrhunderts entstand in den rutheniſchen Ländern, wenn auch nicht in unserem Lande, ein Epos, welches mit hochpatriotiſchem Gefühl einen Zug des Zgor Swiatoſlawicz, Fürsten von Putywl, gegen die Poloweer beſang. Darin findet sich auch ein Aufruf an den achtsinnigen Jarosław von Halicz: Hoch ſißt er auf seinem aus Gold geschmiedeten Throne, er stützt die ungarischen Gebirge mit seinen eisernen Truppen und verlegt dem König den Weg; er ſperrt die Donauthore ab, indem er Laſten durch die Wolken ſchleudert und Schiffe auf die Donau entſendet. Vor ihm fließen Schrecken über die Länder, er erbricht die Thore von Kiew und ſchießt von seinem goldenen Sitze Sultane herab.

Die Bevölkerung gliederte sich in analoger Weise wie in den westlichen Ländern in freie und unfreie Leute mit verschiedener Abstufung. In politischer Beziehung spielten nur die Großen oder die Bojaren eine, und zwar hervorragende Rolle. Die Haliczzer Bojaren-schaft war kein Adel im westeuropäischen Sinne. In der politischen Gestaltung des Gemeinwesens, das durch die warägische Eroberung entstand, hielten sich lange drei Factoren die Waagschale: die Gemeinde, der Fürst und die ursprünglich normännische Gefolgschaft. In dem zwischen denselben naturgemäß ausbrechenden Kampfe gewann in einzelnen Theilen des weitausgedehnten Reiches je einer von ihnen das Übergewicht: in dem weiten Osten siegte der Fürst und da ging das despotische Reich Moskau hervor; im Nordwesten neigte sich die Waagschale der Gemeinde zu und schuf die Republiken von Großnowgorod und Pskow; in dem südwestlichen Haliczzer Lande endlich war es die Gefolgschaft, die in der uns beschäftigenden Zeit den Sieg zu erringen suchte und, schon längst anfällig, mit reichen Ländereien ausgestattet, ihre Fürsten mit einer Leidenschaft bekämpfte, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht. Das waren die Haliczzer Bojaren, die der Chronist „die bösen, gottlosen, arglistigen Haliczaner“ nennt, so oft er auf sie zu sprechen kommt. Schon unter Wladimir I. und Jaroslaw hatten sie ihr Spiel begonnen.



Ein Vortragkreuz; Geschenk des moldauischen Wojwoden Alexander an das ruthenische Bisthum Przemból (1487).

Bald war es ein Prätendent, Wladimir's Brudersohn Zwanko Berladnik, der ihnen zum Verrathe Gelegenheit bot, bald hatten sie aus Anlaß einer Geliebten Zarosklaws, Nastaska (Anastasia) Czargowa eine Verschwörung angezettelt, in der sie den Fürsten gefangen nahmen, die Czargowische Familie niedermeßelten und die unselige Nastaska auf dem Scheiterhaufen verbrannten. Wladimir I. und Zarosklaw waren noch im Stande sich ihrer Umtriebe zu erwehren, aber bald nahmen dieselben einen solchen Umfang an, daß der Staat nahe war, darüber zu Grunde zu gehen. Infolge dessen nahm auch die weitere Geschichte des Galiczer Landes eine andere Richtung. Die Wühlereien der Bojaren waren nämlich zu großem Theile Schuld daran, daß in der nach Zarosklaw folgenden Zeit die westlichen Nachbarn immer mehr Einfluß in dem Lande gewinnen, ja dasselbe zunächst zeitweise, dann für immer unterwerfen konnten. Dadurch bereitete sich aber auch die Zeit vor, in der das Land den westlichen Cultureinflüssen, von denen es sich seit einem Jahrhundert abgekehrt hatte, wiedergewonnen wurde.

Zarosklaws Sohn Wladimir II. (1187 bis 1198) war ein leichtfertiger Fürst; seine wilde Ehe mit einer Popadia (Priestersfrau) veranlaßte eine neue Erhebung der Bojaren, in deren Folge Wladimir vertrieben und der Fürst des benachbarten Wladimir, Roman Wstislawicz nach Galicz berufen wurde. Fremde Fürsten säumten nicht, diese Wirrnisse für sich auszunützen. Zunächst saßte König Béla III. von Ungarn, zu welchem Wladimir geflohen war, den Plan, hinter den Karpathen eine Secundogenitur Ungarns zu gründen. Er schob Wladimir einfach bei Seite, nahm ihn sogar gefangen, zog selbst nach Galicz, verdrängte Roman und setzte dort seinen zweiten Sohn Andreas ein (1188).

Die harte und unbuldsame Herrschaft der Ungarn, welche die ruthenischen Kirchen in Pferdeställe verwandelten, rief unverweilt in Galicz neue Bewegungen hervor. Fürst Wladimir, der aus seinem Gewahrsam entfloß, gelang es, das Oberhaupt der westlichen Christenheit, Kaiser Friedrich I. für sich zu gewinnen, mit dessen Empfehlung er sich zu dem Herzog von Polen, Kazimir dem Gerechten, begab. Aber auch dieser hatte bereits auf die Polen benachbarten ruthenischen Grenzgebiete sein Augenmerk gerichtet und nordwärts von Galicz namhafte Erfolge davongetragen. Er nahm sich zwar Wladimir's an, vertrieb die Ungarn aus Galicz und setzte ihn dort ein (1189). Aber das war nur ein Wechsel der Oberherren; statt der ungarischen Herrschaft war nun ein polnisches Übergewicht eingetreten: jedenfalls war es nicht mehr das Land selbst, das seine Geschicke bestimmte.

Mit Wladimir II. (gestorben 1198) starb die Dynastie der Rostislawiczen aus; zur Herrschaft in Galicz gelangte nun mit polnischer Hilfe der uns schon bekannte Fürst von Wladimir, Roman Wstislawicz (1199 bis 1205), der Begründer der zweiten hiesigen Dynastie, der Romanowiczen, welche die beiden Territorien, Galicz und Wladimir,

lateinisch Galicia und Lodomeria, vereinigte. Grausam, aber thatkräftig richtete Roman das Reich wieder mächtig auf. Zu Hause hielt er mit unmen schlichen Strafen jedes Widerstands gelüste der Bojaren nieder, denn er befolgte den Grundsatz, daß man vom König nicht eher kosten könne, bis man die Bienen erstickt. Nach außen erhob er sein Reich in erstaunlich kurzer Zeit zum mächtigsten in Ruthenien, schob seine Grenzen weit nach Osten in die Steppen der Polowcer hin, eroberte Kiew, die Hauptstadt der ruthenischen Lande und befreite selbst Constantinopel von den Walachen und Polowcern. Der Chronist nennt ihn „Selbstherrscher von ganz Ruthenien“. Natürlich duldete er auch keinen fremden Einfluß. Er verschmähte mit stolzer Überhebung die ihm vom Papst Innocenz III. angetragene Königskrone, und als ihm der Legat die Lehre des Papstes von den zwei Schwertern auslegte, schlug er selbstbewußt an sein eigenes Schwert und sagte: „Ist denn des Papstes Schwert so gut wie das da?“ Um den Einfluß Polens, das ihm den Thron von Galiz verschafft hatte, zu beseitigen, verband er sich mit Ungarn. Als er aber den Polen die Grenzstadt Lublin zu entreißen versuchte, wurde er von ihnen bei Zawichost unvermuthet überfallen und verlor im Getümmel das Leben (1205).

Kaum war jemals für ein Land der Tod seines Fürsten verderblicher als der Tod Romans für Wladimir-Galiz. Da er nur zwei unmündige Söhne, den vierjährigen Daniel und den zweijährigen Wasylko hinterließ, so glaubte seine Witwe bei den Nachbarn einen Rückhalt suchen zu müssen und schloß unverweilt mit dem König von Ungarn Andreas II. in Sanoß einen Vertrag ab,

kraft dessen der König ihre Kinder in Schutz nahm und zu diesem Zweck nach Galiz eine Besatzung legte. Um welchen Preis er dies that, wird nicht überliefert, aber seit dieser Zeit, das ist seit dem Jahre 1206 findet sich in seinen Urkunden der Titel: „Rex Galicie et Lodomeriae“. Wohl trifft man den Titel „König von Galizien“ schon in einer Urkunde Stefans II. vom Jahre 1124, sowie in einer Béla's III. vom Jahre 1190 an; da er aber in jenen Zeiten nur ganz vereinzelt vorkommt, so kann er nur vorübergehende Ansprüche zum Ausdruck gebracht haben, die keine weitere Bedeutung hatten. Seit dem Jahre 1206 aber finden wir ihn in jeder vollständigen Titulatur Andreas' II. sowie seiner Nachfolger, was kaum anders erklärt werden kann, als daß auf jener Zusammenkunft von Sanoß die



Ein Kreuz aus Kupfer mit Email, gefunden bei den Ausgrabungen von Galiz.

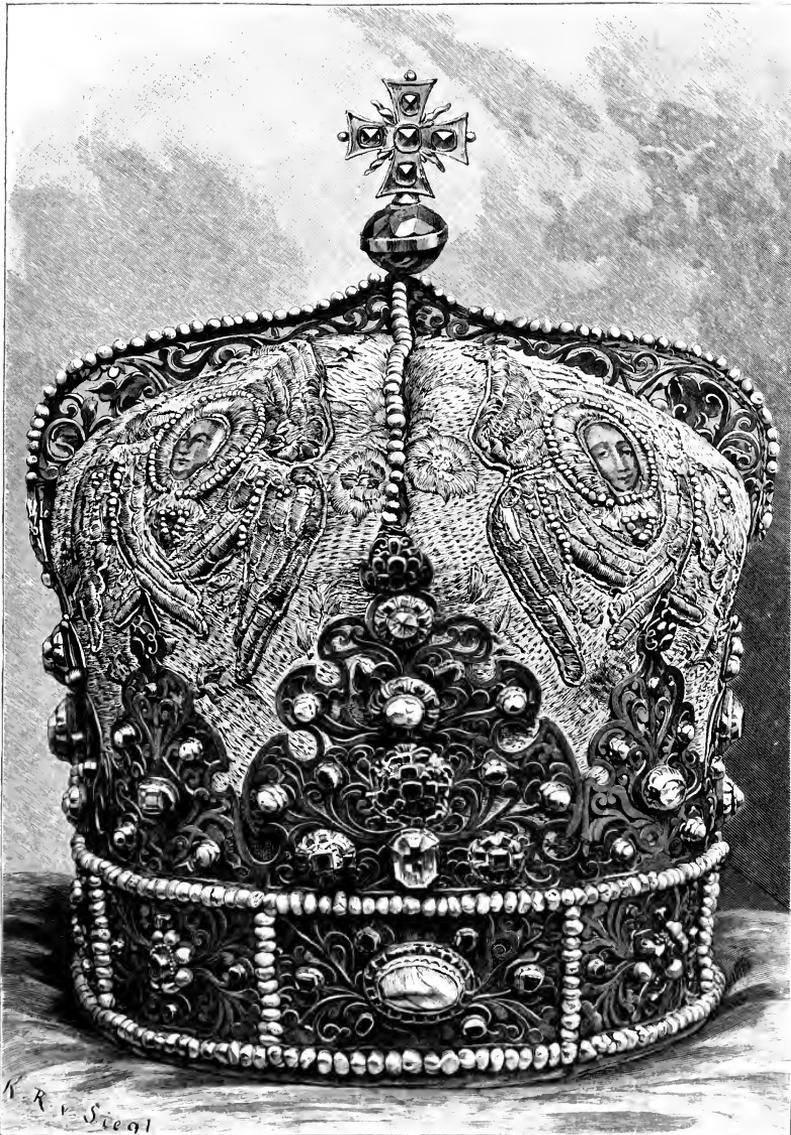
bedrängte Frau die Oberhoheit Ungarus für Galiez und Wladimir anerkannt hatte, um den Thron dieser Länder ihren Kindern zu erhalten.

Aber dieses Opfer half ihr nicht viel. Es folgten nun vierzig Jahre voll furchtbarer Stürme, Thronumwälzungen, Wühlereien und Verschwörungen, die jeder Beschreibung spotten. Der Haß, den sich Roman durch seine Grausamkeiten bei den Bojaren zugezogen, ging nun auf dessen Kinder über, die zu wiederholtenmalen vertrieben, gegen deren Leben sogar Nachstellungen gemacht wurden. Die verschiedensten Fürsten wurden auf den Thron von Galiez erhoben und wieder gestürzt, oder Fremde, namentlich die Ungarn zu Herren des Landes herbeigerufen. Bis wie weit sich die Leidenschaftlichkeit der Bojaren verstieg, kann man an dem Beispiel der drei Igorewizen, der Söhne des im Liede gefeierten Igor von Putywl ersehen, die, von den Bojaren selbst zu Fürsten berufen, als sie die Zügel fester zu ergreifen versuchten, von ihnen aufgehängt wurden. Wenn bei solchen Zuständen das Land nicht schon damals einem Nachbar zur Beute fiel, so hatte es dies nur der Unfähigkeit der damaligen Herrscher von Ungarn und Polen, Andreas' II. und Leszeks des Weissen, und ihrer Rivalität zu verdanken.

Aber das Jahr 1214 schien in dieser Beziehung eine Entscheidung herbeiführen zu sollen. Den Bojaren gefiel es damals, einen aus ihrer Mitte, Wladyslaw Kormiliczyc, auf den Thron Romans zu setzen. Diese Annäherung bewog die beiden Nebenbuhler, Andreas und Leszek, sich zu vergleichen; sie gingen unter einander den sogenannten Zipfer Vertrag ein, wonach der fünfjährige zweitgeborene Sohn Andreas' II. Koloman die dreijährige Tochter Leszeks Salomea heiraten und beide Galiez als Königreich erhalten sollten. Man vertrieb den Usurpator und ließ das kleine Paar durch den Erzbischof von Gran zu Königen der Ruthenen oder Galiziens — denn so nannte sich Koloman — krönen (1214). Da man gleichzeitig das Land Wladimir den Söhnen Romans überließ, schienen die wichtigsten Ansprüche befriedigt und die weiteren Umwälzungen im Lande beseitigt.

Der Zipfer Vertrag hatte aber auch eine allgemeinere Bedeutung. König Andreas schrieb damals an den Papst: „Wisse Eure Heiligkeit, daß die Fürsten und das Volk von Galiez, die unserer Botmäßigkeit unterworfen sind, uns demüthig ersucht haben, daß wir ihnen unseren Sohn Koloman zum König geben; sie wollen in Zukunft in Einheit und Gehorsam der heiligen römischen Kirche verbleiben, falls ihnen erlaubt werde, vom eigenen, dem griechischen Ritus nicht abzulassen“. Das Reich Galiez sollte auf diese Weise der Bestimmung, die ihm seine geographische Lage zu bieten schien, näher treten, ein Beispiel der Vereinigung der Kirchen und Culturen geben, das auch für die übrige christliche Welt nicht ohne Bedeutung bleiben konnte.

Das große Werk kam damals nicht zu Stande. König Andreas brach aus kleinlicher Länderjucht schmählich den Vertrag von Zips und brachte so Alles aus den Fugen.



Die Freymüster bishöfliche „Mitra“.

Es folgten nun wieder lange Jahre der furchtbarsten Zerrüttung im Lande, bis endlich Daniel Romanowicz, zu reiferen Jahren gekommen, über alle gegen sein Haus entfesselten Elemente Meister zu werden, jeden Verrath und jede Verschwörung niederzuhalten, alle ungerechten Ansprüche abzuweisen und, unendlichemale vertrieben, sich schließlich doch in Halicz festzusetzen vermochte. Da er überdies noch andere nördliche Gebiete und auch Kiew an sich brachte, war am Ende das ganze Reich seines Vaters bis zu den Quellen des Niemen und Dniepr wieder in seinen Händen. Aber der Sieg des Romanowiczen war das Todesurtheil für Halicz. Der alte Stamm der Haliczer Wojaren wurde von Daniel fast vollständig ausgerottet; mit ihnen verschwand auf immer die alte Herrlichkeit von Halicz, das mit der Zeit zu einem unbedeutenden Städtchen herabsank.

Der Kampf um Halicz war noch nicht ausgefochten, als über das vielgeprüfte Land der furchtbare Mongolensturm heraufbrauste. Schon im Jahre 1223 bluteten die ruthenischen Fürsten in der Tatarenschlacht an der Kassa, darunter auch die beiden Romanowiczen. Als dann nach vierzehn Jahren die Barbaren unter Batuchan abermals gegen Westen zogen, ging der schreckliche Zug über Kiew, Wladimir, Halicz, die mit den anderen ruthenischen Städten in Schutt und Trümmer gelegt wurden. Daniel floh vor den Unmenschen nach Ungarn und von da nach Polen. Aber auch diese Reiche wurden vom gleichen Schicksal ereilt, wie ein Steppenbrand ging das Verderben über den ganzen Osten Europa's hin. Wenn aber Polen und Ungarn nach dem Verlöschen des Brandes sich bald zu neuem Leben erholten, so wurde den russischen und ruthenischen Ländern dieser Trost nicht zu Theil, denn sie verblieben seit dieser Zeit Jahrhunderte lang in der Knechtschaft der Tataren. Ein Fürst nach dem anderen ging nun zum Chan nach Seray, um sich von ihm seine Würde übertragen zu lassen. Im Jahre 1250 kam die Reihe an Daniel, denn der Chan schickte zu ihm und befahl: „Gib Halicz heraus!“ Mit Verzweiflung im Herzen, erzählt der Chronist, sich Gott und dem heiligen Michael empfehlend, unter Gebeten des ganzen Landes, begab er sich auf den Weg, wie auf den des Todes, und mußte sich um die „Kusta“ (einen Altar) herumführen lassen, die „Baschma“ (Fußstapfe des Chans) küssen, den „Kumys“ (Pferdemilch) trinken und sich noch glücklich fühlen, daß ihn der Chan als seinen tribut- und kriegspflichtigen Knecht anerkannte. Man kann dem Chronisten glauben, daß ein großer Jammer im Lande war, als Daniel so gedemüthigt heimkehrte.

Die Knechtschaft, in die nun Ruthenien verfiel, wurde für dessen ganze Zukunft entscheidend. Die russischen Fürsten lernten zwar bald sich in dieselbe fügen, ja nützten sie aus, um unter dem Schutze des Chans von Kipezat ihre Größe zu gründen — so erwuchs der Riesenstaat Moskau. Aber die ruthenischen Länder schlossen sich seit dieser Zeit entschieden an den Westen, an Polen, Ungarn und Litthauen an, mit denen vereint sie das

schimpfliche Joch abwerfen konnten. Auch Daniel vermochte die Demüthigung, die er erfahren, nie zu verschmerzen; seine und seines Volkes Befreiung war von nun an das Ziel, dem er nachstrebte und das er durch den Anschluß an die westlichen Staaten zu erreichen hoffte.

Vor Allem trachtete Daniel in dem furchtbar entvölkerten Lande Ansiedlungen durchzuführen und es durch Burgen und Städte zu befestigen. Eine Menge der letzteren wurden entweder aus ihren Trümmern wieder aufgerichtet oder neu gebaut. Unter diesen waren die bedeutendsten: Chelm, wohin Daniel auch seine Residenz verlegte, und die Stadt, die er seinem Sohne Lew (Leo) zu Liebe Lwów (Lemberg) benannte und die das erstemal im Jahre 1259 erwähnt wird. Zu Ansiedlern dieser neuen städtischen Gemeinden wurden besonders Deutsche und Polen herbeigerufen, in Folge dessen das fremde Element im Lande überhandnahm und die ruthenischen Städte fortan ihren nationalen Charakter verloren.

Daniel war auch der erste der ruthenischen Fürsten, der ein aufrichtiges Begehren kundgab, in den Kreis der westeuropäischen Monarchen aufgenommen zu werden. Er lebte schon lange in freundschaftlichen Verhältnissen mit den Fürsten von Mazowien, jetzt schließt er Freundschaft auch mit dem Herzog von Krafau. Er knüpft ein intimes Verhältniß mit dem Beherrscher von Lithauen, Mendog an, der das römische Christenthum annahm, und vermählt seinen Sohn Szwarno mit einer Tochter desselben. Er versöhnt sich nun auch mit seinem Gegner Béla IV. von Ungarn, dessen Tochter Konstanzia sein Sohn Lew zur Frau nahm. Er strebt noch weiter hinaus, er vermählt seinen jüngeren Sohn Roman mit der Erbin der Babenberger Gertrude und kämpft wegen Österreich mit dem König von Böhmen Wenzel I., aus welchem Anlasse der ruthenische Chronist nicht umhin kann rühmend hervorzuheben, daß kein ruthenischer Fürst vor Daniel das böhmische Land bekriegt habe, weder Swiatoslaw der Tapfere noch Wladimir der Heilige.

Aber wenn Daniel unter den westlichen Fürsten Platz finden und von dort Hilfe erhalten sollte, so mußte er sich in die römische Kirche einführen lassen, denn ein griechischer Christ war nach den damaligen Begriffen kein Christ, sondern ein Schismatiker, einem Heiden gleich, dem gegenüber es keine Verpflichtungen gab. Das Volk war gewiß nicht dagegen. Es hatte ja schon einmal, wie wir wissen, seiner Bereitwilligkeit zur kirchlichen Union Ausdruck gegeben. Der Chronist, dem wir das Meiste, was wir von der Geschichte dieser Lande wissen, verdanken, ein hochgebildeter und patriotisch gesinnter Mann, dessen Ansichten wohl als der Ausdruck der damaligen öffentlichen Meinung gelten können, scheint die Beziehungen Daniels zum Westen und die kirchliche Union mit warmer Sympathie zu verfolgen. Auch Daniels Mutter drang in ihn, sein Bruder Wasylko war dafür, und da der päpstliche Legat Dpizo, die polnischen Fürsten und Herren Hilfe gegen die Heiden versprochen, so entschloß sich endlich Daniel der Union mit der römischen Kirche beizutreten

worauf er von der Hand Dpizo's in Drohiczyn die Krönungskrone erhielt (1253). „Er empfing den Kranz“, sagt unser Chronist, „von Gott, von der Kirche der heiligen Apostel, von dem Stuhle des heiligen Peter, von seinem Vater dem Papste Innocenz und von allen seinen Bischöfen, worauf Innocenz diejenigen mit dem Banne belegte, die den orthodoxen griechischen Glauben schmäheten.“ Wie hoch aber das Volk dieses Ereigniß ansah, mag aus dem Umstande geschlossen werden, daß es zu den äußerst wenigen gehört, die sich aus dieser Zeit im Volkesandenten erhalten haben, indem eine gewiß grundlose Tradition besagt, daß die heutige Mitra der ruthenischen Bischöfe von Przemysł eben die Krone sei, die einst die Schläfe des Königs geschmückt habe.

Warum das Werk auch damals nicht zustande kam, sagen unsere Quellen nicht. Der ruthenische Chronist weiß nichts von einem Abfall Daniels, auch aus den übrigen Quellen ist nichts anderes ersichtlich, als daß er sich später eine Rüge vom Papste zuzog. Die kirchliche Union fiel von selbst zusammen, als die politische Lage, die sie zur Voraussetzung hatte, umgestürzt wurde. Daniel begann unverweilt den Krieg gegen die Tataren, der anfangs von glücklichem Erfolge gekrönt war. Aber bald drangen dieselben mit furchtbarer Macht in das Land, Daniel entfloß wieder, sein Bruder und seine Söhne mußten auf den Befehl der Heiden alle ihre Städte zerstören und mit ihnen gegen die Lithauer und Polen ziehen. Ein Stoß der Tataren reichte aus, um das System auseinander zu werfen, das sich hier gegen sie zu bilden begann. Mit den Mauern der ruthenischen Städte ging auch die kirchliche Union zu Grunde.

Aber ohne Folgen waren diese Maßnahmen Daniels für die Kirche doch nicht geblieben. Damals werden die ersten Versuche gemeldet, auch den römischen Nitus in den ruthenischen Ländern einzupflanzen, Versuche, die sich an den Namen des heiligen Hyacinth, eines Krakauer Mönches des Predigerordens (gestorben 1257), knüpfen. Bald lesen wir von den ersten Ansiedlungen der Bettelorden in Halicz, Lemberg, Przemysł, die namentlich die Gemalin Lews, die ungarische Königstochter Konstanza begünstigte. Auch ruthenische Bischöfe römisch-katholischer Religion werden im XIII. Jahrhundert erwähnt, als deren Metropoliten sich die Bischöfe von Leubus ansehen. Sie scheinen freilich nur Titularbischöfe gewesen zu sein, aber ihr Vorkommen selbst neben den uns schon bekannten Thatfachen bezeugt zur Genüge, daß damals die Katholisirung des Landes schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

Daniel starb im Jahre 1266, ein heldenmüthiger, weiser, nie verzagender Fürst, ohne Zweifel der bedeutendste der rothruthenischen Herrscher, von dem man sagen konnte, daß er die Bedürfnisse seines Volkes verstand, der aber das Unglück hatte, das Reich, das er mit unsäglichlicher Mühe aus den Trümmern erhob, bei seinem Tode in schmählicher Knechtschaft zu hinterlassen. Auch bildete sein Reich keinen Einheitsstaat, sondern war in

kleinere Fürstenthümer getheilt, welche die Mitglieder der Dynastie inne hatten. In Galiz folgte zunächst der Sohn Daniels Szwarno (1266 bis 1270) und nach dessen baldigem Tode dessen zweiter Sohn Lew I. (1270 bis 1301), den wir schon als denjenigen kennen, von dem die jetzige Hauptstadt von Galizien ihren Namen trägt. Lew war ein herrsch- und länderfüchtiger Fürst. Fern von den idealen Bestrebungen seines Vaters, suchte er zum



Romanisches Portal der Franciscanerkirche des heiligen Stanislaus in Galiz.

Ärger seiner Verwandten und des Chronisten, nach Art der russischen Fürsten, durch willkürliches Zusammenhalten mit den Tataren seine Herrschsucht zu befriedigen. Er unternahm gerne mit ihnen vereint Raubzüge in die umliegenden Länder, die aber nur neues Elend für sein Land brachten, das die Tataren gleich dem Feindesland brandschatzten. Nach einem solchen Zuge gegen Polen (1285) ließ Lew seine Verluste zählen; es zeigte sich, daß ihm seine Freunde 12.500 Menschen entweder erschlagen oder in die Sklaverei abgeführt hatten.

In dem Bruderreich Wladimir herrschte damals sein Vetter Wladimir Wasylkowitz, der, von unheilbarer Krankheit befallen, ein überaus trauriges, aber gottergebenes, milt- thätiges, den Betrachtungen über das Jenseits, der Wissenschaft und Kunst gewidmetes Dasein führte. An diesem den idealen Gütern zugewandten Hofe lebte unser Chronist, der Verfasser der sogenannten Wolhynisch-Haliczer Chronik, ein Freund und Verehrer des Fürsten Wladimir und Feind der Wojarenschaft, ein liberaler, humaner Mensch und gebildeter Kunstkenner, dessen Werk eine wahre Fundgrube politischer, socialer und kunst- geschichtlicher Nachrichten ist. Leider versiegt diese reichhaltige Quelle mit dem Jahre 1292 zum unerseßlichen Schaden der ruthenischen Geschichte; denn für den folgenden Zeitraum

— und das ist eben der letzte Zeitraum der Selbständigkeit von Halicz und Wladimir — sind uns nur höchst dürftige Nachrichten hinterblieben.

Nach Lew I. folgte sein Sohn Georg I. (1301 bis 1308), nach diesem Andreas von Wladimir (1308 bis 1324) als oberster Fürst und Lew II. von Halicz (1308 bis 1324), mit deren Tode die Dynastie der Romanowiczzen erlosch. So wenig wir von der Regierung dieser Fürsten berichten können, so scheint es doch gewiß zu sein,



Siegel des Herzogs Lew II. von Ruthenien, Galizien und Lodomerien (1316), Vorderseite.

daß sich damals höchst wichtige Ereignisse in Ruthenien abgepielt haben. Vor Allem verdient die große Macht Beachtung, zu der sich Lithauen empor schwang, das außer dem Vertheidigungskampfe gegen den deutschen Orden sich die Ausbreitung in den ruthenischen Gebieten zur Aufgabe stellte. Schon Mendog herrschte in dem sogenannten Schwarzruthenien und in dem Lande Pokock. Besonders bedeutende Erfolge erreichte in dieser Beziehung einer seiner Nachfolger Gedymin (1315 bis 1341), welcher den Norden Wolhyniens an der Prypce und Narew für Lithauen eroberte, durch eine Heirat seines Sohnes auch das Gebiet Witebsk in Weißruthenien für dasselbe gewann und auf diese Weise ein stattliches Reich bildete, das halb lithauisch, halb ruthenisch war, weshalb er sich denn auch den Titel: „König der Lithauer und Ruthenen“ beilegte. Die höhere ruthenische Cultur ermangelte dann nicht, ihren Einfluß auf Lithauen auszuüben; das ruthenische Element

wurde bald das tonangebende im Reiche, die ruthenische Schrift und Sprache kam im öffentlichen und Privatleben, bei den höheren Ständen und am fürstlichen Hofe in allgemeinen Gebrauch, so daß die lithauischen Herrscher fast für ruthenische gelten konnten. Es entstand somit in diesem Reiche für die Fürsten von Halicz und Wladimir ein mächtiger Nebenbuhler, welcher ihnen den ersten Rang innerhalb der ruthenischen Länder abzugewinnen im Begriff war. Auch im Westen und Süden entstanden ihnen neue Gefahren. Polen unter Wladislaus Lokietek und Ungarn unter der neuen Dynastie der Anjou erhoben sich zu neuem Leben und die verjüngte Kraft der beiden Reiche machte sich durch einen größeren Druck als sonst bei den Nachbarn fühlbar. Endlich lastete auf Halicz und Wladimir das Joch der Tataren, die schwere Abgaben forderten und jede freie Bewegung mit gewaltiger Hand niederhielten.

So eingeengt und bedroht scheinen die beiden letzten Romanowiczen, Andreas und Lew, eine umsichtige und weitblickende Politik befolgt zu haben, indem sie mit den westlichen Nachbarn gesüßentlich Freundschaft pfligten. Besonders sind die folgenreichen Heiratsbündnisse, die sie veranlaßten, bemerkenswerth. Ihre Schwester Maria wurde mit



Siegel des Herzogs Lew II. von Ruthenien, Galizien und Lodomerien (1316), Rückseite.

Troyden, dem Herzog von Mazowien, vermählt und der aus dieser Ehe geborene Sohn Woleslaw zu ihrem Nachfolger in Halicz und Wladimir bestimmt. Eine andere Prinzessin dieses Hauses, Busza, heiratete Lubart-Demetrius, einen Sohn Gedymins von Lithauen. Da später jener Woleslaw eine Tochter Gedymins, Euphemia, zur Frau nahm, deren Schwester, Aldona-Anna, Gattin des polnischen Thronerben und späteren Königs Kazimir des Großen war, so wurden die ersten Bande angeknüpft, welche in der Folge zu einer dauernden Vereinigung der drei Völker, Lithanens, Rutheniens und Polens, zu einem gemeinsamen Staatsleben führten. Dagegen scheinen Andreas und Lew ihre ganze Kraft gegen die Tataren verwendet zu haben, mit denen sie langwierige Kriege geführt haben müssen, da der polnische König Wladislaus sie „feinen unbezwingbaren Schild gegen das grausame Volk der Tataren“ nannte. In Kämpfe mit den Tataren fanden auch die

beiden letzten Romanowiczern im Jahre 1324 den Tod. Die Zeit von 63 Jahren, die nun folgte, stellt sich als ein Streit dar, in dem entschieden werden sollte, welchem der Nachbarn, den Lithauern, Polen, Ungarn oder den Tataren, Galicz-Wladimir zufallen werde, denn ein einheimischer Prätendent hatte sich nicht einmal eingefunden. Anfangs zogen die eben siegreichen Tataren das Land für sich ein und übergaben es zwei Waskaten, zum großen Schrecken des Königs von Polen. Als diese aber durch die Bojaren vergiftet wurden, übernahm die Regierung des Landes der Mazowier Bolesław Troydenowicz (1324



Siegel des Herzogs Bolesław Georg von Ruthenien (1335), Vorderseite.

bis 1340). Dieser hatte als Thronfolger den orthodoxen Glauben und den Namen Georg angenommen; als Fürst lebte und webte er ganz in der westlichen Kulturphäre, wie viele Anzeichen, namentlich auch sein Siegel zeigt, das einen ganz abendländischen Charakter und eine lateinische Legende: „Georgius rex Russiae“ und „Dux Ladimeriae“ hat. Er trat endlich offen zur katholischen Religion über und suchte dieselbe im Lande zu verbreiten. Da riefen die Bojaren ihre Oberherren, die Tataren, zu Beschützern des orthodoxen Glaubens auf, wogegen sich Bolesław-Georg den katholischen Mächten Ungarn und Polen in die Arme warf. Ein großer Kampf war ausgebrochen, in welchem die Tataren

Ungarn und Polen fürchterlich heimsuchten, als auch Bolesław dem Gift seiner Unterthanen kinderlos erlag, den 7. April 1340.

Der nächste Erbe wäre nun Lubart von Lithauen, der Gemal der Busza gewesen. Allein noch vor dem Tode Boleslaws hatten die Könige von Ungarn und Polen, Karl Robert und Kazimir, die Zukunft Rothrutheniens entschieden. Im Jahre 1339 war nämlich zu Wisegrad zwischen ihnen ein Vertrag zu Stande gekommen, wonach in dem Falle, daß Kazimir ohne Söhne aus dem Leben schiebe, der Sohn und Kronerbe Karls,



Siegel des Herzogs Bolesław Georg von Ruthenien (1335), Rückseite.

Kazimirs Schwestersohn Ludwig, außer Ungarn auch Polen erben und auf diese Weise beide Reiche zu ewiger Union vereinigen sollte. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so hatte man damals auch das Schicksal Rothrutheniens besprochen und beschloffen, dasselbe nach dem kinderlosen Ableben Boleslaws dem künftigen Doppelreiche Ungarn-Polen einzuverleiben, damit es nicht den Heiden, den Lithauern oder Tataren, zufalle. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man schon damals über die Grundsätze des Vertrages übereingekommen war, den wir aus der Fassung kennen, die man ihm später (1350) gab. Wenn es sich um Rechtsansprüche der beiden Kronen handelte, so konnte Ungarn nähere Anrechte als Polen

auf Galiz-Wladimir anzuweisen; denn die alte Herrschaft Polens in dem Czerwenischen Lande war vergessen, wogegen ungarische Königsöhne nicht sehr lange vorher den Thron von Galiz innegehabt hatten und ungarische Könige seit langer Zeit und auch jetzt noch den Titel: „König von Galizien und Lodomerien“ gebrauchten. Das Land wurde somit als zu Ungarn gehörig anerkannt, aber der König von Ungarn schenkte es dem König von Polen für dessen Lebzeiten; sollte der letztere noch einen Sohn bekommen, so fällt das Land nach seinem Tode an Ungarn zurück, nur würde Polen in diesem Falle eine Geldentschädigung erhalten. Kazimir von Polen mußte schon damals jede Hoffnung auf einen Sohn verloren haben, denn nur durch die Voraussicht der künftigen wirklichen und ewigen Vereinigung der beiden Kronen war es erklärlich, daß er auf diesen Vertrag einging.

Aber der Vertrag war geschlossen, als Bolesław verschied. Kaum war daher die Nachricht davon eingetroffen, als sich beide Könige unverweilt mit den Truppen, die sie wohl gegen die Tataren bereit hatten, gegen Rothruthenien aufmachten. Kazimir als dem Näheren gelang es Lemberg zu überrumpeln und das Land, wahrscheinlich gemeinsam mit Karl, in Besitz zu nehmen (im Mai 1340). Aber nun erst begann der eigentliche Kampf sowohl mit den Bojaren, als mit den Tataren und Lithauern, ein hartnäckiges, von vielen Wechselfällen begleitetes Ringen, in dem sich die verbündeten Könige bald einem Bojaren, Demetrius Detko von Przemyśl, die Regierung des Landes zu überlassen, bald Theile desselben dem Lubart-Demetrius von Lithauen abzutreten gezwungen sahen, bis es erst nach 26 Jahren, als auf dem Thron von Ungarn schon längst Karls Sohn Ludwig saß, gelang, das ganze Lemberg-Galizier Land und die westliche Hälfte Wolhyniens in dauernden Besitz zu nehmen.<sup>1</sup>

Seit 1340 hat Rothruthenien seine Selbständigkeit nicht wieder erlangt. Es gehörte zunächst zu Polen, bei dem es bis über den Tod Kazimirs hinaus, bis zum Jahre 1372, verblieb. Es war ein Glück für das Land, daß seine Einverleibung unter Kazimir stattfand, dem humanen Städte-Erbauer und Bauernkönig, dessen edle Sorgen nun die materielle und geistige Hebung des Volkes nun auch der neuen Erwerbung zugewendet wurden. Ungeachtet des fast ununterbrochenen Kriegszustandes wurde im Lande eifrig gepflanzt, gerodet, gebaut, gearbeitet; viele neue Dörfer und Städte entstanden, die alten wurden mit dem Magdeburger Recht beschenkt und mit Mauern und Schöffern versehen, deren Trümmer noch jetzt zu sehen sind. Dabei wurde nur wenig an der althergebrachten Art, der Schrift und Sprache geändert; die Einheimischen wurden mit Ämtern und Würden bekleidet, die Bojaren an den Hof gezogen, die Bevölkerung durch Gnaden mit

<sup>1</sup> Die dem Herzog Lubart-Demetrius zugeschriebene und hier abgebildete Glocke vom Jahre 1341 trägt (in deutscher Uebersetzung) folgende Aufschrift: „Im Jahre 6849 wurde diese Glocke gegossen dem heiligen Georg unter dem Fürsten Demeter von dem Abte Eusebimus“; unten wurde eingegraben: „und geschrieben hat Etoraz Jafob“.

dem neuen Zustande veröhnt. Für die Verbreitung des Katholizismus im Lande war der König, wie zu erwarten stand, nicht unempfänglich; er begann auch die lateinische



Glocke vom Jahre 1341, dem Herzog Sibir Demetrius zugeschrieben.

Kathedralkirche in Lemberg zu bauen, die noch jetzt besteht. Wie wenig sich aber Stajmir in dieser Beziehung überstürzen ließ, zeigt der Umstand, daß auch jetzt die vom Papste für das Land ernannten katholischen Bischöfe ihr Amt nicht antreten konnten.

Dagegen war es Kazimir, der einen lange von dem ruthenischen Volke gehegten Wunsch zum Vortheil der hierländischen orthodoxen Kirche verwirklichen half. Seitdem nämlich die Fürsten von Wladimir an der Maszma und dann von Moskau sich die Großfürstenwürde zueigneten, verlegten auch die Kiwer Metropolitcn dorthin ihre Residenz, infolge dessen alle ruthenischen Bisthümer in kirchenpolitische Abhängigkeit von Moskau geriethen. Daher trachteten die Fürsten von Halicz-Wladimir (Daniel, Georg I.) vom Patriarchen von Constantinopel die Errichtung einer besonderen Metropole für Halicz zu erwirken, jedoch vergeblich. Erst Kazimir gelang es, den Patriarchen Philoteus dahin zu bringen, daß er einen gewissen Antonius zum Metropolitcn von Halicz ernannte, der freilich erst nach Kazimirs Tode im Jahre 1371 von Constantinopel heimkehrte. Es ist uns ein griechischer Brief erhalten, den Kazimir mit einer Empfehlung für diesen Antonius an den Patriarchen richtete und dessen ehrerbietiger Ton kaum errathen läßt, daß er von einem katholischen König an das Oberhaupt der „schismatischen“ Kirche geschrieben ist. Der König nennt sich hier ehrfurchtsvoll den Sohn des obersten ehrwürdigsten Patriarchen, er stellt ihm eindringlich vor, daß sein ruthenisches Land ohne Kirchengesetz zugrunde gehe, er bittet, der Patriarch möge dem Antonius seinen Segen ertheilen, damit der ruthenische Ritus nicht verfallc und verdorben werde, er schließt mit der Warnung, daß er sonst genöthigt sein werde, die Ruthenen im lateinischen Glauben zu taufen, da das Land ohne Gesetz nicht bestehen könne. Man kann sagen, Kazimir war mit dieser Auffassung seinem Zeitalter weit vorausgeeilt.

Kazimir starb im Jahre 1370, ohne Söhne zu hinterlassen, und König Ludwig von Ungarn erhielt nun Polen und mit ihm auch Rothruthenen. So entstand ein großes Reich, das die glänzendste Zukunft zu haben schien, das eine feste Schutzmauer gegen die Barbaren des Ostens werden konnte und seinen Monarchen eine civilisatorische Stellung im Osten in Aussicht stellte, die derjenigen der römisch-deutschen Kaiser im Westen Europa's gleichkam. Aber Ludwig hatte andere Pläne, indem er jede der beiden Kronen zur Ausstattung für je eine von seinen Töchtern bestimmte, infolge dessen künftighin die Union von Ungarn und Polen gelöst werden sollte. Dadurch entstand zugleich die Frage, zu welcher der beiden Kronen Halicz-Wladimir geschlagen werden sollte, eine Frage, die bei dem Vergleich von 1350, dessen Voraussetzung die ewige Vereinigung der beiden Reiche bildete, nicht vorhergesehen war. Ludwig stellte sich auf den Standpunkt dieses Vertrages und beschloß, das Land Ungarn einzuverleiben, gab es aber einstweilen, offenbar um die Polen nicht zu sehr zu reizen, seinem Vertrauten, dem Herzog Wladislaus von Opekn zu Lehen, welcher auf diese Weise durch sieben Jahre (1372 bis 1379) Rothruthenien als Vasall Ludwigs verwaltete. Diese Verwaltung hat ein rühmliches Andenken hinterlassen, indem Wladislaus, im Geiste Kazimirs fortfahrend, eifrig bemüht war, den Wohlstand

des Landes zu befördern. Wladislaus und Ludwig waren auch die eigentlichen Gründer der katholischen Hierarchie in Rothruthenien, da auf ihre Veranlassung Papst Gregor XI. mit der Bulle „*Debitum pastoralis officii*“ vom 13. Februar 1375 die katholischen Bisthümer Wladimir, Chehm und Przemysl, sowie das Erzbisthum Halicz errichtete, die von nun an ununterbrochen bestanden. Im Jahre 1379 wurde Wladislaus seiner Stellung enthoben und Halicz-Wladimir der Krone Ungarn unmittelbar einverleibt, zu der es auch unter der Nachfolgerin Ludwigs, der Königin Maria gehörte.

Unterdessen war weiter im Nordosten im Jahre 1386 das große Werk der polnisch-lithauischen Union zustande gekommen, indem zwei bisher fremde, ja feindselige Reiche sich vereinigten, um von nun an ein gemeinschaftliches Staatsleben zu führen — ein Culturwerk im großen Maßstabe, das ungeheure Länderstrecken und zahlreiche barbarische oder halbcivilisirte Völkerschaften ohne Schwertstreich der römischen Kirche und der abendländischen Gesellschaft zuführte. Die Heirat des Großfürsten von Lithauen, Jagiello, mit Hedwig, der Königin von Polen, war nur das äußere Band, das die beiden Reiche zusammenhalten sollte; in Wirklichkeit lag hier ein wohlbedachter, lange vorbereiteter Plan zu Grunde, der von vornherein darauf ausging, aus den zu vereinigenden Völkern ein in religiöser, staatsrechtlicher und socialer Beziehung gleiches und gleichförmiges Gemeinwesen zu bilden. Diese Union, die auch die politische Lage im Osten Europa's von Grund aus verschob, konnte auf die Geschichte Rothrutheniens nicht ohne Rückwirkung bleiben; denn Jagiello's Vater, Großfürst Dlgierd, hatte durch den Sieg an den blauen Gewässern (Sine Wody) die letzten ruthenischen Länder, die noch unter dem Joch der Tataren seufzten, Ukraine und Podolien, für Lithauen gewonnen, so daß das Reich, das nun Jagiello der Königin und der Krone von Polen als Brautſchag brachte, mehr ruthenisch als lithauisch genannt werden durfte. So war es denn natürlich, daß man, nachdem nun fast alle ruthenischen Länder außer Halicz-Wladimir zur Union gehörten, unverweilt beschloß, auch dieses letzte ruthenische Land für dieselbe zurückzugewinnen. Polen mit Lithauen und Ruthenien war nun groß, stark und glücklich, Ungarn aber durch einen furchtbaren Aufruhr in seinen Grundfesten erschüttert. So kam es, daß in den ersten Tagen des Jahres 1387, als Jagiello von Krafau nach Lithauen zurückkehrte, um dort sein apostolisches Werk zu beginnen, gleichzeitig seine jugendliche Gemalin sich an die Spitze der Polen stellte, um das ihnen entzogene Rothruthenien von Ungarn zurückzufordern.

Man kann nicht anders sagen, als daß nun das ruthenische Volk die Königin von Polen mit Freuden aufnahm. Kaum war Hedwig in der Grenzstadt Zaroskaw angekommen, als ihr eine Deputation der nächsten Stadt, Przemysl, entgegenkam, um ihr die Huldigung darzubringen und Treue zu geloben. Dies stellt die Königin selbst fest in einer damals, den 18. Februar 1387, ausgestellten Urkunde, womit sie zugleich die alten Freiheiten des

Landes bestätigt und vermehrt. Sie verspricht darin, daß sie das Land nie von der Krone Polen trennen, es keinem Fürsten noch Jemandem aus dem fürstlichen Geschlecht übergeben, sondern nur einen Polen oder Ruthenen zu seinem Starosten ernennen werde. Sie verspricht auch, die Przemysler Bischöfe, Prälaten, Domherren und beide Kapitel, sowohl des katholischen als auch des ruthenischen Ritus, wie nicht minder ihre Kirchen, Güter und Besizthümer bei ihren alten Rechten und Gewohnheiten für ewige Zeiten zu erhalten. Dasfelbe wiederholte sich bei dem Eintritt der Königin in das Lemberger Land, in Grodek. Die ersten Bojaren beickten sich, der Königin zu huldigen, von einem Widerstand des Volkes, wie in den Bierziger-Jahren, ist nirgends eine Spur zu finden. Nur die ungarischen Befahungen mußten selbstverständlich mit Gewalt zur Übergabe ihrer Burgen gezwungen werden.

Seit dieser Zeit verblich Rothruthenien bei Polen oder eigentlich bei der lithauisch-ruthenisch-polnischen Union. Nachdem sein angestammtes Fürstenhaus ausgestorben war, hatte es augenscheinlich keine andere Wahl vor sich gehabt, als sich entweder mit dem Tatarenjoch zu befremden oder einem der emporstrebenden Nachbarreiche anheimzufallen. Durch mehr als sechzig Jahre waren seine künftigen Geschicke in der Schwebe, es herrschten hier abwechselnd die Tataren, Boleslaw von Mazowien, Lithauen, Polen und Ungarn. Als aber die polnisch-lithauische Union zustande kam, worin auch alle Jahrhunderte lang getrennten Länder ruthenischer Zunge sich wieder vereinigten, da war auch die Zukunft Rothrutheniens entschieden. Es schloß sich freudig dem Völkerbunde an, um im Verein mit seinen Stammesbrüdern und Verwandten ein neues geschichtliches Leben anzufangen.

### Seit der Vereinigung.

Geschichte Polens von 1386 bis 1772. — Die Heirat des Großfürsten von Lithauen Jagiello mit der Königin Hedwig von Polen im Jahre 1386 war von den größten Folgen für die beiden Länder begleitet. Jagiello brachte als Brautgeschenk das weit ausgebehnte Reich von Lithauen mit. Nicht nur die eigentlichen lithauischen Fürstenthümer bildeten dieses Reich, sondern es stand auch die Mehrzahl der ruthenischen Fürstenthümer mit denselben in einem mehr oder weniger innigen Zusammenhange. Außerhalb des Verbandes mit Lithauen befanden sich nur die Republiken von Pskow und Nowgorod, sowie das Fürstenthum Moskau im fernen Norden. An der südlichen Grenze, an den Karpathen, lagen die sogenannten rothruthenischen Fürstenthümer, in deren Besiz sich zunächst Ungarn behauptete. Königin Hedwig beickte sich aber gleich nach ihrer Vermählung mit Jagiello die Günst der Verhältnisse auszunützen, vertrieb die ungarischen Befahungen aus diesem Gebiete und vereinigte das Land dauernd mit der polnischen Krone.

Die neue Großmacht sollte ihre ruthenischen Ländergebiete, welche sie dem Joche der Tataren entrißen hatte, vor deren weiteren Einfällen dauernd schützen, andererseits aber war sie berufen, die Macht des deutschen Ordens, welche sowohl Polen als Lithauen ernstlich bedrohte, zu brechen und den beiden Ländern die Küsten der Ostsee und die Mündungen der Weichsel und des Niemen zu erschließen. Die Lösung dieser zwei großen Aufgaben war jedoch den beiden vereinigten Reichen dadurch besonders erschwert, daß dieselben trotz ihrer Macht und Ausdehnung durchaus kein einheitliches Gefüge bildeten. In Lithauen selbst bestand ein großer Unterschied zwischen den ruthenischen und den eigentlich lithauischen Provinzen. Die ersteren waren infolge langjähriger Kämpfe und der Unterjochung durch die Tataren demoralisirt und geschwächt, besaßen aber ihre eigene aus Byzanz entlehnte Cultur und eine eigene Schriftsprache, welche sogar am Hofe des Großfürsten von Lithauen in Wilna und in dessen Kanzlei Eingang gefunden hatte. Die eigentlichen Lithauer waren noch Heiden und ihrem Reiche mangelte somit die Anerkennung in dem Völkerrecht des Mittelalters. Die deutschen Kreuzherren in den Ostseeprovinzen waren mithin nach den Begriffen dieses Rechtes vollkommen befugt, gegen Lithauen zur Ausbreitung des Christenthums einen Vernichtungskampf zu führen. Jagiello erfüllte daher ein Gebot politischer Klugheit, als er sich mit dem Namen Ladislaus taufen ließ und gleich nach der Krönung sich nach Lithauen begab, um auch sein Volk zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Die polnische Geistlichkeit war berufen, dieses Werk der Befehrung durchzuführen. Es wurden zwei neue Bisthümer in Wilna und in Troki errichtet und dem polnischen Erzbischofe von Gnesen untergeordnet. Die abendländische Cultur faßte hiedurch im eigentlichen Lithauen festen Fuß.

Der polnische Einfluß auf Lithauen konnte sich indeß unmöglich so rasch und so allgemein geltend machen, um die sofortige Einverleibung Lithauens zu ermöglichen. Um dies zu erreichen, mußten zuvor die heidnischen Lithauer wirklich vom Geiste des Christenthums durchdrungen werden, mußte die ganze politische und sociale Organisation des lithauisch-ruthenischen Reiches sich jener des polnischen wenigstens nähern. Mit der Übertragung der politischen Einrichtungen Polens auf diese Gebiete hat Ladislaus Jagiello den Anfang gemacht, indem er in den lithauischen Provinzen die Organisation der polnischen Wojwodschaften und Castellaneien ins Leben rief. Mit der Übertragung der socialen Organisation hatte es noch seine weiten Wege. Die sociale Gliederung des polnischen Volkes war auf dem historisch entwickelten Principe der persönlichen Freiheit aufgebaut. Der Edelmann war Eigentümer seines mehr oder weniger ausgedehnten Gutsbesitzes, der Bauer war persönlich frei und gegen Zinsentrichtung landjähig, die Kirche, der Adel in seinen Territorien, die durchwegs deutschen Städte und sogar die Landgemeinden erfreuten sich einer fast vollständigen Autonomie. Ganz anders in Lithauen und in dessen ruthenischen

Gebieten. Das sociale Gebilde des lithanischen Reiches war hier auf dem Principe der Abhängigkeit aufgebaut, welche sich in den unteren Schichten sogar bis zur vollständigen Knechtschaft steigerte. Der Landesherr war noch Eigenthümer des ganzen Grund und Bodens geblieben, den er als einen durchwegs abhängigen Besitz einzelnen Großen überließ, welche auf dieselbe Weise die gesellschaftlich niedriger gestellten Schichten befehnten. Die zwei politischen Stützen des polnischen Reiches, die begüterte Geistlichkeit und der mittlere Landadel, fehlten dort gänzlich, auch gab es keine autonomen Städte. Zwei Staatswesen von so verschiedener socialer Gliederung konnten daher unmöglich einen mehr als äußeren Bund eingehen. Jagiello sah sich gezwungen, die Regierung in Lithauen zuerst seinem Bruder Skirgiello, dann seinem Vetter Witold zu überlassen, demselben sogar den Titel eines Großfürsten zu gewähren und sich nur mit der Oberhoheit zu begnügen. Beide Reiche behaupteten ihre vollständige Selbständigkeit im Innern und waren nur auf gegenseitigen Schutz und Hülfeleistung angewiesen. Das Bündniß, welches sie eingegangen waren, verschaffte ihnen jedenfalls mehr Sicherheit nach außen und verbürgte im Innern eine stetige und rasche Entwicklung.

Der erste große Kampf, der gemeinschaftlich unternommen werden mußte, war gegen die Tataren gerichtet. Witold, als Herrscher von Lithauen, wollte durch einen kühnen Zug die Macht derselben brechen, ihren unausgesetzten Einfällen Einhalt gebieten und die südlichen Provinzen seines Reiches bis an ihre natürliche Grenze, das Schwarze Meer, ausdehnen. Das lithanische Heer wurde durch ein herrliches, nach westeuropäischer Art gerüstetes Hilfsheer der Polen verstärkt, erlag aber trotzdem der Übermacht der Tataren in der Schlacht an der Worskla im Jahre 1399. Das erwünschte Ziel wurde somit nicht erreicht, und die Tataren, welche sich in der Krim ansäßig gemacht hatten, blieben noch jahrhundertlang eine schreckliche Plage der südlichen Provinzen des Reiches, sie wagten es aber nicht mehr nach der Herrschaft über diese Provinzen zu streben. Vielmehr beginnt eben seit dieser Zeit das christliche Element gegen Osten vorzudringen; neue Ansiedlungen werden angelegt und immer mehr gegen Süden vorgeschoben, zu ihrem Schutze werden Burgen gebaut, unternehmende Geister unter dem polnischen Adel setzen sich in diesen Gegenden fest, ziehen aus den inneren Provinzen des Reiches Colonisten an sich und gründen in früher ganz öden Gegenden mitunter große Latifundien. Im Osten der rothruthenischen Fürstenthümer längs des Dniestr, entsteht nach und nach eine neue, rasch aufblühende Provinz: Podolien.

Viel schwieriger gestaltete sich für Polen und Lithauen die Lösung der zweiten gemeinsamen Aufgabe ihrer äußeren Politik, der Kampf mit dem Orden. Mehr als zwanzig Jahre nach der Vernichtung Jagiellos zum Könige von Polen wurde der Friede zwischen Polen und dem Orden nicht gestört. Beide Mächte räumten verschiedene kleine Anlässe zum Streite aus dem Wege, in dem Bewußtsein, daß der Entscheidungskampf

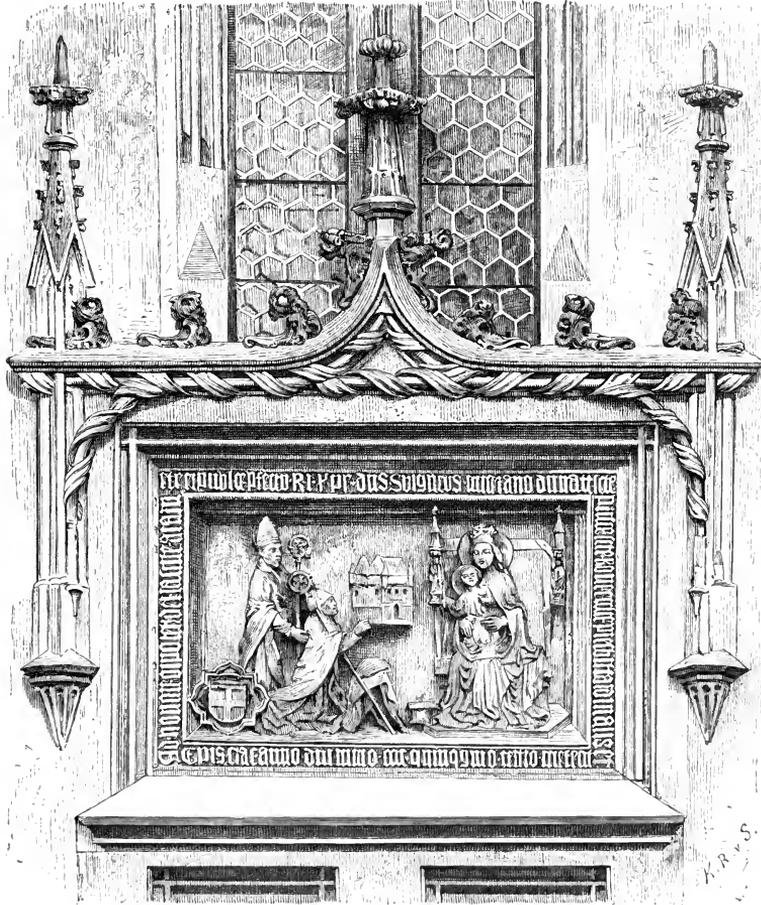


Die sogenannte Hoftendisputation (Christus im Tempel).

unausbleiblich sei und daß zu diesem Entscheidungskampfe alle Kräfte gesammelt werden müßten. Erst im Jahre 1410 brach der Krieg aus. Auf den Gefilden von Tannenberg kam es zu einer Schlacht, zu welcher sowohl die Polen und die Lithauer als auch die Ordensherren ihre ganze Macht aufgeboten hatten. Das Kriegsglück entschied nach hartnäckigem Kampfe für die Polen. Der Großmeister Ulrich von Jungingen und fast alle Ordenscomthure und Ritter fanden im Kampfesgewühle den Tod. Das über 40.000 Mann zählende Kreuzheer wurde aufgerieben oder in die Flucht gejagt. In der Person des Comthurs Heinrich von Plauen trat für den Orden ein Ketter auf, der es verstand, die entnuthigten Gemüther zur Vertheidigung der Städte und Burgen aufzumuntern, so daß das polnisch-lithauische Heer mit herannahendem Winter den Rückzug antreten mußte. Der Ordensstaat war gerettet und büßte in dem bald darauf geschlossenen Frieden nur geringfügige Territorien ein; aber die Macht des Ordens war unwiderrüflich gebrochen. Seine eigenen Unterthanen, vor allen die preußischen Städte, wandten sich nach und nach von demselben ab und gravitirten nach Polen, welches für ihren Handel das natürliche Hinterland bildete und dessen Macht dem Orden gegenüber eine so glänzende Probe bestanden hatte. Der Orden, im Innern gebrochen, ging rasch seinem Verfall entgegen. Dazu kam die moralische Niederlage, welche der Orden auf dem allgemeinen Concil in Konstanz erlitt. Vor diesem internationalen Schiedsgerichte wurde der ganze Streit zwischen Polen und dem Orden in regelrechter Proceßform ausgefochten. Das Streitobject bildeten die vor kurzem noch heidnischen Lithauer. Die polnischen Delegirten, aufgeklärte und im Kirchenrechte wohl bewanderte Juristen, an ihrer Spitze der Rector der Krakauer Universität, Paulus Vladimiri, stellten den Satz auf, daß die Heiden nur auf friedlichem Wege zu bekehren seien und verlangten, das Concil solle die Ausbreitung des christlichen Glaubens vermittelst des Schwertes verdammen. Das Concil war den Polen günstig gestimmt und schließlich gelang es denselben, eine günstige Entscheidung des Papstes für sich zu erwirken. Die öffentliche Meinung Europas entschied auf dem Concil jedenfalls gegen den Orden, weil die Thatfache der auf friedlichem Wege vollzogenen Bekehrung der heidnischen Lithauer zu Gunsten der Polen sprach. Der Orden büßte hieburch seine geschichtliche Mission ein, um derentwillen ihm seit zwei Jahrhunderten die Geldmittel und die glänzendsten Streitkräfte des ganzen Abendlandes zugeströmt waren, und war seit dieser Zeit sich selbst überlassen.

Der innige politische Zusammenhang, in welchen Polen in Folge dieser Ereignisse mit dem katholischen Abendland getreten war, war auch für dessen innere Entwicklung bestimmend und hat es vor einer gefährlichen Verirrung geschützt. Seit dem Verfall der Krakauer Universität nach dem Tode Kazimirs des Großen war das intellectuelle Leben Polens, und insbesondere seiner Geistlichkeit hauptsächlich auf die Prager Universität

angewiesen, obgleich es Polen gab, welche ihre Bildung, wie früher, in Paris oder in Italien suchten. Im Jahre 1400 gründete Ladislaus Jagiello als Vollstrecker des letzten



Denkstein des Cardinals Ybigniew Diesnietci, Bischofs von Krakau.

Willens seiner frühzeitig verstorbenen Gemahlin Hedwig von neuem eine Universität in Krakau mit vier Facultäten. Obwohl die neue Universität im Wettstreit mit der Universität in Prag eine große Anzahl von Schülern nicht nur aus Polen, sondern auch aus

dem benachbarten Deutschland und aus Ungarn an sich zog, blieben doch die Beziehungen zu Prag rege, und das Husitenthum, welches bald ganz Böhmen in Aufruhr brachte, fand auch in Polen um so lebhafteren Anklang, als die aufständischen Böhmen dem polnischen Könige Jagiello die böhmische Krone mehrmals anboten. Aber so verlockend auch dieses Angebot war, so nahm doch die polnische Politik ihm gegenüber nach langem Schwanken eine entschieden ablehnende Haltung ein.

Die Entscheidung konnte auch kaum eine andere sein. Politische Fragen von größerer Tragweite wurden in Polen seit jeher in einer Versammlung entschieden, zu welcher der König periodisch die geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reiches zu berufen pflegte. Die einen und die anderen bildeten durch Tradition und ausgedehnten Grundbesitz ein politisch geschultes, conservatives Element, welches mit der radicalen Richtung der husitischen Bewegung und mit den durch dieselbe hervorgerufenen politischen und socialen Wirren unmöglich sympathisiren konnte. Die geistlichen Würdenträger, damals vor allem der Krakauer Bischof Zbigniew Dlesniński, führten schon in Folge ihrer höheren Bildung das entscheidende Wort. Sie wußten nur zu gut, welches Übergewicht Polen eben dadurch gewonnen hatte, daß sich seine Politik frei von jeder Kezerei auf streng kirchlichem Boden bewegte. Zu einer Zeit, wo die Polen auf dem Konstanzer Concil den principiellen Streit mit dem Orden siegreich ansuchten, konnten sie doch unmöglich durch den Verdacht, daß sie mit der husitischen Kezerei sympathisirten, ihre Stellung schwächen und dem gedemüthigten, aber keineswegs aufgegebenen Orden neue Waffen in die Hand spielen und eine neue Existenzberechtigung verschaffen. Trotz aller nationalen Sympathien für die Böhmen, trotzdem die husitische Bewegung in den unteren Schichten des polnischen Adels und der Geistlichkeit mächtigen Widerhall fand, konnte sich die polnische Regierung niemals zu offenkundiger Unterstützung der husitischen Bewegung entschließen. Bei den vielen Verhandlungen, zu welchen die Berufung Jagiellos zum böhmischen Könige Anlaß gab, wurde polnischerseits die Rückkehr der Böhmen zur katholischen Kirche verlangt und in dieser Absicht mit den husitischen Predigern öffentlich in Krakau disputirt. Da aber diese Bedingung nicht zu erreichen war, so lehnte Jagiello die ihm angebotene Krone entschieden ab. Nur den heißblütigen Elementen in Polen wurde ein Zug nach Böhmen zur Unterstützung des zum böhmischen Könige gewählten lithauischen Fürsten Sigismund Korybut stillschweigend gestattet.

Eine Rückwirkung der husitischen Wirren auf Polen ist jedoch schließlich nicht ausgeblieben. Im Jahre 1434 starb Ladislaus Jagiello, und die Verwaltung des Reiches übernahm im Namen seines minderjährigen Sohnes Ladislaus III. der Krakauer Bischof Zbigniew Dlesniński. Diesen Augenblick benützten die zurückgedrängten husitischen Elemente, an deren Spitze sich ein Magnat, Episkop Welsztyński stellte, zum offenen Widerstande;

doch wurden sie im Jahre 1439 auf's Haupt geschlagen, wodurch die stramme Regierung des Dleśnieki noch an Ansehen und Kraft gewann.

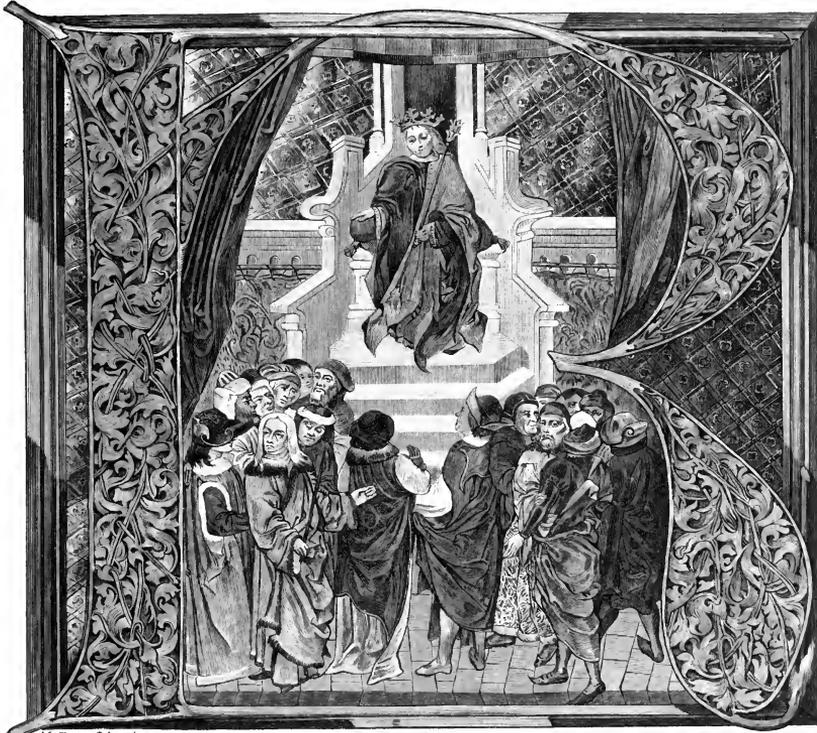
Gleichzeitig mit dieser inneren Frage spielte sich in Lithauen eine zweite nicht minder wichtige ab. Das in der Schlacht von Tannenbergs gemeinsam vergossene Blut knüpfte Polen und Lithauen enger aneinander und das Nachspiel dieses Ereignisses bildete eine Zusammenkunft der polnischen und lithauischen Großen, welche im Jahre 1413 in Horodko zustande kam. Es wurde dort ein dauernder Bund zwischen Polen und Lithauen, die sogenannte Union von Horodko, geschlossen, kraft dessen man sich gegenseitig verpflichtete, immer in gemeinsamem Einverständnisse den König von Polen, beziehungsweise den Großfürsten von Lithauen zu wählen und gemeinsame Versammlungen abzuhalten. Um eine vollkommene Parität der beiden das Bündniß abschließenden Theile zu erzielen, mußten aber die lithauischen Bojaren den polnischen Großen gleichgestellt werden. Dies erfolgte durch eine Adoption der lithauischen Bojaren von Seite der angesehensten polnischen Adelsgeschlechter, wodurch auch die dem polnischen Adel zukommenden Freiheiten und Privilegien wenigstens auf die oberste gesellschaftliche Classe in Lithauen ausgedehnt wurden. Diese Wohlthat kam aber nur den als Katholiken getauften Lithauern zustatten; die ruthenischen Bojaren und Fürsten blieben als Schismatiker davon ausgeschlossen, was wohl dem Geiste jener Zeit entsprach, aber die Kluft zwischen dem lithauischen und ruthenischen Elemente erweiterte. Im Jahre 1430 starb Großfürst Witold, welcher besonders in seinen letzten Lebensjahren durch seine Gelüste nach Selbständigkeit den Polen mannigfache Verlegenheiten bereitet, jedoch die Zügel der Regierung mit starker Hand gelenkt und die widerpenstigen Elemente durch sein Ansehen im Zaume zu halten verstanden hatte. Zu seinem Nachfolger in Lithauen wurde der unruhige Bruder Jagiello, Swidrygiello erkoren, der sich sofort auf die Seite der Ruthenen neigte, mit dem Orden ein Bündniß schloß und Polen mit der Losreißung Lithauens bedrohte. Um dieser Gefahr zu begegnen, stellten die Lithauer den Bruder Witolds, den Fürsten Sigismund, als Gegencandidaten auf, welcher die Union mit den Polen bekräftigte, und die in Polen regierende Hierarchie ging ihrerseits soweit, daß sie auch den schismatischen Ruthenen politische Gleichberechtigung versprach. Als auch dies nicht half, kam es zur Schlacht bei Wilkomierz im Jahre 1435, in welcher Swidrygiello mit seinen Anhängern besiegte wurde und sich mit dem Theilfürstenthum Wolhynien unter lithauischer Oberhoheit begnügen mußte. Die im Jahre 1439 in Florenz geschlossene Union zwischen der abendländischen und der orientalischen Kirche erleichterte aber den Polen die vollständige politische Gleichstellung der Ruthenen, welche mittelst eines Privilegiums des Königs Ladislaus III. im Jahre 1443 erfolgte.

Während auf diese Art die inneren Fragen einer glücklichen Lösung zugeführt wurden, tauchten an dem Horizonte der polnischen Politik neue, großartige Pläne auf. Die ganze

Christenheit hatte das plötzliche Vordringen der Türken auf der Balkanhalbinsel in den höchsten Schrecken versetzt. Auf den Gefilden von Kosowa war das serbische Volk im Jahre 1389 nach heldenmüthigem Kampfe unterlegen, und Ungarn sah sich durch den Andrang der Türken unmittelbar bedroht. In dieser Bedrängniß suchte es in dem mächtigen Polen seine Stütze und bot im Jahre 1440 nach dem Tode Albrechts II. seine Krone dem jugendlichen polnischen Könige Ladislaus an. Olesnicki bestimmte ihn zur Annahme dieser Krone mit Zustimmung der polnischen Großen. Polen unterzog sich hiemit kühn der großen historischen Aufgabe, die Türken aus dem christlichen Europa zurückzudrängen. Die Blüte des polnischen Adels zog mit dem Könige nach Ungarn und mit ihm zusammen bis auf das blutige Schlachtfeld von Warna, wo im Jahre 1444 das polnisch-ungarische Heer vernichtet und der König getödtet wurde.

Drei Jahre währte das Interregnum in Polen, während in Lithauen nach dem Tode des Großfürsten Sigmund der jüngere Bruder des Königs Ladislaus, Kazimir IV., zum Großfürsten erhoben wurde. In ihm trat auf den Schauplatz der polnischen Geschichte ein Mann, welcher berufen war, auf alle Verhältnisse bestimmend einzuwirken und dieser Geschichte eine neue Wendung zu geben. Vor allem besaß er ein tiefes Verständniß für die Nothwendigkeit eines innigeren Zusammenhanges zwischen Lithauen und Polen. Doch konnte dieses nur auf Grundlage vollkommener Parität durchgeführt werden. Nun aber bestanden zwischen den beiden Reichshälften Streitfragen, welche mit einem gewaltigen Bruche drohten. Das Streitobject bildeten die südlichen ruthenischen Provinzen Wolhynien und Podolien, welche von den Lithauern als zur Krone von Lithauen gehörend beansprucht wurden, während in Wirklichkeit der natürliche Schwerpunkt beider Provinzen infolge ihrer geographischen Lage sowohl in wirtschaftlicher Hinsicht, als auch in Bezug auf die Abwehr der Tataren in den rothruthenischen Fürstenthümern, beziehungsweise in Polen lag. Die Polen siedelten sich in diesen Provinzen, insbesondere in Podolien immer zahlreicher an, die Verwaltung und Verteidigung ging immer mehr in ihre Hände über, und schließlich benützten sie den im Jahre 1430 erfolgten Tod Witolds, um Podolien mit Zustimmung des dortigen Adels unmittelbar mit der polnischen Krone zu vereinigen, während Wolhynien bei Lithauen blieb und in der Person des Swidrigielko einen besonderen Lehensfürsten bekam. Während nun die Polen auch auf Wolhynien Anspruch erhoben, hörten die Lithauer nicht auf, Podolien zurückzufordern, und beide Theile verlangten vom Könige Kazimir, daß er den Streit nach ihrem Sinne entscheide. Nach dem Tode Ladislaus III. wollten die Polen die Krönung Kazimirs zum polnischen Könige von der ausdrücklichen Zuerkennung Wolhyniens und Podoliens abhängig machen. Deshalb zögerte Kazimir mit der Übernahme des polnischen Thrones, und selbst nachdem er sich hiezu im Jahre 1447 entschlossen hatte, fehlte es nicht an stürmischen Auftritten in der Versammlung der Großen des Reiches.

Kazimir ließ sich aber keine derartigen Bedingungen aufdrängen, er wußte den *status quo* zu erhalten, ließ den Streit unentschieden und machte allmählig denselben gegenstandslos, da es nach einer engeren Vereinigung der polnischen und der lithauischen Krone immer gleichgiltiger wurde, zu welcher von diesen beiden Kronen das eine oder das andere Land gerechnet werden sollte. Der polnische Einfluß auf die lithauischen und ruthenischen Landestheile machte sich



*K. R. v. Siegl.*

König Kazimir Jagiellończyk.

immer mehr geltend, und die abendländische Cultur drang immer weiter nach Osten vor. Es wurden dort Städte nach Magdeburger Recht gegründet und theilweise mit deutschen Colonisten bevölkert, der Adel der rothruthenischen Fürstenthümer und von Podolien nahm bereits im Jahre 1456 alle polnischen Freiheiten und Einrichtungen und das polnische Recht an und erbat sich die Bestätigung derselben in einem besonderen Privilegium. Dagegen schaffte Kazimir während seiner langen Regierung die verschiedenen Theilfürsten ab,

in Lithauen jene von Wolyń und von Kiew, in Polen theilweise jene von West-Mazovien, wobei ihm das Aussterben der einzelnen Zweige der betreffenden Fürstengeschlechter zuflatten kam.

Das auf dem Principe der territorialen Autonomie aufgebaute und befestigungsgachtet so gewaltige Reich verfehlte nicht, nach außen hin eine große Anziehungskraft zu üben, vor allem auf die deutschen Städte und auf die deutsche landfässige Nitterschaft im Ordensstaate. Die den einzelnen Ständen und Territorien in Polen gewährleistete Freiheit bildete für jene ein Ideal im Vergleiche mit den Leistungen und Einschränkungen, welche ihnen der herrschende Orden auferlegte. Auch waren sie sich dessen bewußt, daß die Vereinigung mit Polen ihrem Handel und ihrem Gewerbe ein immenses Hinterland und ein wirtschaftliches Absatzgebiet eröffnen werde. Sie schlossen daher den sogenannten „Eidchsenbund“, traten mit Klagen gegen den Orden vor dem Apostolischen Stuhle auf, und als ihnen keine Gemüthung zutheil wurde, unterwarfen sie sich (1454) freiwillig dem Könige von Polen. Kazimir nahm ihre Huldigung entgegen, die Incorporationsurkunde rief aber einen langwierigen Krieg mit dem Orden hervor. Der Krieg dauerte dreizehn Jahre, und da das polnische Massenaufgebot sich zur Erstürmung der Ordensburgen unzulänglich erwies, der Orden dagegen seine eigenen Unterthanen gegen sich hatte, so wurde beiderseits zumeist mit Söldnertruppen gekämpft. So führte die Entscheidung eigentlich das Geld herbei. Die Hilfsquellen des deutschen Ordens versiegten früher; als der Sold ausblieb, kündigte das vom Orden größtentheils in Böhmen angeworbene Söldnerheer den Gehorsam. Sein Anführer Ulrich Czernowka übergab die wichtigsten Ordensburgen, darunter Marienburg, dem Polenkönige, der den anschaftenden Sold zu bezahlen im Stande war. Doch der Orden behauptete noch einige Burgen, vor allem Königsberg; erst nach einer schrecklichen Verwüstung des ganzen Landes wurde im Jahre 1466 der Friede zu Thorn geschlossen. Westpreußen fiel an Polen zurück. Ein Theil von Ostpreußen, die Diöcese des Bischofs von Ermeland, wurde als besonderes geistliches Fürstenthum der polnischen Oberhoheit unterworfen. Den Rest von Ostpreußen behielt der deutsche Orden, aber nur als Lehen der polnischen Krone. Polen erstreckte sich nun bis an das Meer, alle Hindernisse des Handels waren beseitigt und auf dem großen Handelswege, welchen die Weichsel bildet, strömten jetzt alle Producte Polens, Getreide, Holz, Honig, Wachs u. s. w., nach Danzig, um auf dem Seewege in das ferne Ausland zu gelangen. Die Folgen des Thorer Friedens waren daher für die wirtschaftliche Entwicklung Polens von der größten Tragweite und sein Ackerbau nahm einen ungeahnten Aufschwung, seitdem es ihm möglich geworden war, für die Ausfuhr zu produciren.

Die Anziehungskraft des polnischen Reiches machte sich aber auch im Westen und Süden geltend. Das durch langjährige Hussitenkämpfe geschwächte und zerrüttete Böhmen



Inthronisation des Königs Alexander.

hatte sich mit dem römischen Stuhle ausgeföhnt und suchte nach dem Tode Georgs von Poděbrad nach einer eigenen Dynastie. In dieselbe Lage kam später Ungarn nach dem Tode des Mathias Corvinus. Beide Länder wandten sich nach Polen, wo aus der glücklichen Ehe König Kazimirs mit Elisabeth von Habsburg sechs blühende Knaben entsprossen und gleichsam dazu anserkoren schienen, alle benachbarten Throne zu besteigen und um das polnische Reich herum ein immenses Gebiet jagiellonischer Klientelstaaten zu gründen. Die kühnsten Pläne für die Zukunft wurden in der Krakauer Wawelburg entworfen. Der älteste Sohn Kazimirs, Ladislaus, war zum böhmischen, der zweite, Kazimir, und nach dessen frühzeitigem Tode der dritte, Johann Albert, zum ungarischen Könige bestimmt; der vierte, Alexander, sollte in Lithauen regieren, dem fünften, Friedrich, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, war das Bisthum Ermeland und damit der maßgebende Einfluß auf den Orden, dem sechsten, Sigismund, der Hospodarenstuhl der Moldau und Wallachei zugebracht. Nicht alle von diesen Plänen wurden verwirklicht. Ladislaus wurde zwar im Jahre 1471 als König nach Böhmen berufen und wußte sich auf diesem Throne zu behaupten, dagegen mißlangen die Züge der Prinzen Kazimir und Johann Albert nach Ungarn, denn die Ungarn zogen es vor, mit den Böhmen eine gemeinsame Dynastie zu besigen und riefen im Jahre 1490 den König Ladislaus von Böhmen zu ihrem Könige aus. Der Hospodar der Moldau aber huldigte dem polnischen Könige. Jedenfalls war dies der Augenblick der größten Entwicklung Polens nach außen.

Gleichzeitig mit dieser äußeren Machtentfaltung ging in der inneren Entwicklung Polens ein gewaltiger Umschwung vor sich. Der dreizehnjährige Krieg mit dem deutschen Orden hatte zur Genüge gezeigt, daß Polen mit seinem mittelalterlichen Heerwesen den neuen gewaltigen Aufgaben der äußeren Politik nicht mehr gerecht werden könne. Dazu war ein stehendes Heer und zu dessen Erhaltung eine allgemeine, ständige Besteuerung nöthig. Diese zog aber einen vollständigen Bruch mit der ganzen mittelalterlichen Verfassung nach sich, welche mittels Privilegien allen Ständen eine fast gänzliche Steuerfreiheit gewährleistet hatte, so daß die ordentlichen Staatsausgaben nur aus den Einkünften der großen Staatsdomänen gedeckt, außerordentliche Steuern aber nur mit Zustimmung der betreffenden Stände auferlegt werden sollten. Als nun während des dreizehnjährigen Krieges die Nothwendigkeit solcher außerordentlichen Steuern sich immer mehr geltend machte und als diese Steuern sich bald zu ständigen auszubilden drohten, blieb auch ein heftiger Widerstand der am meisten privilegierten Stände, insbesondere der Geistlichkeit, nicht aus. Während aber die Anhänger der alten Verfassung, der Privilegien, sich zu deren Vertheidigung immer mehr zusammenscharten, traten auf den Schauplatz des politischen Lebens neue Elemente, welche den Kampf für die neue Ordnung der Dinge aufnahmen. Vor allem fühlte sich der kleinere Landadel durch die Last der allgemeinen Wehrpflicht am meisten bedrückt,

da er gezwungen war, sich aus Eigenem auszurüsten und während der häufigen Feldzüge zu erhalten, also aus dem beginnenden Aufschwunge des Ackerbaues nicht den erwünschten Nutzen ziehen konnte. Dieser Stand hatte auch unter den Mißbräuchen des Gerichtswesens und der Verwaltung am meisten zu leiden und versprach sich das Beste von einer fürsorglichen königlichen Regierung und von der Schmälerung des Einflusses der geistlichen und weltlichen Hierarchie. Dieser Landadel war es auch, welcher auf dem Feldzuge nach Preußen im Jahre 1454 in dem Lager von Mieszawa den König um Abstellung verschiedener Mißbräuche beströmte und von demselben das verbrieftete Versprechen einer weitgehenden Reform empfing, unter anderen auch die Zusage, daß er den Adel der einzelnen Territorien zur Berathung in Steuer- und Kriegssachen berufen werde. Doch wären die Massen nicht im Stande gewesen, einen wirklichen Kampf gegen die Hierarchie zu eröffnen. Diese Aufgabe fiel einer Schar von Männern zu, welche, mitunter den angesehensten Geschlechtern entstammend, sich gründliche juristische Bildung an ausländischen Universitäten angeeignet hatten und als vom humanistischen Geiste angehauchte Legisten nach ihrer Heimat zurückgekehrt, die Ideale des römischen Rechtes nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen suchten. In ihnen verkörperte sich die neue politische Richtung, welche im Abendlande, vor allem in Frankreich, zum Durchbruch gelangt war. Einer von ihnen, Johann Ostrog, entwarf sogar das Programm einer vollständigen Reform des polnischen Staatswesens, welche in der Suprematie des Staates über die Kirche, in der Stärkung der königlichen Gewalt, in der Abschaffung der Privilegien und in der Anferlegung von Steuern gipfelte. Leute dieser Richtung, die sogenannten juniores, scharten sich jetzt um den König, traten theilweise in den Kronrath ein und verhalfen dem Könige zum Bruche der Privilegien, die bisher für unantastbar gegolten hatten. Der Geist der neuen Zeit blieb zwar auch auf Einzelne nicht ohne Wirkung; der geistliche Stand als solcher aber war keineswegs geneigt, auf seine Privilegien freiwillig zu verzichten und gab oft erst Gewaltmitteln von Seite des Königs nach; die Autonomie der Domecapitel in der Wahl der Bischöfe wurde beseitigt. Die vom Könige ernannten Bischöfe erwiesen sich den Anforderungen des neuen



Medaille Sigismund I.

Galtzien.

Staatswezens gefügiger, die Inzassen der großen Kirchengüter wurden zu den allgemeinen Steuern verhalten. Die vom Könige öfters zusammenberufenen Versammlungen des Landadels in den einzelnen Territorien, die sogenannten Sejmiki, Landtage, bildeten sich zu einer ständigen Institution aus und dienten dem Könige als williges Werkzeug, wo es galt, den Widerstand der Großen des Reiches im Kronrathe zu lähmen. Ein weiterer Schritt in dieser Richtung lag darin, daß die von den einzelnen Landtagen gewählten Vertreter, die Landboten, zusammenkamen, um in ihrem Namen gemeinsam zu berathen und zu beschließen. Auf diese Art ist die sogenannte Landbotenkammer entstanden, welche zusammen mit dem bisherigen Kronrathe als zweite Kammer den sogenannten Reichstag, Sejm Walny, bildete und über die wichtigsten Fragen ohne Rücksicht auf Privatrechte und Privilegien entschied.

König Kazimir IV. starb im Jahre 1492. Sein Nachfolger Johann Albert setzte das von ihm begonnene Werk der inneren Reform mit größerer Energie fort. Sein vertrauter Rathgeber war sein ehemaliger Lehrer Philipp Kallinach Buonacorsi, ein italienischer Humanist, welcher nach einer wechselvollen Vergangenheit in Polen eine Heimstätte fand und den jungen König zur Entschiedenheit in seinem autoritären Streben aneiferte. Johann Albert stützte sich offen auf den Landadel und auf die Landbotenkammer, beseitigte den Einfluß der Großen und regierte ziemlich unbeschränkt. Der willige Reichstag beschloß die geforderten Steuern, darunter auch eine Personaleinkommensteuer, welche alle Unterthanen ohne Rücksicht auf frühere Privilegien zu entrichten hatten, und der König plante einen großen Zug, angeblich gegen die Tataren, eigentlich aber zur Occupirung der Moldau. Der Zug kam im Jahre 1497 zustande, endigte jedoch, weil die Unterstützung seitens der Ungarn ausblieb, mit einem Rückzuge, in welchem das polnische Heer zum großen Theile aufgerieben wurde. Der König starb bald darnach im Jahre 1501, und die Wahl fiel jetzt auf seinen jüngeren Bruder Alexander, welcher seit dem Tode seines Vaters in Lithauen die Regierung geführt hatte.

Tiefere politische Rücksichten lagen dieser Wahl zu Grunde. Alexander hatte sich als Großfürst von Lithauen in einen Krieg mit Moskau verwickelt, welches nach der Eroberung von Pskow und Nowgorod bedeutend erstarbt war und auf die Eroberung der ruthenischen Provinzen des lithauischen Reiches immer deutlicher losging. Lithauen, auf sich selbst beschränkt, war diesem Kriege nicht gewachsen und suchte nun wieder eine innige Vereinigung mit Polen. Infolge dessen wurde Alexander, welcher schon Großfürst von Lithauen war, zum polnischen König gewählt. Er blieb aber in Lithauen, um den Krieg weiter zu führen, ernannte seinen Bruder Friedrich zu seinem Stellvertreter in Polen und erließ im Jahre 1501 in Mielnik ein Privilegium, in welchem er dem Kronrathe die meisten Regierungsrechte einräumte und mit der Politik seines Vorgängers vollständig brach.

Dieser Rückschlag war aber nur von kurzer Dauer. Der regierende Kronrath, jetzt gewöhnlich Senat genannt, führte die Staatsgeschäfte sehr unbeholfen, was besonders in der Vertheidigung der östlichen Provinzen gegen die Einfälle der Tataren zum Vorschein kam. In den weiten Schichten des Landadels wurde der Wunsch immer lauter, der König möge zurückkehren und die Regierungsgeschäfte persönlich übernehmen. Der König kehrte denn auch zurück und setzte auf den Reichstagen von 1504 und 1505 eine gründliche Reform des polnischen Staatswesens durch. Die Competenz der obersten Staatsämter wurde genau bestimmt, das Privilegium von Mielnik abgeschafft, die Competenz des Landtages auf die Änderung der Gesetze und Auferlegung von Steuern beschränkt. Die ganze Executivgewalt verblieb somit bei dem König. Der Urheber dieser Reform war der Unterkanzler Johann Lascki, ein Mann von großer politischer Thatkraft und weiter Umsicht. Mit Moskau wurde ein Waffenstillstand geschlossen; die Tataren, welche einen großen Einfall nach Lithauen unternommen hatten, wurden von Michael Gliński bei Kieck vollständig aufgerieben.

Nach dem unerwarteten Tode Alexanders im Jahre 1506 kam sein Bruder Sigismund an die Reihe. Während dessen langjähriger Regierung (bis 1548) gelangten jene Keime zu vollständiger Entwicklung, welche bereits in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts aufgesprossen waren. Der durch die Eröffnung des äußern Exportes gehobene Ackerbau bewirkt einen gewaltigen Umschwung in den Sitten und in der Lebensweise des Volkes. Der Adel, welcher früher zwar auf dem Lande ansäßig, aber fast ausschließlich auf die von den Bauern entrichteten Zinse angewiesen war und sich nur um das Ritterhandwerk kümmerte, bleibt jetzt bei diesem nur in der Theorie, wird aber in der Praxis zu einer friedliebenden, ackerbautreibenden Classe. In allen Dörfern entstehen neben den bäuerlichen Besitzungen besondere Gutsbesitze, welche von den Gutsherren auf eigene Rechnung bebaut und verwaltet werden. Den Grundstock dieser Gebiete bilden die alten Schulzenhöfe, welche überall abgekauft und durch Rodung der Wälder und Urbarmachung von brach liegenden Flächen bedeutend vergrößert werden. Doch dem Gutsherrn fehlt es noch an Arbeitskräften, welche zur Zeit der Ernte sehr hoch zu stehen kommen. Da zögert der Adel nicht, das politische Übergewicht, das er auf den Reichstagen gewonnen hat, in wirtschaftlicher Beziehung auszubenten. Vom Jahre 1496 an folgen nacheinander Reichstagsbeschlüsse, welche die Freizügigkeit der Bauern vollständig aufheben und den



Königin Bona Sforza.

Bauern auf dem Gutsgebiete an einem Tage in der Woche die sogenannte Robot zur Pflicht machen. Durch Entscheidungen des königlichen Gerichtes wird der Bauer mit seinen Klagen gegen den Gutsherrn abgewiesen und auf das Forum seines Herrn beschränkt. Die hiedurch dem Bauer auferlegte Hörigkeit war nur insofern nicht drückend, als alle Gutsherrn um den Bauer als Arbeitskraft in Wettbewerb traten. Trotz aller gesetzlichen Verbote blieb es dem Bauer möglich, von einem Herrn, der ihm zu große Lasten auferlegte, zu einem anderen zu fliehen, der ihn bereitwillig aufnahm und ihm ziemlich große Freiheiten gewährte. Der Drang nach Osten gewinnt nunmehr eine ungeahnte Stärke, die westlichen Provinzen des Reiches werden theilweise entvölkert und die Ansiedlungen im Osten rücken immer weiter vor. Die südlichen ruthenischen Provinzen gewinnen das Aussehen eines gemischtsprachigen Landes und verbinden sich immer inniger mit dem polnischen Volkswesen.

Trotz dieses theilweisen Abflusses der Bauernkräfte nach dem Osten hat doch der Landedelmann in Polen seinen Zweck erreicht und mehr oder weniger ausgiebige Arbeitskräfte für sein Gutsgebiet gewonnen. Der Absatz der eigenen Rohproducte auf dem Wasserwege nach Danzig machte ihn wohlhabend und den Einflüssen einer höheren Cultur mehr als früher zugänglich. Nicht nur Söhne der Magnatenfamilien, sondern der ganze Adel überhaupt besucht jetzt die Schulen, die Krakauer Universität gründet überall Gymnasien, sogenannte Colonien. An der Universität, welche sich einer nie geahnten Frequenz erfreut, finden die Classifier des Alterthums Eingang, und die mathematisch-astronomischen Wissenschaften gelangen zur Blüte. Ein Schüler dieser Universität, der Thorner Domherr Nikolaus Kopernikus veröffentlicht im Jahre 1543 sein Werk: „De revolutionibus orbium coelestium“. Scharen polnischer Studenten ziehen nach ausländischen Universitäten, vor allem nach Italien. Werke der ausländischen Literatur verbreiten sich nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, der Humanismus zeitigt seine Blüten.

Die deutsche Reformation findet in Polen einen hinlänglich vorbereiteten Boden und äußert ihre Wirkung vor allem darin, daß die heimische Literatur sich nicht auf lateinische Werke beschränkt, sondern immer rüstiger zur Herausgabe von polnischen Büchern schreitet. Die Gemahlin König Sigismunds, Bona, aus dem Hause der mailändischen Sforza, bringt einen glänzenden Hof von Künstlern mit, die italienische Renaissance verdrängt die bisherige deutsche Gothik, in Krakau wird an dem schönsten Kunstwerke Polens, der Jagiellohnischen Kapelle am Wawel gebaut, und kirchliche und weltliche Magnaten wetzeln in ihren Burgen und Palästen mit dem Glanze des königlichen Hofes in Krakau.

Diese geistige Entwicklung ist aber leider nicht von gleichen Erfolgen auf dem Gebiete der Politik begleitet. König Sigismund zeigt sich in den ersten Jahren seiner Regierung als ein vorzüglicher Verwalter der Krondomänen und unternimmt auch wiederholt die

Durchführung von Reformen auf dem Gebiete des Steuer- und des Heerwesens. Eine allgemeine Taxation der Einkünfte wird geplant und beschlossen, ständige Steuern sollen die Gründung eines Staatschatzes ermöglichen, das allgemeine Aufgebot des Adels in Kriegsgefahr soll durch eine begrenzte Wehrpflicht auch in Friedenszeiten ersetzt werden. Aber alle diese vom Reichstage bereits beschlossenen Reformen scheitern an dem Widerstande der geistlichen und weltlichen Aristokratie, welche ohne Sinn für das allgemeine Wohl



Polnischer Reichstag; aus dem Statute des Kaszi.

in der Gründung von großen Familiengütern ihre Hauptaufgabe sieht und in dem Aufwiegeln der untersten Schichten des unbemittelten Adels ein wirksames Mittel findet, den Staat und die königliche Gewalt zu untergraben. Eine im Jahre 1534 fachmännisch durchgeführte Codifizierung des polnischen Rechtes wird abgelehnt, der ernste und bedächtige, aber unschlüssige und zu energischem Vorgehen nicht angelegte König verliert bei vorgerücktem Alter immer mehr an Thatkraft, seine Gemahlin Bona treibt eigenmächtig Politik, sammelt durch Verkauf von Ämtern Privatschätze und trägt zur allgemeinen Verwirrung vielfach bei. Das im Jahre 1536 in Lemberg versammelte Massenaufgebot

verwandelt sich in eine stürmische politische Versammlung, legt dem Könige Beschwerden vor, und dieser hat die größte Mühe, die aufwallenden Leidenschaften zu besänftigen.

Auch in seiner auswärtigen Politik glückte es dem Könige nicht besser. Wichtige Fragen standen auf der Tagesordnung: die Abwehr der Einfälle der Tataren und der Walachen, das Zurückdrängen des immer kühner vordringenden Moskau und vor allem die Aufhebung des Ordensstaates. Alle diese Fragen waren nur dann glücklich zu lösen, wenn es Polen gelang, inmitten der europäischen Staaten die ihm gebührende Stellung einzunehmen und dieselbe consequent festzuhalten. Zwei europäische Mächte traten damals in den Wettbewerb um das Bündniß mit Polen: Frankreich und das Haus Habsburg. Frankreich verbürgte ihm den Frieden mit der Türkei, welche damals, wenn auch nur von einer gewissen Ferne, Polen zu bedrohen schien; es bot ihm auch eine Stütze im Kampfe mit dem deutschen Orden, der noch immer in Deutschland einen Rückhalt hatte. Osterreich konnte Polen schaden, wenn es den Orden begünstigte und mit Moskau gemeinschaftliche Sache machte, was aber Polen durch Unterstützung der Gegner des Hauses Habsburg in Ungarn vergelten konnte. König Sigismund vernochte sich aber für keines dieser Bündnisse zu entscheiden. Von seinen Ministern vertrat der eine, Lascki, consequent das Bündniß mit Frankreich, der andere, Tomiecki, neigte sich jenem mit Osterreich zu, und zwischen diesen zwei Richtungen schwankte die polnische Politik Jahrzehnte lang, ohne aus einem dieser Bündnisse den entsprechenden Nutzen zu ziehen. Mit Moskau wurde gekämpft, aber trotz zweier glänzender Siege, welche Fürst Constantin Ostrogski bei Drzsa erfochten hatte, gelang es doch dem Czaren Iwan, Smolenisk zu erobern und zu behaupten. Die Walachen wurden von dem Kronfeldhern Tarnowski bei Obertym aufs Haupt geschlagen, die Tataren mehrmals besiegt, aber von weiteren Einfällen nicht abgehalten. Mit dem Hause Habsburg wurde im Jahre 1515 auf dem Congresse zu Wien ein feierlicher Vertrag geschlossen, in welchem König Sigismund in die wechselseitige Heirat Ferdinands von Osterreich mit der Tochter des Königs Ladislaus von Ungarn, Anna, und des Sohnes des letzteren, Ludwig, mit der Enkelin Kaiser Maximilians, Maria, willigte. Doch brachte ihm dieser Vertrag nicht die erwartete Unterstützung in dem bald darauf entbrannten Streite mit dem deutschen Orden. Albrecht von Brandenburg, ein Schwesterjohn Sigismunds von Polen, wurde zum Großmeister des Ordens gewählt, verweigerte aber den Huldigungseid. In dem aus diesem Anlasse ausgebrochenen Kriege drang das polnische Heer vor die Mauern von Königsberg, Sigismund verzichtete aber auf die Fortführung des Krieges und ließ sich in langwierige Unterhandlungen ein, welche damit endeten, daß Albrecht zum Protestantismus übertrat, den Ordensstaat in Preußen auflöste und mit Zustimmung Sigismunds ein weltliches, erbliches Fürstenthum Preußen gründete, welches der Krone Polens lebenspflichtig war. Im Jahre 1525 leistete Albrecht



Original Zügstümm I. in der Kathedrale zu Krakau.

mit seinen zwei Brüdern den Lehnseid auf dem Ringplatze von Krakau, aber der äußere Glanz dieses feierlichen Actes vermochte kaum die Gefahren zu verdecken, welche Polen bedrohten, indem an Stelle des morschen Ordensstaates ein erbliches Fürstenthum trat. Nach dem unvermutheten Tode Ludwigs, des Königs von Böhmen und Ungarn, bei Mohács (1526) mischte sich die polnische Diplomatie wiederholt in die inneren Verhältnisse Ungarns ein, jedoch ohne sichtbares Ziel und ohne Consequenz. Die Zerrüttung der Finanzen und des Kriegswesens und die Zerfahrenheit der Reichstage mögen wohl dazu beigetragen haben, daß Polen nicht im Stande war, eine thatkräftige Politik nach Außen zu führen.

Unter dem Bewußtsein dieser inneren Zerrüttung bildete sich in den letzten Regierungsjahren Sigismunds I. eine neue politische Partei, welche sich eine gründliche Besserung der herrschenden Zustände zum Ziel setzte. Diesmal zeigte sich der mittlere begüterte Adel fast einmüthig bestrebt, dem oligarchischen Treiben der weltlichen und geistlichen Großen ein Ziel zu setzen. Es war eine wohlhabende, in socialer Beziehung selbständige, aufgeklärte Gesellschaftsclasse, welche jetzt um politischen Einfluß rang. Humanismus und Reformation waren die Elemente, von denen ihr politisches Programm getragen war. Das Reformwerk sollte denn auch auf Beseitigung der kirchlichen Mißstände ausgedehnt werden.

Sigismund II. August verwirklichte die in ihn gesetzten Hoffnungen keineswegs. Bei dem Tode des Vaters im Jahre 1548 machte er gleich seine Ehe, welche er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Elisabeth von Oesterreich mit der einer mächtigen Magnatenfamilie in Lithauen entflammenden Barbara Radziwill heimlich eingegangen war, bekannt. Nur die Standhaftigkeit des Königs in der Verteidigung dieser Ehe machte dem Aufsturme, der gegen dieselbe auf dem Reichstage erhoben wurde, ein rasches Ende. Bald darauf, im Jahre 1550, entrollte die Landbotenkammer das neue politische Programm. Dasselbe ließ sich in vier Hauptpunkte zusammenfassen. Der König sollte: erstens alle widerrechtlich geschenkten oder verpfändeten Krongüter einziehen und deren Einkünfte zur Bildung eines stehenden Heeres verwenden; zweitens die bestehenden Gesetze in Ordnung bringen und erläutern und deren Durchführung sichern; drittens die Union mit Lithauen und mit Preußen in eine vollkommene Realunion verwandeln; viertens zur Abstellung der in der Kirche herrschenden Mißbräuche und zur Beilegung der zwischen dem Clerus und den weltlichen Ständen ausgebrochenen Differenzen das Nöthige veranlassen. Um dieses Programm entspann sich nun auf einer Reihe von Reichstagen ein erbitterter Kampf. Der Senat nahm gegen viele Punkte desselben eine mehr oder weniger ablehnende Haltung ein. Der König blieb vollkommen unerschütterlich, erklärte sich nie dagegen, setzte sich aber auch für keinen Punkt des Programms mit der nöthigen Offenheit und



Sigismund II. August.

Entschiedenheit ein. Nur eine Frage ging trotz dieser unschlüssigen Haltung des Königs und theilweise auch infolge derselben einer Lösung entgegen. Der Adel verweigerte vielfach der Geistlichkeit die Entrichtung des Kirchzehnten, die Geistlichen klagten vor den kirchlichen Gerichten, erlangten Urtheile, welche auf Excommunication lauteten, und verlangten nun nach altem Rechte die Vollziehung dieser Urtheile durch Sequestration der im Besitze der Excommunicirten befindlichen Güter von Seiten der weltlichen Obrigkeit. Dieses erbitterte den Adel derart gegen die Kirchengerichte, daß er sogar einzelne Geistliche in Schutz nahm, welche unter Mißachtung des Eölibates Ehen eingegangen waren und durch das Kirchengericht verfolgt wurden. Die Bischöfe sahen sich gezwungen, in ein Interim zu willigen, kraft dessen die Grodstarosten bis zur endgiltigen Regelung der ganzen Frage nicht mehr verhalten waren, das *brachium saeculare* anzuwenden und die Urtheile der kirchlichen Gerichte überhaupt zu vollziehen. Dieses öffnete der Glaubens-  
 neuerung in Polen alle Thore. Hervorragende Reformatoren, darunter der in der deutschen Reformationsgeschichte wohl bekannte Pole Johann Lascki, ein Nefse des ehemaligen Erzbischofs von Gnesen gleichen Namens, kamen nach Polen, wo sie sich vor jeder Verfolgung sicher fühlten; es entstand plötzlich eine reiche Literatur im Geiste der Reformation, der König nahm selbst an dieser Bewegung regen Antheil, verkehrte mit hervorragenden Reformatoren persönlich und verhandelte über die Abschaffung des Eölibates und Einführung einer polnischen Liturgie mit Rom. Der Reichstag verlangte die Einberufung einer Nationalsynode, welcher sogar einige Bischöfe nicht abgeneigt schienen. Als aber der König sich hiezu, sowie zur Einführung der Nationalkirche nicht herbeiliess, nahm ein großer Theil des Adels und der Stadtbürger den Protestantismus eigenmächtig an. Polen büßte seine Glaubenseinheit und damit viel von seiner inneren Kraft ein. Der König wußte nicht nach dem Muster anderer Fürsten, sei es als Gegner, sei es als Förderer der Reformation, seine Regierungsgewalt zu stärken.

Indessen brach im Jahre 1557 der Krieg mit Moskau um den Besitz von Livland aus. Der Krieg, in den sich auch Dänemark und Schweden mischten, erheischte vor Allem die Bewilligung außerordentlicher Steuern von Seiten des polnischen Reichstages, wofür aber die Landboten ohne gleichzeitige Förderung ihres politischen Programmes nicht zu gewinnen waren. Deshalb änderte der König seine Stellung; er neigte sich seit dem Jahre 1562 zur Reformpartei und förderte auf den nächsten Reichstagen wenigstens einige Punkte dieser Reform. Zur Einführung der nationalen Kirche konnte er sich nicht entschließen, trotzdem jetzt sein persönliches Interesse damit verknüpft war. Nach dem Tode der Barbara Radziwill heiratete er eine Prinzessin aus dem Hause Habsburg, Katharina. Da ihm indeß diese keine Kinder gebar und da er als letzter Sprößling der Jagiellonischen Dynastie angesichts des in Polen herrschenden, bis jetzt mehr theoretischen Wahlrechtes,

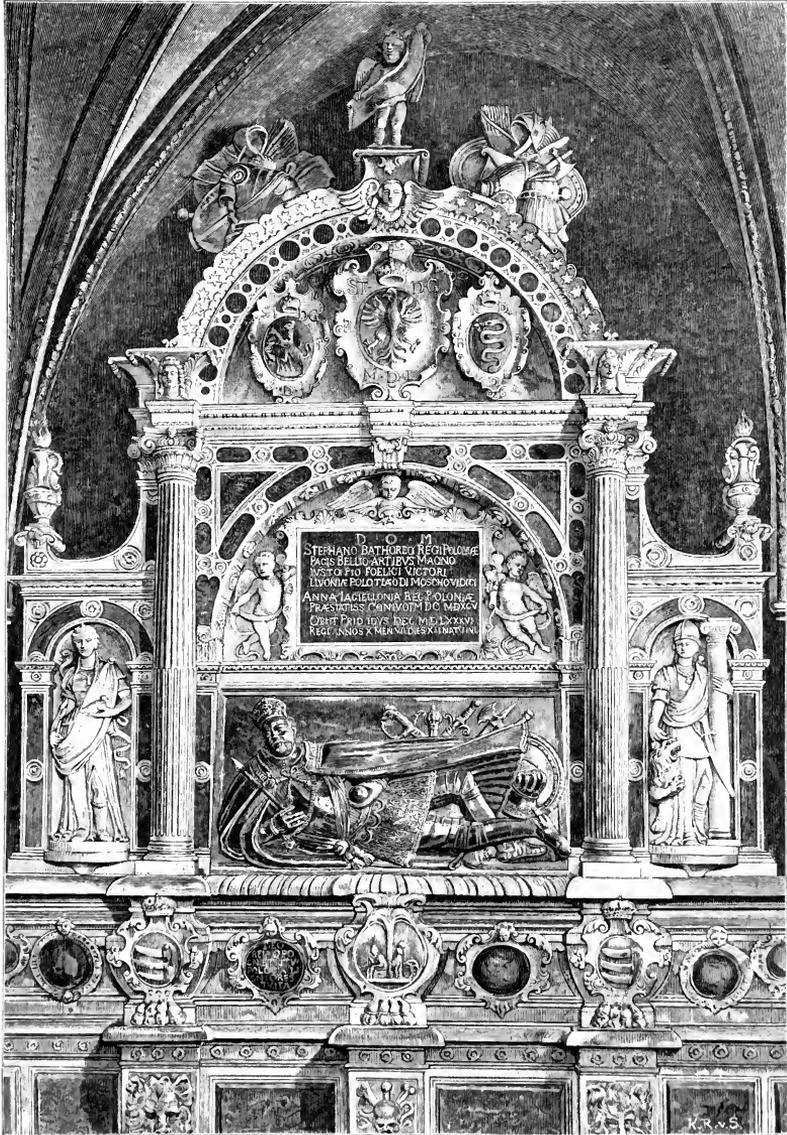
besorgen mußte, daß sein Tod Polen in das größte Verderben stürzen könne, drängte er auf eine Scheidung seiner Ehe mit Katharina, und da sich die Curie dazu nicht herbeiließ, war er einen Augenblick nahe daran, mit Rom vollständig zu brechen. Es fanden sich aber bereits Männer in Polen, welche die katholische Gegenreformation anzubahnen wagten. Vor allem die Bischöfe Martin Kromer und Stanislaus Hozjns, einer von den dem Tridentiner Concil präsidirenden Cardinälen. Zu ihnen gesellte sich der päpstliche Nuntius Commendone, dem es auch gelang, den König von der beabsichtigten Ehescheidung abzubringen. Der letztere war es auch, der die Beschlüsse des Tridentiner Concils nach Polen brachte und sich rühmen konnte, die schwankenden Gemüther der polnischen Bischöfe aufgerichtet und eine katholische Partei in Polen organisiert zu haben. Die Protestanten, die sogenannten Dissidenten, fortan sowohl durch die Stärkung der katholischen Partei als auch durch innere Uneinigkeit bedroht, schlossen im Jahre 1570 zu Sandomir (mit Ausschluß der Arianer) eine Union und verlangten staatliche Anerkennung und Maßregelung der Arianer. Beides wurde ihnen verjagt und es wurde an dem Principe der vollkommenen Glaubensfreiheit festgehalten, welche jetzt der katholischen Kirche den meisten Nutzen versprach.

Das Zustandekommen der Reunion mit Litauen erforderte viel Anstrengung und vorbereitende Schritte. Allerdings ging das XVI. Jahrhundert an Litauen nicht ohne Einwirkung, vorüber. Die polnische humanistische Cultur eroberte nicht nur die eigentlichen Lithauer, deren Adel sich vollständig polonisirte, sondern sie rang auch nicht ohne merklichen Erfolg mit der byzantinischen Cultur der Ruthenen, welche jetzt, seitdem die Türken sich Constantinopels bemächtigt hatten, sich im Zustande völligen Verfalles befand. Bereits im Jahre 1530 gelang es Sigismund I., für Litauen ein besonderes Gesetzbuch zu schaffen, an welchem Polen mitgearbeitet hatten und das viele Institutionen des polnischen, des deutschen und des römischen Rechtes enthielt. Sigismund August berief nun den lithauischen Reichstag und setzte auf demselben im Jahre 1566 eine gründliche Revision dieses Gesetzbuches im fortschrittlichen Geiste durch. Polnische Institutionen wurden in noch größerem Maße nach Litauen verpflanzt, der mittlere Adel vielfach emancipirt und zum politischen Leben zugelassen. In diesem Adel gewannen die Polen den mächtigsten Bundesgenossen für das Werk der beabsichtigten Reunion, denn erst diese versprach dem Adel in den lithauischen und ruthenischen Ländern eine vollständige Gleichstellung mit dem polnischen Adel in Bezug auf seine politischen Rechte. Widerstand leisteten nur die Magnaten, welche an der Selbständigkeit des lithauischen Staates hingen, weil dieselbe ihnen einen größeren politischen Einfluß und den Besitz wichtiger Kronämter verbürgte. Dieser Widerstand wurde jedoch durch einen theilweisen Compromiß auf dem gemeinsamen Reichstage von Lublin im Jahre 1569 beseitigt. Die südlichen Provinzen des

litauischen Staates, Wotyn, Kiew, Brackaw und Podlasie, gingen hiebei selbständig vor und schlossen sich unmittelbar der polnischen Krone an, indem sie sich nur jene Autonomie wahrten, welche ohnehin einer jeden Wojwodtschaft in Polen zukam. Schließlich gaben auch die litauischen Magnaten unter dem Drängen des Adels nach und beschworen eine Union mit Polen, laut welcher Polen und Lithauen einen gemeinsamen König und einen gemeinsamen Reichstag haben, in Bezug auf Hofämter, Heer-, Finanz- und Gerichtswesen aber besondere Staaten bilden sollten.

Die dritte Frage des politischen Programmes wurde wieder nicht gelöst. Die verschenkten und verpfändeten Krongüter wurden eingezogen und in zwei Kategorien getheilt: in Tafelgüter, welche nur zum Unterhalte des königlichen Hofes dienen, und in eigentliche Krongüter, welche vom Könige einzelnen Edelleuten in lebenslängliche Pacht überlassen werden sollen und zwar so, daß ein Theil des Pachtzuschlusses, die sogenannte Quarta, zur Erhaltung einer, wenn auch kleinen, doch ständigen Landeswehr an der südlichen Grenze gegen die Einfälle der Tataren bestimmt wurde.

Weiter gingen aber die inneren Reformen nicht. Die Bemühungen der Landboten, eine Executivgewalt in den einzelnen Wojwodschaften und Bezirken zu schaffen, scheiterten an dem Widerstande des Senates und an dem geringen Verständniß, welches der König dieser Frage entgegenbrachte. Die Codificirung des bestehenden Rechtes und die Reform des Gerichtswesens kam nicht zustande, und das ganze Reich bot auch ein Bild der höchsten Unordnung, weil sich die Prozesse ins Unendliche zogen und die mühsam erlangten Erkenntnisse der Gerichte dem Stärkeren gegenüber nur selten vollzogen werden konnten. Dagegen gelang es dem Adel, sein zeitweiliges Bündniß mit Sigismund August zur Befriedigung seiner wirthschaftlichen Classeninteressen auszunützen. Seitdem die Bauern hörig geworden waren, sah der Adel nur noch einen Mitbewerber und vermeintlichen Gegner auf dem wirthschaftlichen Gebiete. Es waren dies die Städte. Seit dem XIII. Jahrhunderte hatten sich diese unaufhörlich entwickelt. Bis in die Zeit König Sigismunds, in welche der Höhepunkt ihres Aufschwunges fällt, behielten sie ihren deutschen Charakter, und erst im XVI. Jahrhunderte begann ihre Polonisirung unter dem Einflusse der aufblühenden polnischen humanistischen Literatur. Das in Innungen organisirte Gewerbe erfreute sich einer starken Entwicklung und befriedigte alle Bedürfnisse des Landes, im Kunstgewerbe wetteiferten sie mit den Städten des Westens, der ganze Zwischenhandel zwischen Orient und Westen lag in ihren Händen und bildete die Quelle des Reichthums einzelner Patricierfamilien, welche einen regen Verkehr mit dem Auslande unterhielten. Dem polnischen Volke aber stand das deutsche Bürgerthum in diesen Städten fremd gegenüber. In den Anfängen des polnischen Parlamentarismus zu Ende des XV. Jahrhunderts sahen die Städte für sich und für ihre Autonomie eine Gefahr, und trotzdem sie



Grabmal des Stefan Bathory in der Kathedrale zu Arad.

von dem Könige mehrmals aufgefordert worden waren, die Reichstage zu beschicken, hielten sie sich mit Ausnahme Krakaus davon fern. Patricierfamilien fanden daher trotz ihrer Bildung und ihres Reichthums innerhalb des Bürgerthums kein Feld, um ihren politischen Ehrgeiz zu befriedigen, und zogen es vor, Landgüter zu erwerben, in die Reihe des Adels zu treten und nach adeligen Würden und Ämtern zu streben. Dadurch wurden die Städte ihrer besten Vertheidiger beraubt und geschwächt. Auch erweckte ihr Reichthum den Neid des Adels, welcher sich durch ihre verschiedenen Handels- und Gewerbeprivilegien für ausgebeutet hielt. Die Beseitigung dieser Privilegien war daher seit jeher ein Postulat des Landtages, welchem es denn auch zur Zeit Sigismund Augusts gelang, dasselbe durchzuführen und sogar über das Ziel zu schießen. Während der Adel bei der Veräußerung der Naturproducte für sich vollkommene Freiheit von allen Abgaben und Zöllen in Anspruch nahm, hinderte er das Bürgerthum an der freien Bestimmung der Preise der Gewerbeproducte, indem er 1564 bestimmte, daß diese Producte nur nach einer von den Wojwoden jährlich festzustellenden Tage verkauft werden sollten. Hingegen wurde ausländischen Kaufleuten vollkommene Freiheit der Zufuhr und des Handels zuerkannt, infolge dessen Fremde das Land mit ihren Waren zu überschwemmen begannen. Nicht genug aber, daß den heimischen Bürgern dadurch die Concurrenz mit der fremdländischen Ware beinahe unmöglich gemacht worden war, erging noch an dieselben ein Verbot, nach dem Auslande zu fahren und sich mit dem Verkaufe fremdländischer Waren abzugeben. Der Adel ahnte nicht, daß er durch diese einseitige Agrarpolitik die Städte zu Grunde richten, den mächtigsten Consumenten seiner Naturproducte verlieren und das ganze Land wirthschaftlich schwächen werde.

Die politischen Stürme, welchen der Tod Sigismund Augusts im Jahre 1572 einen weiten Schauplatz eröffnete, nahmen den Adel vollauf in Anspruch. Da alle unter dem letzten Jagiellonen-König unternommenen Versuche einer Reform der Königswahl fehlgeschlagen waren, mußte jetzt, bei dem Mangel einer heimischen Dynastie nicht nur eine wirkliche Wahl vorgenommen, sondern auch die Form derselben endgiltig festgestellt werden. Ein besonderer Reichstag, der sogenannte Convocations-Reichstag, wurde zu diesem Zwecke einberufen. Nach heftigen Debatten gelang es dem Erzbischof von Gnesen als dem Primas des Reiches, die Stellung eines interrex während des Interregnums zu behaupten; die äußere Ordnung sollte durch besondere Landgerichte, sogenannte sady kapturowe, welche nach Art der deutschen Landfriedensgerichte gebildet waren, aufrecht erhalten werden; an der Wahl des Königs sollte aber nicht der Reichstag allein, auch nicht ein verstärkter Reichstag, wie vielfach geplant wurde, sondern der gesammte Adel, auf einem Wahlfelde, unter freiem Himmel theilnehmen. Es zeigte sich aber nur zu bald, daß in einer so zahlreichen Versammlung, die an 100.000 Köpfe zählte, politisch denkende und

patriotische Elemente zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt sind und daß das Wahlfeld zu einem Kampffelde für einzelne Oligarchen sich gestaltet. Fremde Mächte versäumten es auch nicht, dieses Chaos gründlich zu durchwühlen und hiebei ihre Interessen zu verfolgen.

Verschiedene Candidaturen tauchten auf. Die meisten Anhänger vereinigten sich um Erzherzog Ernst, einen Sohn Kaiser Maximilians II., und Heinrich von Valois, Bruder des Königs von Frankreich. Für den ersteren erklärten sich jene katholischen und aristokratischen Elemente, welche durch die Dynastie der Habsburger auf dem polnischen Throne den Katholicismus zu schützen und den aristokratischen Elementen des polnischen Gemeinwesens eine festere Gliederung zu sichern beabsichtigten. Der Mehrzahl der Wähler schien es aber, daß Polen dadurch an Selbständigkeit einbüßen würde. Es gelang auch dem französischen Gesandten Montlue, die Massen für seinen Herrn zu gewinnen, so daß Heinrich von Valois schließlich zum König von Polen proclamirt wurde. Freilich hatte man für ihn nach Art der Wahlcapitulationen der deutschen Kaiser besondere *pacta conventa* geschmiedet. Diese *pacta* enthielten die Anerkennung vollkommener Religionsfreiheit, dann eine Reihe von Artikeln, kraft deren die königliche Macht jeder Executiv-Gewalt beraubt und nur auf die Verleihung von Gnaden, Ämtern und Starosten angewiesen wurde; schließlich enthielten die *pacta* auch Verpflichtungen des neuen Königs hinsichtlich der Vertheidigung des Reiches mit jenen angeblichen eigenen Mitteln, die er nach Polen mitbringen sollte. Der Tummel, welcher diesen ganzen Wahlact begleitete, mußte bald zu arger Enttäuschung führen. Heinrich von Valois kam nach Polen, ohne etwas mitzubringen, zeigte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen, und das Schattenkönigthum gefiel ihm so wenig, daß er nach einigen Monaten Krakau insgeheim verließ und Polen seinem Schicksale überließ.

Das neue Interregnum war noch stürmischer als das erste. Die Candidatur eines Habsburgers gewann jetzt noch mehr Anhänger, insbesondere im Senate. Die Aulehnung an die Macht der Habsburger erschien vielen als Hort für das zerrüttete polnische Staatswesen. Diesmal wurde Kaiser Maximilian II. selbst zum Könige von Polen ausgerufen, aber nur ein Theil der Wähler erklärte sich für ihn; ein anderer unter der Führung des jungen Volkstribunen Johann Zamoycki rief die Schwester des Sigismund August, die fünfzigjährige Anna Jagiellonka, zur Königin aus und bestimmte ihr zum Gemal den Wojwoden von Siebenbürgen, den kriegerischen Stefan Bathory. Da Maximilian mit seiner Reise nach Polen ungewöhnlich lang zögerte, ermöglichte er es seinem Gegner, nach Krakau zu gelangen und den Krönungsact (1576) vorzunehmen. Bald nahm den neuen König ein Krieg mit Moskau vollständig in Anspruch, den der Czar Ivan der Schreckliche mit einem verheerenden Zug nach Livland eröffnete. Er fand aber in Bathory einen überlegenen Gegner. Der Krieg wurde nicht blos von Lithauen, sondern von dem zu

einem Staatswesen vereinigten Polen-Lithauen geführt. Auf das Massenaufgebot wurde verzichtet, dagegen für bedeutende, durch den Landtag beschlossene Steuern ein beträchtliches Söldnerheer geworben. Anstatt aber mit Ivan um Livland zu kämpfen, beschloß Bathory direct gegen Moskau vorzugehen. Nach Erstürmung von Polock und Einschließung von Pskow kam es durch Vermittlung des Jesuiten Possewin 1582 zu einem Frieden. Moskau wurde von der Ostsee vollkommen zurückgedrängt.

Bathory beschäftigte sich nun eifrig mit der inneren Ordnung des Reiches und mit dem Plane eines neuen großartigen Kriegszuges, von dem es nicht ausgemacht ist, ob er gegen die Türken, gegen die Tataren oder gegen Moskau gerichtet werden sollte. Ihm zur Seite stand Johann Zamoycki als Kanzler und Kronfeldherr, dessen Feldherrntalent im Kriege gegen Moskau plötzlich ergänzte. Zur Befestigung der inneren Ordnung trug das vor dem Moskauer Kriege von dem Reichstage eingefetzte Krontribunal bei, vor welches alle Angelegenheiten des Adels, die sich auf Besitz, Leib und Ehre bezogen, in letzter Instanz gelangten. Politische Verbrechen waren der königlichen Judicatur während des Reichstages vorbehalten, und von diesem Rechte machte Bathory entschiedenen Gebrauch, indem er nicht zurückschreckte, sogar Mitglieder der angesehensten Geschlechter, welche sich politischer Untriebe schuldig gemacht hatten, vor dieses Gericht zu laden und zu verdammen. Das Haupt des übermüthigen Samuel Zborowski fiel unter dem Weile des Henkers, und seine Brüder, Christoph und Andreas, wurden in die Acht erklärt. Einzelne Oligarchen traten gegen den König auf, aber dieser blieb standhaft, und die große Masse des Adels begann einzusehen, daß das starke königliche Regiment überall Ordnung und Ruhe stifte. Leider starb der thatkräftige König bereits im Jahre 1586.

Die Zeit seiner zehnjährigen Regierung bildet zugleich einen Höhepunkt in der Entwicklung der polnischen Wissenschaft und Literatur. Die katholische Gegenreformation macht jetzt, inmitten vollständiger Religionsfreiheit und durch diese unterstützt, große Fortschritte. Die Protestanten spalten sich in Secten und reiben sich gegenseitig auf, die Sache der Katholiken findet einen mächtigen Vorkämpfer in dem Orden der Jesuiten, in welchen gebildete, patriotisch gesinnte Männer eintreten. Die Jesuiten predigen Vaterlandsliebe und Gehorsam gegen den König, bei dem sie auch Unterstützung finden; eine Reihe von Schulcollegien der Jesuiten entsteht in allen Provinzen des Reiches, höhere Schulen gründen sie in Wilna und Polock. Zamoycki baut auf seinem Gute Zamoscé eine starke Festung zur Vertheidigung des Landes und gründet hier eine Universität mit vorwiegend juristischer Richtung mit Ausschluß der theologischen Studien.

Das dritte Interregnum nach dem Tode des Stefan Bathory sollte nicht nur zu einer Doppelwahl, sondern bereits zu einem Kriege führen. Polen theilte sich in zwei Lager. An der Spitze des einen stand Johann Zamoycki; sein Throncandidat war der

schwedische Prinz Sigismund Wasa, ein Neffe des letzten Jagiellonen Sigismund August. An die Spitze der Gegenpartei stellten sich die während der Regierung Bathorys gemäßigten Zborowski; ihr Throncandidat war Erzherzog Maximilian, Sohn des Kaisers Maximilian II. Der von demselben unternommene Wahlzug nach Krakau mißglückte jedoch vollständig. Sammt seinen polnischen Anhängern in zwei Treffen von Zamoyski besiegt, gerieth Erzherzog Maximilian in Gefangenschaft und erhielt die Freiheit nur gegen Verzichtleistung auf die polnische Krone.

Sigismund III. stellte sich die Bekämpfung des Protestantismus zum Lebenszweck und verfolgte sein Ziel ohne Rücksicht auf die ihm zu Gebote stehenden Mittel. Nach Polen gekommen, entfremdete er sich alsbald Zamoyski, dem er den Thron verdankte, sowie andere hervorragende Männer. Nach dem Tode seines Vaters fiel ihm im Jahre 1592 die schwedische Krone zu. Er mußte aber seinem Oheim Karl, Herzog von Sudermannland, als Statthalter die Regierung überlassen; dieser stellte sich an die Spitze der protestantischen Bewegung in Schweden und bedrohte, von großer Popularität getragen, den König Sigismund mit Enterbung. Sigismunds Politik war nun auf die Wiederherstellung des Katholicismus in Schweden und auf die Behauptung des schwedischen Thrones gerichtet; Polen sollte ihm dazu nur als Stütze dienen. Zu diesem Zwecke knüpfte er enge Beziehungen mit Oesterreich an, heiratete die österreichische Prinzessin Anna und nach deren Tode ihre Schwester Constanze und gerieth sogar in den Verdacht, daß er dabei die polnische Krone einem der österreichischen Erzherzoge zugesagt oder gar in eine Theilung Polens eingewilligt habe. Im Jahre 1598 zog Sigismund mit polnischen Hilfstruppen zum zweitenmale nach Schweden, wurde aber bei Linköping geschlagen und der schwedischen Krone für verlustig erklärt. Zu einer Anerkennung dieser Thatsache wollte er sich aber nicht bequemen und verwickelte Polen in einen langjährigen dynastischen Krieg mit den Schweden, an welchem beide Völker als solche nur ein geringes Interesse hatten. Den Schauplatz des Krieges bildeten die Ostseeprovinzen. Karl von Sudermannland erlitt im Jahre 1605 durch den polnischen Feldherrn Karl Chodkiewicz eine furchtbare Niederlage bei Kirchholm, doch der Krieg zog sich in die Länge. Gustav Adolf verlegte im Jahre 1626 dessen Schauplatz nach Preußen, nahm dasselbe ein und schloß im Jahre 1629 nur deshalb einen Waffenstillstand, um in den dreißigjährigen Krieg eingreifen zu können.

Der Mißmuth der Polen äußerte sich schließlich in einem Aufstande der Opposition unter Führung des Krakauer Wojwoden Zbrzydowski. Die Aufständischen wurden zwar bei Guzów (1607) aufs Haupt geschlagen, aber die königliche Partei unter dem Adel gestattete aus Mißtrauen dem König nicht, diesen Sieg zur Stärkung seiner Macht auszunützen. Daneben gelang es der Politik Sigismunds, Polen mit allen seinen Nachbarn zu verfeinden. Unter seinem Patronat kam in Krakau das Complot des falschen

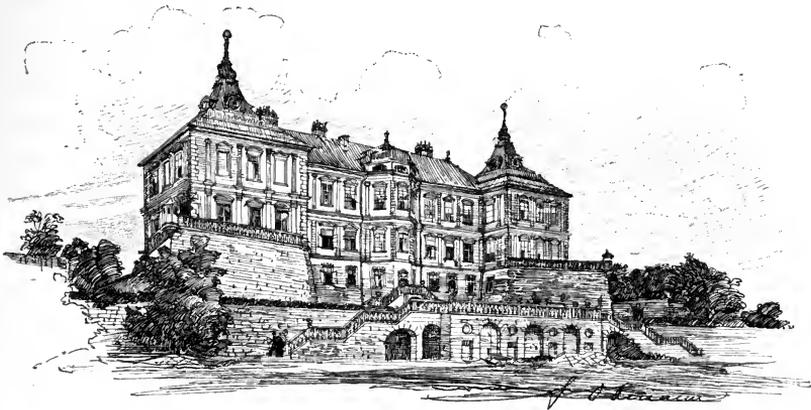
Demetrius (Dymitr) zustande, welcher mit Unterstützung einiger polnischer Magnaten nach Moskau zog und den Sitz der Czaren einnahm, um nach kurzem Siegesrausche ebenso schnell von demselben gestürzt zu werden. So wurde Polen selbst in einen Krieg mit Moskau verwickelt. Der polnische Feldherr Żółkiewski schlug den Czaren Wasil Szujski bei Kluszyń, nahm ihn gefangen und besetzte Moskau, dessen Wojaren dem Sohne Sigismunds, Wladysław, die Czarenkrone (1610) anboten. Sigismund zögerte aber aus religiösen Bedenken mit der Einwilligung zu dieser Wahl und begnügte sich mit der Eroberung von Smoleńsk. So kam es, daß die polnische Besatzung in Moskau niedergemetzelt wurde und die Dynastie der Romanow sich auf dem Czarenthron festsetzte.

Wald brach aber der dritte und schrecklichste Krieg, der mit den Türken, aus. Solange die ganze Last der Türkenkriege auf Österreich-Ungarn und auf Venedig ruhte, bot sich zu einem Kriege mit der Türkei für Polen kein unmittelbarer Anlaß. Das enge Bündniß Sigismunds mit Österreich hingegen rückte jetzt die Gefahr eines Türkenkrieges näher, und der Anlaß fand sich in den Streifzügen der Kosaken.

Die Kosaken waren ein eigenthümliches Gebilde der polnischen Republik. Die seit Jahrhunderten fortschreitende Colonisation der Steppen am unteren Dniepr, in der sogenannten Ukraine, mußte eine kriegerische Organisation der dortigen Bevölkerung hervorbringen. So kam es, daß nicht nur der dortige, zum Theil eingewanderte polnische Adel, sondern auch die Bauern, Polen und Ruthenen, in das Kriegshandwerk eingeübt und von einem seltenen kriegerischen Geiste erfüllt waren. Vielen von ihnen gefiel friedliche Arbeit nicht mehr. Sie wählten sich einen Hauptmann und unternahmen verheerende Raubzüge gegen die Tataren, ja auf flinken Booten sogar in das Schwarze Meer gegen die türkischen Städte. Man nannte sie Kosaki. Bald gab es solche, welche sich auf kleinen Inseln am Dniepr ein besetztes Lager gründeten und sich ausschließlich räuberischen Streifzügen hingaben. Das Lager hieß Siez zaporoska und wurde schon zu Ende des XVI. Jahrhunderts dem in den südlichen Provinzen ansässigen Adel und Bürgerthum gefährlich. Es kam zu einem Kampfe. Die Kosaken wurden zwar von Fürst Constantin Ostrogski geschlagen und zur Ruhe gezwungen; der dortige Adel aber, der noch durchwegs ruthenisch war, sah sich durch die Kosaken fortwährend ernstlich bedroht, suchte daher seine Stütze immer mehr in Polen und entfremdete sich dem ruthenischen Volksthum. Der polnische Staat beeilte sich indessen keineswegs, die „Siez“ mit seiner ganzen Macht zu unterdrücken. Kriegslente solchen Schlages konnte der Staat in der Gefahr kaum entbehren; die Könige und die Republik trachteten vielmehr, die Kosaken zu organisiren und in ihren Dienst zu stellen. Es gelang ihnen dies zeitweise vortrefflich. Zu Sold genommene Kosaken scharen kämpften muthig und unverdrossen in allen Kriegen, welche König Sigismund führte. Die polnische Regierung war aber zu schwach, um diese Organisation der Kosaken

auch in Friedenszeiten zu erhalten und derselben eine ständige Grundlage zu geben. Auch wurde die Regierung durch die in der Ukraine ansässigen Magnaten daran gehindert, da dieselben nicht gern ihre Untertanen missen wollten. So kam es, daß die selbständige Organisation der Kosaken in der Siez sich immer mehr entwickelte und daß die Kosaken über das Schwarze Meer bis vor die Thore Constantinopels streiften und die Türken aus ihrem bisherigen Gleichmuthе brachten.

Im Jahre 1620 wandte sich die ganze Übermacht der Türken gegen Polen. Das kleine polnische Heer, welches an der Grenze stand, wartete vergebens auf Verstärkung, trat den Rückzug an und wurde bei Cecora aufgerieben, wo der tapfere Heerführer Chodkiewski fiel. Im nächsten Jahre wiederholte sich der Feldzug. Der Übermacht der Osmanen bot



Schloß Podgorce.

aber jetzt ein wohl ausgerüstetes Heer die Spitze. Die Polen wurden von dem greifen Chodkiewicz, das Hilfsheer der Kosaken von dem berühmten Hauptmann Sahajdaczny befehligt. Bei Chocim schlossen sich die Vertheidiger in ein befestigtes Lager ein und widerstanden dem Anpralle der Türken solange, bis dieselben gezwungen waren, Frieden zu schließen.

Diese beständigen Kämpfe mit Schweden, mit Moskau und mit der Türkei bilden ein besonderes Merkmal der Regierung Sigismunds III. Der während des XVI. Jahrhunderts eingeschlummerte kriegerische Geist des Volkes lebte wieder auf, es bildete sich auch eine besondere Kriegstaktik aus, welche in dem kühnen Vordringen großer Cavallerie-Massen bestand. Glänzende Siege wurden auf allen Schlachtfeldern errungen, die Ostsee-provinzen wurden vertheidigt, neue Provinzen im Norden erobert. Doch richtete sich die

Aufmerksamkeit des Volkes immer mehr nach dem Osten; an dem Ringen der europäischen Mächte im dreißigjährigen Kriege nahm der polnische Staat keinen thätigen Antheil. Sigismund begnügte sich damit, daß er dem Kaiser Ferdinand II. gestattete, eine besondere Söldnertruppe, die sogenannten Lijowczyki, in Polen anzuwerben.

Zu der inneren Politik machte sich die Regierung Sigismunds durch einen ungewöhnlichen Aufschwung des Jesuitenordens bemerkbar. Diesem Orden gelang es auch, auf friedlichem Wege die protestantischen Adelsgeschlechter mit wenigen Ausnahmen zur Rückkehr zum Katholicismus zu bewegen, so daß Polen seine Religioneinheit wieder gewann. Nur die orientalische Kirche leistete noch dem Katholicismus Widerstand, trotzdem sie im Innern das Bild vollkommener Auflösung darbot. Die Hoffnung war nicht unbegründet, daß sie der katholischen immer mehr Platz machen werde, da ja der ruthenische Adel bereits anfing, zum Katholicismus überzutreten. Doch weder der König noch die Jesuiten wollten diesen langwierigen Proceß abwarten; sie glaubten, das Werk durch eine Union der katholischen und der orientalischen Kirche in Polen beschleunigen zu können. Die Reminiscenzen der Union von Florenz lebten wieder auf, ruthenische Bischöfe fanden sich zur Annahme der Union bereit, weil sie von derselben eine Belebung ihrer absterbenden Kirche und eine Hebung ihrer Stellung erhofften. So kam auch ohne Schwierigkeit auf der Synode der ruthenischen Bischöfe in Brześć (1596) eine Union der ruthenischen Kirche mit dem römischen Stuhle zustande. Doch bei ihrer Durchführung tauchten verschiedene Schwierigkeiten auf. Das weltliche Element, welches in den Kirchenbruderschaften großen Einfluß auf die Kirche gewonnen hatte, zeigte sich an vielen Orten widerspenstig, einige Bischöfe fielen wieder ab, und so kam es, daß die Union nur in Lithauen feste Wurzel faßte, in den südlichen Provinzen aber sich nur mit Mühe behaupten konnte. Die lateinische Geistlichkeit verhalf ihr keineswegs zum Siege. Die polnischen Bischöfe widersetzten sich der Aufnahme der ruthenischen unirten Bischöfe in den Senat, wodurch die letzteren und die unirte Kirche erst zu vollständiger Gleichberechtigung und zu politischem Einflusse hätten gelangen können. Die Union blieb somit auf halbem Wege stehen und hatte erbitterte Kämpfe zwischen den Unirten und den Nichtunirten zur Folge.

Der älteste Sohn Sigismunds, Władysław IV., vermählt mit Cäcilia Renata, Erzhzogin von Osterreich, folgte seinem Vater im Jahre 1632 auf dem Throne. Er beeilte sich vor Allem, die begonnenen Kriege zu Ende zu führen. Nach dem glänzenden Entsatze der Festung Smoleńsk, wobei das ganze russische Heer in Gefangenschaft gerieth, schloß er Frieden mit Moskau. Bald darauf verlängerte er den Waffenstillstand mit Schweden und erneuerte den Frieden mit der Türkei. Im Innern suchte er die aufgetauchten Gegensätze auszugleichen. So gestattete er denjenigen Ruthenen, welche zur Union in Opposition getreten waren, ihre geistliche Hierarchie wieder einzusetzen und gab ihnen ihre

von den Unirten eingenommenen Kirchen zurück. Die Dissidenten suchte er durch ein colloquium charitativum in Thorn zu gewinnen. Die unruhigen Kosaken wurden gebändigt, ihre selbständige Organisation wurde aufgehoben und ein von ihnen angeführter Aufstand blutig niedergeworfen. Das Land erfreute sich nunmehr eines ungetrübten Friedens, der Ackerbau hob sich zu ungeahnter Blüthe, die Ausfuhr über Danzig erreichte die höchste Stufe. Die Colonisation hatte längst die Ufer des Dniepr überschritten.

Wladyslaw IV. entwarf aber weitreichende Pläne eines Offensivkrieges gegen die Tataren, eventuell auch gegen die Türken, um ihren Einfällen Halt zu gebieten und die Gestade des Schwarzen Meeres dauernd zu besetzen. Er knüpfte Unterhandlungen mit Rom und Venedig an, um eine Liga zu bilden. Er warb ein bedeutendes Heer an und trug auch kein Bedenken, die soeben niedergeworfenen Kosaken insgeheim zu organisiren und in seinen Dienst zu nehmen. An der Spitze einer selbständigen Streitmacht hoffte er nicht nur einen siegreichen Krieg führen, sondern auch durch einen Staatsstreich die königliche Macht heben zu können. Doch seine Pläne stießen auf den einmüthigen Widerstand der Magnaten, der Reichstag erklärte sich unbedingt für den Frieden und der König hatte nicht den Muth, den Krieg auf eigene Hand heraufzubeschwören. Er entließ die angeworbenen Truppen, war aber nicht im Stande, die von ihm selbst aufgewiegelten Kosaken wieder zur Ruhe zu bringen, zumal dieselben in dem polnischen Edelmann Bogdan Chmielnicki einen Führer von seltener Thakraft und unbändigem Ehrgeize gewonnen hatten. Da der geplante Feldzug gegen die Tataren unterblieb, erhoben sich die Kosaken (1648), wandten sich, durch aufständisches Bauernvolk vermehrt, gegen das Innere des Reiches, ermordeten oder vertrieben den Adel und schlugen das durch Mangel an Disciplin geschwächte polnische Heer aufs Haupt. Im Augenblicke der höchsten Gefahr starb Wladyslaw IV., während sich Chmielnicki mit den Tataren verband und bereits auf Lemberg und Zamość losging.

Der nach dem Tode Wladyslaws zum Könige gewählte Bruder desselben, Johann Kazimir, erbt nach ihm die Krone, die (zweite) Gemalin Maria Louise Gonzaga und auch den Bürgerkrieg mit den Kosaken. Polen vermochte nicht, diesen Aufstand zu bewältigen. Es bildeten sich zwei Parteien, von welchen die eine die Kosaken durch große Zugeständnisse, durch vollkommene Autonomie und Verleihung des Adels zur Ruhe bringen und dem Staate dienstbar machen wollte. Doch wurden die Bemühungen der Friedenspartei durch das Vorgehen der Gegenpartei immer gekreuzt, welche in den Kosaken nichts anderes als ein aufständisches Bauernvolk sah, das mit Waffengewalt niedergeworfen werden müsse. Andererseits waren auch Chmielnicki und dessen nächste Umgebung der großen Masse der von ihnen aufgewiegelten Kosaken und Bauern nicht immer Herr und außer Stande, aus diesen Elementen ein geordnetes Gemeinwesen zu bilden. So kam es,

daß Friedensverträge mit blutigen Schlachten wechselten. Trotz des von König Johann Kazimir in der großen Schlacht bei Beresteczko (1651) erfochtenen Sieges über Chmielnicki und die mit ihm verbündeten Tataren zog sich der Kosakenkrieg Jahre hindurch in die Länge. Den größten Vortheil hieraus erntete Moskau. Von Chmielnicki zu Hilfe gerufen, behauptete es trotz mancher Niederlagen Kiew und das rechte Ufer des Dniepr. Die größten Wunden brachte dieser Krieg dem ruthenischen Volksthum bei. Blühende Provinzen verwandelten sich in Schutthaufen, das ganze Land wurde durch Krieg, Hunger und durch den sogenannten jassyr, d. i. durch Wegschleppung vieler Tausende in die Sklaverei der Tataren entvölkert. Diese Kriege entfremdeten auch den ruthenischen Adel und das Bürgerthum dem ruthenischen Volke, und sogar die ruthenische Geistlichkeit begann sich der polnischen Art anzuschmiegen.

Während dieser Wirren reifte auch in Polen eine Institution, welche den letzten Grad der Auflösung der staatlichen Organisation bedeutete. Bereits in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts hatte sich das Recht ausgebildet, daß ein gültiger Reichstagsbeschluß nur durch Stimmeneinhelligkeit zustande kommen, daß der Reichstag nur durch sechs Wochen tagen und nur durch Stimmeneinhelligkeit verlängert werden konnte. Seitdem war es für die Minorität ein Leichtes, jeden unliebhamen Vorschlag zu vereiteln und sogar den Reichstag dahin zu bringen, daß er nach sechs Wochen unnützer Verhandlungen, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, auseinander ging. Durch dieses Vorgehen zog sich aber die Minorität den Vorwurf unpatriotischen Handelns zu und lief immer bis zum Schlusse des Reichstages Gefahr, von Seiten des Königs und der Mehrheit terrorisirt zu werden. Im Jahre 1652 ereignete es sich nun, daß ein käuflicher Landbote die ganze Schande auf sich nahm und unter dem Vorwande, er sei in der freien Ausübung seines Mandates behindert, das *liberum veto* einlegte und dem Reichstag das Recht verweigerte, weitere Beratungen zu pflegen. Der Reichstag anerkannte dieses Vorgehen eines einzelnen Landboten und ging auseinander.

Diese Zeit der inneren Unruhen glaubten nun Schweden und Moskau zu ihrem Vortheil ausnützen zu sollen. Im Jahre 1654, nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, zog Karl Gustav von Schweden mit einem auserlesenen Heere nach Polen. Der Adel meinte, daß er dem Kriege ausweichen würde, wenn er seinen König im Stiche lasse und dem Eindringling sich unterwerfe. Warschau und Krakau wurden nach kurzem Widerstande eingenommen, während der russische Czar gleichzeitig Kiew besetzte und bis vor Wilna drang. Auch der Fürst Rakoczzy von Siebenbürgen, Chmielnicki und der Kurfürst von Brandenburg zogen gegen Polen ins Feld. Eine Theilung Polens schien unvermeidlich. Johann Kazimir mußte sich nach dem österreichischen Schlesien flüchten. In diesem Augenblicke höchster Demüthigung und Gefahr erwachte aber der patriotische Sinn der Polen.



SERENISSIMA PRINCEP S.D.D.  
ELEONORA D.G. REGINA POLO:  
NIA ARCHIDVX AVSTRIÆ 23

*Eleonora Maria von Osterreich.*

Die kleine Feste Czestochau, wohin das Volk von altersher zu einem Gnadenbilde der Mutter Gottes pilgerte, leistete einer regelrechten Belagerung der Schweden glücklich Widerstand. Die Nachricht hievon flog durch alle Gaue Polens und zu dem Gefühle der Nothwendigkeit, das Vaterland zu vertheidigen, gesellte sich auch das der Pflicht, den katholischen Glauben zu wahren. Alles griff zu den Waffen, und es entstand überall ein hartnäckiger Guerillakrieg, welcher die Angreifer zwang, ihre Streitkräfte zusammenzuziehen und sich auf die Besetzung gewisser Punkte zu beschränken. Ein Nationalheld, Stefan Czarniecki, trat in diesem Kriege auf, und es gelang ihm, Karl Gustav bei Warfa zu schlagen und zur Räumung von Warschau zu zwingen. Johann Kazimir kehrte nach Polen zurück und fand von Seiten des Kaisers Ferdinands III. kräftige Unterstützung. Ein österreichisches Heer vertrieb die Schweden aus Krakau und besetzte die angrenzenden Provinzen. Durch Vermittlung des Kaisers wurde mit Rußland ein Waffenstillstand geschlossen und der Kurfürst von Brandenburg dadurch gewonnen, daß man ihm für Preußen den Lehenseid erließ. Aus Polen vollkommen verdrängt, schlossen endlich die Schweden (1660) zu Oliwa bei Danzig einen Frieden, in welchem sie auf alle Eroberungen in Polen verzichteten, während Johann Kazimir seine Erbrechte auf die schwedische Krone aufgab.

Johann Kazimir, welcher bereits alt und überdies kinderlos war, wollte das Land vor den Wirren eines Interregnums bewahren. Hierzu schien ihm die Wahl eines Nachfolgers noch zu seinen Lebzeiten das geeignete Mittel. Als Thronandidat wurde der Herzog von Cughien ausserkoren; seine Wahl sollte den französischen Einfluß in Polen begründen und der nothwendigen Reform des Staatswesens die Bahn eröffnen. Sie ward auch von der Gemahlin Johann Kazimirs, Marie Louise, einer Französin, eifrig unterstützt. Diese Absichten riefen aber eine entschiedene und lärmvolle Opposition hervor, an deren Spitze sich der Kronmarschall Georg Lubomirski stellte. Die Opposition trat im Namen der sogenannten goldenen Freiheit auf, als deren Grundpfeiler die dem gesammten Adel eingeräumte Königswahl, die Einstimmigkeit der Reichstagsbeschlüsse und sogar das liberum veto gepriesen wurden, trotzdem eben diese Institutionen den polnischen Staat zu gänzlicher Ohnmacht vernurtheilten und eine ernste Gefahr für dessen ferneren Bestand bildeten. Der unter dieses Banner gescharten Opposition gelang es, die Absichten des Königs auf dem Reichstage zu vereiteln, und als Lubomirski wegen seiner Verbindungen mit fremden Mächten in die Acht erklärt wurde, zettelte er einen Aufstand an und schlug das königliche Heer in zwei Treffen (1664). Trotz dieses Sieges sah sich Lubomirski veranlaßt, Polen zu verlassen, aber auch der König legte entmuthigt im Jahre 1668 die Krone nieder und begab sich nach Frankreich.

Die letzten Vorgänge hatten gezeigt, daß Polen in seiner inneren Politik die Selbständigkeit verloren hatte und zum Spielballe fremder Einflüsse geworden war.

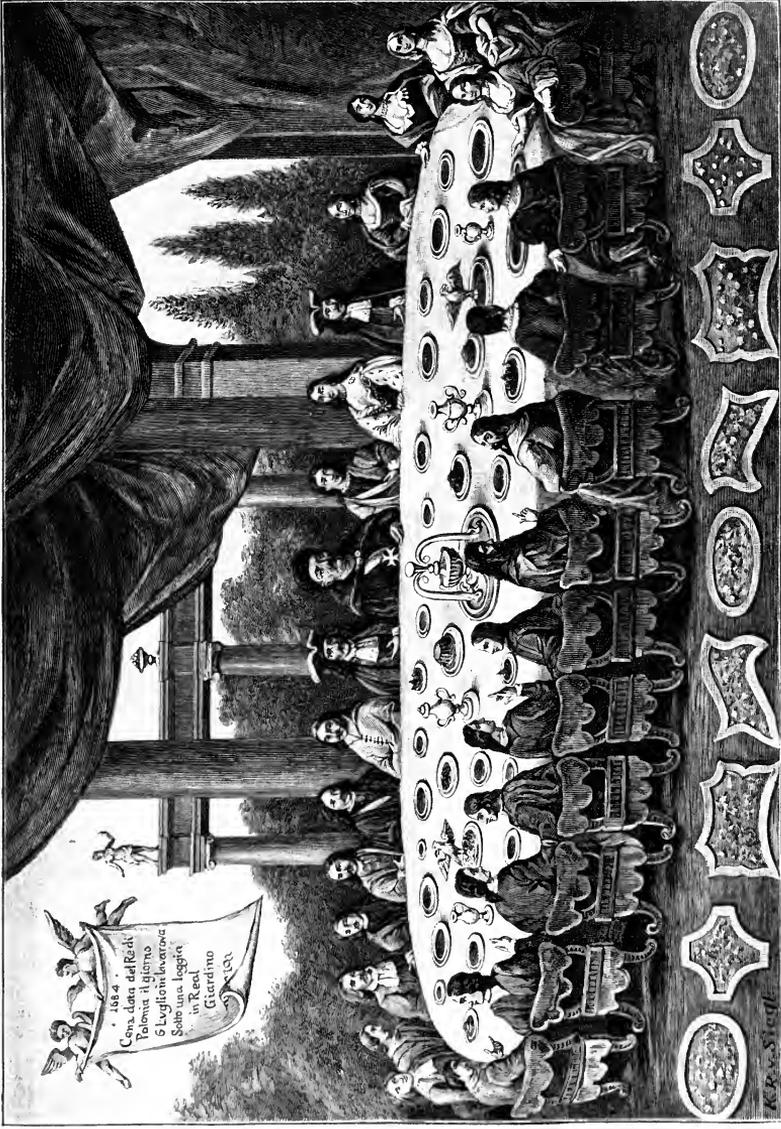


Иоанн III. Собиест.

Frankreich und Osterreich waren es vornehmlich, welche Polen in das Geleise ihrer Politik lenken wollten; die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts bietet vor Allem das Bild eines lebhaften Interessenkampfes zwischen diesen zwei Mächten auf polnischem Boden dar.

Nach der Thronentsagung Johann Kazimirs fiel die Wahl unerhofft auf den beim niederen Adel populären Fürsten Michael Wiśniowiecki, welcher die Schwester Kaiser Leopolds I., Eleonore, heiratete und sich unter den Einfluß Osterreichs stellte. Es war die Zeit, in der die Eroberungssucht der Osmanen noch einmal aufzulodern und, begünstigt durch die in Polen herrschende Anarchie, auch gegen dieses Reich sich zu wenden begann. Es gelang ihnen, sich der stärksten Grenzfestung Polens, Kamieniec Podolski, zu bemächtigen, die südlichen polnischen Provinzen wegzunehmen und den Kosakenhetman Doroszkewo zur Anerkennung ihrer Oberhoheit zu bewegen. In diesem Augenblicke der Noth trat aber in Polen ein genialer Feldherr, Johann Sobieski, auf, welcher im Jahre 1673 bei Chocim einen glänzenden Sieg über die Türken erfocht und infolge dessen nach dem gleichzeitig erfolgten Tode des Königs Michael zu dessen Nachfolger gewählt wurde.

Sobieski gehörte zur französischen Partei, war mit einer Französin Marie Kazimira d'Arquien vermählt, und seine Thronbesteigung erschien demnach als ein vollständiger Sieg der Politik Ludwigs XIV. Nach einiger Zeit verließ jedoch Johann III. das Fahrwasser der französischen Politik, lähnte durch entschiedenes Auftreten die Bestrebungen der französischen Partei und schloß ein Bündniß mit Kaiser Leopold I. Er that dies unter dem Einflusse des religiösen und kriegerischen Geistes, welcher die Polen zum Kampfe gegen die Osmanen im Namen ihrer historischen Mission beselte; er that es aber auch in der Absicht, seine Dynastie auf dem polnischen Throne zu befestigen, was ja mit Hilfe des nahen Osterreich viel leichter als mit jener des entlegenen Frankreich durchzuführen war. Als nun die Türken im Jahre 1683 gegen Wien anstürmten und die Hauptstadt Osterreichs Gefahr lief, diesem Aufstürme zu erliegen, zögerte Johann III. nicht, den Bestimmungen des Vertrages gemäß mit einem polnischen Heere in Eilmärschen zum Entsätze von Wien zu eilen. Vor Wien vereinigte er seine Truppen mit jenen des Herzogs Karl von Lothringen und das vereinigte Heer erfocht unter seinem Oberbefehle einen der glänzendsten Siege, durch welchen Wien befreit und die Macht der Osmanen zum erstenmale gebrochen wurde. Sobieski verfolgte noch die fliehenden Osmanen nach Ungarn, nahm an zwei Schlachten bei Parkány und an der Eroberung Grans theil, und auch nach seiner Rückkehr nach Polen hörte er bis zu seinem Lebensende nicht auf, die Türken und die Tataren zu bekämpfen. Im Jahre 1696 starb er, ohne aber seine dynastischen Absichten verwirklicht zu sehen. Die beabsichtigte Heirat seines Sohnes mit einer osterreichischen Erzherzogin kam nicht zustande, die Ränke seiner Gemalin nach seinem Tode erregten allgemeines Argerniß, Jakob Sobieski



1854  
 Cena data dal Re di  
 Polonia al cospetto  
 di Luigi Napoleone  
 Sabauda, Principe  
 di Salaparuta, e  
 di Gerolamo  
 Bonaparte

Göttingen im 6. Juni 1854.

Giovanni III Sabieschi Re in ber Müttre; hieran reihen sich rechts vom beginnend: L' Ambasciador Cesareo, — Il Vescov di Varmia, Pape Nipe del Re, — Il Pape  
 Luthomischki On, Maresco del Regno — Il Gr. : Gnat del Regno — Il Marchese di Bedettes Cognato della Regina, — Il Principe di Varmia, — Sr. Vescov  
 Il Pallatin di Cracovia — Sr. Gerolamo Bonaparte,  
 N. — Sr. Gerolamo Bonaparte,  
 — Mad. Conscie del Gr. Goy del Regno — Mad. Conscie del Gr. Goy di Valachia — Mad. Conscie del Gr. Goy di Valachia — Mad. Conscie del Gr. Goy del Regno  
 — Mad. Conscie del Gr. Goy del Regno — Mad. Conscie del Gr. Goy di Valachia — Mad. Conscie del Gr. Goy di Valachia — Mad. Conscie del Gr. Goy del Regno  
 Consorte del Gr. Maresciado — Sr. Amb. Vescov Angelo Morosini R. F. — Luisa delle Grange d'Arquien la Reg. — Il Pape Giacomo Figo; M. del Re.

fand nicht die nöthige Unterstützung, und zum Könige von Polen wurde der Kurfürst von Sachsen als August II. gewählt, nachdem er sich vom lutherischen Glauben losgesagt und den katholischen angenommen hatte.

Der neue König besaß eine wirkliche Hausmacht und ein wohlorganisirtes, wenn auch nicht zahlreiches Heer; auf diese Kräfte gestützt, versuchte er aus Polen ein erbliches und absolutes Königreich für seine Dynastie zu machen. Unter dem Vorwande des Krieges mit der Türkei kam das sächsische Heer nach Polen. Als aber im Jahre 1699 infolge der vom Prinzen Eugen von Savoyen über die Türken erfochtenen Siege der Friede von Karlowitz zustande kam, verließen die Türken die Festung Kamieniec und überhaupt das polnische Gebiet. Das sächsische Heer wurde nunmehr nach Lithauen geführt, wo das mächtige Geschlecht der Sapieha einen Bürgerkrieg angefaßt hatte. Die Sapieha wurden geschlagen und der König schickte sich an, seine Pläne durchzuführen. Indessen begann der nordische Krieg zwischen Karl XII. von Schweden und dem Czar Peter dem Großen. August II. nahm für Peter Partei und zog infolge dessen Polen in einen Krieg hinein, in welchem dasselbe nichts zu gewinnen hatte. Karl XII. wandte sich gegen Polen, und da der Krieg mit Schweden beim Adel äußerst unpopulär war, fand August II. von Seite der Polen keine Unterstützung, wurde mehrmals geschlagen und in dem Frieden von Alttranstadt 1706 zur Abdankung gezwungen. Unter dem Einflusse Karls XII. wurde der Wojwode von Posen Stanislaus Leszczyński zum Könige gewählt. Doch ereilte Karl XII. im Jahre 1709 die Niederlage bei Poltawa, infolge deren August II. den polnischen Thron wieder erlangte. Als er aber an die Verwirklichung des beabsichtigten Staatsreiches schritt, verband sich der seine Freiheiten vertheidigende Adel zur Conföderation von Tarnograd (1715) und rief, von der Übermacht August II. bedroht, den Czar Peter den Großen zu Hilfe. Peter folgte dem Rufe, rückte in Polen ein und dictirte dem polnischen Könige einen Frieden, welcher im Jahre 1717 auf dem sogenannten Pacificationsreichstage zum Gesetze erhoben wurde. Ständige Steuern und stehendes Heer bildeten an diesen Beschlüssen das Gute, aber sowohl das Ausmaß dieser Steuern, als auch die Anzahl des Heeres wurde derart beschränkt (bis auf 20.000 Mann), daß es kaum zur Erhaltung der inneren Ordnung, nicht aber zur Vertheidigung des Reiches ausreichen konnte. Polen war seit diesem Reichstage zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt und behielt eigentlich nur einen Schein von Selbstständigkeit. Der russische Einfluß gewann seitdem die Oberhand und wurde nur dadurch in Schranken gehalten, daß andere Mächte, vor allem Oesterreich und Frankreich, später auch Preußen es nicht gestatteten, Polen in eine russische Provinz zu verwandeln. Der lange Friede, welcher nun Polen zutheil wurde, erschien als ein Trost nach den vielen äußeren Kriegen und inneren Kämpfen, die es bis jetzt zu bestehen hatte; auch die Tatareneinfälle hörten auf,

seitdem Rußland gegen die Ufer des Schwarzen Meeres siegreich vorgedrungen war. Doch brachte der lange Friede Polen keine wirkliche Erholung und Stärkung, selbst nicht auf wirtschaftlichem Gebiete. Es fehlte überall an Unternehmungsgeist und wahren Fortschritte, nicht nur die staatlichen Institutionen, sondern auch das einst so rege polnische Gemeinwesen erstarrte. Der Bauer gerieth erst jetzt, da die weitere Colonisation unterblieb, in wirkliche Hörigkeit. Für die Städte ist diese Zeit eine Periode des größten Niederganges. Die einzige Ausnahme bildete Warschau, wohin bereits Sigismund III. seine Residenz aus Krakau verlegt hatte und welches sich infolge dessen einer größeren Entwicklung erfreute. Das städtische Gewerbe beschränkte sich auf die allergewöhnlichsten Producte, der kleine Handel ging in die Hände der Juden über, der früher so rege Kunstsinne schwand dahin, Kirchen und Bürgerhäuser gingen dem Verfall entgegen. Der Adel war auch weit davon entfernt, sich wirklich mit dem Ackerbau zu befassen. Der Export sank und das bare Geld wurde im Lande immer seltener.

In diese Erstarrung, von welcher das politische und wirtschaftliche Leben Polens jener Zeit ergriffen war, versank schließlich auch dessen geistiges Leben. Das Volk erlangte keine religiöse Einheit, dank der unermüdlichen Thätigkeit des Jesuitenordens, welchem dafür das Monopol der öffentlichen Erziehung zutheil wurde. Nur die Krakauer Universität setzte diesem Monopole gewisse Hindernisse entgegen und hintertrieb die Gründung einer neuen Hochschule. Diese Streitigkeiten zeigten aber, daß die Krakauer Universität, in welcher die scholastische Richtung wieder die Oberhand gewonnen hatte, nicht mehr im Stande war, mit dem Jesuitenorden den Wettkampf aufzunehmen. Es fehlte keineswegs an Schulen, aber, nach einer einzigen Schablone eingerichtet, beschränkten sich dieselben auf eine rein formelle Bildung. Sie sanken zu Werkzeugen des herrschenden politischen Systems herab und verherrlichten dessen Auswüchse in den Augen der Jugend. Die gedruckte Literatur war, was die Anzahl der Bände anbelangt, zwar nicht im Niedergange begriffen; an Werth konnte sie sich aber mit der früheren keineswegs messen.

In dieser Zeit tiefsten Verfalles keimten jedoch bereits die Sprossen einer Wiedergeburt. Sie zogen ihre Säfte aus der französischen Cultur. Mit dieser war Polen bereits im XVII. Jahrhunderte, das zwei Französischen auf dem Throne sah, in nähere Berührung getreten. Adelige Jünglinge zogen nicht mehr auf die italienischen Universitäten, welche übrigens auch dem Verfall entgegen gingen; desto häufiger begaben sie sich nach Paris, wenn auch öfters nur zu dem Zwecke, sich französische Manieren anzueignen. Französische Sprache und Literatur verbreiteten sich wenigstens in den höheren Schichten der polnischen Gesellschaft, und bereits in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts fanden sich Dichter, welche unter dem Einflusse der französischen Literatur standen. Dem neuen Geiste, der aus Frankreich kam, verhalf der Orden der Jansenisten zum Durchbruch;

derselbe gründete besondere Schulen und Convicte und trat in Concurrenz mit den Jesuiten-Collegien. Ein Mann von hervorragender Bildung und großem Patriotismus, der Piarist Stanislaus Konarski, stellte sich an die Spitze dieser Bewegung, indem er in politischen Schriften die herrschende Anarchie nicht ohne Erfolg bekämpfte; aus seiner Schule gingen die Männer hervor, welche den Kampf immer kühner aufnahmen.

Ihre Bemühungen waren aber nur von geringem Erfolge begleitet. Zwei adelige Geschlechter, die Potocki und die Czartoryski, traten jetzt in den Vordergrund und scharten alles um sich, was von Bedeutung war. Beide versuchten das Vaterland zu retten, aber jedes auf eigene Hand und auf anderem Wege. Die Potocki waren mehr volksthümlich, sie verstanden es, sich zu Führern der großen Masse des Adels aufzuschwingen, wollten an der bestehenden Staatsform und an der „goldenen Freiheit“ keineswegs rütteln und suchten nur das russische Übergewicht in Polen durch eine Massenauflehnung, womöglich mit französischer Hilfe zu brechen. Der Tod des Königs August II. (1733) schien ihnen der geeignete Augenblick zur Verwirklichung ihrer Pläne. Nun setzten sie die Wahl des ebenfalls volksthümlichen Stanislaus Leszczyński durch, welcher seit seiner Abdankung in Frankreich weilte und dessen Tochter Marie als Gemahlin des Königs Ludwig XV. den französischen Thron bestiegen hatte. Der Sohn Augusts II., August III., mit Marie Josefa, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Josefs I., vermählt, wollte aber keineswegs auf den polnischen Thron verzichten. Er fand in Polen eine wenn auch nicht zahlreiche Partei, welche ihn zum König erkor, und zur Durchsetzung seiner Wahl verschmähte er es nicht, die Hilfe Rußlands anzurufen. Nun zeigte es sich aber, daß der von den Potocki geführte Adel keineswegs gesonnen war, gegen Rußland und Sachsen einen ernstern Kampf aufzunehmen. Russische und sächsische Heere nahmen bald das ganze Land ein, nur Danzig, in welchem sich Leszczyński einschloß, leistete heftigen Widerstand, mußte aber schließlich die Waffen strecken. Leszczyński floh nach Frankreich. Ludwig XV. unternahm zwar den sogenannten polnischen Erbfolgekrieg, in welchem aber polnische Interessen nur zum Vorwand dienten und der damit endigte, daß Leszczyński seiner Krone entsagte und das Herzogthum Lothringen bekam; von dort übte er durch Heranziehung und Bildung junger Polen einen überaus wohlthätigen und belebenden Einfluß auf sein Vaterland aus. Das ganze Unternehmen der Potocki endigte zum großen Nachtheile für die Unabhängigkeit Polens, da es die sächsische Dynastie auf dem polnischen Throne schwächte. August III. hatte ihn Rußland zu verdanken, und Polen wurde desto mehr von dieser Macht abhängig.

Mit dieser Thatfache rechnete die Familie der Fürsten Czartoryski, welche jetzt in den Vordergrund trat. Michael und August Czartoryski waren Männer von höherer politischer Bildung. In die Adelsmassen setzten sie kein Vertrauen und hatten die Hoffnung



Stanislaus August.

verloren, daß Polen im Stande sei, durch eigene Kraft zu einer Reform seines Staatswesens zu gelangen. Jeder Reichstag war seit Jahren durch das liberum veto gesprengt worden und ging, ohne etwas zu beschließen, auseinander. Die Czartoryski unternahmen nun ein höchst gewagtes Spiel: sie knüpften enge Beziehungen mit dem russischen Hofe an und versuchten es, eine Wiedergeburt und Ordnung des polnischen Staates mit Rußlands Hilfe durchzuführen. Rußland ging auf ihre Absichten theilweise ein.

Im Jahre 1764, nach dem Tode August III., rückten russische Heere zur Unterstützung der Czartoryski in Polen ein. Unter ihrem Drucke wurden auf den einzelnen Landtagen durchwegs Anhänger der Czartoryski in den Reichstag gewählt. Der sogenannte Convocations-Reichstag beschloß wirklich eine ziemlich weitgehende Reform des polnischen Staatswesens. Das liberum veto wurde, wenn auch nicht ausdrücklich, beseitigt, bei Beschlüssen über ökonomische Angelegenheiten Stimmenmehrheit gesetzlich eingeführt, das Gerichtswesen geordnet, eine Geschäftsordnung für den Reichstag beschloffen und zur Verwaltung des Finanz- und Heerwesens zwei ständige Commissionen eingesetzt. Diese wenigen Reformen bewirkten schon einen durchgreifenden Umschwung in der ganzen späteren Entwicklung Polens, welche seit dieser Zeit, wenn auch mit gewaltsamen Unterbrechungen, doch langsam vor sich ging. Zum Könige von Polen wurde der von der Kaiserin Katharina empfohlene Stanislaus Poniatowski, ein Nefte der Czartoryski, gewählt.

Nach seiner Thronbesteigung zeigte es sich aber nur zu bald, daß Rußland nicht gesonnen war, Polen erstarben zu lassen. Es stellte an den König und an die Czartoryski Forderungen, welche dieselben kaum zu erfüllen vermochten; es wandte also seine Gunst von ihnen ab und fand in dem Adel Elemente, die bereit waren, sich unter russischen Schutz zu stellen, um das Reformwerk der Czartoryski zu zerstören. Es bildete sich eine Conföderation zu Radom unter dem Vorsitze des Fürsten Karl Radziwill. Der hochgebildete, aber charakterlose König trat ihr bei, das Reformwerk der Czartoryski wurde auf dem Reichstage vom Jahre 1768 theilweise rückgängig gemacht und die beabsichtigten weiteren Reformen durch ein Staatsgrundgesetz, dessen Garantie Rußland übertragen wurde, ausgeschlossen. Der russische Gesandte in Warschau gewann solchen Einfluß, daß er alles dictirte und Stanislaus Poniatowski zu einem Schattenkönige herabsank. Dies erregte im Lande allgemeine Entrüstung und führte (1768) zur Conföderation von Bar (einem podolischen Städtchen), welche es sich zur Aufgabe stellte, die Unabhängigkeit von Rußland mit den Waffen zu erzwingen. Der Aufstand breitete sich über alle Provinzen des Reiches aus, mehrere Jahre hindurch wurde ein hartnäckiger Partisanenkrieg mit den russischen Truppen geführt, der von Seite Frankreichs durch Entsendung von Officieren thätige Unterstützung fand. Oesterreich verhielt sich dem Aufstande gegenüber so wohlwollend, daß die Leitung der Conföderation in einer schlesischen Stadt ihren Sitz hatte. Einen wirklichen Erfolg konnte aber der Aufstand nicht erzielen. Der König und die Regierung traten dem Aufstande nicht bei, und die irregulären Scharen der Aufständischen waren den russischen Truppen nicht gewachsen. Die Conföderation von Bar stürzte somit das Land nur in die größte Verwirrung und bot Rußland und Preußen den Anlaß zur ersten Theilung Polens. Als sich beide Mächte über dieses Project geeinigt hatten, trat ihm auch Maria Theresia bei. So kam im Jahre 1772 die erste Theilung Polens zustande,

kraft deren Rußland die ruthenischen Provinzen Lithauens, Preußen aber Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn und einen Theil von Großpolen, Österreich endlich die südlichen Bezirke von Kleinpolen erhielt. Der Rest des polnischen Reiches bekam (1775) eine neue Regierungsform, vermöge deren die Regierungsgewalt einem ständigen Rath anvertraut wurde, in welchem der König den Vorsitz führen sollte.

Geschichte Galiziens seit 1772. Das bei der ersten Theilung Polens von Österreich occupirte Gebiet am Nordabhange der Karpathen besaß gegen den Norden keine natürliche Grenze und hatte bisher in der administrativen Eintheilung und geschichtlichen Entwicklung Polens kein in sich geschlossenes Ganze gebildet; es mußte erst nach seiner Einverleibung in Österreich einen besonderen Namen erhalten und wurde, unter Aufrißung historischer Reminiscenzen an die ehemaligen Fürstenthümer Galiz und Wladimir, Königreich Galizien und Lodomerien genannt. Als solches trat es in die Reihe der verschiedenen Kronländer, aus welchen die österreichische Monarchie geschichtlich entstanden war. Die auf eine einheitliche Gestaltung der Monarchie gerichtete Politik Maria Theresias und noch mehr jene Josefs II. bot für eine Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des neu erworbenen Landes keinen Raum und äußerte sich vielmehr in dem Bestreben, dasselbe in allen seinen Einrichtungen den übrigen Ländern möglichst anzupassen und demselben alle jene Reformen, welche dem ganzen Staate zugedacht waren, zuzuwenden.

Galizien gelangte an Österreich nach einem langjährigen inneren Kriege ohne Schwertstreich, und dessen Pacificirung bereitete Österreich keine Sorge. Nach Einführung der in Österreich allgemein geltenden Steuern und des stehenden Heeres bildete es bald eine neue Quelle der Macht für den österreichischen Staat. Aus dem Systeme der unbändigen Freiheit ging es in das des absoluten Regimentes über und wurde von Wien aus verwaltet. Ursprünglich bekam es zur Wahrung seiner Interessen einen Hofkanzler, aber dieses Amt wurde bald abgeschafft, und die galizischen Angelegenheiten wurden den allgemeinen Hofämtern überwiesen. An der Spitze der Civilverwaltung des Landes stand ein Gouverneur, und die ganze Verwaltung war rein bureaukratisch. Da für dieselbe einheimische Elemente nicht genug vorgebildet waren oder nicht genug Vertrauen einschlößten, so wurde die gesammte Beamtenschaft, mit wenigen Ausnahmen, aus anderen Ländern herbeigezogen. Die Amtssprache war ursprünglich lateinisch, wurde aber zur Zeit Josefs II. durch die deutsche ersetzt; die lateinische blieb nur in einigen Zweigen des Gerichtswesens. Maria Theresia setzte zwar im Jahre 1775 für Galizien einen besonderen ständischen Landtag ein, welchem das Recht eingeräumt wurde, über die Art der Ausführung der kaiserlichen Verordnungen zu berathen und etwaige Wünsche vorzubringen; dieses Patent kam jedoch nicht zur Ausführung. Der Gouverneur stand an der Spitze eines Collegiums, welches sich in zwei Senate, einen politischen und einen Gerichtssenat theilte; aus dem letzteren wurde bald ein besonderes

Appellationsgericht gebildet. Das ganze Land war in 6, später in 19 Kreise eingetheilt, zu denen noch im Jahre 1786 die Bukowina als ein besonderer Kreis hinzukam. An die Spitze eines jeden Kreises wurde ein besonderer Beamter, der Kreishauptmann, gestellt, welcher mit Hilfe von Subalternbeamten die administrativen Angelegenheiten in erster Instanz leitete. Besondere Gerichtshöfe und besondere Criminalgerichte wurden errichtet und allgemeine Gesetzbücher allmählig eingeführt. Die allgemeine Gerichtsordnung und das bürgerliche Gesetzbuch erhielten in Galizien bereits im Jahre 1780, beziehungsweise 1797 Gesetzeskraft.

In socialer Beziehung wurde dagegen an dem Bestehenden möglichst wenig gerüttelt. Das Gemeinwesen blieb nach Ständen geordnet. Der Adel behielt seine bevorzugte Stellung, er wurde nur in zwei Classen getheilt. Die eine, der Magnatenstand, mußte erst durch Verleihung von vielen Grafentiteln geschaffen werden, den anderen, den Ritterstand, bildete der übrige begüterte Adel. Die Städte büßten ihre frühere Autonomie ein, indem an Stelle des wählbaren Stadtrathes die von der Regierung ernannten Bürgermeister traten, welche mit Hilfe der sogenannten Magistrate sowohl die Verwaltungsgeschäfte als auch das Gerichtswesen in der Stadt besorgten. Die Verhältnisse des Bauernstandes wurden thunlichst geordnet. Das allgemeine Unterthanenpatent vom Jahre 1781 räumte den Bauern das Freizügigkeitsrecht ein und beschränkte das Strafrecht der Grundherren. Die Bauerngüter wurden für besondere Rusticalgüter erklärt, welche von der Grundherrschaft nicht mehr eingezogen werden konnten; in denselben wurde die Erbfolge nach der Primogenitur eingeführt. Die grundherrlichen Lasten, die Robot, wurden etwas beschränkt, dem Bauer das Recht der Klage gegen den Grundherrschaft zuerkannt und alle aus den bäuerlichen Verhältnissen entspringenden Streitigkeiten an die Kreishauptmannschaft verwiesen. Sonst aber blieb der Grundherr bei seiner früheren Patrimonialgewalt über die ihm unterthänigen Bauern; es wurde ihm die Einhebung der Steuern und die Aushebung der Rekruten überwiesen, er mußte nur zur Besorgung der Amtsgeschäfte einen besonderen Beamten bestellen.

Die größte Umwälzung erfolgte auf dem Gebiete des Kirchenwesens. Dasselbe büßte infolge der bekannten Reformen Josefs II. seine frühere Selbständigkeit ein. Eine Anzahl von Klöstern wurde in Galizien aufgehoben; ihr ausgedehnter Landbesitz, sowie auch viele Besitzthümer der Bischöfe wurden inamencirt und aus denselben wurde ein besonderer vom Staate verwalteter Fond, Religionsfond genannt, gebildet, dessen Einkünfte zur Aufbesserung der Gehalte der niederen Geistlichkeit verwendet werden sollten. Während der späteren Kriege wurden aber viele von diesen Gütern, sowie auch die ungeheuren Staatsdomänen größtentheils veräußert. Das alte Educationssystem wurde vollständig aufgehoben, was um so leichter geschehen konnte, als der Jesuitenorden, welcher

die Erziehung in seiner Hand hatte, im Jahre 1773 aufgehoben wurde. Das gesammte Unterrichtswesen wurde nun vom Staate organisiert und geleitet. Volksschulen in größeren Städten, einige Gymnasien und die von Josef II. im Jahre 1784 gegründete Universität in Lemberg vermittelten die Bildung. Die Unterrichtssprache war die deutsche, theilweise die lateinische, der Unterricht war hauptsächlich auf die Heranbildung von Beamten berechnet.

Die so organisierte Verwaltung verbürgte wohl dem Lande äußere Ordnung und inneren Frieden, war aber nicht darnach angethan, die natürlichen Kräfte des Landes und seiner Bevölkerung zu heben und dieselben, sei es in wirtschaftlicher, sei es in cultureller Beziehung zu entwickeln. Die durchgeführte Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse blieb auf halbem Wege stehen, so sehr sie auch den Bauern zugute kam, und verursachte unliebsame Reibungen zwischen den beiden im Lande dominirenden Gesellschaftsclassen. Der Bureaucratie, der die Rolle eines Schiedsrichters zwischen diesen Ständen zugefallen war, räumte



Medaille auf die Gründung der Lemberger Universität.

sie zwar eine fast unbeschränkte Machtvollkommenheit ein, bürdete ihr aber eine Aufgabe auf, welcher diese auf die Dauer nicht gewachsen war. Die Regierungspolitik Josefs II., welche in den österreichischen Erbländern vielfach Mißmuth und Opposition hervorrief, war auch nicht geeignet, das neu erworbene Land an die Monarchie durch mehr als äußere Bande zu knüpfen.

Diese Thatfache entging nicht der Einsicht Leopolds II., welcher seinem Bruder Josef auf dem Throne folgte und Galizien gegenüber eine andere Politik beobachtete. Gleich nach seinem Regierungsantritte knüpfte er mit hervorragenden Persönlichkeiten unter dem galizischen Adel Verhandlungen an, welche den Zweck hatten, die Wünsche des Landes möglichst zu befriedigen und die galizischen Polen dauernd an Oesterreich zu fesseln. Das von den galizischen Delegirten vorgelegte Project einer besonderen Verfassung für Galizien bildete auf Befehl des Kaisers den Gegenstand eingehender Prüfung im Schoße der Regierung und gewann nach mehrmaliger Umgestaltung eine immer concretere Gestalt. Die absolute

Regierungsform wurde zwar gewahrt, aber dem Volke in einem ständischen Landtage die Möglichkeit eingeräumt, seine Anliegen und Beschwerden zu äußern. Die rein bürokratische Organisation der Ämter sollte durch eine gemischte Organisation, in welcher die autonomen Elemente beinahe vorherrschten, ersetzt werden.

Diese organisatorischen Arbeiten befanden sich in vollständigem Einklange mit der äußeren Politik, welche Leopold II. dem nach der ersten Theilung noch übrig gebliebenen polnischen Staate gegenüber einschlug. Der erschütternde Eindruck der ersten Theilung hat das Werk der nationalen Wiedergeburt jedenfalls beschleunigt. Ein geordnetes Gerichtswesen und ein wenn auch kleines, ständiges Heer machten der alten Anarchie ein Ende. Der im Jahre 1775 eingesetzte ständige Rath arbeitete trotz seiner Schwerfälligkeit mit sichtbarem Erfolge auf dem Gebiete der staatlichen Verwaltung. Dieser Erfolg machte sich insbesondere in der Volkswirtschaft bemerkbar: Handel und Gewerbe fanden eine kräftige Unterstützung, und das Bürgerthum in den Städten, insbesondere in Warschau, entwickelte sich zu einer Macht, welche auch auf den Gang der politischen Ereignisse nicht ohne Einfluß war. Die Rückwirkung auf den Ackerbau blieb auch nicht aus, und es tauchten immer häufiger Versuche auf, die bäuerlichen Verhältnisse auf einer anderen Grundlage zu ordnen. Der größte Aufschwung vollzog sich aber auf dem Gebiete des Unterrichtswezens und der Literatur. Die nach der Aufhebung des Jesuitenordens eingesetzte „Educations-Commission“ verwendete die Einkünfte des immensen Jesuitenbesitzes für Unterrichtszwecke, und es gelang ihr, die Universitäten gründlich zu reformiren, eine Reihe von Mittel- und Volksschulen zu schaffen und dem ganzen Werke der nationalen Erziehung eine aufgeklärte, politisch vernünftige Richtung zu geben. Die Zahl derjenigen, welche den Verfall Polens tief beklagten und bereit waren, für die politische Wiedergeburt des Landes zu wirken, war so beträchtlich, daß sie bereits auf dem Reichstage vom Jahre 1789 die führende Rolle spielten. Ihre Politik war gegen Rußland gerichtet, welches nach der ersten Theilung eine präponderante Stellung in Polen gewonnen hatte. Sie nützten den zwischen Rußland und Preußen ausgebrochenen Antagonismus zu einem Bündnisse mit Preußen aus, das insoferne auch gegen Oesterreich gerichtet war, als die äußere Politik Josephs II. sich eng an die russische angeschlossen hatte. Als aber das von Josef II. gepflegte Einvernehmen Oesterreichs mit Rußland in die Brüche ging, suchten und fanden die polnischen Patrioten eine feste und aufrichtige Stütze ihrer Bestrebungen in Leopold II., welcher die Bedeutung einer Consolidirung des polnischen Staatswezens für Oesterreich vollkommen würdigte. Mit Wissen und mit Ansunterung Leopolds II. kam die polnische Constitution vom 3. Mai 1791 zustande, in welcher Polen den anarchischen Institutionen seiner Vergangenheit ausdrücklich entsagte, die Freiheit des Adels zügelte, dem Bürgerstande politische Rechte zusprach, den Bauernstand unter den Schutz des öffentlichen Rechtes stellte, eine erbliche Monarchie

einsetzte und dem sächsischen Fürstenhause die Thronfolge anbot. Leopold II. war bemüht, dieser neuen Staatsverfassung Polens allgemeine Anerkennung in Europa zu verschaffen und derselben zur Verwirklichung zu verhelfen. Sein unerwarteter Tod (1792) machte diesen Plänen ein jähes Ende, zumal Europa gleichzeitig in die Wirren der französischen Revolution hineingezogen wurde und die Beziehungen der Mächte zu einander sich anders gestalteten.

Russische Heere drangen in Polen ein, bewältigten die noch nicht genügend organisierten polnischen Truppen, und im Jahre 1793 kam die zweite Theilung Polens zwischen Preußen und Rußland zustande. Der Nachfolger Leopolds, Kaiser Franz I., nahm diesem Ereignisse gegenüber eine passive Haltung ein. Der unmittelbar darauf



Medaille auf die Gründung des Pölnischen National-Instituts in Lemberg im Jahre 1817.

unter Führung Kościuszko's ausgebrochene Aufstand wurde durch Rußland und Preußen blutig niedergeworfen und bot den Anlaß zur dritten Theilung Polens im Jahre 1795, an welcher Osterreich sich theilte, wodurch ein großes, nördlich von Galizien gelegenes Gebiet bis zu den Flüssen Pilica und Bug an Osterreich gelangte. Es wurde Westgalizien benannt und ähnlich wie das in der ersten Theilung erworbene Galizien organisiert.

Die bis zum Jahre 1815 andauernden Kriegereignisse gestatteten nicht, die Reformpläne Leopolds II. aufzunehmen, und zwar umso weniger, als die Polen sich auf die Seite Napoleons stellten und überall unter seinen Fahnen fochten. Das im Jahre 1807 aus dem preussischen Theile Polens errichtete Herzogthum Warschau bedeutete sogar eine unmittelbare Gefahr für den Besitz Galiziens und theilte sich auch an dem bald darauf im Jahre 1809 zwischen Osterreich und Napoleon ausgebrochenen Kriege. Ein osterreichisches Heer

unter Erzherzog Ferdinand d'Este zwang das polnische Heer unter dem Fürsten Josef Poniatowski nach einem hartnäckigen Kampfe bei Raszyn zum Rückzuge und besetzte Warschau. Als aber Poniatowski längs des rechten Ufers der Weichsel einen kühnen Zug unternahm und Lemberg occupirte, zwang er den Erzherzog zum Rückzuge und besetzte schließlich auch Krakau. Der Wiener Friede setzte diesen Kämpfen ein Ende, und Österreich trat Westgalizien an das Herzogthum Warschau, die zwei ostgalizischen Kreise Tarnopol und Zaleszycki an Rußland ab. Die weltbekannten Ereignisse der Jahre 1812 bis 1815 versetzten wieder alle Theile des ehemaligen Polens in die heftigste Erregung und zogen sie in das Kampfgewühl hinein. Bei dem Wiener Congresse behauptete sich Österreich nur in dem Besitze des ursprünglichen Galiziens, während das Herzogthum Warschau als Königreich Polen unter russisches Scepter kam und Krakau einen Freistaat bildete. Die Kreise Tarnopol und Zaleszycki kehrten wieder zu Österreich zurück.

Die Geschichte Galiziens in den nächsten drei Jahrzehnten nach dem Wiener Congresse, unter der Regierung der Kaiser Franz I. und Ferdinand I. bietet wenig Abwechslung. Das von dem Fürsten Metternich inaugurierte Regierungssystem war auf die Conservirung des Bestehenden gerichtet und wurde in Galizien consequent befolgt. Der im Jahre 1817 eingefetzte und periodisch einberufene ständische Landtag erlangte keinen Einfluß auf die Entwicklung des Landes. Selbst seine mehrmals geäußerten Wünsche nach Aufhebung des bäuerlichen Unterthanenverbandes wurden nicht erledigt und erst im Jahre 1841 gelang es den Landständen, die Errichtung der Bodencredit-Gesellschaft zu erwirken. Die Lemberger Universität, im Jahre 1805 aufgehoben, wurde im Jahre 1817 mit drei Facultäten und einer Schule für Chirurgen wieder eröffnet, spielte aber in dem geistigen Leben des Landes keine führende Rolle. Das gleichzeitig in Lemberg errichtete Ossoliński'sche National-Institut beschränkte seine Wirksamkeit auf die Erhaltung einer reichhaltigen Bibliothek und auf die Sammlung verschiedener Antiquitäten. Die polnische Bühne erhielt sich in Lemberg seit dem Jahre 1795 und erlangte in der gräfllich Starbowski'schen Stiftung im Jahre 1842 eine materielle Stütze. Die Literatur fand keine Bedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung, und das geistige Leben schöpfte seine Nahrung nur aus Büchern, die aus dem Auslande kamen und theilweise in Folge der damaligen Censurverhältnisse eingeschmuggelt wurden. Das benachbarte Königreich Polen und später, nach der Bewältigung des in demselben ausgebrochenen Aufstandes vom Jahre 1830, die polnische Emigration in Paris, übten einen ziemlich nachhaltigen Einfluß auf die Gemüther. Die freiheitlich-nationalen und die revolutionären Strömungen wurden aber durch das herrschende Regierungssystem niedergehalten und das Land blieb in Ruhe, bis es durch die traurigen Ereignisse des Jahres 1846 plötzlich in Aufregung gerieth. Der seit den Reformen Josephs II. aufrecht erhaltene sociale Bau der Gesellschaft wurde durch die

blutigen Bauernunruhen in einigen Bezirken Galiziens gewaltsam zertrümmert, eine grundlegende Reform erschien unabwendbar, und die bäuerlichen Lasten wurden bereits im Jahre 1846 von Kaiser Ferdinand I. aufgehoben.

Dieses Jahr erlangte in der Geschichte Galiziens auch durch die Einverleibung des Freistaates Krakau seine Bedeutung. Dem kleinen Freistaate, welcher unter den Schutz der drei Theilmächte gestellt worden war, fehlten alle Lebensbedingungen. Nur die in Krakau bestehende polnische Universität bildete eine Stätte, an welcher die



Das Landtagsgebäude in Lemberg.

polnische Wissenschaft und Literatur gepflegt werden konnten. Krakau wurde mehrmals zum Zufluchtsorte für politisch ansichäumende Elemente, der im Jahre 1846 dort ausgebrochene Aufruch endigte aber damit, daß ein österreichisches Heer einrückte und das Gebiet des Freistaates unter dem Namen des Großherzogthums Krakau unter das österreichische Scepter überging.

Die Ereignisse des Jahres 1848 und der Regierungsantritt Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. bedeuteten auch für Galizien einen vollständigen Bruch mit dem bisherigen System. Die freiheitlichen Elemente, welche solange zurückgedrängt waren, traten jetzt in den Vordergrund des politischen Lebens. Mit jugendlichem Enthusiasmus,

welcher durch politische Erfahrung nicht gezügelt war, nahmen sie lebhaften Antheil an allen Verfassungskämpfen, welche Oesterreich in den nächsten Jahren zu bestehen hatte. Die freiheitlichen Bestrebungen vereinigten sich mit dem ungestümen Drange nach Erlangung der seit langer Zeit vorenthaltenen nationalen Rechte. Zum erstenmale wurde ein Pole, Wenzel Ritter von Zaleski, mit der Verwaltung des Landes betraut und im August 1848 zum Gouverneur ernannt. Das Jahr 1851 brachte zwar für die Verfassungskämpfe einen längeren Stillstand, aber die Folgen des Jahres 1848 ließen sich nicht mehr rückgängig machen. Ständische Anschauungen und Verhältnisse waren verschwunden, die ganze Verwaltung mußte auf neuen Grundlagen aufgebaut werden, das Unterrichtswejen konnte von der neuen Bahn, auf die es gelenkt worden war, weder zurückweichen, noch die nationale Grundlage, welche ihm einmal gegeben worden, vollkommen verlieren. Einheimische Elemente wurden von den öffentlichen Ämtern, insbesondere von dem Lehr- und Richteramt nicht mehr ganz zurückgedrängt. Obwohl das neue Ministerium eine centralisirende und absolutistische Richtung befolgte, so blieb doch die Landesregierung, auch nach dem Rücktritte Zaleskis, seit dem Jahre 1849 bis 1859 in den Händen eines Polen, des Grafen Agenor Gokuchowski.

Wichtige Reformen wurden in dieser Zeit durchgeführt. Kraft kaiserlichen Patentes vom 15. April 1849 wurden die bäuerlichen Unterthansverhältnisse vollständig aufgehoben. Die Bauern bekamen die von ihnen besessenen Grundstücke in volles Eigenthum, ohne jedes Entgelt, die Grundherren aber wurden durch besondere Grundentlastungs-Obligationen, zu deren Verzinsung und Amortisirung Staat und Land beitrugen, entschädigt. Die der bisherigen Patrimonial-Jurisdiction der Grundherren obliegenden richterlichen und administrativen Aufgaben wurden jetzt öffentlichen Ämtern, den sogenannten Bezirksämtern überwiesen. Die ganze Verwaltung und das Gerichtswejen bekamen eine vollkommen neue Gestalt, wobei auf den Unterschied der Standesclassen keine Rücksicht genommen wurde. Das ganze Land war in zwei selbständige Regierungsbezirke eingetheilt, und Krakau wurde zum Sitze einer besonderen Regierungs-Commission und eines Appellationsgerichtes für den westlichen Theil des Landes erhoben. Allgemeine österreichische Gesetzbücher erhielten in dem Gebiete des ehemaligen Freistaates geltende Kraft, Krakau aber wurde durch Verlegung der Centralämter sowie durch seine Universität zum Brennpunkte des geistigen und politischen Lebens für den ganzen westlichen Theil Galiziens.

Die größte Reform vollzog sich auf dem Gebiete des Unterrichtswejens. Auf den Universitäten fand die Lehrefreiheit Geltung und verfehlte nicht, ihnen größeren Einfluß und Ansehen zu verschaffen. Manche bedeutende Männer, Deutsche und Polen, wirkten an denselben. Die größte Tragweite für die geistige Entwicklung der neuen Generation übte aber die durch den Organisationsentwurf vom Jahre 1849 bewirkte Reform des

Gymnasialstudiums. Die deutsche Sprache war die Unterrichtssprache, aber auch die Landes-  
sprachen bildeten einen Lehrgegenstand, und einheimische Lehrkräfte kamen nach und nach in  
Verwendung. Die nationale Literatur, welche im Jahre 1848 in Galizien offenen Eingang  
fand, bekam in Krakau und Lemberg zwei neue Pflegestätten. Das Ossolinski'sche Institut  
in Lemberg und der wissenschaftliche Verein in Krakau vereinigten die zerstreuten Kräfte  
und Galizien begann an der Entwicklung der polnischen Wissenschaft und Literatur immer  
regeren Antheil zu nehmen, obgleich der Schwerpunkt dieser Literatur noch immer im  
Auslande sich befand.

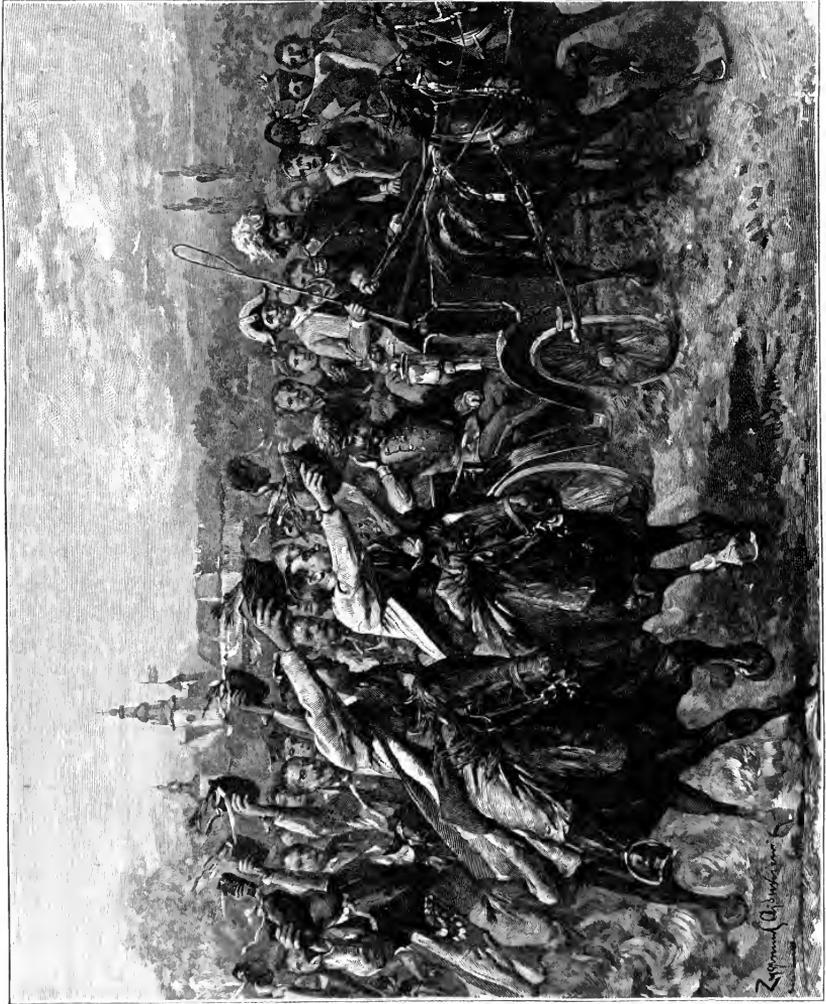
Das im Jahre 1848 erfolgte allgemeine Erwachen des nationalen Geistes kam  
in Galizien insbesondere dem ruthenischen Volke zugute. Infolge der geschichtlichen  
Ereignisse war das ruthenische Volksthum hauptsächlich auf den Bauernstand beschränkt,  
welcher, mit dem polnischen stark gemischt, den östlichen Theil des Landes bewohnte.  
Selbst die ruthenische Geistlichkeit war stark polonisiert, und die polnische Sprache wurde  
vielfach als Amtssprache der ruthenischen Kirchenbehörden verwendet. Im Jahre 1848  
erwachte nun das nationale Gefühl innerhalb der ruthenischen Geistlichkeit und Intelligenz  
und fand von Seiten der Regierung lebhafte Förderung. Den Ruthenen wurde durch eine  
Widmung des Kaisers Franz Joseph I. die Errichtung eines Nationalinstitutes „*Народны  
Дом*“ in Lemberg ermöglicht. Eine ruthenische volksthümliche Literatur, welche schon  
früher einige Vertreter besaß, begann sich jetzt zu entwickeln und die ruthenische Sprache  
fand Berücksichtigung in den Volks- und den Mittelschulen. Die größte Schwierigkeit  
bildeten für die Entwicklung der Ruthenen die unter ihnen herrschenden widerspruchsvollen  
Anschauungen über das Wesen ihrer Nationalität und Sprache. Wenige von ihnen ver-  
traten den Standpunkt, daß man sich an die ruthenische volksthümliche Literatur anlehnen  
und auf dieser Grundlage die ruthenische Sprache zu einer selbständigen nationalen Schrift-  
und Literatursprache entwickeln solle. Die Mehrzahl der ruthenischen Intelligenz in Galizien  
war bestrebt, eine ruthenische Schriftsprache künstlich, mit Berücksichtigung der kirchenslawischen  
und der russischen Sprache auszubilden. Manche von den galizischen Ruthenen verloren  
fogar die Hoffnung, jemals zu einer besonderen ruthenischen Schriftsprache zu gelangen, und  
es tauchte die Anschauung auf, daß die ruthenische Volkssprache in Galizien nur einen Dialect  
der russischen Sprache und das ruthenische Volk nur einen Zweig des russischen Volkes bilde.

Das Octoberdiplom vom Jahre 1860 eröffnete dem politischen Leben in Galizien  
eine freiere Bahn. Während der allgemeinen Kämpfe um die Verfassung, welche erst  
gegen Ende des Jahres 1867 in der Erlassung der Staatsgrundgesetze ihren Abschluß  
fanden, gelangte bei den Polen in Galizien jene politische Richtung zum Durchbruche,  
welche auf der Überzeugung beruht, daß Oesterreich ihrer Religion und ihrem Volksthum  
sicheren Schutz biete und daß nur ein mächtiges Oesterreich diesen Schutz gewähren könne.

Diese politische Richtung vertrat sowohl im Lande als auch der Centralregierung gegenüber am wirksamsten der neuerdings zum Statthalter ernannte Graf Agenor Gohuchowski. Der galizische Landtag erklärte im Jahre 1866 nach dem unglücklichen Kriege in einer Adresse an die Krone: „Bei Euerer Majestät stehen wir und wollen wir stehen!“ Diese einfachen, aber aus der Tiefe des Herzens gesprochenen Worte sind zum politischen Programme des ganzen Landes und seiner parlamentarischen Vertretungen geworden. Die galizischen Abgeordneten traten für alles ein, was die innere Festigung und die äußere Machtstellung der Monarchie erheischte, gleichzeitig aber errangen sie für das Land jene Bedingungen, welche für dessen Selbstverwaltung und für eine erspriessliche Entwicklung seiner nationalen und wirthschaftlichen Interessen erforderlich waren. In diesem Streben hat das Land den mächtigsten Gönner in der Person Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. gefunden und dessen Allerhöchster Huld hatte es zu verdanken, daß seine Wünsche in kurzer Zeit in Erfüllung gingen.

Im Jahre 1867 wurde kraft kaiserlicher Verordnung die Leitung aller Mittel- und Volksschulen in Galizien einem Landes Schulrath überwiefen, in welchem neben Regierungsbeamten auch Vertreter autonomer Körperschaften Sitz und Stimme erhielten; gleichzeitig aber wurde ein Landesgesetz sanctionirt, welches in allen Volks- und Mittelschulen Galiziens die polnische, beziehungsweise ruthenische Sprache als Unterrichtssprache einführte. Dasselbe verfügten etwas später kaiserliche Verordnungen hinsichtlich der beiden Universitäten und der technischen Hochschule. Eine kaiserliche Verordnung vom Jahre 1869 führte die polnische Sprache mit entsprechender Berücksichtigung der ruthenischen als Amtssprache bei allen politischen, Finanz-, und Justizbehörden in Galizien ein. Infolge dessen wurde den einheimischen Elementen, Polen und Ruthenen, nicht nur die Möglichkeit zu Theil, sich in ihrer Muttersprache auszubilden, sondern es wurde auch die Verwaltung des Landes in ihre Hände gelegt.

Die nächsten fünf und zwanzig Jahre bilden nun für Galizien den Zeitraum eines ungehofften Aufschwunges in jeder Beziehung. Dem Schulwesen wurde die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Auf Grund der im Jahre 1873 erlassenen Landes-Schulgesetze wurden die bestehenden Volksschulen vollkommen reorganisiert und um das Doppelte vermehrt, und obwohl auf diesem Gebiete noch vieles zu thun übrig bleibt, so ist doch die Volksaufklärung bis in die untersten Schichten gedrungen. Die Zahl der Mittelschulen hat sich desgleichen vermehrt und deren Schülerzahl ist auf das Dreifache gestiegen. Neben Gymnasien und Realschulen entstand auch eine Reihe von besonderen Gewerbeschulen und landwirthschaftlichen Lehranstalten, welche auf die ökonomische Entwicklung des Landes nachhaltigen Einfluß ausüben. Die beiden Universitäten und die technische Hochschule haben sich durch Vermehrung der Lehrkanzeln und Errichtung und Ausgestaltung



Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I. auf der Straße durch Glatz (1880).

von Instituten und Laboratorien mächtig entwickelt, die Lemberger Universität wurde durch Errichtung einer medicinischen Facultät (1894), die Krakauer durch Errichtung eines landwirthschaftlichen Studiums (1891) ergänzt. Die technische Hochschule in Lemberg erhielt eine neue Ausgestaltung und im Jahre 1875 eine Erweiterung durch Errichtung einer Maschinenbauhschule. Eine Reihe von literarischen und wissenschaftlichen Vereinen fördert das geistige Leben, und die im Jahre 1872 in Krakau gegründete und von Seiner kaiserlichen Hoheit Erzherzog Karl Ludwig persönlich eröffnete kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist zu einem Brennpunkte ernster wissenschaftlicher Arbeit geworden. Während früher das wissenschaftliche und das geistige Leben der Polen in Galizien aus dem Auslande Kraft und Anregung schöpfte, hat sich in den letzten Jahren der Schwerpunkt dieses Lebens nach Galizien selbst verlegt.

Eine ähnliche Erscheinung hat auch das geistige Leben der Ruthenen zu verzeichnen. Seit dem Jahre 1861 trat bei der ruthenischen Intelligenz eine Klärung der divergirenden Ansichten über ihre Nationalität und Sprache immer sichtlicher zu Tage. Ruthenische Volks- und Mittelschulen und ruthenische Lehrkanzeln an der Lemberger Universität, sowie mehrere literarische Vereine haben das Bewußtsein der nationalen Selbständigkeit des ruthenischen Volkes mächtig gefördert. Die Literatur hat sich an die volksthümliche ruthenische Literatur der Ukraine angelehnt, und die ruthenische Schriftsprache auf dieser Grundlage durch Schulbücher, Zeitungen und literarische Arbeiten selbständig entwickelt.

Ein großer Umschwung vollzog sich auf dem Gebiete der allgemeinen Verwaltung des Landes. Im Jahre 1867 wurde der Grundsatz der Trennung der Justiz von der politischen Verwaltung durchgeführt, die Statthaltereicommission in Krakau sammt den Kreishauptmannschaften aufgehoben und die ganze politische Verwaltung der Statthalterei und 74 neu organisirten Bezirkshauptmannschaften überwiesen. Die staatliche Verwaltung gab ihre früher zurückhaltende Stellung auf und begann mit immer regerem Eifer und mit stets wachsendem Aufwande die natürlichen Quellen des Reichthums im Lande zu ordnen und neue zu erschließen. In dieser Thätigkeit fand sie aber jetzt einen mächtigen Bundesgenossen in der Selbstverwaltung, welche dem Lande durch die neue Verfassung zutheil geworden war. Die Landesordnung vom Jahre 1861 hat bereits einen vom Landtage gewählten Landesauschuß eingesetzt, welchem neben der Vorbereitung der vom Landtage zu beschließenden Landesgesetze viele Agenden, insbesondere auf dem Gebiete der Landeskultur und der Gesundheitspflege überwiesen wurden. Der Landesauschuß fand aber erst im Jahre 1866 in den ebenfalls auf autonomer Grundlage organisirten Gemeinderäthen und Bezirksvertretungen seine natürliche Ergänzung. Diese neuen Verwaltungskörper bildeten einen gemeinschaftlichen Boden, auf welchem sich verschiedene, früher von einander getrennte Volksklassen zum einträchtigen Wirken für das allgemeine Wohl zusammenfanden.

Alte Vorurtheile und Gegenätze schwanen allmählig, die Bevölkerung hörte auf, sich ausschließlich auf die Thätigkeit der Regierungsorgane zu verlassen und wurde an Selbsthilfe und Selbstverwaltung gewöhnt. Das ganze Land gewann ein wesentlich anderes Aussehen.

Der größte Fortschritt ist gewiß auf dem Gebiete des Communicationswesens zu verzeichnen. Ein ganzes Netz von Eisenbahnen wurde gebaut, welches weite, von dem Weltverkehre ziemlich entlegene Gebiete in einen unmittelbaren Zusammenhang mit demselben brachte, und in einer Reihe von Land-, Bezirks- und Communalstraßen seine Ergänzung fand. Nach Maßgabe der Eröffnung neuer Absatzgebiete für landwirthschaftliche Producte ist auch der Werth des Bodens mehrfach gestiegen.

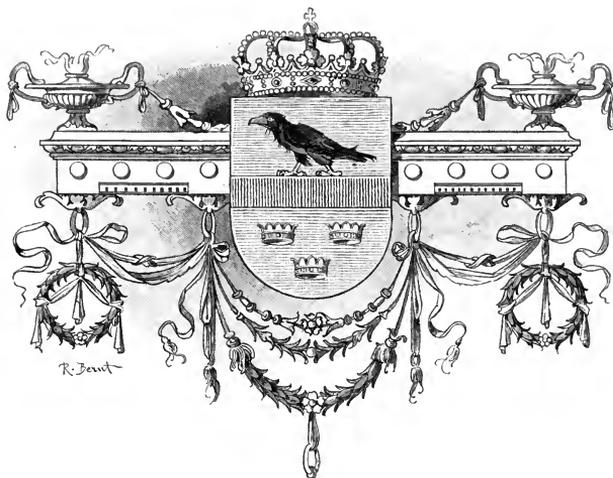
Dank den fortgesetzten Bestrebungen aller autonomen Factoren, welche vom Staate wirksam unterstützt wurden, offenbarte sich auf dem Gebiete des Ackerbaues und der Viehzucht, sowie auf dem der landwirthschaftlichen Industrie ein gewaltiger Fortschritt.

Neue Quellen des Reichthums sind auch erschlossen worden, vor allem die Naphtha-Industrie, welche sich von bescheidenen Anfängen infolge großer Capitalsanlagen und Vervollkommnung der Technik zu einer nicht geahnten Höhe emporhob.

Die Selbstverwaltung, die fortschreitende Volksaufklärung und die mächtig entwickelte productive Arbeit haben auch nicht verfehlt, auf die sociale Gliederung der Bevölkerung einen mächtigen Einfluß auszuüben. Die Einwohnerzahl der Städte ist bedeutend gestiegen. Ein Bürgerthum beginnt sich zu entwickeln, an welchem es früher beinahe gefehlt hat und daselbe gestaltet sich zu einem wichtigen Factor auf dem Gebiete des geistigen und des materiellen Lebens. Die bäuerliche Bevölkerung wirkt nicht nur in der communalen und Bezirksverwaltung thätig und verständnisvoll mit, sondern sie nimmt auch durch ihre Vertreter im Landtage an allen Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung thätigen Antheil.

Die ganze Bevölkerung Galiziens ist sich aber dessen bewußt, daß sie die Möglichkeit und die Bedingungen dieser nationalen Entwicklung, dieser friedlichen Arbeit und dieses Fortschrittes auf dem Gebiete der geistigen und materiellen Cultur der besonderen Huld und Gnade Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. und dem mächtigen Schutze der österreichisch-ungarischen Monarchie verdankt. So sind auch zwischen dem Lande Galizien und dem Allerhöchsten Kaiserhause sowie der Monarchie die innigsten Bande der Anhänglichkeit und der Dankbarkeit geknüpft worden, und jeder Besuch Seiner Majestät des Kaisers, sowie der Mitglieder der kaiserlichen Dynastie im Lande gestaltet sich zu einem Freudenfeste, weil er der gesammten Bevölkerung des Landes die Gelegenheit bietet, ihren Gefühlen der Treue und der Dankbarkeit begeisterten Ausdruck zu geben. Huldvolle Worte, welche bei dieser Gelegenheit Allerhöchsten Ortes dem Lande zutheil werden, gestalten sich zu geflügelten Worten und geben der weiteren Arbeit einen sicheren Halt. Die Geschichte

Galiziens wird auch der bedeutungsvollen Worte allzeit gedenken, welche der Kaiser während seines letzten Besuches in Galizien bei Entgegennahme der Huldigung des Landesauschusses, der Delegirten sämtlicher Bezirksvertretungen sowie der Vertreter von 30 Städten des Landes am 7. September 1894 an den Landmarschall gerichtet hat: „Sie haben einen Beweis geliefert, daß die Berücksichtigung nationaler Eigentümlichkeiten und die Schonung der historischen Traditionen das Band zwischen dem Staate und dem Lande nur noch fester geknüpft hat.“



Das Wappen von Galizien.



Volkstypen (Bauernfamilie aus der Gegend von Krakau).

## Volkskunde.

### Physische Beschaffenheit der Bevölkerung.



Die Bevölkerung Galiziens hat man außer den eigentlich Einheimischen, den Polen und Ruthenen, auch die Juden zuzuzählen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte in Galizien so sehr vermehrt haben, daß ihre Zahl, nach der im Jahre 1890 in der österreichischen Monarchie vorgenommenen Volkszählung, im Verhältniß zur Gesamtbevölkerung einen Procentsatz von 11·69 neben 42·26 Ruthenen, 45·36 Polen und 0·69 anderen Nationalitäten ergibt.

Die mittlere Lebensdauer der Eingeborenen, namentlich der Polen, beträgt nach den 1869 bis 1871 durch die akademische anthropologische Commission auf Grund der Magistrats- und Kirchenbücher angestellten Berechnungen von der Geburt an gerechnet in Krakau, sowie in einigen kleineren damals einer Berechnung unterzogenen Städten und Dörfern 29 bis 30 Jahre, steigt jedoch zur Zahl 49, wenn man Kinder unter 6 Jahren

nicht in die Berechnung einbezieht. Es ist dies also eine mittlere Lebensdauer, welche derjenigen der ganzen österreichischen Monarchie nahezu gleichkommt. (Mit., Zeitschr. d. preuß. stat. Bur., 1881.) Die Berechnungen, welche der Stadtphysikus Dr. Buszet über einen Zeitraum von 22 Jahren gemacht hat, ergeben für Krakau eine etwas niedrigere Durchschnittszahl. Unter 1000 in ganz Galizien verstorbenen Personen jeglichen Alters und beiderlei Geschlechts hatten, laut dem Sterblichkeits-Ausweise von 1890, 344 das 60. Lebensjahr überschritten, und zwar 153 Männer und 191 Frauen.

Dieses Verhältniß wäre offenbar ein viel günstigeres, wenn man Kinder unter 6 Jahren aus der Zahl der Verstorbenen ausgeschlossen hätte. In solcher Weise kommen, nach meinen in den jüngst verfloßenen 15 Jahren aus ganz Galizien zusammengetragenen Daten, auf je 1000 Verstorbene beiderlei Geschlechts 718 solche, welche das 60. Lebensjahr überschritten hatten, und zwar 376 Männer und 342 Frauen.

Wenn man aus dem Ausweis eines Jahres (1862) Schlüsse ziehen könnte, so käme von den Personen, welche das 100. Lebensjahr überschritten haben, in ganz Galizien 1 auf 9231 Verstorbene; in Krakau allein jedoch wäre dieses Verhältniß nach einer zehnjährigen Berechnung (1859 bis 1868) 1 : 1230.

Im Nachfolgenden sollen alle drei oben bezeichneten Nationalitäten, jede im Einzelnen berücksichtigt werden, soweit uns dies die im ganzen Lande in dieser Richtung vorgenommenen und durchgeführten Untersuchungen der anthropologischen Commission gestatten. Die erste dieser Untersuchungen wurde im Jahre 1875 gelegentlich der Rekruten-aushebungen, die zweite im Jahre 1884 unter Mitwirkung der Bezirks-, Spitals- und Gefängnißärzte durchgeführt. Die erste Serie umfaßte demnach nur Männer im Alter von 20 bis 23, ausnahmsweise bis zu 25 Jahren, die zweite hingegen zog beide Geschlechter bis zum 50. Lebensjahre in Betracht.

Diese Untersuchungen ergaben folgende Resultate: Größe: die mittlere Größe der Polen im 20. Lebensjahre beträgt 160·9, der 25jährigen 164·2 Centimeter. In diesem Lebensjahre ist das Wachstum nahezu vollendet, denn von hier bis in das 30. Lebensjahr nimmt es entweder gar nicht mehr oder nur um minimale Centimetertheilchen zu. Ohne Berücksichtigung des Alters betrüge das Körpermaß der Polen 162·3 Centimeter. — Bei den früheren Berechnungen (1872 und 1873) hat man nicht hinlänglich der Nationalität Rechnung getragen; denn nicht nur hat man die Juden gar nicht ausgeschlossen, sondern man hat auch die Polen und Ruthenen aus den Gegenden mit gemischter Bevölkerung nicht getrennt angemerkt und hat, je nachdem in diesen Gegenden die eine oder die andere Nationalität vorherrschte, alle Steuerzahler ihr zugerechnet.

Nach den Berechnungen der anthropologischen Commission über die polnische Bevölkerung, ihrem Körpermaße nach eingetheilt, entfällt die größte Ziffer, und zwar 329·31

auf 1000 auf das Maß von 160 und 165 Centimeter. Der Rest vertheilt sich auf höhere und geringere Ziffern, als diese Durchschnittsziffern sind, und zwar so, daß im 20. Lebensjahre die Zahl der Kleineren jene der Größeren überwiegt, im 21. bis 23. Lebensjahre dieser Unterschied fast gänzlich verschwindet, und im 25. Jahre verhält sich die Zahl derjenigen, welche größer sind als das Mittelmaß, zu den Kleineren wie 100 : 95.

Was nun das Mittelmaß in den einzelnen Bezirken anbelangt, so gehören zu jenen, wo das niedrigste Maß ist (152·6 bis 159·3 Centimeter), Saybusch, Bochnia und



Krafiowiate I.

Kolbuszowa, zu den Bezirken, welche die größte Bevölkerung aufweisen (165·5 bis 170 Centimeter), Kamionka Strumikowa, Brody und Ren-Sandec.

Was die Goralen (Bergbewohner) anlangt, im Vergleiche mit den Bewohnern der Ebenen und Niederungen, oder, wie sie diese nennen, den Lachen, so ist die mittlere Größe der Goralen im 20. Lebensjahre eine bedeutend geringere als die der letzteren, steigt aber mit dem 22. Lebensjahre so rasch an, daß sie im 25. Jahre ein Übergewicht erlangt, welches sich im Verhältniß von 164·5:163·8 ausdrückt. Dies entspricht übrigens dem allgemeinen, in Bezug auf das Herauwachsen erwiesenen Gesetze, daß, je niedriger das

Körpermaß im 20. Lebensjahre ist, desto größer, bei normalen Verhältnissen, der Zuwachs der späteren Jahre sein wird.

Das mittlere Körpermaß der Ruthenen ist ein höheres als das der Polen, sowohl in jedem Lebensjahre von dem 20. bis zum 25., als auch ohne Rücksicht auf das Alter im Allgemeinen. Dieser Unterschied beträgt circa zwei Centimeter. Die Zahl der Personen, welche dem Mittelmaß (162 bis 165 Centimeter) entspricht, beträgt 312 auf 1000, das heißt etwas weniger als bei den Polen. Dagegen aber ist das Übergewicht jener, welche über das Mittelmaß hinausgehen, gegen die darunter Zurückbleibenden bei ihnen ein bedeutend größeres; ihr Verhältniß zu den unter dem Mittelmaß stehenden ist nämlich nach vollendetem Wachsthum = 206 : 100.

Zu Bezug auf das Mittelmaß standen in den einzelnen Bezirken am niedrigsten (155 bis 160) jene von Gorlice, Bohorodezany, Drohobycz; am höchsten (167 bis 168) Brody und Kamionka, welche in den nordöstlichen Theilen Galiziens am Bug und Styr gelegen sind. Die Bevölkerung dieser Gegend überragt an Körpermaß alle übrigen Einwohnerchaften Galiziens.

Das Maß der Juden stimmt sehr mit jenem der Polen überein, sowohl in Bezug auf das graduelle Wachsthum im Verhältniß zur Alterszunahme, als auch in Bezug auf das Mittelmaß im Allgemeinen ohne Rücksicht auf das Alter, da das Übergewicht nach der einen oder der anderen Seite bloß zwischen 1 bis 6 Millimeter schwankt. Auf das Mittelmaß, welches dieselben Grenzen hat wie das der Polen, kommen 291 auf 1000 Seelen. Das Verhältniß der über dem Mittelmaß Stehenden zu den unter demselben Befindlichen ist 100 : 99.

Es zeigt sich also, immer die männliche Bevölkerung in Betracht gezogen, daß bei den Polen die Zahl der Personen, welche das Mittelmaß überschreiten, derjenigen solcher, welche darunter bleiben, sehr nahe, die der Juden fast vollständig der Zahl der unter Mittelmaß Stehenden gleichkommt, während bei den Ruthenen zweimal mehr solche, die das Mittelmaß überschreiten, als solcher, die unter diesem zurückbleiben, vorkommen.

Was die Frauen anbelangt, so ergäbe sich aus den nicht zahlreichen Messungen (die nur an 347 Personen vorgenommen wurden), daß das Mittelmaß der Polinnen um nahezu 11 Centimeter hinter denjenigen der Polen zurücksteht. Die ruthenischen Frauen des Mittelmaßes sind um 7 bis 8 Millimeter größer als die Polinnen, jedoch um 12 Centimeter kleiner als die Ruthenen. Das Größenverhältniß der Juden und Jüdinnen zu einander kommt jenem der Polen gleich.

Haar-, Augen- und Hautfarbe. — Im Jahre 1880 ist in der österreichischen Monarchie eine statistische Aufzeichnung der die Schule besuchenden Kinder in Bezug auf Augen-, Haar- und Hautfarbe durchgeführt worden. Die aus diesen Zählungen erhaltenen



Metropolitani II.

Resultate können jedoch, da sie auf Kinder und Halberwachsene Bezug haben, keine Vorstellung darüber geben, wie es sich damit bei dem erwachsenen Theile der Bevölkerung verhält, wo sich jene Farben schon consolidirt haben. Auf diese Altersstufe beziehen sich die Beobachtungen, welche die anthropologische Commission gesammelt hat.

Wenn man vorerst mit Ausschließung der kleineren Schattirungen alle Farben, sowohl der Augen als der Haare und der Haut, nur in helle und dunkle scheidet, dann in eine Abtheilung alle Fälle nimmt, wo allerorten helle Farben sich fanden (Haare: blond, Augen: entweder blau oder grau, Haut: weiß), in die zweite Abtheilung jene Fälle, wo sich in ähnlicher Weise dunkle zusammenfanden (Haare: braun oder schwarz, Augen: braun oder schwarz, Haut: brünett); wenn man endlich eine dritte Abtheilung macht, wohin Personen gemischter Farben kommen (z. B. bei schwarzen Haaren blaue Augen, bei blonden Haaren schwarze Augen und brünette Haut u. s. w.), so entstehen drei Typen: der helle, der dunkle und der gemischte. Die Bevölkerung wird, in diese drei Typen und in die drei Nationalitäten getrennt, zu je 1000 Seelen in folgendem Verhältniß stehen:

Polen:	heller Typus	354,	dunkler Typus	194,	gemischter Typus	452;			
Ruthenen:	"	"	240,	"	"	262,	"	"	498;
Juden:	"	"	143,	"	"	247,	"	"	610.

Auf diese Art kamen auf 100 Personen des dunklen Typus je 182 Polen, 91 Ruthenen, 58 Juden des hellen Typus. Das Verhältniß des hellen Typus auf je 1000 Seelen erweist sich in den verschiedenen Bezirken bei den Polen höher als das dargestellte allgemeine Mittelverhältniß, besonders in den Bezirken von Bircza, Grodek, Rohatyn und am höchsten (771) von Bochnia; niedriger ist es in den Bezirken von Jasło, Limanowa, Nowy targ (Neumarkt), Stalut und besonders von Wiszko (91). Bei den Goralen sinkt der helle Typus bedeutend; der dunkle Typus hat aber kein bedeutendes Übergewicht, da der gemischte Typus beide überwiegt.

Sowohl bei den Polen als auch bei den Ruthenen zeigt sich überall, wo sie Ebenen bewohnen, ein Vorherrschten des hellen Typus im Gegensatz zu jenem der Goralen. Bei den Guzulen von Bohorodczany traf man nicht eine einzige Person mit den Merkmalen des hellen Typus an. Bei den Juden zeigen die Bezirke von Brody und Bohorodczany genau dasselbe Verhältniß des hellen Typus zum dunklen, wie es in der ganzen jüdischen Bevölkerung Galiziens sich findet, das heißt 143. Es hebt sich bedeutend im Bochnier Bezirke und ist in jenem von Bircza bei der Hälfte der dort ansässigen jüdischen Bevölkerung zu finden. Jedoch läßt in den verschiedenen Districten der Wechsel der Wohnorte, wie ihn die Juden der Handelsvortheile wegen vornehmen, diese Aufzeichnungen als sehr unsicher erscheinen.

Der in allen Nationalitäten am häufigsten vorkommende Typus ist jedoch der gemischte, in dessen Zusammensetzung bei den Polen und Ruthenen die Combination der



Goralen aus Zakopane (Bewohner der hohen Tatra).

hellen Augen bei dunklem Haar, bei den Juden jene der hellen Haut mit dunklen Augen und Haaren vorwiegt. Beachtung verdienen die rothen Haare bei den Juden, denn, so selten sie auch sonst überall sind, so kommen sie bei den Juden doch nahezu viermal so oft vor als bei Polen und Ruthenen zusammen.

Wenn zur Abweichung des hellen Typus der Polen und Ruthenen, falls er jemals allgemein gewesen ist, die dunklen Haare am meisten beigetragen haben, so haben sich die Juden als sehr ausdauernd erwiesen, ihre ursprüngliche dunkle Farbe zu bewahren; hingegen sind bei Jenen die Augen sowie die Haut sehr ausdauernd in der Erhaltung ihrer hellen Farbe, während sie bei diesen aus dunklen helle geworden, in der Zusammensetzung des gemischten Typus sehr merklich hervortreten; die Augen jedoch in viel geringerem Maße als die Haut, so zwar, daß sie, für sich betrachtet, den dunklen an Zahl noch nicht gleichkommen. Unter den Frauen scheint das Farben-Verhältniß ein dem der Männer ähnliches zu sein, nur viel ausgiebiger im Vorwalten der hellen Hautfarbe gegen die dunkle sowie der dunklen Augen- und Haarfarbe gegen die helle.

Charakteristik der Schädel und Gesichter. — Das grundlegende franiologische Merkmal jeder der drei Nationalitäten ist der sogenannte Rundkopf (brachycephalia), welcher jedoch nicht in einem gleichmäßigen Grad und Maßverhältniß zum Langschädel (dolichocephalia) steht.

Wenn man die allgemeine Gestalt der Köpfe nach dem Verhältniß eines Längenmaßes der Schädel von 100 zu ihrer Breite schätzt, so verhält sie sich in ihrem Durchschnittsmaße bei der gesammten galizischen Bevölkerung wie 100 : 83·3. Dieses Verhältniß der Breite zur Länge stellt den sogenannten Haupt-Index des Schädels dar, so daß, je niedriger er ist, der Schädel desto mehr das Merkmal des Langkopfes an sich trägt. Wenn wir daher zum Merkmal der langen Schädel einen Index annehmen, der niedriger ist als 75, jene Schädel aber, deren Index die Zahl 85 übersteigt, als Rundköpfe annehmen, so wird sich zeigen, daß die Bevölkerung jeder dieser drei Nationalitäten im Durchschnitt weder einen ausgiebigen Typus von Langkopf, noch einen richtigen Rundkopftypus aufweist, sondern zwischen beiden in verschiedenen Graden schwankende Typen. So kommen dann auf je 1000 Personen jeder Nationalität:

Rundköpfe (brachycephali) (Index von 85 und mehr): Polen 323, Ruthenen 361, Juden 192;  
 Rundliche Köpfe (subbrachycephali) (81 bis 84): Polen 391, Ruthenen 412, Juden 421;  
 Mittelköpfe (mesocephali) (78 bis 80): Polen 210, Ruthenen 160, Juden 220;  
 Längliche Köpfe (subdolichocephali) (75 bis 77): Polen 60, Ruthenen 52, Juden 61;  
 Langköpfe (dolichocephali) (unter 75): Polen 16, Ruthenen 15, Juden 106.

In jeder Nationalität fällt also der größte Procentsatz auf die rundlichen oder halbrunden Köpfe, verringert sich jedoch stufenweise in dem Maße, als er sich den Langköpfen nähert, mit Ausnahme der Juden, bei welchen der langköpfige Typus bedeutend hervortritt.

So ist denn die Bevölkerung Galiziens sowohl in Bezug auf Körpergröße und Farbe als auch hinsichtlich des Schädelbaues eine gemischte Race. Ob es wohl einmal anders gewesen? Darauf ist die Antwort schwer zu finden. Sicher ist, daß wie überall, so auch hier, in den Überresten der Gräber aus der Steinzeit die Langschädel vorherrschen, nichtsdestoweniger auch Rundschädel, namentlich aber der Rundform sich nähernde, rundliche sich finden, jedoch in dem Maße seltener, in welchem hinwieder heute die Langschädel nahezu zu den Ausnahmen gehören. Der Schädel der Polen weist bei gleicher Breite in der Mitte im Vergleich zu jenem der Ruthenen eine etwas schmälere Stirne sowie einen etwas schmälern Hinterkopf auf. Der Schädel der Juden hingegen ist überhaupt schmaler als der jener anderen und hat demgemäß auch proportional schmälere Stirne und schmälern Hinterkopf. Blonde und Brünette unterscheiden sich, die Juden nicht ausgeschlossen, in keiner Weise durch die Gestalt ihres Kopfes von einander. Ebenso gibt es kein fixirtes Verhältniß zwischen dem Körpermaß und der Schädelänge, so daß in den Bezirken von gleichem mittlerem Körpermaß der mittlere Index der Schädelmaße bedeutend schwankt.

Was das Gesicht anbelangt, so läßt sich auf Grundlage der durch die anthropologische Commission angestellten Messungen so viel mit Bestimmtheit sagen, daß die

kurzen Gesichter die langen weitaus überwiegen. Im Besonderen genommen aber ist das runde und breite Gesicht bei den Polen weitaus allgemeiner als bei den Ruthenen und Juden. Die Form der Nase ist bei allen eine vorherrschend gerade; bei den Juden ist die gekrümmte Nase öfters anzutreffen als bei den anderen Nationalitäten.

Was das Verhältniß je nach der Bodenbeschaffenheit der verschiedenen Landestheile anlangt, so ist bei den polnischen Goralen (Beskid, Podhale) der Typus der Mundköpfe mit dem Index 84 bis 86 bedeutend ausdauernder zu finden als bei den von ihnen so genannten Lachen (den zu Füßen der Berge, in den Ebenen und Niederungen Wohnenden),



Podhalanen.

welche den Index von 83 bis 84 aufweisen. Bei den Goralen nämlich kommen die langen und länglichen Köpfe viermal seltener vor und sogar das Procent der Mittleren ist zweimal so nieder als bei den Lachen. In Bezug auf die Gesichtsform sind die runden und breiten Gesichter bei den Goralen weit allgemeiner als bei diesen letzteren. Die Nasen sind bei allen vorwiegend gerade, gekrümmte waren noch am öftesten bei den Podhalanen anzutreffen.

Unter den Ruthenen tritt der Typus des Mundkopfes bei ihren Goralen mit dem Index 84·8 bis 85 ganz wie bei den polnischen Goralen in jeder Beziehung deutlicher und ausdauernder auf als bei den Bewohnern des flachen Landes mit dem Index von 82·9. Das Gesicht ist bei jenen runder und breiter als bei diesen, die Nase vollkommen gleich.

Der Schädel der Frauen ist im Vergleich zu dem der Männer bei den Polinnen und Rutheninnen um 5 bis 6 Millimeter kürzer und um 6 bis 7 Millimeter schmaler. Bei den Juden jedoch erreicht dieser Unterschied in der Länge 8, in der Breite 9 Millimeter. Daher ist, wie gewöhnlich, der Schädel der Frauen im Allgemeinen kleiner als jener der Männer. Unter den Polinnen haben die Lachenfrauen im Vergleich zu den Goralinnen einen um ein Weniges, höchstens 2 Millimeter längeren und breiteren Kopf. Unter den Rutheninnen ist der Typus der Rundköpfe um 12 Procent seltener als bei den Ruthenen.

Der größte Unterschied der Geschlechter, was den Schädeltypus anbelangt, zeigt sich bei den Juden. Hier trifft man nämlich den Typus des Langkopfes zweimal so oft bei den Frauen an als bei den Männern, im Übrigen jedoch tritt jeder Schädeltypus unter ihnen in ziemlich bedeutendem Procentfuß auf, so daß es schwer zu bestimmen ist, in welchen von ihnen sie eigentlich einzureihen wären. Was die Form der Stirne und des Hinterkopfes anlangt, so tritt der Unterschied der Geschlechter nur bei den Ruthenen etwas deutlicher hervor; hier nämlich kommt bei den Frauen die schmale Stirne zweimal, der schmale Hinterkopf dreimal so häufig vor als bei den Männern. Das Gesicht ist bei den Polinnen im Durchschnitt um 13 Millimeter, bei den Südbinnen um 10 Millimeter, bei den Rutheninnen aber kaum um 2 Millimeter kürzer als das der Männer. Die Breite desselben ist im Durchschnitt um je 7 bis 9 Millimeter geringer als die bei den Männern der betreffenden Nationalität.

Beurtheilt man die physischen Eigenthümlichkeiten des galizischen Volkes nicht sowohl nach den genauen Berechnungen der durchgeführten Messungen als nach dem Haupteindruck, den man durch den Augenschein erhält, so kann man sagen, daß der Körperbau sowohl der Polen als der Ruthenen in seinem mittleren — bei den Ruthenen etwas höheren — Maße wohlproportionirt, bei den Bewohnern der Ebene im Vergleich mit den Goralen und umsomehr mit den Juden breitschulterig, ihre Muskulatur kräftig, ihre Arbeitskraft ausdauernd ist, sowie daß ihre Bewegungen bei den Lachen, namentlich jenen aus der Krakauer Gegend, lebhaft, bei den Ruthenen langsamer, bei den Goralen besonders behende sind. Ihr Gesicht ist oft mit einem meist herabhängenden Schnurbart geziert, immer aber im Gegensatz zu den Juden ohne Vollbart. Im Allgemeinen ist es angenehm, was das Geschlecht anbelangt, jedoch öfter bei den Männern als bei den Frauen schön zu nennen. Dies trifft ganz besonders die Goralinnen, deren überwiegende Mehrzahl vom Ideal der Schönheit bedeutend abweicht, was neben den zumeist schönen Gesichtern der Goralen umsomehr ins Auge fällt.

Der hier gegebene Umriss der äußeren Beschaffenheit der galizischen Bevölkerung schließt auch auffallende, wenn auch glücklicherweise sehr seltene Ausnahmen ein.

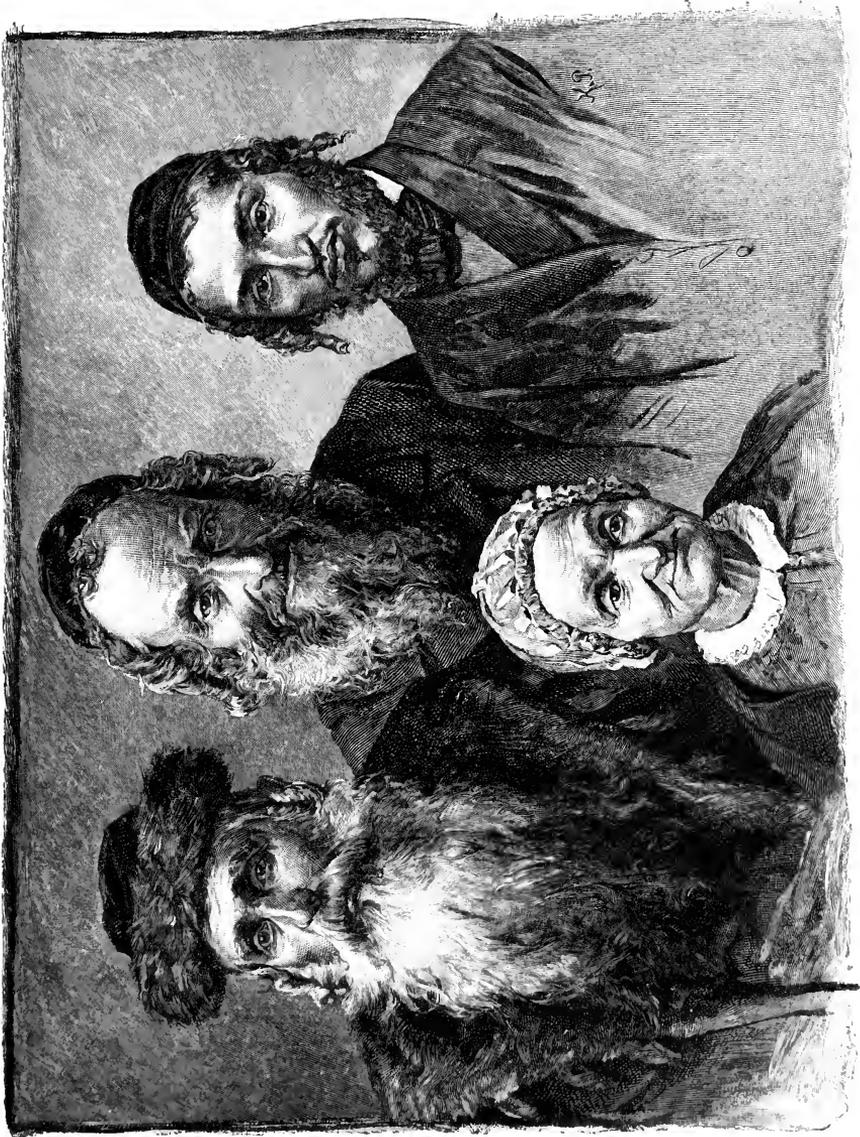


Фигурки.

Es ermangeln nämlich gewisse Gegenden keineswegs der Individuen von ausdrücklichem Cretintypus, welche das dortige Volk Karlaken nennt.

Vor 50 Jahren beschäftigte sich mit ihrer Erforschung der Professor an der Zagiebonischen Universität Doktor Kozubowski und die von ihm gelieferte Beschreibung berechtigt in genügendem Maße zu ihrer Bezeichnung als Cretins, wenn auch glücklicher Weise nicht des höchsten Grades. Als Muster kann die Beschreibung eines Karlaken aus dem Dorfe Peim im Myślenicer Bezirk gelten. Seine Körperhöhe betrug im 17. Lebensjahre 112 Centimeter, die Stirne war niedrig schief zurückgeneigt, mit einer Haut bedeckt, die sich namentlich beim Lachen sehr faltete, der Kopf war groß, viereckig, sein Umfang sammt dem kurzen Haar betrug 55 Centimeter, das Gesicht war kurz, breit, aufgegeschwollen, von leichenhafter Blässe und blödem Ausdruck; die Lippen wulstig, die Kiefer stark vorstehend, die Zähne schütter und schiefgestellt, die Zunge war dick, die Nase breit und bei der Wurzel sehr tief eingesunken; das Gehör war stumpf, die Sprache undeutlich, die Geisteskräfte waren so sehr geschwächt, daß kaum die Hausgenossen sich mit ihm verständigen konnten. Er hatte keinen Kropf, jedoch kommt ein solcher auch oft bei anderen Cretins vor.

Nach der Volkszählung im Jahre 1890, bei welcher auch die Zahl der Cretins angezeichnet wurde, kommen auf je 10.000 Seelen 4·3 Cretins. Fast die gleiche Anzahl, 4·5 auf je 10.000 Einwohner, gibt auch Kitz (Österreichische Statistik, Band 5) an. Wie gewöhnlich, trifft man sie auch hier zumeist in Gebirgsgegenden oder in solchen Gegenden, die am Fuße der Berge gelegen sind und alpinen Charakter haben. In absoluter größter Anzahl, 22·8, fand man sie im Bezirk von Grybów, über 10 in jenen von Gorlice, Myślenice, Neu-Sandec, Neumarkt und Zydaczów; mit der Durchschnittszahl gleich (4·3) in den Bezirken von Sniatyn, Radwornia, Kopezyce, Turka, Wochnia, Dolina, Mielec und Lemberg; in geringster Anzahl, weil nur mit Decimalzahlen auszudrücken, fanden sie sich in den Bezirken von Buczacz, Kolbuszowa, Sambor, Kamacj und Łoczów. Es möchte demnach scheinen, daß sie in jenen Gegenden, wo die ruthenische Bevölkerung der polnischen vorherrscht, seltener vorkommen. Man kann jedoch diesen Schluß, der sich auf die Gegenden bezieht, nicht auch mit der Nationalität ihrer Bewohner in Verbindung bringen, da sich in dem westlichen oder polnischen Theile des Landes ruthenische Ansiedelungen befinden, welche sich im Gebirge bis in den Sandecker Bezirk an den Poprad erstrecken, in den östlichen Gebieten hinwieder, welche hauptsächlich von Ruthenen bewohnt werden, sich nicht nur in Städten und Städtchen, sondern in Dörfern viele Polen finden. Bei der oben erwähnten Volkszählung jedoch sind sie in Bausch und Bogen ohne Unterscheidungen aufgenommen worden. Im Allgemeinen aber gehören die Cretins, wie dies das dargestellte Verhältniß von 4·3 auf 10.000 Seelen aufweist, in Galizien zu den äußerst seltenen Ausnahmen.



Juden aus Krakau und Umgebung.

## Das Volksleben der Polen.

Volkscharakter. — Es gibt außer den Spaniern vielleicht kein zweites Volk auf der Erde, bei welchem die Nationalität und der Katholicismus so enge miteinander verschmolzen wären, wie bei den Polen. Ihre Geschichte ist eine ununterbrochene Kette blutiger Kämpfe gegen die Ungläubigen, und in der Literatur spricht das am tiefsten zur polnischen Seele, was nationale Erfindung am innigsten mit dem religiösen Gefühle verbindet. Die polnische Ritterschaft wurde im Gegensatz zu den Türken und Tataren, mit denen sie Jahrhunderte lang im Kampfe lag, „Wiara“ (Glauben, Glaubensritter) genannt und beim polnischen Landmanne heißt noch heute der katholische Glaube polnischer Glaube. Katholik und Pole sind ihm eines und dasselbe; ja das Gefühl der Religiosität überwiegt im Volke jenes der Nationalität. Am Halse des polnischen Bauers hängt ein Kreuzchen, ein Medaillon, ein Rosenkranz oder ein Skapulier; in seinem Hause steht auf einem Fenster die Pasyjka<sup>1</sup> und die Wände sind mit Heiligenbildern behängt. An allen Feldwegen stehen Figuren, Heiligenstatuen oder Kapellchen. Unternimmt der Bauer eine Fahrt, so macht er vorher mit der Peitsche auf dem Erdboden vor den Pferden das Zeichen des Kreuzes; nie geht er an einem Wanderer oder Arbeitenden vorüber, ohne ihn mit einem passenden Gottesworte zu begrüßen; erwähnt er im Gespräche eines Dahingeshiedenen, so fügt er sofort den Wunsch hinzu, Gott möge ihm das himmlische Königreich leuchten lassen.

Aus diesem tiefen Glauben fließen viele werthvolle Eigenschaften des polnischen Volkes. Das Familienleben ist makellos, Meineid fast unerhört, Laster und Verbrechen sind erstaunlich selten trotz der niedrigen Culturstufe des Volkes. Treue und Redlichkeit ist in seltenem Grade vorhanden, das Pflichtgefühl stark entwickelt. Selbst der Tod erscheint dem polnischen Bauer nicht schreckhaft. So ist es Gottes Wille, sagt er, und bereitet sich mit voller Ruhe dazu vor. Ist ja doch jenseits des Grabes ein neues Leben, nur ein viel schöneres, ein Leben ohne Sorgen und Kränkungen; wird er ja doch dort alle jene wiedersehen, die ihm hienieden die theuersten sind und wird sich mit ihnen des himmlischen Glanzes freuen. Daher auch sein wohlbekannter Muth, der sich in allen Kriegen bewährte, die Oesterreich in den letzten hundert Jahren geführt. Der Jugend ist das Leben wohl theuer, allein wo die Pflicht ruft, dort schwindet jeder Schrecken, und wo der Muß ist — sagt ein Sprichwort — dort hilft auch das „Heiliger Gott“=Rufen nichts. Es gibt übrigens eine Philosophie, der sich der polnische Landmann in solchen Fällen zu bedienen pflegt. „S' ist schwer“ — sagt er sich — „einmal wird der Mensch geboren, einmal muß er sterben“, oder, was seine Natur noch besser charakterisirt und in Kürze ausdrückt: „Einmal muß die Ziege sterben.“ So ist denn der polnische Bauer ein

<sup>1</sup> „Meine Passion“ = aus kleinen Figuren dargestellte Leidensgeschichten Jesu Christi.

vortrefflicher Soldat, umsomehr, als er blind gehorcht, den Führern anhänglich und in allen Mühen und Beschwerden außerordentlich ausdauernd ist.

Er liebt Musik und Gesang, doch nicht so wie der Böhme, vielmehr wie ein Soldat, der ohne Trommel- und Trompetenschall nicht marschiren, ohne Pfeifen, Singen, Tanzen, Musik oder Prügelei keinen freien Augenblick verbringen kann. Es muß ihm immer etwas in den Ohren klingen, wenn nichts anderes, so doch wenigstens Gespräch oder menschliches Treiben. „Polen stumm machen“, hat einmal einer der größten Dichter gesagt, „das heißt Polen deutsch machen.“ So wäre auch Musik und Tanz für dieses Volk gar nichts, wenn es nicht selbst sänge. Die Musik muß die Melodie aufnehmen, die er ihr vorsingt und danach tanzt er. Mit den Füßen stampft er aber jeden Augenblick so heftig, daß die Dielen krachen; ohne dieses Stampfen gäbe es keine Lustbarkeit für ihn, wäre es kein polnischer Tanz. Das Lied ist kurz und ungekünstelt, die Melodie sehr einfach, doch ist alles kernig, männlich hart; während die Zungen singen und springen und mit den Füßen stampfen, unterhalten sich die Alten lärmend. Dieser Lärm ist spezifisch polnisch und etwa dem Getümmel in einem Lager zu vergleichen.

Dieser tiefe Glaube und die daraus fließende seelische Gesundheit in Verbindung mit dieser Soldaten-Bravour, mit dieser jugendlichen Heiterkeit des Gemüths, mit dieser offenen lärmenden Fröhlichkeit, mit diesem unbefangenen Lachen: das ist die polnische Kalokagathie, die umso schöner und werthvoller ist, als an ihr nichts Unnatürliches und sie in eine gewisse ernste Würde gehüllt ist, die das polnische Volk in dieser Hinsicht am meisten dem deutschen Volke nähert. Nebst der Arbeitsamkeit, den wirthschaftlichen Kenntnissen und der Aufklärung ist es gerade dieser Ernst des Deutschen, welcher dem polnischen Bauer am besten gefällt, denn er ist ihm gleichsam ein Widerschein seiner eigenen Art und Weise. Es verbindet sie außerdem eine große Geradheit des Charakters, sie sind beide ohne Lug und Trug. Darum hat auch der polnische Bauer kein Vorurtheil gegen den deutschen Landmann, welches ihre gegenseitigen Beziehungen erschweren würde, zumal sie eines und desselben Glaubens sind. Der Pole anerkennt sogar neidlos im Deutschen etwas Besseres und Höheres; nur möge Gott es verhüten, daß ihn der Deutsche aus diesem Grunde etwa geringschätze; dann ist's mit der Freundschaft aus, denn dann schwindet die Empfindung, daß der Andere ihm gleich edel sei und jene persönliche Würde, die sogar im ärmsten und ungebildetsten Polen unglaublich lebhaft ist, findet sich sofort verlegt. Hinters Licht führen und betrügen kann man den polnischen Bauer leicht genug, denn er ist harmlos und setzt bei Niemandem ihm feindselige Instincte voraus; allein aus eigenem Antriebe wird er nie etwas Leichtsinziges und Oberflächliches unternehmen. In dieser Beziehung ragt er sogar über die aufgeklärteren Schichten der Nation hinaus. Daraus läßt sich auch vor Allem der schwache Antheil der polnischen Landleute an

bewaffneten Aufständen erklären; das Volk hat diese immer als abenteuerliche Unternehmungen angesehen. Der gesunde Verstand des Bauers ist denn auch bei den Polen sprichwörtlich geworden. Die Lebhaftigkeit des Temperaments läßt ihn im Streite leicht das Gleichgewicht verlieren und im Zorn ist er im Stande, sich selbst unverzüglich Gerechtigkeit zu schaffen. In solchen Fällen kann er sogar sehr unüberlegt und furchtbar sein; doch geht die Raserei schnell vorüber; es folgt Reue und der heiße Wunsch, das Gesehene gutzumachen. Geschäftigkeit und langgenährte Nachsicht kennt dieses Volk nicht. Beleidigungen verzeiht es schnell und leicht; dagegen bewahrt es lange in treuem Andenken alles Gute, das es je von irgendwem erfahren hat.

Dem Kaiserhause ist der polnische Landmann mit ganzem Herzen und aus voller Seele ergeben. Von den früheren Herrschern ist es besonders die edle Gestalt der Kaiserin Maria Theresia, welche dem Volke in dankbarer Erinnerung blieb und in dessen Traditionen überging. Ihr Name ist sogar sprichwörtlich geworden; denn wenn er ausdrücken will, daß in Galizien etwas schon lange gesehene sei, so sagt der polnische Bauer, es sei aus der Zeit Maria Theresias. Und was die Liebe zur Person des uns gnädig beherrschenden Kaisers betrifft, so darf man kühn behaupten, daß kein urreigener polnischer Herrscher ein treueres und hingebenderes Volk sein eigen nennen könnte. Zahlreiche Erzählungen rühmen seine Frömmigkeit, seine Barmherzigkeit und jenen ritterlichen Edelmut, welchen auch das einfachste polnische Herz so wohl nachzuempfinden versteht! Umso mehr ruft die jedesmalige Anfnst des geliebten Monarchen ungeheure Freude und die Sehnsucht, ihn zu sehen, hervor. Der Ausdruck „österreichisch“ schließt hier gar nichts in sich, was als fremd angesehen würde; man sagt hier immer und beständig „unser Kaiser“, „unser Monarch“, „unser Militär“, „unsere Monarchie“, und diese Ausdrucksweise ist der Ausfluß tiefer Überzeugung. Diese loyalen Gefühle haben sich wohl hauptsächlich in Worten und Handlungen der galizischen Szlachta geäußert; allein man muß wissen, daß hinter der Szlachta eine kolossale Volksmasse steht, welche dieselben Gefühle hegt.

Der Militärdienst ist dem Ackerbauer immer beschwerlich, weil er ihn von seinen gewohnten Arbeiten abrückt; diese Erscheinung sieht man auch hier. Allein der polnische Landmann hat, wie dieses ganze Volk, etwas Militärisches im Blute; so gewöhnt er sich leicht an den Dienst und gewinnt ihn lieb. Ein Volkslied sagt: „Im Feldzug ist's gar nicht so schlecht, als die Leute meinen.“

„Wer fleißig nur betet, hat im Kriege keine Noth,  
Es schießt der Soldat und die Angel trägt Gott.“

Beim Militär zu dienen gilt übrigens als eine nicht geringe Ehre und ist in einem gewissen Sinne, wie ein Volkslied sagt, die Vollendung der Erziehung.

„Ein Bürsch bin ich, erzogen,  
Vom Vater wohlgezwogen,

Die Mutter hat's gewendet,  
Der Kaiser hat's vollendet.“

Ausgebildete politische Überzeugungen hat das polnische Volk in Galizien nicht, allein es hat feste politische Instincte. Es ist conservativ, wie selten eines, und in seinen Familienbeziehungen und seinem Lebensbezirke aristokratisch; dabei ist der Bauer eingefleischter Monarchist und unverföhnlicher Feind der republikanischen Staatsform, „denn“, sagt er, „wo sechs Köche sind, ist nichts zum Essen da“.

Der polnische Bauer ist gewöhnlich von mittlerem Wuchse, kräftig und sehnig gebaut, breitschulterig, hat einnehmende, oft sogar schöne Gesichtszüge und besitzt eine reiche geistige Begabung. Er denkt langsam, zeigt jedoch über Dinge, welche er versteht, ein gesundes Urtheil. Seine Aufklärung, sowie sein ökonomischer Zustand stehen noch hinter denen glücklicherer Kronländer Oesterreichs zurück, doch ist seit dem Beginn der constitutionellen Ära ein sichtbarer, ja riesiger Fortschritt zu verzeichnen. Die Mehrzahl der Bauernsöhne, welche höhere Schulen besuchen, wendet sich dem geistlichen Stande zu, da es die Eltern am liebsten sehen. Doch fehlt es auch nicht an höher gebildeten Bauernsöhnen in anderen Fächern, von der niedersten bis zur höchsten Stufe des Dienstes. Jene, welche mit der Volksschule ihre Schulbildung schließen und beim Feldbau verbleiben, bilden sich mit Hilfe der Bücher und Schriften der landwirthschaftlichen Gesellschaften und Verbindungen selbständig weiter. Der ausdauernde Arbeiter ist ungemein auf Grundbesitz erpicht und seiner Heimatsgegend unendlich zugethan. Um Brod zu gewinnen, wird er auch nach Amerika gehen, hat er aber einige Groschen zusammengespart, kehrt er sehnsüchtig nach dem Vaterlande zurück. Die Zeiten sind überhaupt vorüber, da er sich um den kommenden Morgen nicht bekümmerte.

Eine Schattenseite des polnischen Volkes ist ein gewisses Mißtrauen gegen die gebildeten Schichten der Nation. Dieses Mißtrauen trifft auch den auf dem Lande wohnenden Edelmann, wendet sich aber vor Allem gegen die Städtebewohner. Der geringere Grad der Religiosität, die leichteren Sitten, der Dünkel, die Sucht, Andere auszunutzen, alles dies mißfällt dem Landmanne. Das städtische Element erscheint ihm wie der Sand am Wege, mit welchem der Wind nach seiner Lust umgeht, den er einmal hierhin, einmal dorthin treibt; ein schwaches, gegen Mithfale nicht ausdauerndes, mit dem Maul tapferes, vor dem Schrecken erbebendes Element.

Die Gastfreundschaft, die das Sprichwort vortrefflich in die Worten zusammenfaßt: „Ein Gast im Haus, Gott im Haus“ ist auch dem polnischen Volke eigen, doch wie ehemals bei dem Landadel in die Vorliebe für langdauernde Lustbarkeiten bei jedem häuslichen Anlaß, z. B. Hochzeiten, Kindstauen u. sowie in den Gang, sich auf Jahrmärkten und Zusammenkünften herumzutreiben ausgeartet, was Zeit- und Geldverluste nach sich zieht. Dies war namentlich in den voreconstitutionellen Zeiten verderblich, da Trunksucht stark grassirte.

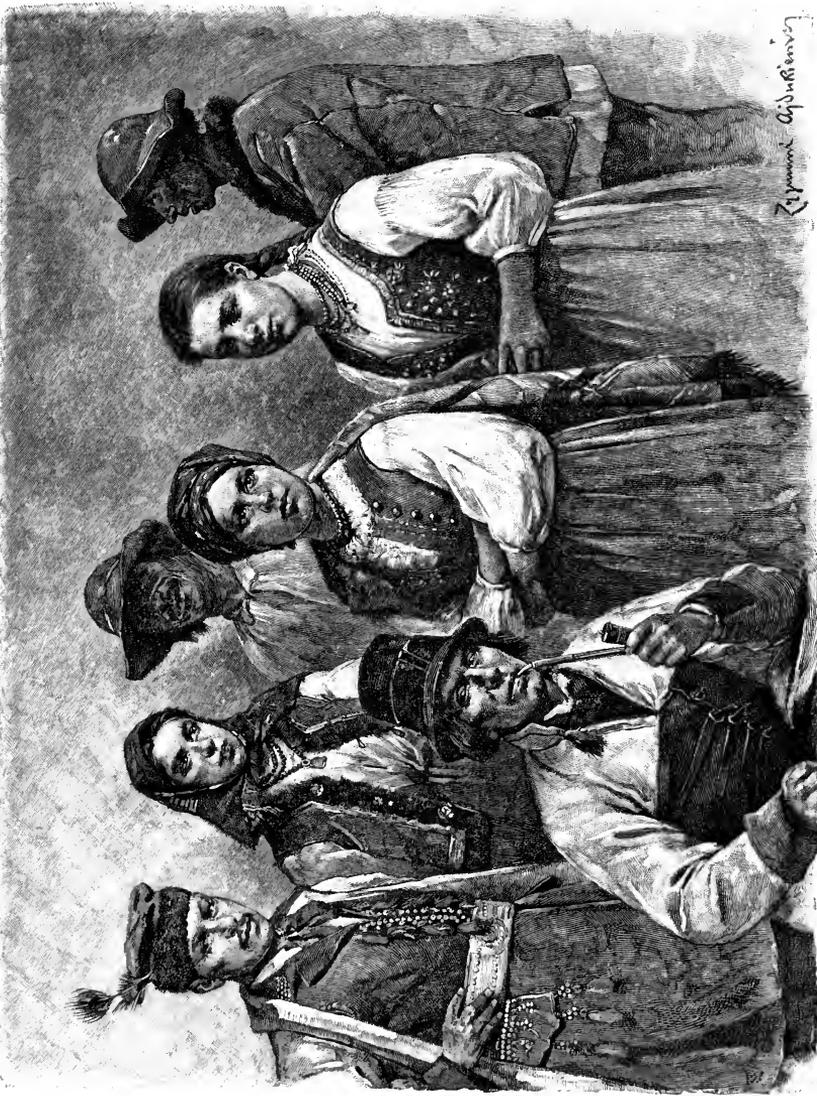
Wie für den Polen überhaupt der polnische Edelmann typisch ist, so drückt sich die Natur des polnischen Landvolkes im Krakowiaken aus. Was in diesem bis zur höchsten Stufe entwickelt ist, das findet man in höherem oder geringerem Grade auch bei allen Anderen. Der Gorale, welcher ums Brod weit in die Welt hinaus wandert, ist verschlossener, gewandter, realistischer, der Mazure, der gegen Ruthenien vorgehoben ist, hat einen Anflug von Melancholie, von sanfter Langsamkeit, von Mißtrauen und ist weit weniger hurtig und unternehmend.

Trachten. — Es gibt drei Haupttypen der Landestrachten, welche auf den ersten Blick leicht wahrzunehmen und zu unterscheiden sind: den Krakauer-, den Goralen- (Gebirgs-) und den Mazurischen Typus; doch hat ein jeder von ihnen hunderterlei Varietäten. Fast in jedem Dorfe begegnet man etwas Abweichendem: in der Farbe, im Schnitt, im Fehlen oder Hinzukommen verschiedener Details, endlich sogar in verschiedener Art des Tragens eines und desselben Gewandstückes.

Der Übergang von einem Typus in den anderen ist gleichfalls ein sehr allmählicher; dieses trägt ebenfalls zur Bereicherung der ohnedies schon großen Mannigfaltigkeit bei. Endlich kommt es auch vor, daß auf dem Terrain einer bestimmten Tracht irgend etwas ganz Abweichendes auftaucht, das zu keinem der Haupttypen gehört, das ein polnisches, aber kleinstädtisches und nicht etwa ländliches oder fremdartiges, durch Colonisten importirtes Gepräge hat. In dieser Hinsicht ist das mazurische Terrain sehr bemerkenswerth. Und schließlich trägt auch der Stoff, aus welchem die Tracht gefertigt wird, nicht wenig dazu bei, sie mannigfaltig zu gestalten. Diese reiche Vielfältigkeit ist indessen durchaus kein unverständliches Chaos, es ist Ordnung und Gesetz darin; man kann deutlich sehen, wie sich ein Typus aus dem andern entwickelt und wenn man nach den Ursachen der auffälligsten Unterschiede forscht, so begreift man bald, warum etwas so und nicht anders gerathen ist.

In den Gebirgsländern ist die Schafwolle vorherrschend, da das Klima dort rauher ist; in der Ebene hingegen, wo es wärmer ist, Hanf und Lein zugänglicher sind, herrscht das Leinengewebe vor. Die Bewohner der Ebene gefallen sich in langen, faltigen Gewändern, die Goralen lieben kürzere und knappere Gewandung.

Allein auch in der Ebene kann es verschiedene Lebensbedingungen geben, denen sich die Tracht anpassen muß. In einer Waldgegend muß die Volkstracht jener der Bergbewohner nahekommen und es ist in der That interessant, unter diesem Gesichtspunkt den Goralen der Karpathen mit dem Lasowiaken (Wäldler), dem Mazuren der Saugegend, zu vergleichen. Das Oberkleid des Lasowiaken ist zwar länger als das des Goralen, doch kürzer als das des Bewohners der freien Ebenen. Im Winter ist es tiefer Schnee, im Sommer der Thau auf den Gräsern, oder es sind diese Gräser selbst, verschiedenes Gestrüpp, abgefallene Äste, umgestürzte Baumstämme, welche eine längere Gewandung unbequem



Trachtgruppen von Kretschmatten und Gorenzen.

und überflüssig machen. Sie reicht also beim Lasowiaten kaum bis zu den Knien, ja sie ist noch kürzer, im Gegensatz zum Bewohner des Flachlandes, dessen Gewand bis an den Boden reicht. Im Berglande bedingt das Terrain freie Arme und Beine; darum trägt hier der Bewohner das Oberkleid nicht anschließend, sondern hängt es bloß über die Achseln. Derselbe Grund dürfte Veranlassung sein, daß der Gorale das Hemd nicht über das Beinkleid herabfallen läßt, wie dies bei allen Bewohnern der Ebenen und Wälder der Fall ist. Für den Goralen sowie für den Lasowiaten sind Stiefel zu schwer und ungeeignet, so ist denn die gleichsam natürliche Beschuhung der einen wie der anderen der Chobak.<sup>1</sup> Diesen Chobaken sind bei den einen wie bei den anderen enge Beinkleider angepaßt. Je näher einer größeren Stadt, um so kostbarer und reicher wird die Volkstracht, je mehr ein Winkel der Civilisation entückt und je mehr er mit „Brettern vernagelt“ ist, desto einfacher und bescheidener wird dieselbe sein.

Die kleidsamste und geschmackvollste Tracht ist unzweifelhaft jene der Krafowiaten. Seinen Kopf bedeckt der Krafowiate mit der berühmten Krakuska, welche auch Rogatywka oder Rogalka (Hörnerkappe), nach den vier an ihr ersichtlichen Hörnern, heißt. Unten herum läuft ein schwarzer Lammfellstreif, die Mütze selbst ist mit carminrothem Tuche überzogen und gewöhnlich mit Pfauenfedern geschmückt. Eine nicht weniger charakteristische Kopfbedeckung des Krafowiaten ist sein schwarzer, unten breiter, nach oben zu schmaler werdender Filzhut mit schmalem Rande, vielfärbigem Schmuß und Pfauenfedern, wie die Mütze sie hat. Die Krakuska findet man auch bei den Mazuren, wenn auch von etwas verschiedener Form und Farbe, einen solchen Hut aber trägt Niemand als der Krafowiate. Sein Obergewand besteht aus einer langen Sukmane aus weißem Wollenstoff, die mit rothen Stickereien und eben solchen Quasten geschmückt ist, einen Stehragen hat und gewöhnlich vorne nicht geschlossen wird. Unter dieser Sukmane, oft auch ohne sie, tragen sie einen Kasten aus granatfarbenem Tuch, der roth gefüttert und ärmellos bis zu den Knien reicht und mit kleinen Knöpfen, mit gestickten Bizeraten, Quasten, Franzen und kleinen Wollbüscheln von zumeist rother Farbe geschmückt ist. Dieser Kasten wird meist, die Sukmane nur selten, mit einem Lederriemen umgürtet, der je nach dem Anlasse breiter oder schmaler, jedoch gewöhnlich mit Weißblechplättchen, Nägelchen, kleinen Münzen beschlagen und mit messingenen klirrenden Rädchen behängt ist. Unter dem Kasten befindet sich das Hemd aus weißer Leinwand mit einem kleinen Kragen, der oft mit Stickerei geschmückt ist und vermitteltst einer Stecknadel, eines rothen Wändchens, einer Schleife oder kleinen Kofarbe zusammengehalten wird. An den Ärmeln sind auch weiße, mit Stickerei geschmückte Besätze, die mit Knöpfen zu schließen sind. Ein Halstuch trägt der Krafowiate niemals, wie übrigens auch sonst kein polnischer Bauer. Seine Beine bekleidet

<sup>1</sup> Chobaki sind vom Bauer selbst genähte Schuhe aus ungegerbtem Leder; die aus Baft heißen Kurpie.

der Krakowiake mit weiten Hosen, zumeist aus Perkal mit rothen, blauen oder lilafarbenen Streifen auf hellem oder weißem Grunde, die er in die Stiefelschäfte steckt. Die luchtenen Röhrenstiefel gehen bis zum Knie und sind an den Absätzen mit hohen eisernen Beschlägen versehen, mit welchen er beim Tanze so heftig den Tact schlägt, daß die Wände der Schenke davon erzittern. Im Winter trägt man bei größerem Froste anstatt der Sukmane einen weißen nicht mit Tuch überzogenen Schafpelz, dessen Schnitt und Ausschmückung dem der Sukmane gleichen.

Zu dem Maße als man vom Krakauer Gebiet gegen die Karpathen vorschreitet, sieht man wie die weiße Krakauer Sukmane allmählig ihren Schnitt ändert, wie sie immer kürzer wird, wie der charakteristische Krakauer Kasten und Hut verschwinden und wie an ihre Stelle kurze Westen und niedere, runde, wenn auch ebenfalls aus Filz verfertigte Hüte treten, wie die weiten Krakauer Beinkleider enger werden, die pompösen Krakauer Stiefel und die grellen Farben allmählig schwinden und wie ein gewisses Etwas immer mehr zunimmt, was der Krakauer Erde, ja sogar den heimatischen Urelementen fremd zu sein scheint. Wenn wir endlich bei den Podhakenen anlangen, so sehen wir schon einen ganz veränderten Typus der Volkstracht. Wenn der Gorale Stiefel trägt, so geschieht dies höchstens zum Kirchgang, oder zu einer festlichen Gelegenheit. Diese Stiefel reichen übrigens, was Schönheit und Form anbelangt, den Krakauer Stiefeln nicht das Wasser. Des Goralen natürliche und täglich benützte Beschuhung sind die Chodaki, welche er mit einem dem Slowakischen entlehnten Namen Kierpee nennt, was mit dem echt polnischen Worte Kurpie identisch ist. Die Beinkleider sind wärmer als die der Krakauer, aus weißem Tuch verfertigt und anschließend, an den Nähten nur mit einem rothen Schnürchen geziert. Das Hemd ist gewöhnlich aus grober Leinwand, am Halse mit einer großen Messingnadel zusammengehalten, kurz und in das Beinkleid gesteckt. Die Lenden umgibt ein breiter und nur hierin dem Krakauer ähnlicher Gürtel aus grobem, hartem Leder, welcher vorne durch eine lange Reihe messingener Schnallen geschlossen wird und in dem sich das Geld, Tabak, das Feuerzeug und andere Kleinigkeiten befinden. Über dem Hemde trägt der Gorale eine kurze, kaum bis zum Gürtel reichende Tuchweste, oder wenn es sehr kalt ist, einen ebensolchen Pelz ohne Ärmel. Sein Oberkleid bildet eine kurze, aus weißem oder braunem Tuche verfertigte Sukmane, Gumia genannt, in deren Ärmel man nur bei Regen oder Frostwetter schlüpft, während sie gewöhnlich bloß über die Achseln geworfen und am Halse vermittelst einer Schnur zugebunden wird. Den Kopf bedeckt der Gorale mit einem kleinen, runden, mit einer Schnur kleiner Seemuscheln umwundenen Hute mit schmalen oder, je nach der Gegend, übermäßig breitem Rande. Ein unzertrennlicher Begleiter und gleichsam eine Ergänzung seiner Erscheinung und Tracht ist sein wie eine Art geformter oft mit schönen Zieraten geschmückter Stock, den er Ciupaga nennt.

Von der Raba an gegen Osten zu verschwindet die weiße Krakauer Sufmane und taucht die dunkelbraune auf. Diese Farbe der Sufmane sehen wir bei allen Mazuren; sie ist das sicherste Zeichen, daß wir in ihr Gebiet eingetreten sind. Allein wenn sich schon die Krakauer- und Goralentrachten durch eine große Anzahl von Abweichungen auszeichnen, so ist in den mazurischen Trachten der Mannigfaltigkeit kein Ende. Innerhalb dieser Mannigfaltigkeit lassen sich gleichwohl vier Typen unterscheiden. Der erste dieser Typen ist bei den Bewohnern von Szkalnierz, Proszów und Sandomir jenseits der Weichsel im Königreich Polen heimisch. Diese Tracht nähert sich in vielen Beziehungen derjenigen der Krakauer. Das Oberkleid, ob es nun aus Linnen gefertigt, ob es Sufmane oder Pelz ist, ist ebenso lang wie das der Krakowiaken und unterscheidet sich auch im Schnitt nicht viel von diesem. Der Kragen ist gewöhnlich auch stehend, jedoch in manchen Gegenden am Pelz oder an der Sufmane mit Zwickeln versehen und fällt tief auf die Schultern herab. Der Kasten des Krakauers fehlt; er wird zumeist durch eine kurze, bis zum Gürtel reichende blaue Tuchweste ersetzt. Der Gürtel ist fast ganz so wie der Krakauer Gürtel, sogar mit den Messingrädchen versehen, nur daß er über dem Obergewand getragen wird. Die Hörnerkappe ist hier keine Seltenheit, nur hat sie größere Hörner als jene und pflegt auch manchmal aus blauem Tuche verfertigt zu werden. Den hohen Krakauerhut vertritt hier im Sommer ein niedriger Strohhut mit breitem Rande und flachem Kopfe, versehen mit einem farbigen Bande und nicht selten mit Pfauenfedern geschmückt. Die Beinkleider, gewöhnlich aus weißem Hanfstoff, sind nicht so weit wie die Krakauer und, wenn sie von Tuch sind, meist blau mit einem ziemlich breiten rothen Besatz um die Taschen herum; sie werden immer in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel sind ebenfalls mit Eisen beschlagen. Auch Stickereien und verschiedenen Nahtbesatz gibt es bei dieser Tracht; nur die Quästchen und Biischel der Krakauer Tracht fehlen. Dieser Typus findet sich in den allermannigfaltigsten Spielarten auf einem großen Ländergebiete, von der Raba nach Osten über Tarnów bis in die Gegend von Sedziszów an der Linie der Karl Ludwigbahn, längs der Weichsel bis zur Umgebung von Baranów im Tarnobrzeger Kreise und im Osten von der Weichsel bis tief in den Bezirk von Sokolów.

Den zweiten mazurischen Typus stellen die Trachten der Landleute aus dem Kreise von Tarnobrzeg dar, von der Gegend von Baranów knapp am Weichselufer angefangen bis nach Sandomir. Die Sufmane ist selbstverständlich tiefbraun, da sie mazurisch ist, aber kürzer als im vorgenannten Typus und von verschiedenem Schnitt, genau so geformt wie die sogenannte polnische Czamara (der verschürzte Rock des polnischen Städters oder Adelligen). Der mäßig große Umlegekragen wird mit Bändchen oder Schnürchen zugehalten, rückwärts ist das Gewand in Falten gelegt. Besatz, Bändchen oder Schnürchen, alles ist von schwarzer Farbe. Fast ganz gleich ist der Schnitt des Pelzes und der Leinensufmane.

Das Hemd, welches gleichfalls mit einem Umlegekragen versehen ist, wird am Halse gewöhnlich mit einer blanken Nadel zusammengesteckt. Der Gürtel ist von mäßiger Breite, schwarz und glänzend. Auf dem Kopfe sitzt eine Mütze aus weißer Schafwolle, die man Sadlak, auch Magierka, nennt. Sie ist auch im Krakauer Gebiet nicht unbekannt, doch ist ihre Form hier schöner. Im Sommer ein Strohhut eigener Machs, im vorgenannten Typus, nur ist er zierlicher. Die Beinkleider sind wie dort aus weißer Leinwand oder aus irgend einem dunklen Stoffe verfertigt. Auch hier werden sie in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel haben Eisenbeschläge, sind aber schöner, als die des Krakauer Bezirkes.

Nicht ganz eine halbe Meile gegen Osten von diesen Weichselanwohnern, gegen den San zu, beginnt das Gelände der Lasowiaken, so genannt nach den ehemals ungeheuren Wäldern der Sandomir'schen Wildniß, von welcher noch heute beträchtliche Flächen übrig sind. Der Lasowiake stellt hinsichtlich seiner Tracht sowie auch in vielen anderen Beziehungen einen sehr ausgeprägten mazurischen Typus dar. Wie den Goralen und den Krakowiaken, so kann man auch den Lasowiaken sofort an seiner Tracht erkennen. Erstens trägt heute auf dem ganzen Erdbrund Niemand eine der seinigen ähnliche Mütze. Sie heißt Magierka, was heißen soll Wegierka (von Wengier = Ungar), denn noch im XVI. Jahrhundert nannte man einen Ungarn auf polnisch einen Magier (vermuthlich von Magyár). Auch Bátorówka wird eine solche Mütze genannt, woraus zu schließen ist, daß diese Mütze zuerst mit Stefan Bathory, dem Könige von Polen (1576 bis 1586), bekanntlich Fürsten von Siebenbürgen, herübergekommen war. Es ist dies eine Mütze aus grobem dunkelbraunen Tuche, wie es immer dem Mazuren zur Sukmane dient. Sie ist ziemlich hoch und flach, nach oben zu auf einer Seite breiter werdend, oben mit einem rothen Schnürchen benäht. An der breiter werdenden Seite befindet sich, von unten bis hinauf laufend, das „Blümchen“, auch „Kufuruz“ genannt, ein vier Finger breiter Aufpuß, welcher aus den aufgetrempelten Fäden einer rothen Schnur hergestellt und hie und da mit einigen Steppstichen an die Mütze befestigt ist. In manchen Gegenden ist diese Magierka rund und hat anstatt dieses „Kufuruz-Aufpußes“ einige blaue Blümchen, welche hie und da an die oben herumlaufende Schnur angeheftet sind. Der selbst verfertigte Strohhut unterscheidet sich wenig von jenem der beiden anderen Typen. Die Sukmane ist aus grobem dunkelbraunen Tuche, ihr Schnitt ein solcher, wie er etwa schon zu Zeiten Miecislau I. oder Boleslaus des Tapferen üblich sein mochte. Der Kragen ist stehend, ganz schmal, oben und unten mit einem blauen Schnürchen besetzt; außer dem Besatz mit blauem Schnürchen vorne und rückwärts, sowie blauen Ärmel-Aufschlägen hat dieses Gewand keinerlei andere Zier. Seitentaschen fehlen; nach unten zu, durch von den Hüften ausgehende sogenannte Zwickel sich erweiternd, reicht es kaum bis an die Knie. Der Pelz sowie die Leinensukmane sind von demselben

vorhinfluthlichen Schnitt und gleichfalls ohne alle Verzierung; der Pelz ist mit weißem gegerbten Leder besetzt, der Kragen nur bei der Leinenstufmane mit blauem Tuch überzogen. Der Gürtel ist weiß, bei Kindern roth gegerbt, ohne allen Zierat. Das Hemd, mit einem schmalen Stehkragen versehen, wird am Halse mittelst eines Schnürchens oder farbigen Bandes, manchmal auch einer blanken Nadel, zusammengehalten. Das Bein Kleid wird unten zusammengebunden und ist entweder weiß und aus Hanf oder Linnenstoff gefertigt so wie das Hemd, oder es ist bei sonst gleicher Tracht, aus blauem Tuche und um die Taschen herum mit rothem Tuche benäht. Als Fußbekleidung trugen sie ehemals gleich den Goralen Chodaki aus Leder, zur Sommerszeit aus Lindenbast, die man Kurpie nennt. Heutzutage sind Röhrentiefel üblich geworden, die wohl nicht so prächtig wie die an den Ufern der Weichsel oder im Krakauer Gebiet verfertigten, aber auch mit Stiefeleisen beschlagen sind.

Die Tracht der Lajowianen hat natürlich viele Variationen. Die Grgbowianen z. B. benützten an Feiertagen zu meiner Zeit anstatt der Ledergürtel solche, die aus rother Schafwolle gewebt und so geschlungen wurden, wie wir es in den Trachten des polnischen Adels sehen. Sie gefallen sich auch in den rothen Hörnerkappen der Krakauer. Den San entlang kommt diese Tracht der Lajowianen bis in die Nähe von Rzeszów vor, wo der vierte Typus der mazurischen Trachten beginnt, den wir den Rzeszów-Typus nennen können. Man trifft ihn in zahlreichen Variationen auf jenem beträchtlichen Gebiete Westgaliziens an, welches von Rzeszów aus gegen Nord, Ost und West sich ausbreitend, bis in das Bergland sich erstreckt. Es ist dies eine farbenreiche und schöne Tracht. Der Hut aus Filz ist schwarz, mit breitem Rande, mit abgerundetem oder flachem Kopfe; ihn umgibt ein schwarzes, zwei bis drei Centimeter breites Sammtband und schmückt ein Strauß künstlicher Blumen und eine Pfauenfeder. Im Sommer ist ein eben solcher weißer Filz- oder Strohhut üblich. Die Stufmane, auch das „schwarze Kleid“ genannt, ist aus grobem, dunkelbraunem Tuche, wie die mazurische gewöhnlich ist. Der Kragen ist hoch, stehend, um ihn ein rother und blaßgelber ausgezackter Streifen in dreifachen Wellenlinien genäht. Derselbe Besatz läuft unterhalb des Kragens um den Halsauschnitt der Stufmane, geht über die Achseln, läuft auf der Brust an jeder Randseite bis zum Gürtel hinab und ist außerdem mit drei Reihen kleiner, aus rother und gelber Wolle geformter Knöpfe geschmückt. Die Stufmane wird mittelst sogenannter „Hafeln“ geschlossen. Die Leinenstufmane sowie der Pelz sind von ähnlichem Schnitt, ein Unterschied besteht nur im Aufputz. Unter der Stufmane ist die Tuchweste, deren Schnitt nahezu, deren Farbe vollkommen der des österreichischen Uhlanen-Waffenrockes gleicht. Auch ihre Länge ist fast dieselbe, wie die der Uhlanenröcke. Sie wird mit und ohne Ärmel getragen, immer aber ohne Kragen, ist vom Halse an bis zum Gürtel mit Hafthaken geschlossen und vorne,

wie die der Uhlanen, mit drei Reihen glänzender Metallknöpfchen geschmückt, welche querüber durch rothe Schnürchen miteinander verbunden werden, die an jedem Knopfe der Außenseite mit Quästchen abschließen. An den Seiten befinden sich mit Klappen versehene Täschchen. Diese Klappen sind mit einem rothen Streifen und Knöpfchen besetzt. Mit einem gleichen Streifen sind die Schöße versehen. Das Futter ist aus rothem Tuche. Diese Weste erinnert lebhaft an den Krakauer Raftan. Sie reicht manchmal nur bis zum Gürtel, mit demselben Schmuck von Knöpfchen, Schnürchen und Quästchen. Der Gürtel ist schmal, mit kleinen Knöpfchen beschlagen, mit Rädchen versehen und wird mit Recht Krakauer Gürtel genannt, da er in der That ein solcher ist. Die Weinkleider sind aus demselben Tuche wie die Weste, um die Taschen herum ornamentmäßig mit rothem Tuche ausgenäht und werden, wie überall bei den polnischen Bauern, in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel sind hier nicht weniger schön als die Krakauer und auch mit Eisenbeschlägen versehen. Nach der Krakauer Volkstracht ist diese wohl die schönste. Demselben mazurischen Terrain gehört auch die Tracht der Głuchoniemy an. Sie ist mit der Zeit polnisch geworden, und was sich noch von altersher erhalten hat, scheint nach Szyski's Annahme an die Trachten der Siebenbürger Sachsen zu erinnern. Die Trachten der Beskidy- und Pioniny-Bewohner sind eine Abart Goralen-Trachten.

Die Trachten der Frauen zeigen eine nicht minder große Mannigfaltigkeit als die der Männer, gleichwohl sind sie mit dieser stets in engem Zusammenhange; denn der Schnitt des Überkleides der Frauen unterscheidet sich sehr wenig von dem des männlichen Übergewandes. Das Überkleid der Frauen bilden allgemein: die Gornica oder Plotnianska, der Zupan und der Pelz. Die Gornica ist sowie beim Manne aus weißem Hauf- oder Leinenstoff und wird zur Sommerszeit sowohl an Feiertagen wie an Wochentagen getragen. Der Zupan vertritt die Stelle der Sukmane, ist von Tuch in verschiedenen Farben, je nach der Gegend, gefertigt, gewöhnlich aber granatfarben oder blau in verschiedenen Schattirungen. Die Pelze der Männer werden aus weißen Schaffellen gemacht, die weiß, seltener gelb gegerbt sind. Die Pelze der Frauen sind gleichfalls Schaffelpele, aber gewöhnlich von zarteren Thieren, schwarz und mit Tuch überzogen, das von der Farbe des Zupan ist. Natürlich fehlt es nicht an Ausputz auf diesem Übergewande. Die Stelle der Westen nehmen Leibchen, Täschchen, Wieder zc. ein. Alles dies in den mannigfachsten Farben und Verzierungen. Die Hemden, immer mit Ärmeln, sind mehr als die der Männer geschmückt und von etwas abweichendem Schnitte. Sie sind reich ausgenäht, namentlich auf den Achseln und den Säumen. Die Krägen sind bald umgelegt, bald stehend, je nach der Gegend. Am Halse tragen sie eine beträchtliche Menge von Perlenchnüren, besonders lieben sie Korallen und Bernsteinfugeln. Röcke, Schürzen und Schürzchen sind entweder aus weißer selbstgeponnener Leinwand, oder aus Perfail, Varchent, Flanel, Mouffeline oder Battist

in den allermannigfaltigsten Farben. Sie tragen Stiefel, die wohl zarter als die der Männer gemacht, aber auch mit Eisen versehen sind, oder Gamaschen; dort, wo die Männer Chodaki tragen, wie beispielsweise die Goralen, tragen sie auch die Frauen. Als Kopfbedeckung dienen Tücher der verschiedensten Farben und Stoffe. Die Mädchen flechten ihr Haar zumeist in einen Zopf zusammen, die Frauen schneiden sich in manchen Gegenden das Haar so ab, daß sie es unter der Haube unterbringen können; dieser Hauben gibt es eine große Menge, von den allerprimitivsten bis zu den reich geschmückten und schönen. Das Überkleid deckt gewöhnlich noch ein großes Tuch von weißer oder anderer Farbe. Die Mädchen haben viel Gefallen an den verschiedenartigsten Bändern, Kofarden und Glitterwerk. Zur Trauung gehen sie, einen Kranz auf dem Kopfe, mit aufgelöstem Haar, das von verschiedenfarbigen Bändern reich durchschlungen ist, in der schönsten Tracht, welche in der Gegend üblich ist. Die weibliche Feiertagstracht fällt im Allgemeinen durch ihre Einfachheit und ihren Farbenreichtum angenehm auf; die schönste darunter ist unzweifelhaft die Krakauer Tracht.

Es ist die höchste Zeit, daß man sich mit einer detaillirten Erforschung, Beschreibung und Illustrirung der Volksstrachten Galiziens beschäftige, da sie immer mehr von der alles nivellirenden Weltmode verdrängt werden. Es gibt Gegenden, wo sich das Volk heute schon seiner Nationaltracht nur bei außergewöhnlichen Festanlässen bedient, ähnlich wie der polnische Adel. Vor nicht langer Zeit noch stellten auch die kleinstädtischen Trachten Galiziens ein sehr interessantes Object für ethnographische Studien dar. Niemand hat sich damit beschäftigt und heute ist kaum eine Erinnerung an alles dies zurückgeblieben.

Ortsanlagen, Wohnungen und Beschäftigungen. Die Namen der polnischen Dörfer stammen bald vom Hof oder dem Schlosse ihres Besitzers, bald zeigen sie an, wessen Eigenthum sie gewesen, bald tragen sie den Namen eines Stammes, der sie bewohnte, bald charakterisiren sie die Örtlichkeit, die ein Dorf einnimmt, bald bezeichnen sie die Bestimmung einer Ansiedlung, oder sie drücken einfach aus, dies sei das Dorf so und so, eine Colonie von da oder dort, oder auf welche Bedingungen hin sie angelegt sei.

Das äußere Bild eines polnischen Dorfes hat im Allgemeinen etwas sehr Anmuthendes, namentlich dort, wo sich ein Herrenhof und ein Pfarrhof befinden. Aus der Ferne gesehen, erscheint eine solche Ansiedlung wie ein Hain, durch dessen Grün die weißen Mauern des Edelhofs und der Bauernhäuser hindurchschimmern, und über den hinaus sich der Kirchturm oder hie und da das Dach eines Gebäudes erhebt. Ringsum Felder und Wiesen, welche das Auge durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben entzücken und alles dies hebt sich, vom Flüsschen oder Bächlein, von Feldwegen oder der Heerstraße durchschnitten, welche durch Kreuze und Kapellen gleichsam geheiligt sind, anmuthig vom Hintergrunde der nahen Wälder, Hügel oder Berge ab. Die Mauern

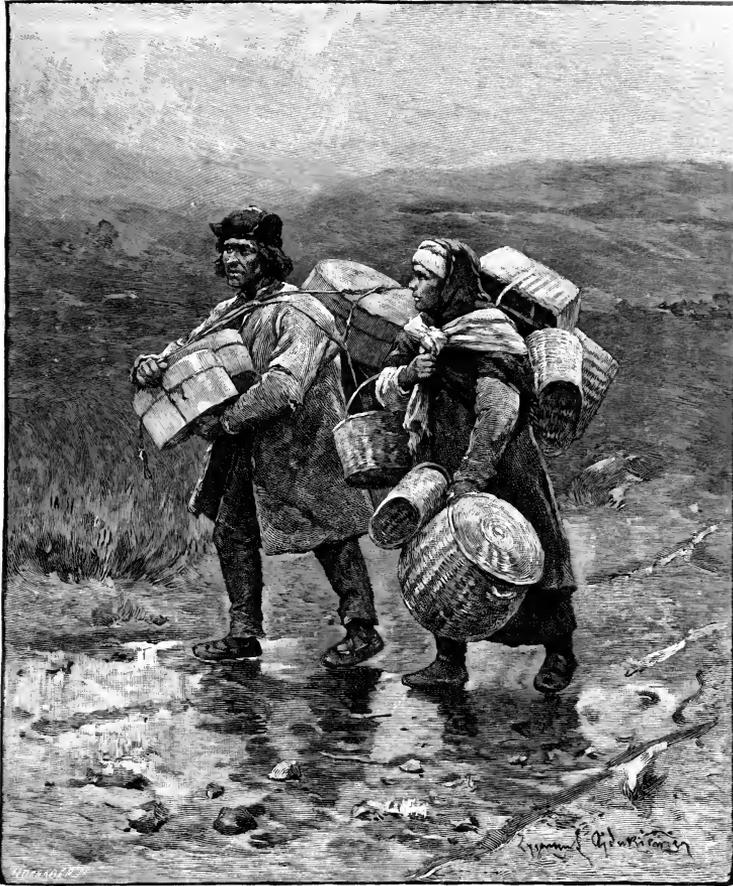


Trachten der Kobolauten.

des Edelhofes sind in der Regel weiß getüncht. Der Krakowiake findet ganz besonders Gefallen daran und tüncht sein Häuschen, mag es das allerärmste sein, weiß. Der Mazure umrahmt, wenn er nicht sein ganzes Haus weiß tüncht, wenigstens die Fenster mit weißer Farbe oder er bringt doch um die Fenster herum einige weiße Pinselflecke an. Nur dem Lajowiaken und dem Goralen ist es leid um die äußere Ausschmückung des Hauses mit Kalktünche; dagegen bekommen hier die Hauswände aus Fichten-, Weiß- und Rothtannenholz unter der Einwirkung der Sonne allmählig eine kräftig rothe Farbe.

Vor allem andern zieht die Kirche mit dem Pfarrhofe und der daneben befindlichen Schule die Aufmerksamkeit auf sich. Die Kirche befindet sich gewöhnlich auf einer Anhöhe und ist von einem beträchtlichen, rings eingefriedeten Rasenplatze, dem sogenannten „Friedhofe“, umgeben. Ungeheure Linden, hier und da Birken oder andere Laubbäume bieten reichlichen Schatten und schützen das Gotteshaus vor heftigen Stürmen und Wettern. Das alterthümliche Dorfkirchlein ist, wenn aus Holz gebaut, meist aus Lärchenholz gezimmert, und sein Dach, ebenso wie seine Wände, von oben bis unten mit Schindeln gedeckt. Auf dem First ist ein kleines Thürmchen mit einem Glöckchen angebracht, auf dem das Kreuz sichtbar ist. Ganz abge sondert steht auf dem Kirchhof der sogenannte Glockenthurm, eine Art viereckigen Thurmes, der nahezu die Höhe der Kirche hat, ebenso wie diese aus Holz gezimmert und von oben bis unten mit Schindeln gedeckt ist. Das Innere der Kirche ist einfach, aber nett, voll vergoldeter Altäre und Bilder, die nicht immer von Meisterhand herrühren, vielmehr gewöhnlich wie alles aus den oft ungeübten Händen einheimischer Kleinstadt-Künstler hervorgegangen sind, welche auch den Gesichtern und Trachten der Heiligen nicht selten einen ganz localen polnischen Charakter verleihen. Die Schule, wenn sie nicht eine gewöhnliche Bauernhütte ist, trägt den schablonenhaften allgemein bekannten Styl zur Schau, ebenso der Herrenhof, nicht aber ohne irgend welches specifisch polnisches Gepräge, besonders wenn er aus älterer Zeit stammt und einem einheimischen Architekten seine ursprüngliche Anlage verdankt. In letzterem Falle kann man unschwer zahlreiche Analogien zwischen seiner Structur und derjenigen der Bauernhäuser heransfinden, aus deren Structur jene der Hölse durch Vervollkommnung entstanden ist. Zum Edelhofe, welcher sich gewöhnlich in einiger Entfernung vom Dorfe befindet, führt eine Straße, die zu beiden Seiten von großen Linden beschattet oder von hohen Pappeln gesäumt ist; der Hof selbst aber verliert sich, gleich dem Dorfe, in dem Grün seiner Gartenbäume und der Linden oder Pappeln, die ihn unmittelbar umgeben.

Die Gestalt des Dorfes hängt vollkommen von dem Terrain ab, auf welchem es erstanden ist. In den Bergländern liegen die bäuerlichen Anwesen zerstreut, im Flachlande eng aneinander gebaut; hier aber, so wie dort, ist die Breite der Ortsanlage sehr gering



Goral und Goralin aus Szlachowa bei Szeszajowica.

im Verhältniß zu ihrer Länge. Eine Art von Ringplatz hat sich hier und dort nur durch Zufall gebildet, etwa in Folge einer Eigenthümlichkeit des Bodens, oder des Zusammenwirkens anderer Umstände, welche dazu nöthigten, diesen Platz frei zu lassen. In der Regel geht das ganze Dorf entlang eine Straße, welche durch die zu beiden Seiten befindlichen eingefriedeten bäuerlichen Anwesen gebildet wird. In den größeren Dörfern laufen parallel mit der Hauptstraße eine oder zwei Nebengassen, welche wieder durch kleine Quergäßchen miteinander verbunden sind. Die Gassen tragen keine Benennungen und werden einfach

Wege genannt; hier und dort wird noch der sehr alterthümliche Ausdruck *Gac* gebraucht. Eine Reihe von Häusern oder Einfriedungen längs des Weges wird *Polac* genannt; es ist also rechts am Wege entlang eine, links die zweite *Polac*.

Ein Anwesen ist von dem andern durch eine Umzäunung getrennt und heißt ein *Umgang* (*Obyście*) oder aus dem Deutschen „*Platz*“. Je nach dem Besitzstande des Eigenthümers ist diese Umzäunung bald ein Bretter-, bald ein Staketenzaun, bald ein geflochtener, bald ein Stangenzaun. An der Frontseite, wo sich das Thor oder der Thorweg befindet, ist dieser Zaun besser gehalten als weiter davon. Zum Schutze der Gebäude, namentlich gegen Feuer, wenn ein solches in der Nachbarschaft ausbrechen sollte, fehlt es nicht an Ränmen auf der einen oder der andern Seite des Umgangs. Die Häuser sind meist mit der Schmalseite der Straße zugekehrt, selten mit der Front oder der Rückseite. Vor dieser mit einem oder zwei Fenstern versehenen Schmalseite des Hauses befindet sich ein kleiner Blumengarten, auf der andern Seite dem Garten gegenüber befindet sich der Brunnen mit dem Brunnenschwengel oder dem Schöpfrad. Vor dem Hause ist gewöhnlich ein freier Platz, und dieser ganze Theil des „*Platzes*“ oder „*Umganges*“ wird *Hof*, *Hofraum* (*Podwórce*) genannt. Darauf folgt die *Obora*, wo die *Stajnia* (Pferdestall), der *Chlów* (Nehstall) und *Chlówek* (Schweinestall) sich befindet, der Schuppen zur Unterbringung der Wagen und landwirthschaftlichen Geräthe, das sogenannte *Natonia* (Holzplatz), eine Art Schuppen oder freier Raum, wo der Klotz zum Spalten des Brennholzes, das Holzlager für Bau- oder andere Zwecke sich befindet. Hinter der *Obora* ist das *Gumno* (Scheunenplatz) mit der *Komora*, dem Speicher, wo die Vorräthe an Getreide, Samen, Rauchfleisch, sowie die Truhen mit dem Feiertagsstaat, den Kostbarkeiten und dem Gelde sich befinden. Weiterhin ist der Schuppen für Heu und Stroh oder Heuschuber, und in bedeutender Entfernung von allen diesen Gebäuden steht die *Stodola*, die Tenne, mit der Frontseite der Straße zugekehrt und fast die ganze Breite des „*Platzes*“ einnehmend, diesen gleichsam nach hinten zu abschließend. Einen gewissen Theil des „*Umganges*“ nimmt bei einem sorglichen Hauswirth der Nutzgarten ein. Es gibt Dörfer, wo hinter jedem „*Umgang*“ sich in langen Streifen die Felder des Eigenthümers hinziehen, gewöhnlich aber pflügt der Landbesitz in kleinere oder größere Stücke innerhalb des Gemeindebezirkes auseinandergeworfen zu sein.

Das Wohnhaus heißt gewöhnlich *Dom* (Haus), jedoch auch *Chalupa* und *Chata* (Hütte). Es ist immer nur ebenerdig. Es wird wie alle anderen Bauten aus Holz, das gewöhnlich gezimmert ist, oder auch aus Rundhölzern aufgestellt (Ziegel finden erst in der neuesten Zeit hie und da Verwendung), die Fugen werden mit Moos verstopft, oft mit Lehm verklebt, welcher an vielen Orten mit Kalk überstrichen wird, was zur Folge hat, daß man längs der Wände so viele weiße Streifen sieht, als dieselben Balken zählen.

Wie wir schon oben erwähnten, findet man viel Gefallen an einer Übertünchung der Außenseite des ganzen Hauses; in diesem Falle sieht es wie ein gemauertes aus; besonders die Krakowiaken, aber auch die Mazuren und die Goralen, lieben dieses Anweißen, welches erst bei den Lajowiaken und den auf die höchsten Gebiete hinaufgerückten Goralen, z. B. den Podhalaenen, vollständig verschwindet. Eine Untermauerung findet selten statt. Das erste Holz, welches *Przycieś* (Unterzug) oder *Legar* (Lagerbaum) heißt, stützt sich hauptsächlich auf Eichenklöße oder Steine und liegt gewöhnlich direct auf der Erde, das letzte Holz, welches den Blockbau abschließt, wird *Platwia* (Dachbalken) genannt; an diesen werden die Dachsparren sowie die Querbalken gestützt, welche von einer Wand zur andern gehen und auf welche hinwieder die Zimmerdecke aus Holzschwarten befestigt wird. An die Sparren nagelt man die Dachlatten an und der Dachstuhl ist fertig. Die Dachbedeckung ist bei den Bewohnern der Ebenen aus Stroh, welches in Garben gehörig zubereitet und entweder ganz eben oder stufenförmig an die Latten befestigt wird. Diese Thätigkeit nennt man das „Benähen“ (*Poszycie*), die so hergestellte Bedachung *Strzecha* (Strohdach). Manchmal ist der *Okap* (Traufe) allein aus Schindeln hergestellt. Die Goralen decken ihre Häuser mit Schindeln oder dünn gespaltenen, nicht gesägten Brettern. Es kommt auch vor, daß der obere Theil des Daches aus Schindeln, der untere aus Spaltbrettern hergestellt ist. Auf beiden Hauptseiten des Daches werden manchmal Öffnungen angebracht, welche gegen Niederschläge von oben aus gedeckt sind und *Dymniki* (Rauchlöcher) heißen. Der Dachgiebel wird *Kalenica* genannt, der unterste Theil jedoch, welcher unmittelbar über den Wänden hervorsteht, heißt *Okap* (Traufe). Damit von unten her keine Kälte in die Stube eindringe, befindet sich um die Wände rings herum ein Erdaufwurf (*Przyzba* genannt), welcher bis zur Höhe des Unterlegers (ersten Balken) und noch höher hinauf reicht und von außen durch ein kleines Bretterzäunchen, oder wie im Gebirge durch Steine, festgehalten wird. Bei den Lajowiaken jedoch heißt er ganz poetisch *Miesiączka* (Mondscheinchen), ein Vergleich mit dem Schein, welcher die Köpfe der Heiligen in Gestalt eines Kreises umgibt und in altpolnischer Sprache *Miesiączek* genannt wurde.

Die innere Eintheilung des Hauses zeigt keine große Mannigfaltigkeit; in dieser Hinsicht kann man nur zwei Haupttypen unterscheiden. Bei dem einen ist die Eingangsthüre in der Mitte, durch diese tritt man in den Flur, welcher das Haus in zwei gleiche Hälften theilt. Auf der einen wie auf der andern Seite befinden sich Wohnstuben. Den zweiten Typus zeigt das Haus, welches nur eine einzige Wohnstube, selten mit Erkerstübchen, besitzt, welche den größten Theil, und einen Hausflur, welcher den kleineren Theil des Gesamttraumes einnimmt. In diesem Falle führt die Eingangsthüre

gleichfalls in den Flur (von dort in die Wohnstube), sie ist aber nicht in der Mitte der Frontwand angebracht. Der erste Typus gilt im Gebirgs-, der zweite für das Flachland als Regel.

In der Wohnung des Goralen befindet sich auf der einen Seite des Flurs die schwarze Stube, auf der anderen die weiße und daneben die Kammer, wo man Gewänder, Lebensmittel und gewisse kleinere Wirthschaftsgeräte aufbewahrt. In der schwarzen Stube wird gekocht und werden die häuslichen Arbeiten verrichtet. Hier haben Zutritt das Kalb, das Ferkel und unbedingt die jungen Lämmer, um Schutz vor der Winterkälte zu finden. In der weißen Stube sind die Schlafstätten und hier wird auch das Webgeräthe aufgestellt. Die Wände sind glatt gehobelt und ganz mit Heiligenbildern behängt, wie dies überall beim polnischen Landmann der Fall ist. In einer gewissen Höhe läuft rings um die Wände ein kleines mit kunstreich geschnitztem Rande versehenes Regal, auf welches man verschiedenfarbig glasierte Schüsseln, Teller, Töpfchen und kleine Krüge stellt, welche oft von sehr origineller Form sind. Fehlt das Regal, so hat man statt dessen denselben Zwecke dienende Schränkchen mit Glascheiben, welche auf Schubladenschränken oder anderen Schränken im Genre der städtischen Credenzkasten ruhen. Die Wanduhr gehört hier nicht so sehr zu den Seltenheiten wie auf dem Flachlande. An der Fensterwand ist die Bank zum Sitzen befestigt und davor, zwischen den Fenstern, steht der ungemein glatte Ahorn Tisch. Außer der Bank findet man auch einige tragbare Bänkechen oder sesselförmige Schemel. Das Bett, das manchmal schön, immer aber geräumig ist und der gewöhnlich blütenweiße Ofen nehmen den übrigen Raum ein. Über dem Bette hängen, ebenso wie bei den Bewohnern der Ebene, auf einer passend an die Decke befestigten Stange die Pelze, Tuchröcke und andere Gewandstücke. Die Festtagsgewänder, namentlich die der Frauen, werden gewöhnlich in Truhen gelegt, die von einheimischer Arbeit und originell bemalt sind und in der Kammer ihren Platz haben. Die Stuben sind hoch, hell und fast immer mit Dielenböden versehen, was im Flachlande zu den Seltenheiten gehört. Die Häuser der Goralen haben gewöhnlich keine Rauchfänge; der Rauch tritt aus der Deckenöffnung auf den Dachboden und von da durch die Rauchlöcher, wenn solche vorhanden sind, oder durch die Ritzen des Daches in's Freie.

Wie wir schon oben sagten, besteht das Wohnhaus der Ebene aus zwei Theilen: der Stube und dem Hausflur. Die innere Eintheilung der Stube entspricht der Goralischen schwarzen Stube. Bei dieser Stube befindet sich manchmal eine zweite kleinere, die man Alkierz (Erferstube) nennt. Wenn der Flur das Haus in zwei Hälften theilt, so spielt die eine Stube die Rolle der weißen Goralischen Stube, die zweite die der schwarzen. Nur die Einrichtung ist verschieden, wie auch sonst das Haus selbst und seine Einwohner ein ganz anderes ethnographisches Bild zeigen.

Vor dreißig Jahren hatten auch in der Ebene die Häuser, wie heute bei den Goralen, keine Rauchfänge, die beim Dach hinausragen. Der Gorale sieht keine so dringende Nothwendigkeit ein, irgend etwas an dieser seiner Einrichtung zu ändern, da der Rauch ihn nicht so belästigt, wie den Bewohner der Ebene. Dagegen konnte der Rauch der Häuser im Flachlande aus dem Ofen nicht durch Öffnungen in der Decke auf den Dachboden entweichen, da dieses, aus Stroh hergestellt, sich leicht hätte entzünden können; der einzige Abzugsweg des Rauches war also die Thüre; allein in Folge dessen ward die ganze Stube mit Rauch angefüllt und mußte geöffnet bleiben, solange es brannte und bis der Rauch entwichen war. Zur Winterszeit war dies also eine sehr unangenehme, stets aber eine unangenehme Sache.

Die ländliche Bevölkerung theilt sich in Hauswirthe oder Landwirth (Gospodarz), in den Bergen Gazda genannt, Häusler (chalupniki), Einleger (komorniki) und Tagelöhner (wyrobniki). Die Hauswirth und Gazdas sind Besitzer von Grund und Boden unter 100 Morgen. Die meisten aber sind solche, welche von 5 bis 10 Morgen besitzen. Der Häusler besitzt ein Haus und etwas Grund; die gleiche Bedeutung haben der Einleger und der Tagelöhner, obwohl ihre Benennung besagt, daß der Einleger bei anderen auf der Stube wohnt und der Tagelöhner von seiner Hände Arbeit lebt. Leute, welche ganz ohne Grund und Haus sind, ergreifen ein Handwerk, gehen in die Edelhöfe in Dienst oder ziehen als Arbeiter in Städte und Fabriken. Solcher, die bei anderen Zusassen sind und einen Erwerb haben, gibt es im Dorfe sehr wenige. Ländliche Tagelöhner sind jene Eigenthümer, welche nur ein Haus und sehr wenig Grund besitzen. Diese treiben außer der Hauswirthschaft entweder ein Handwerk, wie die Schusterei, Schneiderei, Weberei, das Radmacher-, das Zimmermanns-, das Schmiedehandwerk, oder sie verdingen sich sammt ihrer Familie zur Feldarbeit, sowohl beim Herrenhofs als auch bei den wohlhabenderen Hauswirthten. Solange es noch keine Eisenbahnen gab, bildete bei der Bevölkerung der Weichselufer das Flößergewerbe eine eigene Einnahmsquelle. Es wurden nämlich verschiedene Landesproducte, unter anderen Getreide und Hölzer auf den sogenannten Tratwy (Holztrafen) und Galary (Galeeren) nach Danzig gefloßt. Obwohl das Flößergewerbe heute gesunken ist, so wird es doch noch ausgeübt und hat für die, welche es betreiben, im Verhältniß zum einförmigen Leben des Landmannes einen eigenthümlichen Reiz. Es gibt auch auf dem Floße schwere Arbeit genug, allein wie viel angenehmer wird sie durch ihre Verschiedenheit von dem alltäglichen Leben und Treiben, dann durch den Anblick so vieler neuer Gegenden, Dörfer und Städte. Außerdem fehlt es, wenn man aus Ufer stößt, auch nicht an anderen Vergnügungen. Einer und der andere von den Flößern versteht es, auf der Geige oder einem andern Instrumente zu spielen, da klingt es dann wider von Musik und Gesang. Auch kann man sich im nächsten Dorf oder Städtchen

luftig unterhalten. Der Verdienst der Flößer ist indessen nicht gleich. Anders wird der gemeine Bootsknecht (Oryl) entlohnt, anders der Lootse (Retman), jener erfahrene Bootsmann, welcher, selbst auf einem Kahn fahrend, in einer bedeutenden Entfernung eine ganze Reihe von Traktoren oder Galeeren führt und ihnen den gefahrlosen Weg zeigt. Von seiner Reise bringt der Flößer außer den Klobeln gewöhnlich Stiefel von weithinberühmter Vortrefflichkeit aus dem Königreich Polen und einer Verwandten oder seiner Liebsten Bernsteingeschmeide aus Danzig. Auch zu erzählen gibt es genug.

Die Landwirthe oder Hauswirthe beschäftigen sich mit dem Behauen der Felder und der Sorge um das Inventar. Zu diesem gehören: Hornvieh, Pferde, Schafe und Federvieh. Das Hornvieh, ein durchaus einheimischer Typus, ist in der Ebene Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt, dann auch das Borstenvieh, als eine wichtige Unterlage der Wirtschaft und des Unterhaltes; aber eine ganz besondere Vorliebe hegt jeder Pole für das Pferd, dessen einheimische Race der Landmann durch Pflege zu vervollkommen trachtet. Mit Pferden bearbeitet er sein Feld, springt er auch bei anderen in Arbeit ein, auch fährt er gern auf den Jahrmarkt oder an Feiertagen in die ferner gelegene Kirche, wenn keine im Ort ist. In solchem Falle gibt es auch keine Hochzeit und keine Kindstaube ohne Pferde und da liebt es der polnische Bauer, sei es mit dem Wagen, sei's auf dem Schlitten fahrend, zu zeigen, was für schnelle Pferde er hat und wie er zu fahren versteht.

Die Goralen im Tatragebirge beschäftigen sich mit besonderer Vorliebe mit der Schafzucht. Ihre Schafe weiden mit dem Hornvieh während der kurzen Sommerszeit auf den hochgelegenen Weideplätzen des Berglandes, welche sie Halen nennen. Im Herbst aber, namentlich vom halben August angefangen, weiden sie auf den tiefer gelegenen abgemähten Wiesen. Die Schäferrei auf den Halen hat ihren ganz eigenartigen Charakter und Reiz. Sogar Dörfer, welche drei und vier Meilen entfernt sind, haben ihre Halas im Tatragebirge. Wenn nun die Zeit des Austriebs des Viehs, das heißt der Kühe und Schafe, herannaht, wählen sie einen Gazda (Hauswirth), welcher das allgemeine Vertrauen besitzt und ihm übergeben sie die Herde. Ein solcher Ober Schäfer wird Bác genannt, was wohl aus dem ungarischen Worte Bács, Schafhirte, stammt. Der Bác trifft mit den Besitzern der Polanen, das heißt der in den Bergeshöhen gelegenen offenen Weideplätze, sein Übereinkommen und wählt sich Gehilfen, sogenannte Zuhás aus. (Zuhás ist ungarisch und heißt Schäferknecht.)

Au dem bestimmten Tage, wie ein Augenzeuge erzählt, treiben alle Gazdas ihre Herden auf einen Platz, zählen mit dem Bác die Stücke und übergeben sie seiner Verantwortung. Der Bác besprengt die ganze Herde (Kierdel, vom deutschen Herde) mit Weihwasser, macht mit seiner Ciupaga (artförmiger Stock) ein Kreuz auf den Weg und es beginnt der Aufstieg unter dem Brüllen des Hornviehs, dem Blöken der Schafe,

dem Klingeln der Schellen, dem Bellen der Hunde und dem Musciren der Zuhás auf ihren Hirtenpfeifen, Sackpfeifen oder Geigen. So wandern sie über steinige Pfade, durch dunkle Wälder, über Bergesgipfel und Klüfte, waten durch Berggewässer, immer höher hinauf zu den Koli ben (Feldhütten) der Gala. Es rückt die weiße Herde der Lämmer mit den schwarzen Flecken darin, den Widbern, hinan, es folgt das Hornvieh mit den ungeheuren Messingschellen läutend, Pferde tragen auf ihrem Rücken verschiedene Haus- und Melkgeräthe. Und hinter dem allen schreitet der Bác mit seinem langen,



Trachten der Powislanie.

gekräuselten Haar, den, wie ein Nieder breiten, von eingeschlagenen Knöpfen und Messingschnallen glänzenden Gürtel fest um den Leib geschnürt, neben ihm ein weißer, zottiger Schäferhund; dann die Zuhás mit ihren schwarzen fettgetränkten Hemden, den Hüten, die von Fett und Schmutz wie Wachstuch glänzen, in ihren, vom Unwetter und dem Rauch der Feldfeuer fuchsig gewordenen Cuhás (eine Art Tuchmittel) mit den gelb gewordenen weißen anschließenden Hosen und den ungeheuren Wollschnappsäcken mit den langen Franzen. Die Zuháski (Schäfermägde) in orangegelben Tüchern, im knapp anschließenden Serdak (eine kurze, sehr kleidjame Tuch- oder Pelzweste ohne Ärmel) in

ihren granatfarbenen Rößen und gleich dem Vác und den Zuhás in Kierpzen (selbstgenähten Fellschuhen). Ein seltener Anblick!

Innerhalb dieses eingefriedeten Sommerlagers steht die Koliba, das heißt eine niedere aus Blöcken zusammengeschlagene Feldhütte ohne Fenster, Fußboden und Decke, mit Brettern bedeckt, auf welchen große Steine liegen, um zu verhindern, daß der Wind sie zerstöre. Diese Koliba ist in zwei Hälften getheilt. In der größeren Abtheilung flammt nahe an der durch eine große Steinplatte geschützten Wand ein nie erlöschendes Feuer. Über diesem hängt ein Kessel zur Bereitung der Molken; neben dem Feuer schlafen auf dem nackten Boden die Zuhás, denn die vorhandenen Bänke reichen kaum für Zwei. Im kleineren Raume werden die Milch- und Buttergefäße aufbewahrt; hier werden auch auf Gestellen die Käse getrocknet. Die Schafe und Kühe weiden den ganzen Tag über auf der offenen Wiese oder Hala, von den Zuhás und den großen, weißen Hunden gehütet. Der Vác hütet nichts. Zur Nachtzeit, selbst bei dem ärgsten Unwetter bleiben die Schafe unter freiem Himmel, in eingefriedeten Räumen, die *koszary* (Hürden) genannt werden (vom ungarischen *kos* = Schaf). Die Zuhás hüten sie mit den Hunden, weil auch manchmal Wölfe herzukommen. Die Kühe treibt man in die Ställchen, welche gewöhnlich sehr elend und oft nur aus Geäst, niederem Rothholz, Moos und Steinen zusammengemeißelt sind. Die Hürde wird während des Sommers von einem Ort zum andern verlegt und auf diese Weise vollzieht sich die Düngung der *polana* (Hutwiese). Zu Anfang des Sommers, da die Weide noch reichlich ist, werden die Schafe dreimal täglich, später nur Morgens und Abends gemolken. Die frischgemolkene Schafmilch wird in die *Putra s*, das heißt hölzerne Gefäße, geschüttet, welche vom Vác verfertigt werden. Der Ausdruck „*Putra*“, in ganz Polen in der Form *Putnia* bekannt, ist, wie es scheint, aus dem deutschen Worte „die Butte“ gebildet. In diese in der *Putra* befindliche Milch wird etwas Lab geschüttet (das ist Säure des in Wasser geweichten Kälbermagens), wodurch bewirkt wird, daß sich der Käsestoff der Milch von der Molke absondert. Diese Flüssigkeit heißt, nachdem sie gekocht ist, erst eigentlich Molken und diese, sowie Haferrütle, Sauerjuppe und Milch bilden durch einige Wochen die Nahrung des Vác und der Zuhás. Einen Theil der Schafkäse gibt der Vác den Eigenthümern der Schafe ab und diese Anzahl wird auf folgende Weise bestimmt: Einige Zeit nach dem Auftrieb der Herden zur Hala kommen ihre Eigenthümer, jeder von ihnen milkt seine Schafe und milkt mit einem Stäbchen die Tiefe der Milch in dem dazu bestimmten Gefäße. Darauf wird die Milch ausgegossen und ebenso viel Wasser in das Gefäß gethan und abgewogen. Das Gewicht dieses Wassers gilt als Einheit für das Abwägen des Käses und heißt auch „Wasser“. Der Vác gibt also so viele Pfund Käse ab, als die verabredete Menge von Wassereinheiten wiegt. Wenn der Sommer ein früher und warmer, die Weide eine reichliche ist, so gibt der Vác zehn bis elf Wassereinheiten ab,

wenn der Sommer trübe ist und die Weide spärlich, kaum acht. Was nach der Abgabe der bedungenen Menge von Käse übrig bleibt, ist Eigenthum des Báč und zum Theil auch der Zuhás. Es ist dies Schäferleben ein hartes Leben, doch ist es voll Reiz und Poesie.

Mythen, Märchen und Sagen. — Die polnische Literatur besitzt ziemlich reichhaltige Sammlungen von Volksmythen, Märchen und Sagen, aber es wird noch lange dauern, bis diese Quelle erschöpft sein wird, da das polnische Volk noch immer in jener Zauberwelt lebt, wo ewige Wahrheiten in greifbaren Gestalten einherwandeln, Gedanken in übernatürlichen Erscheinungen zu Tage treten und Wahn sich mit der Wirklichkeit verwebt. Hier sind es Wolken, die mit Hilfe des Regenbogens das Wasser der Meere, Flüsse, Seen und Teiche trinken, von irgend welchen Riesen an der Leine gezogen; der Donner, das ist der furchtbare Schuß eines Menschen, der diesen Namen trägt und den geheimnißvollen Vogel, den Nachtvogel (*Latawiec*) jagt, auf ihn schießt und ihn nie erlegen kann. Die Sonne ist ein wunderbares Wesen, welches sich am Dreifaltigkeitstage im Osten dreimal vor dem uralten Gotte verneigt; der Mond ist der Sitz eines verbrecherischen Bauers, welcher am Weihnachtstage seinen Stall ausgemistet, sich aber auf die Zinken der Mistgabel gespießt hat und daran dort aufgehängt schwebt und für seine Sünde büßt, ein zweiter Prometheus; die Sterne sind Gesellschafterinnen des menschlichen Lebens und wenn ein Mensch stirbt, so fällt auch sein Stern vom Himmel. Gott im Himmel ist etwa ein allerweiserster, heiligster und gütigster Hausvater, der einen prächtigen Palast bewohnt. Die Thüren dieses Palastes werden manchmal in der Nacht geöffnet und von dorthier schlägt eine Helligkeit hervor, welche das menschliche Auge zu ertragen nicht imstande ist. Als der Polenkönig Johann Sobieski sich Wien näherte, um das Christenvolk zu retten, da sah das ganze Heer eine solche Erscheinung und konnte wahrnehmen, was sich dort hinter dem geöffneten Himmelsthore zutrug. Sobald ein Türke dort ankam, huns, sofort in die Hölle mit ihm; kam aber ein christlicher Ritter, so führten ihn Engel mit Musik in den Himmel ein. Stirbt ein Mensch und verurtheilt ihn der Herr zu ewiger Verdammniß, so bleibt der Unglückliche auf der Schwelle der Hölle stehen und von ihrem Anblick entsetzt, schreit er: „Jesus, Maria und heiliger Josef!“ Der Teufel aber, welcher diese Namen nicht hören kann, stößt ihn auf die Erde zurück und der Todte kehrt zum Leben wieder. Was erzählt ein Solcher dann nicht alles vom jenseitigen Leben, von der Hölle und dem Himmel! Wälder, Felder und Wiesen, Flüsse und Quellen, Thäler und Berge, alles ist voll von geheimnißvollen Mächten oder Geistern, welche sich entweder dem Menschen geneigt zeigen oder ihm schaden, und aus diesem Verhältnisse des Menschen zur Natur entwickelt sich die Macht des Aberglaubens, der Zaubereien, der Märchen und Sagen. Hierzu muß man noch eine große Anzahl herrlicher Legenden aus dem Leben der heiligen Familie, Jesu Christi und der Apostel, der Gottesmutter und der Heiligen,

namentlich der polnischen, fügen, sowie eine nicht geringere Anzahl von Sagen, welche sich auf mythische oder historische Gestalten und Orte beziehen und man wird wenigstens annäherungsweise einen Begriff bekommen von der Phantasie dieses Volkes und ihren Schöpfungen.

Einige dieser Schätze mögen wohl aus dem grauen Alterthume herkommen, andere sind uns unzweifelhaft von fremden Völkern zugekommen, das Übrige jedoch ist heimatisch Erworbenes. All' dieses Zusammengetragene oder Hergesflogene hat jedoch polnischen Charakter und polnische Gestalt angenommen und es ist meist unmöglich, es von den Heimatsagen zu unterscheiden. Frommer Geist, moralische Gesundheit und Humor, spinnt sich wie ein goldener Faden durch alle polnischen Mythen, Märchen und Sagen.

Wenn man die polnischen Mythen, Märchen und Sagen auf die Quellen hin erforscht, aus denen sie geflossen, so wird man sehen, daß es vor allem die Natur mit ihren Erscheinungen ist, welche dem Volke einen großen Vorrath an Motiven zu ihrer Darstellung geliefert hat. Woher dies und jenes entstanden, warum dieses und nicht ein anderes vorhanden, weshalb dieses oder jenes geschieht, während es dem Menschen doch scheint, daß es sich anders ereignen sollte, das sind die Fragen, deren Beantwortung die Phantasie in der Form von Sagen zu finden gesucht hat. Wenn man in der Ferne Störche sieht, welche auf einer Wiese einherstapfen, so scheint es, als seien es mähende, zu dieser Arbeit bis auf die Weste ausgekleidete polnische Bauern. Außerdem hält sich dieser Vogel immer in der Nähe der Bauernwirthschaften und nährt sich seltsamer Weise von Fröschen und anderem häßlichen Gethier. Was hat das zu bedeuten? Dieses: Als Gott der Herr die Welt erschuf und alle Thiere darin, da bemerkte er, daß da zuviel Gethier und Geziefer sich vermehrt habe, welches den Menschen belästigen kann. Da er nun den Menschen diese Plagen erleichtern wollte, befahl er den Fröschen, in einen ausgebreiteten Sack zu kriechen, ebenso den Eidechsen, den Wipern und allerlei anderem Gethier und Gewürm. Es kroch eine schwere Menge hinein und der Sack wurde geschlossen. Als dies geschehen war, rief Gott einen Bauer heran und sprach: „Da, nimm ihn auf den Rücken, trag' ihn zum Wasser und wirf ihn hinein. Nur binde mir den Sack ja nicht auf, merke dir's!“ Der Bauer nimmt den Sack und trägt ihn fort, dennoch aber läßt ihm die Neugierde keine Ruhe. „Was kann da wohl drinnen sein?“ denkt er bei sich. „Ich muß doch schauen.“ Er sah sich ein-, zweimal um, nein, der liebe Herrgott ist nirgends zu sehen. Er versteckt sich hinter ein Gebüsch und bindet den Sack auf. Da aber: myk, myk, fru, fru, fru! — alles war gleich fort. Der Bauer blieb ganz verduzt stehen und in diesem Augenblick hat ihn der Herrgott in einen Storch verwandelt, welcher jetzt bis an's Ende der Welt alles Gewürm und Gethier und Ungeziefer auflesen muß.

Mehr noch als der Storch ist die Lerche dem Landmann ein lieber Genosse. Sie schwingt sich ob seinem Haupte in die Lüfte und singt so herrlich, man meint gar nicht anders als sie bete. Und so geht es vom frühesten Morgen bis in den Abend hinein. Ihre Geschichte ist folgende: Als unser Urvater das Paradies verlor, da mußte er die harte Erde bebauen, um sich und die Seinen von ihren Früchten zu ernähren. Ihm war traurig zu Muthe. Als er nun einmal so da stand, träumend und über seine Sünde und



Trachten der Kasowiaten.

das Unheil nachdenkend, das daraus entstanden war, da näherte sich ihm der Schöpfer und sprach: „Adam! wie geht es dir denn?“ „Schlecht, Herr!“ antwortete der Kummervolle „schwer ist's mir, die Strafe zu tragen und traurig auch, weil ich gar niemand mehr über mir habe.“ Da erbatte sich Gott seiner, las ein Klümpchen Erde auf und warf es in die Höhe. Aus diesem Klümpchen wurde ein Vogel, so grau wie die Erde, fing an mit den Flügelchen zu schlagen und begann über Adams Haupte zu singen. Als aber der Herr Jesus noch auf der Erde wandelte und lehrte, da brachte die Lerche täglich der heiligen Gottesmutter Nachrichten von ihm, damit sie in Ruhe lebe.

Wenn sie einsam in ihrem Kummer weinte, da tröstete ihr Liebchen sie im Garten und athemlos flog sie vor dem Sohne einher mit der Botschaft, daß heute die Lehre vorüber sei und sie zwitscherte: „Herrin, trockne die Thränen, Dein Sohn kehrt heim!“ Und als auf Golgatha die Erde darob erbebte, daß Gott auf dem Kreuze verschende, da flog die Lerche an die heilige Schläfe heran und zog mit dem Schnabel einen Stachel aus der Dornenkrone, damit nur um ein Tröpfchen Blut weniger aus seinen Wunden vergossen werde. „Dann hat sie ob des Heilands Haupte geweint, daß er die Dornenkrone müsse tragen, daß Stachel auch in seine Schläfen drückten dieselben Hände, die ihn ans Kreuz geschlagen, dann nahm die Gottesmutter, die Schützerin der Kleinen, die kleine Schmerzenszeugin mit in Himmel, wo sie nun Sängerin ist der Ewigreinen.“ Vor der Jungfrau Throne singt sie früh und abends den englischen Gruß und wenn auch die irdischen Glocken verstummen, so strömt noch immer ihre Seele in Liedern aus und sie verliert sich so ganz in dem entzückten Sange, als ob im Lied allein nur Leben wäre. Die Gottesmutter aber lauscht sinnend dem Liede ihrer Sängerin und träumt . . . sie träumt von den Menschen und wie ihrer Erdennoth zu steuern . . . Wer aber ihrem Wügelchen auf Erden ein Unrecht zufügt, den verurtheilt der Herr und den straft er schwer.

Auch die Sperlinge sind überall da, wo es Bauern gibt; aber das sind Schadenstifter und es werden ihrer so viele, daß sie den Landmann zugrunde richten würden, wenn sie nicht irgendwo umkämen. Am Tage der heiligen Apostel Simon und Juda, zu Ende October, zeigen sich keine Sperlinge auf den Feldern, weil an diesem Tage der Teufel diese Vögel in einen ungeheuren Scheffel einfängt und sie in die Hölle ausschüttet. Er läßt nur so viele auf der Welt zurück, als übrig bleiben, wenn er den vollen Scheffel streicht.

Sowie jeder Vogel seine eigene Geschichte hat, so verhält es sich auch mit den Bäumen.

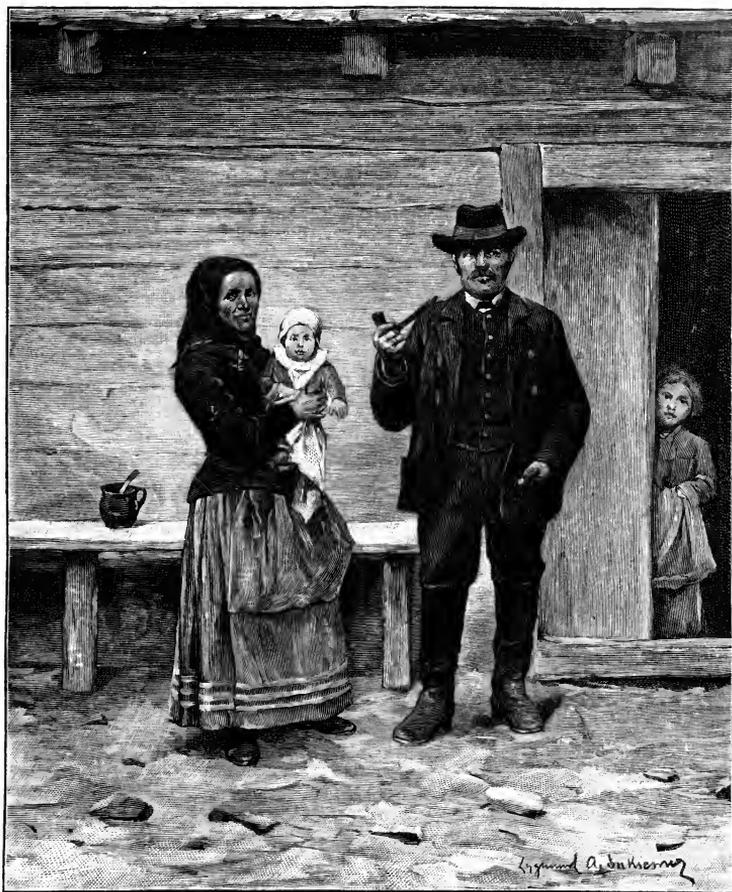
Zur Zeit, als Christus der Herr mit dem heiligen Petrus in der Welt wanderte, lebte ein Weib des Namens Kalina. Sie war so schön wie eine Rose; aber sie kränkte sich darüber, daß sie keine Nachkommenschaft hatte und sterben sollte, ohne auch nur eine Spur ihres Namens zurückzulassen. Da erbarmte sich der Herr Jesus ihrer und schuf einen Strauch mit Beeren so herrlich wie ihr Gesicht und nannte ihn Kalina (Berberitze) für alle Zeiten.

In der Nacht vom grünen Donnerstag auf den Charfreitag bezugen alle Bäume des Waldes durch ein dumpfes Brausen ihren Schmerz ob der schrecklichen Martern Jesu Christi; der Hagedorn allein klagt mit menschlicher Stimme und weint. Die Ursache davon ist folgende: Als Christus der Herr leiden sollte, da sandte man Soldaten in den Wald, welche die Marterwerkzeuge verfertigen sollten. Beim Anblick der Kriegsteute mit den Weilen erriethen die Bäume, um was es sich handle. Es erfaßte sie ein furchtbares Wehe, denn keiner von ihnen wollte ein Marterwerkzeug für seinen Erschaffer werden. Der ganze

Wald begann wie unter einem Sturmwind zu schaukeln und erbrauste fürchterlich. Die Soldaten blieben mittlerweile am Waldestrande stehen. Als sie anfangen Umschau zu halten, was sie denn abschneiden sollten, da hörten die Bäume gar auf zu brausen, da lugt ihnen den Athem benahm. In einiger Entfernung stand ein Eichenbaum in grauem Mantel, gleichsam der Beherrscher des Waldes. Der konnte den Schmerz nicht aushalten und rief: „Menschen, Menschen! was habt ihr doch für steinerne Herzen, daß ihr Euren Erlöser und Schöpfer kreuzigen wollt!“ „Aus dem da wird das Kreuz gemacht!“ riefen die Soldaten und begannen ihn zu fällen. „Gott, mein Gott!“ rief der Eichenbaum, „erbarme dich meiner!“ „Du mußt mit mir gehen!“ rief eine Stimme vom Himmel hinab, „dafür wirst du große Kraft und ein langes Leben erlangen.“ „Gott, mein Gott! erbarme dich meiner!“ „Du mußt mit mir gehen, auf daß erfüllet werde das Wort der Propheten, und auf daß die Welt erlöset werde.“ „Erbarme dich meiner, o Herr, denn ich bin nicht würdig, deinen heiligen Leib zu tragen!“ „Unergründlich, aber auch unabänderlich sind Gottes Beschlüsse.“ „Gott, mein Gott! nicht mein Wille, sondern dein heiligster Wille geschehe!“ rief der Eichenbaum und fiel stöhnend zur Erde nieder. Ganz nahe an der Eiche stand eine Espe. Sie gefiel den Soldaten, denn sie sah wie eine Dame aus unter den ländlichen Bäumen. Die Espe erbebt an allen Gliedern und vermochte kaum: „Heiligste Gottesmutter, rette mich!“ hervorzulispeln. Die Mutter Gottes hatte Erbarmen mit ihr. „Ihr Holz ist zu weich“, bemerkten die Soldaten und gingen weiter. Aber die arme Espe war so erschrocken, daß sie seit jener Zeit zittert und mit den Blättern lispelt, wenn auch kein Wind zu verspüren ist. Neben der Espe stand eine geschmeidige Haselnußstauden, gleichsam die Tochter neben der Mutter. Diese schüttelte sich ganz, als sie hörte, um was es sich handle und weinte schwere, große Thränen. Die Soldaten schnitten sie ab und machten ein Scepter für den Herrn Jesu daraus. Das arme Ding flehte wie es nur konnte, allein des Herrn Beschlüsse mußten erfüllt werden. Zum Andenken an ihre inbrünstigen Thränen hieß Gott sie ihre Früchte, die Haselnüsse, tragen. Nicht weit davon stand eine schlanke, hohe, stämmige Buche im weißen Gewande, gleichsam ein Bauer im Leinwandkleide. Als die Soldaten angefangen hatten, die Eiche zu fällen, da versuchte es die Buche, sich von der Erde loszureißen, über sie zu fallen und sie mit ihrem ungeheuren Leibe und ihren harten Ästen zu zerschmettern. Sie konnte sich jedoch nicht von der Erde losmachen; da hörte ihr das Herz fast zu schlagen auf, sie wurde nur bleich und verstummte. Erst als die Soldaten das junge Haselholz zu schneiden begannen, kreischte sie auf: „Schufte! — auch dieses arme Ding verschout ihr nicht!“ Da erblickten die Soldaten die Buche. „Das gibt gute Pflocke, um das Kreuz zu stützen“, sagten sie und fingen an, sie abzuhauen. „Jesum, Maria und Josef!“, schrie die Buche und fiel ungehauen zu Boden. Neben der Buche stand die bäuerliche Birke, die konnte kein Wort hervorbringen, sie zog nur ihre Zweige an sich, als sollte sie in's Grab steigen und flüsterete,

heftig schluchzend, immer fort: „Ach heiligste Jungfrau! erbarme dich, erbarme dich meiner! Ich werde dafür den Kinderchen Streiche geben, so oft sie die Leiden und Lehren deines einzigen Söhnchens vergessen.“ Die heilige Gottesmutter erbarmte sich ihrer, da gingen die Soldaten an ihr vorüber. Hinter der Birke stand der Hagedorn, von Dornen starrend, hoffärtig und frech in seiner Jugendfülle. „Was soll ich denn fürchten?“ sagte er bei sich, „wozu könnten sie mich denn gebrauchen?“ „Seht einmal!“ rief in diesem Augenblick einer der Kriegersleute, „was für ein prächtiger Strauch zu einer Krone!“ Da hieben sie den Strauch ab, flochten eine Krone aus seinen Dornen und aus seinem Holze machten sie das Heft einer Geißel, womit sie den Leib des Weltheilands schlagen sollten. Daher kommt es, daß in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Charfreitag, wenn alle Bäume des Waldes ihren Schmerz in dumpfem Rauschen bezeugen, der Hagedorn allein mit menschlicher Stimme wehklagt und weint.

Viele Leute denken darüber nach, wie man die Armut aus der Welt schaffen könnte; allein daraus wird nichts, denn die Armut ist ewig. Das geschah aber so. Als der heilige Petrus noch auf Erden ging und zur Bekräftigung der Lehre des Heilands Wunder wirkte, da traf es sich einmal, daß ihn die Nacht überraschte und er um ein Nachtlager bitten mußte. Zu diesem Zwecke trat er bei einem armen Häusler ein, der „Armut“ hieß. Armut, der schon viel vom heiligen Petrus reden gehört hatte, wurde verlegen. „Womit kann ich Euch denn hier bewirthen, werther Herr?“ sagte er, „ich besitze nur diese elende Lehmhütte mit faulem Strenlager und meine Nahrung besteht in Schwarzbrot und Wasser.“ — „Das ist hinreichend, Du mein Braver, wenn Du mich nur über Nacht behalten willst, so bin ich's wohl zufrieden.“ — „Wenn dem so ist“, sagt Armut, „so will ich Euch sehr gerne aufnehmen, denn Ihr könnt in der finstern Nacht unmöglich weiter gehen.“ Am anderen Morgen rüstet sich der heilige Petrus zur Reise und sagt beim Scheiden: „Gott lohne Dir Deine Gastfreundschaft, Du guter Mensch; Gold und Silber habe ich nicht, aber stelle irgend eine Bitte an mich und sie wird um Deines guten Herzens willen erfüllt werden.“ — „Wenn ich um etwas bitten soll“, antwortet Armut, „so ist's eine einzige Sache. Hier vor meinem Hause steht der Birnbaum, den Ihr seht, der mir alljährlich wohlschmeckende Früchte trägt; das ist mein einziger Leckerbissen und meine ganze Freude bei meiner schweren Arbeit; was nützt es aber, wenn immer irgend Jemand, sei's bei Tage oder bei Nacht, die Früchte davon abreißt. Wenn Ihr es doch so machen könntet, daß, sobald Jemand auf den Baum steigt, er nicht herunterkömme, ehe ich ihn befreie.“ — „Es geschehe nach Deinem Wunsche“, antwortete der heilige Petrus und ging seiner Wege weiter. In der folgenden Nacht erwacht Armut plötzlich, da Jemand vor dem Hause schrecklich schreit und wehklagt. Armut eilt hinaus und erblickt einen Missethäter, der auf seinem Birnbaum sitzt und auf keine Weise herunter kann: irgend eine unsichtbare



Trachten der Gluckoniemen.

Macht hält ihn fest. Da fleht er also und bittet, man möge ihn befreien. — „Höre, Du Nichtsnutziger“, sagt Armut, „ich will Dich befreien, aber unter der Bedingung, daß Du nimmermehr hierherkommst.“ — „Oh! Niemals mehr will ich Euch das anthun“, antwortete der Schadenstifter. Und so wurde Armut in kurzer Zeit alle Wirrendiebe los und der Bann stand viele Jahre lang in Ruhe. Endlich wurde Armut sehr alt und erkrankte schwer. Da kam der Tod und stellte sich vor ihm auf. Armut glaubte vor ihm nicht zittern zu dürfen, denn er hatte ja auf dieser Welt nichts Gutes kennen gelernt, dennoch sagte er

zum Tode: „Ich weiß es ja, daß ich mich mit nichts loskaufen kann, allein ehe Du mich fortnimmst, hole mir doch einige Birnen von jenem Baume dort, der vor dem Hause steht. Ich möchte doch zum letztenmale von diesen irdischen Leckerbissen verkosten, die mich mein Leben lang gelabt haben.“ Der Tod springt auf den Birnbaum, reißt und reißt da Birnen ab und will sie endlich dem Kranken bringen. Es geht aber nicht! Er kann sich nicht rühren, nicht herunter, dreht und wälzt sich, stößt mit seinen häßlichen Knochen herum — alles umsonst; er schreit mit durchdringender Stimme, bittet um Erlösung, umsonst! Endlich erhebt sich Armut auf seinem Bette und fängt an mit ihm zu handeln. „Wenn Du niemals mehr hierherkommst, um mich zu holen, so will ich Dich befreien“. — „Niemals mehr!“ antwortete der Tod. Und in der That, als er befreit war, machte sich der Tod so schnell als möglich aus dem Staube und Armut blieb zurück.

Einstmals sandte Gott einen seiner Engel zu einer armen Witwe, damit er ihre Seele zu sich nehme. Der Engel trat in die armfelige Hütte, wo er fünf kleine Kinder fand, die am Bette der sterbenden Mutter heiße Thränen weinten. Ein großes Mitleid preßte sein Herz zusammen, zwei große Thränen traten in seine Augen und er kam mit leeren Händen in den Himmel zurück. „Warum hast Du die Mutter nicht hergebracht?“ fragte der liebe Gott. — „Urewiger Gott und Herr aller Zeiten! Ich konnte mir nicht das Herz fassen, dieses Weib mit mir zu nehmen; es ist eine arme Witwe und an ihrem Lager weinen fünf kleine Kinder so, daß es herzerreißend ist.“ — „Hier hast Du einen Stab“, erwidert Gott darauf, „gehe hin an das Meer und schlage damit auf's Wasser. Das Meer wird sich vor Dir zurückziehen und auf seinem Grunde wirst Du einen Stein erblicken. Diesen Stein zerschlage und dann komme wieder zu mir und sage mir, was Du darin gesehen hast.“ Der Engel ergriff den Stab, ging an das Meer, schlug darauf, das Wasser trat zurück und er erblickte einen kleinen Stein. Er zerschlug ihn und kehrte zu Gott zurück. „Was hast Du also gesehen?“, fragt ihn der Herr. — „Ich habe“, antwortete der Engel, „als ich den Stein auseinanderschlug, ein so kleines Würmchen darin gesehen, daß man es kaum mit dem Auge wahrnehmen konnte.“ — „Siehst Du“, sagte da der liebe Gott, „ich weiß also um dieses kleine Würmchen am Meeresgrunde, das in einem Stein eingeschlossen ist, die Kinder aber sollte ich vergessen? Gehe und hole die Mutter!“ So erzählt der Mazure diese Legende. Der gröbere Geist des Goralen setzt den Tod an Stelle des Engels. So wie dieser hat auch der Tod Mitleid mit den Kindern. Er bekommt einen Schlag ins Gesicht und geht, um den Stein zu holen, zum „Meer auge“ (im Tatragebirge). Nachdem er ihn gebracht, muß er ihn aufbeißen und um die Mutter „holpern“.

Der Geschichten von verzauberten Prinzessinnen, von Teufeln, Hexen, Ungeheuern und Riesen, von Soldaten, welchen ungewöhnliche Abenteuer zustoßen, gibt es natürlich sehr viele. Die Stelle Fausts nimmt hier der Hexenmeister Twardowski ein, welcher

der Sage nach auf dem Krzemionki (ein vermuthlich wegen seines Kieselbodens so benannter Vorort Krakaus) in einer noch heute von Fremden besichtigten Höhle wohnte.

Vieles Andere dient nur zur Aufheiterung oder zum Spaß. Es sind dies gewöhnlich mehr oder minder scharfe Satyren oder witzige Anekdoten. Vom Mazuren sagt der Ruthene, daß er neun Tage nach der Geburt blind ist; das soll heißen, daß der Mazure dumm ist, wie ein Klotz. Um also Gleiches mit Gleichem zu vergelten, erzählt der Mazure folgende Geschichte vom Ruthenen: Ein Ruthene erblickte eines Tages im Walde, hoch auf einer Tanne sitzend, eine Gule. Er kommt ins Dorf und erzählt, daß dort auf einem Baum der „Herrgott“ sitze. Die Ruthenen beschloffen nach langen Berathungen, diesen „Herrgott“ ins Dorf zu schaffen, das werde ihnen in Allem Glück bringen. Da that sich eine große Menge Bauern zusammen; sie nahmen eine Leiter und machten sich auf den Weg. So lange sie über's Feld gehen, so geht alles gut; wie sie aber in den Wald kommen, so bleiben sie stecken, denn sie tragen die Leiter der Quere, nicht der Länge nach. Wie sollten sie also damit durch den Wald kommen? Sie hieben also den Wald aus, so lange die Leiter war und gelangten endlich zum Baume, auf welchem die Gule saß. Sie versuchten nun die Leiter anzulegen, aber vergeblich; sie war zu kurz. Was fängt man nun an? Sie warfen die Leiter fort, wählten den allerstärksten unter sich aus und stellten ihn unter den Baum. Ein Zweiter stieg auf ihn hinauf, ein Dritter kletterte auf diesen und so stieg immer einer auf den letzten, bis der Allerletzte auf den Achseln seines Vorgängers stand, mit einer Hand einen Ast erfaßte mit der anderen nach dem „Herrgott“ langte und schrie: „Ich hab' ihn, den Herrgott, ich hab' ihn!“ Nun will also Jener, welcher zu unterst steht, so schnell als möglich den „Herrgott“ erblicken, er springt beiseite und so fallen Alle auf den Boden, wie die Birnen vom Baum herunter. Alle sind zererschlagen, am schlimmsten geht es aber dem, welcher sich an den Ast gehängt hat; er hängt in der Luft und man kann ihn auf keine Weise zur Erde herunterbringen. Was thun unsere Ruthenen? Einer von ihnen, der geschickt im Schleudern war, warf sein Beil hinauf und traf den Hängenden in den Kopf (anstatt die Hand, wie er gewollt hatte) und so schnitt er ihn vom Baum ab, während der „Herrgott“ inzwischend davon flog.

Ebenso abergläubisch wie der Ruthene ist auch der Pole, nur daß dieser letztere gewisse abergläubische Vorurtheile nicht hat, ja sich sogar dagegen kehrt, wie die nachfolgende kleine Satyre beweist. Einstmals weckte ein Landwirth seinen Knecht in aller Früh und sagte: „Zütere die Pferde, Wojtek, denn wir fahren in den Wald. Der Winter ist streng und in der Hütte geht das Holz zu Ende.“ Der Wojtek hat die Pferde gefüttert und eingespannt; sie setzen sich auf den Schlitten und „Hüöh!“ in den Wald. Kaum sind sie aus dem Dorfe hinaus, so kommt ein Weib mit Wasserkrügen daher und geht ihnen über'n Weg. „Weißt Du was“, sagt da der Landmann zum Wojtek, „bleib einmal stehen!“

„Was gibt's denn?“ antwortet Wojtek. — „Wir kehren um.“ — „Ja, warum denn?“ — „Wir fahren nicht weiter, denn ein Weib ist uns über'n Weg gelaufen, da hätten wir also heute kein Glück.“ Gut, der Wojtek hat den Schlitten gewendet und sie sind leer nach Hause gekommen. Am anderen Tage hat der Bauer den Wojtek noch früher aufgeweckt, der Wojtek hat die Pferde gefüttert, den Schlitten hergerichtet und nun geht es wieder in den Wald. Schon waren sie nahe am Waldeingang, da läuft ihnen ein Hase über den Weg. Der Bauer ruft sofort den Wojtek an: „Sieh'st Du's! Besser ist's, wir kehren um, denn wenn ein Hase Einem über'n Weg läuft, so bedeutet das ein sicheres Unglück.“ — „Gestern ein Weib“ — sagt der Wojtek — „heute ein Hase, werden wir immer so viel Zeit vergeuden?“ — „Was geht's Dich an“ — versetzte der Bauer — „wenn ich Dir's schaffe, so kehrt Du um. Es ist besser, vorsichtig sein, als in irgend einen Unfall hineinkommen.“ — „Wenn Ihr Euch etwa auf mich ausreden solltet, daß Ihr in's Unglück gekommen seid, so will ich schon lieber umkehren.“ So kamen sie denn abermals leer nach Hause zurück. Am dritten Tage, das Holz fing schon an, gar zu werden, mußte man durchaus in den Wald fahren. Der Wojtek fütterte die Pferde und sie fuhren beide wieder hinaus. Sie fahren schon in den Wald hinein, da kommt ein Wolf über ihren Weg gelaufen. Der Wojtek sagt zum Bauer: „Hört, Bauer, mir scheint, das ist ein wirkliches Unglück; ich habe schon lange davon gehört, daß, wenn man diesem Vieh begegnet, das ein wirkliches Unglück bedeutet. Ich rathe Euch umzukehren und nach Hause zu fahren.“ — „Wenn ich Dir aber sage, das bedeutet Glück“, jagt der Bauer, „so ist's Glück, fahr' zu und damit Punktum.“ Sie kamen in den Wald, der Knecht gab den Pferden Heu und ging dann mit seinem Herrn tiefer hinein, um den Baum zu fällen. Die Pferde aber blieben allein zurück. Als sie fertig waren, sagt der Bauer zum Wojtek: „Geh' doch hin, Wojtek, und schau nach, ob die Pferde sich nicht verwickelt haben.“ Der Wojtek geht hin und schaut und da liegen nun beide Pferde umgeworfen auf der Erde, das eine sogar am Rücken, die Beine in der Luft und der Wolf frist geschäftig an seinem Rumpf. Wojtek eilt so schnell als möglich zum Bauer und ruft: „Bauer, Bauer! gebt mir das Beil und kommt nur schnell, denn das „Glück“ ist in die Wanne eines der Pferde hineingetrochen und frist!“ Der Bauer packt das eine Beil, der Knecht packt das andere und läuft voraus, stürzt sich auf den Wolf und erschlägt ihn im Inneren des Pferdes. „Nun, Bauer, Ihr habt gesagt, das ist Glück, jetzt habt Ihr's also!“ Das zweite Pferd war ganz verwickelt und wäre sicher erstickt, wenn Wojtek die Stränge nicht durchschnitten hätte. Sie schleppten sich spät Abends nach Hause und sogar das „Glück“ hatten sie mit auf den Schlitten geladen.

Was die Chronisten uns von der heidnischen Mythologie der Polen überliefern, beschränkt sich fast nur auf einige Namen, welche indessen die wissenschaftliche Kritik in Zweifel zieht. Hingegen weiß die mündliche Volks-Überlieferung von vielen mythischen

Wesen zu berichten: Von Riesen, welche die Wolken nach sich ziehen, wie auch vom Donner. Diese Riesen sind Luftgestalten, ebenso, scheint es, der Donner, welcher indessen auch auf der Erde wandelt. Der Donner ist der Jäger, welcher den geheimnißvollen Nachtvogel jagt. Es ist schon mehrmals vorgekommen, daß jemand sowohl diesen Jäger als auch diesen Vogel gesehen hat. Ein großer Herr z. B. liebte es, an jedem Sonntag vor der heiligen Messe auf die Jagd zu gehen. So ging er nun auch einmal auf die Jagd und streifte herum und konnte nichts erjagen. Mittlerweile war es Zeit geworden zur Messe zu gehen, da zeigt sich plötzlich eine schwarze Wolke am Himmel und es beginnt in der Ferne zu donnern. Der Herr schaut auf und sieht am Ufer des Flusses einen seltsamen großen schwarzen Vogel, der traurig und mit hängenden Flügeln auf einem Steine sitzt. Er denkt bei sich: hab ich gar nichts erjagt, so will ich wenigstens dieses Thier erlegen. Da erinnert er sich, daß er schon seit sieben Jahren eine geweihte Kugel in seiner Jagdtasche bei sich trägt. Er zieht also das frühere Geschöß aus seiner Flinte und ladet sie mit der geweihten Kugel, dann drückt er los: Paff! da liegt auch schon das Vogelthier auf der Erde. Er kommt näher heran, hebt den Vogel auf und betrachtet ihn von allen Seiten, denn er hat noch niemals einen solchen gesehen. Er denkt bei sich: Schade um das Geschöß! ein so häßliches Thier ist's. Da schreit plötzlich Jemand hinter ihm: „Bedaure es nicht, Herr! Schon sieben Jahre gehe ich ihn nach und konnte ihn nicht erjagen, obwohl ich doch so oft nach ihm geschossen. Wie du auf ihn gezielt hast, so habe ich nach dir gezielt, und hättest du ihn nicht erlegt, so hätte ich dich gefaßt.“ Da erschraf der Herr fürchterlich; er sieht sich um und da erblickte er vor sich einen Bauer, so groß wie ein Baum, mit einer Flinte, so groß wie ein Baumkloß. Das war der Donnerer, der immer nach diesem häßlichen Gevögel jagt, und diese Vögel heißen „Lataac“, weil sie ungemein schnell fliegen (latac = fliegen). Der Donnerer nahm jenen Herrn bei der Hand und sprach noch lange mit ihm. Sie besahen gegenseitig ihre Flinten, dann sagte er dem Herrn, er möge nie mehr am Sonntag auf die Jagd gehen und flog davon wie der Wind. Wer die Flinte des Donnerers versuchen wollte, der könnte es wohl thun, nur müßte er sich vorher einen eisernen Reif um den Kopf legen, sonst würde dieser in Folge des Knalles in Stücke zerspringen.

Der Volkshumor hat sich jedoch Donner und Blitz ganz anders erklärt. Jesus hatte einstmals dem heiligen Petrus auf das Strengste aufgetragen, keinen einzigen Keger in den Himmel einzulassen. Bald darauf starb der erste Keger. Er kannte den Richterspruch des Heilands sehr wohl, daß, wer sich auf Erden von ihm losgesagt habe, der auch im Himmel nicht mit ihm thronen könne. Aber ein Keger ist eben ein Keger, düffelhaft, also geht er ganz munter auf das Himmelsthor los und hämmert, daß es ein Gräuel ist. Der heilige Petrus, das Alterchen, öffnet das Thor (denn wer könnte erwarten, daß ein Keger so dreist

an das Himmelsthor anklopfen würde, wie an seine eigene Chaluppe?) Der Keger aber, Hufsch! ist er in den Himmel geschlüpft. Der heilige Peter ruft, läuft hinter ihm her, aber der Keger jagt durch den Himmel, daß es hinter ihm ordentlich stäubt. Der Keger ist im Himmel! Der heilige Petrus ist vor Schrecken starr und stumm; denn was wird der Herr Jesus dazu sagen? Zum Glück hat das der heilige Michael im Fluge bemerkt und darauf den himmlischen Soldaten etwas zugeflüstert. Der Keger hat es gleich gemerkt (denn er ist furchtbar gerieben), daß es ihm hier an den Hals geht, also läuft er noch schneller. Die Engel setzen sich auch in Bewegung und jagen dahin und dorthin ihm nach, daher der Lärm, welchen wir Donner nennen. Nun ist es eine bekannte Sache, daß der Himmel viel größer ist als unsere Erde; so ist genug Raum zum Fliehen und Jagen und es ist auch leicht begreiflich, daß der furchtbare Lärm einmal hier und einmal dort zu hören ist. Manchmal entfernen sich die Engel, nach dem Keger jagend, so weit von uns, daß man den Donner einige Monate hindurch gar nicht vernimmt. Einmal oder das andere mal kommt es denn wieder vor, daß die Engel den Keger erreichen; da öffnet gleich einer von ihnen den Himmel und daher kommt das Leuchten, welches die Menschen Blitz nennen. Ein anderes Mal packt ein Engel den Keger beim Kragen, um ihn mit dem Kopf zu unterst beim Himmel hinaus zu werfen. Aber dieser entwischt den Händen des Engels wie ein Mal und die Himmelspforte wird mit entsetzlichem Gepolter zugeschlagen — und wir nennen das „Einschlagen“. So werden die Engel auf Gottes Befehl den Keger für seinen Dünkel und seine Frechheit bis an das Ende der Welt verfolgen. Erst am Tage des jüngsten Gerichts wird der hochmüthige Keger in den höllischen Abgrund stürzen.

Der Geister, welche auf Erden wohnen, gibt es sehr viele. Zumeist sind sie dem Menschen übel gesinnt. In den Wäldern wohnen die „wilden Menschen“, allein die Tradition von ihnen ist schon im Erlöschen. Wildfräulein (Dziwożony), die „Wunderfrauen“ oder „Mittagweiber“ (Południce) genannt werden, sind Bewohnerinnen der Wiesen und Felder, ebenso die „Mamonen“, Geschöpfe von schöner Körperbildung, aber von großer Bosheit, welche die Gabe besitzen, die Menschen zu verzaubern und zum Bösen zu verleiten. Die Mittagweiber haben ihren Namen daher, weil sie zur Mittagszeit inmitten der Felder und Wiesen auftauchen und Kinder fortnehmen, wenn sie solche irgendwo allein antreffen. Dasselbe vollführen auch die „Wunderweiber“, nur daß es nicht gerade um diese Zeit geschieht. Die „Wunderweiber“ gehen hauptsächlich darauf aus, ganz kleine Kinder von der Mutterbrust zu reißen und unbemerkt ihre eigenen unterzulegen. Wenn die „Wunderweiber“ irgendwelche Kinder erwischen, so schlagen sie sie mit Ruthen und werfen diese auf den Kechricht, damit die Mütter erfahren, was mit ihren Kindern geschehen sei. In solchen Fällen muß die Mutter trachten, das „Wunderweib“ zu fangen, ihr die Mütze abzunehmen und sie ihr nicht zurückzugeben, so sehr sie auch bitten sollte. Dann gibt sie

das Kind zurück. Aber an diesem Kinde erlebt man keine Freude mehr, es wird entweder ein Säufer daraus oder eine Buhlerin.

Die wilden Menschen, wie: „Wunderweiber“, „Mittagweiber“ und „Mamonen“, sind Taggeschöpfe; Nachtgeschöpfe hingegen sind die „Nachtmännchen“ (Zmory), die „Truden“ (Gniotki) und der „Alte“ (Wiek). Sie erscheinen, um den schlafenden Menschen zu quälen. Die Nachtmännchen schicken ihm furchtbare Träume auf den Hals, die „Truden“ und „Alten“ pflegen sich über den Schlafenden zu werfen und ihn zu drücken. Die „Trude“ quält



Trachten der Westby- und Pioniny-Bewohner.

auf diese Weise gewöhnlich die jungen, der „Alte“ die alten Leute. „Trude“ oder „Alter“ sind durchaus nicht von hohem Wuchse, nur stämmig und äußerst schwer. Wenn man einer solchen „Trude“ oder dem „Alten“ die Mütze wegnähme, so würden sie viel Geld herbeibringen. Es ist dies sehr schwer zu bewerkstelligen, doch ist es schon mehr als Einem gelungen.

Im Wasser leben die „Ertränker“ (Topielec).<sup>1</sup> Ein Ertränker ist nicht sehr groß, aber äußerst stark; er vermag auch den stärksten Bauer zu bezwingen und ertränkt ihn,

<sup>1</sup> Topielec = eigentlich „Ertränker“. Im Volksmunde erklaugt jedoch oft ein solcher Name die Bedeutung der Eigenschaften, die das Volk seinem Träger zuschreibt. So ist auch hier „Ertränker“ für „Ertränkener“ gebraucht und zu verstehen.

wenn dieser etwa dort badet, wo er sitzt. Diese Wassergeister kriechen manchmal aus dem Wasser und gehen auf der Erde umher.

Außerordentlich reich ist der Antheil der Legende am Sagenschatz des polnischen Volkes. Die heilige Familie, Jesus Christus, die Apostel und namentlich der heilige Petrus, die Gottesmutter, die Heiligen beiderlei Geschlechts und vornehmlich die von polnischer Herkunft, wie der heilige Stanislaus, die heilige Kunigunde, der heilige Jazek, Johann Kanty, der heilige Kazimir, ferner die durch Ablässe oder Wunder berühmte gewordenen Orte, das sind die unererschöpflichen Quellen der frommen Legenden.

Einer ganz besonderen Ehrung erfreut sich im polnischen Volke die heilige Gottesmutter. Sie ist Königin der polnischen Krone; das erste polnische Lied, das der heilige Adalbert auf sie verfaßte, wurde viele Jahrhunderte hindurch als Schlachtgesang von den polnischen Rittern vor jedem Kampfe gesungen. Darum hat auch das polnische Volk diese Königin des Himmels und der Erde mit ganz besonderer Liebe umfassen und tausendfältige Legenden über sie geschaffen. Ein kleiner Bruchtheil davon ist, als besondere Sammlung unter dem Titel „Die Königin des Himmels“ in der Bearbeitung von Gawalewicz und mit herrlichen Illustrationen von Stachiewicz versehen, soeben erschienen. Wir haben diesen Gegenstand bereits zuvor berührt, hier also nur eine kleine Ergänzung.

In alten Zeiten ging es den Menschen gut, da das Getreide ganz anders gedieh, als heute. Die Ähren reichten vom Boden hinauf bis zur Spitze und es gab keine leeren Halme. Allein wie der Überfluß die Menschen immer verdirbt, so geschah es auch hier. Die Leute vergaßen auf Gott und auf die Armen. Die heilige Gottesmutter, barmherzig wie sie immer war, wollte sich davon überzeugen, ob denn die Menschen wirklich so schlecht seien. So begab sie sich denn mit dem Jesukindlein auf dem Arme in ein Dorf und ging dort um Almosen bittend von Haus zu Haus. Überall wurde sie abgewiesen und Mancher rief ihr auch noch ein böses Wort nach. Da ging die heilige Gottesmutter sehr betrübt zum Dorf hinaus und über den Feldweg zum nächsten Dorfe, im Glauben, daß dort die Leute wohl besser sein würden. Aber Jesus wußte wohl, daß in diesem zweiten Dorfe die Leute ganz ebenso gottlos und verhärtet sein würden als sonst wo, als überall. So sagte er: „Man muß ihnen das Brod weniger werden lassen, dann werden sie besser werden.“ Und schon wollte der Herr das Getreide in Gras verwandeln oder nur leere Halme wachsen lassen, allein die heiligste Mutter fühlte noch immer Erbarmen mit den Menschen und da faßte sie gerade in diesem Augenblicke eine Weizenähre oben mit ihrem Händchen an. Was sie mit der Hand umfassen hielt, das blieb Ähre, das Übrige verwandelte sich in einen Halm und seither haben die Feldfrüchte nur in ihren obern Theilen Ähren und nicht so wie ehemals vom Boden aus bis hinauf.

Obgleich sieben Schwerter ihr Herz durchbohrten, obwohl man ihren einzigen Sohn an das Kreuz geschlagen, hat diese Herrin doch keine Bitterkeit in ihrer Seele weder gegen die Welt, noch gegen die Menschen, sie ist ihre Beschützerin, ihre Wohltäterin und Fürsprecherin geblieben und wird es in alle Ewigkeit bleiben. Sogar dort, in der anderen Welt, eilt sie rettend den unglücklichen Seelen zu Hilfe. Namentlich kommt es vor, daß ganze Schaaren von Seelen klagend umherirren und nirgends eine Zufluchtstätte finden können. Sie kommen auf den Friedhof und flehen: „Friedhof, birg uns in deinen Gräbern, auf daß wir Ruhe haben bis zum jüngsten Tage.“ Der Friedhof aber sagt darauf: „Ich kann nicht, ich kann nicht, denn Ihr seid ohne Beichte hingegangen.“ Darauf gehen sie zur Kirche und bitten: „Kirche! laß uns ein, wir werden unter Deinen Bogengewölben wohnen und an Deinem Altare knien bis zum jüngsten Tage.“ Die Kirche aber sagt darauf: „Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Sie gehen zu den Wäldern und rufen wehklagend: „Wald, o Wald! birg uns in deinem Dickicht, bedecke uns mit deinem Schatten und lege uns mit deiner Kühle, denn wir dürsten nach Ruhe und Stille.“ Der Wald aber antwortet mit Brausen: „Ich kann nicht,



Ein Kleinadtbote.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Sie gehen zu den Wäldern und rufen wehklagend: „Wald, o Wald! birg uns in deinem Dickicht, bedecke uns mit deinem Schatten und lege uns mit deiner Kühle, denn wir dürsten nach Ruhe und Stille.“ Der Wald aber antwortet mit Brausen: „Ich kann nicht,

ich kann nicht.“ Sie gehen zum Feuer, sie gehen zum Wasser und wiederholen überall die gleiche Bitte, aber überall hören sie die furchtbaren Worte: „Ich kann nicht, ich kann nicht.“ Endlich stehen sie vor der Höllenspfote. Diese öffnet sich rasselnd und aus dem Höllenfeuer hören sie eine Stimme rufen: „Kommt herein!“ Sie aber jammern, vom Anblick des entsetzlichen Abgrundes erschreckt, unter Thränen: „Heiligste Jungfrau, rette uns, ach rette! Denn Du bist unsere Mutter und Fürsprecherin und Erlöserin!“ Da erscheint die heilige Mutter, macht vor ihnen das Zeichen des Kreuzes und breitet, sie beschützend, ihren Mantel vor dem Höllenschlunde aus. Allein die von der Sünde Befleckten können nicht in den Himmel eingehen; so geleitet sie denn die heilige Mutter auf einem steinigem, dornenvollen Pfade über den Abgrund. Blut rinnt von ihren Sohlen, sie schreiten aber weiter, denn sie wissen, daß ihnen der Herr Jesus so viele von ihren Sünden ablassen wird, als sie Blutstränen vergießen.

Und wie ist die Vitanei zur heiligen Mutter Gottes entstanden, jenes schönste Gebet, welches das polnische Volk mit so inniger Zubrünst spricht? Also: Da der Herr Jesus noch ein junges Knäblein war, da hätschelte er oft sehr zärtlich sein allerheiligstes Mütterlein. So kam es, daß, als er einmal auf den Knien der heiligen Jungfrau liebkozend saß, er ihren Hals mit seinen kleinen Armen umfing und anfang, ihr allerlei schöne und liebkojende Titel zu geben. Er sprach: „Heilige Maria, heilige Gottesgebärrerin, heilige Jungfrau über alle Jungfrauen . . .“ und so weiter, bis er alle die Namen genannt hatte, aus welchen hente die Vitanei zur allerheiligsten Jungfrau besteht. Die heilige Mutter wollte das Jesukindlein nicht unterbrechen und lauschte mit unjagbar süßer Wollust dem lieben Geplauder ihres Söhnchens. Sie lächelte nur und freute sich. Erst als Jesus zu den Worten gekommen war: „Königin der polnischen Krone“, durch seine göttliche Kraft aber im Herzen der heiligen Jungfrau das ganze Unglück dieser Krone gegenwärtig werden ließ, alle die Thränen, die Unfälle, das Unrecht, das ihr durch die Verfolger des Glaubens zugefügt werden sollte, da zog sich das Herz der Gottesmutter schmerzlich zusammen und es brachen Thränen in ihren Augen hervor, sie drückte das Jesukind innig an ihr Herz und rief mit herzlichster Bitte aus: „O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erhöre mich, o Herr! O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, vergieb ihnen, o Herr! O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme Dich ihrer, o Herr!“ Und der Herr Jesus antwortete auf diese innige Bitte seiner heiligsten Mutter mit feierlicher Stimme: „Amen!“

Die Legenden der Heiligen behandeln größtentheils ihre Wunderwerke. Als Beispiel führen wir hier nur die der heiligen Kunigunde an, der Tochter des Ungarkönigs Béla IV. und Gattin des polnischen Königs Boleslaus des Schamhaften (1243 bis 1279), welcher so genannt wurde, weil er in vollkommener Keinheit neben seiner frommen Gemalin lebte.

Die Legende nennt diese gottesfürchtige Königin die Veranlasserin der Entdeckung der berühmten Salzbergwerke in Wieliczka und Bochnia, zum Theil auch als die Beschützerin des Volkes zur Zeit des ersten Einfalles der Tataren in Polen (1241). Eine dieser Legenden erzählt, daß die Königin, welche später das Kloster der Clarissinen in Alt-Sandec gründete und dort als Nonne starb, mit dem armen Volke vor den sie verfolgenden Tataren nach Ungarn hinüber floh.

Zu den Bergmannssagen gehört auch die Sage von dem im Bergwerke von Wieliczka verschütteten Knappen. Sie ist ein Beweis von der tiefen Frömmigkeit, durch welche sich die Bergleute von Wieliczka und Bochnia immer ausgezeichnet haben und ist zugleich auch geeignet, uns vom Standpunkt der Geschichte aus zu interessieren. Die Lehrmeister der polnischen Knappenschaft waren Deutsche gewesen, und so ist auch die Sage, von welcher wir berichten wollen, mit der ursprünglich deutschen Familie der Bonar verknüpft. In jenem Theile der Stadt Krakau, welcher der Kazimierz (Kazimir) genannt wird, steht die Kirche der heiligen Katharina, ein bewunderungswürdiges, von König Kazimir dem Großen (1333 bis 1370) im gothischen Style errichtetes Bauwerk. In dieser Katharinenkirche auf dem Kazimierz befindet sich ein wunderthätiges, auf eine der Wände gemaltes Frescobild Christi des Erbarmers, und nahe an diesem ein ähnlich ausgeführtes Bild Mariä vom Troste. Die Geschichte dieser Bilder ist mit dem Leben des Jesaias Bonar verknüpft, welcher in Krakau im Jahre 1380 geboren, ebenda im Jahre 1471 gestorben und in der Katharinenkirche beigesetzt worden ist, wo sich bis auf den heutigen Tag sein Grabmal befindet. Die angesehenere Familie der Bonar, auch Boner genannt, war aus deutschen Landen, wahrscheinlich aus den Niederlanden nach Polen gekommen. Zu König Kazimirs des Großen Zeiten war sie schon in Polen ansässig, hatte im Krakauer Gebiete zahlreiche Besitzungen und war durch verwandtschaftliche Bande mit den vornehmsten Familien des Landes verbunden. Der seliggesprochene Jesaias war ein Sohn Florian Bonars und der Bronisława de Brzezie Lanckorońska. Seine Universitätsstudien vollendete er im Jahre 1406 in Krakau, erhielt den Doctorgrad und trat darnach in den Orden der Augustiner am Krakauer Kazimierz ein, wo er ständig verblieb. Er stand im Rufe großer Heiligkeit, tiefer Gelehrsamkeit und einer mächtigen Beredsamkeit. Dies war auch Ursache, daß er an der polnischen Gesandtschaft bei dem Concil zu Constanz theilnahm, wo er die Lehren Johann Hus' bekämpfte und die Gattin eines Constanzer Bürgers, eines gewissen Johann Körner, von der Ketzerei bekehrte. Er hat auch ein lateinisches Werk religiösen Inhaltes hinterlassen, dessen Handschrift im Jahre 1556 in Krakau verbrannte; doch soll es in den Augustinerklöstern Deutschlands vielfach verbreitet und sehr geschätzt gewesen sein. Dieser Mönch war es eben, welcher die Ausführung jener beiden Gemälde in der Katharinenkirche veranlaßte, deren wir oben Erwähnung thaten und welche später als

wunderthätig berühmt wurden. Da war nun ein Bergmann aus Wieliczka (wie die Sage erzählt, auf welche sich Stachiewicz's Gemälde bezieht), der, so oft er nach Krakau kam, vor dem Bilde des Erbarmers inbrünstig zu beten, eine Kerze zu kaufen pflegte, die er davor anzündete und Brod als Almosen unter die Armen vertheilte. Eines Tages wurde der Bergmann in seinem Schachte verschüttet, und zwar so, daß man ihn als verloren betrachtete und sich nicht einmal bemühte, ihn gleich ans Tageslicht zu fördern. Allein die Gattin des Unglücklichen verlor den Muth nicht. Sie ging oft nach Krakau, betete vor dem Bilde des barmherzigen Jesus, kaufte Kerzen und gab Almosen, genau so, wie ihr Mann dies gethan hatte. Und ihre Hoffnung betrog sie nicht. Nach einem Jahre wurde der Bergmann ausgegraben; er war aber gesund und heil geblieben, wie dies Zeugnissen bekräftigten. Er selbst aber, darüber befragt, auf welche Weise er hatte weiterleben können, gestand, daß ihm der Christus aus der Katharinenkirche täglich erschienen sei und ihm täglich einen Laib Brod gesendet habe. Dieses Ereigniß hat sich vor sehr langer Zeit zugetragen, allein die Erinnerung daran hat sich in der Familientradition des Geretteten erhalten, welche Familie seit jener Zeit bis nahezu auf den heutigen Tag vor dem wunderthätigen Bilde des barmherzigen Jesus gebetet, Kerzen angezündet und Brod als Almosen vertheilt hat. Zur Aufklärung des Zusammenhanges zwischen der Katharinenkirche und den Bergleuten von Wieliczka, welches ziemlich weit von Krakau entfernt ist, müssen wir hinzufügen, daß einer aus der Familie Bonar sich zur Zeit König Sigismund des Alten (1506 bis 1548) für alle Zeiten in der vaterländischen Geschichte Polens dadurch ausgezeichnet hat, daß er das Finanzwesen des Landes ordnete und die Bergwerke von Wieliczka zur vollen Blüte brachte, wo es bis heute noch Schachte gibt, welche den Namen Bonarschacht führen. Das mußte wieder den Bergleuten von Wieliczka die um ihrer Wunderthätigkeit willen berühmten Gemälde des seligen Jesajas Bonar in der Katharinenkirche lebhaft in Erinnerung bringen.

Die historischen Sagen beziehen sich zumeist auf die Anfänge des Volkes. Das polnische Volk war ehemals aus einigen Stämmen zusammengesetzt, welche den gemeinsamen Namen der Lechiten führten. Diese Benennung gerieth seit der Zeit in Vergessenheit, als jener Theil der Lechiten, welche in den Gegenden von Gnesen und Posen wohnten und sich die Polanen nannten, die Oberhand über die übrigen Stämme gewann und seinen Namen dem ganzen Volksstamm aufdrückte. Die Sage erzählt, daß König Lech der Urvater des polnischen Volkes war. Dieser kam zu einer nicht näher bekannten Zeit mit seinem Volke in die Ufergebiete der Warthe, wo es damals noch große Wälder gab. In einem dieser Wälder fand er und sein Rittergefolge ein Nest weißer Adler und nahm dies seiner Seltenheit wegen als ein gutes Omen an. Hier wo er das Nest (polnisch Gniazdo) gefunden hatte, ließ er sich eine Residenz bauen; vom Worte

Gniazdo nannte er die Stadt Gniezno (Gnesen) und den weißen Adler wählte er zum Wappenthier des Reiches.

Zu jener Lechitenzeit herrschte in der Gegend des heutigen Krakau der Fürst Krak (lateinisch Krakus). Unter seiner Regierung tauchte in einer Höhle des Berges Wawel ein Drache auf und richtete furchtbares Unheil an, indem er Menschen und Thiere verschlang. König Krakus bezwang das Ungeheuer, dessen Höhle man noch heute den Besuchern des Wawel zeigt. Sodann baute sich Krakus auf dem Wawel ein Schloß und um das Schloß eine Stadt, die er, nach seinem Namen, Kraków (Krakau) nannte. Er zeichnete sich auch durch kühne Kriegsthaten aus, so daß er nach seinem Tode vom ganzen Volk mit großen Ehren zu Grabe getragen und ihm auf seinem Grabe bei Krakau im Vororte Arzemieski ein hoher Hügel aufgerichtet wurde, welcher noch heute unter dem Namen Grabhügel des Krakus besteht.

Da Krakus keinen männlichen Leibeserben hinterließ, so ergriff nach seinem Tode Wanda die Zügel der Regierung, welche Fürstin durch Schönheit und Geist weit hin berühmt war. Daher strebte ein deutscher Fürst, namens Müdiger nach ihrer Hand; allein Wanda wollte sie ihm nicht reichen, da sie fürchtete, es könnte ihr Volk dadurch unter fremde Herrschaft gelangen. Der beleidigte Fürst beschloß durch Gewalt zu erreichen, was er anstrebte und erklärte ihr den Krieg. Wanda erschrak keineswegs, sondern erschien an der Spitze ihrer Kriegsscharen auf dem Schlachtfelde; der Kampf war sehr erbittert, endlich aber wurden die deutschen Kriegsrotten besiegt und stoben auseinander. Müdiger aber stürzte sich in sein eigenes Schwert und endete so sein Leben. Aber auch Wanda wollte durch ihre Person das Vaterland keiner Gefahr mehr aussetzen. Nachdem sie den Göttern geopfert hatte, sprang sie in die Weichsel und fand ihren Tod in den Fluthen. Das ganze Volk beweinte ihren Verlust und ehrte sie, wie ihren Vater, durch die Errichtung eines hohen Grabhügels. Dieser Hügel besteht noch heute unter ihrem Namen in der Nähe Krakaus, dort, wo man der Sage nach ihren Leib aus dem Flusse gezogen und wo später das Dorf Mogiła (Grabhügel) entstand, das eben von Wandas Grabhügel seinen Namen trägt. Nach Wandas Tode kam die Herrschaft des Gebietes von Krakau an zwölf Wojewoden, bis dieselbe endlich an die Polanen überging.

Nach König Lech hatten die Polanen mehrere Herrscher gehabt, unter anderen Papiel II., welcher höchst grausam war. Dieser lud einmal seine Vettern zu einem Gastmahle ein und vergiftete sie auf Zureden seiner Gemahlin. Ihre Leiber aber ließ er in den Goplojee werfen, da sein Königsschloß sich auf einer Insel dieses Sees befand. Aus den Leibern der Vettern krochen jedoch eine solche Menge von Mäusen, daß sie sein Schloß überflutheten und den mordgierigen König aufraßen. Von dem Schlosse Papiels blieb nur der Thurm zurück, welcher noch heute der Mäusethurm genannt wird.

Damals lebte in Kruszwica am Goplosee ein armer Landmann, Namens Piaſt, welcher auch das Radmacherhandwerk betrieb. Als die Beſchneidung ſeines Sohnes Ziemowit gefeiert wurde, da traten zwei Reiſende, es waren wohl Engel, in ſein Haus, welche von Popiel abgewieſen worden waren. Da ſie freundliche Aufnahme fanden, vermehrten ſie in wunderbarer Weiſe die Speiſen und den Meth und verkündeten dem Piaſt eine große Zukunft. Piaſt wurde zum Könige gewählt; ſein Geſchlecht nahm den polniſchen Thron ein und erloſch erſt mit dem Tode Kazimirs des Großen (1370). Ein Urenkel Piaſts war Miecislaus I., der erſte Herrſcher Polens in hiſtoriſcher Zeit. Die Sage erzählt, daß er blind auf die Welt gekommen und erſt bei ſeiner Beſchneidung in ſeinem ſiebenten Lebensjahre durch ein Wunder ſehend geworden ſei. Die anweſenden heidniſchen Prieſter weiſſagten dem Vater daraus, daß durch Miecislaus ein großes Licht ſich über Polen ergießen werde. Das bewahrheitete ſich, da der König die Taufe annahm und ſein ganzes Volk dem Chriſtenthume zuführte.

Auch von den ſpäteren Polenkönigen wurde mehr als Einer zum Gegenſtand der Volksſagen. Zu den populärſten unter ihnen gehörten Kazimir der Große (1333 bis 1370) und Johann III. Sobieſki, der Befreier Wiens (1674 bis 1696). Aus den Zeiten nach der Theilung Polens ſind Koſciuszko und Fürſt Joſef Poniatoſki im Volksliede verherrlicht worden.

Von Napoleon I. jagt der Volksmund, daß er ein großer „Kufijaſ“ (Verführer) Gottes und der Menſchen war.

Heute ſteht das Schloß auf dem Wawel ſowie auch die Kathedrale, wo ſo viele Königsgräber und Denkmäler ſich befinden, verödet. Allein unter dieſem Schloſſe befindet ſich im tiefften Herzen des Wawel, in der Erde, der Volksſage nach, ein ebenſolches Schloß, nur iſt es nicht ſo düſter und gruſtmäßig wie jenes ober dem Erdboden, es iſt hell, heiter, prächtig, ſo wie es das andere ehemals war. Darin befindet ſich ein großes Gewölbe, gleichſam eine Kirche, und da gibt es viel Gewaffen, Schilde, Säbel, Banner und jegliches Mißzeug. In der Mitte ſteht ein Tiſch und um denſelben ſißen alle polniſchen Könige in ihren Krönungsgewändern: Lech, Krakus, Wanda, Piaſt, Miecislaus, Boleslaus der Tapfere, Kazimir der Große, Stefan Báthory, Sobieſki und alle anderen. Einmal im Jahre hört man unterirdiſches Pferdegetrabe, Trompetenſchall und Getümmel, dann ſteigt einer der Herrſcher, der Annahme nach Boleslaus der Tapfere, um Mitternacht aus der unterirdiſchen Feſte, ſchreitet mit eiſernem Schritt über die großen Höfe des verödeten Schloſſes, in der Hand ein gleißendes Schwert, ſo groß, wie das eines Erzengels. Wer gut iſt, vermag den ſo dahinjchreitenden König zu erblicken und empfindet im Herzen unausſprechliche Freude; wer aber böſe iſt, der wird den König gar nicht gewahr und ein ſolcher Schreck erfaßt ihn, daß er als Leiche umſinkt.

Aberglaube. — Einige Einzelheiten aus der Dämonologie wurden schon berührt. Zu den Luftgeistern gehören außer dem schon erwähnten „Donnerer“ die „Planetenleute“ (Planetnicy). Die Planetenleute (wir wollen sie Planetiden nennen) sind gewöhnliche Menschen, nur daß sie eben „zu solcher Stunde“ geboren werden. In Pierzchów z. B., unweit Bochnia, lebte vor Jahren ein junger Bursche, ein Schäfer, welcher es immer vorher wußte, wann ein Regen oder Sturm kommen werde. Er wurde auch in Sachen des Wetters der Prophet der umwohnenden Bevölkerung. Als er aber sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, verschwand er mitten in einem Gewitter spurlos; er war eben ins Gewölk, unter die Planetiden gegangen. Die Planetiden



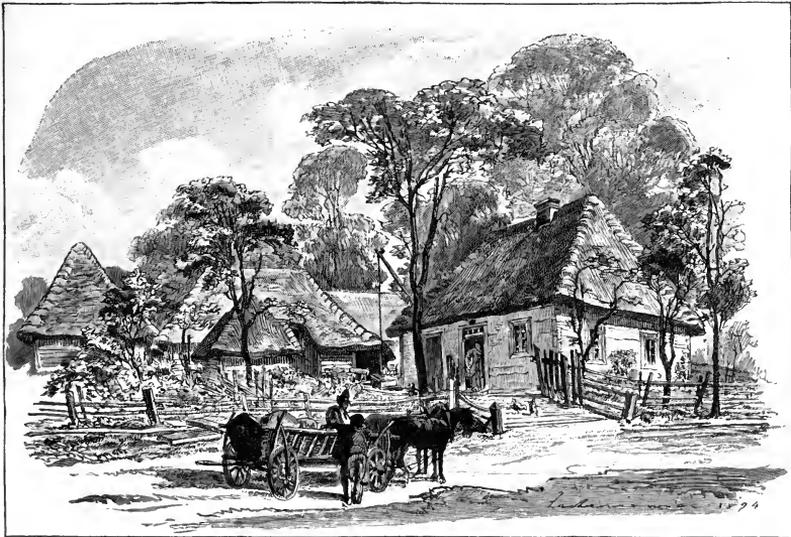
Gasse in Baranów an der Weichsel.

wohnen in den Wolken. In verschiedenen Gegenden sind verschiedene Vorstellungen über ihre dortige Thätigkeit im Gange. In der Vorstellung der Lasowiaken ziehen sie die Wolken an Schnüren; nach den an der Kaba Wohnenden haben die Planetiden mit Wasser angefüllte Boote, welche sie an silbernen Kettchen ziehen, von Nebeln umgeben, welche sich uns als Wolken darstellen. Die Boote werden durch den Regenbogen mit Meerwasser gefüllt, wenn aber die Planetiden dieses Wasser „anspritscheln“ und keine Zeit vorhanden ist, bis ans Meer zu treiben, so senkt sich der Regenbogen zu den Teichen und Flüssen und trinkt. Würde jemand in der Nähe am Ufer stehen, so könnte der Regenbogen ihn einschlucken, wie er es mit den Fröschen thut, welche dann mit dem Regen auf die Felder niederfallen.

Den Hagel spalten die Planetiden aus dem Eise, das sie aus dem Eismeer in die Wolken führen. Ehemals stießen die Planetiden dieses Eis in der Stampfmühle, allein mit der Zeit erfanden sie den „Perler“, eine Maschine, mittelst welcher ihnen die Arbeit rascher und besser gelingt. Die Planetiden altern in den Wolken, so wie die Menschen auf der Erde; von ihrem Tode jedoch wissen die Volksüberlieferungen nichts zu erzählen. Die Planetiden können den Landwirth vor Hagelschaden schützen; auch können sie Eis und Hagel im Handumdrehen bereiten, indem sie das Wasser irgend eines Teiches oder Sees frieren machen. So erzählt man z. B., daß ein an der Naba wohnender Bauer einmal „Reißen“ in den Füßen hatte. Er wendete „alles“ dagegen an, allein nichts half. Da rieth ihm jemand, er solle in die Berge gehen und dort im „Meerauge“ seine Füße baden. Er ging hin, setzte sich an das Ufer und tauchte die Füße ein. Da kommen ein paar bärtige Kerle in zerrissenen Kitteln, mit ungeheuren Stöcken bewaffnet, herbeigelaufen — wie die Räuber. „Was machst Du da?“ rufen sie, da sie den Bauer erblickten. „Was sollt' ich denn machen,“ jagt er, „in den Füßen reißt's mich und ich bade sie.“ „Gleich nimm diese Füße aus dem Wasser,“ rufen sie, „denn es wird ein Frost kommen, der würde sie Dir einfrieren machen.“ Erhört zog er die Füße aus dem Wasser und wartete, was weiter geschehen würde. Die Planetiden aber umkreisen einmal nach dem andern das „Meerauge“ und rufen dabei: „Holla! holla! holla!“ und so oft sie das rufen, so oft schlagen sie mit ihren Stöcken ins Wasser. Im Nu war schon dickes Eis über das ganze „Meerauge“ gebreitet. Die Planetiden zer schlagen dieses nun mit ihren Stöcken, nehmen Stücke davon heraus, legen sie in die Stampfe und auf den „Perler“ und verarbeiten sie zu Hagel. Der Bauer, welcher, da sie ihm weiter nichts gesagt hatten, Muth bekommt, fragt die Planetiden, wozu sie das thun. Er erfährt mit Schrecken, daß sie vorhaben, sein Dorf durch Hagelschlag zu bestrafen, weil dort eine Magd ihr Kind auf freiem Felde und nicht in geweihter Erde begraben habe. Nun fängt er an, die Planetiden anzusehen, sie mögen doch wenigstens seine Felder verschonen, da er arm und krank und zur Arbeit untauglich sei. Nach langem Bitten ließen die Planetiden sich endlich erweichen, hießen ihn aber so schnell als möglich in sein Dorf zurückkehren und an allen vier Ecken seines Feldes Lindenzweiglein einpflanzen. Kaum war der Bauer in sein Dorf zurückgekommen und hatte es so gemacht, als auch schon ein furchtbares Unwetter ausbrach und der Hagel bis aufs Letzte alles zer schlug; nur sein Feld blieb unberührt.

Zu den Geistern, welche auf der Erde leben oder in gewissen Augenblicken erscheinen, müssen außer den schon erwähnten „Ertränkern“, den „Wunderweibern“, den „Mittagfräulein“ und „Mamonen“, welche man auch „kleine Göttinnen“ (Boginki) oder „Teufelinnen“ nennt, den „Truden“ und dem „Alten“ noch die „Schrecken“ (Strachy) aller Gattungen gerechnet werden. Dazu gehören natürlich vor allem die „Teufel“, aber auch der „Tod“ und die „Wißerseeelen“.

Der Teufel hat menschliche Gestalt, ist aber natürlich kohlschwarz, gleich einem Thier mit einem Fell bedeckt, hat hinter den Ohren hervorragende Hörner, sprühende Augen, an den Händen ungeheure Krallen, rückwärts einen Schwanz, die Füße in Pferdehufe oder in Klauen auslaufend, namentlich in Schweinsklauen. Mit dem Schwein steht er überhaupt nicht auf dem allerbesten Fuße. Wenn er „heirathet“ und dabei auf Straßen und Chausseen herumtanzt und ganze Wolken von Staub aufwirbelt, kann man ihm gleich das Spiel verderben, wenn man ihm zuruft: „Möchtest du dir lieber einen Schweinsnapf auf den Schädel setzen und keinen Staub aufwirbeln!“ Nicht immer jedoch zeigt sich der



Aus dem Dorfe Michocin, zwischen Tarnobrzeg und Baranów an der Weichsel.

Teufel in dieser seiner gewöhnlichen Gestalt. Er kann sich auch in einen Bauer oder einen Herrn oder Jüngling verwandeln, oder sich in den Körper irgend eines Thiers, z. B. einer Katze „hineinwerfen“. Die Teufel sind gewöhnlich sehr schlau, allein es gibt unter ihnen geistreichere und dümmere, gerade wie bei den Menschen. Am öftesten begegnet er einem Betrunknen, der auf irgend einem öden, menschenleeren Wege heimkehrt. In diesem Falle führt ihn der Teufel vom Wege ab und zieht ihn herum, weiß Gott auf welchen Wegen, die ganze Nacht hindurch. Indessen kann man auch in nüchternem Zustande dem Teufel leicht begegnen, und das ist, ob dieser nun geistreich oder dumm ist, immer gefährlich und schrecklich. Darum fürchten sich auch Viele,

den Namen des Teufels auszusprechen und wenn sie fluchen, so sagen sie: „Daß dich doch alle . . . . . holen“; das Wort „Teufel“ aber sprechen sie nicht aus. Anstatt „alle“ (wszyscy) wurde ehemals (noch im XV. und XVI. Jahrhundert) im Polnischen der Ausdruck „wsciornasci“ (alle) gebraucht. Dieser Ausdruck ist aus der Literatursprache verschwunden und nicht Jeder weiß heute, daß er existirt und was er bedeutet hat. In vielen Gegenden flucht indessen der Bauer noch immer „daß dich wsciornasci holen“ und gibt dadurch naiven Ethnographen Anlaß zu glauben, daß es einstmal bei den heidnischen Polen einen Gott namens Wsciornastek mit einer ganzen Familie von Wsciornastki gegeben habe, offenbar einen Gott des Bösen, da sein Name sich im Fluche erhalten hat.

Den Tod stellt sich das polnische Volk als ein weißgekleidetes Weib, bald ohne alle Attribute, bald mit einer Sense, bald, außer der Sense, mit Säge, Schaufel, Harke und Besen bewehrt, vor. Es sind dies Symbole: der Tod durchschneidet mit der Sense das Leben, mit der Säge stellt er den Sarg her, mit der Schaufel gräbt er das Grab, mit der Harke verstreut er die morschen Überreste und mit dem Besen kehrt er sie zusammen wie den Staub der Straße. Den Tod hat schon mehr als Einer gesehen, denn wo jemand sterben soll, dort erscheint der Tod in manchen Nächten. Sie (die weiße Frau) steht knapp am Hause entweder ganz still da, oder sie pocht dreimal an das Fenster und ruft den mit Namen, den sie holen will. Wenn er sich meldet und fragt „was ist's?“ so ist er verloren. Man soll nicht antworten, sondern schnell und laut „Gegrüßet seist Du, Maria!“ sagen.

Die Beziehungen zwischen den Lebenden und den Dahingeschiedenen sind sehr lebhaft. Namentlich sind es die Eltern, welche zur Nachtzeit ihre Kinder heimsuchen. Der Vater sieht zu, wie seine Wirthschaft geführt wird, die Mutter steht nach den Kindern. „Da schlafe ich einmal so am Ofen“ — erzählte dem Schreiber dieses ein ihm bekannter Landmann — „da knurrt es, die Thüre geht auf und es tritt meine selige Frau herein, ganz so angekleidet, wie ich sie begraben habe und so weiß, wie Papier. Sie hat sich in der ganzen Hütte umgesehen, hat auf den Ofen, auf mich geschaut, ist dann zu jedem der Kinder hingegangen, bei einem jeden stehen geblieben, und hat es lange angeschaut und endlich hat sie sich bis zur Wiege hingeschoben, wo das Kleine lag — denn bei dem Kleinen ist sie gestorben — und hat sich mittheilig, als wollte sie ihm die Brust reichen, darüber hingebeugt. Da bin ich mit beiden Füßen aufgesprungen und habe sie begrüßen wollen, aber wie oft ich auch die Hände ausstreckte, um sie an mich zu ziehen, so war es immer, als ob ich Luft gehascht hätte und ich habe sie nicht greifen können; da hat mich ein Schrecken erfaßt und ich habe ausgerufen: „Zadwiś, theneres Weib!“ Da ist sie so wie zusammengeschauert, der Hahn hat zu krähen angefangen und — fort war sie.“ Die Todten soll man nicht lange betrauern, denn das beschwert ihre Seele im ewigen Leben. Am Allerseelestage, wenn um Mitternacht

die Seelen zum Gebet in die Kirche wandeln, kann man sehen, wie einige von ihnen große Krüge tragen, das sind eben die um ihretwillen vergossenen Thränen.

Die armen Seelen büßen die verschiedenartigsten Sünden ab und das an den verschiedensten Orten: in verödeten Schlössern und Häusern, an Kreuzwegen, in der Nähe der Friedhöfe, in wüsten Einöden, ja sogar in Bäume eingeschlossen. In letzterem Falle winnern sie, wenn ein solches Holz sich im Feuer befindet. Von den büßenden Geistern müssen wir wenigstens die Strzygonen oder Vampyre und die Irrlichter nennen.

Ein Strzygon ist ein Mensch, welcher gestorben ist, aber oft zur Nachtzeit aus seinem Grabe steigt. Man kann aus verschiedenen Ursachen ein solcher Strzygon oder Vampyr werden; sicher aber wird, wer, als er lebte, nicht „gefirmt“ worden ist, nach seinem Tode ein Vampyr. Die Taufe eröffnet den Menschen den Weg zum Himmel, sie allein aber vermag nicht zu erlösen, wenn man nicht die zweite Taufe, das heißt die „Firmungstaufe“, empfangen hat. Der Strzygon erscheint den Menschen in jener Gestalt, die er in den letzten Augenblicken vor seiner Erkrankung oder seinem Tode hatte. Es ist darum auch sehr schwer, ihn von einem gewöhnlichen, lebenden Menschen zu unterscheiden. Gewöhnlich qualmt höllisches Feuer aus seinem Munde; Leute aber, welche viel mit den Strzygonen zu thun gehabt haben, sagen, daß dies nicht immer der Fall sei; doch darin stimmen alle überein, daß schon der Hauch eines solchen Vampyres allein, sei er nun feuer-sprühend oder nicht, unbedingt den Tod herbeiführe, ja manchmal sofort, auf der Stelle. Es ist dem Vampyr auch an nichts so sehr gelegen, als daran, irgend jemandem in den Mund zu „hauchen“ und so ihm das Leben zu rauben. In dieser Absicht fällt er zur Nachtzeit die Leute an, und aus diesem Anlaß hat schon mancher Bauer mit dem Vampyr eine heftige Schlägerei gehabt. Den Vampyr von rechts her schlagen hilft gar nichts: wer ihn besiegen will, muß ihn „von links her“ prügeln. Allein, wenn ein Mensch den Vampyr auch besiegt hat, so darf er nicht denken, daß ihm dieser nichts angethan habe: der Vampyr konnte ihm nämlich in den Mund hauchen, als er eben von seiner Vertheidigung in Anspruch genommen war und den tödtlichen Hauch gar nicht spürte. Es ist also auf jeden Fall eine sehr gefährliche Sache, mit einem Strzygon oder Vampyr auch nur zusammenzutreffen. Doch ist es sehr schwer, ihm auszuweichen, namentlich wenn kein Höllenfeuer ihm aus dem Munde qualmt. Denn woran sollte man ihn denn erkennen? Man sagt, er habe einen blauen Fleck auf dem Rücken, es fehlen ihm die Haare in den Achselhöhlen; allein, wer wird ihn denn auskleiden und so genau untersuchen? Manchmal wird übrigens irgend eine geliebte Person ein Vampyr, z. B. der Vater, der Gatte, der Bruder. Er kommt zur Nachtzeit, das Höllenfeuer qualmt ihm nicht aus dem Munde, er ist ganz so, wie er ehemals war; er hilft bei der Arbeit, er wird das Vieh betreuen, Holz spalten, Erbsen stampfen &c. Vor Tagesanbruch kehrt er in sein Grab

zurück und kommt zur Nacht wieder; er haucht niemandem gewaltsam in den Mund, um ihn zu tödten. Wie soll man ihn da nicht aufnehmen, nicht mit ihm verkehren? Und dennoch; obgleich er niemandem gewaltsam in den Mund haucht, obgleich er bei der Arbeit behilflich ist, so ist seine Nähe doch sehr, ja äußerst schädlich. Das bloße Einathmen der gleichen Luft, die er athmet, wirkt schon tödtlich. Jene, welche mit ihm verkehren, erleiden, wie wenn das Blut allmählig aus ihnen flöße und magern ab. Am besten ist es also, mit den Vampyren niemals etwas zu thun zu haben. Da es nun verschiedene Arten von Vampyren gibt, so gibt es auch verschiedene Arten, sich ihrer zu entledigen. Damit er niemals aus dem Grabe steige, muß man durchaus dieses Grab ausfindig machen. Dazu gibt es verschiedene Mittel. Man muß dem Vampyr einen Faden in die Kleider nähen. Sowie der Hahn kräht, kehrt er zu seinem Grabe zurück und man braucht nur dem Faden zu folgen, um das Grab zu finden. Er wird nicht mehr heraussteigen, wenn man ihm nun ein Blättchen mit dem darauf geschriebenen Namen „Jesus“ zwischen die Zähne legt und ihn im Sarge mit dem Gesichte nach unten kehrt. Wie aber, wenn das Blättchen herausfällt, oder die Mäuse es abnagen? Da wäre er imstande, auf's Neue herauszu steigen und Schaden anzurichten! Darum muß man, wenn jenes nicht hilft, dem Vampyr den Kopf abschneiden und unter den Arm legen. In jedem Falle wird der Pfarrer am besten wissen, was mit diesem oder jenem Vampyre zu geschehen habe; man muß ihm nur alles ganz genau erzählen.

Ehemals hatte man nur von Vampyren gehört, doch ist es sicher, daß es auch Vampyrinnen gibt. Vor einer solchen Dame (denn von Vampyrinnen aus dem Bauernstande hat der Schreiber dieses nie etwas gehört) ist sogar ein Gendarm einmal zum Feigling geworden, wie Herr Swietek in seinem Werke „Das Volk an der Kaba“ berichtet.

In der Gestalt von Lichtern, welche zur Nachtzeit umher irren, büßen ungetaufte Kinder, so wie auch jene, die zu Lebzeiten jemand ein Unrecht angethan und dieses Unrecht vor dem Tode nicht gut gemacht haben. Die ersten dieser Lichter irren solange umher, bis sie irgend jemand tauft, die andern so viele Jahre, als es Gott ihnen vorgegeschrieben hat. Ihre Qualen können die Erben abfürzen, wenn sie den Geschädigten Genugthuung leisten. Das zugefügte Unrecht kann verschiedener Art sein, z. B. das Bebauen fremden Grundes, Diebstahl auf dem Felde oder im Haus, den Feldern durch Vieh bereiteter Schaden, körperliche Verletzungen. Ein solches Büßerlicht irrt dort umher, wo der Mensch, als er lebte, sein Unrecht beging. Er klagt und ruft: „Ackere den Aain ab, pflüge das Ackerbeet!“ u. s. w. Die Irlichter der ungetauften Kinder sind am allerlästigsten. Sie können nicht sprechen, daher bedrängen sie den Menschen überall, damit er errathe, daß sie nach der Taufe verlangen. Zu fürchten ist ein solches Lichtchen durchaus nicht, es handelt sich nur darum, die Taufe zu vollziehen. Man spricht: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters,

des Sohnes und des heiligen Geistes; bist Du ein Knabe, so sei Dein Name Adam, bist Du ein Mädchen, so sollst Du Eva heißen.“ Man macht nach allen vier Weltgegenden hin das Zeichen des Kreuzes, dann muß man das Hemd, das man' auf dem Leibe trägt, zerreißen und eine Hälfte davon ohne Ärmel dem Lichtlein „auf Windeln“ hinwerfen. Sowie sich dieses vollzieht, erlischt das Irrlicht sofort. Wenn jemand die Taufe vollzüge, aber das Stück Hemd für die Windeln nicht hergäbe, so würde sich das Irrlicht auf ihn werfen, ihm sein Hemd zerreißen und aus Unachtbarkeit auch noch die Augen ansbrennen.



Die Holzirche zu Dembno im Sandeet Kreis.

Auch gewisse leblose Dinge können eine außerordentliche Kraft in sich tragen, verschwinden und auftauchen wie Geister. Hierher gehört z. B. der Inelus, eine Münze, welche, so oft sie auch ausgegeben wird, immer wieder in die Tasche ihres Eigentümers zurückkehrt. Ein Inelus kann jedes beliebige Geld werden; man muß es nur in das Ende des linken Stiefels unter die dritte Zehe legen und den Stiefel neun Tage tragen, ohne ihn bei Tag oder bei Nacht abzulegen und dabei immer an den Inelus denken. Während dieser Zeit darf man sich auch nicht waschen, noch das Vaterunser beten. Ein so gewonnener Inelus hat auch die Fähigkeit, anderes Geld, mit welchem er sich beisammen findet, anzustecken: wenn er davonläuft, nimmt er auch dieses mit sich und bringt es in den Sack

seines „Pflegers“. Gewisse Krankheiten, wie z. B. der Kottun (Weichselzopf) oder das Gościec (Gliederreißen) sind gleichfalls böse Geister, welche den Leib des Menschen besallen. Der Weichselzopf kündigt sich durch das Einfilzen der Haare auf dem Kopfe an und ist nur ein äußeres Zeichen davon, daß der Gościec in ihm sitzt. Würde man den Weichselzopf auseinanderkämmen, so würde der Gościec böse; es entsteht ein entsetzliches Reißen in den Gliedern und der Mensch kann sterben. Es ist daher am besten, den Weichselzopf in Ruhe zu lassen, bis er sich ordentlich einzieht und abläßt. Dann erst darf man ihn abschneiden, und zwar zur Mittagszeit an einem vollkommen heiteren Tage. Den abgeschnittenen Weichselzopf trägt man in einem Säckchen auf der Brust bis zum Charfreitag oder Charsonntag. Am Charfreitag kann man ihn in einen Sumpf senken, am Charsonntag aber unter einer Saalweide vergraben. In beiden Fällen muß man ihm eine gewisse Münze ins Säckchen begeben oder ihn mit Branntwein besprennen. Auf diese Art läßt der begütigte Kottun (Weichselzopf) den Menschen in Ruhe und theilt sich dem Sumpfe oder der Weide mit, welche dann auch verdorrt.

Man hat den Kottun oftmals gesehen, wie er sich in diese oder jene Hütte einschlich, wo er in jemanden hineinfahren wollte. Er sieht aus, etwa wie ein großer Mantwurf oder wie eine große Maus. Man fängt ihn jedoch am leichtesten durch die Beschwörungen irgend eines durchwandernden bösen Menschen, oder indem man ihn aufschreckt, wenn man ihn im Sumpfe oder unter der Weide findet, wohin ein Anderer ihn geworfen. In diesem letzteren Falle darf man weder über ihn steigen, noch das bei ihm befindliche Geld wegnehmen, noch auch ihn auf irgend eine andere Art berühren, denn er wird sich rächen und in den Menschen hineinkriechen. Einst nahm ein junger Bursche dem Kottun einen Kreuzer auf eine Cigarette; aber kaum hatte er diese ausgeraucht, so fing es sofort an, ihn in den Gliedern zu reißen. Es war noch gut, daß der Hauswirth des Burschen das erkannte und diesen anhielt, dem Kottun Abbitte und Genugthuung zu leisten, denn sonst wäre der Bursche zeitlebens ein Krüppel geblieben. Seine Abbitte lautete nun folgendermaßen: „Liebes Kottunchen, ich habe Dir aus Dummheit den Kreuzer weggenommen, ich weiß aber schon, was das bedeutet und bedaure es sehr; erbarme Dich meiner, da hast Du anstatt dieses einen Kreuzers gar fünf und laß mich nicht zu Schaden kommen.“

Zauberer und Zauberinnen gibt es natürlich ohne Zahl. Die Zauberinnen sind namentlich dadurch schädlich, daß sie den Kühen die Milch entziehen oder verderben, und zwar durch ihre Verbindungen mit den Teufeln. Die Zauberinnen kennen sich untereinander, denn an jedem Freitag vor Sonnenaufgang halten sie an den Dorf-, Feld- oder Hutweidegrenzen Versammlungen und Berathungen ab. Auch haben sie einmal im Jahre gemeinschaftlich mit den Teufeln eine Hauptversammlung, und zwar am Charfreitag vor Sonnenaufgang. Bei dieser Zusammenkunft brauen sie verschiedene Kräuter und

unterrichten einander, wie man am besten und wirksamsten fremde Rüche verzaubere. Auf die Berathungen folgt ein Hexenjabbath, da die Hexen mit den Teufeln tanzen und sich unterhalten. Zu diesen Hauptversammlungen kommen die Hexen auf Pferden herangeritten, welche in Form und Farbe angebrannten Schürstöcken, Beien oder Schaufeln gleichen, da diese ihre Pferde bei Tage eben jene Geräthschaften sind. Die Pferde der Teufel, denn auch diese kommen zu Pferde, sind pechschwarz und unterscheiden sich von gewöhnlichen Pferden nur dadurch, daß sie weder Mähnen, noch Schwänze haben. Die Begrüßung beim Kommen und Gehen besteht in einem Kusse, und diese Küsse sind es eben, wovon die Hexen so häßlich werden.

Die Hexen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Sammeln der ihnen nöthigen Kräuter auf den Weideplätzen, Feldrainen und Feldern. Es sind dies Kräuter, wie: die Glockenblume, der wilde Polei, der gelbe Hahnenfuß, der Wegwart, der wilde Thymian, das Hufkraut. Während sie die Kräuter sammeln, wiederholen sie unaufhörlich: „Ich sammle den Nutzen, doch nicht den ganzen.“ Diese Kräuter kochen sie, und mit ihrer Hilfe entziehen sie allen Kühen, welche an diesen Stellen weiden, die Milch. Wer die Hexen sehen will, der muß am Tage vor dem heiligen Adalbertstag vor Sonnenaufgang sich an jene Orte begeben, wo das Vieh auf die Weide getrieben wird, und er wird gewiß dort irgend welche Weiber zu sehen bekommen. Besonders am Charfreitag eilt jede Hexe vor Sonnenaufgang auf die Weideplätze, um Kräuter zu sammeln. Um zu erfahren, welche Weiber im Dorfe Zauberinnen oder Hexen sind, gibt es verschiedene Mittel; man kann sogar durch Anwendung eines entsprechenden Mittels eine Hexe dazu zwingen, sich im Hause des Beschädigten zu stellen. Die Rüche der Hexen haben natürlich einen großen Milchreichtum; allein wenn eine Hexe Rüche hält, so geschieht dies nur, um „nicht merken zu lassen“, daß sie eine Hexe ist, da sie ja nur irgend einen Gegenstand, z. B. eine Leiter, eine Krippe, einen Pfahl, einen Karren, eine Trense, zu verzaubern braucht, ein Gefäß unterstellt und soviel Milch aus dem Gegenstande fließt, als sie nur will.

Außer den Hexen gibt es noch Zauberer, und auch Leute, die, ohne Zauberer zu sein, Mittel besitzen, womit sie außergewöhnliche Dinge vollbringen. Es gibt z. B. in der Fledermaus ein Knöchelchen, welches den Menschen unsichtbar machen kann. Man muß es nur verstehen, dieses Knöchelchen aus der Fledermaus heraus zu bekommen, wofür es eine ausführliche Vorschrift gibt. Wer dieses Knöchlein besitzt, braucht es nur zwischen die Zähne zu nehmen, so wird er sofort für Andere unsichtbar, während er sie selbst vortrefflich sieht. Ein ebenso wunderwirkendes Knöchlein ist auch in der Mabe vorhanden, doch nur in einer so schwarzen Mabe, daß nicht ein einziges weißes Fleckchen an ihr ist. Die Mitte des Farenkrautes öffnet jedes Thür- und Vorhängeschloß und hilft Schätze entdecken. Eine ähnliche Beschaffenheit hat auch das Kraut, welches man „Dieb“ nennt.

In manchen kleinen Dörfern gibt es „Wolken-Glocken“, welche auf dazu bestimmten Pfählen angebracht sind, und Läuter, welche von der Gemeinde erhalten werden. Diese Glöckchen haben die Macht, Wetterstürme zu vertreiben und den Hagel von dem Dorfe, ja sogar bis zu einer gewissen Grenze von Nachbardörfern, abzuwenden. Der Läuter muß sehr gut Acht haben, daß zur rechten Zeit angeschlagen werde, sonst kann die Wolke „über die Grenze“ und das Läuten wäre ganz nutzlos. Die Planetiden sind sowohl auf diese Glöckchen, als auch auf ihre Läuter sehr böse. Oft ist es vorgekommen, daß der Planetide dem Läuter das Seil aus der Hand gerissen und gerufen hat: „Laß aus, laß aus!“ Ein solches „Wolken-Glöcklein“ einzuweihen ist eine sehr schwere Sache. Der Priester, welcher diese Handlung vollbringen wollte, mußte neun Tage und Nächte unausgesetzt mit sehr „schweren“ Gebeten und Beschwörungen zubringen, und während dieser ganzen Zeit dürfte er weder ein Auge schließen, noch Speise und Trank zu sich nehmen.

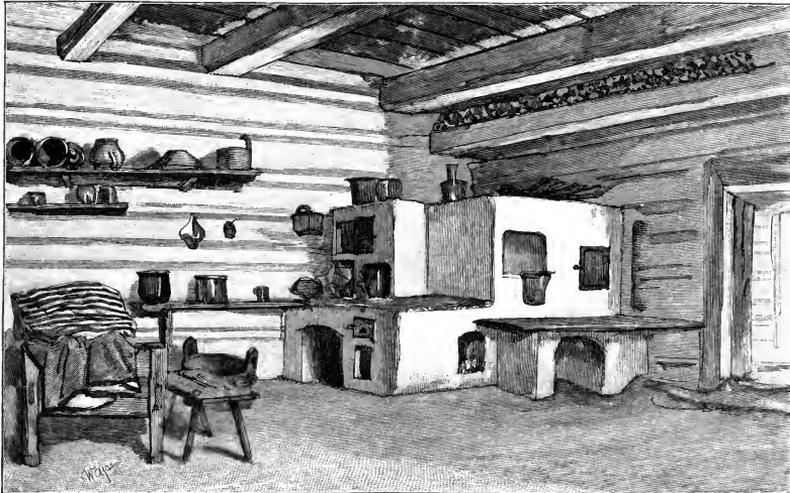
Interessant sind auch die Vorstellungen von den Wechselbeziehungen zwischen Thier und Mensch. Die Kage z. B. hütet nur bis zu ihrem siebenten Lebensjahre das Haus ihres Herrn; später treibt sie sich in verschiedenen Häusern, ja sogar in verschiedenen Dörfern herum, und bei Nacht geht sie an verödete Orte und tanzt dort mit den Teufeln. Der Storch beschützt das Gehege, in welchem er nistet, vor Feuer und Blitzschlag; darum soll man ihm auch nicht einen Pfaffen spielen, etwa sein Nest zerstören oder seine Zungen tödten, sonst rächt er sich; er bringt im Schnabel einen Feuerbrand herbei und steckt die Gebäude in Brand.

Unter der Weltregierung „Gottes des Vaters“ waren die Menschen Riesen gewesen. Zu einem Peitschenstecken brauchte der Bauer damals eine Fichte, wie sie heute sind, und zur Peitsche drehte er hundert Bündel Hanf. Als unter der Regierung „Gottes des Sohnes“ die heutigen Menschen aufzutauhen begannen, so wunderten sich die anderen ungeheuer darüber. Einer von ihnen nahm einen heutigen Pflüger in den Finger seines Handschuhs, um ihn daheim seiner Gattin zu zeigen und das sammt dem Pfluge, der Egge, dem Wagen, dem Treiber und einem Paar Pferden. Nach der Herrschaft „Gottes des Sohnes“ kommt das Reich „des heiligen Geistes“, dann aber werden so kleine Menschen auf die Welt kommen, daß sie in unseren Öfen drehen werden.

Feste und Bräuche. — Den christlichen Festkalender eröffnet das Weihnachtsfest. Der Tag vor dem ersten Weihnachtsfeiertage, „Wilia“ (von Vigilie) genannt, ist für alle Schichten der polnischen Gesellschaft ein sehr festlicher, für das Volk aber noch überdies voll geheimnißvoller Bräuche. Der Culminationspunkt des Festes ist die Fastenmahlszeit, welche man im Familienkreise in weihvoller Stimmung um die Dämmerstunde einnimmt, und zwar ebenso der Magnat in seinem Palaste, wie der Landmann unter seinem Strohdache. Bis dahin bringen die Landleute den Tag „trocken“ zu,

das heißt, ohne etwas zu sich zu nehmen, es sei denn ein Stückchen trockenen Brodes. Daher der Ausdruck für dieses Fasten: „Trocken“.

Was sich an diesem Tage ereignet, das wird das ganze Jahr hindurch geschehen; man hat daher jegliche Traurigkeit fernzuhalten, sonst würde man das ganze Jahr hindurch traurig sein. Man hütet sich vor Krankheit, um nicht in der Folge immer krank zu sein; die Kinder hüten sich, Schläge zu bekommen, um nicht das ganze Jahr hindurch geschlagen zu werden. An diesem Tage soll man nichts ausbessern, nichts zu leihen nehmen, es soll kein fränklicher Mensch in das Haus eintreten und, im Falle er einträte,



Das Innere einer Bauernhütte in Radziszów bei Krakau.

muß man, so wie er es verläßt, ihm eine Zwiebel nachwerfen, damit seine Krankheit sich nicht im Hause einmiste. Man soll auch nirgends in Pelz gehüllt eintreten, weil man sonst Geschwüre mitbringt. Wenn hingegen an diesem Tage irgend etwas gelingt, so kehrt das Glück für das ganze Jahr ein. Darum versuchen auch Diebe und Nichtdiebe „ihr Glück“ am Vorabende der „Wilia“. Der Nachbar entführt dem Nachbar, den er necken will, irgend etwas, um es in der folgenden Nacht wieder an den Ort zu bringen, von wo er es genommen. Es kommt vor, daß die Dorfburschen einem Bauer den Karren bis auf den Dachstuhl hinauf schleppen und dort stehen lassen. Der arme Teufel sorgt sich um seinen Karren, während alle, die an seinem Gehöft vorübergehen, in lautes Lachen ausbrechen, bis er endlich selbst unmittelbar vor dem Abendmahl gewahr wird, daß sein Karren auf dem Dache steht.

Die Hausmütter sind vom frühen Morgen an mit Kochen und Backen für die Abendmahlzeit beschäftigt. Wenn die Dämmerung eintritt, sind sie mit allem fertig. Nun tritt der Hauswirth mit einem Bündelchen Heu und einer kleinen Garbe Weizenstroh in die Stube. Bei seinem Eintritt sagt er: „Gelobt sei Jesus Christus!“, worauf die Hausgenossen antworten: „In Ewigkeit, Amen.“ Darauf bringt er aus jeder Getreidegattung ein wenig vom Schönsten seiner Fehlung in Halmen und Ährnern herein, und die Hausfrau breitet dieses Getreide und dieses Heu auf dem Tische aus, den sie dann mit einem weißen Tischtuche bedeckt. Sodann legt sie einen Laib Brod und Oblaten darauf, mit welcher letzteren sie der Küster schon früher für einige Tage versorgt hat. Die Kinder schauen jeden Augenblick bald zum Fenster hinaus, bald laufen sie in den Hof, um zu sehen, ob sich der erste Stern noch nicht am Himmel blicken läßt, denn das Auftauchen des ersten Sternes ist das Signal zum Beginn des Abendmahles. So wie dieses beginnt, tritt im Hause lautlose Stille ein. In tiefer Sammlung knien nun der Hausvater und die Mutter, die Kinder, die Dienstleute und wer sonst noch da ist, nieder und beten das Vaterunser, wo noch der Hauswirth gewöhnlich hinzufügt: „Großer Gott! ich danke Dir auch, daß Du gestattet hast, daß wir diesen heiligen Abend erleben, und ich bitte Dich, Du mögest uns in diesem kommenden Jahre Glück und Segen verleihen.“ Nachdem er aufgestanden, nimmt der Hausvater eine geweihte Oblate vom Tische, bricht sie mit der Frau, den Kindern und allen Hausgenossen nacheinander und bringt dabei einem jeden seine Wünsche dar; an manchen Orten spielt sich dieser Vorgang ohne Glückwünsche, unter andächtigem Schweigen ab. Wenn irgend jemand aus der Familie fehlt, so unterläßt man nie, seiner mit Bedauern, ja oft unter Thränen zu gedenken. Sodann bringt die Hausfrau die Gerichte auf den Tisch, alle setzen sich um denselben herum und es beginnt die Vigilien-Mahlzeit, die man ganz richtig „Postnik“, Fastenmahl, nennt, da alles nach den strengsten Fastenvorschriften ohne Butter, ja sogar ohne Milch, nur mit Öl zubereitet ist. Der Gerichte sind nicht wenig, da der Sitte nach nichts von allem dem fehlen darf, was man in der betreffenden Gegend das ganze Jahr hindurch an Speisen genießt. Der Hausherr segnet jedes Gericht, das man aufstellt, und nimmt den ersten Löffel voll davon. In manchen Gegenden sagt er, indem er den ersten Löffel ausfaßt: „Komm' Wölflein, mit uns faste, komm' Bettler, iß und raste.“ Der Wolf ist natürlich nicht fürs Fasten eingenommen; es spricht daher der erste Vers den Wunsch aus, daß durch den Wolf kein Schaden geschehe. Der zweite Vers bezieht sich auf den alten Brauch, da man zur „Wilia“-Mahlzeit auch die Bettler einlud, was auch heutzutage, wenn auch nicht immer aus Gutherzigkeit, jedoch der alten Sitte halber noch vorkommt.

An der Mahlzeit muß vor allem eine gerade Zahl von Tischgenossen theilnehmen, sonst würde Einer von ihnen das nächste Jahr nicht erleben. Wenn also Einer zur

Ausgleichung der Anzahl fehlt, so lädt man irgend einen Armen ein. Das Essen beginnt mit dem berühmten polnischen „Barfzsz“, welcher diesmal mit Schwämmen zubereitet ist, danach kommen abwechselnd Kartoffel, Kraut, Felderbsen, Hafergriße, Pirogi mit Zwetschenmus (analog den österreichischen „Powidltatscherln“) Heidegrüße, gelbe Rüben, Hirsebrei, Mohnmudeln und endlich „Pampucki,“ das ist eine Art aus Weizenmehl bereiteter Krapfen, die in Öl gebacken, mit Zucker bestreut und mit Honig bestrichen werden. Es ist nicht gebräuchlich, während dieses Fastenmahles Bier, Branntwein oder andere geistige Getränke zu sich zu nehmen. Man trinkt Wasser oder den gekochten Saft gedörrter Pflaumen oder Birnen. In manchen Gegenden trinkt man bei diesem Mahle gar kein Wasser und behauptet, daß man im entgegengesetzten Falle das ganze Jahr hindurch von Sodbrennen geplagt würde. Beim Verzehren der verschiedenen Gerichte gibt es in den verschiedenen Gegenden mannigfaltige Bräuche. So z. B. wenn man Kraut zu essen beginnt, versetzt der Hansherr dem ihm zunächst Sitzenden einen leichten Schlag auf den Kopf und spricht dabei: „Falte dich, Kräutchen, falte dich!“ Das wird von den anderen der Reihe nach wiederholt. Wenn sie Erbsen essen, ziehen sie einander ein wenig an den Haaren und sagen: „Winde dich, Erbschen, winde dich!“ oder „Winde dich, Erbschen, binde dich!“ Außerdem faßt der Hauswirth einen Löffel voll Erbsen aus der Schüssel und wirft sie zum Fenster hinaus, indem er spricht: „Da, Wölfschen, nimm die Erbsen wahr, komm' nicht zu uns vor'm neuen Jahr.“ Beim Essen des Hirsebrei's schlagen sie einander auf die Köpfe und sagen: „Büschle dich, Hirschen, büschle dich!“ (wache in Büscheln). Bei den Kartoffeln sagt man: „Keimt, Kartoffel, keimet!“ Bei Mehlspeisen heißt es: „Vermehr' dich, Getreide, vermehr' dich!“ Wenn man Kraut ißt, so darf man den Löffel nicht davon abschlenkern, da sonst die Raupen im nächsten Jahre das Kraut abnagen würden. Man beobachtet, wessen Schatten während der Mahlzeit der längste und schärfste sei; das Urbild desselben wird am längsten leben.

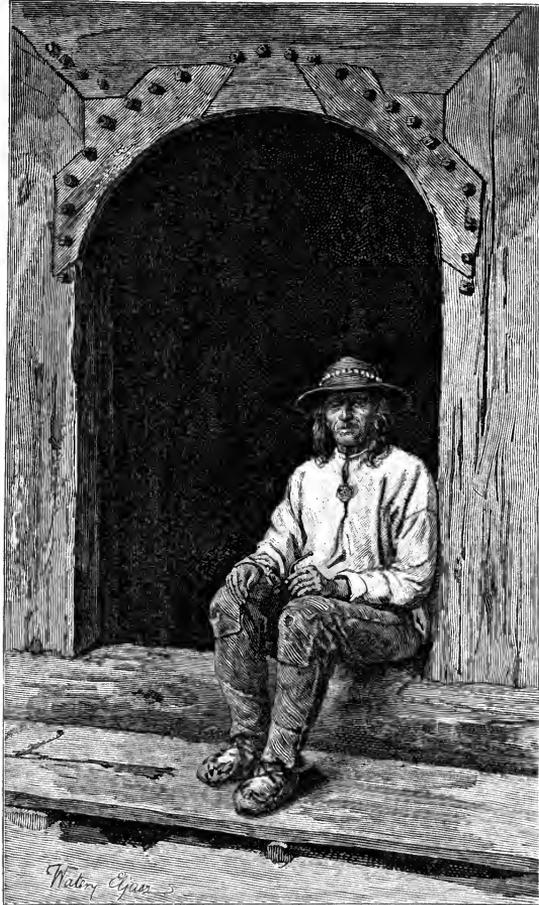
Sobald das Mahl beendet ist, knieen alle abermals zum Gebete nieder und danken Gott dafür, daß er ihnen gewährte, diese Wigilie zu erleben, oder sie stimmen eine „Kolenda“, das heißt ein für die Weihnachtszeit bestimmtes Lied an. Die ganze Hütte, das ganze Dorf erdröhnt von diesen Gefängen, daß es ordentlich „schüttert“. Dann verstummt der Gesang auf eine Weile, denn es muß noch Vieles vollbracht werden; der Hauswirth löst die Strohgarbe oder deren zwei oder drei, wie viele er eben hereingebracht hat, auf und wirft sammt den jungen Burschen Händevoll davon nach dem Gebälk und der Zimmerdecke; je mehr Strohalme zwischen den Tragbalken und der Decke haften bleiben, um so reicher wird die Ernte des kommenden Jahres sein. Die Mädchen laufen in den Hof hinaus und rufen: „Holla ho!“ Von welcher Seite nun das Echo zurückhallt, von dort her wird der Zukünftige kommen. Andere laufen bis an den Bach hinaus und

tauchen mit den Händen bis an den Boden. Welche von ihnen ein Stück Leder herausficht, deren Gatte wird ein Schuster sein; ein Nagel kündigt einen Schmied an, ein Stück Holz einen Tischler, ein Klumpen Erde den Landwirth. Übrigens ist es für Jeden gut, nach der Abendmahlzeit ins Freie hinaus zu gehen und gegen die Berge und Wälder hin zu hauchen, auf diese Weise schützt man sich vor Halschmerzen. Inzwischen hat der Hauswirth mit den Knechten Strohseile bereitet. Er ergreift ein Beil, die Bursche nehmen die Seile und alle begeben sich zu den Obstbäumen. Nun gehen sie der Reihe nach von einem Baum zum anderen. Bei welchem sie stehen bleiben, an den schlägt der Bauer dreimal heftig mit dem Beile an und spricht dabei: „Ich fälle dich, weil du nicht tragen willst.“ Die Bursche antworten bittend: „Oh fällt ihn nicht, fällt ihn nicht, denn er wird noch tragen.“ „Wenn es so ist“ — jagt der begütigte Bauer — „so ist's gut“ und er umwindet den Stamm mit dem Strohband; dieser bleibt nun darauf, bis er von selbst herunterfällt. Wer nun nach der Wigilie des Weihnachtsfestes durch ein polnisches Dorf kommt, der kann leicht solcher- gestalt bekränzte Bäume erblicken.

Auch die Thiere sollen fühlen, daß heute Wigilie ist; darum erhalten sie zur Nachfütterung, was es nur Bestes für sie gibt. Die Pferde, welche gewöhnlich Heu und Häckerling bekommen, haben diesmal mehr davon und noch obendrein Hafer erhalten; die Kühe reichlicheres und besseres Grünfutter, sogar die Schweine bekommen ihren Fraß mit Körnerfrucht vermengt. Die Thiere sprechen in dieser Nacht in menschlicher Sprache miteinander; man könnte da viele merkwürdige Dinge von ihnen erfahren, allein das Belauschen ist gefährlich. Ein Bauer hatte sich, ohne vom Vieh gesehen zu werden, unter eine Krippe gelegt, um zu horchen. „Wir werden“ — sagten die Dchsen zu den Kühen — „bald eine schwere Arbeit haben.“ „Was für eine denn?“ fragten die Kühe. „Tragt doch nicht danach“ — antworten die Dchsen — „wir werden unseren Bauer auf den Friedhof hinausführen.“ So geschah es auch, denn am nächsten Tage war der Bauer gestorben. Doch geht man nach der Bekränzung der Bäume von einer Stallthüre zur anderen, schlägt überall dreimal stark an und stellt gewisse Fragen. Die Schweine werden gefragt, ob das Jahr reich an Eischeckern sein wird, das Hornvieh fragt man, ob es viel Gras geben wird, die Pferde, ob „wir auf eine Hochzeit fahren werden“. Wenn sich die Thiere im Stalle bewegen, so ist das ein günstiges Zeichen; das allgünstigste wäre es aber, wenn das Schwein grunzen, der Dchse brüllen, das Pferd wiehern würde.

Auf diese Weise ist nun auf dem Hofe schon alles abgemacht, und bleibt höchstens noch übrig (wenn dies nicht schon vor dem Abendmahl geschehen), alles herunterzunehmen, das etwa in der Luft hänge und schwer an Gewicht wäre; denn an einem so hohen Feite wie das Weihnachtsfest, soll auch gar nichts arbeiten und nichts beschwert sein. Die Gewichte der Uhr müssen abgenommen werden, der Brunnenschwengel, wenn er frei hängen sollte,

wird auf den Brunnenrand gestützt u. s. w. Nun versammeln sich Alle wieder in der Stube und wieder durchklingen die geliebten Weihnachtslieder jede Stube, jedes Dorf, jeden Edelhof, jeden Palast des Hochadels, jede Stadt, sofern sie katholisch ist, und so besingt und preist die Geburt Christi ganz Polen in seinen Gebreiten, sowie jeder Pole, wo immer er sich in diesem Augenblick befindet, auf dem Festlande oder auf dem Meere, sei es inmitten der sibirischen Eisfelder, sei es in den Gluthen Brasiliens, sei es nun in Deutschland oder in der Türkei, in Frankreich oder in England. Und so dauert dieser Gesang fort, bis der Glockenschlag die zwölfte Stunde verkündet und das Glockengeläute zur Hirtenmesse ruft. Da eilt alles, was nur kann, zur Kirche; niemand denkt an Schlaf und Ruhe: „Man schläft sich schon noch lange genug aus.“ Wenn man von der Messe zurückkehrt und auch dann nicht mehr schläft, desto besser, da wird man im ganzen kommenden Jahr von der Schlafmüthe nicht übermannt. Genau



Ein alter Bergbewohner in der Thüre seines Hauses zu Jafopane.

um die zwölfte Stunde wird das Wasser jedes Brunnens zu Wein; da läuft dann wohl mancher vor dem Eintritt in die Kirche noch schnell zum Brunnen, ob es ihm wohl gelänge, gerade diese glückliche Minute zu treffen und einen Eimer oder eine Stanne voll Wein

heraufzuschöpfen. Allein das ist keine leichte Sache; denn erstens weiß man nicht, ob es gerade Mitternacht ist, wenn die Uhr darauf weist und zweitens darf man in seinem Leben keine Todsünde begangen haben, wenn man dieses Wunder wahrnehmen und von solchem Weine kosten soll. Genau um die Mitternacht der Vigilie gehen auch andere geheimnißvolle Dinge vor. Es blüht z. B. der Haselstrauch auf und seine Blüte verschwindet augenblicklich. Wenn ein Mädchen diese Blüte erlangen kann, so werden alle Burschen in Liebe zu ihr vergehen und sie wird, wen sie will, zum Mann bekommen. Auch ein Bursche kann ein solcher Glücklicher werden. Wer übrigens von dieser Blüte Besitz ergreift, der wird auch reich.

Der Weihnachtstag ist ein so hohes Fest, daß es sogar ungehörig ist, den Fußboden der Stube auszufehren, welcher am Vorabend mit Stroh belegt worden war. Auch macht man an diesem Tage keinerlei freundschaftliche oder nachbarliche Besuche. Fast der ganze Vormittag vergeht mit dem Gottesdienste in der Kirche, Nachmittags aber ist die Vesperandacht und am Abend werden wieder Weihnachtslieder gesungen, worauf man frühzeitig zur Ruhe geht. Ehemals war es in ganz Polen Sitte, am Weihnachtstage zur Kirche zu reiten. Dieser Brauch hat sich noch bei den Lasowiaken erhalten, namentlich in den Dörfern Stale und Mokrzyzów, wovon das erste ungefähr dreiviertel Meilen von der Kirche in Tarnobrzeg entfernt ist, das letztere etwa eine halbe Meile. Schon einige Wochen vor Weihnachten werden die Pferde besser gefüttert und gepflegt, damit man keine Schande aufhebe, wenn man sich mit ihnen zeigt. Am Weihnachtstage um acht Uhr morgens sitzen die jungen und die alten Stalowiaken auf und versammeln sich bei der Heiligenfigur auf der Straße nach Mokrzyzów. Sobald der Dorfälteste zu ihnen gestoßen ist, setzt sich der Troß von etwa zweihundert Reitern in Bewegung und reitet ohne Sattel im Trab nach Mokrzyzów. Hier erwarten sie an der Wegsäule mindestens ebensoviele Reiter. „Gelobt sei Jesus Christus!“ rufen die Stalowiaken. „In Ewigkeit, Amen“ antworten die andern. Beide Schwadronen vereinigen sich und machen sich auf den Weg nach Tarnobrzeg. Anfangs reiten sie im Trab, bald aber hört man einzelne Stimmen: „Haltet euch gut, Burschen!“ Da entsteht ein rasender Galopp. Da schon niemand sein Pferd, denn auf dieser Strecke von einer halben Meile muß es sich zeigen, wer bessere Pferde hat, die Stalowiaken oder die Mokrzyzower und wer das Beste in seiner eigenen Schar besitzt. Da geht jeder ins Zeug, es ist ein Mitt auf Tod und Leben. Wer vom Pferde fällt, und den Milchbärten geschieht das leicht, der wird nachher von den Weibern tüchtig verlacht. Man läßt die Pferde in der Vorstadt von Tarnobrzeg bei den Bauern von Dzińów und geht in die Kirche. Nach dem Gottesdienste Heimritt und die gleiche Wettjagd. Wenn man auf dem Rückwege vom Pferde fällt, so gilt das nicht mehr als so große Schande wie vorher. Allein die Ehre zu zeigen,

wer bessere Pferde hat, ist doch nicht der eigentliche Zweck dieses Ausrittes zur Kirche. Man reitet zur Kirche, sagen die Laſowiaken, weil es eine Sünde ist, einen Wagen zu beladen und darauf zu fahren, und weil übrigens die Pferde dadurch gut gehalten werden. Derselbe Brauch, am Weihnachtstage zum Gottesdienste zu reiten, besteht auch unter der polnischen Bevölkerung Westpreußens, mit dem Unterschiede, daß hier der Priester die Pferde segnet.

Mit dem Stefanstage beginnt ein bewegtes Treiben. Zur Erinnerung an die Steinigung des heiligen Stefan wird an vielen Orten während des Hochamtes Hafer geweiht, womit man den Priester und dann sich gegenseitig bewirft. Vom Abende dieses Tages an beginnt auch das sogenannte „Kolendiren“ (Singen der Weihnachtslieder) und dauert bis zu Maria Lichtmeß. Es thun sich in jedem Dorfe zehn bis zwölf kleine Burschen zusammen, welche Abends von Haus zu Haus gehen und die Lieder singen, die man Kolenda nennt. Sie singen draußen vor den Fenstern oder auch auf des Hansherrn Wunsch in der Stube. Dafür erhalten sie gewisse Gaben an Geld oder anderen Dingen, das auch Kolenda heißt. Die Sänger gehen entweder allein oder mit dem Tur (Kuetochs) anders Toruń, der Ziege (Kozka), der Krippe (Szopka) und, vom Feste der heiligen drei Könige angefangen, mit dem Stern (Gwiazda) herum.

„Toruń“ und Ziege ist eines und dasselbe. Das Ding, auch Miś, d. h. Bär genannt, wird dargestellt durch einen Buben, der sich bis zum Gürtel vorneigt und mit einem Kohen oder einer groben Decke bedeckt ist, welche an einen geschnitzten, gehörnten Thierkopf befestigt, über einen Stecken geworfen wird, den der gebückte Bursche unter derselben in der Hand hält, und welcher ihm zugleich als Stütze dient. Der Kopf ist mit Kalb- oder Rehfell überzogen und mit Hörnern versehen; der Unterkiefer ist beweglich und klappert mit dem Oberkiefer zusammen, wenn der verdeckte „Toruń“ nach Bedarf mit dem Schnürchen manipulirt, das er in der Hand hält. Das Mantel ist mit rothem Tuche ausgeschlagen, die Stelle der Zähne vertreten Hufeisen, wodurch das Klappern sehr laut wird. Außerdem trägt der „Toruń“ ein Stöckchen am Halse, das bei jeder seiner Bewegungen läutet. Einer der Sänger führt den Toruń an einer Schnur, ein anderer trägt eine kleine Laterne; dazu gehören ein Geiger und einige Sänger und der Zug ist fertig. In die Stube eingelassen, singen sie vorerst irgend eine Kolenda, sodann beginnen die Späße mit dem Bären. Auf Befehl seines Führers begrüßt er bald den Hauswirth, bald die Hausfrau, neigt sich vor ihnen und thut als küßte er ihnen die Hände. Die Kinder laufen natürlich davon. Nun spielt der Musikant etwas auf und Pez beginnt possirlich zu tanzen. Nach dem Tanze befiehlt man ihm, wenn erwachsene Mädchen im Hause sind, diese zu küssen oder ihnen die Stiefel auszusziehen. Da gibt es denn ein Lachen, Lärmen, Kreischen, Lachen! Darauf singen sie noch irgend

eine Kolenda, danken für die Geschenke und ziehen ab, wobei derjenige, welcher den „Toruń“ führt, spricht:

„Konon! Pechen, nun weg,  
Steh' niemand im Weg,

Warst hier nicht erschaffen,  
Wirst hier auch nicht schlafen.“

Die Krippe, obwohl überall gekannt, ist in der Krakauer Gegend am meisten beliebt. Man baut sie hier in der Form einer Kirche mit zwei Thürmen. Im Innern derselben befinden sich Figürchen oder in Ermanglung dieser Bildchen, welche im Hintergrunde die Gottesmutter mit dem Kinde Jesus, den heiligen Josef, einen Ochsen und einen Esel darstellen. Im Vordergrund erscheinen Figürchen, welche Opfergaben herbeitragen. Der hinter der Krippe verborgene Knabe recitirt bei jedem neuen Auftreten eines Figürchens Worte, welche die betreffende Person charakterisiren und allgemeine Heiterkeit hervorrufen. Unter den Figürchen befindet sich ein Mazure, ein Ruthene, ein Ungar, dann die Vertreter der verschiedenen Gesellschaftsschichten als: ein Schuster, ein Landmann, ein Hirte, ein verliebtes Paar, Betrunkene, ein Jude und eine Jüdin, eine Heze, der Teufel und endlich der König Herodes und der Tod mit der Sense.

Das Herumziehen mit dem „Stern“ beginnt mit dem Tag der heiligen drei Könige und dauert bis zu Lichtmeß. Ein aus buntem Papier ausgeschnittener, auf Pappe geklebter Stern ist derart auf einem Stab befestigt, daß er sich darauf mit Leichtigkeit herumdrehen kann. An dem Stab ist auch ein kleiner Leuchter mit Kerzen angebracht, welche den Stern beleuchten sollen. Der mit dem Stern herumziehende Troß hält vor den Fenstern und singt Kolenden, wofür er Geschenke erhält. Manchmal vereinigen sich der Toruń, die Krippe und der Stern zu combinirten Vorstellungen.

Das Weihnachtsfest heißt auch die Vertragsfeierstage (Święta godne); dies kommt daher, weil am Stefanstage der Vertrag mit den Dienstleuten für das kommende Jahr abgeschlossen wird. Außer einer Bewirthung erhält der Dienstbote ein Geldgeschenk als Sicherstellung, daß er am Dreikönigstag seine fernere Bereitwilligkeit, im Dienste zu bleiben, erklärt. Daher das Sprichwort: „Am Stefanstag ist jeder sein eigener Herr.“

Am Neujahrstage, sobald der Morgen grant, ziehen in vielen Gegenden ganze Haufen von jungen Burshen mit über die Achsel gehängten Taschen von Haus zu Haus um die sogenannten „Szezodrafi“. Es sind dies sehr kleine Brode, welche am Vortage eigens zu diesem Zwecke gebacken wurden. Nachdem diese „Schezodraczarze“ in die Stube getreten, sagen sie:

„Gelobt sei Jesus Christus,  
Viel Glück und Segen zum neuen Jahr,  
Bleibt stets von allen Schmerzen bar,  
Hoggen und Weizen soll Euch gedeih'n,

Vom Winterforn führt auch viel ein,  
In jedem Winkel soll's Zehnfache sein.  
In Kammer und Stall, in Speicher und  
Schemn',

Euch werd' gebor'n  
 Wie ein Trog das Korn,  
 Der Weizenschoß,  
 Wie ein Häufsting groß,  
 Die Bohnenrippe

Wie 'ne Futterrippe,  
 Der Hafer rund  
 Wie ein Eimer und  
 Der Lein so stramm  
 Wie ein Eichenstamm.“

Nachdem sie die Brode erhalten haben, folgt die Dankfagung in der Form eines Glückwunsches zum neuen Jahr.

Am Dreikönigstage wird in der Kirche die Einweihung der Kreide, des Weihrauchs und der Myrrhen vorgenommen. Nach dem Gottesdienste schreibt man mit der geweihten Kreide auf alle Thüren der Bauernhöfe die Anfangsbuchstaben der drei Könige und setzt das Zeichen des Kreuzes darunter. Hier und dort zieht man auch mit der Kreide eine „Kette“ um das ganze Haus herum, damit das „Böse“ keinen Zutritt habe. Auch Myrrhen und Weihrauch schützen vor dem Bösen, dienen zum Beräuchern des Viehes, ehe man es auf die Weide treibt und als Arzneimittel etwa gegen plötzlichen Schreck.

Der zweite Februar (Maria Lichtmeß) heißt das Fest der „Muttergottes von den Kerzen“, da an diesem Tage das Weißen der großen Wachskerzen vor sich geht, welche man Gromnice nennt, da sie, zur Zeit eines Gewitters angezündet, vor Wetterschlag (Grom) schützen. Man legt sie auch Sterbenden in die Hände. Wenn man eine solche geweihte Kerze in einen kleinen Kübel befestigt, sie anzündet und in ein fließendes Wasser läßt, so kann man leichter als sonst einen Ertrunkenen auffinden; Kühen, welche mit einer Gromnica beräuchert wurden, kann eine Hexe nicht beikommen. Nach dem Feste der „Muttergottes von den Kerzen“ wird das Umherziehen mit dem Torun, der Krippe und dem Stern und jegliches Kolendiren eingestellt.

Der Carnival (Zapusty), auch Mięsopusty<sup>1</sup> und Ostatki (Überbleibsel) genannt, wurde ehemals sehr geräuschvoll begangen: „Wenn schon Fasching ist,“ sagte man, „dann ist Fasching: 'rein mit zwei Speckseiten ins Kraut, Weib!“ Man bewirthete einander in den Häusern reichlich mit Speck und Würsten, in den Schenken trank man auf Tod und Leben und tanzte „zum Umfallen“. Welche Hausfrau im Fasching nicht tanzte, der gedieh dann weder der Hauf, noch der Lein. Das waren kostspielige und fast immer Argerniß gebende Dinge. Der heutige Carnival hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem einstigen. Sehr selten sieht man heutzutage die sogenannten Bokusy (Bachuse), welche noch vor dreißig Jahren so allgemein waren. Es war dies ein Trupp von jungen Leuten in seltsamen Verkleidungen: darunter ein Bettler, ein Jude, ein Türke, ein Weib, ein Fräulein, ein Drahtbinder, ein Zigeuner mit einer Zigeunerin, der Teufel und der Tod; dazu eine ganze Hochzeit sammt den Musikanten, ein Gendarm mit einem Dieb, ein Sequestator mit einem Polizeibeamten

<sup>1</sup> Ungefähr Gleich Ausgelassenheit, von Mięso = Fleisch und pascie = Iostaffen.

und ein Bauer zu Pferde. Dieser ganze Troß, sachgemäß charakterisirt und in seine Rolle eingeübt, zog im Dorfe von einem Bauernhof zum andern und nahm Geschenke entgegen, der Bettler an der Spitze, mit seinem Stabe gleichsam den Weg durch die Haufen der Zuschauer bahmend. Man nannte diese Schauftellung daher auch „den Zug mit dem Bettler“. Dieser Letztere trägt einen nach außen gekehrten Schapfelz, der mit einem Strohsieil gegürtet ist. Im Gürtel steckt ein Rosenkranz aus Kartoffeln, auf dem Kopfe trägt er eine hohe Mütze aus Pappe, welche mit farbigem Papier überklebt und mit einem Strauß von Nichtenreisig und Bändern geschmückt ist. Er schreitet gravitatisch einher und spricht dabei ein aus allerlei Witz und Sinnlosigkeiten zusammengesetztes Paternoster, das allgemeines Gelächter erregt. Es herrscht großer Lärm und doch will jeder ihn hören; da entsteht denn ein großes Gedränge. Er aber erhebt seinen Stecken und theilt Hiebe aus. Der Zigeuner und die Zigeunerin wahr sagen, „bereden“ verschiedene Krankheiten und produzieren sich von Zeit zu Zeit im Tanz. Der Drahtbinder ruft fortwährend: „Töpfe her zum Binden!“, zerschlägt aber alle Töpfe, die man ihm reicht. Bräutigam und Braut gehen gleichsam zur Trauung, die Musik spielt auf, also haben die Brautführer und Brautjungfern bald zu tanzen, bald zu singen. Der Teufel mit einer großen Hengabel und der Tod mit seiner Sense gehen Arm in Arm wie gute Bekannte einher und tanzen ab und zu. Der Gensdarm eskortirt einen gefesselten Dieb, welcher ein Felleisen mit gestohlenen Sachen trägt, macht dabei Recherchen und notirt Ausgaben, der Sequestrator mit dem Polizeibeamten schreiben, so oft sie in eine Bauernwohnung eintreten, die Federbetten, die Pferde und Kühe, als für Steuer und Schulden verpfändet, auf, der angeheiterte Bauer reitet hin und her und stößt in die Trompete. Das Pferd ist natürlich ein künstliches, der Gestalt des Bauers angepaßtes. Kopf, Hals und Hintertheil sind aus Holz geschnitzt, der Bauch ist aus einer Futterschwinge hergestellt und mit zwei Böchern versehen, durch welche die Beine des Reiters gehen; das Pferd ist weiß, da es mit weißem Segeltuch überzogen ist. Dieser Aufzug wurde auch „das Herumgehen mit dem Fasching“ genannt, wobei der Bettler den Fasching repräsentirte. In manchen Gegenden ziehen sie nur mit dem Bettler und dem Schreiber umher, in anderen nur mit dem Reiter, welcher Konik (Pferdchen) genannt wird. Die Burische, welche das Pferdchen begleiten, singen:

„Springe Pferdchen, springe,  
Über'n grünen Rain,  
Wo unser Pferdchen springet,

Da's Früchtchen wird gedeih'n,  
Wo's nicht vorüber springet,  
Da wird's auch nicht gedeih'n.“

Das oben geschilderte Schauspiel wurde gewöhnlich am Faschingsdienstag abgehalten. Mit dem Hagermittwoch oder „Eingangs-Mittwoch“ (wstepna środa) beginnt das Fasten, ein sehr strenges Fasten, da sich das Volk in dieser Zeit sogar vom Genuße der Milchproducte Enthält, so daß Öl das einzige Fett ist, dessen man sich zum

Schmalzen der Speisen bedient, und zwar ist dieses ein aus Lein- oder Hauffamen bereitetes Öl. Das Fastenbrechen, wenn auch nur an gewissen Tagen, „durchlöchert“, wie das Volk sich ausdrückt, die großen Fasten; „durchlöcherte“ Fasten aber müssen für den lieben Gott daselbe sein, was für einen Menschen das Geschenk eines durchlöcherten Kleides ist. Es fällt jedoch schwer, so unvermittelt vom lustigen Carnevalsleben zu einem Leben voll Kasteiung überzugehen; so hörten denn, obwohl mit diesem „Eingangstage“



Wagenfahrt im Sommer.

die strenge Fastenzeit thatsächlich begann, sogar an diesem Tage die Belustigungen noch nicht auf.

Die Lieblingspeise des polnischen Volkes ist der saure Żur (sprich jour) oder auch Barjacz, das heißt eine Suppe, welche aus gegohrenem Mehl bereitet wird. Diese Saueruppe vertritt die in anderen Ländern beliebten Getränke, wie Kaffee, Thee &c. und macht zur Fastenzeit und während des Advents das Hauptgenußmittel des Volkes aus. Von den Fischen ist es der Haring, welcher am häufigsten zur Nahrung dient. So erschien denn am Aschermittwoch der „Carneval“ als Reiter zu Pferde und hielt in der Hand ein mit Asche gefülltes Säckchen, an welches ein Haring angebunden war, während das ihn

begleitende Gefolge von Hausfrauen gekochte Sauerjuppe in einem Topfe einhertrug. Während man so im Dorfe einherzog, besang man bald den „Carneval“, bald die Sauerjuppe. Der Carneval wurde folgendermaßen besungen:

„Der Fajching sitzt zu Pferde,  
Die Hausfrau'n unterdessen,  
Die sorgen, was da sein wird,  
Zur Fastenzeit zum Essen?  
Ein Häringfajß zum Schmausje  
Ei, eßt und bleibt zuhause!

Ein Fajß voll Bier daheim steht,  
Ei, trinkt so viel hineingeht,  
Der Fajching sitzt am Wagen,  
Das Fleisch band er mit Stricken,  
Der Strick der reißt indessen,  
Das Fleisch die Pferde freßen.“

Auf den Zur, aus dem man einen Edelmann Zurowski gebildet hatte, sang man:

„Wie geht's Euer Liebden, o Herr von Zurowski?  
Euch schmauset sogar jetzt der edle Krakowski?  
Ich schaffe Euch an, mein' lieber Zurowski,  
Strümpfchen hochrothe,  
Eine grüne Kapote.  
So habt Ihr ja dann, mein lieber Zurowski,  
Der Arbeit genug durch die Fasten,

Und könnt am Charnamstag erst rasten.  
Der Aschermittwoch kommt heran,  
Den Zur kocht die Frau Mutter dann  
Und der Herr Vater sitzt im Loch —  
Ei, Herr von Zur, wie geht's Euch doch?  
Wivat! Wivat! Wivat!“

Herr Krakowski nannte man den jedesmaligen Castellan von Krakau, welcher im polnischen Senat den ersten Stuhl einnahm. Die im Liede erwähnten Farben des Zur, roth und grün, haben durchaus nichts mit der Darstellung des Frühlings und Mai zu schaffen, wie Kolberg meint, sondern beziehen sich auf die Zubereitung der Suppe aus dem Saft der rothen Rüben und der Zuthat von Grünzeug.

Eine noch mehr verbreitete Aschermittwochs-Belustigung war das Schleppen des Klosses (Kloc). Einer der Hauswirthe, welcher, als Bettler verkleidet, den Aschermittwoch darstellen sollte, hatte einen Häring an seinen Stab gebunden und führte den Zug der Knechte an, welche einen großen Kloss an einer Kette oder mittelst eines Wagens schleppten und auf der Straße jeden einfingen, den sie nur trafen, ihn einspannten und unter allgemeinem Gelächter und Geispötte mitziehen hießen bis zur Schenke, wo er sich durch eine Bewirthung loskaufen mußte. Die Strophen des Alten erklären, warum man in den Kloss gespannt wurde:

„Der Aschermittwoch heut' antritt,  
Bringt' schweren Kloss und Armut mit;  
Hat Sauerjuppe viel gemacht  
Für uns und unsre Knecht' und Magd.  
Ich aber führ' von weitem her,

Führ' euch den Kloss, so groß und schwer,  
Auf daß ihr von ihm lernen wöllet,  
Wie Ihr es gleichfalls machen sollet:  
Die Söhn' vermählen Mann für Mann  
Und die Töchterchen sodann.“

Auf diesen Tag bezog sich eine später in den Carneval verlegte ausschließlich kraukauer Belustigung, welche „Zomber“ (Comber) genannt wurde. Es war das ein Fejt

der Krafauer Marktweiber und Hockerinnen, zu welchen sich auch das übrige Volk gefellte. Eine Musikbande mit Gefolge zog auf den Marktplatz hinaus und es begannen verschiedene Tänze. Wer nur immer des Weges daher kam, wurde in die allgemeine Belustigung hineingezogen, wer aber nicht tanzen wollte, der mußte sich loskaufen. Sogar Höflinge und hohe Würdenträger wurden im Vorbeifahren aufgehalten, sie mußten aussteigen, sich loskaufen und konnten erst nachher unter Schreien und Hochrufen wieder weiter fahren. Gegen Mittag schleppte man aus der Vorstadt Piafel einen mit Stroh ausgestopften Popanz unter lustigem Geschrei an einem Strick durch die Straßen der Stadt bis auf den Ringplatz vor die Sufiennice, wo man ihn in Stücke zerriß. Diese Belustigung dürfte durch die deutsche Bevölkerung, welche hier im Mittelalter vorherrschend war, nach Krafau gekommen sein. Dies bekräftigt auch schon der Name derselben, welcher sich wohl auf die Zursufe bezieht, die zum Loskauf aufforderten: „Zum Bier!“

Vom Aschermittwoch bis zur Mittfastenzeit und dem Palmsonntag fließt das Leben ernst und ruhig dahin. Am Mittwoch, welcher dem Mittfasten-Sonntag vorangeht, hatte man den Brauch, die Mittfasten auszuschlagen. In der Nacht dieses Tages, wenn das ganze Dorf in Schlaf versunken war, zerschlug man alte Zurtöpfe an den Hausthüren, zum Zeichen, daß die halbe Fastenzeit vorüber sei. In den Städten pflegten die Jünglinge vor den Mädchen und diese hinwieder vor jenen mit Asche angefüllte Töpfe auf die Erde zu werfen. Nachdem sie solchermaßen den Vorübergehenden mit Asche bestäubt hatten, riefen sie, indem sie davonliefen: „Mittfasten, edler Herre!“ und „Mittfasten, Jungsräulein!“

Am Palmsonntag herrscht bis heute überall die Sitte der „Palmeweibe“, das heißt das Segnen von Reifigsträußchen und Baum-, meist Weidenknospen oder „Mähschen“. Mit dem heingebrachten Palmsträußchen geht der Hirte oder die Hirtin in den Stall, gibt den Kühen einen Schlag damit und ermahnt sie: „Gieb viel Milch und schlag' nicht aus! Friß' ordentlich und laß' dich melken!“ Nach dieser Ermahnung steckt man das Sträußlein hinter das „Gebälk“, damit die Heze sich vom Stalle fernhalte.

Der Teufel schaut das ganze Jahr nicht in die Kirche hinein, am Palmsonntag aber muß er durchaus beim Evangelium zugegen sein. Da sind denn alle Schätze, die der Hölle bewacht, ohne Aufsicht, arbeiten sich aus dem Erdinnern an die Oberfläche herauf und „brennen sich an“ (Przupalają się). Angebranntes Geld kann man dem Teufel entwenden: man muß sich aber sehr beeilen, damit er nicht vorher aus der Kirche herzukomme, denn er reißt dem Betreffenden den Kopf ab und trägt ihn in die Hölle. Wer also in der Kirche am Palmsonntag während des Evangeliums ins Freie hinausgeht und ein flammendes Feuer auf dem Felde erblickt, der soll so schnell als möglich zu dieser Stelle hinlaufen und irgend einen Bestandtheil seiner Kleidung über das Feuer werfen: einen Ring, die Mütze, Stiefel, den Gürtel, kurz was immer. Dann muß er graben, so wird er den Schatz unter der

Erde finden. Hat er einen Ring darübergeworfen, so muß er „fingertief“ graben, hat er Stiefel hingeworfen, so gräbt er „bis an die Knie“, einen Gürtel, „bis an den Gürtel“, hat er aber die Mütze geworfen, so muß er in der Höhe eines Menschen graben.

Zur Erinnerung an Christi Einzug nach Jerusalem waren ehemals Schaustücke gebräuchlich, welche, wie viele andere, nachdem sie von der Schuljugend ausgegangen waren, auf das Volk im allgemeinen übergingen und unter dem Namen „Puherniki“ und „Koniarze“ bekannt waren. Die „Puherniki“ (pueri) waren närrisch verkleidete Bauernknechte. Sie gingen am Palmsonntag von Haus zu Haus, sagten lustige Ansprachen her und erhielten Geschenke. Die „Koniarze“ unterscheiden sich von den Vorhergehenden nur dadurch, daß sie anstatt zu Fuße zu gehen auf künstlich gezimmerten Pferden geritten kamen. Wie aus den erhaltenen Ansprachen hervorgeht, traten die Puherniki, sowie auch die Koniarze anfangs in Begleitung von zwei oder mehreren Personen auf, welche den ihnen zugetheilten Rollen angemessen verkleidet und eingelebt waren.

Die Osterwoche gab hinwieder Anlaß zu vielen Schaustücken und Gebräuchen, welche sich bis zum heutigen Tage erhalten haben. So machen sich am letzten Mittwoch zur Zeit der Frühmette, wenn nach Abfingung eines jeden Psalmes eine Kerze am Altar ausgelöscht wird und die Priester mit den Brevieren an die Bänke schlagen, übermüthige Bursche vor der Kirche einen Spaß „mit der Kacke“. Schon vorher hatten sie einige Töpfe auf einen Baum gehängt. In einem davon aber, den sie mit Asche angefüllt haben, ist eine Kacke eingeschlossen. Nun wirft Einer aus der übermüthigen Schar die Töpfe auf die Erde. Sie zerbrechen mit großem Getöse und die erschreckte Kacke nimmt Reißaus unter dem Lachen und Lärmen der halbwüthigen Burschen.

Am Gründonnerstag gab es das Spiel mit dem „Judas“. Die jungen Bursche machten einen mit Leinwand überzogenen Strohmann und hängten ihn in dieser Nacht an einen Baumast vor der Kirche auf. Nach der Mette „schnitten sie ihn ab“, schleppten ihn durch die Gassen, schlugen ihn und ertränkten ihn endlich im Bache. Dieser Brauch hatte sich bis in die jüngste Zeit im Kopezyeer Bezirk erhalten, und er war es auch wohl, welcher den polnischen Chronisten (Dlugosz, Wielski) zu einer Sage Anlaß gab, aus welcher einige kritiklose Ethnographen gar zu weitgehende Folgerungen ableiteten, wie z. B. daß diese Belustigung ein Überbleibsel aus heidnischer Zeit sei, die Grablegung des Winters und zugleich die Begrüßung des Frühlings darstelle.

Am Charfreitag wird in allen Kirchen das heilige Grab aufgerichtet, wohin sich die Andächtigen eifrig drängen, um ihre Gebete zu verrichten.

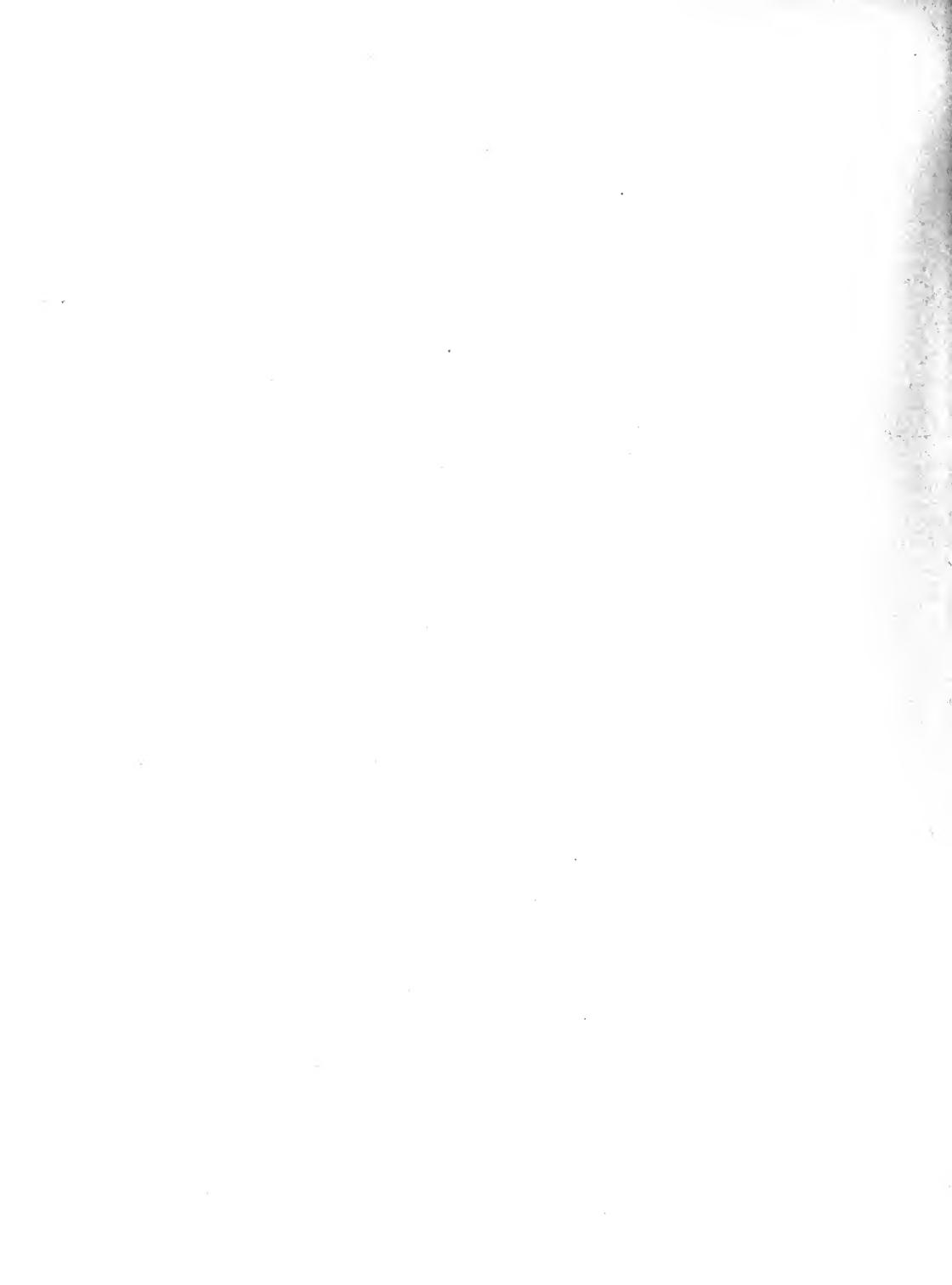
Zu Mitternacht zwischen dem Gründonnerstag und dem Charfreitag reiten die Hexen, auf Spaten sitzend, dreimal rücklings um die Kirche herum, damit es ihnen bei der Milchwirthschaft glücke. Abergläubige waschen sich zwischen der ersten und der zweiten



Chromolithographie von Hermann Paas.

Druck der F. F. Pöschel- und Staatsdruckerei in Wien.

Polnische Trachten aus der Gegend von Krakau.



Nachmittagsstunde Kopf, Hände und Füße, um sich vor Ausfatz zu bewahren. Um das Vieh vor dem „Unreinen“ zu beschützen, graben die Hauswirthe am Charfreitag vor Sonnenaufgang auf ihrem Felde je neun Würzelchen Klee für jedes Thier aus und geben es ihm dann zu fressen.

Am Charfamtstag findet nach dem Gottesdienste auf dem Kirchhof die Feuer- und Wasserweihe statt. Zu diesem Zwecke wird ein ungeheuer großer Wasserkübel hingebacht



Schlittenfahrt.

und von Schlehndornzweigen ein Feuer angemacht. Nach der Ceremonie des Weihens schöpfen die Gläubigen mit Krügen und Flaschen von dem Wasser und nehmen auch erlöschene Kohlen und halbverbrannte Dornenzweige mit sich. Mit dem Wasser besprengt man das ganze Haus ringsum, dann die Hausgenossen und das Vieh. Die Dornenzweige und Kohlenreste steckt man in den Acker, da dies vor dem Hagel schützen soll.

Übrigens geht der Charfamtstag den Hausfrauen unter den Vorbereitungen für die Feier des „Święcone“ (das Geweihte) hin, eine Feier, die in keinem polnischen Hause fehlt. Das „Geweihte“ besteht aus Eiern, dem verschiedensten Backwerk, Geräuchertem,

Spezereien und Getränken, welche man an den Osterfeiertagen genießen soll. Je wohlhabender die Familie, um so großartiger ist das „Geweihite“. Bei den Bauern besteht es zumeist aus Eiern, Speck, Würsten, Brod, Osterfleckn, Käse, Butter, Kren und Salz. Die Hansfrauen tragen alles dieses am Samstag Nachmittag an einen bestimmten Ort, oder wenn sich eine Kirche im Orte befindet, in diese, um es durch den Priester weihen zu lassen. In den Städten pflegen die Geistlichen von Haus zu Haus zu gehen und weihen dort das Vorbereitete, da dessen so viel ist, daß es schwer wäre, damit in die Kirche zu wandern. Dasselbe gilt von den Edelhöfen auf dem Lande.

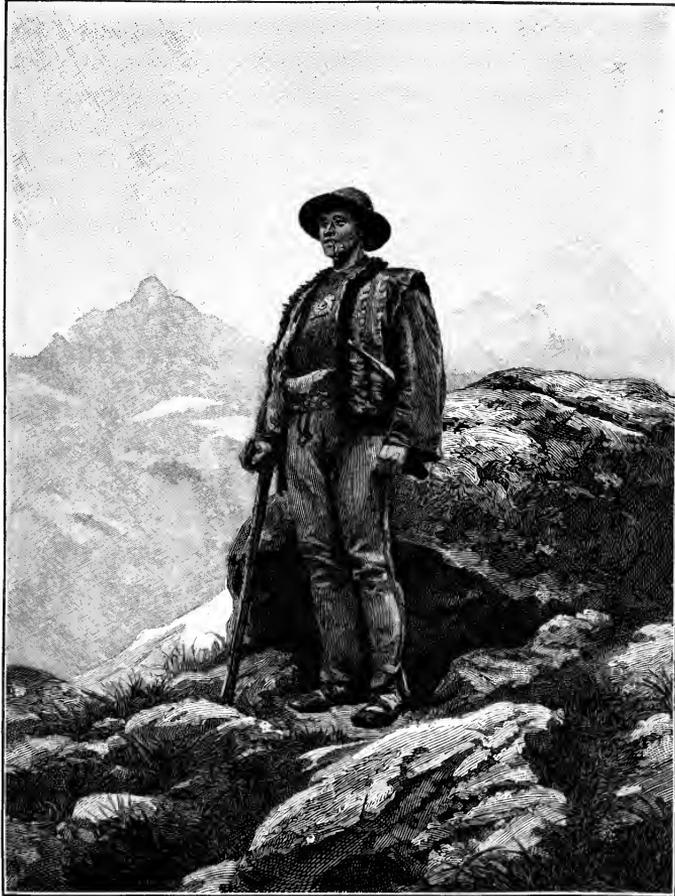
Die Osterfeiertage. Sofort nach der Messe erfolgt am ersten Feiertag das Essen des „Geweihiten“. Man beginnt mit den Eiern, welche man miteinander theilt, wobei man sich gegenseitig, wie bei der Wigilie, Glückwünsche darbringt. Das zweite Gericht ist ein Zur, aber nicht mehr eine magere Fastensuppe, sondern eine solche, die mit Eiern, Wurst- und Speckstücken zubereitet ist.

Als Beweis für das Gepränge, mit welchem man seit alten Zeiten in Polen das „Geweihite“ herstellt, möge hier eine Beschreibung aus dem XVI. Jahrhundert dienen. Es ist dies ein Brief des Nikolaus Pszotka, eines Cavaliers Jan Tarnowski's, welcher sich in jungen Jahren in den Kriegen Kaiser Carl V. ausgezeichnet, von diesem den Grafentitel erhalten hatte, später in der Heimat den höchsten militärischen Rang, den eines Hetmans, einnahm und sich durch denkwürdige Thaten, sowohl im Frieden, als im Kriege, mit Ruhm bedeckt hat. Diesen hervorragenden Hofwürdenträger hatte ein Krakauer Bürger namens Chroborski zum „Geweihiten“ eingeladen und der ihn begleitende Höfling hat diesen Besuch in einem Briefe an seine Gattin folgendermaßen beschrieben: „Ich werde es nicht anzusprechen, oder Euer Liebden, meiner herzerliebtesten Salusia, davon ein Bild zu geben vermögen, was für eine Schwelgerei hier vorgeht zur Zeit der österlichen Auferstehung unseres Herrn! Hat man doch dergleichen nicht gesehen oder gehört in unserer Gegend. Hier kann sich ein Bürger stolz halten, wie der Herr Wojewode selbst, denn er hat auch Grund dazu. Du trittst in die Klemmate, wie in ein Schatzhaus. An den Wänden glänzen reiche Tapeten, die Schreine sind mit Schüsseln angefüllt, mit Krügen, Bechern, silbernen Kelchen, daß Dir die Augen übergehen! Die Herrin selber mit Thuringen von Rubinen, Brillanten; Perlen am Halse, wie die größten Erbsen und das nicht nur ein Paar, sondern fünf, sechs, acht Schnüre und eine der anderen gleich, wie Thränen. Ich werde Euer Liebden jene seidenen Gewänder nicht beschreiben, da Ihr selbst mit Gottes Hilfe genug davon habt, um es anzulegen. Die Jungfrauen, das muß ich Euer Liebden gewissenhaft gestehen, sind zierlich wie Dianen und eine schöner wie die andere. Die reichsten Bürger gehen meist schwarz gekleidet. Ach! wenn Euer Liebden nur die Busenmadeln sehen könnte! Die Busenmadeln an dem Halse dieser Ströusse!

Da muß ja, Gott verzeihe die Sünde, der Teufel ihnen Geld dazu geben! Sie treiben aber Handel mit der halben Welt, kein Wunder, trägt denn das wenig ein? Aber es ist schon hohe Zeit, daß ich Euch alles beschreibe, denn das wird Euch ein liebliches Lesen sein; und bei Gott kann ich's behaupten, daß alles die reine Wahrheit ist, wie ich es selbst gesehen und genossen habe bei der geweihten Tafel des wohlleblen Herrn Mikolaus Chroborski, des Rathsherrn, wahrhaft ehrenwerthen und hier sehr angesehenen Bürgers, für den es nichts Besonderes ist, sogar bei des Königs Gnaden Majestät gesehen zu werden. Er hat also seine Gnaden den Herrn Hetman, unsern Principal, zum geweihten Zmbiß eingeladen, sammt einigen von uns, gradaus nach der Messe in der Marienkirche, wo unser gnädiger Herr der allerdurchlauchtigste König mit seiner allerlieblichsten Königin Basia (so sagt er immer zu ihr), dem ganzen Hoffstaat und den vornehmsten Herren sich am Oftermontag befanden, allwo der geistliche Herr Petryzn, ein, wie man hört, großer Favorit des allergnädigsten Herrn, die heilige Messe celebrierte. Wie also das heilige Amt unter Gottes Segen glücklich zu Ende gegangen war, fuhren unsere Hochgeboren Excellenz in ihrer Carrosse gradaus zum Haus des wohlleblen Herrn Chroborski auf der Brajkerstraße (Brüderstraße) und wir zu Pferde ihm nach. Wir treten in die große Stube, und das an des Herren Seite, denn dieser war an diesem Tage gar seltsam gütig und gnädig; denn das trifft sich bei ihm nicht immer, allein wenn er schon einmal gut ist, da wolltest du ihn unter die Engel setzen. An der Schwelle wurde er von Ihrer Gnaden der Dame Chroborska begrüßt, hat ihr eine wunderschöne Reverenz gemacht und ihre Tochter, die wohlleble Jungfrau Agnes, so gleich einer Rosenknospe im Erblühen dastand, hat er auf das Gütigste auf die Stirne geküßt und hat gleich den Schnurbart gedreht und mit dem Auge nach ihr hingeblickt. Anjeyten wurde eine zweite mit Ebenholz und Perlmutter eingelegte Eichenthüre geöffnet und ich habe förmlich meine Augen dort vergessen, obwohl es mir nichts Neues ist, Reichthümer zu sehen; nur daß dieses bei einem Bürger war und daß man noch nicht gesehen hatte, was Krakau ist! Hier also, daß Ihr es vor Euch sehen könnt: ein Eichentisch mitten in der Stube, so daß hundert Menschen bequem daran sitzen und essen können. Ein einziges großes Tischlaken darauf, aber kreuzweis zusammengenäht so, daß man das kaum unterscheiden konnte, wenn man nahe hinsah. Darauf stand was ich hier beschreiben will, denn ich habe mir ein jegliches Ding gut gemerkt, um Euer Liebden eine wahrhaftige Relation geben zu können. Auf sechs silbernen Schüsseln von herrlicher Arbeit waren geräucherte Schweinskeulen. Auf andern sechs Schüsseln waren zu sehen zwei kugelrunde Tzfel, Würste von einer Länge von vier Ellen zum wenigsten, von herrlichem Dufte, von der Farbe des dunkeln Krokus, umgeben von Reihen geweihter und bemalter sowie beschriebener Ostereier in allen Farben, aber zumeist in krebserrother Farbe. Das Fleisch hatte einen herrlichen Überzug von Fett, das in die

Rosenfarbe hineinpielte. Zwischen diesen Schüsseln standen Figuren von köstlichem Teige bereitet, welche seltsam kurzweilige Gesichtchen darstellten. Da zog z. B. Pontius Pilatus dem Mohammed Würste aus der Tasche heraus; und es ist doch bekannt, daß Juden und Türken kein Schweinefleisch essen, das war also ein lustiges Epigramm auf sie. In der richtigen Mitte auf dem Tische, da stand ein wunderschönes Lämmchen aus Butter, von der Größe eines natürlichen Schäfchens; ich aber hätte alles, was auf dem Tische war, gerne für seine Augen gegeben, denn es waren das zwei Brillanten, so groß wie die Haselnüsse und in schwarzer Fassung, nämlich es waren Ringe, die in der Butter also versteckt waren, daß nur zu sehen war, was die Augen darstellte. Dieses Lämmchen, dessen Wolle aus Butter von der wirklichen gar nicht zu unterscheiden war, hatte Jungfrau Agnes selbst mit ihres Vaters Hilfe kunstreich gefertigt. Der Herr Hetmann hat es lange betrachtet; aber was bedeuten ihm denn die Brillanten, dieweilen er deren einen vollen Griff an seiner Karabela besitzt? Nur die Arbeit war es, die ihm wohl gefiel, da er dann nicht viel aß, sondern nur immer darauf und auf die wohllede Jungfrau Agnes hinschaute. Der Alte rückte mehrere Male seine Karabela zurecht, was bei uns bedeutet, daß er zufrieden ist und voll Affecten. — Weiterhin haben silberne vergoldete Krüglein mit Essig und Öl gestanden, und vier große Kannen mit altem Meth gefüllt standen auf silbernen und vergoldeten Brettern, von ebenfalls vergoldeten Kelchen umstellt. Weiters waren da silberne Schißchen mit Confect von jeglichem Obst, das nur der Herr hat im Lande gedeihen lassen; alles dieses aber war von der wohllehbaren Jungfrau Agnes im Herbst eingebracht worden, denn dieses allerliebste Kindchen gleicht einem Biendchen, das bei Zeiten für alle Bedürfnisse vorsetzet. Da stand auch Wein in Karaffen, die freilich von Glas waren, aber sie standen in silbernen, vergoldeten Körbchen und hatten in silberne Schrauben passende Köpfechen und das Glas war rein wie Schnee und von herrlich glatten Schliffe. Ich übergehe andere kleinere Dinge dieser Art, denn es ist schon Zeit an die allerwichtigsten heranzutreten, daran auch Ihr, Herzallerliebste, nicht wenig Gefallen findet, das ist an die Kuchen, Plätzchen, Eierkuchen, Mohlflecken und alles Gebäck von Gott weiß was für Namen, die seltenen Dinglein, welche den großen Hauptkuchen umgaben. Dieser war von ovaler Form und hatte einen Umfang von acht Ellen, wenn nicht mehr. Eine Höhe hatte er von zwei Schuh, und als wir in die Stube traten, da hat er uns schon mit seinen Gewürzen entgegen geduftet. An seinen Rändern standen verschiedene Figürchen: die zwölf heiligen Apostel, so schön gebildet, wie wenn sie lebten, alles aus Teig gemacht, der Judas hat mich sehr erlustert. Erinnerung Euch Liebden Salusia an jenen Herrn Bielbatowski, an jenen schändlichen Roßtäuscher, der mir für meine trüchtige Stute einen blinden Klepper angehängt hat, und mir bei Gott geschworen, daß er gar keinen Defect hat und der mich dabei küßte? Ganz genau ein solcher Fuchsbart

und Safrangelber war es. In der Mitte stand unser Erlöser, der Herr Jesus Christus mit einem Fähnchen in der Hand und über ihn, mit einem Drähtlein unscheinbar an dem Kronleuchter der Stube befestigt, schwebte ein Engel, so daß man meinte, er komme vom



Ein Hirte (Juhász) in der Tatra.

Himmel herabgestiegen; aus seinem Munde aber kamen die Worte: Resurrexit, sicut dixit. Alleluja! Andere Kuchen stellten ebenfalls solche Schaustücke dar. Besonders erlustert hat mich das Bad, denn das war auch ein Kuchen, der in seiner Mitte einen Behälter,

mit weißem Honig angefüllt, hatte, aus welchem Fischlein und betende Nymphen herausschauten und ein Cupido schoß von einem Bogen Pfeile auf sie ab. Aber anstatt auf das Herz zielte das Ungeheuer, Gott verzeih mir, auf ihre wunderschönen Augen, die sie schamvoll zu beschatten suchten. Diese Arbeit war sehr kunstreich, und ich muß sagen: nichts Ähnliches habe ich jemals selbst bei den großen Herren gesehen. Da sing man denn, nach dem Sprechen der üblichen Gebete, an, von den Gottesgaben zu genießen. Seine Excellenz der Herr Hetman, der, wie ich oben sagte, sehr fröhlich gestimmt war, hat gebeten, daß man ihn nach seinem eigenen Willen hantiren lassen sollte. Von allem hat er nur ein wenig geessen und hat Meth getrunken; Wein wollte er keinen und sagte: „Wollte Gott, wir würden ihn nicht kennen, gar vieles verschuldet dieser Trank!“ Auf diese Worte ist der wohllede Herr Chroberski feuerroth geworden, denn es war ihm damit zu verstehen gegeben, daß Überfluß bei uns nicht als Ehre gilt — er hat auch Recht. Nachher hat seine Gnaden der Herr Hetman einem Teden vom geweihten Ei herungereicht und ohne Umschweife damit bei der ehrfamen Jungfrau Agnes angefangen, welche ebenfalls erröthet ist und nach einer bescheidenen Dankfagung ein wenig davon geessen hat. Wir anderen, wie sich Euer Liebden vorstellen können, warteten mit großer Reverenz, bis uns Seine Gnaden der Herr Hetman gestattet, an den Tisch heranzutreten, was auch bald geschah, denn er sagte: Genießet, ehrenwerthe Herren, der Freigebigkeit des Wirthes, aber bescheiden und honeste; er selbst aber verneigte sich und, nachdem er abermals Jungfrau Agnes auf die Stirne geküßt und ihr gesagt hatte, sie möge ihr liebliches Angesicht vor des Königs Majestät verhüllen, nahm er von allen gnädigen Abschied und fuhr nach dem Schlosse. Jetzt erst fingen wir an zu repetiren, was Gott gegeben. Honig und Kuchen gingen am reizendsten fort. Ich habe vergessen Euer Liebden zu sagen, daß in dem Kuchen an die drei Stein Käse verarbeitet waren, Honig ebensoviel, die anderen Zuthaten gar nicht zu rechnen, und daß er wunderbar wohlschmeckend war. Herr Sniatyecki hat so geessen, daß er fast daran erstickt ist. Endlich sind auch die Schüler mit den Ansprachen dahergekommen, die, Gott helfe uns, voll von Unsinn waren, so daß man sie gar nicht anhören konnte, was ihnen alles die Herrn Dominikanermönche hingeschmiert hatten. Diese Hungerleider haben sich alle fünf Finger abgeleckt, sind aber auch nicht mit leeren Händen fortgegangen. Ein jeder von ihnen hat einen ganzen Leib Brod bekommen, ein Töpfchen Pflanzhonig, ein Stück von plus minus einer halben Elle harter geräucherter Würst mit Mostrieh, je ein Stück von der Schweinskeule, nach Gottes Gebot gepfeffert. Herr Dieski Kazimir hat wie ein Toller über ein Würschchen gelacht, das als Pilatus verkleidet war, einen Bart aus Flach und Augenbrauen aus Birkenmoos hatte. Herr Mikecki klagte seine Gnaden den Herrn Hetman an, daß er anstatt auf das geweihte Mahl auf das Jungfräulein Agnes großen „Werk“ gerichtet hatte, so, als ob er sie hätte aufessen wollen,

er ahmt darin den Herrn Hetman würdig nach; wenn es nur in allem so wäre! In Aufrichtigkeit, Offenheit und atpolnischer Wohlgenieghkeit haben wir also dieses katholische Gastmahl zur Ehre der göttlichen Vorsehung abgehalten. Jeder hat genossen, was er gewollt hat; niemand hat sich betrunken, sondern wir sind unter fröhlichem Alleluja! auseinandergegangen und nachdem jeder sein Pferd bestiegen hat, in Gottes Namen nach dem Schloß geritten, wo eine große Freude über die Auferstehung des Herrn geherrscht hat; alle Cavaliere Seiner königlichen Gnaden und der hohen Herren aßen und tranken miteinander in den unteren Stuben, aber hüteten sich vor jedem Übermaß Angeichts der Feierlichkeit dieses Festes des Herrn.“

So großartig sieht heute das geweihte Ostermahl nicht aus, doch wird auch heute der Ausländer nicht ohne Verwunderung hier oder dort, und sei es auch in einem kleinen Bürgers- oder Beamtenhause diesen Brauch betrachten und vielleicht nicht ohne Vergnügen in einer Gesellschaft verweilen, wo man das „Święcone“ einnimmt.

Wie in der Stadt und den Edelhöfen, so ist es auch unter den Landleuten Sitte, sich an diesen Festtagen gegenseitig zu besuchen und unter sich zu theilen, „was Gott gegeben hat“. Die Dorfleute nennen das: „bei jemand zum Geweihten“ sein, die Städter sagen „zum Smigus sein“. Dieser Ausdruck ist von den Städten aus in einige Dörfer übergegangen, ebenso der Brauch, daß die jungen Burtsche an dem ersten und dem zweiten Feiertage von Haus zu Haus nach dem „Smigus“ laufen, passende Kirchenlieder singen und dafür Gaben erhalten.

An dem zweiten Osterfeiertage wird in ganz Polen in allen Schichten der Gesellschaft der Gebrauch geübt, daß man sich gegenseitig unvermuthet mit Wasser beschüttet. Aus diesem Anlasse herrscht in den Dörfern zur Nachmittagszeit eine große Bewegung. Überall tummeln sich die jungen Knechte, mit Handsprißen, Krügen und Klappen bewaffnet, herum. Da kann Jeder ein Bad bekommen; besonders aber haben sie es auf die Mädchen abgesehen. Wer sich von ihnen vor dem Hause zeigt, wird begossen, so daß kein trockner Faden an ihr bleibt. Manchmal läuft die Besprigte mit einem Topf oder Kübel voll Wasser hinaus und zahlt es den Angreifern doppelt heim. Sie muß sich jedoch sehr in Acht nehmen, denn wenn man sie fängt, so hält man sie am Brunnen fest und begießt sie von oben bis unten mit dem Wassereimer, oder, wenn der Bach in der Nähe ist, so wirft man sie hinein. Dies ist eine auch für die Burtsche nicht ganz unbedenkliche Sache; denn in einem solchen Falle zieht das Mädchen sehr leicht einen der Burtschen nach sich und taucht ihn ganz unter. Für sie ist's ein Ruhm, zum heiligen „Lejek“ (etwa Gießel) ein solches Stück ausgeführt zu haben, für ihn aber auf das ganze Jahr hinaus eine Schande.

An dritten Osterfeiertage wird in Krakau die „Mękawka“ gefeiert, eine Feierlichkeit, deren Ursprung bis heute noch nicht aufgeklärt ist. In der Nähe von Krakau befindet

sich jenseits der Stadt Podgórze jene felsige Anhöhe, auf welcher sich der Grabhügel des Krakus, sowie eine kleine Kapelle befindet. In dieser Kapelle wurde in alten Zeiten am dritten Oftertage ein Gottesdienst abgehalten, zu dem sich die Landbevölkerung der umliegenden Ortschaften drängte, die dann auch bis zum Abend dort verweilte. Am Nachmittage kam das Volk von Krakau dazu und es fanden verschiedene Spiele statt, sowie auch das Vertheilen der Überreste vom „Geweiheten“ an die Armen. Die Sage erzählt, daß die „Kykawka“ zur Ehrung des Krakus gefeiert werde, namentlich aber zur Erinnerung daran, wie vor Jahrhunderten das Krakauer Volk seinem guten Fürsten den Grabhügel aufgeschüttet habe, indem es die Erde dazu in der Hand (reka) oder dem Armel (rekaw) herbeitrug.

Pfingsten. Nach dem Weihnachts- und dem Osterfeste ist das Pfingstfest jenes, das mit der größten Feierlichkeit begangen wird. So schmückt in der Stadt und auf dem Lande Jeder sein Haus mit frischem Grün. Zwischen das Stroh der ländlichen Hausdächer steckt man Wermuth (bylica), eine Pflanze, welche beim polnischen Volke von altersher eine gewisse symbolische Bedeutung hat, die Hausthüren werden mit grünen Zweigen bekränzt, die Dielen mit Kalmustaub bestreut. Auch die Kirche ist mit frischem Laube geschmückt. Außer dieser Ausschmückung von Kirche und Haus sieht man bei den Mazuren und Góralen nicht viel besonderes. Anders bei den Krakowiaken, wo namentlich am zweiten Pfingsttage volles und bewegtes Leben pulst. Krakau selbst geht darin den anderen Städten voran. Alles, was lebt und lebt, eilt an diesem Tage nachmittags nach dem felsigen Hügel, den man Wielany nennt, von wo aus man einen großartigen Blick auf Krakau und seine herrliche Umgebung hat. Hier läßt sich zu Tausenden eine bunte Menschenmenge nieder, macht sich's mit ihren Familien, Fremden und Bekannten bequem und genießt der Freiheit und Kurzweil des Tages, ein Jeder nach seinem Stande, seiner Intelligenz und seinem Geschmacke. Hier gibt es ein Gelage, dort ein Fangspiel, weiter wieder ein Tänzchen nach der Musik einer Harmonika, Spectakel, Lachen, Schreien, Scheibenschießen, Wivatrufe, Peitschenknallen zc. So vergeht die Zeit bis zum Abend.

Der Abend ist in den Dörfern der Krakauer Gegend nicht minder lärmend und fröhlich. Wenn es zu dunkeln beginnt, werden auf unübersehbare Weite hinaus Tausende von Feuern angezündet. Die näheren dieser Feuer spiegeln sich in dem Wasser der ruhig dahinfließenden Weichsel wieder, die ferneren erreichen sogar das Karpathengebiet und blitzen durch die Ferne gleich nebelumhüllten Sternen. Manche erscheinen einzeln, andere zu zweien und mehreren zugleich angezündeten Feuerstätten. Von einer Anhöhe gesehen, namentlich im Mondschein, bereiten sie einen zauberhaften Anblick. Diese Feuer brennen einige Stunden hindurch am ersten wie am zweiten Feiertage, zuweilen auch eine längere Reihe von Tagen nacheinander. Gewöhnlich pflegen die Burche eine Hand

voll Stroh auf den Feuerstellen zu entzünden, sie an lange Stäbe zu befestigen und laufend damit herum zu fuchteln oder sie in die Luft zu werfen, womit dann diese Ceremonie ihr Ende findet. Andere wieder werfen Strohbindel auf die Erde und stecken sie unter Gefängen und Springen an. Dieses Höhenfeuer, das man das Brennen der Sobotki (Samstags-Brennen) nennt, und dessen Beschreibung aus dem Jahre 1835 stammt, war einst in Polen allgemein verbreitet, heute verschwindet diese Sitte immer mehr, sogar bei den Krakowiaken, und sie wird in manchen Gegenden nicht zur Zeit der



Milchtransport aus dem Gebirge.

Pfingstfeiertage geübt, sondern am Tage des heiligen Johannes des Täuflers, das ist am 24. Juni.

Die Gelehrten erklären diesen Brauch in der allermannigfaltigsten Weise; doch sind sie allgemein der Ansicht, daß er heidnischen Ursprungs sei. Indes ist sicher, daß die Benennung Sobotka desselben Ursprungs ist, wie Sobota (Sabbath), und für den christlichen Ursprung dieser Feier zeugt, wie auch das Krakauer Volk betont, daß es die Sobotki zum Andenken an die Sendung des heiligen Geistes abbrennt, welcher in der Gestalt feuriger Zungen über den Häuptern der Apostel geschwebt habe. Ebenso beweisen die Lieder, welche bei diesem Anlasse gesungen werden, durchaus nicht, daß das Fest der Sobotki aus heidnischer Zeit stamme.

Das Frohnleichnamsfest und seine Octave, die manchmal mit der Vigilie des Johannistages zusammenfällt, oder um diesen Tag herum endet, wird in Polen, wie anderswo mit feierlichen kirchlichen Handlungen und Processionen begangen. Bei den Processionen streuen kleine Mädchen dem das Allerheiligste tragenden Priester Blumen auf den Weg, größere tragen Heiligenbilder, alle sind wie Bräute gekleidet. Frauen tragen keine Bilder, und auch von Mädchen dürfen nur solche Bilder tragen, welche unbefleckte Jungfrauen sind. Das Symbol jungfräulicher Keinheit ist der Kranz, diesen verlieren, heißt unter dem Volke die Unschuld verlieren. Daher dürfte wohl die Sitte stammen, welche sich in manchen Gegenden bis heute erhalten hat, daß am Vorabend des Frohnleichnamstages die jungen Mädchen, die Töchter aus den kleinen Edelhöfen nicht ausgenommen, ganz kleine Kränzchen aus duftenden Kräutern und Blumen winden (jede zwölf an Zahl), sie mit Zeichen versehen, an denen sie dieselben wieder erkennen, und am Frohnleichnamstage auf den Altar legen oder in der Kirche aufhängen. Dort bleiben dieselben bis zur Octave, an welchem Tage sie durch den Kaplan gesegnet werden, worauf jedes Mädchen die ihren mit nach Hause nimmt. Sie sollen die Kraft haben, vor Gewitter und Ansteckung des Viehes zu schützen. Man hängt sie auch über die Thür der Hütte und die des Stalles auf. In den Gegenden an der Raba gebraucht man diese Kränzchen auch zur Auffindung Ertrunkener. Zu diesem Behufe legt man ein solches Kränzchen, an das man ein angezündetes Lichtlein angebracht, auf eine Schüssel und läßt diese zur Dämmerstunde auf das Wasser. Das Kränzchen soll nun dahinschwimmen, bis es an die Stelle kommt, wo auf des Flusses Grunde der Todte ruht. Dort hält es an und dreht sich nun im Kreise herum. Einen durchaus anderen Zweck hat das Schwimmenlassen der Kränzchen in anderen Krakauer Gegenden am Vorabend des heiligen Johannestages, allein auch dieses bleibt unzweifelhaft in Verbindung mit dem Kränzgewinden in der Octave des Frohnleichnamsfestes.

Es ist natürlich, daß die jungen Mädchen wissen wollen, was für ein Los ihr zu Frohnleichnam geweihtes Kränzchen in der Zukunft erwarte. Also in's Wasser mit den Kränzen! Dreht es sich lange an einer und derselben Stelle herum, so heißt es noch lange auf den Gatten warten; schwimmt es sofort zu Thal, so wird die Hochzeit bald stattfinden. Ein sicheres Unglück ist's, wenn es unterinkt oder wenn sein Lichtlein erlischt. Es konnte nicht anders sein, als daß die Burche wußten, was die Mädchen unternahmen. Wenn diese also zur Dämmerstunde die Kränzchen mit den Lichtern, auf Brettchen befestigt, hinabließen, so tummelten sie sich, jeder auf einem Boote, im Flusse den Kränzen nach, um jenen zu erhaschen, den man eben haben wollte. So vertief dieses Fest ehemals in den Dörfern sowie in Krakau selbst. Erst seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts ward ihm in Krakau sein ursprünglicher, geheimnißvoller Reiz genommen, indem man es mit einem

wohl großartigen, aber doch mehr theatralischen Effectstück vertauschte. An den Ufern der Weichsel, unterhalb der Mauern des Königsschlosses am Wawel stehen Tribünen, von dichten Menschenmengen besetzt, die zugleich mit unabsehbaren Massen Volks durch ein mächtiges Raketenignal zusammengerufen wurden. Musikbanden spielen Volkslieder, Feuerwerke werden abgebrannt, Beifallsklatschen, Lärm überall! Auf der Weichsel schwimmen Kränze, in den verschiedensten Zusammenstellungen und mit Lichtern versehen, stromabwärts, während die männliche Jugend auf Booten und Rähnen hinterher ist. Endlich kommt ein mächtiges Boot majestätisch herangeschwommen, das mit Kränzen und Wimpeln geschmückt ist. Aus Mädchen und jungen Leuten zusammengesetzte Sängerschöre sind darauf in zauberlicher Beleuchtung gruppiert und führen Gesänge auf. Die Lieder erbrausen, es folgt Beifallsklatschen und Rufen, der Feuerwerker entwickelt seine ganze Kunstfertigkeit, bis endlich das Boot den Augen der Zuschauer entwindet und die Feier beendet ist.

Mit dem Frohnleichnamsfeste verbindet sich in Krakau noch eine andere Volksbelustigung. Am letzten Tage der Octave nämlich eilen die Massen nach der Procession in die Vorstadt Zwierzyniec. Von dort kommen ihnen bald andere Volksmassen unter dem Klange einer quiekenden Musik, unter Trommelwirbel und Paukenschlag entgegen. Mitten in diesem Gewühle tummelt sich ein in tatarische Tracht verkleideter Mensch mit Turban und gelben Stiefeln und gibt vor, er reite gleichsam ein schon gewordenes Pferd, das indessen nur ein zu diesem Zwecke hergestellter Popanz ist, in welchem er seine Sprünge macht. In der Hand hält er einen tüchtigen Kommandostab, mit welchem er denen Hiebe austheilt, die ihm im Wege stehen. Neben ihm gehen einige andere Tataren mit Feldzeichen und vor ihm schreitet einer mit einer großen Fahne einher. Ehemals producirte sich dieser Zug nur im Klosterhofe der Norbertinerinnen auf dem Zwierzyniec, später erst begann er bis zu dem erzbischöflichen Palast in Krakau aufzumarschiren, heute aber stellt er sich auch auf dem Ringplatze vor dem Hause des höchsten Repräsentanten des Staates auf. Hier, sowie vor dem erzbischöflichen Palaste werden Fahnen und Standarten zum Zeichen der Huldigung geneigt, worauf der Tatar sein Pferd tummelt, das heißt, die verschiedensten Sprünge macht, wobei er auf den drängenden Troß einhaut. Nachdem er die erwarteten Geschenke erhalten hat, kehrt der tatarische Ganzen nach dem Zwierzyniec zurück, wo er sich ein bescheidenes Gastmahl gestattet. Diese Volksbelustigung wird von den Gebildeten „das Zwierzyniecer Pferdchen“ (Konik zwierzyniecki), vom Volke aber „Lajkonik“ genannt. Die Überlieferung erzählt, daß dies eine Erinnerung an den Sieg bedeute, den die Bewohner der Vorstadt Zwierzyniec über die Tataren errungen haben, welche vor Jahrhunderten gerade während der Frohnleichnamsp procession in Krakau eingefallen waren. Von so einem Siege der Zwierzyniecer weiß jedoch die Geschichte gar

nichts und dieses Pferdchen ist vermuthlich dasselbe, das auch sonst (siehe oben S. 314 und 318) gebräuchlich war. Die Bewohner Krakaus, welche deutscher Abstammung waren, nannten es in ihrer Sprache „Leibpferd“ und es entstand sicher daher im Volke das doppelt verstümmelte Laifonik (Konik = Pferdchen), wie bei den Laifowianen aus dem Worte Oberförster das Wort Oberleśnica<sup>1</sup> entstand.

In einigen Gegenden besteht auch der Brauch, die Strohdächer am Vorabend des Johannesfestes mit Vermuthkraut zu schmücken, wie dies an anderen Orten am Vorabend des Pfingstfestes geschieht. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni soll auch das Farrenkraut blühen. Wer diese Blüte erlangen könnte, würde alles erreichen, was er sich nur wünscht. Man glaubt allgemein, daß in dieser Nacht der heilige Johannes das Wasser segne, und daß man erst von da ab baden dürfe, da früher die bösen Geister noch Gewalt haben und man leicht ertrinken oder eine Krankheit davontragen kann. Dieser Glaube ist durch Verordnungen der Kirche entstanden, welche in der Sorge um das Wohlergehen der Gläubigen sie von einem zu frühzeitigen Gebrauch der Flußbäder abhielt. In manchen Gegenden (so bei den Laifowianen) hat sich bis in die letzten Zeiten der Brauch erhalten, und bei den Ruthenen unter der russischen Herrschaft besteht er noch heute, daß in der Nacht der Vigilie vom Johannesfeste ein Generalbad mit Spielen und Gesängen abgehalten wird, wobei man den heiligen Johannes „Kupala“ feiert, was im Polnischen Johannes „Kupała“ klingen würde und so viel heißt als: Johannes der Badbereitende. Manche Archäologen haben aus dem Namen „Kupała“ einen niemals vorhanden gewesenem slawischen Gott „Kupała“ gemacht, zu dessen Ehre diese Feierlichkeit begangen werde. In Verbindung mit dem Glauben an die Segnung des Wassers durch den heiligen Johannes ist auch der Brauch, die Brunnen an diesem Tage zu reinigen.

Das Fest Mariä Himmelfahrt. Dieses Fest hat im Munde des polnischen Volkes auch den Namen: „Das Fest der Mutter Gottes von den Kräutern“, da an diesem Tage (dem 15. August) nach Beendigung der Ernte während des Gottesdienstes die Segnung von allerlei Getreide und Kräutern vorgenommen wird. Hat man eingeheimst, was Gott gegeben hat, so ist es auch angezeigt, dasselbe nunmehr einzuweihen, damit es dem Menschen wohl bekomme. An diesem Tage wird auch nach dem Gottesdienste das sogenannte Okrężne<sup>2</sup> auch Dożynek (Schnitt-Ende) oder Wieńcowiny (etwa Bekränzungsfest) genannt, begangen. Diese Unterhaltung bereitet gewöhnlich das Herrenhaus allen Jenen, die beim Schnitt gearbeitet haben; die Vorbereitungen dazu jedoch werden von den Schnittern selbst, vor allem von den Schnitterinnen getroffen. Am Vorabende des Festes

<sup>1</sup> Leśnica, pop. Förster, von las = Forst, leśny = waldig adj. Wald.

<sup>2</sup> Okrężne = das Erntefest; übertragene Bedeutung des Umgangs von okrążyć (okrąg) Umzirkeln (Kreis), welcher bei diesem Feste gebräuchlich ist, auf dieses selbst.

windet man einen Erntekranz aus dem schönsten und edelsten Getreide, das die Gegend hervorbringt, meistens aus Weizen. Dieser Kranz wird im Hause jenes Mädchens gewunden, welches beim Schnitt den Vorrang hatte; diese wählt sich Helferinnen, die Anordnung aber hat eine ältere Frau zu leiten, welche hierin schon erfahren und gewandt ist. Das Gerippe des Kranzes bilden drei Reifen, wovon einer die Unterlage herstellt, während die beiden anderen, kreuzweise übereinander gelegt, die Krone bilden. Die Mädchen, welche den Kranz winden, heißen Kranzjungfern, die älteren Frauen, welche man dazu einlädt, heißen Brautmütter (eigentlich Brautwerberinnen), die Hauswirth: Brautwerber. Beim Kranzwinden singen die Kranzjungfern passende Lieder. So z. B. im Koczycer Bezirk:

„Du Weizchen, wind' und stred' Dich!	Und Jede breche hent'
Du aber Reifen, deck' Dich!	Die Blumen mir zur Zeit,
Doch flechtet nun auch Ihr	Und reich' sie her gewunden,
Und reichet, Mädchen, mir	Auf Stäbchen aufgebunden,
Vom Weizchen immer.	Zum Kranz mir immer.

Aus Rosen macht Sträuße,  
Hochrothe und weiße,  
Mit Bändern umschlingt sie  
Und hieher bringt sie  
Zum Kranz mir immer.“

Am folgenden Tage wird der Kranz, gewöhnlich auf einem vierpännigen Gefährt, zur Kirche gebracht; die Kranzjungfern tragen Blumen im Haar, die Pferde sind mit Kleistig geschmückt, der Fuhrmann knallt heftig mit der Peitsche, die Mädchen aber singen:

„Zur Kirche feierlich führt man den Kranz gemach,  
Die Jungfern neben ihm, die Mütter kommen nach,  
Vom Westen wehet her ein Lüftchen auf den Kranz,  
Nest nimm ihn ab, o Jüngling, und bring' zur Kirch' ihn ganz,  
Ihr aber Jungfern steigt vom Wagen nun herunter  
Und mit dem Kranze führet zur Kirch' den Jüngling munter.“

Vor der Kirche wird der Erntekranz vom Wagen herabgehoben und einer der Jünglinge, welche mit den Jungfern zugleich herbeigekommen waren, nimmt ihn auf den Kopf und trägt ihn in die Kirche. Zu beiden Seiten begleiten ihn die Kranzjungfern, hinterher gehen die „Mütter“. In der Kirche befindet sich eine Menge solcher Kränze, wenigstens so viele, als es in dieser Pfarre Edelhöfe und Vorwerke gibt.

Von der Kirche heimkehrend singen die Jungfern:

„Ein Kranz gehört mein',	Ein Kranz gehört mein,
Wem soll er geben sein?	Wem soll er geben sein?
Von Raute ist der Kranz	Von Singrün ist der Kranz
Geb' Dir ihn, Liebster, ganz,	Dir geb' ich ihn, mein Haus,
Ich geb' ihn Dir, ja Dir!	Ich geb' ihn Dir, ja Dir!“

So kommen sie singend zum Herrenhaus heran. Zu ihrer Begrüßung geht der Gutsherr mit Frau und Kindern ihnen entgegen. Jener Jüngling oder die Anführerin der Mädchen nähert sich, den Kranz auf dem Kopfe, mit ihrem ganzen Gefolge den Hausleuten. Es folgen Gesänge, in welchen die Herrschaft, ihre Familie, ihre Wirtschaft gepriesen werden. Der Herr nimmt den Kranz in Empfang, beschenkt die Schnitter und ladet sie auf den Nachmittag zum Erntefest ein, zu dem sich fast das ganze Dorf versammelt.

Der Allerseelentag. In den Städten herrscht der Brauch, Kränze auf die Gräber niederzulegen und diese mit zahllosen Lampen zu beleuchten. Die Dorfbewohner legen weder Kränze nieder, noch zünden sie Lampen auf den Gräbern an; statt dessen lassen sie Messen lesen und beschenken die Armen reichlich. Wie bei den Deutschen, so ist auch im polnischen Volke der Glaube verbreitet, daß die Seelen der Abgeschiedenen, die sich im Fegefeuer befinden, an diesem Tage die Lebenden besuchen und um Mitternacht in die Kirche gehen. Verstorbene Priester lesen Messen, verstorbene Knaben ministriren, ein verstorbener Alter läutet mit dem Glöckchen, verstorbene Gläubige beten. Wer muthig ist, kann das alles sehen, kann es aber auch leicht mit dem Leben bezahlen. Das deutsche Stück „Der Müller und sein Kind“ hat sich daher auch auf der polnischen Bühne eingebürgert.

Die Vigilie des heiligen Andreastages (29. November). Die Nacht vor dem Andreastage ist eine Nacht der Horoskope für die Mädchen. Durch die verschiedenartigsten Mittel trachten sie ihr künftiges Schicksal zu erforschen. Sie brechen z. B. einige Ästchen von einer Besenruthe ab und gießen geschmolzenes Wachs durch dieses Beilein auf kaltes Wasser. Aus den Gestalten, die sich durch diesen Guß bilden, leiten sie verschiedene Folgerungen ab und rufen dabei die Mitwirkung des heiligen Andreas an. Bald bringen sie einen Arm voll Holzschelte in die Stube und zählen die Stücke ab, ist die Zahl eine gerade, so wird bald Hochzeit gemacht. Dann werden Nähnadeln in ein Gefäß mit Wasser gethan, weissen Nadel zuerst unter sinkt, der wird zuerst sterben. Wenn ein Bursch und ein Mädchen je eine Nadel ins Wasser legen und diese schwimmen auf einander zu, so ist das ein Zeichen, daß die Beiden sich mit einander vermählen werden.

Die Taufe wird gewöhnlich einige Stunden nach der Geburt des Kindes vorgenommen. Sofort beginnt die dazu bestellte Frau mit den Vorbereitungen zum Taufschmaus, während der Hausvater seine Bekannten bittet, Pathenstelle zu vertreten. Wenn man das Kind dem Pathen etwa durch das Fenster hinaus reichen würde, so wäre ihm keine Gesundheit beschieden. Man soll es auch nicht auf dem linken Arm tragen, es würde sonst ein Linkhand werden. Auf dem Wege zur Kirche sollen die Pathen viel reden, lachen und singen, damit das Kind heiter und muthig werde. Weint das Kind während der Taufhandlung, so wird es gedeihen und eine klangvolle Stimme haben. Wenn es gelänge, das Gesichtchen des

Kindes dabei mit einem Kirchenhandtuche abzuwischen, so hätte es sein Lebtag kein „Weh“. Auch die Heimkehr aus der Kirche ist gewöhnlich lustig, es muß dabei gesungen werden, denn wer würde sonst errathen, daß da Taufgevätern vorbeifahren. Gewöhnlich hört man sagen: „Sa, meine Frau Gevatterin, wir fahren aus der Kirche, hin brachten wir 'nen Heiden, zurück kommt jetzt ein Engel“. Vor dem Hause angelangt, bricht die Taufpathin ein Zweiglein von einem Baum und verjett damit dem Kinde dreimal einen leichten Schlag, damit es gehorchen lerne und brav werde. Inzwischen haben sich schon die Gäste im Hause versammelt. Jeder derselben hat irgend ein Geschenk für die Wöchnerin mitgebracht; dieser Butter, jener Käse oder Wurst, ein anderer wieder ein Stück Speck zc. Sobald die Pathen mit dem Kinde zurück sind, beginnt das Gastmahl und die Unterhaltung, das heißt das Saufgelage, Gesänge und lärmende Reden. In den Gegenden an der Naba besteht überdies die Sitte, daß die Pathen einen Zopf flechten, wenn der Täufling ein Mädchen, und einen Dreischlegel verfertigen, wenn er ein Knabe ist. Der Zopf wird aus Stroh geflochten, der Dreischlegel aus Stecken zusammengebunden. Während des Zopfflechtens singen sie:

„Wir flechten, Zöpflein, in dich ein  
Für's Taufkind Stärke und Gedeihn.

Ach wären wir so geschickt zugleich,  
Daß ihr der Zopf zur Erde reich.“

In die Flechten des Zopfes stecken sie einige Kreuzer „auf Bänder“, worauf der Taufpathe auf einen Baum vor dem Hause klettert und den Zopf zuhöchst befestigt. Die Pathin aber singt mit den anderen Frauen im Chore:

„Am Apfelbaum der Apfel,  
Bald fällt er schon herunter;  
Am Weichselbaum im Gärtchen  
Häng' ich das Zöpflein munter.  
Ich häng' dich liebes Zöpflein  
Am Pflaumenbaum wohl auf,

Marysia wachse glücklich  
Und lang' zu dir hinauf.  
Das Äpfelchen am Baume,  
Das rothe fällt herab;  
So pflikt's doch schnell, du Hännschen  
Und gib's Marysia ab.“

Während man die Dreischlegel bindet, singt man:

„Machet mir recht feste Flegel,  
Denn es werden feste Bursche,

Macht ihr mir recht feste Flegel,  
Dreschen viel Getreid' die Bursche.“

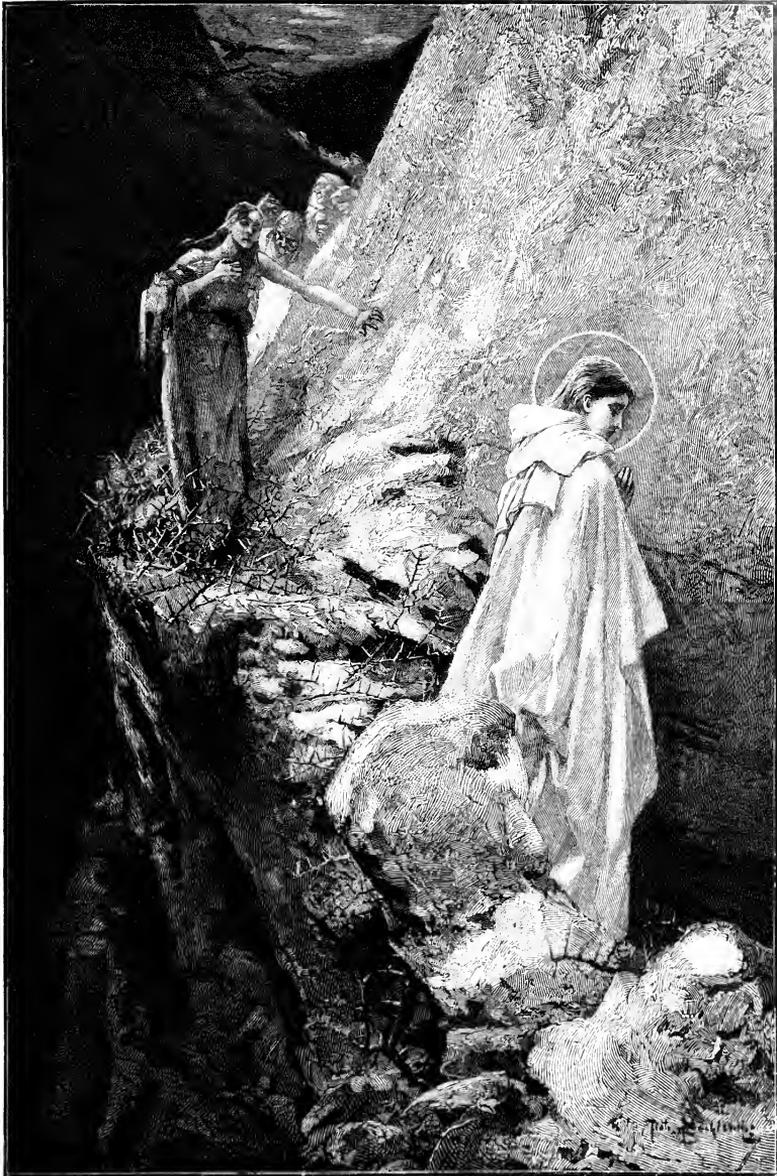
Die Flegel trägt man auf die Kalenica (Dachfirß) oder hängt sie auch auf einen Baum.

Das Hochzeitsfest hat eng umschriebene und durch die Sitte geheiligte Formen. Je nach den Gegenden machen sich einzelne Unterschiede bemerkbar, das Ganze aber ist überall gleich. Man kann jedoch folgende Theile unterscheiden: das „Versprechen“ (Zmówinj), das „Kutnenflechten“ (Rózgowiny), das „Aufzöpfen“ (Rozpleciny), die „Trauung“ (Slub), die „Heimführung“ (Przenosiny) und die „Behaubung“ (Czepiny).

In seiner ganzen Ausdehnung wird dieses Ceremoniell noch heute bei den Lasowianen ausgeführt; dieses ist es auch, das wir hier in allgemeinen Zügen wiedergeben, nicht ohne hier und da bemerkenswerthe Einzelheiten aus anderen Gegenden hinzuzufügen.

Sobald die Eltern mit ihrem Sohne darin übereingekommen sind, aus welchem Hause sie sich eine Schwiegertochter wünschen, theilen sie dies einem „weisen Hausvater“, gewöhnlich irgend einem der Verwandten mit, der in diesen Angelegenheiten bewandert ist, und bitten ihn, die „andere Seite“ auszuforschen, ob man mit der Verbindung einverstanden und was für eine Mitgift zu geben man gesonnen sei, wobei auch mitgetheilt wird, was für ein Vermögen der Freier von seinen Eltern zu erwarten hat. Sowie diese Verhandlungen glücklich zu Ende geführt sind, folgt das formelle „Versprechen“ (Zmówinj).

Zu diesem Besuche ladet man auch eine „weise Hausmutter“ ein. Diese und der „weise Hausvater“ führen den gemeinschaftlichen Namen: „Dziwosłoby“ (Brautwerber). Aus dem Hause des Junggesellen nehmen sie eine mit irgend einem Getränke gefüllte Flasche, welche die weise Hausfrau mit einem Bunde, das ihr der Bräutigam gibt, umwindet, worein sie ein Sträußchen Rante steckt; hierauf brechen sie mit diesem nach dem Elternhause der Braut auf. Vorerst tritt nur das Brautwerberpaar ins Haus ein, der Freier jedoch beobachtet vor dem Fenster, was weiter vorgehen wird. Diese Formalität des „Versprechens“ geht immer zur Nachtzeit vor sich. Die Eltern der Braut wissen bereits, um was es sich handelt, sie thun jedoch so, als wüßten sie nicht einmal, wer die Leute sind. Die Brautwerber sagen, sie hätten sich verirrt und seien gekommen, um ein Nachtlager zu bitten, sie seien ihres Zeichens Kaufleute und hätten gehört, es sei hier eine „junge Kalbin“ zu verkaufen. Sie würden dieselbe erwerben, sie aber dann einem Anderen abtreten. Die Antwort lautet, daß es besser wäre, wenn man die Sache ohne Mittelspersonen abmachen könnte und wenn der Käufer sich in eigener Person vorstellen würde. Da dieser nun eintritt und die vermeintlichen Kaufleute erklären, daß eben dieser der Käufer sei, sagt der Vater der Braut: „Höre mein Lieber, anstatt diesen Leuten ein paar Gulden für die Abtretung zu geben, kannst Du ja selbst der Käufer sein.“ Nach diesen Worten folgt das „Fußfassen“, das heißt, die jungen Leute neigen sich tief zur Erde und fassen mit den Händen nach den Füßen der Anwesenden, zuerst der Eltern, dann der Brautwerber und endlich aller Übrigen, zum Zeichen des Dankes. Hierauf verkündet der Bräutigam, daß man den „Litkup“ (Leihkauf) trinken müsse, damit die, welche ihn hierhergebracht, ihm nicht zürnen. Die „weise Hausfrau“ stellt nun die Flasche auf den Tisch und der Vater der Braut sagt jetzt zu dieser: „Fange Du an, denn auf Dir steht das Fundament.“ Das Mädchen trinkt dem Bräutigam zu und schenkt ihm das zweite Kelchglas ein. Hat er getrunken, so stellt sie die Flasche auf den Tisch und löst das Band davon herunter, als erste Gabe des Bräutigams. Nun bewirthen die Älteren einander gegenseitig,



Die Gottesmutter führt die bühenden Seelen über die Dornenwade.

worauf sie die Eltern des Bräutigams, die beiderseitigen Verwandten einladen. Nach Ankunft der Letzteren beginnen die Verhandlungen über die Vermögensangelegenheiten, die Bewirtung und weitere Gespräche, die bis zum Morgengrauen dauern.

Vor dem „Ruthenflechten“ (Rózgowiny) werden alle kirchlichen und amtlichen Formalitäten abgemacht. Sowie das Aufgebot im Gange ist, beginnen die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste. Wenn die Braut eine „Arme“ ist und die Hochzeit nicht auf eigene Kosten bestreiten kann, so bittet sie eine Frau, welche an diesem Feste ihre „Köchin“ sein soll und geht mit ihr von Haus zu Haus um „Beisteuer“. Wo immer sie eintreten, spricht die Köchin: „Gelobt sei Jesus Christus“ und fügt hinzu: „Die Braut bittet um eine Beihilfe“, die Braut macht allen die Knieumfassung;<sup>1</sup> sie sagen darauf: „Gebe Dir Gott Glück und Segen“ und beschenken sie je nach ihren Kräften. Gleichzeitig erfolgt die Zusammenstellung des Hochzeitsgefolges, das heißt, der Brautwerber und Werberinnen, der Brautjungfern und Brautführer und der Musikanten. Die Musik geht den Bräutigam an. Ist er wohlhabend, so bestellt er zwei Geigen, eine Clarinette und eine Bassgeige, der Ärmere bestellt nur eine Geige und einen Bass. Die Brautjungfern sind meistens acht an der Zahl, Brautführer neun, Brautwerber und Brautwerberinnen je sieben.

Unter den Brautjungfern nimmt nach der Braut die erste Stelle „die älteste Brautjungfer“ ein; unter den Brautführern fällt sie dem „ältesten Führer“ zu. Dieser ist zugleich „Hochzeitsmarschall“ und hat einen Stellvertreter in der Person des „Untermarschalls“. An der Spitze der Swaty (Brautführer) steht der „älteste Swat“, welcher gleichzeitig der Starost des Festes ist, an der Spitze der Swaszki (Brautwerberinnen) steht die „älteste Swaszka“ oder „Starostin“, welche gleichzeitig „Kranzelträgerin“ ist, das heißt, zwei ganz kleine Kränzlein und auch Trauringe, wo sie im Gebrauche sind, zur Trauung in die Kirche trägt.

An den zwei dem ersten Aufgebot folgenden Sonntagen zeigt sich die Braut in Begleitung der ältesten Brautjungfer in der Kirche. Beide tragen aus Singrün und Rante geflochtene Kränze auf dem Kopfe und eine Unzahl buntfarbiger Bänder flattern ihnen vom Haar auf die Schultern herab. Wem immer sie auf dem Heimwege von der Kirche begegnen, seien es Bekannte oder Unbekannte, dem erweisen sie die Knieumfassung als Gruß, was hier ein Zeichen ist, daß die Braut um den Segen bittet, darum muß auch Jeder, dem sie diesen Gruß darbrachte, sagen: „Gott gebe Dir Glück und Segen.“

Das Hochzeitsfest selbst beginnt nach dem letzten Aufgebote am Montag zur Zeit der Abenddämmerung, und zwar mit dem „Ruthenflechten“ (Rózgowiny). Der Bräutigam bringt in Gesellschaft des „Ältesten“ die Musikanten vor seines Vaters Haus.

<sup>1</sup> Das oben beschriebene „Knieumfassen“ oder „Halschen“ nach den Knien ist die übliche ehrebetriete Begrüßung des polnischen Bauers.

Hier musizieren sie so lange, bis sie der Vater einläßt. Nachdem sie aufgenommen und bewirthet worden, beginnen sie aufs Neue ihre Arbeit, wozu die jungen Leute, die sich indessen versammelt haben, tanzen. Indessen bereitet die Braut mit den Brautjungfern in ihrem Hause die Kräuter her (Raute und Singrün), aus denen die Ruthe gewunden werden soll. Dies vollendet, begibt sie sich mit der ältesten Brautjungfer, welche seit dem Tage des zweiten Aufgebotes und während der ganzen Dauer der Festlichkeiten ihre unzertrennliche Begleiterin ist, in das Haus des Bräutigams. Hier wieder „Knieumfassen“ aller Anwesenden, mit der Bitte, sie mögen alle in das Haus der Braut nachkommen. Sie erhalten aus den Händen des Bräutigams die Ruthe, welche eben im Hause der Braut umwunden werden soll. Und so bewegt sich der Zug unter Gesang und Musik nach dem Hause der Braut. Die „Ruthe“ hatte einer der Brautführer, welcher in derlei Dingen bewandert ist, für den Bräutigam vorbereitet. Er hatte im Wald ein junges Eichenstämmchen von beiläufig zwei Zoll Dicke abgeschnitten und daraus einen Stab von der Länge einer Elle verfertigt, den er durch eine Kerbe in zwei gleiche Theile theilte, wovon er den oberen in sieben Sprossen spaltete, eine in der Mitte und je drei zu beiden Seiten. Dies bedeutet gleichsam den Lebensbaum, der übrigens auf die mannigfaltigsten Arten in den verschiedenen Gegenden hergestellt wird. Sobald die Musikanten im Hause der Braut ihre Plätze eingenommen und die jungen Leute ein wenig getanzt haben, stellt die Braut in der Nähe des Lichtes einen Tisch auf, auf den Tisch stellt sie einen Backtrog, in den Backtrog legt sie einen Brotlaib, in dessen Mitte steckt sie den Stiel der „Ruthe“. Dann wendet sie sich zu den Brautjungfern, macht jeder von ihnen die „Knieumfassung“ und ladet sie zum „Ruthenwinden“ ein. Die Mädchen stellen sich im Kreise um den Tisch und singen alle einstimmig: „Fang’ an, du liebe R., fang’ in der Mitte an vom Kreise, denn bei dem Mütterchen bist du schon eine Waise, eine Waise.“ Auf diesen wehmüthigen Ruf ergreift die Braut ein Sträußlein von Singrün und beginnt die mittlere Sprosse damit zu umwinden; die älteste Brautjungfer führt das Winden zu Ende, während die übrigen singen. Wenn die älteste Brautjungfer ihre Arbeit vollendet hat, treten sechs andere Mädchen an die Ruthe heran und jede „windet“ eine Sprosse derselben unter dem Gesange aller Anwesenden, bis die ganze Ruthe umwunden ist.

Nachdem diese Arbeit vollendet ist, singt man: „O Mütterchen, o Herzen, zur Ruthe gib Geschmeide, ein Tüchlein und ein Streiflein, zum Kranz ein Band von Seide.“ So bringt dann die Mutter der Braut diese Gegenstände aus der Kammer: ein weißes Tüchlein, ein gelbes „Streiflein“ (Frauengürtel) und ein rothes Band zum Rautekranz, der schon früher gewunden, unter den Kräutern bereit gelegen, und übergibt dies alles der ältesten Brautjungfer. Diese bindet zuerst das Tüchlein, dann den Gürtel um das untere Ende der zerspaltenen Ruthe, so daß die Enden bis zum Fuß des Stämmchens

niederhängen und zuletzt legt sie ebenfalls am Fußende der Ruthensproffen, oberhalb des Tuches und Gürtels, das Rautenkränzchen darüber, befestigt das rothe Band daran und die Ruthe ist fertig. Nun singen die Brautjungfern:

„O Bräutigam, du Lieber!  
Thu' uns doch diese Ehre,  
Bring' uns herbei doch schnell  
Voll Wasser eine Kanne!

Wir bringen Dir für's Wasser,  
So frisch wie eine Beere  
Die R. (hier der Name der Braut) zur Stell'.“

Nach dieser Aufforderung bringt der Vater des Bräutigams einen Krug Bier herbei und bewirthet die Mädchen. Nachdem sie getrunken haben, singen sie:

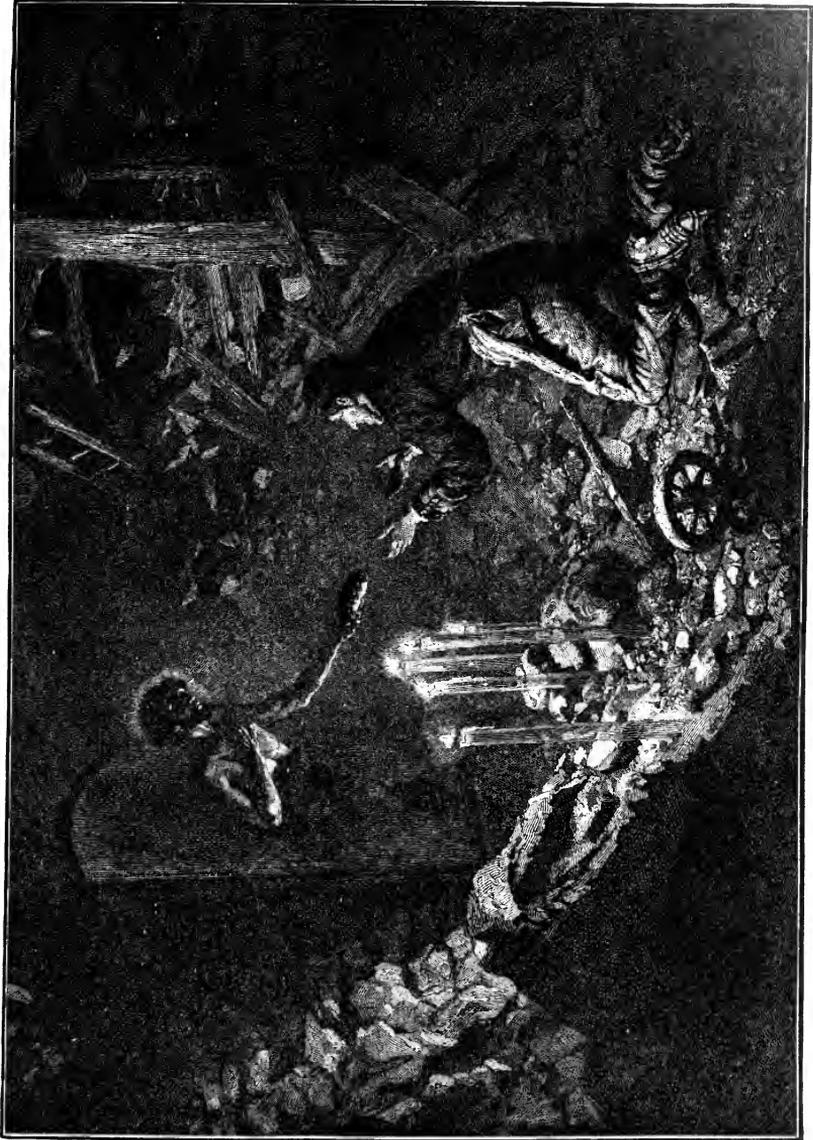
„Schon ist's Bier ganz ausgetrunken  
Und die Ruthe' ist schon gewunden,

Wollen jetzt uns dreh'n im Kreise  
Spielt uns auf die lust'ge Weise.“

Nun ergreift die älteste Brautjungfer mit der rechten Hand die Ruthe, welche indessen noch ebenso, wie unter dem Winden derselben im Brotslaib steckte, der sich im Backtrog befindet; zu ihr tritt eine zweite, welche die Ruthe mit der Linken anfaßt und die Rechte der Ältesten um die Mitte schlingt, die anderen Brautjungfern stellen sich ebenfalls paarweise auf, und so treten alle Paare, die ersten Brautjungfern an der Spitze, zu den Musikanten heran und sagen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ „In Ewigkeit, Amen!“ antworten die Musikanten. Dann fragen die Mädchen: „Gefällt Euch unsere Arbeit, oder gefällt sie Euch nicht?“ Die Musikanten antworten, daß sie ihnen sehr gefällt, worauf sie singen:

„Also sei Er hoch gelobet und jetzt gehn wir tanzen,  
Unsre Füßchen sind ganz krumm schon, woll'n sie grade tanzen.  
Unser Jesus sei gelobet, heilig sei sein Namen,  
Tretet her zu uns und sagt: „In alle Ewigkeit und Amen!“

Wenn es ihnen in der Stube zu enge wird, was gewöhnlich der Fall ist, so singen sie: „Geht Ihr lieben Leute, die Stube ist zu enge, daß wir mit dem Kränzlein nicht kommen in's Gedränge.“ Nachdem man ihnen Platz gemacht hat, gehen sie paarweise im Schritt rings um die Stube, bleiben dann bei den Musikanten stehen, singen, vor ihnen stehen bleibend, ein bestimmtes Liedchen und tanzen einmal herum, worauf sie abermals stehen bleiben und das vorgeschriebene Liedchen singen, abermals einen Rundtanz machen und so fort eine gute Stunde lang. Nachdem dieser Tanz beendet ist, treten Bräutigam und Braut an Jenen heran, welchen sie sich zum Starosten erkoren haben, machen die „Knieumfassung“ und bitten ihn, er möge diese Würde annehmen. Dieser nimmt die Würde an und setzt sich neben die Musikanten. Zu ihm treten nun die Brautjungfern, denn er ist es, dem sie die Ruthe zu übergeben haben, und sagen: „Lieber Herr Starost, wir bitten um Befreiung (Annahme der Ruthe); unser Kränzlein ist blühend und keimend, ist voll und ist sicher.“



300 Züge vom verflüchteten Bergmann.

Sie heben die Ruthe in die Höhe und schütteln sie in der Luft, der Starost wehrt sich dessen, sie anzunehmen und spricht: „Noch habt Ihr zu wenig getanzt, als daß ich euch befreien sollte.“ Sie antworten ihm darauf singend, daß er gar nicht zum Starosten taue. Nichtsdestoweniger bitten sie abermals um „Befreiung“ in Wort und Weise wie zuvor, indem sie jener Bitte noch die Worte hinzufügen: „Schüttelt den Sack über unserer Schachtel“, wobei die älteste Brautjungfer die Schürze hinauf hält, gleichsam einen Loskauf für die Ruthe verlangend. Darauf wirft ihr der Starost einige Scherben eines zerbrochenen Topfes in die Schürze. Die Mädchen stellen sich erzürnt, und sagen, daß sie solches Geld nicht kennen und nicht nehmen wollen. „Freilich kennt ihr es nicht“ — sagt der Starost — „denn es ist Geld von einem andern König“; darauf entsteht ein allgemeines Gelächter, worauf die beleidigten Brautjungfern wieder zu singen anfangen. Sie wissen sehr wohl, sagen sie, daß das Scherben seien, daß er zu diesem Mittel seine Zuflucht nehme, weil er keinen rothen Heller besitze und übrigens, auch wenn er was befäße, niemand was geben würde; denn er sei ein selbstfüchtiger Mensch, gewohnt, allein zu leben, alles allein zu verschmausen und auszutrinken. Sie thun als gingen sie von ihm fort und singen: „Vivat, vivat, unserer ersten Führerin!“ Da aber der Starost die Ruthe mit Wohlgefallen ansieht, fügen sie hinzu: „Wie schaut der Starost auf unser Kränzlein hin!“ Sie kehren zu ihm zurück und tragen zum dritten Male mit denselben Worten und in derselben Weise ihre Bitte vor, wie die zwei anderen Male. Nun wirft der Starost der Anführerin einige Kreuzer in die emporgehaltene Schürze und will die Ruthe ergreifen. Vergebens! sie wollen diese nicht herausgeben und singen: „Ich geb' nicht, ich geb' nicht den Rautenfranz so schön, noch hab' ich, noch hab' ich kein'n Becher ja gegeh'n.“

Da bringt denn der Bräutigam einen Krug Bier herbei und übergibt ihn dem Starosten. Der Starost bewirthet die Brautjungfern und will die Ruthe ergreifen. Allein auch diesmal vergebens. Die Mädchen singen: „Ich geb' nicht, ich geb' nicht die grüne Ruthe her, bis sich nicht vor uns noch N. (der Name der Braut) neiget sehr.“ Nun nähert sich ihnen die Braut, macht bei allen die Knieumfassung und der Starost erhält endlich die Ruthe. Alle treten nun auseinander, der Starost geht, die Ruthe in der Hand haltend, gravitatisch rund um die Stube, die Brautjungfern aber singen: „Unser Schulze geht zum Tanze, spielt ihm auf, ihr Geigen, warten müßt Ihr, Burck' und Mädchen, nicht unterbrecht den Reigen!“ Nach einer Weile setzen sie wieder an: „Unser Schulze geht zum Tanze, mit ihm tanzt das Rütchen grün, stell' sich unter, stell' sich unter eine junge Sünderin.“ Diese junge Sünderin ist vorerst die älteste Brautjungfer, dann eine jede der Übrigen, mit denen er der Reihe nach einmal um die Stube tanzt. So oft eine von ihnen zu ihm tritt oder nach dem Tanze sich von ihm entfernt, macht sie das „Kniefassen“, sich vor ihm zur Erde neigend. Der Starost ist selbstverständlich ein älterer Mann und Hausvater.

Nachdem dieser Tanz beendet ist, beginnt das „Hinausführen“ der Kuthe in die Kammer der Eltern. Das Zeichen hiezu geben die Brautjungfern mit folgendem Gesänge:

„Hinein, du grüner Kranz, hinein,  
 In Vaters, Mutters Kammer hinein!  
 Mach' auf, o Mutter, 's Kämmerlein  
 Und heb' mir auf die Kuthe fein,  
 Zum neuen Hans mach' auf die Thür  
 Heb' auf mein Rautenkranzlein hier!“

Während dieses Gesanges bewegt sich der ganze Hochzeitszug, die Musik und den Starosten an der Spitze, in die Kammer und legt dort die Kuthe für diese Nacht nieder. Damit endet das „Kuthenflechten“; wer aber Lust hat, der tanzt bis zum Morgen.

Am Dienstag, früh Morgens, spielen die Musikanten das Lied „Stern des Ostens“ (Stella maris) zum Preise der Gottesmutter. Darauf gehen die Braut mit der ältesten Brautjungfer, sowie auch die Brautführer einzeln im Dorfe umher, die Leute zur Hochzeit einzuladen. Es ist dies nur eine Formalität, da ja ein Jeder schon vorher vielfach geladen wurde, dennoch ist dieselbe nöthig, denn ohne sie wären die Betreffenden imstande, nicht zu kommen. Sobald nun Alle versammelt sind und bewirthet wurden, geben die Brautjungfern durch Gesang das Zeichen, daß das Brautpaar die Hochzeitsgewänder anlegen soll. Bis nun war der Bräutigam nur feiertäglich gekleidet, die Braut hingegen so, wie am Sonntag während des zweiten Aufgebots. Jetzt unterscheidet sich der Anzug des Bräutigams von seinem früheren Anzuge dadurch, daß ein „Trauerband“, das heißt ein bläuliches Bändchen das Hemd am Halse verbindet, und daß er einen Strauß an der Mütze und einen „Lappen“, nämlich ein mehrfach zusammengefaltetes weißes Tuch in den Gurt gesteckt hat, welches bis an die Knie reicht. Auch die Braut ist gekleidet wie vorhin, nur daß jetzt auch das „Trauerband“ am Halse hinzugekommen und vom Kopfe jeglicher Putz verschwunden ist; das Haar ist glatt gekämmt und in einen oder zwei Zöpfe geflochten, welche über die Schultern herabfallen. Sobald das Brautpaar, also geschmückt, eintritt, stellt die älteste Brautjungfer ein Stühlchen in die Mitte der Stube, gerade unter den Mittelbalken der Decke, da, wo sich die Jahreszahl des Hausbaues eingedreht findet, die übrigen Brautjungfern umringen diesen Stuhl und theilen durch einen gefühlvollen Gesang mit, daß die Ceremonie des „Aufflechtens“ beginnen wird. Nun setzt sich die Braut auf das Stühlchen, die Anführerin beginnt ihr die Zöpfe aufzuflechten, worauf alle andern Brautjungfern der Reihe nach antreten und dies fortsetzen, bis das Haar vollkommen aufgelöst ist. Indessen hat die Mutter schon der ältesten Brautwerberin (Starostin) den für die Braut bestimmten Kopfschmuck übergeben. Es ist dies ein entsprechend gefaltetes weißes Tuch, an welchem ein Aufputz von Rante und Zingrün, sowie eine Anzahl farbiger

Bänder angebracht ist. Diesen Schmuck befestigt nun die Starostin auf dem Kopfe der Braut, während die Brautjungfern singen:

„Mutter richte her den Schleier	Rund um sie den Schleier binde.
Und du Brüderlein nunwinde	Schmückt sie so das Brüderlein,
Deine Schwester zu der Feier,	Weinet heiß das Schwesterlein.“

Die Scene des „Kufflechtens“ ist in der That sehr rührend. Die Mutter reicht dem ältesten Bruder der Braut den gewünschten „Schleier“ (Podwika), das ist ein weißes, seiner Länge nach mehrfach zusammengefaltetes Tuch. Der Bruder schlingt das Tuch um den Hals der Schwester, bindet es über der Brust mit dem Trauerbände, während die Enden des Tuches lose bis zu den Knien herabhängen. Nun erhebt sich die Braut von ihrem Sitze, vollzieht zum Zeichen des Dankes das „Kniefassen“ an ihrer Mutter, der „Starostin“, den Brautjungfern und dem Bruder, worauf die Mädchen wieder zu singen beginnen:

„Mach auf, o Mutter, das Kämmerlein	Bom neuen Hans mach' auf die Thür
Und gib heraus die Ruthe fein;	Und gib heraus mein Kränzlein mir!“

Nach dieser Aufforderung bewegt sich der ganze Hochzeitszug mit dem Starosten und der Musik an der Spitze vor die Kammer, die Mutter der Braut bringt die Ruthe von dort heraus und überreicht sie dem Starosten. Die Mädchen singen:

„Der Schutz geht über's Brückchen	Der Schutz hat sich zum Flur gewandt,
In seinem langen Röschchen,	Das Rütchlein grünt in seiner Hand.“

Die Musik spielt und der Zug kehrt in die Wohnstube zurück. Hier heben die Brautjungfern sofort an: „Tretet an Ihr Eltern, tretet an und segnet die Kinder zur Trauung.“ Auf diesen Ruf hin nehmen die Eltern der Braut am Tische Platz, der Starost, die Ruthe immer in der Hand, heißt das Brautpaar sich neben ihn aufstellen und beginnt, sowie sie den Eltern gegenüber beisammen stehen, die „Abbitte“, das heißt er hält eine Anrede und, wenn er es selbst nicht kann, so thut dies ein Gewandterer für ihn. Solcher Abbittreden gibt es viele, in Prosa sowohl, als auch in Reimen verfaßt. Bei den Lasowiaken wird zumeist folgender Text gebraucht: „Ich bitte Euch alle, Freunde, Nachbarn, Brüder und Schwestern um Aufmunterung . . . Gelobt sei Jesus Christus! Du aber Bräutigam und Du Braut, macht Euch auf den Weg zur heiligen Kirche, zum Ehestande, zur ewigen Vermählung. Diese Eure Eltern hier haben Euch dazu auferzogen und Euch beschenkt nach Möglichkeit. Wenn Du sie einmal beleidiget und nicht um Verzeihung gebeten hast, so thue ihnen Abbitte. Ihr aber, Eltern, verzeihet Euren Kindern von ganzem Herzen, aus Eurer ganzen Seele und segnet sie für ihren künftigen Lebensweg. Wenn Gott immer in Eurem Herzen und Gedächtniß sein wird, wenn Ihr Euch gegenseitig achten werdet, so wird es Euch gedeihen in der Kammer und im Speicher, im Hause und auf dem Felde.“

Und jetzt komm' Du Braut und Du Bräutigam und umfasset der Eltern Knie, damit Ihr erhaltet ihren Segen auf Euren Lebensweg, Amen!" Nun händigt der Starost dem „Hochzeitsmarschall“ die Ruthe ein und die Brautjungfern singen:

„Spiel' auf Musik, spiel auf recht frisch nun wieder,  
Und Du N. (Name der Braut), Du neige Dich zur Erde nieder.  
Spiel' auf Musik, spiel auf recht frisch nun wieder,  
Und Du N. (Namen des Bräutigams), Du neige Dich zur Erde nieder.“

Die Musik spielt auf, das junge Paar macht die „Knieumfassung“ an den Eltern, welche gewöhnlich unter Thränen antworten: „Gott, gebe Dir Glück und Segen!“ Ist die Braut eine Waise, so singen die Brautjungfern noch während der Knieumfassung:

„Ach Mutter komm' hernieder,  
Vom Himmel steig' herab,  
Man brauchet hie Dich wieder,  
Laß Dich am Strahl herab,  
Um gold'nen Sonnenstrahle,  
Mit Dir die Heiligen alle!

Da ging das Mütterlein  
Und bat das Jesulein:  
,Zur Hochzeit komm' es morgen'.  
Doch weiß das Jesulein  
Und sagt's dem Mütterlein:  
,Daß Freunde sie besorgen.'“

Diese tiefe Verneigung machen die Brautleute zu dreien Malen vor den Eltern und gehen dreimal von rechts nach links um den Tisch herum, an welchem Jene sitzen. Wenn dies vorüber ist, singen die Brautjungfern:

„Dreh Kränzlein Dich im Kreise,  
Um Vaters Tisch herum;  
Ich muß ja wohl im Kreise  
Mich drehen, rund herum,

Um Vaters Tisch mich treiben,  
Weil man auf keine Weise  
Mich länger hier läßt bleiben.“

Jetzt schwingt der „Marschall“ die Ruthe in der Luft und ruft: „Wir nach!“ und geht, vom Brautpaar und der Musik gefolgt, dreimal, von rechts nach links schreitend, um den Tisch herum, der ganze Hochzeitszug hinter ihnen drein, während die Mutter der Braut oder die älteste Werberin alle mit Weiswasser besprengt. Auf dem Tische liegen Brodschnitten, von denen jeder Vorüberziehende eine nimmt, um sie dem vor dem Hausflur stehenden Bettler zu geben. Nach dreimaligem Umschreiten des Tisches verläßt der Zug in derselben Ordnung die Stube. Die Braut bleibt an der Schwelle zum Hausflur stehen, der Bräutigam außen an jener des Hauses und beide machen die Knieumfassung an jedem der Hinausgehenden (sei er groß oder klein), um von Jedem das freundliche „Gott gebe Dir Glück und Segen!“ zu vernehmen. Im Hofe, vor dem Hausflur bleiben alle stehen. Hier übergibt der Festmarschall die Ruthe auf eine Weile seinem Stellvertreter, dem Vicemarschall, und bewirthe die Festgäste mit dem Inhalt einer ihm vom Brautvater gereichten Flasche. Nachdem alles ausgehenkt und getrunken worden, wirft er die Flasche

und den Kelch über das Hausdach, die Musik spielt einen „Tusch“, hie und da werden aus dem Hinterhalte Pistolen- oder Flintenschüsse abgefeuert und jetzt nimmt der Marschall wieder die Ruthe aus den Händen seines Stellvertreters. Nun nähert sich ihm die älteste Brautjungfer, steckt an jede von deren Sprossen einen Apfel, bindet dem Marschall ein schönes Band um den Hals und befestigt einen Strauß an seine Mütze. Die Mädchen singen:

„Heiliges Kreuz, Du uns geleite,  
Die gute Stunde gib uns heute,

Geleite uns, heilige Marie,  
Nicht groß ist unsere Compagnie!“

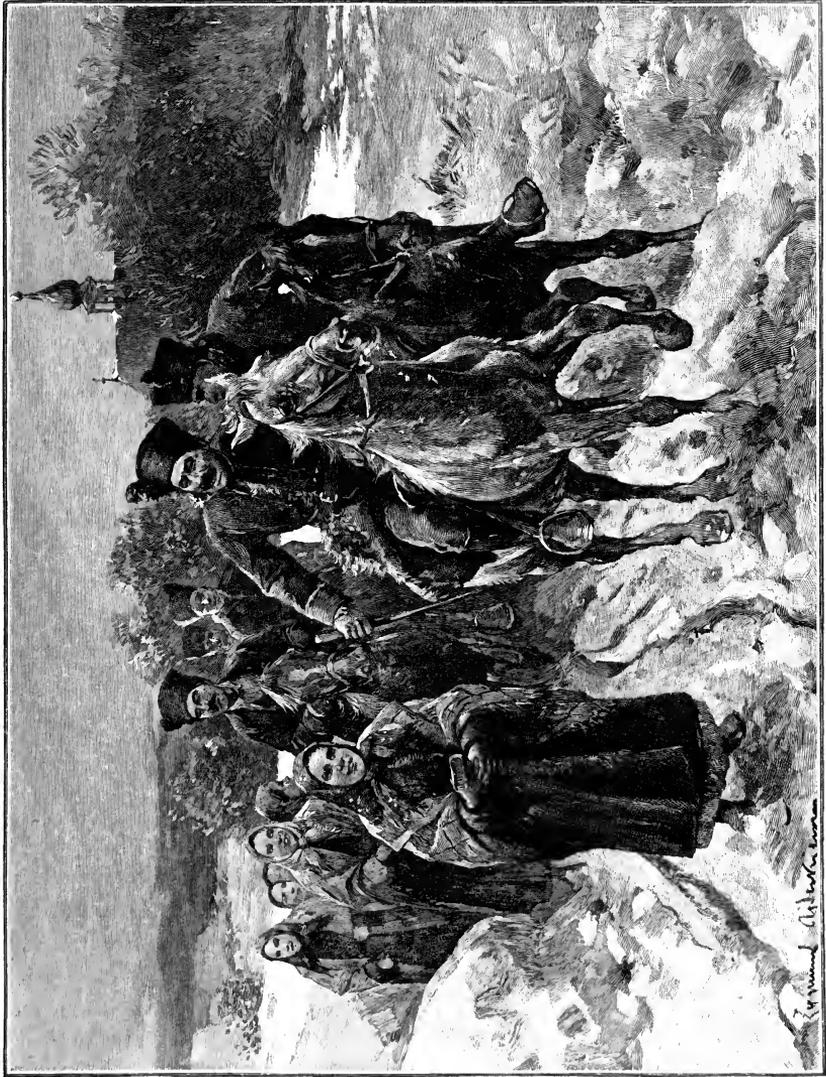
und der ganze Zug setzt sich zu Fuß nach der Fahrstraße in Bewegung. Während dieses Ganges spielt die Musik und die Brautjungfern singen leise die vorgeschriebenen Lieder. Auf der Fahrstraße stehen schon die Wagen bereit. Auf dem ersten Wagen nehmen Platz: das Brautpaar, der Festmarschall, die älteste Brautjungfer, der Starost und die älteste Werberin, auf dem zweiten die übrigen Brautjungfern, auf den übrigen Wagen der Rest des Zuges und die Musikanten. (Bei den Krafowiaken sitzen die Brautführer zu Pferde.) Während des Platznehmens singt der Marschall, gegen die Braut hingewandt, Folgendes:

„Setz' Dich jetzt H. herauf,  
Dein Bößlein steck Dir auf;

Steck' Dir daraus ein Mädchen,  
Bist nimmermehr ein Mädchen.“

Die Braut klettert auf den Wagen, setzt sich jedoch nicht nieder, denn sie muß stehend fahren, sei es nur drei Fehldängen weit, und währenddessen Strohhalme und Heu aus dem Wagen auf den Weg streuen — „man weiß nicht, zu welchem Nutzen“. Die Musik spielt auf, Gesang erschallt und die Wagen jagen dahin, „was das Zeug hält“. Wenn man vor einer Bildsäule oder einem Kapellchen vorbeifahren muß, bekreuzen sich die Brautjungfern und singen: „Brautführer und Brautwerber, nehmt ab die Mützen hie, denn hier ist Christi Leiden und der Jungfrau Marie.“ Vor der Trauung legen die Brautleute ihre Beichte ab und treten an den Tisch des Herrn. Nach der Trauung nimmt der Marschall die Äpfel von der Ruthe herab, weil sie „ihm zukommen“. Nur den „Mittleren“, das heißt jenen, welcher auf die Mittelsprosse gesteckt war, übergibt er der jungen Frau.

Nach Hause kehrt man in derselben Ordnung zurück als man zur Kirche gekommen war. Hier erfolgt die Bewirthung des Hochzeitszuges mit einem frischen Trunke, und wenn dies abgethan ist, fordern die Mädchen den Marschall zum Tanze auf. Nun beginnt die Musik die Polonaise zu spielen. Der Marschall, die Ruthe in der Rechten, geht in Begleitung der Brautführer einmal um die Stube herum, worauf er die älteste Brautjungfer bei der Hand faßt und einen Rundgang mit dieser macht. Sodann übergibt er sie dem ihm zunächst folgenden, und so gehen der Reihe nach alle Brautjungfern und zuletzt die Werberinnen von Hand zu Hand um die Stube herum. So oft der Starost seine Tänzerin wechselt, singen die Zurückbleibenden: „Unser Marschall geht zum Tanze,



Reisebeschriftung bei den Karamanien.

tanzt mit ihm das Rütthlein grün, unter'm Rütthlein, unter'm Rütthlein geht ein schönes Mägdlein hin.“ Nach dieser „Polonaise“ stellt der Marschall die Tische auf, die „Köchin“ hat die Gerichte aufgetragen und die Mädchen geben singend das Zeichen zum Festmahle. Dem jungen Paare wird nur Hirsebrei, und dieser ohne Salz gereicht, „damit es lerne, Salz und gute Nahrung zu verdienen“. Dafür bekommen die übrigen Hochzeitsgäste alles, was nur die ländliche Küche ersinnen kann. Auch das Festmahl verläuft nicht ohne Gesang. Die armen Brantjungfern kommen nicht zu Athem; kaum sind sie auf eine Weile verstummt, so fangen sie wieder von neuem an. Bald schmählen sie mit der jungen Frau, daß sie nicht genug guten Barzetz gegeben hat, bald necken sie die Werberinnen und werfen ihnen vor, daß sie, „was sie nicht fertig essen und fertig trinken, unter die Arme stecken“. Ist es endlich Zeit vom Tische aufzustehen, so singen die Mädchen „Lieb' Marschällchen, lieb' Marschällchen, führ' hinaus die Mädchen, denn verknittert sind die Schürzchen worden hinter'm Tische.“ Die Musik spielt die „Polonaise“ und der Marschall führt den Reigen an, wie nach der Ankunft aus der Kirche. Man trägt die Tische hinaus und nun setzt sich das Singen, Spielen, Tanzen und die Bewirthung bis in die späte Nacht hinein fort.

Auch den folgenden Tag über dauert die Unterhaltung, bald im Hause der Braut, bald bei der ältesten Werberin, bald bei der ältesten Brantjungfer. Überall Trinken, Essen, nach dem Essen die „Polonaise“ und darnach andere, nicht vorgeschriebene Tänze. Erst am Abend findet die „Heimführung“ statt. Der ganze Zug hat sich im Hause der Braut versammelt, um die Neuvermählten in das Haus des Gatten zu geleiten. Allein sie hat sich irgendwo versteckt, weshalb die Brantjungfern den Brautführern vorwerfen, daß sie nicht genug aufgepaßt haben:

„Euch trifft die Schuld, Ihr Junker,  
Daß uns're (M.) ist fort!

In Wald ist sie gegangen,  
Verloren ist sie dort.“

Sie fügen jedoch sofort hinzu:

„Die (M.) müßt Ihr nicht suchen,  
Nicht an ihr Fenster pochen,

Sie kommt von selbst zurücke,  
Wie's Schäfchen zu der Krippe.“

Allein die Junker (Brantführer) laufen in alle Winkel, in alle Nebengebäude und suchen theils die Braut, theils solche Gegenstände, die sie aus deren Elternhause für die junge Hausfrau mitnehmen könnten. Findet man endlich die Braut, welche sich manchmal sogar in einem anderen Hause verborgen hatte, so führt man sie herbei und überantwortet sie dem Marschall. Der Vice-Marschall hat unterdessen das Stühlchen gefunden, das der Ceremonie des „Behaubens“ dienen soll; die Mutter hat dem Starosten das Bettzeug der Braut übergeben, die Brautführer ergreifen nun alles, was ihnen beim Suchen der Neuvermählten in die Hände gefallen war, der Vater hat dem ganzen Zuge zugetrunken;

man ist alles bereit; also stimmen die Brautjungfern Klagelieder an, worin sie im Namen der Braut vom Elternhause Abschied nehmen, und so verläßt der Hochzeitszug das Haus und macht sich auf den Weg. Die Mädchen singen:

„Trüb sind worden, trüb sind worden die Wänd' in Vaters Haus,  
 Fort geflogen, fort geflogen ist ein buntes Vöglein d'rans,  
 Hell sind worden, hell sind worden am Himmel alle Sternlein,  
 Denn der (N.) er führt die (N.) bei sich ein.“

Die Braut weint, reißt aus, aber vergebens! Zwei so festen Burschen, wie der Marschall und sein Stellvertreter sind, kann auch das fründigste Mädchen nicht entkommen. Endlich bleibt der Zug an der Einfriedung vor des Bräutigams Hause stehen; denn das Gitterthor ist verschlossen. Da singen die Mädchen:

„Verschlossen ist das Pfortlein		Wer schließt es uns wohl auf?
Mit einem gold'nen Ringlein,		(N.) spring herbei im vollen Lauf!“

Der Bräutigam kommt heraus und öffnet das Gitter, worauf der Hochzeitszug vor der Hausthür abermals Halt macht. Auch diese ist verschlossen, so bitten denn die Mädchen die Mutter des Bräutigams singend um Einlaß. Die Mutter öffnet die Thüre, und die Brautjungfern ermahnen die Neuvermählte, sie möge die Schwelle mit dem rechten Fuße zuerst überschreiten, damit Glück und Gottes Ehre mit ihr einziehe.

An der Hand geführt überschreitet die Braut die Schwelle und tritt in die Stube ein. Die Mutter des Bräutigams hat indessen Salz und Brod auf den Tisch gestellt und um diesen Tisch führt nun der Bräutigam seine Braut dreimal nach rechts herum. Die Mädchen aber, nachdem sie den gerechten Tadel ausgesprochen, daß die Schwelle zu hoch sei, daß man sich leicht daran die Füße brechen könne, singen: „Wie froh wird doch, wie froh wird doch des (N. N.) Stube sein, es flog herein, es flog herein ein buntes Vögelein.“

Inzwischen hat der Bräutigam seine Gattin dem Marschall übergeben. Dieser stellt sich mit ihr vor die Musik auf und stimmt ein Lied an. Nachdem er gesungen und einmal herum getanzt hat, übergibt er sie dem nächsten Brautführer und so einer dem andern bis hinunter zum Letzten, und jeder singt dabei das vorgeschriebene Liedchen und tanzt einmal um die Stube herum. Diese Liedchen schildern die schwere Arbeit des Landmannes, die Sorgen des Lebens, die häufigen Unannehmlichkeiten, welche von Seiten des Mannes und die noch häufigeren, welche von Seiten seiner Mutter kommen. Einer der Brautjungfer thut, als ob er nicht singen könnte; er befinnt sich lange, endlich singt er:

„O Henchen, Du Henchen von der Senje gemäht,		O Henchen, gar feucht ist unter Dir ja der Grund,
Jetzt wirft Du von N. auch um und um noch gedreht.		Auf're N. ist wie ein Beerchen, so frisch und so rund!“

Hierauf kommen die Brautjungfern an die Reihe, von der ältesten angefangen bis zur letzten; jede singt und tanzt einmal mit der Braut herum. Die Lieder, welche sie singen,

sind meist schön und rührend. Bald nehmen sie für immer Abschied von der Freundin, mit welcher sie so viel verkehrt haben und drücken Bedauern über den Verlust der Freiheit aus, welche nun unwiederbringlich dahin ist, bald sprechen sie die Hoffnung aus, daß der Ehestand ihr Glück bringen werde und loben dabei oder necken auch den Bräutigam, Alles dies rührt die Neuvermählten bis zu Thränen; so singt die letzte der Brautjungfern zu ihr gewendet:

„Wein' nicht! um's Kränzlein sei N. Dir nicht leid, | Dem Herrn Du Dich weih' und Seinem Mütterlein,  
Spend' eine Messe, dem Herren geweiht, | Und fern wird Dein Lebtag das Böse Dir sein.“

Während dieses letzten Gesanges und Rundtanzes richten die Brautjungfer ein strenges Augenmerk auf Thür und Fenster; denn es soll die „Behaubung“ stattfinden. Also ist die Neuvermählte geneigt, davon zu laufen; allein der Marschall hat sie schon aus den Händen der letzten Brautjungfer in Empfang genommen und der Vicemarschall hat schon das Stühlchen in die Mitte der Stube gestellt. Die Braut reißt sich los, wirft den Schemel einmal, zweimal um; doch setzt sich der Marschall endlich selbst auf den Stuhl und setzt sie sich mit Hilfe des Vicemarschalls auf die Knie. So ist sie nun von der Übermacht bezwungen und die Brautjungfern geben das Zeichen zur „Behaubung“.

„Nun heißt's fort, meine N., nun heißt's fort,  
Mit den Böpichen unter's Kästchen; nimm die  
Haube dort!

Kukul hat geschrie'n beim Pfüßchen  
Und geweint hat N. am Stühlchen.  
Kukul schrie am Baum unzählig

Und geweint hat N. glücklich,  
Kukul schrie, hat aufgehört.  
Was hat dir der Herr gewährt?  
Allerschönster Lohn ward mir gewährt,  
Dem Waldbüglein ward grünes Gras bescheeret.“

Die älteste Werberin, die Starostin, ist nun zur jungen Frau getreten, hat ihr den Haarschmuck abgenommen und will sie behauben. In manchen Gegenden schneidet man der Braut den Zopf ab und legt ihn in die Haube. Bei den Lajowiakern ist dies nicht der Fall. Hier hebt die Starostin den Zopf in die Höhe und bemüht sich der Braut die Chemelka, das heißt einen hölzernen Reif, auf den Kopf zu stecken, um welchen man den Zopf herumwindet, worauf man die aus ungebleichtem Zwirn gefertigte Haube setzt. Allein, ehe ihr dies gelingt, hat die Braut mehrere solcher Chemelki zerbrochen, und es wäre sicher nicht möglich, ihr den Kopfschmuck aufzusetzen, wenn der Starostin nicht auf ihr Bitten von den Brautjungfern dadurch geholfen würde, daß sie die Hände der Braut festhalten. Über die Haube hat die Starostin endlich das weiße Tuch gelegt, wie es die Frauen zu tragen pflegen und damit ist die Ceremonie der „Behaubung“ vollendet. Allerdings äußert der Marschall singend, daß die Starostin die Braut „schief behaubt“ habe, allein sie schenkt dem keine Aufmerksamkeit; sie antwortet ihm ebenfalls singend, daß die Braut dessemungeachtet eine Frau und der Bräutigam ihr Mann sei. Endlich stellt sie sich mit der Braut vor die Musik hin und erzählt singend, sie sei auf dem Jahrmarkt

gewesen, habe sich eine junge „Kalbin“ gekauft und frägt, ob sich nicht Einer fände, der sie kaufen wolle. Das ist die wieder aufgenommene Komödie, mit welcher das „Versprechen“ begonnen hat. Es meldet sich der Bräutigam, die Starostin überantwortet ihm die Neutvermählte, damit er sie, ehe er zahlt, „herumführe“. Der Bräutigam will nun mit ihr tanzen, sie aber thut als ob sie hinke und halbblind wäre. Da das der Bräutigam sieht, erklärt er der Starostin, daß er ein solches Geschöpf nicht brauchen könne; die Starostin aber zeigt sich aufgebracht darüber, wie er nur so etwas erfinden könne, nimmt ihn die



Herumgehen mit Tar.

Brant wieder ab und fängt an mit ihr zu tanzen, indem sie singt: „Weder blind ist sie, noch krumm, seht nur, wie sie springt herum“. In der That zeigt sich bei der Brant keine Spur eines Gebrechens. So will denn der Bräutigam abermals mit ihr tanzen, allein es wiederholt sich daselbe Spiel; erst nach dem dritten Versuche fängt die Brant an prächtig mit ihm zu tanzen. Nachdem er sich nun überzeugt hat, daß der Gattin nichts fehle, sagt er: „Wohlta, jetzt will ich sie Euch schon bezahlen.“ Er bringt irgend ein Getränk und bewirthet zuvörderst die Starostin, dann den ganzen Hochzeitstroß. Die Mutter des Bräutigams hat ein Nachteffen aufgestellt, während der Marschall dergleichen thut, als kehre er mit der Ruthe alle Winkel der Stube aus, darauf bindet er die Krajka (Gürtel) und das Band von der Ruthe los, nimmt sich den Gürtel, gibt dem Vicemarschall

das Band und händigt die Ruthe dem jungen Paare ein. Dieses dankt ihm durch das „Knieumfassen“, die Ruthe aber wandert unter die Familien-Reliquien. Bei Tische fällt der jungen Ehegattin bereits die Rolle der Hausfrau zu, womit das Hochzeitsfest seinen Abschluß findet, namentlich da die Musikanten nicht mehr aufspielen wollen, weil es „ihr Recht ist, nur bis zur Behaubung zu Diensten zu stehen“. Am nächsten Tage kommt, wer es noch aushält, zur Nachfeier und unterhält sich gegen die Mittagszeit, natürlich ohne Musik, da diese schon vom Bräutigam fortgeführt worden. „Man leert die Fässer“, heißt es, „bis an den Boden, die Werberinnen essen die Würste zu Ende, die Mädchen die Bröschen, die Starosten nagen die Knochen und die jungen Tröpfe haben schwere Köpfe.“

Ablässe. Das polnische Volk pflegt zu bestimmten Zeiten nach jenen Orten zu wallfahrten, welche durch Wunder oder Ablässe geheiligt sind. Ein solcher Ort findet sich nahezu in jedem Landbezirke. Nach diesen nähergelegenen Orten pilgert das Volk mit Fahnen und Heiligenbildern, oft auch mit seinen Geistlichen an der Spitze, nach den entfernteren und berühmteren Wallfahrtsorten, wie Łęzysk oder Kalwaria Zebrzydowska in Galizien, wie Częstochowa im Königreich Polen, gelangen die pilgernden Massen unter der Leitung von Führern, welche der Wege und der an Ablassorten üblichen Ordnung kundig sind. Sie machen den Weg zu Fuße und besuchen auf der Pilgerfahrt alle bedeutenderen Kirchen, an welchen sie vorüber kommen. Unterwegs singen sie andächtige Lieder, wobei der Anführer vorher jede Strophe des zu singenden Liedes laut anjagt. An den berühmteren Orten kann man 30.000 bis 50.000 Wallfahrer sehen, in Częstochowa jedoch ist auch die Zahl von 100.000 keine außergewöhnliche Sache.

Die Leichenbestattung. Der Tod wird durch gewisse außergewöhnliche Zeichen angekündigt: Durch das Winseln eines Hundes, den Schrei einer Gule, das Stehenbleiben einer Uhr ohne sichtbare Veranlassung, das Erscheinen des „Todes“ selbst, der sich entweder in der Nacht vor den Fenstern, oder direct dem Kranken zeigt. Erscheint der Tod zu Häupten des Kranken, so muß dieser unbedingt sterben, zeigt er sich bei den Füßen desselben, so geschieht diesem nichts. Wem es einmal beschieden ist zu sterben, dem helfen keine Ärzte. Wenn es mit dem Kranken schlecht steht, so ruft man den Priester herbei, und liegt er in der Agonie, so bettet man ihn auf „grades Stroh“, das heißt, auf den Fußboden der Stube, auf welchen man einen Bund geraden, unzerknitterten Strohs gebreitet hat, und zündet eine geweihte Kerze an. Der Sterbende sieht seinem Ende mit großer Ruhe entgegen; ist er im Stande zu reden, verbittet er sich das Wehklagen der Angehörigen, theilt Ermahnungen aus, nimmt Abschied von den Seinen und von den Freunden und im letzten Augenblicke macht er noch mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, so wie er es gemacht hatte, als er aus dem Hause ging oder fuhr, wenn er sich nach einem entfernten Orte auf den Weg machte. Nur ohne Weichte zu sterben ist ihm schrecklich,

es sei denn, daß man im Kriege, in der Schlacht falle; da genügt es wohl, wenn man sich bekreuzt und zu Gott hinauf senkt. Ein solches Heldenthum im Augenblicke des Todes vermag nur ein starker Glaube zu verleihen.

Der Sarg wird aus einfach abgehobelten Brettern in Gestalt einer Kiste ohne allen Zierat verfertigt. Er wird nicht bemalt und auf dem Deckel wird nur ein mit Kohle gezeichnetes Kreuz angebracht. Man wäscht den Verstorbenen und bekleidet ihn mit seinem „Sterbegewand“. Für einen Mann näht man das lange Sterbehemd aus weißer Leinwand, mit schwarzem Gürtel, und ein Beinkleid, wie er es immer trug, aus weißem Leinenstoff. Der Kopf ist bedeckt oder auch nicht, die Füße sind mit Socken, seltener mit Stiefeln bekleidet. Unter dem Kopfe befinden sich Späne von den abgehobelten Sargbrettern. Die Frau wird mit dem Gewande bekleidet, das sie im Sommer zum Kirchengange trug, es fehlt nur das Tuch, das sie gewöhnlich überwarf. Ein Mädchen wird, wie zur Trauung angekleidet, den Kranz im Haar, in den Sarg gelegt. Außerdem legt man ein Skapulier, einen Rosenkranz dem Verstorbenen auf die Brust und, wenn er des Lebens kundig gewesen war, das Gebetbuch, aus welchem er gebetet hat, in die Hände. Die Hobelspäne, welche nicht zur Kopfunterlage des Verstorbenen verwendet worden sind, wirft man über die Umzäunung des Hauses hinaus, damit die Vorübergehenden sie erblicken und ein „Gott gebe ihm die ewige Ruhe“ sprechen.

Solange sich der Verstorbene noch im Hause befindet, kommen Verwandte und Bekannte und beten für die Seele des Abgeschiedenen. Wenn man den Sarg aus dem Hause trägt, berührt man mit demselben dreimal die Schwelle und spricht dabei: „Friede sei mit diesem Hause“. Solange die Kirchenglocken noch nicht läuten, wohnt die Seele des Hingeshiedenen, heißt es, noch in seinem Leibe und hört und sieht alles, was um sie herum vorgeht. Erst mit dem Anschlagen der Glocken eilt sie vor Gottes Richterstuhl. Das Trauergefolge pflegt sehr zahlreich zu sein. Als Führer functionirt ein Mann, der in diesen Dingen bewandert ist. Er stimmt die Gefänge an. Er ist es auch, der „abbittet“, das heißt die Abschiedsworte spricht, entweder bei dem Aufbrechen des Leichenzuges aus dem Hause, wenn die Kirche sich im selben Dorfe befindet, oder vor der letzten Wildjäule des Dorfes, wenn die Kirche des Sprengels an einem anderen Orte ist. Der Texte zu diesen Reden gibt es viele, der Inhalt derselben ist jedoch überall nahezu derselbe. Zuletzt läßt der Vorbeter drei Vater Unser und dreimal den Englischen Gruß für die Seele des Abgeschiedenen beten, und endlich tritt Jeder an den Sarg heran, wie dies auch in Niederösterreich der Brauch ist, und umfängt ihn mit den Armen zum Zeichen des Abschiedes. Wenn man einen Todten in das Grab hinunter senkt, wirft jeder der Anwesenden ein Klümpchen Erde auf den Sarg. In manchen Gegenden thnn es die Verwandten nicht, weil es Schaden bringen soll. Auf die Gräber werden Kreuze gesetzt

oder Bäume gepflanzt oder sie bleiben auch ohne jedes Zeichen. Nach dem Begräbniß pflegt im Todtenhause eine bescheidene Bewirthung stattzufinden.

**Volkslied.** Die polnische Volkssprache kennt den Ausdruck „Poesie“ nicht. Das Wort wiersz (Vers) aber bedeutet soviel, als „Zeile“ und darf nicht, wie dies manchem Ethnographen begegnet, mit wiersza verwechselt werden, das aus der Volksdichtung bekannt ist und ein bis heute bei den Lajowianen und anderwärts bekanntes Werkzeug zur Fischerei bezeichnet. Alles, was nicht Prosa ist, wird vom polnischen Volke „Lied“ genannt; und das mit Recht, da außer den gereimten Sprichwörtern und Räthseln alles als Lied, das heißt Gesang, fortlebt.

Erst in unserem Jahrhundert hat sich die Aufmerksamkeit der Forschung der unzüchtigen Volksdichtung zugewendet. Seit 1820 ungefähr werden in allen Theilen Polens Lieder und Erzählungen gesammelt und veröffentlicht. In Galizien ist diese Richtung hauptsächlich durch einen Mann repräsentirt, welcher in der Geschichte dieses Landes sich einen rühmlichst bekannten Namen gemacht hat. Wenzel Zaleski, in seinen letzten Lebensjahren k. k. Statthalter, war ein eifriger Liebhaber und Sammler des Volksliedes, und ließ unter dem Pseudonym Wacław z Oleśka eine Sammlung derselben erscheinen, die in jenen Jahren die reichhaltigste war und für immer verdienstvoll bleiben wird.

Das Volk unterscheidet „weltliche“ das heißt profane, und „fromme“, das heißt religiöse Lieder oder vielmehr Gesänge; unter den weltlichen wieder *śpiewki* („Liedlein“, „G'stanzeln“) und Lieder im eigentlichen Sinne. Die letzteren sind, wie die frommen Lieder, ausschließlich für den Gesang, die „Liedlein“ außerdem zum Saitenspiel und Tanz bestimmt. So sind denn die *śpiewki* eigentlich Tanzlieder oder Tanzweisen.

Das Tanzlied bildet den Löwenantheil der polnischen Volkspoesie, nicht nur um seines fast unererschöpflichen Reichthums willen, sondern auch darum, weil es im eigentlichen Sinne Volkspoesie, das heißt eine wahrhaftig aus dem Herzen des Landvolkes geschöpft Poesie ist, weil es dieses Volk und mit ihm die ganze Nation am getreuesten wieder spiegelt. Da es dazu bestimmt ist, vor den Musikanten abgesungen zu werden und zumeist vor ihnen komponirt wird, so ist das Tanzlied der Natur der Sache nach kurz, zwei- oder vierzeilig (selten länger). Da aber der Musikant es dem Gehör nach spielen soll, damit der Sänger mit seinem Dirnlein tanzen könne, was ihm beliebt, so ist sein Rhythmus und seine Melodie der Rhythmus und die Melodie der polnischen Tänze.

Es kann nichts Unmuthigeres geben, als dieses Abtauschen, und im Fluge Erfassen des Volkscharakters, wie er sich da ohne den geringsten Vorbedacht oder Vorsetz gibt.

Wenn der Bauernknecht mit seiner Tänzerin vor den Musikanten steht und singt:

„Bin ein schlanker Burche,  
Fürchte keine Prügel;

Wer die Prügel fürchtet  
Bleibe hinter Schloß und Riegel.“

oder: „Tobt ist Maciek, maustobt, liegt schon auf der Diele,  
 Thät man ihm was geigen, spräng' er auf beim Spiele;  
 Denn Mazur hat solch' ein Leben  
 Wer auch tobt ist, muß sich regen.“<sup>1</sup>

so ahnt er gar nicht, daß er in Geberde und Tone, sowie in den Worten seines Liebchens dem Zuschauer und Hörer das eigentlichsie Mark der polnischen Natur offenbart,



Wenzel Jaleski.

Seelenheiterkeit, lebhaftes Temperament, militärische Strammheit, Tüchtigkeit und Frische, bei alledem aber ein goldenes, der edelsten Gefühlsausbrüche fähiges Herz. Derselbe kriegerische, schneidige Ton, dieselbe frische, heitere, aber abgerissene, gleichsam commando-artige Melodie herrscht auch dann vor, wenn das verwundete Herz weint und das Auge

<sup>1</sup> Hier, wie an anderen Stellen ist der Übersetzer mit dem Reim etwas frei umgegangen, wie dies auch in der ungewöhnlichen Form der Originale oft vorkommt. Er hat sich indessen bemüht den Hauptaccent auf den Rhythmus der verschiedenen Tänge zu legen, wo sich dies mit dem Accent des deutschen Metrum vereinigen ließ, hat aber sonst, wo dies nicht anging, den Tansaccent, welcher sich ohnehines nur im  $\frac{2}{4}$ - oder  $\frac{3}{4}$ -Tact wiederkehrend bewegt, der Ungezwungenheit des Ausdrucks aufgeopfert.

sich mit Thränen füllt, auch dann, wenn der Gedanke unter schweren Kümmernissen Trost und Hilfe im Himmel sucht. Die Melancholie ist hier ein seltener, fast nie gekannter Gast.

So wie das Volk selbst mit der Natur eng verbunden und für ihre Erscheinungen empfänglich ist, so geht auch in seinen Liedern gewöhnlich irgend ein der Natur entlehntes Bildchen vor, worauf der Gedanke folgt, den der Sänger auszudrücken wünscht; auf diese Art entstehen oft wahre Perlen von Gedanken, Empfindungen, Scherz, Muthwillen, Satyre in der goldenen Fassung einer anmuthigen Form:

„Die Weichsel fließt und fließet, läßt hinter sich kein Zeichen,  
Und ein artig Mädchen schilt nicht auf Thresgleichen.

„Die Weichsel fließt und fließet, und braust über's Gestein,  
Und wer nicht fleißig schafft, der heimset Armut ein.“

„Pferdchen trink' kein Wasser, denn trüb ist's Wässerlein,  
Du trau ja keinem Burschen, sonst wirst betrogen sein.“

„Es rauscht der Wald, es rauscht der Wald, es rauscht das Zweigelein;  
Ich seh' ihn nicht, ich hör' ihn nicht, den Allerliebsten mein.“

„Wo es hell sollt' werden, hat sich's schwarz umzogen,  
Schon ist unsre Liebe mit dem Wind verflogen;  
Mit dem Wind verflogen, mit dem Fluß verkommen,  
Als wär' diese Lieb' nie in die Welt gekommen.“

„Einer Stalowianka ist es schlimm ergangen,  
Denn ihr ist an's Liebe das Herz entzwei gegangen,  
Wollt' ihr's Herzlein flicken ein Drähtler wohlgeübt,  
Kaum hat er begonnen — ist er schon verlobt.“

„Bin ich erst ein Farrer, viel ich kopulir',  
Welches Mädcl schön ist, das behalt ich mir.“

„Wüßtet Ihr's, Ihr Mädcl, wüßtet Ihr es nur,  
Was ein alter Bursch ist für 'ne Creatur!  
Soll er Feuer machen: brennt den Bart er an,  
Soll er Wasser holen: hinten wird er dann.“

„Geh't hinauf, ihr Schäfchen, Böck' bleibt unten sein;  
Von Rudow die Bursche haben krumme Bein'.  
Denn sie gehn zum Tanze, wie vom Hock das Horn,  
Hinten krumme Füße und der Bauch steht vorn.“

Und der Inhalt dieser „Lied'ln“? Er ist offenbar so mannigfaltig als das Leben. Das Liedl ist wie ein reiner Wasserspiegel, in welchem der Landmann seine Gestalt, seine Seele, alle seine Freuden und Leiden, seine Mühen und Sorgen erblickt, alles was er liebt oder nicht liebt, alles was er erhofft und begehrt und was er vermeiden möchte.

Die Mutter singt an der Wiege:

„Lulu, Kindchen, lulu, du mein Kleines, schlaf,  
Daß man es nicht schlage, werde 's Kindchen brav:

Schlafe Kindchen, schlafe, wachse wie die Kiesen,  
Treibst dann bald, mein Falke, Gänschen auf die  
Wiesen“.



Wasserbegießung zur Osterzeit.

Auf der Weide singt man:

„Treib' die Schafe nicht, o Hirtin, in den Thau, ja Thau,  
Raß macht Du die nackten Füßchen, schau wie naß, ja schau!  
Treib' die Lohsen nicht in's Feld, mag Dich nicht sehn, nicht sehn,  
Mit den meinen werden Deine nimmer gehn, nicht gehn.“

Der Verliebte:

„Du mein liebes Mädchen, Du mein Schwarzang' hier,  
Springt mir aus dem Leibe schier mein Herz zu Dir.“

Die Glückliche:

„Es strahlt der Mond, er strahlet, es helfen ihm die Sterne,  
Bin häßlich ich, so haben die Burſche mich doch gerne.“

Einer, dem die Zeit beim Pflügen lang wird, weil man ihm kein Frühstück bringt:

„Ach mein Gott, ach mein Gott!	Wachtel treibt sie, Wachtel treibt,
Kleine Lerche pflüget,	Wo nur 's Frühstück bleibt!“

Er fürchtet sich vor dem Militärdienst:

„Du Kaiser, o Kaiser, hol' zum Krieg uns nimmer  
Denn die Mütter weinen, daß die Erde wimmert.“

Da er genommen worden:

„So spielt mir auf, Ihr Leute, diesen Krakowianen,  
Denn sie nahmen gestern mich zu den Uhlanen,  
Gestern zum Uhlanen, heute zum Wojaten,  
Spielt mir auf, Ihr Leute, diesen Krakowiaken.“

In böser Stunde:

„Ging ich mit dem Mäd'el erst an zu Scharmuziren,  
Kommt ein Blatt geflogen, fort muß ich marschiren.“

Sie heiratet:

„Fröhlichkeit, Fröhlichkeit, auf vier Wochen Zeit,  
Kümmerniß und Trauer dann auf ew'ge Dauer.“

Man lacht den Mazowier (Mazuren) aus, weil er dumm ist, er aber macht sich nichts daraus, weil er kräftig ist:

„Hast Du jemals schon gesehen, Wie 'n Mazure kommt zur Welt? Sieben Tag' kann er nicht sehen Und am achten geht der H'ld.	Hast Du jemals schon gesehen Wie so ein Mazure lebt? Seine Freunde liebt er innig, Prügelt seinen Feind unsinnig.“
--	---

Der Krakowiake:

„Bin ein solcher, bin ein strammer, Strammer Krakowiat', strammer Krakowiat'. Rothe Mütze, rothe Mütze,	Zoll dich der Weichlag, <sup>1</sup> Weiß ist die Zufmane, Dane, meine Dane.“ <sup>2</sup>
---	--

Unter den Goralen:

„Ging mein Mädchen einmal hin zu den Goralen, Hat sie schön gebeten um eine Schnur Korallen. Gaben ihr das Schnürchen, wollten auch daneben Noch ein schönes Bändchen ihr zum Schmucke geben;	Noch ein schönes Bändchen und die zweite Schnur, Wenn gefreit der Bräut'gam ihre Tochter nur; Die Tochter ward gefreit, doch hin sind die Korallen, Denn es sind gar geizig immer die Goralen.“
--	--

<sup>1</sup> Bezieht sich auf die hufeisenförmigen Weichläge der berühmten Krakauer Stiefel.

<sup>2</sup> Dane, ein in den polnischen Volksliedern oft wiederkehrendes, offenbar aus euphonischen Bedürfnissen entlaufenes Füllwort.

Alle diese kleinen Tanzweisen ergreifen die Dinge im Fluge, sowie nur etwas Neues auftaucht. Es sind nun auch schon Bosnien und Herzegowina darin wiedergespiegelt, sowie die Kriegseignisse, welche sich dort zugetragen haben.

Ein Mittelglied zwischen diesen Tanzweisen und den eigentlichen Liedern bilden die längeren Weisen, die nicht zum Tanze bestimmt sind, aber dennoch die Melodie und den Rhythmus der Tanzlieder tragen.



Sobótta-Feier.

### Überboten:

„Lieb' Schusterlein, Schneiderlein, arbeit nur frei  
Und Stiefelchen mach' mir aus Ochseneschrei.“  
„Wohl mach' ich aus Ochseneschrei Dir die Schuh,  
Du dreh mir den Pechdraht aus Regen dazu.“  
„Ich dreh' Dir aus Regen das Pechdrähtlein schon,  
Du näh' mir ein Nieder aus hochrothem Mohn.“  
„Das Nieder aus hochrothem Mohn ich Dir näh',  
Du bett' mir ein Lager auf wogender See.“  
„Das Lager auf wogender See bett' ich dann,  
Schlaf' aus Dich darauf, doch komm' drau nicht an.“

Mückenunglück: (in Szujski's Übersetzung.)

„Welch' ein Getöse in dem Wald,  
Daß es im Dorfe wiederhallt!  
Die Mück' ist von der Eich' gekrochen,  
Sie fiel, das Mückgrat ist gebrochen!  
Die Schenkel sind entzwei gesprungen,  
Sie hat beschädigt auch die Lungen!  
Wie es die Fliegen nun erfahren,  
Da kommen sie in großen Scharen.  
Sie gehen hin, sie geh'n zurücke:

„Willst Du den Arzt, Du liebe Mücke?“  
„Wozu unnußthig Geld verprassen?  
Den Prior soll man kommen lassen!“  
Groß war das Wehe, stark das Weinen.  
Sämttliche Fliegen stöhnen, greinen.  
Schön das Begräbniß, seltene Pracht,  
Die Fliegen haben es gemacht,  
Fliegen den Grabstein anzerlesen.  
War traurig ist es dort gewesen.

Die Lieder im eigentlichen Sinne, welche ausschließlich für den Gesang bestimmt sind, sind größtentheils Dumki, Romanzen, Balladen oder Legendes. Manche darunter sind von den bedeutendsten polnischen Dichtern benützt worden. Das Lied, welches mit den Worten beginnt:

„Es ist uns Kunde worden,  
Den Herren thät die Frau ermorden,

Hob ihn im Gärtchen auf  
Und pflanzte Stängel'n d'rauf“.

hat Mickiewicz die Unterlage für seine Ballade „Die Lilien“ gegeben. Auf das Lied von den zwei Schwestern, deren eine die andere beim Himbeerpflücken erschlug, um die Gattin eines mächtigen Herrn zu werden, hat Slowacki seine Tragödie „Balladyna“ aufgebaut. Diese beiden Lieder sind sehr alt; nicht minder alt ist aber auch das Lied vom „Bettel-soldaten“, der „durch Bruch und Wälder geht und vor Hunger oft vergeht, endlich fällt er vor'm treuen Pferdchen nieder und das Pferd gräbt mit den Füßen ihm sein Grab.“

„Scharrt mit Füßchen und voll Mitleid schaut's hinab,  
Steh' auf, Herrchen, junges Herrchen, blutjung Herrchen,  
Bin dein Pferdchen, Dein getreues, treues Pferdchen.  
Als mein Herrchen auf mir saß noch, auf mir saß noch,  
Keines Körnchen da ich aß noch, da ich aß noch;  
Jetzt ich auch kein Häßel habe, Häßel habe,  
Wald zerreißt mich Kräh' und Rabe, Kräh' und Rabe.  
Schwesterlein hat das vernommen, das vernommen,  
Heiße Thränen sind ihr kommen, sind ihr kommen.“

Der Soldat, welcher im Kriege fiel, und von der Schwester, Mutter oder Geliebten beweint wird, ist ein sehr beliebtes Thema. Nicht minder auch die betrogene Liebe. Zu dieser Gattung von Liedern gehört das in ganz Polen gesungene Lied von „Kasienka“:

„Zas' die Pferde tränkte, Kasia Wasser holte.  
Zas' hat sie beredet, daß sie wandern sollte,“

und ehe sie sich auf den Weg macht „Silber und Gold genug mitnehme“. Kasia thut dies auch und sie entfliehen zusammen. Anfangs haben sie nichts miteinander gesprochen,

dann werden sie dreister. Jas' hat ihr das Gold und das Silber und das noch viel kostbarere Kränzlein abgenommen und nun befiehlt er ihr, nach Hanse zurückzukehren. Sie wollte nicht, da

„Faßt Jas' die Kasia um die Mitte und  
Wirft sie in's Flüsschen, in den tiefsten Grund.“

Nun steht Kasia den Jasienco, den „Falken“, um Rettung an, er aber antwortet barsch:

„Nicht warf ich Dich hinein, um wieder Dich zu retten,  
Doch daß dein Kopf sich sollt' im tiefen Grunde betten.“

Zum Glück befinden sich einige Fischer in der Nähe, welche Kasia's Stimme vernommen haben und sie nun vom unvermeidlichen Tode erretten. Nun kehrt sie in die Heimath zurück.

„Nun ging sie zur Kirche, steht vor der Thüre drauß,  
Und sieht sie die Mädchen, bricht in Thränen sie aus,  
Da seht doch Ihr Mädchen, Ihr Frauen desgleichen,  
Gar schlecht ist 's, dem Vater, der Mutter entweichen,  
Dem Vater, der Mutter, den Seinen dazu,  
Was ist aus mir worden, Gott, Einziger Du!“

Alein nicht jedes Fräulein kann man so leicht besiegen wie Kasienta und nicht jede Liebe endet so traurig. Davon erzählt ein anderes größeres Lied voll poetischer Anmuth, das, so wie jenes, allgemein bekannt ist und gesungen wird. Es ist das Lied, darin der Liebende immer wiederholt: „Doch wirst Du die Meine sein, meinem Willen Dich ergeben“, worauf sie immer antwortet: „Nie werd' ich die Deine sein, Deinem Willen mich ergeben“; sie möchte sich ihm entwenden, und wünscht, bald „ein kleines Vögeln zu werden, das sich im dichten Gebüsch verbirgt“, bald „ein goldener Ring, der auf dem Wege dahinkollert“, bald wieder „ein Fischlein, das im reißenden Fluß dahinschwimmt“, dann wieder „ein Sternlein am Himmel, das den Menschen strahlt“; allein er hat zum Fällen der Sträucher Beile, zum Erblicken des dahinrollenden Goldringes hat er Falkenaugen, dicke Netze, um das Fischlein einzufangen, mit seinem Pfeil aber wird er sogar das Sternlein am Himmel erreichen. So gesteht sie denn zuletzt:

„Ach! nun seh' ich, 's ist nach Gottes Wort,  
Wo ich mich wende, Du findest mich dort.

Also muß ich die Deine sein,  
Und mich Deinem Willen weih'n.“

Hocherfreut erwidert er hierauf:

„Spielt Musikanten, auf allen Geigen,  
Nun wird Gott Lob doch ein Weibchen mein eigen.

Nun also wirst Du die Meine sein,  
Meinem Willen Dich auch weih'n.“

Ein sehr rührendes Lied ist auch das von der Waise, das man überall hört, wo man polnisches Landvolk findet. Eine junge Waise wandert durch ein Dorf und wird von Hundten angefallen. Da ihr Niemand zu Hilfe kommt, so erscheint „der Herr Jesus selbst vom Himmel“ und „beschützt sie mit einem Stückchen Brot“. Er befiehlt ihr dann, nach dem

Kirchhof zu gehen und am Grabe der Mutter Zuflucht zu suchen. Sie wird es finden, denn es wachsen darauf drei Zweiglein. Eines soll sie ausreißen und es über dem Grabe schwenken, da wird sich die Mutter sicherlich melden. Die Mutter hat sie gehört, und, als sie erfahren, daß es ihre Tochter sei, meint sie, sie würde dieselbe gerne in ihrem Grabe aufnehmen, doch weiß sie nicht, wovon das arme Kind im Grabe leben könnte. Die Waise versichert ihr, sie werde Würzelnchen essen, durch Gottes Gnade leben. Die Mutter ist nun soweit beruhigt, sie wünscht nur, daß die neue Mutter dem Kinde das Hemdchen wasche. Das erschütternde Bild ihres Glends jedoch, wie es die kleine Waise schildert, überzeugt die Mutter bald, daß diese die Stiefmutter vergeblich bitten würde. Da erscheinen drei Engel, welche das Waisenkind in den Himmel führen, während gleichzeitig der Teufel kommt, um die Stiefmutter hinter die Höllenpforte zu bringen. Nun:

„Die Stiefmutter schauet herum weit und breit,		Da schauet die Wais' in die Höll' weit und breit,
Da sieht sie die Waise im Himmel schon weit;		Die Stiefmutter sieht sie tief unten zur Zeit.“

Nun verlangt die Stiefmutter heftig, zur Erde zurückzukehren, sie würde nun ganz anders mit dem Stiefkinde verfahren, das ist aber vorbei. Das Lied schließt mit den Worten:

„Umsonst ist's, Du Böse! so rechne Du nicht!		Doch Du hast der Waise nur Böses gethan,
Das Kindlein zu pflegen, war früher Dir Pflicht;		Darum in der Hölle, so brenne fortan.“

Unter den frommen Liedern sind die *Kolendy*, das heißt die Lieder, welche die Geburt des Herrn besingen, wahre Schätze der Volkspoesie; und zwar nicht etwa durch die Vortrefflichkeit ihrer Form, denn gerade die manchmal bis zur äußersten Grenze gehende Einfachheit ist ihr besonderes Merkmal; auch nicht durch das Außergewöhnliche ihres Inhaltes, denn es sind gar keine außergewöhnlichen Ideen darin zu finden, sondern dadurch, daß sie zugleich religiös und volkstümlich sind. Ein heißer, naiv-kindlicher Glaube hat hier jener jugendfrischen Poesie, welche zum erstenmal in die Gotteswelt austritt, die Hand gereicht, um mit ihr vereint ein Bild des Charakters, Lebens und Denkens eines Volkes zu schaffen. In diesen Liedern ist alles, von der Melodie angefangen bis in das kleinste Detail herab, polnisch, sogar die Allerheiligste Familie, wie sehr sie auch von göttlicher Majestät umflossen ist; wie ist es erst das Ställchen, in welchem der Heiland das Licht der Welt erblickt, wie sind es erst die Leute, welche mit Spenden herankommen, den neuen Herrn zu begrüßen, ihre Gaben, und ihre Lieder!

Es bricht die Nacht herein, in welcher die „Lilie, die unbefleckte Maria, erblühen soll“. Die Familie ist auf der Wanderung; der heilige Josef eilt, allein Maria bittet ihn, langsamer zu gehen. Endlich geht der Alte voraus, sich um eine Herberge umzusehen und nimmt einen Krug für Wasser mit. Allein weder eine Herberge noch Wasser wird ihm zu Theil und obendrein wird er gescholten und beschimpft. Josef, das Alterchen, neigt kummervoll sein graues Haupt und weiß nicht was anzufangen, bis endlich ein Bürgermann

von Mitleid ergriffen und um nicht in Ewigkeit verdammt zu werden, ihm den Weg zum Ställchen weist, dorthin wo es hell war. Dieses ärmliche Ställchen ist Gegenstand mehrerer Weihnachtslieder von ungewöhnlichem poetischen Reize, von Holz gebaut, schlecht mit Stroh bedeckt und so wacklig, daß Josef es mit Stützen befestigt; dabei Kälte, Frost. Vom Strohdach niederhängende Spinnengewebe sind der Schmuck dieses Palastes, in welchem Jesus anstatt des Bettchens eine kleine Krippe hat, anstatt zarter Flammen stechendes Heu und



Sanct Zvierzynekti in skraun.

wo die Armuth anstatt in Purpur und kostbare Perlen Ihn in elende Windeln bettet. Armes Ställchen; aber trotz alledem, wie prächtig ist es durch den, welcher in ihm zur Welt gekommen:

„Ein Ställchen erbärmlich,  
Verlassen und ärmlich,  
Erfüllt ist's mit himmlischem Glanze,  
Hier schimmert stille  
In armer Hülle  
Kind Jesus in Strahlenkranze.

Mit weißem Gefieder  
Kniet vor ihm nieder  
Der Engel Schaar, die vorüber gezogen,  
Ihr Goldhaar strahlet  
Und darüber malet  
Sich farbig ein Regenbogen.“

Von diesem Ställchen geht ein solcher Glanz aus, daß „der ganze Himmel davon glüht“, und die Engelnhöre, die darüber schweben, musizieren und singen so laut, daß man

es weit und breit hört. In der Umgebung befinden sich „Hirten“, getreu nach der Natur copirte polnische Bauern. Es ist Nacht, ein Jeder von ihnen schläft nach der Arbeit fest, jeder, wo er eben in seiner Müdigkeit hinfiel; auf dem Heuhaufen, auf dem Schober, im Schuppen, in der Scheune. Auch sie haben das Singen und Musciren der Engel gehört. Einer von ihnen erwacht und meint, es sei heller Tag. Er ruft also den Kuba, den Maciek, den Kazimir, sie sollen so schnell als möglich aufstehen und das Vaterunser beten. Sie raffen sich auf, aber gemächlich; einen oder den anderen hat man sogar „beim Schopf“ nehmen müssen. Dieser Moment des Erwachens der Hirten, dann ihres Hineilens zum Ställchen, ihres Darbringens von Gaben und ihres Verweilens an der Krippe hat der humoristischen Behandlung ein reiches Feld eröffnet und ist das Lieblingssthemata vieler Kolendy. Nach einem anderen Texte z. B. scheint es den aufwachenden Hirten, daß ein Feuer ausgebrochen sei, „wer weiß, ob nicht die ganze Welt breimt.“ Da bemächtigt sich ihrer ein ungeheurer Schrecken und in dieser Angst kollert einer oder der andere vom Heuschober oder dem Heuberg auf die Erde herab. Sobald sie zu sich gekommen sind, erklärt der älteste und geschickteste unter ihnen, welcher gewöhnlich Bartosz genannt wird, was das zu bedeuten habe und räth ihnen, ein jeder möge zusammenraffen, was er nur könne und nach Bethlehem eilen, um das „Gottkind“ zu begrüßen. Es wird auch gut sein, die Musikinstrumente nicht zu vergessen. Alle machen sich eiligst auf den Weg. Sie nehmen „Butter, Wecken, Hühnchen mit für's kleine Kindchen; kleine Käse, Quark, frisch und fein, für das junge Fräulein, Birnen, Pflaumen, Äpfelchen für Josef, das Alterchen“ und zudem alles, was nur Küche und Vorrathskammer oder das Ställchen des polnischen Landmannes besitzen mag: Würste, Speck, Eier, Gänse, Enten, Hühner, Putenhähne, Erbsen, Grütze, Honig, Milch, Rahm, Krebse und dergleichen. Überdies:

„Lief Kuba zur Heerd', einen Hammel zu fangen,  
Will nicht ohne Gabe zum Herren gelangen,  
Der Stafiek, der packt ein Schaf bei den Weinen,  
Dem Bartek eine Ziege will besser scheinen,  
Zieht sie bei den Hörnern, der Jasiel ein Schäflein,  
Der Jacek, der schreit: lauft mir doch nicht davon,  
Auch ich will mit Euch, ich komme ja schon,  
Laßt mich schnell nur beschlagen die Schuh,  
Dann wandere ich mit Euch immer zu,  
Um der Gesellschaft willen.

He, Jacek Du Tropf, schnell beschlag Du die Schuh  
Und komm mir herbei und zu Hilfe im Nu,  
Daß die Ziege mich nicht auf ihre Hörner spieße,  
— Ei! schlag mit dem Stecken ihr zwischen die Füße,  
Da wird sie nicht stoßen. —  
— Auch Du Simonchen, komm mit uns im Verein!  
Ach ich ergeh's nicht, mich schmerzt ja mein Bein!  
— Wir setzen auf die Ziege Dich auf dann selbender,  
Da bleiben wir alle so schön bei einander  
In Gesellschaft.“

Auf der Wanderung ist es natürlich nicht ohne Abenteuer abgelaufen. Mathies z. B., das Alterchen, lief schnell hinter den andern her und hat „den Wolf gesehen!“ Er ist so erschrocken, daß er die Quarklaibchen verlor. Es war noch ein Glück, daß er außerdem noch etwas Graupen bei sich hatte und eine „fujarka“ (Querpfeife), denn sonst wäre

er mit leeren Händen gekommen und hätte höchstens „das Kind aufhalten“ können. Dem Lorenz ist das Zicklein vom Strick ausgerissen und „als er hinterher lief, da hat er seine messingene Hirtenpfeife aus dem Sack verloren.“

„Aber Zwan  
Faßt den Krug an,  
— Ein wenig Rahm war drin —  
Laufst ihnen gach  
Auf dem Fuße nach  
Wie toll zum Ställchen hin,

Gar nicht umgürtet.  
Maciek und Wojtek, die kommen zu spät,  
Die hatten am Weg sich beim Kragen,  
Da haben selbander  
Die Zwei miteinander  
Ein ganzes Schock Eier zer schlagen!“

Was aber pilgert nicht alles zu diesem Ställchen des Jesufindes! Mazuren, Ruthenen, Lithauer — ganz Polen in allen seinen Volksschattirungen; zugleich mit ihnen aber auch der Ungar und der Deutsche, der Holländer, der Italiener, der Franzose der Spanier, der Däne und der Engländer, der Portugiese — endlich der Zigeuner. Alle aber sprechen in ihren Dialecten und zwar mit solchen Worten, welche sie gerade charakterisiren.

Der Mazure spricht:

„Ei, du mei,  
Komm herbei  
Zur Salmei  
Und zur Hirtenpfeife;

Wollen dem Kindlein singen,  
Sön und lieb soll's klingen,  
Daß das kleine Herrchen  
Sich mit uns freue!“

Der Ruthene singt:

„Halleluja  
Pomylnja!  
Die Einen ruft herbei,  
Die Andern bittet frei,  
Sollen schnell her springen,  
Klöße, Knüdel bringen,  
Alles das für's Herrchen sei!“

„Aus dem Wald der Wette  
Läuft wie eine Klette,  
Springt da um die Wette;  
Macht ein Mangold-Süppchen  
Für das liebe Püppchen.

Die Kakiucha theilt mit Fingern er,  
Die Kabiucha stellt er auf mit Schmer  
Biotalis Reptas!“

„Ungar, Stupser kommt mit Salben  
Und mit Elen in den Schoppen;  
Fangst erst hier zu singen an;  
Legen, legen, maletana,

Bring ich, hát, für kleine pana  
Ise Del und gunde Tropfen.“

„Der deutsche Mann  
Marchirt sodann  
Hinter ihuen ebenfalls,  
Singt aus vollem Hals:  
„Ach, ach, meine Kinder,  
Zu sehr großem Winter  
Ist geboren, anserkoren,  
Zu der Krippe nicht erfroren  
In Bethlehem im Stall!“

„Den Franzos rief niemand hin,  
Dennoch aber sah man ihn,  
Mon Dieu, was geschieht?  
In Betleem der 'Zunmel glüht!  
Notre Dame, 'eilig Mädchen  
Ist begrüßen 'ier dein Knäbchen,  
Bon jour, o bou Dieu!“

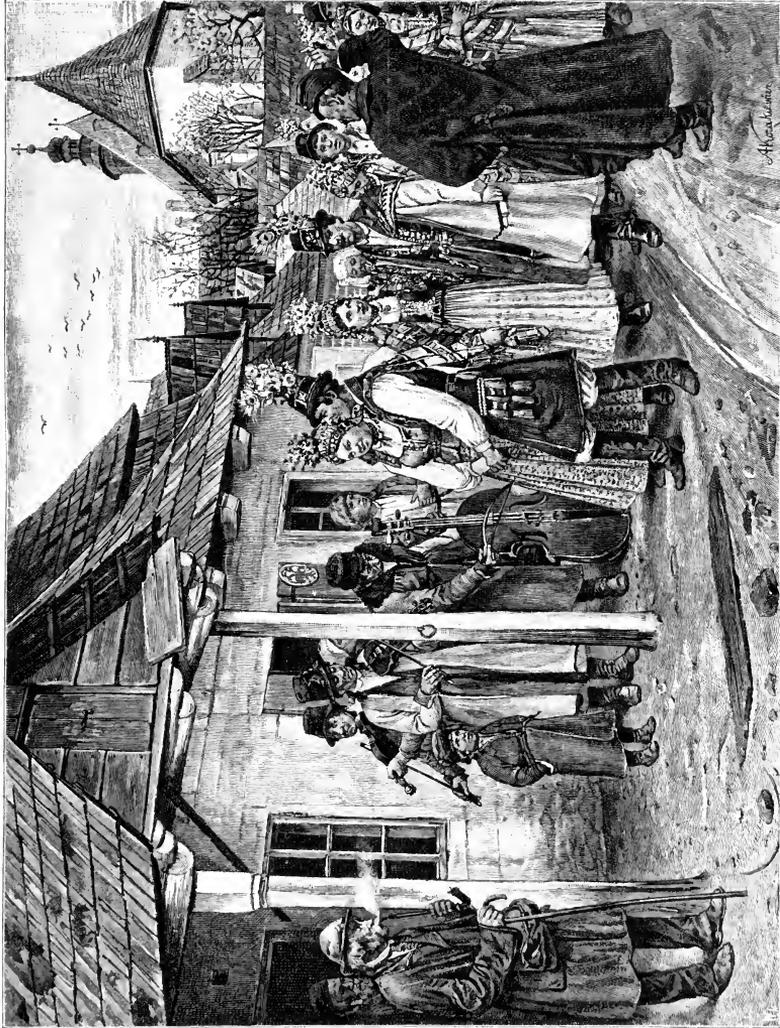
Im Innern des Ställchens entfaltet sich anfangs ein Bild inbrünstiger Andacht. Man bittet das kleine Jesukind um seinen Segen, man beklagt es, daß der Herr der ganzen Welt so arm auf die Erde gekommen; dies alles wird in den verschiedensten Tönen und Weisen mit wahrhaft poetischer Anmuth gesungen. Noch geht das Darbringen der Opfergaben mit großer Schüchternheit vor sich, allein nach und nach dringt Heiterkeit hervor und es wird eine Art polnischer Tauffeier daraus. Nachdem man die Spenden niedergelegt hat, beginnt man zu singen. Allein gleich die erste Probe ist durchaus nicht gelungen. Kuba namentlich hatte keine Spende, um sie dem Herrn darzubringen, „so hieß man ihn singen.“ Er sang denn auch!

„Holt heraus die Stimme, meckert wie ein Schaf  
 Daß den alten Josef großer Schrecken traf!  
 Spricht zu ihm der Alte: sing nicht gar so schön,  
 könnt vor lauter Schrecken dem Kündchen was geschehn;  
 Lieber spielt zu Gottes Ehr,  
 Das gefällt uns mehr,  
 He, kolenda! kolenda!“

Da beginnt nun im Ställchen das Musiciren, es wird getanzt und ohne Trinken geht es auch nicht ab. Es entsteht ein so lustiges, ein so durch und durch typisch polnisches Bild, daß nur die wörtliche Wiedergabe einer der Kolenden ein bestimmtes Bild davon zu geben vermag.

„Heißa hei, heißa hei!  
 kontunen Leutenen,  
 Hirtenleutenen,  
 Mit den Flöten,  
 Mit den Pfeifen.  
 Heißa hei, heißa hei!  
 Sie verlassen ohne Weile  
 Ihre Herden und in Eile  
 Nach Betlehem sie zieh'n.  
 Heißa hei, heißa hei!  
 In der Mitte  
 Vor der Hütte  
 Walef dudelt;  
 Stach, der hudeft  
 Auf dem Hoen zu Gottes Ehr'.  
 Heißa hei, heißa hei!  
 Dieje spielen, jene singen,  
 Andere tanzen um und sprüngen  
 In der Hütte hin und her.  
 Heißa hei, heißa hei!

Den alten Mathes  
 Dort, den hat es!  
 Er geigt ohne Ende,  
 Ihn zittern die Hände.  
 Heißa hei, heißa hei!  
 Auf der anderen Seit'  
 Steht der Marek breit,  
 Greift in bester Laune,  
 Gar zu der Bojanne.  
 Heißa hei, heißa hei!  
 Du kleiner Bub',  
 Geh' die Cymbel schlagen  
 Und Ambros, Du  
 Sollst die Ziegen verjagen.  
 Heißa hei, heißa hei!  
 Jan Grybowik vor sich hin  
 Bläst die Flöt' durch dick und dünn.  
 Heißa hei, heißa hei!  
 Der Tuba, der tutet  
 Gar wohlgemuthet,



Markauer Bauerndorfgasse.

Zu's Horn stößt Holz,  
 Als hact' er Holz.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Maer, an der Linken hält ein Ferkel,  
 Mit der Rechten dreht er 's Werkel.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Der Michel trinkt,  
 Der Fedko springt,  
 Der Eine schlägt die Paul' in Ruh  
 Und der Klimek weint dazu.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Simon, Lorenz als ein Paar  
 Blasen auf der Sackpfeif' gar.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Aus der Hütt' mit Sack und Pack,  
 Holt sich Wojtek den Dufelsack  
 Und mein Lufas auf der Flucht  
 Schnell noch seine Trommel sucht.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Andres, Jacek, beide munter,  
 Fideln sich die Schnurbärt' runter.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Josef lobet, ruset better:  
 Immer weiter, immer weiter!  
 Weigt und fidelt immer bunter,  
 Frisch mir ein' Mazur herunter.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Orgel dreht mit linker Hand  
 Gregor, Antek lauscht gespannt.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Und der Kaspar mit dem Jacek,  
 Sowie Sobek, Stach und Wacek,  
 Alle steh'n auf einem Fleck,  
 Binden Saiten an die Egge.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Christian Verchlein auch, so jung,  
 Macht vor Freude einen Sprung.  
 Heissa hei, heissa hei!

Eine andere Kolenda erzählt uns, wie dieses Völkchen vor seinem Fortgehen den kleinen Jesus in den Schlaf singt:

„Lulu, Du Jesus, Perlechen mein,  
 Du Allerliebste, schlafe nur ein,

Ludwig's Stimme hat 'nen Schall  
 Wie von einer Nachtigall,  
 Andres Stimme klingt nicht still,  
 Wie vom Ochsen das Gebrüll.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Zimmer mehr und and're kommen,  
 Dominik hat 's Horn genommen.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Hat's in Mund gar nehmen müssen,  
 D'rauf die Zähne zugebissen,  
 Als er hört die frohe Weise,  
 Wie sie singen laut und leise.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Gar die Skrupulanten sprangen,  
 Als die Harpentön' zu ihnen drangen.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Und auf's G'radwohl aus dem Töpschen,  
 Trinken Wein so Tropf als Tröpfchen,  
 Trinken, springen,  
 Lachen, singen:  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Ramen alle her wie toll,  
 Und stäubten auch die Hütte voll.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Und ist nimmer auch ein Zweifel,  
 Daß die lieben armen Teufel  
 Niemals rochen eine Priese,  
 Dennoch gab es ein Geniese.  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Jeder nicht dem Herrn kann dienen,  
 Josef treibt sie jetzt von himmen:  
 Heissa hei, heissa hei!  
 Schlafen, schlafen geht nur alle,  
 Geht hinaus mir aus dem Stalle,  
 Es ist genug und hohe Zeit  
 Und vorbei die Lustbarkeit.  
 Heissa hei, heissa hei!“

Lulu, mein Rindchen, mein Jesulein,  
 Mütterchen Du, mach' daß es nicht wein'!“

Und in dieser Melodie und Tonart singen sie weiter, nennen das Jesukind „ein wunderhübsch's Engeltchen“, „das anmuthigste Blümchen der Welt“, „das allerzierlichste Nöslein“, „die allerlieblichste Lilie“, „ein den Augen angenehmes Sternchen“, „die allerreinste Weltsonne“ und versprechen ihm „süße Beeren“, „Butterbrödtchen“, „schöne Äpfelchen“ und alles, was sie nur als allerbestes kennen, damit es nur schlafe. Jesus hat sie mit seinen kleinen Händchen gefegnet, Josef, der Alte, will sie schon verabschieden, indem er ihnen für ihre reichlichen Gaben und die Belustigung das polnische: „Gott möge euch das vergelten“, ausdrückt; allein es wird ihnen allzuschwer, fortzugehen. Sie zögen es vor, für immer hier zu bleiben.

Außer den Hirten und Bauern kommen auch die verschiedensten Handwerker zur Krippe und ein Jeder verspricht, irgend eine Spende zu bringen: Der Schneider „ein Hemdchen“ und „ein Kleidchen“, der Kürschner „ein Pelzchen“, der Bäcker „einen Laib hellen Brodes.“ Ein schmerzliches Gefühl bemächtigt sich der heiligen Jungfrau, da der Seiler einen Strick darbringt und der Schmied Nägel spendet; allein die Kolenda darf nicht so schmerzlich ausklingen, so wird denn die Geschichte mit dem Schuster eingeflochten. Diesen will man anfangs gar nicht einlassen, weil er „nach Theer riecht.“ Endlich läßt man ihn ein, doch behauptet Josef, daß Jesus „keine Stiefelchen mag.“ Da geht nun der arme Teufel ganz desperat hinaus und sagt zu sich:

„Du lieber Gott,	Auch nicht ein Stiefelchen
Es ist eine Noth!	Hilft mir beim Herrgottchen.“

Selbstverständlich haben die Kolenden auch das Auftreten der drei Könige aus dem Morgenlande sich nutzbar gemacht. Herrlich im Hinblick auf Melodie und Inhalt ist jene Kolenda von den drei Königen, welche mit den Worten beginnt:

„Welkenherrscher ihr und Weise,	Keinen Thron hat's in der Hütte,
Wohin eilet ihr so schnelle?	Hält kein Scepter in der Hand
Seid ihr, Könige, auf der Reise	Und schon zieht prophet'sche Kunde
Nach des Kindchens Lagerstelle?	Seines Tod's von Land zu Land.“

In dem Bestreben, die Wichtigkeit des Augenblicks zu schildern, wie die Geburt des Erlösers eine ist, malt die Phantasie des Volkes eine völlige Umwälzung der Natur aus und führt jegliches Gethier und Gewögel in die Hütte ein.

„Auch die Bäume wissen's schon,	„Löwen führen Holz selbender,
Früchte bringen sie verkehrt:	Bären pflügen unterdessen,
Apfel trägt der Eiche Kron',	Haf' und Hund ruh'n bei einander
Taun' mit Birnen ist beschwert.“	Und aus einer Schüssel fressen.“

Eine ungeheure Menge von Thieren und Vögeln hat die Hütte angefüllt:

„Mehr von allem hier nun gar	Hier war alles, was nur laun
Als in Noah's Arche war;	Die Erde geben, die Erde geben.“
Dort nur paarweis kam's herau,	

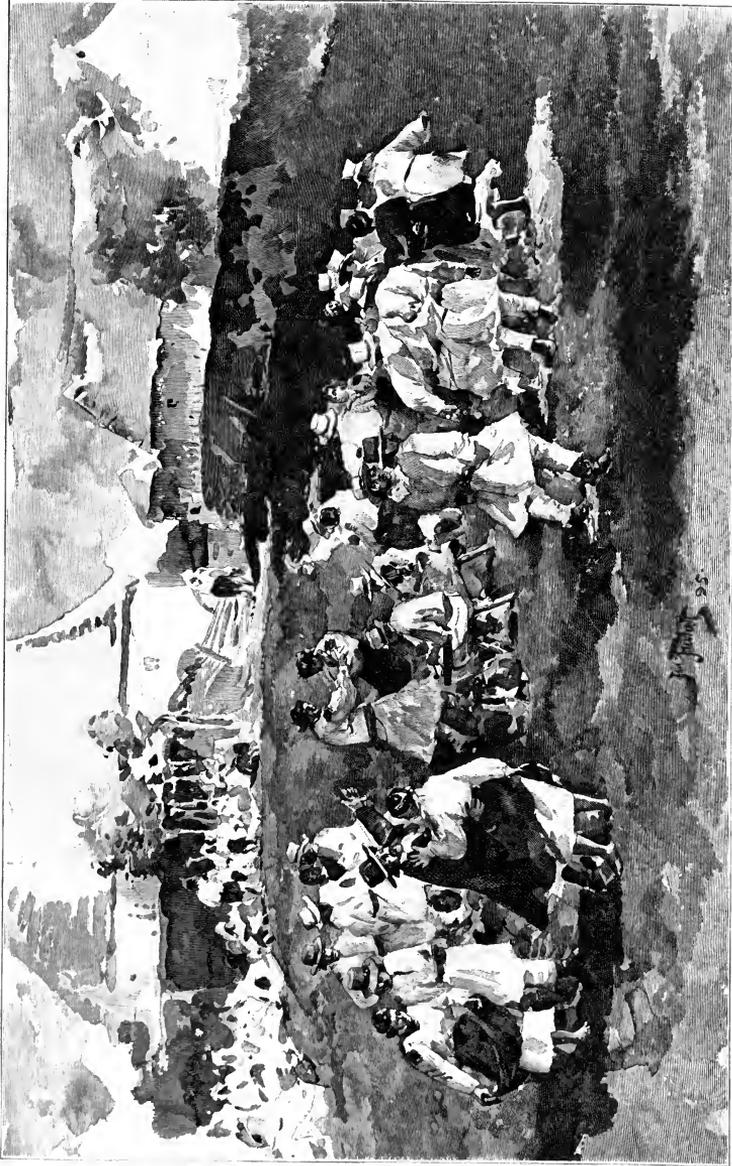
Mit den herbeigekommenen Gästen machte sich der Hahn, als ein der Wirthschaft Kundiger zu schaffen. Er ist's, welcher weiß, wohin man Jeden unterbringen soll, damit er Nahrung finde. Es folgt dann Musik und Gesang. Der Bär, welchem es vollkommen an musikalischem Talente gebricht, hat wenigstens ein Vaterunser gebetet; unter den Vögeln führt natürlich die Nachtigall den Reigen an.

„Nachtigall fängt im Distant an,  
Stieglitz singt den Alt fürbaß,  
Der Tenor bringt Staar gewandt an  
Und die Taube girt im Baß, girt im Baß.  
Sperling auch, das arme Seelchen,  
Piepst erfrozen aus dem Rehlchen,

Seht, seht, seht, seht welch' ein Wunder  
Zu uns kam Gott herunter, Gott herunter.  
Haukenlerch' mit ihren Zungen  
Hinter'm Ofen hat gesungen:  
Zirp, zirp, zirp, zirp, Herr, Du Lieber,  
Eh' der Frost nicht ist vorüber, nicht vorüber.“

Wiewohl die Kolenden in den Hütten sowie in Edelhöfen und Palästen mit gleicher Liebe gepflegt werden, so besitzen wir doch bis heute noch keine vollständige Sammlung derselben. Sie sind im Laufe der Zeit entstanden und tragen auch die Spuren verschiedener Zeitalter. Ihr Anfang reicht bis in das Mittelalter hinauf; im XVI. Jahrhundert aber werden sie schon von Dichtern nachgebildet. Die meisten unter den allgemein bekannten Weihnachtsliedern sind im XVII. und XVIII. Jahrhundert entstanden. Es ist durchaus irrig, wenn man das Wort Kolenda mit dem bei den Slaven nie vorhanden gewesenem heidnischen Gotte „Kolend“ oder „Kolad“ in Verbindung gebracht hat. Der Ausdruck „Kolenda“ bezeichnet in der polnischen Sprache ein dargebrachtes Geschenk, und zugleich ein Lied über die Geburt des Herrn und stammt von dem lateinischen Ausdruck „Calendae“ ab. Zu Neujahr, lateinisch Calendis Januariis genannt, herrschte und herrscht so wie überall, auch in Polen die Sitte, daß man einander Glückwünsche darbrachte und gegenseitig Geschenke gab. Die Schuljugend richtete bei diesem Anlasse Ansprachen an weltliche und geistliche Würdenträger und pflegte auch Lieder zu singen, welche die Geburt des Herrn behandelten und auch eine Art Geschenk d. i. Kolende waren. Die Krippenspiele thaten das Übrige, die Sache kam unter das Volk, und dies ist der Beginn der „Kolenden“. Sie sind durch christliche Kultur entstanden und nicht durch Vermittlung irgend einer heidnischen Gottheit.

Volksschauspiel. Bei dem polnischen Volke hat sich das Schauspiel in zweifacher Weise ausgebildet: als Faschingsspiel, von dem bereits die Rede war, und als Krippenspiel. Die Krippenspiele, welche nach unserer Meinung den Faschingsspielen als Muster vorangegangen waren, sind von den Schulen und Klöstern herzuleiten, welche den Gläubigen die Geburt des Heilands im Bilde darstellten. Die älteren Texte, welche unter den Kolenden in sogenannten Antiken (Kirchengefängen) auf uns gekommen sind, bestehen aus zwei Haupttheilen. Der erste Theil stellt den Augenblick dar, da einer der „Hirten“,



Reiniger Nationalen in Bobolien.

welcher zur Nachtwache ausersehen war, eine „ungeheure Brandröthe“ am Horizont erblickt, die anderen weckt und sie aufstehen heißt, und wie nun diese im größten Schrecken von ihrem Lager aufspringen und ein wunderbares Spielen und Singen vernehmen. Das ist das Zeichen, welches ihnen die Engel von der Geburt Christi geben, indem sie dieselben zugleich auffordern, nach Bethlehem zu eilen, um ihn zu begrüßen. Sie begreifen das nicht, denn sie haben bisher nichts von Christus gehört; allein der Älteste von ihnen erklärt ihnen dieses große Ereigniß und so machen sie sich denn mit Opfertagen, Kolenden spielend und singend, auf den Weg. Der zweite Theil stellt die Hirten vor dem Ställchen des Christkinds dar. Hier legen sie in tiefster Demuth ihre Gaben nieder und singen und spielen dabei Kolenden; doch gibt es auch Texte, worin noch keine Kolenden vorkommen. Die Hirten, welche sich nach Bethlehem begeben, bitten hier nur den Weisesten unter ihnen, er möge ihr „Orator“, ihr Redeführer, sein. In Bethlehem wird also anstatt der Kolenden eine Rede in Prosa gesprochen, welche sie im Chore nach dem Anführer wiederholen. Diese Stücke sind durchaus volksthümlich; die Namen der Personen, ihre Spenden, die Art ihres Ausdrucks und ihres Verhaltens, alles ist durchaus polnisch. Aus den Schulen und Klöstern dringt die Sache unter das Volk und wird noch charakteristischer durch die Einführung neuer Figuren, wie: des Krakowiaken, des Mazuren, des Goralen, des Lithauers, Ruthenen, Juden und Zigeuners; kurz, es ist hier ganz Polen ethnographisch dargestellt.

Mit der Zeit wurde zu den zwei oben erwähnten Theilen des Stückes ein dritter gefügt, welcher den König Herodes vorführt, später aber erweitert auch als selbständiges Stück aufgeführt wurde. Herodes und die drei Könige, welche bei ihm erscheinen, geben Anlaß zum Auftreten von Ministern, von Militär, eines Rabbiners, des Todes, des Teufels, einer Hexe ꝛc. Der Verlauf des Stückes ist gewöhnlich folgender: Herodes, durch verschiedene Berichte beunruhigt, will in Erfahrung bringen, wo Christus geboren worden und sendet seine Höflinge nach einem schriftkundigen Rabbiner aus. Der herbeigeführte Rabbiner verweigert die Aussage, allein durch Gewaltmittel gezwungen nennt er Bethlehem als den Geburtsort Jesu. Gleichsam als eine Bekräftigung der Worte des Rabbiners kommen die drei Könige an. Herodes ordnet den Kindermord an, allein, kaum haben die Höflinge ihm die Kunde gebracht, daß seine Befehle vollzogen sind, als ein Engel erscheint, welcher ihm verkündet, daß seiner ein trauriges Ende harre. Es taucht nun auch ein schrecklicher Zug mit dem Tode, dem Teufel und der ihm ergebenen Hexe auf. Herodes möchte sich der Gefahr irgendwie entziehen; er verspricht dem Tod Erhöhung, den Purpur, endlich den Thron, aber alles vergebens. Da flüstert der Teufel dem Herodes zu: „Du Dummkopf, soll dich der Tod aus dieser Welt weggraffen, entleibe dich lieber selbst!“ Der Teufel siegt offenbar, denn er hüpfet vor Freude und singt:

„Von Dyja Góra bin ich der Teufel  
Reiß' mir des Königs Haut in Streifsel  
Auf Gürtel!“

Der Tod, welcher dies bemerkt, geht ab. Herodes ersticht sich wirklich, nach ihm thun dies seine Höflinge; nun eilen mehrere Teufel herbei und helfen ihren Genossen die Leichname hinaustragen, wobei sie singen:

„Hu, hu, hu!  
Wer in diesem Hause lebet,  
Der soll die Kolenda geben!“



Der Häubertanz in der Hohen Tatra.

Hier kommt der heilige Josef mit einer Büchse hervor und sammelt Geld von den Zuschauern, während die Engel und nach ihnen die drei Könige hinter der Scene Kolenden singen.

Tänze. Die polnischen Tänze sind auch außerhalb der Grenzen Galiziens bekannt. Ein Theil derselben nahm seinen Ursprung gleichsam in der Gesamtheit des Volkes, andere wieder nahmen den ihren in den einzelnen Volks-Individualitäten und wurden erst mit der Zeit gleich jenen Gemeingut. Zu den ersteren gehören: die Polonaise, bei dem Volke „polnischer Tanz“ genannt, und die Polka; zu den letzteren: der Krakowiak, der Mazur, der Oberek oder Obertas, der kleine Tanz, der Häubertanz und wie sie

konst noch heißen mögen. Der Obertas ist, wie dies Kenner schon lange bemerkt haben, nichts anderes als ein in hüpfendem Tempo getanzter Mazur, ebenso der „kleine Tanz“ und der Mäubertanz. Letzterer ist ausschließliches Eigenthum der Goralen des Tatra-gebietes, der „kleine“ hingegen, wiewohl er bei ihnen auch sehr beliebt ist, auch anderswo bekannt.

Es besteht natürlich ein großer Unterschied zwischen der Art und Weise, wie ein und derselbe Tanz von den gebildeten Classen und jener, wie er von der ländlichen Bevölkerung ausgeführt wird; allein das Grundprincip bleibt hier und dort das gleiche. Beim Volke stellt man sich immer im Kreis zum Tanze und tanzt auch im Kreise, wobei der Tänzer des ersten Paares Anführer ist. Dies ist durchaus nothwendig, da eigentlich jeder Tanz beim Volke fast nur eine Figur hat, es also nicht nöthig ist, einen Figurenwechsel anzufagen; dafür aber wird hier der Reihe nach innerhalb einer Tanzpartie mehrmals herumgetanzt; bei jedem Wechsel des Tanzes aber muß einer der Tänzer der immer nur nach dem Gehör spielenden Musik durch Gesang die gewünschte Melodie angeben. Wenn der Anführer schon bei mehr als einer Hochzeitsfeier gewesen und „Brod aus mehr als einem Ofen gegessen hat“, so hält er gewöhnlich in einer Tanzpartie folgende Ordnung der Tänze ein: Polonaise, Mazur, Obertas, Krafowiak.

„Ich kenne keinen Tanz“, sagt ein französischer Schriftsteller, welcher um das Jahr 1645 in Polen weilte, „der Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth so sehr in sich vereint, wie die Polonaise. Es ist dies der einzige Tanz, welcher den ehrwürdigsten Personen und den Monarchen, sowie der ritterlichen Tracht wohl ansteht. Der Charakter dieses Tanzes hat seine Poesie und seine nationale Eigenartigkeit, deren Hauptmerkmal eine feierliche Würde ist. Er drückt nicht Leidenschaft aus, sondern tritt auf als ein feierlicher Festzug.“ So ist die Polonaise bis heute geblieben und dieselbe Würde kennzeichnet sie auch bei dem Landvolke, das sie, wenn auch mit geringerer Kunstfertigkeit tanzt. Dieser Tanz geräth leider bei dem Landvolke in Vergessenheit, so zwar, daß, wo er nicht einen fest vorgezeichneten Platz in einer Hochzeitsceremonie einnimmt, wie etwa bei den Lajewiak, man ihn nicht einmal dem Namen nach kennt und er zu einem fast gedankenlosen Herumgehen zwischen zwei Tänzen oder vor Anfang des Tanzens herabsinkt.

„Im Mazur“, sagt ein Kenner, „treffen alle Grundelemente des Tanzes zusammen. Es ist vieles vom kriegerischen Element darin. Sein Schritt allein stellt uns sehr nachdrücklich gleichsam einen sich auf seinem Pferde herumtummelnden Reiter vor; das Stampfen mit dem Fuße — das ist das Stampfen des ungeduldigen Kenners, der Hohlbeie (das Umsichselbstdrehen des Tänzers oder Paares mit dem lauten Aneinanderschlagen der Absätze) — das ist der dem Pferde gegebene Sporenstreich; der lebhaft mehr springende als gleitende Schritt des Tänzers — stellt bald den Galopp,

bald den Trab, bald den Schritt des Pferdes vor. Die Kopfbewegungen sind gleichsam das Herumdrehen des Renners. Bald wirft sich der Reiter geschickt herum, bald wieder hält er im vollen Lauf ein, bleibt stehen und schlägt die beschlagenen Abfüße aneinander. Der Jüngling, welcher mit seiner Rechten ein Mädchen an ihrer Linken hält, zieht sie mit Leichtigkeit mit fort, als entführte er sie zu Pferde. Sie hingegen zieht ein wenig zurück, gleichsam einen Liebeskampf mit der unsern Frauen eigenthümlichen Beschämtheit durchführend. Endlich faßt sie, nach einer nicht allzu langen Flucht, der Ritter um die Mitte und schließt den Tanz, indem er sich mit ihr wie ein Wirbel im Kreise dreht und mit scharfen Holubcy die Figur abschneidet; ein Zeichen der Vereinigung und der erfüllten Gelübde — des Familienkreises.“ Im Mazur des mazurischen und Krakauer Landvolkes kommt nur das Tanzen im Kreise sammt dem Stampfen der Füße und dem funken-sprühenden Schlagen der Abfüße vor. Der Tanz wird dadurch monoton wie das Leben des Mazuren und ziemlich gemächlich wie die Natur des Mazuren; allein er ist nicht ohne Nachdruck und Kraft.

Was die Goralen aus dem Mazur gemacht haben, das wird uns die Beschreibung des „Kleinen“ und des „Hänbertanzes“ lehren. Der „Kleine“ heißt dieser Tanz, weil er in lebhafterem Tempo getanzt wird, als der Mazur, welcher in vielen Gegenden „Der große Tanz“ genannt wird. Hier folgt eine Beschreibung des „Kleinen“, welche wir einem hervorragenden Kenner des goraliſchen Wesens (Witkiewicz) verdanken: „Der Burſche, welcher mit einem Mädchen diesen Tanz ausführt, stellt in einem kurzen aber tollen Moment der Raserei die ganze Geschichte der Liebe dar. Die Lockrufe der Vögel, das Kollern des Täuberichs, das Umkreisen der Taube durch den Tauber sind diesem Tanze vollkommen ähnlich. Das Mädchen läuft, steif gleichgiltig, mit kleinen Schritten, von einem Ende der Stube zum andern und weicht immer dem Burſchen aus, welcher mit gesenktem Kopfe, vorgebengt, stampft, sich schüttelt, sich um sich herumdreht, sich wie ein Toller herumreißt, neben ihr kleine Kreise zieht, während er dabei in die Hände klatscht oder diese nach ihr ausstreckt. Endlich ergibt sich das Mädchen; da macht der Burſche einen Luftpriung, als würde er von irgendwo herausgeschossen, und beide stürzen sich mit heftiger Bewegung einander in die Arme. Es kann gar nichts mit der Kraft, Leidenschaft und rasenden Heftigkeit dieses durch den Tanz ausgedrückten Romanes verglichen werden.“

Es ist charakteristisch, daß sich ein ebensolcher Roman eines ritterlichen Menschen nur eben in vornehmer Form sowohl in der Polonaise, als im Mazur, dem Krakowiat und dem Obertas ausgedrückt findet. Nur im „Hänbertanz“ verschwindet der Liebesroman gänzlich; er wird nur von Männern getanzt. Jeder von ihnen, einer nach dem andern, stellt sich, nachdem er voreist seine „Einwaga“ (das dem Goralen als Stock dienende Weichen) in die Erde gepflanzt, vor den Musikanten, so wie das die polnischen Bauern

gewöhnlich vor dem Tanze thun, singt vor und beginnt einen „Kleinen“. Endlich sind alle nacheinander in den Kreis gekommen und „da“, wie sich derselbe Autor ausdrückt, welcher den „Kleinen“ beschrieben hat, „da beginnt eine Art Raserei, ein Tanz von Verrückten und Besessenen, in welchem auf dem Hintergrunde eines allgemeinen, bestimmten Rhythmus, jeder Einzelne seinem Temperament und seiner rhythmischen Begabung entsprechende Bewegungen und Sprünge verschiedener Art improvisirt. Dieser, ein sanfter Blonder, schlank und geschmeidig, schließt die Beine, hält sich die Seiten, wirft sich, gestreckt, in die Luft und läßt sich seitwärts auf die Erde fallen wie ein ungeheurer Nagel. Jener mächtige Kerl mit dem rothen, in Schweiß gebadeten Gesichte, wirft sich kasterhoch in die Luft, zieht die Kniee ein, klatscht im Fluge mit den Händen an die Fersen und stürzt polsternd nieder. Jener andere trippelt, an seiner Stelle bleibend, mit außerordentlicher Eleganz und Zierlichkeit herum, vorgebeugt, als sei er von den eigenen Füßen entzückt. Ein anderer schlägt wüthend mit dem Fuße auf den Fußboden, als wollte er damit ein Loch in denselben schlagen, oder die eigene Ferse zerschmettern. Jener läßt seinen ganzen Körper schwer zur Erde niederfallen und schnellt sich plötzlich in die Luft, wie eine Rakete. Der andere dort reibt sich die verwirrt blickenden Augen, die Haare stehen ihm zu Berge, er fuchtelt mit den Händen über dem Kopfe und scheint verrückt, von irgend einer Tollheit beranscht zu sein; seine Füße aber bewegen sich, ohne sein Wissen und Wollen an Ort und Stelle zitternd in blitzartigen zickzackmäßigen Schwingungen. Alle schreien auf, reißen sich herum, stampfen, schleudern Hände und Füße um sich, scheinen die Zähne eines Rades zu sein, das sich in rasendster Schnelle dreht. Dann wieder läßt die Musik etwas nach, die Geberden werden etwas langsamer, die Tanzenden ergreifen ihre Ciupagi (Weilstöcke), haken die Schneiden aneinander, indem sie sie hoch in der Luft halten und tanzen langsam in der Runde, gleichsam als wollten sie ausruhen. Allein plötzlich zieht der Geiger die buschigen Brauen über die tiefliegenden, von dem wie eine Dachtraufe hervorstehenden Stirnbein beschatteten Augen, drückt wie convulsivisch die Geige an sich und geigt in noch rasenderem Tempo drauf los, während die ganze Bande der Tänzer mit noch größerer Unbändigkeit zu tollern und zu wüthen beginnt. Hände, Beine fliegen in der Luft, der Stahl der Beile wirft Blitze, alles mischt sich und brodeln durcheinander wie ein Chaos. Es ist offenbar, daß, wenn Hände und Füße so wirr in der Luft herumfliegen sollen, jenes leidenschaftliche und stürmische Temperament sie tragen muß, welches in den Goralen lebt. Die Raserei, welche sie bei diesem Tanze ergreift, ist so gewaltig, daß, wenn sie sich vor den Geiger hinstellen, auch die festesten Kerle mit krebsrothen Lippen vor Erregung freidebleich werden.“

Der Overtas ist, wie der „Kleine“ beim Volke, nur ein in schnellerem Tempo getauzter Mazur. Er wird auch, ähnlich dem Mazur, im Kreise getanzt. Die Musik dazu

ist feurig, schneidig voll strammen Geistes. Seinen Charakter, sowie seinen Rhythmus malen am besten seine Tanzliedchen:

„Ah, sił, mig Obertasif  
Hab' vertrunken Mäiſ' und Gürtel  
Fort ist Mäiſe, fort der Gürtel  
Teufel holt den Obertasif.

Oberezet schlimmes Täſchlein  
Schüttelst das Geld all hinaus, ja!  
Aber ich hab' dir ein Schöpflein,  
Nickt mir's zusammen durchan's ja!"

Den Krakowiaſ tanzt das Volk wie den Mazur und den Obertas, indem es sich im Kreiſe bewegt, mit dem Unterschiede, daß jene im Dreivierteltact gehen, der Krakowiaſ aber im Zweivierteltact gehalten ist, und zwar mit einer solchen Verbe und einem solchen Feuer, daß ihm weder Mazur noch Obertas gleichkommen. Wenn das ihn charakterisirende Tanzliedchen sagt:

„Tanz ich frisch und munter  
Krakowiaſ herunter,  
Dröhnt's wie beim Gewitter,  
Fliegen Späh'n' und Splitter!"

so ist das gar keine Übertreibung. Wenn man den Krakowiaſen zuſchaut, wie sie beim Tanze mit den Füßen im Tacte stampfen, aus den Abſatzbeſchlägen Hinken ſchlagen, so wundert man sich thatſächlich, wie diese Stiefel und dieser Dielenboden das aushalten, wie diese Stiefel nicht in Fegen, und diese Dielen nicht in Splitter auseinanderfliegen. Dazu füge man noch das Klingeln der Hunderte von Metallringen an den Gürteln, die grellen Trachten der Leute beiderlei Geſchlechtes, die kühnen, herausfordernden, nahezu frechen Mienen der Tänzer, so wird man ein Bild erhalten, wie man es außerhalb Polens ſchwerlich zu ſehen bekommt. Wenn der Mazur gleichſam das Bild der einſt ſchwer bewaffneten polniſchen Waſſe, der Husaren, ist, so ſtellt der Krakowiaſ die leichte Cavallerie (Uſlanen) vor, welche mit der Gewaltſamkeit und Schnelle des Sturmwind's über den Feind herfällt.

Nur die Polka hat gar nichts Kriegeriſches an ſich und ist auch nach der Anſicht der Kenner eher ein weiblicher und dazu ein ſtädtiſcher Tanz.

Es ist leicht zu ſehen, wie in alledem ſich das Volk ſelbſt zeichnet, die Polonaiſe, das ist der Gipfel der Civilisation, des Verſtandes, des Ernſtes und der Würde; der ſchneidige Mazur und Krakowiaſ, der ſinke Obertas, der leidenschaftliche Kleine, der wilde „Räuberiſche“, das ſind verſchiedene Grade von Temperament und Cultur.

Von fremden Tänzen kennt das Volk den rutheniſchen Kozak und den Steirer, welcher nichts anderes ist, als der deutſche Walzer, den man offenbar hier als aus Steiermark kommend bezeichnet, wie dies ſein Name ſagt. Annähernd an jene Figur des

Mazur und Obertas, welche das Landvolk in Polen tanzt, hat sich ein Tanz eingebürgert, von dem ein kleinbürgerliches Tanzlied, den Walzer charakterisirend, sagt:

„Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei		Was doch die Deutschen
Alles auf den Beinen,		Im Walzer wohl sehen?“

Es fehlt dem Walzer natürlich dieses auf den Boden stampfen mit den Ferren, dieses Funkensprühen der Abfälle, welches den polnischen Tänzen eigenthümlich ist, und das ist es eben, was den Polen so sonderbar erscheint.

### Das Volksleben der Ruthenen.

Charakter. — Die Ruthenen oder richtiger Russinen (Rusynj, wie sie sich selbst nennen) in Galizien bilden einen Theil der zweitgrößten slavischen (über 20 Millionen zählenden) Nation, welche außer dem genannten Lande in einem geschlossenen Ganzen noch den nordwestlichen Theil der Bukowina, das nordöstliche Ungarn und den südwestlichen Theil des europäischen Rußlands bewohnt. Ungeachtet der mundartlichen Abweichungen in der Sprache, der Mannigfaltigkeit der Sitten, Bräuche und Trachten und der Verbreitung auf weiten Länder- und Staatsgebieten sind die Ruthenen ein einheitlicher, selbständiger slavischer Volksstamm. Sowohl die weite Ausbreitung des ruthenischen Volksstammes und die daraus sich ergebenden örtlichen Einflüsse, als auch die Berührung mit verschiedenen Nachbarvölkern haben selbstverständlich auf denselben eine wesentliche Wirkung geübt; trotzdem aber finden wir so viele gemeinsame Züge, daß dieser Volksstamm unverkennbar als ein eigenartiger bezeichnet werden muß.

Die Wohnsitze der Ruthenen in Galizien (wo dieselben nach der Volkszählung vom Jahre 1890 2,835.674 betragen) erstrecken sich in einem geschlossenen Ganzen von der Grenze der Bukowina über den östlichen Theil von Galizien im Tiefland bis an den unteren Lauf des Wislók und San, während im Hochland die ruthenische Bevölkerung mit einem keilförmigen Streifen den Popradfluß und den Fuß des Tatragebirges berührt.

Durch den Einfluß der Civilisation wurden in den höheren Volksschichten die früheren charakteristischen Merkmale mehr oder weniger verwischt und auf diese Weise haben dieselben ihre alten Sitten und Bräuche, ihre Tracht und Lebensart eingebüßt. Nur die Landleute, welche die zahlreichste Volksschichte in Galizien bilden, und zum Theile die Kleinbürger, haben ihre ursprünglichen ethnographischen Eigenheiten in Sitte, Tracht, Sprache, ja sogar in dem physischen Körperbau und in der Sinnesart bis heute bewahrt. Daher werden bei der Schilderung des Volkslebens der Ruthenen zumeist die untersten Volksschichten in Betracht gezogen.

Der Ruthene ist im Allgemeinen von hohem und schlankem Wuchs, fast vorwiegend blauäugig, das Haar ist nur mit der Zeit durch Schmierer mit Fett dunkel geworden, während die Kinder hellblonde Köpfe zeigen. Von Natur aus ist er langsam und bedächtig, aber so ausdauernd, daß er auch unter schwierigen Umständen das nöthige Gleichgewicht zu behalten weiß. Ungeachtet seiner angeborenen Gutmüthigkeit und Sanftmuth wird er doch ungestüm, wenn man ihn kränkt oder reizt. Die traurige Vergangenheit, wiederholte Streifzüge feindlicher Horden, die seine Wohnstätten gar oft in Schutt und Trümmer verwandelten, jahrhundertelange Leibeigenschaft, sowie Sklaverei und Gefangenschaft, welcher insbesondere die Bevölkerung der den tatarischen und türkischen Gebieten angrenzenden ruthenischen Länder anheim fiel, haben dem Ruthenen ein ganz eigenthümliches Gepräge gegeben. Er erscheint daher melancholisch, in Gedanken vertieft, verschlossen und mißtrauisch, zugleich aber sorglos um die nächste Zukunft, abergläubisch und fatalistisch. Andererseits ist er so leichtgläubig und unbeholfen, daß er sehr oft Wucherern, Schenkwirthen oder gewissenlosen Auswanderungsagenten zum Opfer fällt.

Der Ruthene hält fest an dem Hergebrachten, verschließt sich aber dem Fortschritte nicht, wenn er nur die Überzeugung gewinnt, daß seine Bemühungen zum Ziele führen. Es mangelt ihm durchaus nicht an Geistesanlagen; er zeichnet sich durch gesunden Menschenverstand und Empfänglichkeit für tiefere Gedanken und Gefühle aus. Die Bestrebungen der Geistlichkeit und der Volks-

aufklärungsvereine haben in den letzten Jahrzehnten schöne Früchte gezeitigt und in den Volksmassen den Sinn für Cultur und Fortschritt, für Sparsamkeit und Nüchternheit geweckt. Das Nationalbewußtsein hat in den Volksmassen ziemlich tiefe Wurzeln geschlagen; aber bei allem Nationalgefühl ist der Ruthene doch nicht unduldsam gegen andere Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse. Er lernt gerne andere Sprachen, wobei



Ein ruthenischer Kirchenbesucher.

Halbgebildete nicht selten, besonders in Städten, in den Fehler verfallen, mit der fremden Sprache zu prahlen und sich dadurch unter der Volksmasse hervorthun wollen.

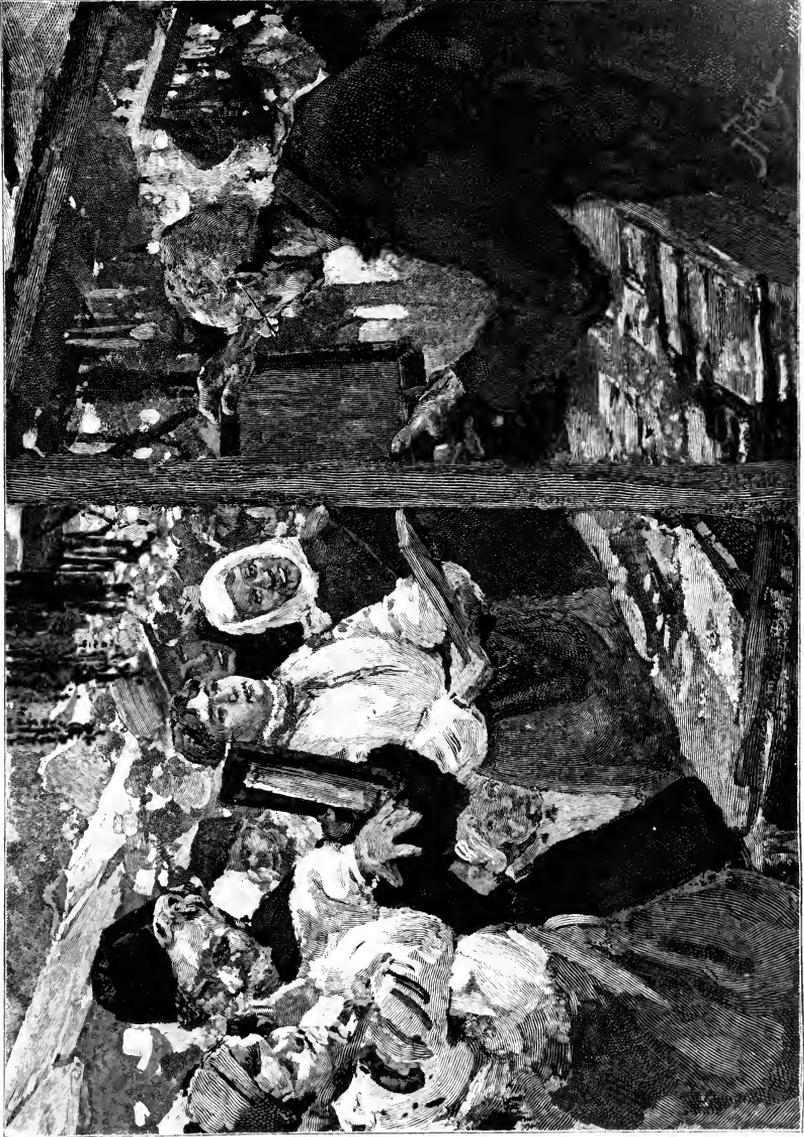
Der Ruthene zeichnet sich durch tiefe Religiosität aus, wovon die zahlreichen Kirchen und Kapellen, Bildstöcke und Kreuze, die an allen Straßen und Wegen zu sehen sind, Zeugniß geben. Er bringt dem Seelsorger großes Vertrauen entgegen, welcher daher auf ihn den größten Einfluß zu üben vermag. Gastfreundschaft und Barmherzigkeit bilden von altersher ein charakteristisches Merkmal des Ruthenen. Der Fremde findet in jeder ruthenischen Bauernhütte gastliche Aufnahme und einen gedeckten Tisch mit Brod und Salz als Symbolen der slavischen Gastfreundschaft. „Hist' w dim, Boh z nym!“ (Der Gast ins Hans, Gott mit ihm!) lautet das ruthenische Sprichwort. Ebenso findet auch der Arme oder vom Unglück Getroffene jederzeit hilfreiche Unterstützung.

Bei aller Friedensliebe ist der Ruthene ein tapferer Soldat. Die ruthenischen Regimente haben auf vielen Schlachtfeldern glänzende Beweise der Treue und Anhänglichkeit an das angestammte Kaiserhaus und an das Reich, sowie ihrer Entschlossenheit und Aufopferungsfähigkeit geliefert. Den Tod fürs Vaterland stellt der Ruthene im Volksliede einer Hochzeit gleich, und der auf dem Schlachtfelde sterbende Soldat gibt seiner Mutter Kunde durch den dahinfliegenden grauen Adler:

„Sag der Mutter: Dein Sohn im Dienste stand . . .  
 Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid,  
 Eine Todtengrube auf fahler Haid.“

Unter dem Einflusse verschiedener Verhältnisse, der durch die Natur bedingten Lebensart und Ernährungsweise, sowie der Berührung und Mischung mit benachbarten und fremden Volkselementen, hat der ruthenische Volksstamm in Galizien ein mannigfaltiges Gepräge erhalten, so daß es daselbst mehrere ethnographische Gruppen gibt, welche sich von einander durch Typus, Tracht, Bräuche und Mundart unterscheiden und nicht selten diesen Umständen ihre besondere Benennung verdanken. Ebenso hat die Bodenplastik des ruthenischen Gebietes von Galizien, nämlich das Hochplateau von Podolien, die nördliche San=Bug=Styr=Niederung, die Dniesterebene und das Karpathengebirge, nicht unwesentlich zur ethnographischen Mannigfaltigkeit der Einwohner beigetragen.

Weniger Mannigfaltigkeit bietet die Bevölkerung des Hoch- und Niederlandes dar, wo dieselbe von einander wenig geschieden in regem Verkehr stand und mit Rücksicht auf Sprache, Sitten und Lebensart häufiger in Berührung kam. Dagegen wurden hier Verhältnisse und Charakter der Bevölkerung mächtiger von den geschichtlichen Ereignissen beeinflusst, als in unzugänglichen Gebirgsgegenden, wo die Bevölkerung in ihrer Entwicklung fast ausschließlich unter dem Einflusse der Natur stand.



Stammern: Gethmartsleue aus Haas, Henne in Pöbolen.

Die Niederung am linken San-Ufer und am Bug wird von einem uralten ruthenischen Volksstamm, den Bužány (vom Bugfluß genannt) bewohnt, welche bereits der Chronist Nestor erwähnt. Der schöne slavische Typus der dortigen ruthenischen Bevölkerung wurde stellenweise durch die hier angesiedelten Tataren entstellt. Von den jetzt leider zum großen Theile vernichteten Urwäldern kommt auch die Benennung der dortigen Einwohner Polisiutj oder Poliščutj, das ist Waldbewohner.

Das podolische Hochplateau bewohnen Podolány, nach den steppenartigen Gefilden Podoliens auch Dpolány genannt, während die Bezeichnung für die am oberen Sty bis an die Quellen des Zbrucz ansässigen Bewohner Wokyniány, Wokyniutj an die Zugehörigkeit zu dem ehemaligen Fürstenthume Wokynien erinnert. Im Dniesterthal und an dem daselbe umsäumenden steilen Hochlandgesenke haben sich Poberézci (Uferbewohner) oder Wistrowiány (Dniesterbewohner) angesiedelt.

Die Bewohner der San- und Bug-Niederung, die Bužány, sind ein schlanker, hochgewachsener, behender Volkschlag von länglichem mehr blaßem Gesicht und ausgeprägt ruthenischem Typus. Der Podolier ist dagegen stark gebaut und kräftig, obwohl mager, von mehr ovalem Gesicht und frischer Gesichtsfarbe. Seine Statur ist gedrängt, sein Gang schleppend mit vorwärts gebogenen Knien. Die Weiber zeichnen sich oft durch ausnehmende, doch schnell vergängliche Schönheit aus, die Kinder, welche sich im bloßen Hemd herumtreiben, haben hellblondes Haar, das mit der Zeit dunkel wird. Der angenehme Gesichtszug, das klare, sanfte Auge des Podoliers ist meistens von Schwermuth beschattet, so daß nur selten ein heiteres Lächeln im Gesicht aufleuchtet. Er ist ein Freund der Musik und des Gesanges, der die weiten, meistens einförmigen Fluren Podoliens belebt.

Trachten. — Der Podolier pflegt, so wie überhaupt das ruthenische Volk nach von Alters hergebrachter orientalischer Sitte, den Kopf bis auf den buschigen Scheitel, nach Kozakenart ośeledec genannt, zu rasiren und hierauf mit dem Haarschopf zu bedecken, so daß das Haar rückwärts bis an den Hals herabwallt, während es vorne bis zur Hälfte der Stirne rundlich abgestutzt ist. Er rasirt auch den Bart und trägt nur einen kurz abgestutzten Schnurbart. Das Haupt bedeckt er im Sommer mit einem selbstgeflochtenen breitkrämpigen Strohhut, im Winter mit einer hohen Mütze aus Lammsfell, gewöhnlich mit einem blauen tuchenen Deckel und drei Seitenbändern, welche den Schlitj an der Rückseite der Mütze zusammenhalten (szapka na zawisach). Seine gewöhnliche Kleidung bildet ein großes Leinwandhemd, an welchem der Kragen durch einen Messingknopf oder durch ein rothes schmales Band (harasiwka) mit herabfallenden Enden zusammengehalten wird. Die weiten, weißen oder blau gestreiften Beinkleider steckt er in bis an die Knie reichende Nöhrentiefeln, welche oben auf eine Handbreit umgefüllt und nur selten mit Abjazen versehen, häufiger mit einem halbmondförmigen Eisenstück beschlagen sind. Über dem Hemd

trägt der Podolier einen weißen nahezu bis an die Kniee reichenden Kittel, in die Kirche oder in die Stadt wird ein längeres tuchenes Oberkleid mit Stehfragen und Kapuze (boródyca) oder auch im Hochsommer der als Nobelkleid geltende lange weißgärbte



Volksgruppe aus Kragólec (Bezirk Husiatyn).

Schäppez angelegt. Der dunkelgraue, in manchen Gegenden dunkelbraune Tuchrock (opanezi) wird mit einer aus rother Wolle gedrehten Schnur, der Schäppez mit rother und grüner Seide benäht. Der Auslagefragen und die Brustklappen sind gewöhnlich mit

blauem Tuch verbräunt, was sehr an das ruthenische Fürstencostüm des Sviatostawischen Sbornik im XI. Jahrhundert erinnert. Ein lederner Gürtel (czéres), an welchem ein kleines Schnappmesser und eine kleine Ledertasche für Tabak, Schwamm und Feuerstein befestigt sind, oder ein meistens roth oder tiefblau gefärbter oder gestreifter wollener Gurt (pójas) mit langen Franzen vervollständigt die Tracht des Podoliers.

Die Frauen und Mädchen tragen aus Hausleimwand gemachte Hemden, in manchen Gegenden aber an Sonn- und Festtagen feinere Hemden aus Perkal. Hemdärmel und Kragen sind mit rothem, tiefblauem, gelbem oder schwarzem Zwirn gestickt; zahlreiche Schnüre von Korallen (namýsto) mit Silber- oder Goldmünzen (dukaczi), bei den Minderbemittelten Schnüre von Glasperlen (paciórky) schmücken die Büste der Frauen und Mädchen. Ein blau gestreifter, leinener, bei den Wohlhabenderen ein granatfärbiger tuchener Kaftan mit blauen oder rothen Aufschlägen bedeckt den schlichten linnenen, mit bunten Streifen und Blumen bedruckten (dýmka) oder auch aus baumwollenem oder wollenem bunten Stoffe gefertigten Unterrock (spidnycia). Oberhalb des Unterrocks tragen sie gewebte bunte, wollene Schürzen (zápaska), die Mädchen meistens aus weißem oder buntbedrucktem Perkal (kartusók), welche mit einem schmalen, farbigen, aus Wolle gewebten Gürtel zusammengehalten werden. Im Winter tragen Frauen und Mädchen weiße, in manchen Gegenden dunkelgraue oder dunkelbraune lange Tuchröcke, ohne Kapuze (sirák), die Wohlhabenderen dagegen weißgegarbte Schafpelze (kozúch). Die verheiratete Frau bedeckt den Kopf mit einer weißen, nach uralten Mustern gewebten Haube;<sup>1</sup> darüber wird ein buntes Kopftuch turbanartig gewunden, an Festtagen aber ein künstlich zusammengelegtes weißes Linnentuch (perémítka oder rańtúch), welches den nicht selten bildschönen Kopf umschließt und an den Nonnenkopfsputz erinnert. Die schmal zusammengelegten Enden der Perémítka hängen rückwärts über die halbe Schulter herab. Die Mädchen theilen ihr Kopfhaar in zwei Flechten, welche sie kreisförmig um den Kopf legen. In diesen Haarfranz stecken sie an Festtagen Natur- oder Kunstblumen, meistens Wintergrün, in manchen Gegenden Podoliens mehrere aus schmalen rothen Bändern (harasiwka) künstlich geformte Büschel (czubky). Hierauf wird um den Kopf ein buntes, wollenes, spannbreit zusammengelegtes Tuch in Form eines Turbans gewunden. In den nordwestlich von Lemberg gelegenen Bezirken von Ostgalizien, wo wegen der sumpfigen Niederungen die Schafzucht weniger getrieben, dagegen viel Hanf und Flachs gebaut wird, ist anstatt des Tuchrockes das weiße, lange Leinenkleid (polotniánka) vorherrschend, welches auch im Winter über dem Schafpelz getragen wird und das die Ruthenen von den in diesen Bezirken zientlich zahlreich anässigen mazarischen Colonisten entlehnt haben. In den sandigen Gegenden

<sup>1</sup> Nach Louise Schürerer „Antike Handarbeiten“, Wien 1895, ist in der Herstellung dieser Frauenauben und Männerhäupten noch heute allgemein die Technik der uralten ägyptischen Hüben eingehalten.



Volksgruppe aus Bogdanówka (Bezirk Zbaraz).

der nördlichen Niederungen sind anstatt der Stiefel Bastische (lapti) im Gebrauch, weshalb die dortigen Bewohner Lapótnyky genannt werden.

In manchen Städten und Märkten von Ostgalizien hat auch der ruthenische Bürger seine historische Tracht bis auf den heutigen Tag behalten, welche freilich immer mehr der fabrikmäßig erzeugten und modernisirten weicht, so daß die althergebrachte Tracht nicht selten in Bürgersfamilien nur als antiquarische Reliquie aufbewahrt wird. Die Tracht der

ruthenischen Bürger unterscheidet sich von der der Landleute durch den Stoff. Gewöhnlich fertigen sie ihre Kleider aus feinerem fabriksmäßig erzeugtem Tuch an, tragen lange granat- oder blaufarbige Tuchröcke mit enger (zupán) oder mit weiter Taille (kapóta) mit Steh- oder Aufschlagkragen. An der Brust, am Rücken und an den Falten bei den Seitentaschen werden diese Tuchröcke mit Bändern ausgenäht und an der Brust mit Schlingen zusammengehalten. Der Tuchrock wird durch einen seidenen mit Gold durchwirkten breiten Gürtel mit Franzen (lytyj pas) zusammengehalten. Im Winter tragen sie einen mit grauem oder granat- und blaufarbigem, auch grünem Tuch überzogenen Schafpelz (tulúp) mit enger Taille und einen breiten, mit grauem Krimschaffell verbrämten Kragen. Die Kopfbedeckung bildet eine hohe, aus grauem Krimschaffell gemachte Mütze (szápka) mit blauem Sammtdeckel, in manchen Städten eine kegelartige, aus schwarzem Lammsfell (kúczma), im Sommer ein schwarzer oder grauer Filzhut.

Das ruthenische Bürgercostüm der Frauen und Mädchen unterscheidet sich bedeutend von dem der Dorfbewohner, und besteht fast ausschließlich aus fabriksmäßig hergestelltem Stoff. Ein feines Perkalhemd mit großem Auslagekragen, ein wollener, feingefalteter Rock, welcher vorne mit einer weißen oder buntfarbigem Schürze bedeckt ist, ein langer wollener Kaftan (kaftán, katánka) aus himbeerfarbigem Stoff mit großen Klappen und ebensolchem Auslagekragen, schwarze Stiefel oder Schuhe (ezobitky, czerowýky), an Festtagen gelbe oder rothe Saffianstiefel oder Schuhe bilden die Kleidung einer ruthenischen Bürgersfrau oder eines ruthenischen Mädchens. Von besonderer Bedeutung ist der Hals- und Brustschmuck, welcher aus einigen Schnüren von haselnußgroßen Korallen, inmitten mit einer Goldmünze im Werthe von 50 bis 100 fl. besteht, so daß der ganze Halsschmuck der wohlhabenden Bürgersfrauen in Uhnów, Buczacz und anderen Städten nicht selten einen Werth von 700 bis 1000 fl. repräsentirt. Die Frauen bedecken das kurzgeschorene Kopfsaar mit einer Haube, um die sich ein turbanartig zusammengelegtes wollenes oder seidenes Kopftuch windet, mit rückwärts herabhängenden Enden, welche die herabwallenden Haarlocken bedecken. In manchen Städten hüllen die Frauen ihr Haupt nach Art der Dorffrauen in ein weißes Linnen Tuch (perémítka). Die Mädchen lassen den langen Haarzopf mit einem eingeflochtenen Seidenband rückwärts herabhängen. Im Winter tragen Bürgersfrauen einen mit blauem oder grünem Tuch überzogene Schafpelze (bekésza) mit enger Taille. Der breite Auslagekragen und die großen Klappen sind mit grauem Krimschaffell oder mit Fuchsfell verbrämt, die Brustseite und die Rückennaht mit bunten Bändern, manchmal sogar mit echten Goldborten benäht.

Die Dniewerbewohner (Mistrowiány oder Poberézi, das ist Uferbewohner) bilden den Übergang von der Bevölkerung der nordostgalizischen Niederung und des podolischen Hochplateaus zu den Gebirgsbewohnern und ihre Tracht ist der ihrer

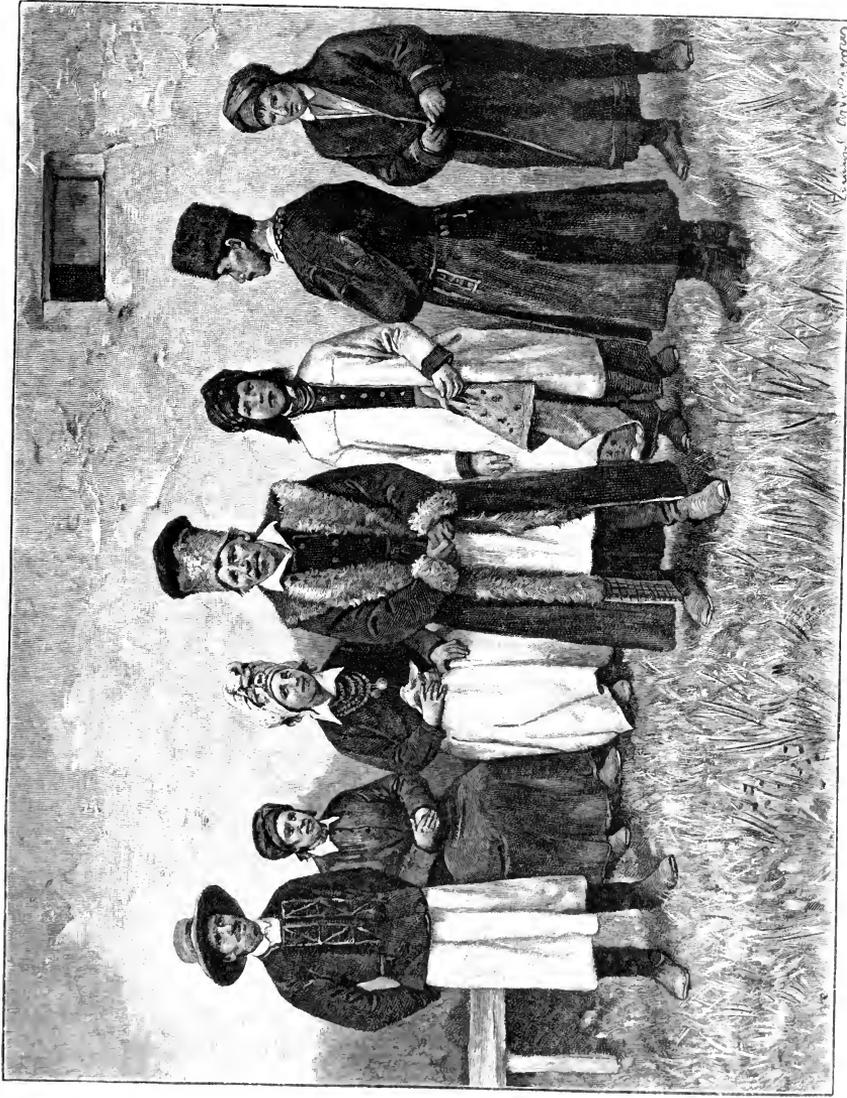


Chemnitzcaricatur von Hermann Paas.

Zeich. des F. J. J. J. und Staatsdruckerei in Wien.

Guzulentrachten aus Mikuliczyn (Bezirk Hadworna).





Sothegruppe aus Hünér Alona, Fiedbüsch.

Nachbarn ziemlich ähnlich, so zwar, daß die am linken Ufer Ansjässigen in ihrem Äußeren sich mehr den Podolierern anschließen, während sich am rechten Dniester-Ufer der Einfluß des Hochgebirges in Typus und Tracht Geltung verschafft hat. Sowohl Männer als Frauen tragen als Oberkleid schwarze, bis an die Knie reichende Tuchröcke eigener Erzeugung, ohne Kapuzen und Falten, die aber statt dessen an den unteren Rückseiten mit keilförmigen Einsätzen versehen sind und an der Brust mittelst lederner Knöpfe und wollener Schlingen zusammengehalten werden. Tuchröcke von ähnlichem Zuschnitt (sirák, serdák) werden auch in Südpodolien getragen. Das ziemlich lange Hemd aus grober Leinwand tragen die Dniesterbewohner über den Beinkleidern, welche im Winter aus grobem, weißem oder dunkelbraunem Tuch angefertigt sind. Die Kopfbedeckung bildet ein breitkrämpiger hoher, mit Glasperlen, Gefieder der Hausenten oder Pfauenfedern geschmückter Strohhut. Im Winter tragen sie helmartig geformte, mit Fuchsfell verbrämte Mützen aus rothem oder dunkelblauem Tuch (klepánia), welche das Gesicht haubenartig umgeben und über die Ohren gezogen werden. Einen notwendigen Bestandteil der Männerkleidung bildet die viereckige, aus farbiger Wolle gewebte Reijetasje (tájstra, dziobénka), die an einem breiten orangegelben Wollbände über der rechten Schulter nach links umgehängt wird.

Frauen und Mädchen tragen Hemden, welche am Kragen und an den Ärmelenden gestriekt und gefaltet sind und an den Achseln breite, mit Wolle oder Seide in grüner, rother, gelber und schwarzer, selten in blauer Farbe, gestickte Einsätze von charakteristischen Mustern erhalten. Anstatt des Unterrocks tragen Frauen und Mädchen an Werktagen die sogenannte fóta oder óbpyinka, óbhorka, welche etwa zwei Meter breit aus schwarzer Wolle mit rothem Einschlage, oder aus rother Wolle mit schwarzen Streifen und Goldfäden gefertigt und enganschließend um die Hüften gewunden wird. Um diese fóta schlingt sich ein buntfarbiger, gewebter Wollengürtel derart, daß die reichgezierten Enden der fóta über die Schürze zu liegen kommen. An Festtagen tragen wohlhabendere Frauen blaufarbige Wollenunterröcke, welche am unteren Rande mit einer Gold- oder Silberborte benäht sind. Vorne über der fóta oder dem Wollenunterrock tragen sie lange, schmale, wollene oder Leinwandshürzen.

Verheiratete Frauen tragen das Haar bis zu den Schultern gekürzt und bedecken dasselbe mit einem aus Wolle seilartig geflochtenen Reife, über den eine netzartig geflochtene Haube gezogen wird. An Festtagen wird der Kopf wie bei den Podolierinnen in ein weißes Leinwases Kopftuch (perémitka) gehüllt, sonst aber mit einem farbigen Baumwollentuch umwunden. Der Kopfpuz der Mädchen ist malerisch. Das in zwei über den Rücken herabhängende Zöpfe geflochtene Kopfhaar wird mit rothen, gelben und grünen Wollfäden, die den oberen Kopftheil umrahmen und über den Schultern in Bündeln

herabwallen, reich geschmückt. Am Halse tragen Frauen und Mädchen mehrere Reihen buntfarbiger Glasperlenschnüre, die Mädchen besonders in großer Anzahl aneinander gereiht. Die Fußbekleidung besteht aus Stiefeln, welche für Festtage aus gelbem oder rothem Saffianleder angefertigt werden. Häufiger aber kommen in diesen Gegenden lederne, in einen Spitz auslaufende schwarze oder gelbe Schuhe (kápci, postoly) vor, welche mit Schnüren aus Ziegenwolle (woloky) geschnürt werden und ihrer Form nach an die mittelalterliche Fußbekleidung erinnern.

In den gegen die Karpathen ansteigenden Gegenden, z. B. südlich von Stanislaw, Halicz, Dolina bemerken wir in der Tracht eine bedeutende Ähnlichkeit mit jener der Huzulen. Männer und Frauen tragen in diesem Landstrich einen im Gürtel anschließenden Lodenrock aus schwarzem, hie und da aus weißem Tuch, welcher an den Nahtstellen mit rothen und grünen Wollschnüren benäht ist. Besonders aber werden Kragen, Brusttheil, Seitentaschen und Nahtstellen am Rücken reich verziert. Anstatt des Pelzes findet man hier bei Männern und Frauen den kiptár (Pelz ohne Ärmel), eine Art Gilet, der ebenfalls aus Tuch angefertigt wird. Stehkragen und Brusttheil des Kiptar sind gewöhnlich mit rother und grüner Seide ausgenäht. Die Männer tragen einen breiten, mit metallenen Scheibchen oder Messingknöpfchen reich geschmückten ledernen Gürtel (ezéres), die Frauen und Mädchen Ohrgehänge, und am Halse Glasperlenschnüre. In der Kopfbedeckung der Mädchen und in der Verzierungsart der Frauenhemden bemerkt man eine gewisse Mannigfaltigkeit.

Das Karpathenhochland weist in der Tracht der dortigen Bewohner einen eigenartigen Typus im Schnitt und Geschmack auf, da der Gebirgsbewohner einer kürzeren und mehr anliegenden Kleidung zum bequemeren Bergsteigen bedarf.

Unter den Gebirgsruthenen verdienen zwei Typen besonders hervorgehoben zu werden: die Huzulen (Huculý) und die Bojken (Bojky). Die ersteren bewohnen die südöstlichen Waldkarpathen von den Quellen des Dniesternebenflusses Limnyca bis über die Landesgrenze nach Ungarn und der Bukowina hinaus, während die Bojken die Waldkarpathen westlich von der Limnyca bis zum Samnebenfluß Solinka besiedelt haben, wo sie mit den Grenzruthenen Lémki (sogenannt wegen der bei ihnen gebräuchlichen Partikel lem = nur) benachbart sind.

Die Lémki, welche sich selbst Rusnáky, das ist Ruthenen nennen, bewohnen den niederen Beskid bis über die Landesgrenze hinaus und erinnern durch Tracht, Typus und mundartliche Eigenthümlichkeiten an die benachbarten Slovaken.

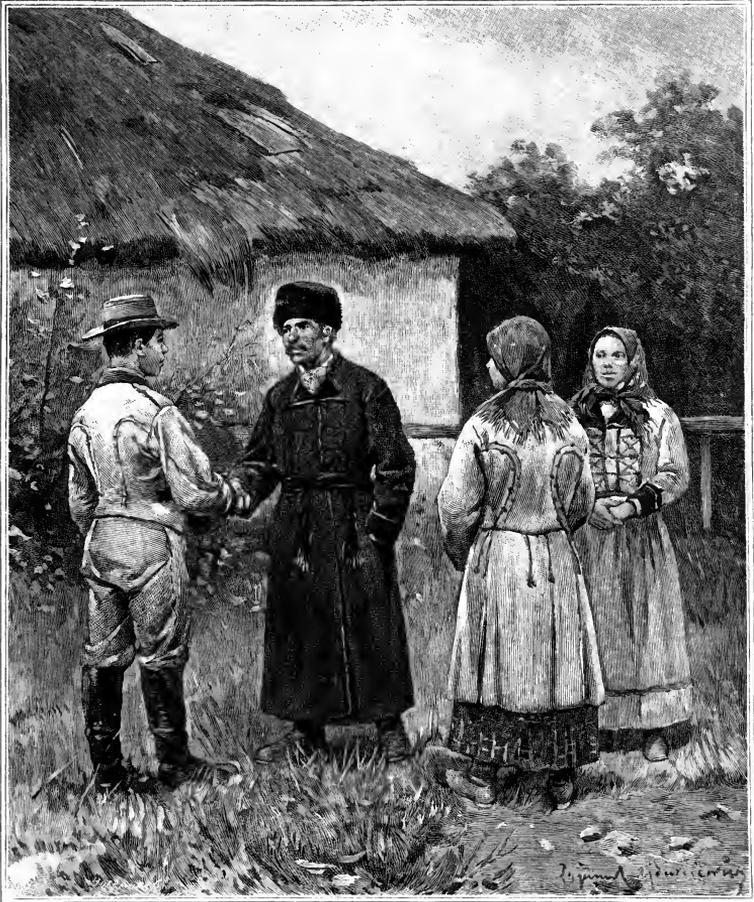
Der Huzule unterscheidet sich von dem Bojko sowohl durch körperliche als geistige Eigenschaften. Der erstere ist gewöhnlich kräftig gebaut, von hoher schlanker Statur und zeichnet sich durch männliche Gesichtszüge, gebräunte Hautfarbe, schwarze Augen und schwarzes langes Haar, schöne Adlernase und langen Schnurrbart aus. Der Bojko

dagegen ist von mittlerer Statur, weißer Gesichtsfarbe, ist grauäugig, hat dunkles, gewöhnlich um den Scheitel rasirtes Haar, und einen kurzgestutzten Schnurbart.

Das Costüm der Huzulen und Bojken zeigt im einzelnen viel Eigenartiges, aber im Allgemeinen einen und denselben Typus. Daher wollen wir die Tracht dieser beiden Gruppen zusammen behandeln und nur die wichtigeren Unterschiede derselben hervorheben.

Die Tracht der Bojken ist einfacher und bescheidener, während die Huzulentracht, besonders die malerische Sonntagstracht sich durch reiche Verzierungen auszeichnet, welche einen ausgeprägten Sinn für Glanz und Farbenharmonie bekunden. Als Kopfbedeckung trägt der Huzule im Sommer einen runden, breitkrämpigen, schwarzen Filzhut (krysánia), welcher mit einer Vorte aus dünnem gelben Blech, außerdem aber noch häufig mit eingesteckten Pfauenfedern geziert ist. Im Winter tragen sie gewöhnlich, wie die Dniesterbewohner, helmartig geformte, mit Fuchsfell verbrämte Mützen (klepánia). Daneben kommt bei den Huzulen, besonders aber bei den Bojken, als Kopfbedeckung eine conische Lammsfellmütze (kúczma) vor, welche stark an die im Alterthum bekannte phrygische Mütze erinnert. Den Überwurf bildet ein aus grobem, dunkelrothem, seltener dunkelbraunem Tuch ohne Falten und ohne Taille gemachtes kurzes, an das Knie reichendes, frei über die Schultern geworfenes Oberkleid (serdák), welches mit einer Schlinge unter dem Halse zusammengehalten wird. Das Oberkleid ist mit blauen, wollenen, mit Goldfäden angenähten Schnüren und Quasten verziert. Unter dem Oberkleid trägt der Huzule einen kurzen Pelz ohne Ärmel (kiplár), welcher mit kurzhaarigem Lammsfell verbrämt, an Kragen und Brusttheil mit farbiger Seide ausgenäht und mit rothem Saffian ausgestattet ist. Das nicht ganz bis zum Knie reichende Hemd des Huzulen ist gewöhnlich aus feiner Hausleinwand gemacht, an den Rändern bunt gestickt und wird am Halse mit einer Schnur leicht gebunden. Auf der Brust kreuzen sich zwei dicht mit Nägeln beschlagene und mit messingenen Schnallen versehene Riemen, an welchen eine mit Metallschmuck verkleidete Ledertasche (tobilka oder tászka) und ein Pulverhorn (porosznyei) umgehängt werden. Das Pulverhorn ist entweder aus Holz kugelförmig geformt, mit Messingblech, eingelegtem Messingdraht und Perlmutter geziert oder aus einem gabelförmigen Hirschgeweih gemacht und mit Messingblech reich verziert. Außerdem schmückt die Brust ein großes Messingkreuz. Das Beinkleid ist aus rothem, blauem, schwarzem oder auch weißem Tuch. Als Fußbedeckung gebraucht der Huzule aus ungegerbtem, braunem Leder verfertigte Sandalen (postóly), welche oberhalb des Knöchels mit Lederstreifen oder mit einer wollenen Schnur gebunden werden. Den Fuß umwickelt er mit einem rothen oder weißen Tuchlappen, worüber erst die Sandalen kommen. Die Huzulinnen tragen gestrickte Strümpfe. Seltener werden hohe Stiefel gebraucht.

Jeder Huzule trägt einen fußbreiten Gürtel aus rothem Zuchtleder, der mit Schnallen festgehalten wird. An demselben befinden sich eigenartig geformte Messingscheibchen als



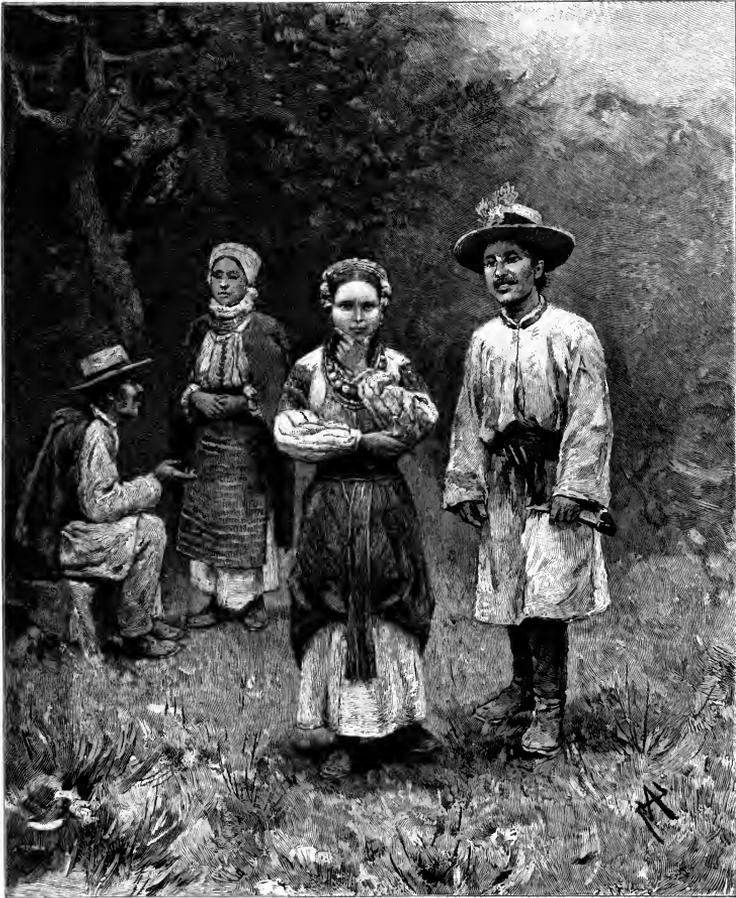
Volksgruppe aus Zofal-Poturzycza.

Zierrath und ein Messer, Fenerzeug und eine reich ausgeschmückte, originell geformte Tabakspfeife aus Messing als unzertrennliche Begleiterin des Husiten, welche aber in neuerer Zeit durch das Cigarettenrauchen aus dem Gebrauch kommt. Im Gürtel wird in zierlicher Scheide ein dolchartiges Messer (rohakyna) oder eine Pistole mit reicher Messingverzierung am hölzernen Schaft, auf der Schulter ein ebenso schön verziertes Gewehr (kris), jedoch derzeit nur bei feierlichen Anlässen, nämlich bei Hochzeiten, bei der

Anferstehungsfeier und dergleichen getragen. In der Hand trägt der festlich gekleidete Huzule einen scharfschneidigen oder einen stumpfen Hackenstock (toporéc-bártka oder toporéc-kélev). Die Hacke ist von Stahl oder Messing, der Stiel aus Holz, mit Messingblech und Messingdraht reich verziert. Seine Geschicklichkeit im Gebrauche des Hackenstockes, welcher ihm auch als Waffe dient, ist bewunderungswürdig. Bei schlechtem Wetter, oder wenn der Huzule bei feierlichen Anlässen reitet, wirft er einen breiten weißen, mit einer messingenen Schnalle versehenen Mantel ohne Ärmel (gúgla, dzúgla) um. An Werktagen gebraucht er anstatt des serdák aus braunem Tuch ein blusenartig geformtes Oberkleid aus schwarzem Tuch (peték oder hajbarák). Die Tracht der Huzulen ist anders an Werk-, anders an Feiertagen oder zur Zeit der Trauer.

Die Mädchen flechten die Haare in zierliche Zöpfchen mit rothen Bändchen (úplitka) und rother Sticzwolle (woliezka) und winden dieselben franzförmig um den Kopf, so daß dieselben auf die Schultern herabwallen. Außerdem tragen sie auch als Stirnschmuck ein auf rothem Harrasband mit rother Sticzwolle befestigtes Band (naczký) aus Messingblech (helitky) oder ein hohes Diadem mit Pfauenfedern. Die Huzulinnen tragen aus weißer Leinwand gefertigte und auf den Achseln mit schwarzen, rothen, orangegelben und grünen Schaf- oder Baumwollfäden reich und geschmackvoll ausgeführte Stickereien. Als Schmuck dienen verschiedenartig geformte Ohregehänge (kowitzky) aus Messing; am Halse und auf der Brust tragen die Mädchen Glasperlen, Kreuze aus Messing oder Silbermünzen. Es kommen auch Halsbänder mit kleineren Kreuzen, in der Mitte mit einem großen Kreuz mit dem Christusbilde (chreszezykówe namýsto) vor.

An Festtagen tragen die Huzulinnen, ähnlich wie die Männer, ein rothes Oberkleid und darunter einen kurzen Pelz ohne Ärmel, welcher aber in weit bunteren Farben ausgefärbt ist. Bei festlichen Anlässen tragen sie auch Unterröcke von blauer Farbe mit Goldborten am unteren Rand, sonst aber, um das Reiten zu ermöglichen, zwei schmale, im Gürtel befestigte Schurzbinden (zapaský) und im Winter Hosen aus weißem Tuch. Die Schurzbinden, gewöhnlich von brauner oder schwarzer Farbe mit rothen Streifen, werden aus Schafwolle erzeugt. Ebenso die Schürzen, welche rothfärbig und braun gestreift und nicht selten mit Goldfäden durchwirkt, sehr zierlich aussehen und ziemlich theuer sind. Die Schurzbinden werden durch einen gestreiften wollenen Gürtel zusammengehalten. Bei den Bojken tragen die Frauen und Mädchen leinene weiße oder farbige Unterröcke, welche künstlich gefaltet sind (risóvani), und Leinenschürzen, welche mit einem rothen Harras-Gürtel zusammengehalten werden. Die Frauen der Huzulen und Bojken tragen an Werktagen lederne Schuhe, an Festtagen dagegen farbige Saffianstiefel, im Winter lange, aus Tuch gefertigte Strümpfe, welche oberhalb der Knie mittelst wollenen Stricke



Volksgruppe aus Dobrowlsany (Bezirk Jaleszczyki).

zusammengehalten werden. Bei verheirateten Huzulinnen ist der Kopf in eine weiße feine Kopfbedeckung gehüllt.

Ortsanlagen und Lebensweise. — Auch die Ortsanlagen der Ruthenen weisen interessante Eigentümlichkeiten auf. Vor allem begeben wir uns auf das unabsehbare wellenförmige podolische Hochplateau. Die podolischen Dörfer sind meilenweit voneinander entfernt, aber stark bewohnt. Häufige Überfälle tatarischer Horden zwangen die Einwohner

dieses Landstriches sich in größeren Massen zusammenzuscharen, so daß Dörfer von 1000 bis 3000 Einwohnern nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Ansiedler suchten stille verborgene Thäler auf, um sich häuslich niederzulassen. Man muß daher gewöhnlich jähem Wege in das Thal hinuntersteigen, wo sich das malerische Dorf mit seinen dicht nebeneinander angelegten Gehöften an einen Fluß oder Bach erstreckt, welche, zu Teichanlagen ausgenützt, kleine, primitiv eingerichtete Dorfmühlen in Bewegung setzen. Die podolischen Dörfer unterscheiden sich auf den ersten Blick durch ihr eigenartiges Gepräge von den Ortsanlagen anderer Gegenden in Galizien. Die Dörfer sind langgestreckt. Die Gehöfte ziehen sich in zwei Reihen längs einer Gasse und sind entweder mit einer Hecke umzäunt oder, namentlich in waldarmen Gegenden, mit Steinmauern oder einem Erdwall umgeben. Zur größeren Festigkeit sind diese Erdwälle gewöhnlich mit Weiden oder mit Teufelzwirn (*Lycium barbarum*) bepflanzt, so daß die Häuser hinter diesem Walle kaum zur Hälfte heraussehen. An dem einen Ende des Dorfes befindet sich gewöhnlich der Edelhof mit einem Park, in der Mitte des Dorfes ragt von alten Linden umschattet die ruthenische Kirche, meistens aus Holz gebaut, mit drei Kuppeln und einem einstöckigen Glockenthurm hervor. In der Nähe befindet sich gewöhnlich das Pfarrhaus und gegenüber der Kirche nicht selten die Dorfschenke.

Die podolischen Bauernhütten, sowie auch die Wirthschaftsgebäude bestehen aus geflochtenen, mit Lehm angeworfenen und in Holzpfeiler eingefassten Wänden. Die Dächer sind mit Stroh stufenartig gedeckt und bei wohlhabenderen Bauern mit einem aus hölzernem Flechtwerk hergestellten und mit Lehm angeworfenen Rauchfang versehen, wogegen ärmere Leute Hütten ohne Rauchfang (*kürna chäta*) bewohnen, in denen der Rauch theils durch die geöffnete Thür entweicht, theils sich auf dem Dachboden verliert. Daher sind die Wände stark angerußt und sehen wie schwarz angestrichen aus. Die Hütte des ärmeren Bauern besteht aus einer Wohnstube und einem Vorhause; bei den reicheren findet man in der Mitte des Gebäudes ein Vorhaus (*sinj*), aus welchem eine Thür links in die Wohnstube, rechts in das Gastzimmer (*swiljycia*) und die dritte gradaus in die Kammer führt. Letztere dient als Aufbewahrungsort von Lebensmitteln, Leinwand, Garn und Arbeitswerkzeugen. Sehr selten, und zwar nur bei den Wohlhabenden ist der Fußboden gebielet, sonst ist er mit Lehm ausgeschmiert. Die Decke ist gewöhnlich aus Brettern gezimmert und wird durch einen auf der Außenseite mit Ornamentik verzierten Balken (*swolok*) gestützt. In der Mitte dieses Balkens ist gewöhnlich ein Kreuz und ein Bibelspruch eingeschnitten. In ärmeren Hütten befinden sich zwei quadratförmige Fensterchen, welche in den Lehm eingefügt sind und gar nicht geöffnet werden. Bei reicheren Bauern sind die Fenster zum Öffnen eingerichtet, und zwischen denselben befindet sich ein kleiner Spiegel in einfachem Rahmen. Rechts an der Eingangsthür befindet sich in der Wohnstube ein offener Wandschrank

(mýsnyk) für Schüsseln, Teller u. dgl., welche stehend, mit dem Schüsselboden gegen die Wand gekehrt aufgestellt werden. Links von der Eingangsthür steht der Backofen zum Kochen der Speisen und Backen des Brodes (pikná piez) mit einem großen Vorbau (prýpiezok), der mit einer bis zur Decke reichenden Klappe überdeckt ist. Daher heißt die Wohnstube mit einem Backofen pekárnia. Unter dem Vorbau befindet sich eine halbkreisförmige Öffnung (hrúbka) zum Aufbewahren des Brennholzes, mitunter auch als Brutstätte für die Hühner. Der rückwärtige Theil des Ofens (zápiezok) über dem eigentlichen Backofen ist gewöhnlich breit und dient als Schlafstelle für Kinder und Greise. An der nördlichen Wand steht eine aus breiten Brettern gefertigte Bettstatt (postéla) auf geraden, in die Erde getriebenen Füßen. Dieselbe ist für zwei Personen bestimmt und wird mit Stroh belegt und mit einem aus dickem Garn gewebten, mit rothen oder blauen Streifen verzierten Leintuche bedeckt, auf welchem mit ungeschleiften Federn gefüllte Pöster liegen. Oberhalb des Bettes an der Decke sind in Form eines Rechteckes Stangen befestigt (zédka), welche zum Aufhängen von Kleidungsstücken dienen. An der Wand gegenüber der Eingangsthür befindet sich eine aus hartem Holze angefertigte, auf vier Füßen ruhende große Truhe (skrynia). Dieselbe ist mit einem in Holz geschnitzten Muster oder mit einer auf rothem oder dunkelnußfarbenem Grunde schwarz oder weiß aufgetragenen Zeichnung verziert, während die Kanten der Truhe mit blauen, grünen oder gelben Streifen bemalt sind. Die Truhe dient zum Aufbewahren von Kleidungsstücken, nicht selten aber, namentlich in kleineren Bauernhütten zugleich als Tisch, ist dann aber weniger verziert und länger. An der Wand gegenüber der Eingangsthür läuft auch eine schmale Bank, welche im rechten Winkel mit einer anderen längs der zweiten Wand angebrachten und bis zum Wandkafsen reichenden Bank zusammenstößt. Vor der ersten Bank steht ein langer, schmaler Tisch, oder die denselben vertretende Truhe; derselbe wird an Feiertagen mit einem Tischtuch (skáter) bedeckt, welches an beiden Enden mit eingewebten Ornamenten oder mit Stickereien verziert ist. An der östlichen, der Eingangsthür gegenüber liegenden, gewöhnlich auch an der südlichen Wand, hängt eine ganze Reihe Heiligenbilder in einfachen schwarzen oder rothen Holzrahmen, mit Bündeln in der Kirche geweihter Kräuter geschmückt. Den ersten Platz unter denselben nehmen die Bilder der Mutter Gottes und des heiligen Mikolans ein. In dieser im Winter mit Stroh geheizten Wohnstube bewegen sich außer den Menschen auch das Schwein, das Lamm, das Kalb und das Geflügel, und wenn man bedenkt, daß in dieser Wohnstube gewöhnlich bei ganzlichem Mangel an Lüftung gewaschen und gebacken wird und daß bei der Thür noch ein großes Krautfaß steht, so kann man sich von dem üblen Einfluß der dort herrschenden Luft auf die Gesundheit des Menschen eine Vorstellung machen.

An der unteren Außenseite ist die Hütte zum Schutze vor Feuchtigkeit mit einem niedrigen Wall aus Lehm (prýspa) umgeben, welcher auch zum Sitzen dient. Da die

dünnen mit Lehm bestrichenen Flechtwände nicht genug vor Frösten und eifigen Nordwinden schützen, so wird die Bauernhütte im Winter mit dicken Strohschichten (zaháta), welche mit Stangen und Flechten befestigt sind, eingehüllt. Die derart eingehüllte Bauernhütte gewährt bei Schneeverwehungen das eigenthümliche Bild eines verschneiten Strohhauens mit einer kleinen Fensteröffnung, aus welcher nur der Abends vom Feuerherd oder der kleinen Lampe kommende Lichtstrahl die menschliche Wohnung errathen läßt.

Die Hütte des armen Bauern ohne Grundeigenthum (chalúpnýk) ist klein und sehr einfach, ohne Wirtschaftsgebäude und nur mit einem kleinen Gemüsegarten umgeben. Der wohlhabendere Grundwirth (hospódar) besitzt außer einer mehr oder weniger geräumigen Hütte auch Wirtschaftsgebäude, die aus einer Stallung, einem Schoppen, einem Schweine- und Geflügelstall und einer Scheune bestehen. Das ganze Gehöfte (obijstie) umfaßt ungefähr ein halbes Joch. In der Umzäunung befindet sich eine Pforte (woróta) aus Latten oder ein aus Brettern gezimmertes, mit einem Kreuz versehenes Thor (bráma), über welchem ein Schutzbach angebracht ist. Neben dem Thor befindet sich ein mittelst eines hölzernen Schlosses (zásuw) abgesperrtes Pfortchen (firtka). Zu dem an das Gehöfte angrenzenden Gemüsegarten führt vom Hofe aus ein Schloßel (pereláz), das ist ein zwischen zwei Pflocken angebrachter, zum Hinübersteigen eingerichteter niedriger Zaun, an welchem zu beiden Seiten angebrachte Holzklöße oder Steine als Stufen zum Übersteigen dienen. In dem an die Bauernhütte gewöhnlich anstoßenden Garten kommen einige Obstbäume minder guter Qualität, manchmal auch Bienenzstöcke primitiven Systems vor. Vor dem östlichen Fenster der Hütte befindet sich ein kleiner Blumengarten. Der Hof ist mittelst einer Umzäunung von dem Scheunenplatz (humnó) getrennt. Vor der Scheune befindet sich die Dreschteme (tik).

Die Märkte und kleineren Städte in Ostgalizien unterscheiden sich nur sehr wenig von den Dörfern. Sie und da erinnert ein Krämerladen daran, daß man hier außer der ackerbautreibenden Bevölkerung auch andere Elemente vorfindet. Einen interessanten und originellen Anblick gewähren die größeren Städte in Ostgalizien. Die innere Stadt und der Ringplatz werden in der Regel von Juden bewohnt und beherrscht und zeigen ein eigenthümliches Gepräge. Die Vorstädte dagegen weisen einen durchaus ländlichen Charakter auf und werden von der ackerbautreibenden christlichen Bevölkerung oder von Handwerkern bewohnt.

In der waldbreichen Bug- und Styrniederung sind die Bauerngehöfte gewöhnlich mit einem Pfahlzau umgeben und die Hütten meistens größer als die podolischen, und werden aus Holzbalken gebaut und mit Stroh bedeckt. In einigen Gegenden, wie z. B. in Sokal, wo die Töpferindustrie betrieben wird, kann man bei wohlhabenderen Bauern einen mit charakteristischer Ornamentik verzierten Kachelofen finden. Bei den Dniesterbewohnern



Volksgruppe aus Lyrzszowce (Bezirk Stanislaw).

werden die Hütten gewöhnlich aus hölzernem Flechtwerk, welches mit Lehm angeworfen wird, hergestellt, und mit Schilf bedeckt.

Während die Bewohner der waldreichen Bug- und Styrniederungen nur sehr wenig sandigen Ackergrund oder Torfwiesen an den Flüssen besitzen und daher ihren Unterhalt mit der Axt in der Hand im Wald oder in Kohlen- und Theerbrennereien suchen, die Zan- und Dniesterbewohner mit Fischerei und Flößerei sich beschäftigen, treibt der

Bodolier vorzüglich Ackerbau, treu seinem uralten Sprichwort: „Nemá to remisló, jak lemisz ta czeresló“ (das beste Gewerbe ist der Pflug). Daneben befaßt er sich ebenfalls mit dem Handwerk, insofern dies seine wirtschaftlichen Anforderungen erheischen. Die nothwendigsten Geráthe weiß er sich selbst anzufertigen oder wenigstens auszubessern. Er hat sich aber auch auf dem Gebiete einer durchaus eigenartigen Hausindustrie als sehr tüchtig erwiesen und in den neuesten Zeiten scheint bei ihm die in dem Sprichwort: „U remisnyká zolotá ruká“ (der Handwerker hat eine goldene Hand) zum Ausdruck gebrachte Anschauung sich Bahn gebrochen zu haben.

Die Ortsanlagen der Gebirgsbewohner, insbesondere aber der Huzulen, unterscheiden sich von solchen anderer Einwohner Ostgaliziens. Die Huzulendörfer, in engen Gebirgsthálern oder an minder steilen Bergabhängen gelegen, sind meistens stark bewohnt, allein ihre Gehöfte sind von einander abge sondert, oft eine halbe Stunde von einander entfernt und mit Obstgärten, Weideplätzen, ja sogar mit Waldungen umgeben. In der Mitte des Dorfes, in der Regel auf einem Hügel, ragt die aus Holzbalken in byzantinischem Stil gebaute Kirche mit drei oder fünf Kuppeln und einem rings um die Kirche angebrachten arcadenförmigen Säulenglánder hervor. Neben der Kirche befindet sich ein aus Holz gebauter Glockenthurm, gewöhnlich mit fünf, wenn auch kleineren Glocken versehen.

Die Huzulenhütte (chyzá) wird aus entzwei geschnittenen, mit der flachen Seite nach Innen gefehrten Tannenstämmen gebaut und mit dünnen Brettern (dranzci) oder Schindeln bedeckt. Die Eingangsthür und zwei nebeneinander angebrachte kleine, gewöhnlich mit einem Gitter versehene Fenster befinden sich an der Südseite der Hütte, ein Fenster an der Ostseite. Durch das Vorhaus (chorómy) gelangt man rechts in das Gastzimmer (swillycia). Links befindet sich das Wohnzimmer (pekárnia) mit der darauftoßenden Kammer (klif), welche ebenso wie andere ruthenische Wohnstuben eingerichtet sind, nur sind die darin befindlichen Hausgeráthe (Wandkasten, Truhe, Tisch) mit Schnitzereien verziert und der in Huzulenhütten häufig vorkommende Kachelofen ist mit einer eigenartigen Ornamentik ausgestattet. Aus dem Vorhaus führt eine niedrige Thür in den nur durch die Rückwand von der Wohnstube getrennten und mit einem niedrigen Dach bedeckten Stall, in welchem sich Schafe mit den Lämmern und Kälbern befinden, welche der Huzule Tag und Nacht in seiner Obhut hat. Das Hornvieh steht gewöhnlich in einem offenen mit Latten (worynie) umfriedeten Raume. Zum Schutze gegen Bären und Wölfe sind die Huzulenhütten mit einer doppelten Einplankung versehen und erinnern sehr an die auf der Trajanssäule abgebildete „Dakische“ Burg. Neben der Hütte findet man nicht selten Obstbäume von besserer Qualität.

Die Lebensart des Huzulen bildet ein Übergangsstadium vom Nomadenleben zu festen Wohnsitzen. Erst in neuerer Zeit fingen die Huzulen an, Kartoffeln, Kukuruz, Bohnen

und dergleichen zu pflanzen, sonst leben sie von Viehzucht und ziehen eine eigene Race von Pferden, welche von Männern und Frauen (mit dem Spinnrocken in der Hand) geritten werden. Dieselben sind klein und ausdauernd und der Huzule kann diesem Thiere auch in der Nähe des steilsten Abgrundes sein Leben getrost anvertrauen. Es gewährt einen malerischen Anblick, wenn Männer, Frauen und Mädchen in einer kleineren oder größeren Karawane vom Hochgebirg zu Pferde mit ihren Waren in einen Marktflecken ziehen.

Die eigentliche Einnahmequelle des Huzulen ist aber die Almwirthschaft. Das Leben und Treiben auf der Alm (polonyna) gereicht ihm zum größten Vergnügen. Sein Lieblings-Instrument ist die lange Schalmei (trymbita), bei deren elegischen Klängen Huzulenscharen mit ihren Viehherden (tärmy) unter Anführung erfahrener Häuptlinge (watazko) bei anbrechendem Sommer auf die Alm ziehen, um bis Mitte October die Alpwirthschaft zu führen.

In hartem aber freiem Lebenswandel hat der Huzule im Schoß der Natur unverwüßliche Kraft und bewunderungswürdigen Scharfsinn und Muth erlangt, so daß er auch die größten Gefahren nicht scheut. Mit dem Hackenstock in der Hand führt er ungewöhnlich geschickt und behend seinen Tanz (kolomyjka) auf. Er ist ein ebenso tüchtiger Steuermann als trefflicher Jäger. Neben diesen Vorzügen, unter denen noch Einfachheit und Mäßigkeit im Essen, Ausdauer und Gastfreundschaft hervorgehoben zu werden verdienen, dürfen auch Schattenseiten, wie Streit- und Rachsucht, ziemlich laxe Moralität, Aberglauben und ein nur äußerliches Christenthum, schließlich auch Unbehofenheit nicht verschwiegen werden. Er treibt zwar ebenfalls Hausindustrie, allein nur das äußerste Elend, welches leider nur zu oft den Huzulen heimsucht, ist im Stande, denselben aufzurütteln, um Arbeit und Erwerb aufzusuchen. Diese Arbeitsjachen, die Verwegenheit und die Vorliebe zu unbändiger Freiheit haben die Huzulen zu gefürchteten Räubern (oprýsok) gemacht, so daß dieselben lieber Plünderungszüge gegen die Höfe ihrer Gutsherren oder gegen jüdische Wirthshäuser unternahmen und noch am Anfange des laufenden Jahrhunderts in dem ganzen Huzulengebiet mit ihrem Häuptling Olexa Dowbuszjuk haupften, statt ehrlichem Erwerb nachzugehen.

Während der Huzule fast gar keinen Sinn für den Ackerbau bekundet, suchen die Bojken, deren Häuser in dichten Dörfern gruppenweise nebeneinander stehen, überall mit dem Pfluge selbst dem kargen Boden ein Wischen Erde abzuräumen. Die Bojken sind nicht nur eifrige Ackerbauer, sie züchten auch vorzügliches Hornvieh. In der Noth entwickeln sie außerordentliche Thatkraft und legen einen großen Unternehmungsgeist an den Tag. In Ungarn kaufen sie Zwetschken und Weintrauben, gedörrtes Obst, Nüsse und Brundza und verkaufen diese Artikel in Galizien, so daß sie im Handel auch den Juden das Feld freitig machen.

Volksfitten und Bräuche. — Das ruthenische Volk hat neben seiner Sprache und Nationaltracht auch seine Sitten und Bräuche im Großen und Ganzen bis auf den heutigen Tag bewahrt, von denen viele auf religiöse und mythische Anschauungen einer vorgeschichtlichen Zeit zurückweisen und zugleich als Beweis dienen können, mit welcher Anhänglichkeit und Zähigkeit der Ruthene an dem Althergebrachten und von seinen Vätern Überlieferten zu halten pflegt. Der Einfluß des Christenthums, das eifrige Bestreben der ruthenischen Geistlichkeit, die heidnische Überlieferung entweder ganz zu beseitigen oder mit der christlichen Lehre in Einklang zu bringen, hat zwar in den althergebrachten Volksfitten und Bräuchen Manches geändert, Vieles ist der Vergessenheit zum Opfer gefallen; allein immerhin treffen wir viele Sitten und Bräuche, welche wir als werthvolle Überreste der alten Volksmythologie begrüßen können, obwohl die christliche Kirche denselben ihren Stempel aufgedrückt oder dieselben zum Theile christianisirt hat.

Vor Allem wollen wir die häuslichen Sitten und Bräuche schildern.

Raht die schwere Stunde für die Wöchnerin heran, so wird die Wehmutter herbeigeholt, welche gewöhnlich mit einem Laib Brod in das Haus kommt und beim Eintritte ein Gebet verrichtet. Hierauf wird die Wöchnerin, welche unterdessen Alles aufgeräumt und in der Stube in Ordnung gebracht hat, dreimal rings um den Tisch geführt und mit geweihten Kräutern beräuchert. Kommt das Kind zur Welt, so begibt sich der Vater desselben in das Dorf, um Taufpathen (kumy) einzuladen, bei ärmeren Bauern ein Paar, bei wohlhabenderen dagegen zwei oder mehr. Über dem Bett der Wöchnerin wird an der Holzstange aus einem Leintuch ein Vorhang gezogen. Die Nachbarinnen und Verwandten kommen zu Besuch und jede von ihnen bringt ein Geschenk für die Wöchnerin, wofür sie dieselben gewöhnlich mit Branntwein (kosmata) bewirthet. Die Pathen werden ebenfalls mit Branntwein bewirthet und begeben sich sodann zur Taufe (chrestyny). Der Vater bringt dem Geistlichen in der Regel ein Huhn und zwei Laib Brod, die Wehmutter trägt das Kind und jedes Pathenpaar hält ein etwa meterlanges Stück Leinwand (krýzmo), worauf das Kind bei der Taufe gelegt wird. Die Taufe wird so schnell als möglich vorgenommen, um das Kind vor der Übermacht des bösen Geistes (diakko) zu schützen. Nach dem Volksglauben kommt es nämlich vor, daß das Kind vom Teufel gestohlen und gegen ein anderes (widmina) eingetauscht wird. Um dies zu verhüten, brennt an dem Bett der Wöchnerin, bei welcher auch das Kind liegt, eine Kerze (in der Regel eine dreiarmlige trijeia) von der Geburt des Kindes bis zur Taufe.

Ans der Kirche zurückgekehrt, übergeben die Gvattersleute das Kind der Wehmutter mit den Worten: „Ihr habt uns das Kind geboren gegeben, wir bringen es getauft zurück“, und wünschen dabei den Eltern des Kindes Glück. Abends versammeln sich die Gäste, die Weiber mit allerlei Nahrungsmitteln, die Männer dagegen mit Brod,

worauf der Hauswirth, sobald die Gäste am Tisch Platz genommen, Branntwein (bei Wohlhabenderen Apfelwein) credenzt. Dann wird das Abendessen verabreicht und nach demselben legt die älteste Pathin das Kind auf ein Kissen, und dies an ihrem Arme



Volksgruppe aus Welschitz (Bezirk Dolina).

haltend, nimmt sie in die zweite Hand eine Kerze. Die jüngere Pathin dagegen sammelt auf einem Teller unter den Gästen Geldgeschenke für das Kind. (Gäste und Gewattersteute kommen gewöhnlich auch noch am zweiten Tage zu Besuch (pochróstyňy).

Sämmtliche Bräuche bei der Geburt (rodýny) und bei der Taufe des Kindes werden von entsprechenden Volksprüchen und Volksliedern begleitet. In rührenden Liedern gibt auch die Mutter an der Wiege ihres Kindes ihren tiefinnersten Gefühlen Ausdruck. Die ruthenische Volkspoesie hat eine ganze Fülle von naiven, mitunter auch scherzhaften Wiegenliedern.

Es wandelt der Schlaf neben dem Fenster,  
Und der Schummer neben dem Baume.  
Und es fragt der Schlaf den Schummer:  
„Sag', wo werden wir heute näch't'gen?“ —

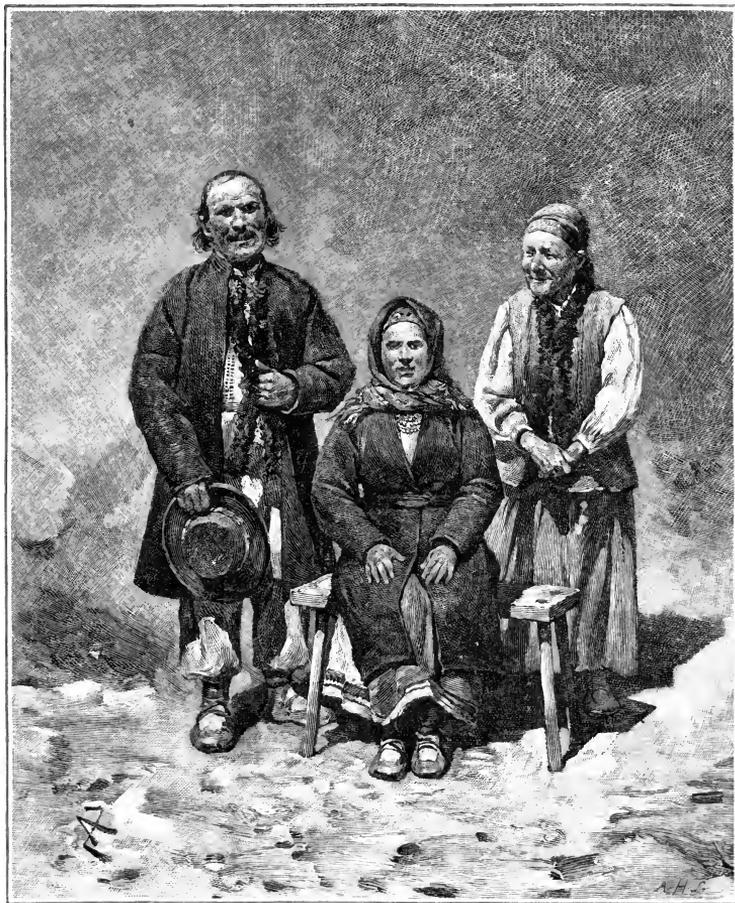
— „Wo ein Stübchen warm ich finde  
Wohl mit einem lieben Kinde,  
Dort werd' näch't'gen ich und liegen,  
Und das herzige Kindlein wiegen!“

(Simiginowicz-Stanje überf.)

Der bedeutendste Moment im weiblichen Leben, der Übergang von der Jungfräulichkeit zum Frauenthume, wird bei den Ruthenen mit langdauerndem, umständlichem und reichhaltigem Ceremoniell gefeiert, welches von hochpoetischen Hochzeitsliedern, von althergebrachten Bräuchen und Nationaltanz begleitet, alle anderen Sitten und Bräuche übertrifft. In Folge des wirtschaftlichen Verfalles der ruthenischen Bauernschaft wurden jedoch diese Hochzeitsbräuche vielfach eingeschränkt und haben Manches von dem früheren Prunk eingebüßt.

• Der Herbst ist der entsprechendste und beliebteste Zeitpunkt für Heiraten, so daß selbst der Fasching als minder geeignet angesehen wird. Will ein Junggeselle heiraten, so wählt er einen angeesehenen, bejahrten Mann (starosta), in manchen Gegenden zwei Starosten und zieht mit denselben in das Haus der Auserwählten, gewöhnlich spät am Sonnabend oder am Vorabend eines Feiertages (ide na zalóty oder na swátanie), Fasttage ausgenommen. Die Starosten treten nach dreimaligem Anklopfen in die Stube ein und der erste bringt den Heiratsantrag in Form eines witzigen Vortrages vor, während der Freier an der Thür stehen bleibt. Der Starosta erzählt, daß sie als Jagdgenossen eines Fürsten (kniaz) eine Füchsin (oder ein Mardersweibchen) verfolgt hätten und nachdem sie auf ihre Fährte gekommen, hier angelangt seien und um Auslieferung derselben, nämlich um die Hand der Fürstin (kniahynia, wie die Braut gewöhnlich benannt wird) bäten. Hierauf holt der Starosta eine Flasche Brauntwein aus der Tasche hervor und bittet um ein Glas. Ist man dem Freier geneigt, dann bietet man dem Starosten scherzweise eine Wasserkanne, einen Krug u. s. w. an. Zuletzt läßt der Vater seine Tochter, welche während des ganzen Vortrages des Starosten am Ofen gestanden und denselben zum Zeichen ihrer Verschämtheit mit dem Finger gestochert hat, ein Glas bringen. Bringt das Mädchen das verlangte Glas, nippt sie an demselben und reicht sie es dem Freier, so ist dies ein Zeichen, daß sie in die Heirat mit dem betreffenden Freier willigt. Sind aber die Eltern oder das Mädchen damit nicht einverstanden, dann erwidern sie dem Starosten:

„Gott gebe euch von anderer Seite“ und dann heißt es im Volksmunde, der Freier habe sich einen Kürbis geholt (distaw harbuzá) oder einen Reibkolben besetzt (oblyzáw makohin). Ist man dagegen dem Freier geneigt, was aus dem oben angeführten Verhalten



Boftengruppe aus Hrebenuw (Bezirk Strij).

des Mädchens geschlossen werden kann, dann werden die Starosten und der Freier, sowie die dazu geladenen Nachbarn bewirthe't und die Verlobung (zaruczyny oder rukowyny) gefeiert. Den Starosten werden von der Braut gestickte Handtücher quer über den Arm

gebunden, dem Bräutigam dagegen ein großes Taschentuch. In der Regel werden bei dieser Gelegenheit die Verlobungsringe gewechselt und dazu entsprechende Verlobungslieder gesungen, z. B.:

Du mein graner Kufak,  
Wach' nicht auf so frühe,  
Nuf' auch nicht so klagen!  
— „Wie soll ich nicht klagen,  
Wenn der Herbst schon eintritt?“  
— Mütterchen Mariechen,  
Wach' nicht auf so zeitlich,  
Wein' auch nicht so bitter!  
— „Ach soll ich nicht weinen?  
Eine Tochter hab' ich

Und muß sie vermähen.“  
— Schmäc' dich nicht, o Hainchen,  
Und erwecke Herzweh;  
Schmäc't euch nicht, ihr Haine,  
Und erwecket Trauer!  
Denn ich traure tief und schmerzlich!  
Geb' von mir die einz'ge Tochter  
Ach, in eine fremde Gegend,  
Nicht in die Verwandtschaft! (S.-St.)

Hierauf geht der Bräutigam mit dem Starosten zum Pfarrer und bestellt die Eheaufgebote (zápowidy). Bei dieser Gelegenheit werden die Verlobten zum Pfarrer beschieden und müssen nachweisen, daß ihnen die Hauptgrundsätze der christkatholischen Lehre und die übrigen Gebete geläufig sind. Die Verlobung ist aber noch nicht bindend, wenn auch die Eheverkündigung vor sich geht, und kann gelöst werden. Wurde dies vom Mädchen veranlaßt, dann sind die Eltern desselben verpflichtet, dem Brautwerber die gemachten Anslagen zu vergüten. Will sich aber der Bräutigam seiner Erforenen vergewissern, dann pflegt er mit dem Starosten zum zweiten, manchmal auch zum dritten Mal in deren Haus sich zu begeben, um das letzte Wort zu holen. Bei diesem Anlasse, słowyny genannt, wird auch die Mitgift (wino), welche in Kleidern und Bettzeug, wirtschaftlichem Inventar, nicht selten auch in Bargeld und liegenden Gütern besteht, vereinbart. Es wird auch vereinbart, ob die Verlobte das Haus des Bräutigams oder aber der Bräutigam das Haus seiner Braut beziehen soll, und im letzteren Falle, wenn der Bräutigam besitzlos ist, heißt es: prystaw do nóji na grunt i chátu. Auch der Armste trachtet, wenn auch ein blutarmes Mädchen, „des Hemdewaschens und Kleiderstickens wegen“ (szezob buló komú obipráty ta oblatáty), zu heiraten und es kommt äußerst selten vor, daß eine Jungfer ergraut (dosýdila sia sýwoji kosy).

Nach erfolgter Eheverkündigung liegt es beiden Seiten ob, die zum Heiratsaufzug nötigen Personen (družyna wesilna) einzuladen. Die Družyna des Bräutigams, welcher kniaz, d. i. Fürst, genannt wird, bilden: ein družba, Brautführer, und zwei piddružby, d. i. Unterbrautführer, in der Regel junge, tanzlustige Gesellen, zwei Starosten, ältere angesehene Männer, von denen einer die Rolle des Wirthes im Hause des Bräutigams übernimmt; ferner zwei ältere, angesehene Frauen, swáchy genannt, und eine switýlka, ein junges Mädchen, in der Regel die Schwester des Bräutigams oder eine Verwandte

deselben, deren Benennung davon herrührt, weil dieselbe während der Trauung eine brennende Kerze (ehemals ein Schwert mit dem daran befestigten Licht) hält. Die družyna der Braut, welche kniahýnia, d. i. Fürstin, genannt wird, bilden zwei Mädchen, von denen die eine drúzka, die andere piddruzka genannt, ein Junggefelle, diwóckij drúzba oder kozák und ein stárosta domowýj, welcher den Wirth im Hause der Braut abgibt. Die Starosten mit den Brautführern und anderem männlichen Gefolge heißen bojáry (ritterliche Herren); die Brautführer sind in der Regel beritten, die Pferde schön geschmückt. Dem Hochzeitsgefolge gehören auch die Musikanten an, deren Zahl von der Wohlhabenheit der



Anwesen in Zwiniacz nächst Czortów in Podolien.

Brautleute abhängt (in der Regel aber drei, daher troista muzyka, d. i. je ein Geiger und Bassspieler und ein Tambour, reszetó oder Cimbalspieler, cymbalista).

Die Hochzeit wird in der Regel am Sonntag gefeiert. Am vorangehenden Donnerstag geht die Verlobte mit ihren Gefährtinnen (drúzka und piddruzka), um Singgrün zu sammeln und ladet hierauf Abends zu sich mehrere Mädchen zum Kranzflechten (winkoplétyny) ein, zu welchem Ceremoniel auch der Bräutigam mit den Musikanten erscheint. Nachdem der Vater und die Mutter der Braut das Singgrün gesegnet haben, winden die Drużken mit den geladenen Mädchen einen Kranz für die Braut, einen anderen für den Bräutigam, wobei sie entsprechende Lieder singen. Hierauf werden alle von dem Bräutigam mit

Branntwein bewirtheet und der Tanz, wobei die Mädchen der Reihe nach ihr Haupt mit dem Kranze der Braut schmücken, bildet den Schluß dieses Ceremoniells. Schließlich werden beide Kränze zusammen auf zwei Laib Brod und diese auf den Tisch gelegt und bleiben dort bis zum Samstag vor der Hochzeit liegen.

Zwei Tage vor der kirchlichen Trauung, nämlich am Freitag wird gleichzeitig im Hause der Braut und des Bräutigams das Backen des mythischen Hochzeitskuchens (u molodóho i molodóji plészczuk oder bhájuk korowáj) vollzogen. Zu diesem Zwecke werden sowohl in das Haus der Braut, als auch in jenes des Bräutigams von den Schwachs 10 bis 20 Frauen (korowájnyci), je nach der Wohlhabenheit des Hausherrn, geladen, welche mit Mehl, Brod und anderen Geschenken kommen. Sie erhalten von der Hausfrau feines Weizenmehl, aus welchem der korowáj gebacken wird. Alle Vorbereitungen zum Backen des Hochzeitskuchens werden unter Leitung des Starosten gemacht und vom Gesang entsprechender Lieder, Trauk und Tanz begleitet. So wird während der Zubereitung des Teiges gesungen:

Schafft nur alles Gute herbei	Salz von Krakau her,
Zum Korowaj, dem festlichen,	Safran aus Dauszig.
Den Weizen, den besten,	Sei's ein Herrenbissen
Wasser vom Dunaj-Ström,	Geknetet von Schwachs,
Eier von Kameneč,	Den schönen, jungen. (Szujski.)

Der fertige Teig wird auf dem Deckel des Backtroges geknetet und dem korowáj wird die Größe und runde Form des Backtrogedeckels gegeben. Hierauf wird der so geformte korowáj ringsum mit einem aus Teig gemachten Geflecht umgeben und an der oberen Fläche mit kreuzförmig aufgelegten Teigwalzen und in der Mitte mit zweien aus Teig gekneteten Täubchen, an den Rändern aber mit Rosen-Schnecken-ähnlichen und dergleichen Verzierungen geschmückt, wobei unter Anderem folgendes Lied gesungen wird:

Mond, du Mond aus dem Paradies,	Er gedeihe, wie die Sonne,
Leuchte unjerm Korowaj.	Wie die Blume blühe er.

Auch die Mutter Gottes wird im Gesang angerufen, um beim Ofenlegen des korowáj behilflich zu sein. In den korowáj werden in der Regel vier Wachskerzen gesteckt. Der frisch gebackene korowáj wird mit Sinngrünblättern, mit bunten Federn und rother Stichvolle geschmückt. Außer dem großen korowáj werden zwei längliche Kolatschen, die durch ein aus Teig gemachtes Kreuz zusammengehalten sind, und eine größere Anzahl von rundlich in Form von Fichtenzapfen geknetetem Teig (szysky) oder auch kleinere Kolatschen (husoczky), die als Hochzeitsgeschenke dienen, gebacken. Kommt das Gebäck glatt gebacken aus dem Ofen, so prophezeit man den Verlobten ein glückliches Leben. Nebenher werden bei dieser Gelegenheit die für die ganze Hochzeitsfeier nöthigen Speisen und Getränke zubereitet.

Samstag in der Früh begeben sich die Verlobten in die Kirche, wo sie beichten und während des Gottesdienstes die heilige Communion empfangen. Vor dem Kirchgang wird aber das Haar der Braut von der drůzka auseinandergeflochten, glatt gefämmt und auf den Kopf derselben der aus Sinngrün (barwinok) gewundene Kranz gesetzt, an welchen rückwärts zahlreiche bunte, meistens rothe und blaue, ellenlange Seidenbänder geheftet sind, die gleich dem gelösten Haupthaar frei herabwallend, eine schucke Mädchengestalt recht hübsch zieren. In manchen Gegenden wartet die Braut so lange, bis der Bräutigam mit dem Brautführer und den Musikanten kommt. Dann setzt man die Braut auf einen Stuhl, der mit einem Pelz mit nach auswärts gefehrtem Haar bedeckt ist und nun schreitet der Brautführer, der Starosta, die Mutter und hierauf die ganze Familie der Reihe nach heran, um der Braut das Kopffhaar auseinander zu flechten, welches Ceremoniell die Mädchen mit rührendem Gefang begleiten.

Nach dem Kirchgang kehrt jedes von den Verlobten in sein Haus zurück oder sie gehen noch in das Dorf, um Gäste zur Hochzeit einzuladen. Vor dem Ausgang ertheilt die Mutter der Braut ihren Segen und beginnt mit der Ausschmückung des Bäumchens oder richtiger eines Zweiges, hilec oder ilec genannt. Dieses hilec ist im Winter ein Fichtenzweig (in manchen Gegenden meterhoch), zu anderer Jahreszeit ein Weichsel- oder Birnbaumzweig, welcher in ein Laib Brod (in manchen Gegenden in das Hochzeitsbrod) gesteckt und mit Haferähren, Waldholunder, Sinngrün, bunten Federn, verschiedenen Blumen, farbiger Sticwolle, Seide und Bändern geschmückt wird. Dieses reich verzierte Hochzeitsbäumchen steht während der ganzen Hochzeitsfeier auf dem Tisch. Während der Ausschmückung desselben, an welcher die Eltern der Braut und im Hause des Bräutigams die Eltern und Gäste des letzteren theilnehmen, werden Hochzeitslieder gesungen:

Neben dem Zimmerchen, neben dem neuen,  
Fliegt eine Nachtigall und guckt ins Zimmer,  
Ja, ins Zimmerchen guckt sie hinein.  
Dort ihre Nester bauen die Dohlen! —  
Baut sie für euch und für mich, ihr Dohlen;  
Baut sie für euch aus Raute und Minze,  
Doch aus Federchen baut sie für mich! —

Neben dem Zimmerchen, neben dem neuen,  
Schafft umher mein süßes Mariechen,  
Und in das Zimmerchen guckt sie hinein.  
Doch winden Mädchen duftige Kränzchen.  
Windet sie, Mädchen, für euch und für mich;  
Windet für euch sie aus Raute und Minze,  
Mir aber macht sie ans Zimnergrün! —

Ein Ästchen von der Tanne,  
Ein Reis vom rothen Schneeball,  
Ein Kränklein auch vom Zimnergrün,  
Und vom Basilienkraute!  
Ein Ästchen — eine Tanne,  
Von oben bis unten ein Schneeball! (S.-St.)

Nun wird die Braut im festlichen Anzug mit zwei Brautjungfern ins Dorf geschickt, wo sie jedes Haus betritt und um Segen angeht, ältere oder angesehene Personen nach dreimaligem Fußfall; anderen küßt sie die Hand, die Unverheirateten dagegen ins Gesicht. Während dieses Rundganges singen die Brautjungfern entsprechende Lieder. Der Bräutigam geht ebenfalls mit seinen Brautführern herum, um Gäste einzuladen.

Nach beendetem Rundgang im Dorfe kehrt der Bräutigam nach Hause zurück und schickt seine Brautführer zur Braut mit Hochzeitsgeschenken, bestehend aus einem etwa drei Meter langen Stück feiner Leinwand (rantúch), einem rothen Kopftuch und einem mit farbiger Seide, Sticowolle und Basilienkraut geschmückten Kolatschen. Dafür bringen sie dem Bräutigam ein von der Braut für denselben gesticktes Hemd und einen ähnlichen Kolatschen. Nach gegenseitiger Austheilung von Hochzeitsgeschenken, welche Ceremonie darówanie heißt und von gegenseitigem Segen und Gesang begleitet wird, wird die Braut in ihrem Hause und der Bräutigam in dem seinigen feierlich hinter dem Speisetisch auf den posád (auch posáh), d. i. auf einen mit nach auswärts gefehrtem Pelz überdeckten Sitz gesetzt, wobei verschiedene Lieder über das künftige Los, über die Liebe der Eltern und Verwandten und über den korowáj gesungen werden:

Man kennt Marielien,  
Die schöne Waise,  
Die ihr Heiratsgut sorglich hegt,  
Indeß ihr Kränzchen,  
Wohl ganz aus Weilchen,  
Mit dichten Stauden sich belegt.  
Ach, ihr Väterlein  
Weilt schon lange beim lieben Gott!  
Es brennt seine Seele wie ein Klämmchen roth,  
Und betet zum Himmel in ihrer Noth:

„O, laß mich hinab, o Herrgott mein,  
Mit der Wolke ins Dörfchen,  
Mit dem Regen zur Erde,  
Mit der Sonne zum Fenster,  
Damit ich sehe  
Mein Kind auf der Erde,  
Auch wer ihm das Hochzeitsfest machen werde.“ —  
Wenn's die Lente ihm veranstalten,  
Wird es leid thum dem Alten. (S.=St.)

Die sentimentale Stimmung wird nicht selten von humoristischen Episoden und Liedern unterbrochen.

In manchen Gegenden ist es Brauch, daß der Bräutigam mit seinem ganzen Gefolge sich selbst in das Haus seiner Braut begibt, um derselben die Hochzeitsgeschenke darzubringen. Diesen Zug eröffnet der Starosta, das Hochzeitsbäumchen über seinem Haupte haltend. Die angekommenen Gäste nehmen Platz am Tisch und die Braut verabreicht hier ihre Hochzeitsgeschenke dem Bräutigam. Dann werden Alle bewirthet und es wird bis spät in die Nacht getanzt.

Hier und da wird der posád bei der Braut und ebenso auch bei dem Bräutigam auf folgende Art gefeiert: Den Ehrenplatz am Tisch unter den Heiligenbildern (na pokúti) nehmen die Eltern und die Großeltern (wenn sie noch leben) ein, und jedes von ihnen hält je

zwei Laib Brod zur Segenertheilung. Die Braut kommt mit dem Brautführer herein und bittet die Eltern und Großeltern drei Mal fußfällig um den Segen, welche Ceremonie von Mädchen mit entsprechenden Gesängen begleitet wird. Hierauf führt der Brautführer die Braut drei Mal um den Tisch, setzt sie dann auf den Ehrensitz und nimmt selbst neben ihr Platz. Auf der anderen Seite setzen sich neben der Braut die Brautjungfern,



Griechisch-katholische Holzirche in Storodnyce nächst Czortkow.

weiterhin die übrigen Mädchen und beginnen Lieder zu singen. Vor der Braut steht auf dem Tisch das Hochzeitsbrod und ein Teller für Geldgeschenke, in welchen jeder, vom Vater angefangen, eine Geldmünze wirft. Dann folgt Bewirthung und Tanz. Auf dieselbe Art wird der posád auch bei dem Bräutigam gefeiert. Die Tanzunterhaltung beginnt in der Regel mit der sogenannten kolomyjka und schließt mit dem kozák. Der Tanz wird immer von Gesang begleitet, indem ein Tänzer zu singen anhebt und alle

übrigen den Gesang fortsetzen, dann ein anderer Tänzer beginnt u. s. f. Musikstündchen schließen die Feierlichkeiten am Samstag, welchem der Trauungstag folgt.

Sonntag früh bringen die Musikanten vor den Fenstern des Bräutigams ein Ständchen (na dobry-den = Guten Morgen), welches an die Melodie des Schwalbengezwitschers erinnert. Dann folgt ebenso ein Ständchen vor den Fenstern der Braut, worauf sie zum Bräutigam zurückkehren, welcher unterdessen sich zur Trauung (doszlubu) vorbereitet. Die Swachen schmücken jetzt für den Bräutigam das Hochzeitsbrod, indem sie in die Mitte desselben einen vielästigen Zweig stecken, welcher dann mit Sinngrün, Basilienkraut, Haferähren, Raute und dergleichen umwunden und an den oberen Spizen mit Äpfeln verziert wird. Hierauf setzt man den Bräutigam auf die Bank (na osłoni), der Starosta kämmt sein Haar und setzt ihm die mit einem Sinngrünkranze umwundene Pelzmütze auf. Dann bittet der Bräutigam seine Eltern knieend um ihren Segen. Hierauf schreitet der Starosta, den geschmückten korowáj in den Händen, dem Hochzeitszug voran, welcher sich unter Sang und Klang zur Braut begibt. An der Spitze des Zuges reitet ein hübscher Junggeselle mit der Hochzeitsfahne (das ist mit einem rothen an einer Stange befestigten Tuch) und heißt daher chorúzyj (Fähnrich). Unterwegs pflegt derselbe auch zu tanzen und besteigt sodann sein Pferd wieder.

Unterdessen werden auch im Hause der Braut Vorbereitungen zur Trauung getroffen. Nach dem ihr gebrachten Ständchen macht die Braut ihre Hochzeitsstoilette. Sie setzt sich auf die mit umgekehrtem Pelze bedeckte Bank oder auf den Backtrog, worauf ihr das Haar vom lebigen Bruder oder seinem Stellvertreter (in manchen Gegenden vom Vater selbst) gelöst wird. Dann kämmen die Brautjungfern das Haar und schließlich wird auf das Haupt der Braut zum letzten Mal der Sinngrünkranz gesetzt. Auch diese Ceremonie begleiten rührende Lieder:

Längs des Waldes ein weißer Weg führt,  
 Ein gegrab'ner Brunnen den Wald ziert;  
 Ein rother Schneeball steht neben dem Brunnen,  
 Dorthin fuhr Hänschen mit den Brautwerbem.  
 Ihm vertrat den Weg der Schneeball dorten,  
 Mit dem Säbel begann er den Schneeball zu schlagen,  
 Da begann der Schneeball schmerzlich zu klagen:  
 Nicht deinetwegen bin ich gepflanzt hier lange Jahre,  
 Doch deinetwegen liegt Mariechen geschmückt auf der Bahre! (S. = St.)

Sobald der Hochzeitszug mit dem Bräutigam vor dem Hause der Braut angekommen und mit Sang und Klang in die Wohnstube eingetreten ist, nehmen die Eltern den Ehrenplatz ein und ertheilen zuerst der Braut, dann dem Bräutigam, welche sich knieend verneigen, den Segen. Dann steckt die Braut dem Bräutigam ein länglich zusammengelegtes Tuch in

den Gürtel, so daß dasselbe tief an der Seite herabhängt. Die Bojaren beschenkt sie mit gestickten Handtüchern eigener Arbeit, welche von denselben ebenfalls an den Gürtel gesteckt werden. Die Mutter gibt der Braut zwei Laib Brod (der Bräutigam hat auch sein Brod mit sich als Opfergabe für die Kirche) und bespritzt das Brautpaar mit geweihtem Wasser, welches noch alle Anwesenden, auch kleine Kinder nicht ausgenommen, um Segen angeht. In manchen Gegenden wird das Brautpaar von der Mutter nach altem Brauch mit Hopfen überschüttet. Hierauf begibt sich der Hochzeitszug (wesilé oder pójizd) mit Gesang zur Trauung in die Kirche. Den Zug eröffnet der Fähnrich zu Pferde, dann folgt ebenso der Bräutigam mit dem Brautwerber und dem Starosten mit dem korowáj, in der Regel auf einem Wagen, welchem gewöhnlich ein vierspänniger Wagen mit der Braut in Gesellschaft von Druzken und Swachen folgt. Den Schluß bilden die Musikanten, welche auf dem Rückweg von der Trauung spielen. Bei den Huzulen pflegt der ganze Hochzeitszug, auch die Frauen und Mädchen nicht ausgenommen, sich zu Pferde in die Kirche zu begeben. In manchen Gegenden ist die Reihenfolge der Teilnehmer dieses Zuges eine andere.

Die Trauung wird gewöhnlich nach der heiligen Messe vorgenommen. Nach der Trauung kehrt der Hochzeitszug in derselben Ordnung unter Sang und Klang und zwar die Braut in ihr, der Bräutigam dagegen in sein Haus zurück; in vielen Gegenden begibt sich der ganze Zug in das Haus der Braut. An der Schwelle des Hauses wird das Brautpaar von den Eltern mit Brod und Salz begrüßt, gesegnet und beglückwünscht, wobei sich dasselbe ehrerbietigst verneigt. Dann macht das Glas mit Brantwein die Runde in der Gesellschaft, welche hierauf in die Wohnstube eintritt. Das Mittagessen beginnt, wobei das Brautpaar den Ehrenplatz einnimmt. In vielen Gegenden findet das Mittagessen für die Braut und ihr Gefolge in ihrem Hause, für den Bräutigam und sein Gefolge in seinem Hause statt. Erst Abends begibt sich der Bräutigam mit dem korowáj in Begleitung seines Gefolges mit Gesang zu seiner Braut, welcher zu Ehren die Mädchen inzwischen wehmüthige Lieder von dem Glück im elterlichen Hause, von der Wehmüth des Scheidens, aber auch von der Liebe zum Geliebten gesungen:

Dohlen fliegen in drei Reihen  
Und voran der Kukuf,  
Lieschen sich in Hainen nieder,  
Auf dem Schneeball der Kukuf.  
Dohlen jagen an zu krächzen,  
Kukuf an zu rufen.  
— Ach was rufst und klagst du heute,  
Du mein grauer Kukuf?  
Ärgert Dich dein Flug, dein nied'rer,  
Ober dein Ruf, dein früher? —

Dorten wandeln Brautjungfrauen,  
Alle in drei Reihen,  
Schön Mariechen voran schreitet,  
Setzt sich auf den Sessel,  
Auf die Bank die Mädchen.  
Alle singen an zu singen,  
Doch Marie zu weinen.  
— Ach was weinst und klagst du heute,  
Jugendlich Mariechen?  
Trauerst du um's blonde Böpschen,

Um der Jungfrau Schönheit? —  
 „Mädchen tanzen, Böpfe fliegen,  
 Nicht mehr bin ich ihnen,  
 Selbst wenn sie mich mild aufnehmen,

Au ihr Herz mich drücken,  
 Sagen sie mir nicht die Wahrheit:  
 Geh', laß Dich im Zimmer schauen —  
 „Ach, dort sitzen junge Frauen!“ (S. St.)

Sobald der Neuvermählte mit seinem Gefolge am Hausthore erscheint, wird dieses von einer Art Wache verteidigt, bis dieselbe dem Bräutigam gegen Bewirthung mit Branntwein Einlaß gewährt. Drinnen werden Lieder angestimmt, in denen der Vater und dann der Bruder aufgefordert werden, der Neuvermählten Schutz zu gewähren. Der Bruder macht sich wirklich mit einem Säbel aus Holz daran, seine Schwester zu verteidigen, allein der vom Bräutigam gespendete Branntwein und die verabreichten Geldgeschenke und dergleichen überwinden jeden Widerstand und nun zieht der Starosta mit dem korowáj ein. Die Neuvermählte sitzt auf dem Ehrenplatz, zu beiden Seiten derselben ihre Brüder, die als kriegerische Kosaken ihre Schwester verteidigt haben. Jetzt wird denselben von dem Neuvermählten das Lösegeld für ihre Schwester angeboten und dies veranlaßt die Brüder und die Mädchen, welche an der Seite der Neuvermählten saßen, dem Bräutigam den Platz neben der Braut einzuräumen. Dabei werden von den Schwachen und Drużken entsprechende Lieder gesungen:

Eile, Brüderchen, hole sie ein,  
 Entreiß sie ihnen das Schwesterlein! —  
 Es eilte das Brüderchen, bekam sie doch nicht!  
 Der Brautführer wegen erkannte er sie nicht!  
 Der Musik wegen hörte er sie nicht!  
 Er hörte ein Stimmchen, bekannt war sein Ton,  
 Doch leider am Hofe des Schwiegervaters schon.  
 Als sie trat auf des Schwiegervaters Schwelle,

Da jagte sie ihm „Guten Abend“ gar schnelle. —  
 „Guten Abend, lieb' Väterchen, ich Dir sage,  
 Nimm mich auch zu Dir für alle meine Tage,  
 Weil die Nacht mich erreichte,  
 Der Reif mein Kleidchen bleichte,  
 Der Tau mein Böpfschen besetzte,  
 Die Thräne mein Gesichtchen benezte!“ (S. St.)

Diese Ceremonie erinnert an die vom Chronisten Nestor erwähnten Hochzeitsgebräuche der Dereulanen, nämlich an die gewaltthame Entführung oder an den Kauf der Braut. Dies bestätigt auch der am Schluß der Hochzeitsfeierlichkeiten übliche Festzug der Eltern und Geschwister, welche das Brautpaar nach dessen Übersiedlung in das Haus des Bräutigams besuchen, wobei sie in einem Liede als Verkäufer begrüßt werden.

Nachdem sich der Vermählte den Platz bei seiner Braut erkauft hat, schreitet der Brautführer zur Theilung des Hochzeitsbrodes, um damit die ganze Familie der Braut und alle guten Bekannten und Nachbarn zu beschenken, was von dem Starosten unter Sang ausgeführt wird. Nach der Vertheilung des korowáj wird geschmaust und die Nacht über getanzt. Vor Tagesanbruch schickt sich das Gefolge des Bräutigams zur Rückkehr in sein Haus an und hat auch die Braut mitzunehmen. Diese hat sich unterdessen versteckt, so daß sie nicht leicht aufzufinden ist. Sobald sie aber gefunden ist, wird sie auf den Ehrenplatz am Tisch gesetzt, während sich neben ihr auf der einen Seite die Brautjungfern,

auf der andern die Schwachen setzen. Die Brautjungfern nehmen der Braut den jungfräulichen Kopfsputz (d. i. den Sinngrünkranz mit den Binden) ab, und singen dabei entsprechende Lieder, deren Thema, das Scheiden aus dem Jungfernstande, die junge Frau bis zu Thränen rührt. Die Mutter (in manchen Gegenden die Swacha) nähert sich dem Tisch mit der perémitka (auch námitka oder serpánok aus feiner Leinwand, hie und da aus Mull oder Tarlatan) und bedeckt, indem sie drei Mal das Kreuz macht, mit derselben den Kopf der jungen Frau. Bei den Gyzulen werden der Braut die Haarflechten vom Bräutigam abgeschnitten. Diese Ceremonie gibt reichen Stoff zu wehmüthigen, mitunter auch humoristischen Liedern, deren satirische Spitze vor Allem gegen das männliche Geschlecht gekehrt ist. Es wird hierauf alles zur Mitgift der jungen Frau Gehörige auf einen Wagen



Gyzulenhütte in Javornik am Schwarzen Gzeremosz.

geladen und das Brautpaar bereitet sich zur Abreise vor. Jetzt nehmen die Eltern der Braut den Ehrenplatz ein, um dem jungen Ehepaar ihren letzten Segen zu erteilen. Hierauf wird letzterem Branntwein credenzt und dann fährt dasselbe mit seinem ganzen Gefolge unter Sang und Klang ab.

Das junge Ehepaar wird von der Schwiegermutter, welche in einem mit dem Fell nach answärts gefehrten Pelz zum Zeichen des Reichthums und der Fruchtbarkeit erscheint, begrüßt, so wie sich dies nach der Trauung im Hause der Braut zugetragen hat. Nach dem Schmaus, welcher darauf folgt, muß die Schwiegertochter (nowistka) im Hause der Schwiegermutter (swekrúcha) verschiedene Arbeiten verrichten, um zu beweisen, daß sie eine gute Hausfrau sein werde. Darnach wird von dem Brautführer und der Swacha das junge Ehepaar in die Kammer geführt. Dort wird der jungen Frau von der Swacha die Haube angelegt und dann muß die Frau ihrem Manne die Stiefel ausziehen, in denen sie einige Silbermünzen als Geschenk für sich findet. Dieser alte Brauch wird schon bei

Nestor erwähnt, wo die Tochter des Plocker Fürsten, Rogneda, sich dagegen sträubt, dem Sohne einer Sklavin, Vladimir, die Schuhe auszuziehen, d. h. ihn zu heiraten. Die junge Frau wird dann noch mit der Peremitka umhüllt und in die Stube zurückgeführt, wo sie die Schwachen in entsprechenden Liedern als Frau (molodycia) begrüßen.

Montag früh begibt sich die junge Frau in Begleitung des Brautführers und zweier Schwachen in die Kirche zur Einsegnung (do wyvodu) durch den Pfarrer. Am Dienstag machen die Eltern der Braut dem jungen Ehepaar einen Besuch, indem sie in Begleitung des Starosten den Rest der Mitgift (prydane) in der Truhe mitbringen. Schmans und Sang schließen in der Regel die Hochzeitsfeierlichkeiten.

Ist eines vom Brautpaar Witwer oder Witwe, dann wird das Hochzeitsfest mit geringerem Aufwand gefeiert, zumal wenn beide dem Witwenstand angehören. Ist eines der Brautleute Witwe, dann übernehmen die nächsten Verwandten die Rolle der Eltern.

Auch die Bräuche, welche sich an den Todesfall knüpfen, sind interessant, obwohl schon manches von dem Althergebrachten im Verlöschen begriffen oder in Vergessenheit gerathen ist.

Den Tod (smert) personifizirt das ruthenische Volk als ein altes Weib von ungewöhnlicher Schnelligkeit, in weißem Gewande mit einer Sense, mit welcher sie dem Leben des Menschen ein Ende macht. Die Pest, Cholera und dergleichen epidemische Krankheiten personifizirt das ruthenische Volk als ein altes Weib mit Schaufel und Rehröhen. Das Volk glaubt, daß die Seele des Verstorbenen, gleich einem Vogel dem Körper entfliegen, auf ein an der Wand hängendes Bild sich setze und noch in der Nacht nach dem Begräbniß in die Wohnstube komme. Daher stellt man an das Fenster einen Becher voll Trinkwasser und einen Brobranst, damit die Seele, wenn sie das Haus verläßt, auf die weite Reise sich daran laben und sättigen. Dem Verstorbenen gibt man außer Weißwäsche selten eine andere Kleidung ins Grab, nur der Kopf wird immer dem Alter und Stande gemäß bedeckt. Den Männern gibt man eine Pelzmütze und den Hochzeitsgürtel (Junggesellen mit einem Sinngrünkranz geschmückt), den Frauen den üblichen Kopfpuz (peremitka), den Mädchen einen Sinngrünkranz. Mädchen kleidet man überhaupt in einen Hochzeitsanzug.

Besonders ergreifend ist das Begräbniß eines verlobten Mädchens, welches ganz wie zur Trauung gekleidet wird. Frauen und Mädchen legt man, obwohl selten, gelbleberne Stiefel an, Männern werden die Füße gewöhnlich in Leinwand eingewickelt, damit sie nicht barfüßig zum jüngsten Gericht erscheinen. In den Sarg (domowyna) wird den Frauen, Mädchen und Junggesellen ein Tischtuch zur rechten Hand gelegt; in ein Ende desselben werden in der Regel zwei Kreuzer eingebunden, den Männern dagegen in die Pelzmütze genäht, ein Brauch, der an den Obolos der alten Griechen erinnert.

Die Leiche wird auf der Bank am südlichen Fenster der Wohnstube aufgebahrt und erst vor Beginn des Leichenzuges in den Sarg gelegt, nachdem der Priester das übliche Leichengebet gesungen und die Leiche sowohl als auch den Sarg mit Weihwasser besprengt hat. Beim Hinaustragen der Leiche wird an der Schwelle des Hauses dreimal mit dem Sarge angestoßen zum Zeichen des letzten Abschiedes des Verstorbenen von seiner Familie. Dann wird die Thür des Hauses sofort geschlossen, um weitere Todesfälle in der Familie zu verhüten. Zu demselben Zwecke wird an den Platz, wo die Leiche aufgebahrt war, ein Beil gelegt. Ist der Friedhof in der Nähe, so wird die Leiche auf einer mit schwarzem Tuch bedeckten Tragbahre getragen, sonst aber auf einem mit Ochsen (selten mit Pferden, nie aber mit Stuten) bespannten Wagen, in manchen Gegenden auf Schlitten auch im Sommer geführt. Der Sarg wird mit einem Stück Leinwand, in manchen Gegenden mit einem gestickten Leintuch bedeckt, das hierauf in der Regel dem Kirchenfänger, der bei der Leiche den Pfalter gelesen, zu Gute kommt.

Bei dem Leichenzug eines Mädchens, besonders aber eines verlobten wird das bei Hochzeiten übliche Gefolge (Brautjungfern, Brautführer und dergleichen) gewählt, welche mit der Vertheilung jener Geschenke betraut werden, die beim Hochzeitzuge vertheilt werden sollten. Das von der Verstorbenen gestickte Leintuch wird an das dem Leichenzuge vorangetragene Kreuz gebunden. Den Starosten und Schwachen werden ebenfalls Leintücher über die Schulter geschlagen, die Brautjungfern schmücken ihre Köpfe mit schwarzen Binden und schreiten mit brennenden Kerzen einher. Unterwegs hält der Zug mehrmals an und der Pfarrer liest dann das Evangelium.

Dem Leichenzuge folgen außer Verwandten und Nachbarn noch Klageweiber, welche dem Schmerz über den Verlust des Verstorbenen in lauter Weise Ausdruck geben. Der Sarg wird mittelst einer auseinander gewickelten Leinwandrolle ins Grab herabgelassen. Nach der üblichen sogenannten Versiegelung des Grabes durch den Priester, wirft jeder von den Anwesenden drei Mal eine Handvoll Erde in das Grab mit den Worten: „Federleicht sei dir diese Erde!“ Die Verwandten werfen außerdem ein wenig davon in den Hemdenbanisch, damit sie nicht lange trauern. Auf das Grab setzt man in der Regel ein hölzernes Kreuz mit einer Inschrift. Nach dem Begräbniß versammeln sich die Verwandten und Nachbarn zum Todtenschmaus (stýpa), welcher noch vielfach an die alten Todtenfeier (trýzna) erinnert. Zu demselben wird gewöhnlich auch der Pfarrer mit dem Kirchenfänger und den Kirchendienern geladen. Unter anderen Speisen wird gekochter, mit Honig und Mohn zubereiteter Weizen verabreicht, von welchem jeder vor dem Schmaus drei Löffel für das Seelenheil des Verstorbenen ißt. Für die Bettler wird ein besonderer Schmaus im Hofraum veranstaltet. Am dritten Tage nach der Bestattung wird ein Todtenamt (daher tretýna genannt) gefeiert, die daran Theilnehmenden stehen mit Kerzen in der Hand;

zu dem darauf folgenden Gastmal werden nur die Verwandten und die nächsten Nachbarn geladen. Dasselbe geschieht am neunten (dewiätyny), am vierzigsten Tage (sorokówyny) und am Jahrestage (rokówyny).

Selbstmörder werden auf Kreuzwegen oder im Graben an einem Friedhof bestattet. Nach dem Volksglauben irren sie als Todesgespenster (opýr) so lange Nachts herum, bis man einen Eschenpfahl in das Grab gestoßen und auf diese Art die Leiche festgenagelt hat. Die Seelen ungetauft verstorbener Kinder (poterezáta) fliegen Abends in der Nähe des Bestattungsortes in der Luft herum und bitten die Vorübergehenden um Taufe. Deswegen werden dieselben an Orten bestattet, wo viele Menschen herumgehen. Wenn der Vorbeigehende ihre Stimme hört und in diesem Augenblick ihnen etwas nachwirft und dabei einen Namen ausspricht, sind sie schon getauft. Nach sieben Jahren werden sie in Erd- oder Waldgeister (mawký semylytky oder rusalky) verwandelt.

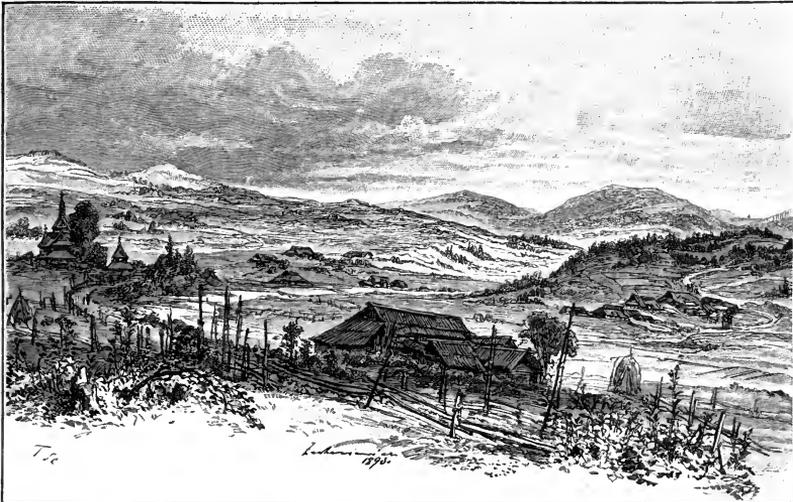
Die bei den Jahresfesten üblichen Sitten und Bräuche haben zwar durch den Einfluß des Christenthums wesentliche Änderungen erfahren, doch ihr archaisches Gepräge nicht ganz eingebüßt. Der ruthenische Festkalender hat eine Menge von Bräuchen und Ceremoniellen aufzuweisen, die auf bestimmte Tage des Jahres fallen und die Forschung hat unwiderleglich nachgewiesen, daß die meisten dieser Bräuche solaren Ursprungs und deutliche Überreste heidnischer Anschauungen sind.

Zum Schluß des alten und zu Anfang des neuen Jahres fallen die Weihnachtsfeste (Rizdwo, rizdwiáni swiata, kólady), welche einen Festcyklus vom 24. December (alten Styls) bis inclusive 6. Januar bilden und die eigentlichen Weihnachten, das Neujahr und das Fest der Erscheinung (Taufe Christi) umfassen. Die hauptsächlichsten Bräuche beziehen sich auf die Vorabende (heiliger Abend swiatyj wécer) dieser Feste und erinnern an die zur Zeit der Wintersonnenwende fallende Feier des Aufgehens, des Geburtstages der neuen unbeflegten Sonne, welche dann im christlichen Kalender durch die Feier des Jahrestages der Geburt Christi ersetzt wurde.

Der Vorabend der Weihnachten heißt „pérszyj swiatyj wécer“ (der erste heilige Abend) oder boháta kutjá, weil unter den zahlreichen Gerichten das Weihnachtsgericht aus gekochtem, mit geriebenem Mohn und Honig eingemachtem Weizen (kutjá) die Hauptrolle spielt. An diesem Tage wird strenge gefastet. Nach Sonnenuntergang bringt der Hauswirth in die Wohnstube Streu, womit der Fußboden bestreut wird, ein Bündel Heu und eine Garbe Weizen oder Korn und stellt dieselbe mit den Ähren nach oben gewendet auf die Bank in die Ecke der mit Heiligenbildern geschmückten Wand (na pokútji), während das Heu mit einigen Zehen Knoblauch zum Schutze gegen Krankheiten unter das Tisch Tuch gebreitet wird. Streu (didúch) und Weizengarbe (did genannt) erinnern an den von den heidnischen Ruthenen ehemals angebeteten Donnergott (Pérun), der in den betreffenden

Liedern mit der Bezeichnung der Alte (Altvater did) vorkommt und ein Analogon an Dommar-Thorr, welchen man ebenfalls den Altvater nannte, findet.

Den did in die Wohnstube hereinbringend, wünscht der Hauswirth allen ein gesegnetes Jahr. An einigen Orten wird auf den Tisch das Pflugsterz gelegt, damit Maultwürfe und Feldmäuse den Feldern keinen Schaden anrichten. Nun schreiten alle Einwohner des Hauses zum Abendfestessen, welches der Hauswirth mit dem Einschenken von Branntwein einleitet. An vielen Orten beginnt man nach christlicher Art mit dem Brechen und Genießen des geweihten Weizenbröckchens (próskurka).



Engulendorf der Gemeinde Hryniawa „Na Zelenim“ am Schwarzen Czerevoš.

Das Festessen, welches aus mit Graupen gefüllten Sauerkrautblättern, Wehstaschen, Erbsen mit Kraut, gedörrtem Fisch und Obst und dergleichen Gerichten besteht, schließt unbedingt mit der kutjá. Sobald dieses Weizengericht an die Reihe kommt, nimmt der Hauswirth einen Löffel voll und wirft ihn gegen den Dachboden. Aus der Anzahl der anhaftenden Weizenkörner prophezeit er über die Resultate der Bienenzucht im neuen Jahre. Der Topf mit der kutjá und den in dieselbe gesteckten Löffeln wird neben der Garbe über Nacht hingestellt in der Meinung, daß die Seelen der verstorbenen Angehörigen davon in der Nacht etwas verzehren.

Am heiligen Abend sucht man durch abergläubische Bräuche die Zukunft zu erforschen oder Glück herbeizuführen. Die Mädchen gehen vor die Thüre, um zu lauschen, von welcher

Seite sie einen Hund bellen hören, da von dieser Seite der Bräutigam kommen wird. Man belauscht auch gerne das Stallvieh, welches an diesem Abend die Fähigkeit haben soll, mit menschlicher Stimme zu reden. Der did oder didúch bleibt in der Wohnstube bis zum Neujahr, die Garbe dagegen bis zur Taufe Christi. Das Heu vom Weihnachtstisch gibt man dem Stallvieh oder macht daraus Nester für das Hausgeflügel, das Weihnachtstroh bindet man um die Obstbäume, wodurch die Fruchtbarkeit gefördert wird. Nach Tisch tragen die Kinder Weihnachtsgeschenke (koladá), welche aus verschiedenem Weihnachtsg Gebäck und Weihnachtsgerichten bestehen, zum Pfarrer, zu den Taufpathen und zur Wehmutter, und werden dafür belohnt.

Vom 25. Dezember alten Stils angefangen gehen Kinder sowohl, als auch Ältere gruppenweise im Dorfe herum und singen Weihnachtslieder (koladújut) vor den Fenstern des Pfarrers und anderer Dorfbewohner. Es werden in der Regel insbesondere dem Pfarrer Weihnachtslieder (koladá Plural kólady) christlichen Inhaltes vorgesungen. Allein viele davon enthalten einen tiefen mythischen Sinn, obwohl die Namen der heidnischen Gottheiten zumeist durch die Namen Christi, der Mutter Gottes, des heiligen Petrus u. A. substituiert wurden. Manche Weihnachtslieder hinwieder tragen das Kolorit der Jürstenperiode der ruthenischen Geschichte und die mythische Unterlage ist hier durch eine historische ersetzt.

Wir wollen des Beispiels wegen ein durchaus heidnisches kosmogonisches Weihnachtslied anführen, welches in wortgetreuer Übersetzung lautet:

Als noch die Welt nicht da gewesen,  
Fehlte der Himmel, fehlte die Erde;  
Das Meer, das blaue, war nur vorhanden,  
Mitten im Meere die grüne Esche.  
Drei Tauben saßen auf dieser Esche,  
Die Weltenschöpfung wurde beraten:  
„Geh'n wir behende zum Meeresgrunde,

Den Sand, den feinen, wollen wir holen,  
Zur schwarzen Erde wird Sand, der feine.  
Goldene Steine hierauf wir holen,  
Die goldenen Steine wollen wir säen.  
Zum hellen Himmel werden die Steine,  
Zur lichten Sonne, zum Mond dem weißen,  
Zur Morgenröthe, unzähl'gen Sternen.“ (Sz.)

Die Dorfburschen pflegen die Weihnachtslieder vorzusingen, indem sie dabei mit der „Ziege“ herumgehen. Gewöhnlich sind es zwei Burschen, von denen der eine als Ziege, der andere als Greis verkleidet ist. Dabei treiben sie verschiedene Spässe und bitten zuletzt um eine Entlohnung. Von dieser Ziege heißt es in den Weihnachtsliedern, daß dieselbe „goldene Hufe hat und wohin sie nur tritt, dort gedeiht Korn, wohin sie nicht hingehet, dort lagert sich das Getreide“. Die Ziege sagt, daß „sie die Jäger nicht fürchtet, nur den Greis mit dem Graubart“. Der Greis (did) ist der Winter- oder Frostgott, der Feind der Sonne und aller Lichtgewalten. In manchen Orten, besonders in Städten gehen die Weihnachtsjäger (koladnyky) mit einem mond- oder sternförmigen Transparent (zwidká) herum.

Vor dem Fenster angekommen, bitten sie den Hauswirth um die Erlaubniß, Weihnachtslieder vorzutragen und nach beendigtem Liede wünscht der Führer der Weihnachtsjänger ein geeignetes Jahr dem Hauswirth, seiner Familie und seiner ganzen Wirthschaft. Dafür werden die Sänger bewirthet und beschenkt. Das bei dieser Gelegenheit gesammelte Geld wird für Kirchenzwecke gespendet.

Am Vorabende des Neujahrs (*szczédryj wécer*), das ist am Melanietage (na *Malánky*) wird ebenfalls, wie am Weihnachtsabend ein Abendessen, wobei besonders die *kuťjá*, Mehltaschen und mit Hanföhl, Zwiebel und dergleichen Füllsel, gebackenes Brod (*knysz*) nicht fehlen dürfen, aufgetischt, und dann geht die Dorfjugend gruppenweise von Haus zu Haus und singt vor den Fenstern den Koladaliern ähnliche religiöse Lieder (*szczedriwky*), welche noch manche Erinnerungen an die Gottheiten des Lichtes und der Wärme und Glückwünsche für den Hauswirth und seine Angehörigen enthalten. Es werden auch verschiedene Deutungen und Erforschungen der Zukunft an diesem Abend angestellt.

Am Neujahrstage selbst gehen insbesondere Knaben von Haus zu Haus. Nachdem sie die Schwelle überschritten, beschütten sie den Boden mit Getreide und sprechen dabei den Spruch: „Weizen, Korn und jegliches Getreide sei gesäet und gedeihe wohl und hinter dem Ofen gedeihe ein Häuflein von Kindern!“ Nach dem Gottesdienst führen die Burtschen ein mit Bändern, Ähren, Sinngrün und dergleichen geschmücktes Pferd oder einen Ochsen in die Wohnstube, um den Hauswirth zum Neujahr zu beglückwünschen. Am Neujahrstage wird die Weihnachtsstreu (*didúch*) aus der Wohnstube weggeschafft.

Den Schluß dieses Weihnachtszyklus bildet der Vorabend der Taufe Christi (*holódna kuťjá*). Es wird bis zur Wasserweihe, welche in der Kirche stattfindet, strenge gefastet. Mit dem aus der Kirche geholten Weihwasser bespritzt der Wirth seine ganze Behausung sammt den Wirthschaftsgebäuden und dem Vieh. Nach eingetretener Abenddämmerung werden in der Regel ähnliche Gerichte wie am Weihnachtsabend vorgefetzt. Nach dem Abendessen gehen Knaben von Haus zu Haus und singen die *szczedriwky* vor. Am nächsten Tage findet die Wasserweihe auf dem Teiche oder auf dem Flusse statt (*wodochrészeze*, *Jordán*). Das Weihwasser wird getrunken und auch das ganze Jahr aufbewahrt als Schutz gegen Krankheiten und überhaupt wegen seiner wunderthätigen Wirkung. Bei der Wasserweihe kommen dreiarmige Kerzen (*trijci*) vor, auch *hromnyci*, welsch' letztere Bezeichnung an die Gottheit *Bérun* (*Donner*, *hrim*) erinnert. Vom Weihnachtsabend bis zur Taufe Christi enthält man sich jeder größeren Arbeit, besonders an Abenden (*swiati wécery* heilige Abende).

Bei weitem feistlicher werden bei den Ruthenen die nach einer höchst strengen Fastenzeit folgenden Ostern (*welyk-deń*) gefeiert. In der Charwoche sind die Hausfrauen mit der Anfertigung der Osterbrode (*páska*) beschäftigt, welche so wie die Hochzeitsbrode große mit verschiedenen Gewürzen zubereitete Weißbrode sind. Außerdem dürfen Würste, Speck,

bei Wohlhabenderen auch Schinken und gebratenes Ferkel mit einer Krenwurzeln in den Zähnen nicht fehlen. Alle diese Eßwaren, unter die noch hartgefottene Eier, Salz, Käse und Butter gesteckt werden, trägt der Hauswirth im Bocktrog oder in einer groben Bettdecke am Ostermontag Morgens in die Kirche. Die Dorfbewohner stellen sich mit diesen Osteresswaren auf dem Kirchhof in zwei Reihen auf, zwischen denen der Durchgang für die Procession frei bleibt. Nach dem Gottesdienst werden die Osterbrode unter Sang, Glockenklang und Schießen vom Pfarrer, der mit einer Procession einherschreitet, geweiht.

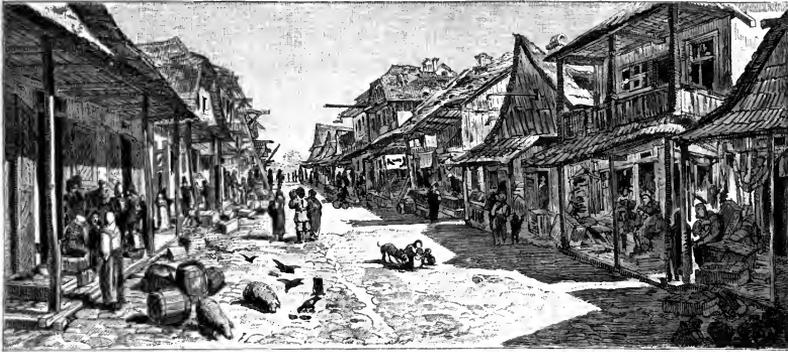
Unabhängig von diesen geweihten Osterbroden (świaczone) sind die Ostereier als Ostergeschenke im Gebrauch. Die Hausfrauen tauchen die Ostereier in die aus Sandel-, Brasilienholz, Anilin und dergleichen Farbstoffen erzeugte Farbe, nachdem dieselben vorher in einer Alaunlösung befeuchtet wurden. Außer diesen einfach gefärbten Ostereiern — kraszanky genannt — werden auch kunstvoll ornamentirte Ostereier — pysanky genannt — ausgeführt, welche sich durch reichhaltige Muster wie byzantinische Kreuze, Sterne, alterthümliche Streitkräfte, zumeist aber geometrische Ornamente auszeichnen. Jedes Muster hat so wie bei Stickmustern seine specielle Benennung. Manche pysanky weisen Zeichnungen mauritanischen Stils auf, welcher wahrscheinlich von der Bukowina und der Moldau aus importirt wurde.

An die Ostereier knüpft sich eine von den Huzulen überlieferte Legende. Während Christus am Ölberg betete, war die Mutter Gottes in einer armen Vorstadthütte in Jerusalem mit dem Färben der Ostereier beschäftigt, um dieselben dem Pilatus sammt einem Huhn als Geschenk darzubringen und die Freisprechung Christi zu erwirken. Als sie aber erfuhr, daß Christus bereits gekreuzigt wurde, brach sie in Ohnmacht zusammen und nun rollten die Ostereier in die Welt auseinander.

Nach der Einsegnung der Osterbrode eilt Alles nach Hause, Allen voran der Hauswirth mit dem Geweihten, welches er, nachdem er es drei Mal um die Hütte getragen, auf den Tisch stellt. Zuerst vertheilt er ein Osterei unter Glückwünschen an alle Inwohner des Hauses. Dann wird auch das Osterbrod in Stücke geschnitten und nach dem Alter an alle Angehörigen vertheilt. Hierauf werden auch andere Ostergerichte verabreicht. Die Dorfjünggesellen eilen, nachdem sie sich sattgegessen, zum Kirchturm und läuten die Glocken. Wer der erste läutet, der wird in diesem Jahre zuerst heiraten.

Nachmittags werden auf dem Kirchhof oder auf dem Plage vor der Kirche die Osterspiele (hahilky oder hajiwky) mit Gesang aufgeführt, welche ohne Zweifel als Überreste der heidnischen Frühlingsfeier anzusehen sind. Es sind dabei verschiedene Figuren üblich. So fassen 20 bis 30 Dorfknaben einander bei der Hand und bilden auf diese Art eine lange Reihe, welche unter Sang serpentinarartige Windungen ausführt. Es wird auch z. B. ein Mädchen in der Mitte gelassen, während die übrigen, einander die Hände reichend,

einen Kreis um sie bilden und so herumgehend singen. Es bilden sich auch Doppelschöre, welche als zwei feindliche Lager sich gegenüberstehen und eine Art Dialog aufführen. In den Osterliedern wird auch der alten heidnischen Gottheiten *did* (Altwater) und *kádo* (Göttin der Schönheit) Erwähnung gethan. Alle diese Reigen führen die mit Kunstblumen, Bändern und allerlei Flitterwerk geschmückten Mädchen für sich auf, während die Junggesellen, in der Nähe sich aufhaltend, mit einem humoristischen Intermezzo eingreifen oder den Mädchenreigen durchbrechen. Die Osterlieder beziehen sich zumeist auf den Frühlingscultus und man nennt sie daher auch Frühlingslieder (*wesnianky*). Manche Frühlingslieder und Spiele haben aber eine historische Grundlage und enthalten Erinnerungen an die Fürstenperiode der ruthenischen Geschichte. Die eigentlichen Frühlingslieder, welche bei den Frühlingsspielen von Mädchen vorgetragen werden, behandeln erotische Themen in



Die *Ulycia Stepanowa* (Gewölbestraße) zu *Sportów* in *Podolien*.

humoristischer oder auch wehmüthiger Weise. Dabei werden auch eigenthümliche Tänze: Krummtanz (*krywýj táneć*), *Haje* (*zájezyk*), *Mohn* (*mak*) und dergleichen aufgeführt. Die Dorfburschen veranstalten Spiele ohne Gesang, welche zumeist den Charakter von Turnspielen haben und das Erproben der Stärke, Behendigkeit und Geschicklichkeit der Dorfjugend oder auch die Belustigung der Älteren bezwecken. Originell ist der sogenannte lebendige Thurm (*wéza*) in der Form einer Pyramide, auch unter dem Namen „*Kirchlein*“ (*cerkowcia*) in *Tyszlowee*, Bezirk *Horodenka*, geübt.

Am Ostermontag (*obływanyj ponédilok*) pflegen die Dorfburschen die Mädchen mit Wasser zu begießen, ja es kommt nicht selten vor, daß Mädchen zum Teich geschleppt und eingetaucht werden. Von dieser unangenehmen Überraschung kaufen sich die Mädchen los, indem sie den Junggesellen *Ostereier* als Geschenke anbieten. Der Nachmittag des Ostermontags ist an vielen Orten den Todten gewidmet; an anderen Orten ist dies am nächsten

Sonntag nach Ostern (prówoody) der Fall. Auf die Gräber werden von den Angehörigen kleine Osterbrode (perépiczky) mit eingesteckten Kerzen, außerdem auch Ostereier oder Würst gelegt und der Pfarrer geht von einem Grabhügel zum anderen und liest das Evangelium vor. Die dargebrachten Osterbrode sammt Zugehör fallen dem Pfarrer, zum Theile auch dem Kirchenfänger anheim.

Auf die vierte Woche nach Ostern fällt der sogenannte Rachmánskij welyk-deń, welcher an manchen Orten als Festtag gilt. Am Charfreitag oder Charjamstag wirft man nämlich die Schalen der zu Osterbroden verbrauchten Eier in den Fluß, in der Meinung, daß dieselben nach vier Wochen, in volle Eier umgewandelt, in jenes unbekante Land gelangen, wo die zwölf Nachmannen dieselben unter sich vertheilen und die Ostern feiern. Manche Forscher haben diese Erinnerung mit den Bramanen in Zusammenhang gebracht.

Am Vorabend des 24. Juni alten Stils feiert das ruthenische Volk das die meisten heidnischen Elemente aufweisende Fest kúpalo oder kúpajlo. Da dies mit dem am nächsten Tag folgenden St. Johannisfest zusammenfällt, so heißt im Volksmunde das Fest Iwána-kúpala (Johann Kupalo). Sobald die Dämmerung eintritt, kommen in der Nähe des Flusses oder Teiches Mädchen und Junggejellen zusammen und machen aus Stroh, Brennessel, am häufigsten aber aus Feldahorn (acer campestre) eine Puppe, maréna genannt, und schmücken dieselbe mit einem Kranz mit Bändern und verschiedenem Glitter. Eine zweite Strohpuppe, kúpalo, stellen sie neben der maréna auf; vor beiden Puppen wird ein Tisch mit Branntwein und Speisen aufgestellt und vor diesem ein Feuerherd angelegt. Hierauf reichen Mädchen und Junggejellen einander die Hände, singen Lieder und springen über den Feuerherd. Auch lassen Mädchen die jungfräulichen Kränze, an denen sie brennende Kerzen befestigt haben, mit dem Fluß oder Dorfbach hinabfließen und knüpfen daran Heiratsprophezeiungen. Schließlich werden beide Puppen auseinander gerissen und ins Feuer oder ins Wasser geworfen. Maréna ist das Emblem der Sommerregenwolken, während kúpalo an die Göttin der Sonne erinnert, welche zur Zeit der Sommerjonnenvende in ihrer vollsten Macht erscheint und der Erde ihre befruchtende Kraft verleiht. Daher spielen bei diesen Bräuchen die Hauptrolle zwei Elemente: Feuer und Wasser.

Nach dem Volksglauben blüht in dieser Nacht das Farnkraut. Wer diese feuerrothe Blüthe findet und pflückt, was mit großen Hindernissen und Gefahren verbunden ist, dem wird die Zauberkraft zutheil, verborgene unterirdische Schätze aufzufinden und zu heben. Die kúpalo-Feier ist zugleich das Fest der Nymphen (rusalky), welche dem Wasser entsteigen und ihre Spiele auf dem festen Boden treiben.

Die kúpalo-Lieder enthalten außer den Erinnerungen an heidnische Gottheiten und Bräuche ähnliche Themen wie die Frühlingslieder, nämlich Anspielungen auf die Verliebten

in schmeichelhafter und wohlwollender, manchmal aber auch in scherzhafter und scharf ironischer Weise. Besonders gegen Junggesellen werden schneidige Witze gerichtet. Manche ukrainische Lieder enthalten deutliche Erinnerungen an den lydischen Astarteekultus.

Durch den Einfluß der Geistlichkeit wurde vieles Althergebrachte von diesen kupalobräuchen abgestreift und an vielen Orten beschränkt man sich am St. Johannistage darauf, daß die Strohdächer der Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude mit Fehdahorn und Klette geschmückt werden und daß die Mädchen aus Sinngrün, Basilienkraut, Minze und dergleichen gewundene Kränze in die Kirche zum Einweihen bringen, worin sie Mittel gegen Krankheiten und gegen Zauber des bösen Geistes erblicken.

Zu den Jahresfesten zählt auch die Erntefeier (obžynky), welche zum Schluß der Ernte mit Schmaus, Sang und Tanz veranstaltet wird, woran sich verschiedene Bräuche knüpfen. Das Erntefest wird vom Gutsbesitzer, Pfarrer und überhaupt von jedem größeren Grundwirth veranstaltet. Die zur Beendigung der Ernte versammelten Schnitter arbeiten an diesem Tage nicht für Lohn, sondern werden auf dem Felde mit Brod und Brauntwein bewirthet (toloká), der eigentliche Empfang findet Abends nach beendeter Arbeit auf dem Hof des Grundwirthes statt. Den Hauptgegenstand des Ceremoniells bildet der mit rothen Bändern geschmückte Ehrenkranz. Derselbe wird einem durch Arbeitsamkeit und Unbescholtenheit hervorragenden Mädchen, welches kniahýnia genannt wird, aufs Haupt gelegt, welche in Begleitung von zwei Brautjungfern (družky) dem Erntefestzug vorausschreitet, den die Schnitter mit Sicheln und Sensen bilden. Unterwegs, sowie auch bei der Ankunft am Hof werden Erntefestlieder angestimmt, in denen Wirth und Wirthin wegen ihrer Fürsorge und Umsicht, sowie wegen ihrer Gastfreundschaft gepriesen und ersucht werden, den Schnittern ein Festmahl zu bereiten. Vor dem Wohnhause werden die Schnitter vom Wirth empfangen, dem die Braut (kniahýnia), sich verbiegend, im Namen des ganzen Erntefestzuges Glückwünsche darbringt. Der Grundwirth nimmt den Ehrenkranz vom Kopfe der Braut in Empfang, beschenkt dieselbe und ladet alle Schnitter zum Schmause ein. Nach dem Schmause folgt eine Tanzunterhaltung mit Musik.

Die üblichen Tänze bei dem ruthenischen Volke sind der „kozák“ und die „kolomyjka“. Der „kozák“ ist ein fröhlicher Tanz, welcher sich durch äußerst behende, ja geradezu stürmische Bewegungen auszeichnet, als gelte es, auf den Feind loszuschlagen. Der Tänzer singt dabei ein Lied meist humoristischen oder überhaupt heiteren Inhaltes vor, sowie auch die Weise des Liedes sich immer in Dur bewegt. Die Melodien der kolomyjka bewegen sich dagegen in der Regel in Moll und die hin und wieder wechselnden Takte in Dur steigern noch mehr den melancholischen Auftrieb und wecken schwärmerisches Sinnen.

Sobald die Feldarbeiten zu Ende geführt sind und der Spätherbst heranrückt, kommt die Zeit der Abendunterhaltungen (weczernýci) und Zusammenkünfte, welche in der

Faſtenzeit vor Weihnachten (pyłypiwka) ſtattfinden. Der Spinnrocken iſt ſoſagen die Eintrittskarte zu dieſen Verſammlungen, an welchen Frauen und Mädchen theilnehmen, und das Spinnen bildet die Hauptbeſchäftigung. Allein es kommen auch Männer und inſondere Zunggeſellen herein. Es werden nun Märchen und Sagen vorgetragen, Lieder geſungen, Räthſel gelöſt und verſchiedene heitere Geſchichten erzählt. Die Zuſammenkünfte werden gewöhnlich bei einer Witwe oder bei einer guten Nachbarin veranſtaltet und die Theilnehmer haben ſelbſt für Beleuchtung und Bewirthung zu ſorgen.

In die Zeit dieſer Abendunterhaltungen fällt der Tag des heiligen Andreas, des Mädchenpatrons. Am Vorabende verſammeln ſich die Mädchen allein, um ihre Zukunft zu erforſchen. Zu dieſem Zwecke bringen ſie etwas Mehl, backen daraus kleine Bröckchen (balabuszky), ſtellen dieſelben hierauf in Reihen auf einen Tiſch in der Mitte der Wohnſtube auf und laſſen dann einen Hund herein. Weſſen Bröckchen derſelbe zuerſt packt, die wird früher heiraten als die anderen. Man pflegt auch geſchmolzenes Wachs aufs Waſſer zu gießen und aus der Geſtalt der daraus gebildeten Figuren verſchiedene Zukunftſchlüſſe zu ziehen. Nachdem ſie noch verſchiedene Weiſſagungen angeſtellt haben, gehen ſie ſpät Abends auseinander und binden von Zaun zu Zaun, von Geländer zu Geländer Schnüre an, lauern dann in einem Verſteck; wenn Jemand darüber fällt oder ſich darin verwickelt, ſo werden daraus ebenfalls verſchiedene Schlüſſe gezogen.

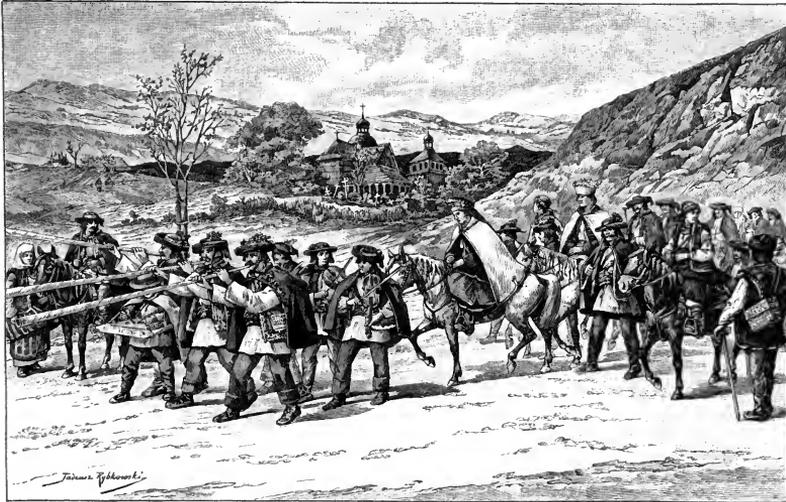
Der St. Andreasabend bildet den Schluß der frühlichen Abendverſammlungen der Dorfjugend im Herbſte, und zum Danke für die Gaſtfreundschaft der Fran, in deren Hauſe dieſelben ſtattgefunden, veranſtalten die Beſucher einen Schmaus (komásznia).

Volkslieder. — Die Ruthenen ſind neben den Serben ohne Zweifel das geſangreichſte ſlavische Volk. Sein Gemüth, ſein Leben und Weben, ſeine ganze geiſtige Schöpfungskraft hat der Ruthene im Liede lebendig und wahr zum Ausdruck gebracht. Das Innerſte der Seele des rutheniſchen Volkes offenbart ſich in rührenden Liedern und Gefängen, in anziehenden Sagen, Überlieferungen und Erzählungen, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht fortleben. Wenn Goethe ſagt, daß die Bildsäulen verſteinerne Töne ſind, ſo kann man mit Recht ſagen, daß das ſchöpferiſche Talent des rutheniſchen Volkes im Liede und dem daſſelbe begleitenden Geſang zerfloſſen iſt. Nur auf dieſe Art läßt ſich die unerſchöpfliche Reichhaltigkeit der ſo herrlichen Früchte, welche die rutheniſche Volkspoefie gezeitigt hat, erklären.

Haus und Hof, Wald und Fluß, Berg und Thal ertönt von Liedern in den Landen des rutheniſchen Volkes. An der Wiege und am Sarg, in Freud und Leid, bei allen Volkſitten und Bräuchen, im Krieg und Frieden ergießt ſich das Gefühl des Ruthenen je nach den Verhältniſſen und Seelenſtimmungen in Liedern und Gefängen. Es hat ſich auf dieſe Art eine ſehr reichhaltige Volkspoefie im Volksmunde ohne Feder und Papier herausgebildet, eine Poefie dem Namen nach unbekannter Dichter, deren Schöpfungen durch Überlieferung

sich erhalten und erst in neuester Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Es ist also κατ' ἔξοχην eine Volksliteratur, deren Schöpfer das Volk selbst ist. Diese Volksliteratur hat sich mit der Nation selbst herangebildet und entwickelt und reicht mit ihren Anfängen zum großen Theile in die vorhistorische Zeit.

In altruthenischen Denkmälern und Chroniken finden wir Andeutungen über Volkslieder. So findet man z. B. in dem „Testament“ des Fürsten Wladimir Monomach (aus dem XII. Jahrhundert) Hochzeitslieder erwähnt, und in der Wotyn'schen Chronik ist die Rede von Liedern, welche zu Ehren der Fürsten Daniel und Wasilko aus Anlaß ihres



Hochzeitzug der Huzulen.

siegreichen Feldzuges gegen die Tatwägen gesungen wurden. Auch der polnische Geograph Sarnicki berichtet unter dem Jahre 1506, daß die Ruthenen während der Feldzüge zu Ehren berühmter Helden Lieder componirten, welche Dumy (dúmy) genannt wurden.

Allin bis zum Anfange dieses Jahrhunderts hat Niemand ein ruthenisches Volkslied aufgezeichnet, weil die altruthenischen Schriftsteller, fast ausschließlich Geistliche, die Schöpfungen der dem Volksmunde entstammenden Literatur als gotteslästernde, „teufliche Lieder“ bezeichnet und die Volks sitten und Bräuche, natürlicherweise vom christlichen Standpunkte, sehr strenge verurtheilt hatten. Spätere Schriftsteller haben den nur durch den Volksmund überlieferten Volksliedern zu wenig Werth beigelegt. Zu Folge dessen ist Vieles davon in Vergessenheit gerathen, Manches dagegen in ziemlich entstellter Form zu

Papier gebracht worden. Immerhin aber bilden auch diese Überreste der ruthenischen Volkspoesie und Volksfage einen reichen und werthvollen Schatz, welcher uns ein klares Bild der Vergangenheit, des Lebens und Denkens des ruthenischen Volkes darbietet und als Zeugniß des bedeutenden Culturgrades, welchen dieses Volk erreicht hat, dienen kann. Ergreifende Wehmuth, tiefe, echt menschliche Gefühle, mit großem Takt und Züchtigkeit zum Ausdruck gebracht, Zartheit mit männlicher Kraft gepaart, kennzeichnen die lyrischen Dichtungen, während die Dumen außer ihrem poetischen Werthe von großer Wichtigkeit für die Geschichte des ruthenischen Volkes sind.

Erst zu Anfang des laufenden Jahrhunderts haben Forscher und Gelehrte ihr Augenmerk der ruthenischen Volksliteratur geschenkt und fingen an Volkslieder, Sagen, Überlieferungen und dergleichen unter dem Volke zu sammeln. In dieser Beziehung haben sich vor allem der ehemalige Universitätsprofessor Jakob Holowackij mit seinen Genossen Szaszkiwicz und Bagikewicz verdient gemacht; ferner Michael Magymowicz, Kulisz, Kostomarow, Methjaskij, Czubiński, welsch' letzterer ein reichhaltiges Material in sieben umfassenden Bänden herausgab. Vorzüglich commentirte Ausgaben der historischen Volksdichtungen haben Professor Wladimir Antonowicz und Drahomanow geliefert. Von den polnischen Ethnographen seien hier besonders Chodakowski, Baclaw z Deska (Wenzel Zaleski), Kolberg und Kopernicki erwähnt. Musterhafte deutsche Übersetzungen ruthenischer Volkslieder hat Friedrich Bodenstedt unter dem Titel „Die poetische Ukraine“ (Stuttgart 1845) herausgegeben. Außerdem hat Professor Ludwig Adolf Simiginowicz = Staufe „Kleinrussische Volkslieder“ in schöner Nachdichtung (Leipzig 1888) und in periodischen Zeitschriften Karl Emil Franzos sowie der ruthenische Dichter Fedkowiez geliefert.

Zu den ältesten Schöpfungen der ruthenischen Volksdichtung gehören ohne Zweifel jene Lieder, welche bei verschiedenen Gebräuchen, Festen, Spielen, Umzügen u. s. w. vorgetragen werden, nämlich Weihnachts- und Neujahrslieder (kólady, szcedriwky), Frühjahrs- und Osterlieder (wesnianky, hahilky), Johannisfestlieder (kúpalni), Erntefestlieder, Hochzeitslieder und dergleichen. Diese Lieder haben in der Regel einen mythischen Untergrund; sie weisen Überreste der vorchristlichen Anschauungen und des Volksglaubens auf, und haben einen besonderen Werth als Hauptquelle der Mythologie, sowie als Überreste des alten mythischen Volksepos. Allein in diesen Volksliedern finden wir nicht bloß mythisch-religiöse Anklänge, nicht nur Überreste der Verehrung heidnischer Gottheiten, sondern auch Lobpreisungen der alten ruthenischen Helden und Fürsten. Manche Weihnachts- und Neujahrslieder weisen Spuren aus der Periode der ruthenischen Theilfürsten und deren Gefolgschaft (družyna) nach und bilden hiemit den Übergang von dem mythischen zum historischen, vortatarischen Epos. Die betreffenden Dichtungen haben sich im Volksmunde zumeist der ehemaligen Theilfürstenthümer Halyč und Wołodumyr

(Wolya) erhalten, wo nach der Niederwerfung des Kijewer Fürstenthums durch die Tataren, das Volksleben derselben Entwicklung folgte, wie dies im XII. Jahrhundert in allen ruthenischen Theilfürstenthümern sich kundgegeben hat.

Die geschichtlichen Ereignisse vom XIV. bis XVII. Jahrhunderte, die Einfälle tatarischer und türkischer Horden im Ruthenenlande und die Anfänge des Kosakenhums, dessen Centrum das Dnieprgebiet geworden war, bewirkten, daß das Epos der Theilfürstenperiode in das Kosakenepos aufgieng, welches die Benennung *dúmy* führt.

Unter den Festliedern gebührt in Bezug auf Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, sowie in Bezug auf den mythischen Werth der Vorrang den Weihnachtsliedern (*kólady*), welche zu Ehren der der Erde Licht und Wärme verleihenden Sonnengottheit gesungen wurden. Die Weihnachtslieder enthalten Anklänge an religiöse Gebräuche der vorchristlichen Zeit. Wir verweisen z. B. auf das oben angeführte Lied von der Welterschöpfung. Allein es gibt auch viele Weihnachtslieder, neueren, christlichen Ursprungs oder historischen Inhaltes, außerdem aber auch christianisirte Weihnachtslieder, in denen anstatt heidnischer Gottheiten blos die Namen Christi, der Mutter Gottes, des heiligen Petrus und andere substituirt wurden.

Die Ruthenen feierten in vorchristlicher Zeit nach der Winter Sonnenwende die Geburt der lichten Sonnengottheit, welcher eben die *koladá*-Lieder gelten. Es war das Fest der Befreiung der Naturkräfte, die sich die heidnischen Ruthenen als Gottheit des Lichtes und der Wärme vorstellten, aus der Gewalt des Winters, welcher als der Tod der Natur angesehen wurde. Da aber dieses heidnische Fest mit der Geburt Christi zusammenfällt, so hatte dies die Vermischung der betreffenden heidnischen Lieder und Bräuche mit den christlichen zur Folge. In älteren Zeiten wurde die Gottheit des Lichtes und der Wärme *koladá* genannt, wie dies aus der *Hustynier-Chronik* zu ersehen ist. Die Weihnachts- sowie auch die Neujahrslieder (*szezedrivyky*) haben uns die alterthümlichen Formen der patriarchalischen Zustände der Viehzucht und Ackerbau treibenden Bevölkerung erhalten, da das ruthenische Volk die Formen der irdischen Familienzustände in den Himmel übertrug. Unter den *koladá*-Gottheiten treten am deutlichsten und öftesten hervor: Der Vater-Hauswirth, die Mutter-Hauswirthin, Fräulein-Tochter, der Sohn als schöner Junggefelte. Zu den beliebtesten Themen der *koladá*-Lieder gehören die Schilderung der Wirtschaft des Hausherrn, seine Ochsen, Kühe und Schafe, sein Bienengarten, sein Feld dicht besäet mit Garbenschobern. In manchen mythischen Bildern, welche offenbar späteren Ursprungs sind, spiegeln sich die Zustände der Fürstenperiode ruthenischer Geschichte ganz deutlich ab. Die ehemaligen heidnischen Gottheiten erscheinen im Colorit der Fürstenperiode der ruthenischen Geschichte, so daß in manchen *koladá*-Liedern die mythische Unterlage ganz von dem historischen Gewebe der Fürstenperiode durchwirkt ist. Auch ein

christliches Element drang in die altruthenische Mythologie ein, indem die heidnischen Gottheiten mit christlichem Colorit ausgestattet und durch christliche Namen ersetzt wurden. So finden wir also in den koladá-Liedern mythische und christliche Anschauungen mit historischen Thatfachen vermennt.

Zu Ostern versammeln sich die Dorfmädchen an einem freien Platz, in der Regel vor der Kirche oder auf dem Kirchhof, veranstalten daselbst verschiedene Osterspiele und singen dabei Lieder, welche *hahilky* oder *hajiwky* heißen, weil dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals in einem *Hain* (*haj*) aufgeführt wurden. Von Ostern an werden auch Frühjahrsspiele veranstaltet und Frühjahrslieder (*weśnianky*) gesungen, ausschließlich von Mädchen, während die Dorfburschen nur zuhören und hin und wieder mit Witzen und Scherzen sich einmischen, worauf sie eine Antwort in scherzhaften, satirischen Liedern erhalten. Die Oster- und Frühjahrsspiele, sowie die entsprechenden Lieder haben ebenfalls eine mythische Unterlage und beziehen sich meistens auf die himmlischen Mächte des Lichtes und der Finsterniß. Sie bieten uns ein Abbild dessen, was im Frühjahr auf Erden und am Himmel vorgeht. Darauf, daß dereinst in den Frühjahrsspielen der Cultus heidnischer Gottheiten zum Ausdruck kam, scheint der Umstand hinzuweisen, daß dieselben mit den Ostern beginnen und auf dem Kirchhof oder Friedhof veranstaltet werden. Mit der Zeit haben die Oster- und Frühjahrsspiele den Charakter von Belustigungsspielen angenommen, so wie die ehemaligen Gottheiten im Volksglauben zu dem Range von Gespenstern und bösen Geistern herabgesunken sind. Der wohlthuende Einfluß des die Erde befruchtenden Regens hat auch zur Verehrung des fein tröpfelnden Regens Anlaß gegeben, und die betreffenden von Kindern vorgetragenen Lieder deuten auf demselben dargebrachte Opfer hin. Manche Frühjahrsspiele und Lieder enthalten Andeutungen von Ereignissen aus der Periode der ruthenischen Theilsürsten und ihrer Gefolgshaften, unter anderen aus jener des Fürsten Roman von *Galyez* und *Wolodymyr*.

Die Johannisfestlieder (*kupalni písni*) und die einschlägigen Bräuche enthalten Erinnerungen an die Sonnengottheit (*kúpalo*) und die Regennymphen (*maréna*).

Auch die Hochzeitslieder überliefern uns die Anschauungen über das Familienleben und die Familienverhältnisse dieser Periode, wo die Formen der socialen und staatlichen Ordnung unter dem ruthenischen Volke noch nicht vollkommen krystallisirt waren. Das, was jetzt die Bedeutung von bloßen Hochzeitsbräuchen hat, hat früher in der Wirklichkeit bestanden (z. B. Frauenkauf und dergleichen), wie wir dies aus den Schilderungen der socialen Zustände unter den slavischen Stämmen im alten Ruthenlande, aus Nestors Chronik, entnehmen können.

Wie die rituelle Volksdichtung sich durch große Mannigfaltigkeit auszeichnet, so weht in der lyrischen Volksdichtung der Ruthenen ein Hauch großer Friihe und tiefen

innigen Gefühls. Die lyrische Volkspoesie ist zum großen Theile eine Schöpfung der ruthenischen Frauenwelt und zeichnet sich durch Correctheit der Versform, sowie durch musterhafte und gehobene Sprache aus. In diesen Liedern finden wir kein überflüssiges, kein unpassendes Wort. Wie in einer vollen und reifen Ahre nur schöne Körner sich vorfinden, so finden wir auch in den nicht verstümmelten lyrischen Volksliedern anserlesene, klangvolle und gewichtige Ausdrücke, und es gibt darunter keines, vor welchem die jungfräuliche Wange zu erröthen brauchte. Die Composition liefert ein Zeugniß von gutem



Bauernbegräbniß bei Kolomea in Galizien.

Geschmack, und in onomatopoeischer Beziehung hat die Sprache der Volkslieder den höchsten Grad der Geschmeidigkeit erreicht, obwohl sie dadurch an männlicher Kraft und an Wohlklang nichts eingebüßt haben.

Von der lyrischen Volksdichtung verdient besonders erwähnt zu werden das am meisten unter dem ruthenischen Volke übliche Lied kolomyjka, welches im Kolomyjer Gebiet seinen Ursprung und davon auch seine Benennung hat. Das ist die Seele und die treue Gefährtin des Ruthenen von der Wiege bis zum Grab, mit der Alles beginnt und endet. Die kolomyjka war ursprünglich ein Tanzlied (der betreffende Tanz führt denselben Namen), hat aber im Laufe der Zeit eine allgemeine Bedeutung erlangt.

Tiefergreifende Wehmuth und trübseliges Gefühl durchwehen diese Lieder und obwohl die Melodie der kolomyjka auch in Dur einschlägt, so ist doch Moll der Grundcharakter des Liedes. Das Lied hat eine eigenthümliche Form, die vierzeilige Strophe. In diesem engen Rahmen nimmt das Naturbild zwei Zeilen, und die anderen zwei der aus dem Menschenleben angepaßte Vergleich ein, so zwar, daß in der ersten Zeile das Naturbild, in der dritten die weitere Entwicklung desselben vorkommt, in der zweiten und vierten Zeile der diesem Naturbilde entsprechende Vergleich. Bild und Vergleich bilden in der Regel ein organisches Ganze. Um die Eigenthümlichkeit dieser Gattung des Volksliedes zu veranschaulichen, will ich nur einige Beispiele, in der Uebersetzung von Bodenstedt und Simiginowicz-Staufe, anführen:

1. Steht am Wasser die Platane, tief herniederhängend;  
Sorgen quälen den Kosaken, ihm das Herz bedrängend.  
Senk' dich, Bäumchen, nicht hinunter, bist noch grün und blühend!  
Gräm dich nicht, Kosack, sei munter, bist noch jung und glühend! (B.)
2. In der Ukraina werd' ich leben und auch sterben,  
Einen Schneeball mir zu Häupten soll mein Grab erwerben.  
Werden Vöglein Beeren pickend her zum Grab sich schwingen,  
Aus der Heimath mich beglückend frohe Kunde bringen. (B. und S.-St.)
3. Wenn mein Lieb' im Garten wandelt, dort, wo Düste wehen,  
Scheint mir's, daß nach ihrem Tritte Rosen weiß aufgehen.  
Schöner bist du als die Rose, die ich je besessen,  
Und ich armer Jüngling kam dich nie, ach nie vergessen! (S.-St.)
4. Ach ich kann mich gar nicht wundern, daß so schön die Holde,  
Fiel doch neben ihr ein Sternchen wie aus rothem Golde.  
Als das Sternchen fiel vom Himmel, mußte es zerstückten,  
Liebchen laß nun auf das Sternchen, um sich dann zu schmücken. (S.-St.)

In der ruthenischen Volksdichtung gebührt ohne Zweifel der erste Platz den Gesängen, welche eine Schöpfung der Kosakenperiode der ruthenischen Geschichte, unter dem Namen *dümy* bekannt sind. Die Dumen verdanken ihren Ursprung ruthenischen Volksjüngern, welche den Namen *kobzar* oder *banduryst*, von dem damals üblichen, der spanischen Gitarre ähnlichen Instrument *kobzá* oder *bandúra*, führten. Das Accompagnement der *bandúra* bildet für den *Banduristen* eine Art Nachhilfe bei dem Vortrage seines Heldengebichtes. Des *Athenholens* oder *Nachdenkens* (daher *düma*, *dümaty* — nachdenken, nachsinnen) über das Vorgetragene wegen und zu einer mehr charakteristischen Scheidung eines Abschnittes von dem andern, stellt der Sänger in den Gesangspausen eine musikalische Phrase ein, nach welcher er von Neuem zu singen beginnt. Die *Duma* ist demnach ein Nachdenken und Nachsinnen über die Erinnerungen aus der Vergangenheit

und unterscheidet sich von dem Lied durch ihren mehr epischen Charakter, sowie durch große Freiheit des Versmaßes.

Obwohl in den Dumen, besonders in denen älteren Ursprungs, ebenfalls mythische Motive und alterthümliche epische Formen vorkommen, so sind dieselben doch mehr als eine Art Manier oder dichterischer Symbolismus anzusehen, denn als mythische Überlieferungen. Den Inhalt der ruthenischen Dumen bilden die wirkliche Geschichte und ihre Helden, deren Kämpfe und ritterliche Thaten, Charaktere und tragischen Geschehnisse die Phantasie und die Gefühle des Volkes beherrschten. Die Dumen sind demnach eine Heldendichtung, welche das geschichtliche Leben des ruthenischen Volkes im XV. bis XVIII. Jahrhundert, Erinnerungen an die ritterlichen Heldenthaten der Kosaken in den Kämpfen mit Tataren und Türken, an die Geschichte der Gefangenen in der Sklaverei, an die Kämpfe der Kosaken mit Polen und Rußland und dergleichen umfaßt. Sie sind im vollen Sinne des Wortes eine poetische Chronik des Volkslebens ohne jagenhafte, phantastische Übertreibung, schlicht und reell in allen Einzelheiten. Bei allem poetischen Colorit der Dumen kann man in denselben meistens auf eine bestimmte historische Thatfache oder eine bekannte historische Persönlichkeit hinweisen. Das dichterische Bild der Duma ist von dem warmen Gefühl des lyrischen Liedes umhaucht und zeichnet sich nicht selten durch bemerkenswerthe Schönheit aus und daher zählen die Dumen zu den schönsten Schöpfungen der slavischen Volksdichtung überhaupt. Das lebhafteste Gefühl der Natur verleiht den Dumen zahlreiche Bilder, welche den poetischen Gegenstand genau umgrenzen. Alles kommt in den Dumen der Wirklichkeit so nahe, daß es unwillkürlich die unmittelbare Theilnahme der Sänger und Zuhörer hervorrufen muß und dadurch läßt es sich erklären, daß die Dumen in das Lyrische und sehr oft in das Dramatische übergehen und den Mangel an epischer Ruhe bekunden, wie überhaupt in der Volksdichtung eine strenge Scheidung nach der Theorie der Ästhetiker in Lyrik und Epos nicht möglich ist.

Historische Dumen wurden von den Wanduristen, welche sie mit Begleitung der kobza oder bandura vortrugen, sofort nach Vollendung der historischen Thatfachen, die ihren Gedanken Stimmung verliehen, componirt. Darauf weisen nicht nur Analogien in anderen Literaturen hin, sondern auch die ruthenischen Dumen selbst. So wurden Dumen von den in Kriegsgefangenschaft oder Sklaverei schmachtenden Gefangenen, welche auf türkischen Galeeren oder in Kerker ihr Dasein fristeten, als Klagelieder componirt und erregten denselben die Gebete, wie dies aus dem Schluß mancher Klagelieder zu entnehmen ist. In einer zeitgenössischen Chronik lesen wir, daß die Braut (Domna Kosanda) des Tymosz Chmelnyckij während des Auflebens der Haarröpfe sich Dumen vortragen ließ. Auch Bohdan Chmelnyckij soll das Lied von dem unglücklichen Niebik (ezajka) gedichtet haben, in welchem allegorisch die Geschichte der Ukraine geschildert werden.

Autoren historischer Dumen waren daher ohne Zweifel die geschichtlichen Persönlichkeiten selbst, die Theilnehmer blutiger Tragödien der Vergangenheit, und darauf verweisen die ansführlichen Beschreibungen der Schlachten und Heldenthaten, welche einer von diesem Eindruck stark bewegten Seele entstammten. Die kobza oder bandura war ein unentbehrliches Zugehör nicht nur der Kosaken-Banduristen, sondern überhaupt hervorragender Persönlichkeiten der Kosakengenossenschaft. In der Duma von dem berühmten Kosakenführer Palij, welcher auf Anstiften Masepas nach Sibirien verschickt wurde, heißt es:

„Hell scheint die Sonne des Morgens, verdimkelt sich zur Nacht;  
Herr Palij, groß und mächtig einft, jeßt in Sibirien klagt.“

Und weiter:

„Herr Palij kehrt und sezt sich vor seiner Hütte Schwell,  
Schlägt der Bandura Saiten und singt ein Liedlein hell.“

Die Bandura ist demnach ein Instrument, welches einer tiefen Gemüthsregung Ausdruck zu verleihen im Stande ist. Wenn nun der Kosak die Saiten der Bandura schlägt, um seinen tiefen Schmerz zu lindern, so haben ohne Zweifel die Kosaken-Banduristen, nachdem sie das Schlachtfeld verlassen, die ritterlichen Thaten in Dumen besungen. In dem Kosakenlager erschienen nicht selten blinde Bettler, welche sich ebenfalls der Bandura bedienten, um gegen ein Almosen ihre religiös-moralischen Dichtungen vorzusingen. Hier vernahmten sie jene Kosaken-Dumen, die sie sodann zugleich mit ihren religiösen Dichtungen im ganzen Ruthenenlande verbreiteten, so daß dieselben nicht nur im Dnieprgebiet, der eigentlichen Stätte des Kosakenthums, sondern auch in Galizien zum großen Theile sich erhalten haben. Außer den ritterlichen Thaten historischer Personen bilden den Gegenstand der Dumen nicht selten Vorfälle des gewöhnlichen Lebens, wobei innige Liebe zur Heimat und den Angehörigen, das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, sowie unter den Geschwistern rührend hervortritt und echte, tief ergreifende Religiosität sich offenbart. Es sei uns gestattet, als Beispiel eine der schönsten ruthenischen Dumen über die Flucht der drei Brüder aus der Gefangenschaft aus Mos, in der Uebersetzung von Fr. Bodenstedt („Die poetische Ukraine“, Stuttgart 1845), anzuführen:

Das sind keine Nebel, die dort von Mos der Stadt  
herziehen,

Es sind drei Brüder, die fort aus schwerer Gefan-  
genenschaft fliehen,

Zwei reiten auf schnellen Gänlen,

Wußt der Dritte zu Fuß nachzueilen;

Doch die Steine, die spizen,

Und die Wurzeln rizen,

Schmerzt der Fuß ihm von Wunden und schimmern  
Wunden;

Troß das Blut ihm nieder von den Füßen zur  
Erde.

Er ereilt seine Brüder, fleht mit Wort und  
Geberde:

„Wartet mich, Brüder, haltet an euere Pferde!

Läßt mich mit euch reiten,

Euch zu den Städten der Christen begleiten.“

Hört der Zweite die Klagen,

Thät den Älften befragen;

Hub der Älteste an dies ihm zur Antwort zu jagen:

— „Hast du vergessen schon was wir gelitten? . .  
Lassen wir uns durch den Bruder erbitten,  
Werden uns die Feinde erreichen, erschließen, —  
Oder außs neue in Fesseln schließen!“  
Bat der Jüngste außs Neue  
Also die Zweie:  
„Wollt ihr nicht, daß ich mit euch reite,  
Wendet, Brüder, eure Pferde zur Seite;  
Steigt ab Beide,  
Grabt mir ein Grab auf der Heide,  
Und legt mich in die tiefe Erde,  
Daß ich nicht den Vögeln zum Fraße werde!“  
Hub der Zweite ihn zu unterbrechen an  
Und dies Wort zu sprechen an:  
— „Das wäre nach unerhörtem Branche,  
Daß ich mein Schwert in Bruderblut tauche  
Und mit dem spitzen Speer, den ich trage,  
Dir Abschied sage.“ —  
„Wollt ihr so nicht von mir scheiden,  
Dann bitt' ich euch beiden  
Dornenbüsche vom Feld zu schneiden  
Und von Zeit zu Zeit auf den Weg zu streuen,  
Daß mir eure Spuren erkenntlich seien?“  
Und durch die wüste Heide  
Zagen weiter beide.  
Fühlt Mitleid der Zweite der Brüder,  
Und hin und wieder  
Vom Pferde steigt er nieder,  
Reißt von den Dornenbüschen die Zweige,  
Daß er dem Jüngsten die Pfade zeige.  
Doch wie sie die Straße von Muravsk hinfliehen,  
Keine Dornenbüsche im Feld mehr blühen,  
Läßt sich der Zweite erweichen, reißt das Futter von  
den Kleidern,  
Es dem Bruder zum Zeichen auf den Weg hinzu-  
schlendern.  
Und dem Jüngsten die Spur verschwindet,  
Er keine Zweige mehr findet,  
Sieht nur die rothen Taffetsegen,  
Kafft sie auf, thät mit Thränen wehen.  
„Was deuten die Seegen, was hat sich begeben?  
Sind meine Brüder wohl nicht mehr am Leben?“

Während ich im Gebüsch der Ruhe pflögte,  
Man sie von Mos verfolgte, erreichte, erlegte! —  
Und sind sie todt,  
O, so helfe mir Gott,  
Zu erreichen  
Die Leichen  
Der Brüder Beide,  
Sie zu begraben auf kahler Heide!“  
Doch sieh', ihm auf den Fersen drei Feinde sind:  
Der Hunger, der Durst und der kalte Wind,  
Der von der Heide weht so grauſig und kalt —  
Und der arm Kosak unterliegt der Gewalt.  
„Genug hab' ich gesucht meine reitenden Brüder,  
Nach Ruhe verlangen die müden Glieder.“  
Zu einem Saborhügel kommt er jetzt  
Und hat sich darauf niedergelegt.  
Zu derselben Stunde fliegen Adler heran,  
Sehn den Kosaken mit scharfen Augen an.  
Der Kosak den Blick erwiderte,  
Spricht: „Adler graugesiederte!  
Traute Gäste, seid willkommen,  
Daß ihr bei mir Platz genommen!  
Noch einmal werf ich den scheidenden Blick  
Auf Gottes schöne Welt zurück,  
Dann flieg herzu mich zu zerreißen,  
Mir aus der Stirn die Augen zu beißen!“  
So sprach er und gab eine Stunde darauf  
Seine Seele zu Gott dem Barmherzigen auf. —  
Flögen die Adler herbei, harkten die Augen aus  
der Stirn,  
Kamen haben geflogen, pückten aus das Gehirn,  
Flögen Raubbögel aller Arten heran,  
Zingen seine gelben Knochen zu nagen an;  
Kamen in wilden Haufen  
Die granen Wölfe gelaufen,  
Haben den Leichnam zerbrochen,  
Schleppten hinweg die Knochen,  
Und verbargen sie zwischen  
Den Dornenbüschen.  
Und es erscholl all die Weite  
Ein grauſig Geheule:  
Das sind die Träger, die ihn zu Grabe bringen,

Das sind die Sänger, die ihm sein Grablied singen!  
 Doch woher hebt der Kuntuf sein bläulich Gefieder?  
 Er legt sich beim Haupt des Koszaken nieder,  
 Und er klagt und beweint ihn in jammerndem Ton,  
 Wie eine Schwester den Bruder, eine Mutter den

Sohn. —  
 Schon die Reiter den Städten der Christen zu

lenkten;  
 Plötzlich seltsame Qualen ihr Herz bedrängten.

Hob der zweite Bruder an so zum Alt'sten zu sagen:  
 „Woher kommen die Sorgen, die uns drücken und  
 plagen?

Ist vielleicht unser jüngster Bruder erschlagen?

Was werden wir Vater und Mutter sagen,

Wenn sie nach unserem Bruder fragen?“

Hat der Alt'ste das Wort gehört

Und sich also zum Zweiten kehrt:

„Wir sagen: bei zwei Herren waren wir Sclaven,

Und als wir Nachts auf der Flucht uns trafen,  
 Konnten wir ihn nicht aus dem Schlafe treiben,  
 Ließen ihn so in Gefangenschaft bleiben!“

Und wie der Alt'ste der Brüder das Wort geendet,  
 Sich der Zweite wieder zum Alt'esten wendet:

„Wenn wir Vater und Mutter nicht Wahrheit  
 sagen,

Wird ihr Gebet uns Unglück tragen!“

Und die Brüder dem samar'schen Lande zulenken,

Und halten beim Strome, die Pferde zu tränken.

Kaum vom Pferde gestiegen waren sie,

Da umringt eine Horde Tataren sie,

Fallen die Ungläubigen her über die Brüder,

Han'n die Koszaken in Stücken nieder,

Stren'n auf dem Felde umher ihre Glieder,

Pflanzen die Häupter den Spiken der Schwester

auf,

Und verspotten sie und hohnlachen darauf.

Mit dem Verfall des Volkslebens erlahmte auch die schöpferische Kraft des Volkes. Die Wanduristen haben in ihrem Gedächtniß zahlreiche Dumen erhalten, welche die Ethnographen aufzeichneten und so vor Verlust bewahrten. Außer den Wanduristen trugen auch Leiermanner, ihren Gesang mit der Leier begleitend, historische Dumen vor. Allen ihr Hauptrepertoire bildeten religiös-moralische Lieder, welche zum großen Theil den Stoff aus der Bibel entlehnten.

Die Sagen, Märchen und Überlieferungen gehören in den Bereich der phantastischen Schöpfungen des ruthenischen Volkes, welche nicht minder mannigfaltig und reichhaltig als jene der Volksdichtung sind. Auch die Volksfagen enthalten noch eine Fülle mythologischer Anschauungen und Überreste des alten heidnischen Götterglaubens, obwohl das Christenthum bereits Vieles aus dem Gedachni des Volkes verdrängt hat, so daß die alten Gottheiten nur noch als mythische Wesen niederen Ranges in der Volksphantasie fortleben.

Vor Allen gilt dies von den Himmelererscheinungen, Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Regen, Blitz und Donner und dergleichen, welche die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich lenkten und die Phantasie desselben anregten. Der Wechsel von Sommer und Winter, Tag und Nacht, Licht und Finsterniß bildete die Grundlage des Sonnenmythus und des Volksglaubens an den steten Kampf zwischen den Elementen des Lichtes und der Finsterniß.

Die ältesten ruthenischen Volksmythen haben eine geo- oder auch zoomorphische Form, obwohl von diesen nur sehr spärliche Überreste vorhanden sind. Der Himmel

erscheint dem Volke als ein weites Feld oder Meer, dann wieder als ein Ahornblatt mit darauf gezeichneten Himmelskörpern. Die Wolken kommen als Wälder, Felsen oder Schafherden, die Sterne als auf dem Felde dichtgesäete Garbenschober, die Sonne als heller Falke, der Blitz als Dornenfeuer vor. Umso deutlicher treten anthropomorphische Mythen in der ruthenischen Volksdichtung, wie dies oben nachgewiesen wurde, und in der Volksfrage auf. Das ruthenische Volk hat seine Mythologie geschaffen, indem es die



Einweihung der Stereier bei Chmelowa in Galizien.

Einrichtungen der Familie und der menschlichen Gesellschaft auf den Himmel übertrug und die himmlischen Gottheiten sich als eine wohlhabende Landwirthenfamilie vorstellte. In späteren Mythen ist der Einfluß der Fürstenperiode der ruthenischen Geschichte bemerkbar, wo der Donnergott Perun als kriegerischer Fürst oder Fürstensohn und die weiblichen Gottheiten als Fürstinnen oder Fürstentöchter erscheinen. Unter dem Einfluß des Christenthums wurden die heidnischen Gottheiten durch Christus, die Muttergottes, die heiligen Petrus und Nikolaus und andere ersetzt, allein auch die christlichen Gestalten erscheinen den Anschauungen der Haus- und Familieneinrichtungen vollkommen angepaßt.

Die ruthenischen Volksmythen charakterisiren sich dadurch, daß sie auch in den Schöpfungen der Phantasie das Naturgemäße, Ästhetische, Wahrheitsmäßige beobachten und alles Übertriebene, Schreckliche und Widernatürliche meiden. Die Weihnachts- und Neujahrslieder, die Frühjahrs- und Johannisfestlieder bieten das reichhaltigste Material zur Erforschung des ruthenischen Volksmythus. Die Sagen haben in dieser Beziehung eine geringere Bedeutung, weil in dieselben ungeachtet des mythischen Untergrundes viel Nebenächliches, Soziales, Christliches, Moralisches und Humoristisches hineingetragen wurde. Nur der Untergrund der Sage ist mythisch, alles Andere ist spätere Formation.

Die Sagen von dem die Sterne verschlingenden Drachen (zmyj), von einem der jazia (Jurie), in anderen Sagen einer Heze (widma) zum Opfer bestimmten schönen Knaben Iwas, welchen dann die Gänse auf ihren Flügeln in sein Heim bringen, von den pesyholowci (einäugige Menschen mit Hundsköpfen), denen eine Jungfrau zum Opfer fallen soll, die aber durch ihren Scharffinn den Hundsmenschen zu bewältigen und sich zu retten weiß, und dergleichen, sind Überreste des ehemaligen Sonnenmythus. Die letztere Sage erinnert an den Sagenzyklus vom Polyphem. Die einäugigen Hundsmenschen sowie die einäugigen Niesen mit dem Polyphem sind eine anthropomorphische Darstellung der unheilsschweren Wolke, welche in der ruthenischen Sage von einer Jungfrau (in der griechischen von einem Helden), das ist von dem Bliß, bewältigt wird.

Die Bewältigung der Macht des Winters durch die Einwirkung der Sonne tritt als ein Kampf zwischen den phantastischen Ungeheuern und den sie befiegenden Menschen auf, welche durch einen Helden, in der Regel einen holden Jüngling, aus der Macht der finsternen Gestalten entzaubert werden. Der Held muß verschiedene Hindernisse aus dem Wege räumen und die glückliche Flucht mit den Befreiten sich mittelst Zauberpfeilen, welche er hinter sich wirft (wodurch Wälder, Seen, Feuer u. s. w. entstehen, welche die Verfolger aufhalten), sichern. In der Regel heiratet er eine von den verzauberten Jungfrauen, worin das alte mythische Symbol der Vereinigung der Frühlingssonne mit der neuerwachten Erde zu erblicken ist.

Die Sagen von der Verfolgung der Stieftochter durch die Stiefmutter, welche derselben schwer durchführbare Aufgaben auferlegt, die aber mit wunderbarer Hilfe gelingen, von der Jungfrau, welche, von der Stiefmutter des Augenlichtes beraubt, Perlen weint und von einem Fürstensohn befreit und geheiratet wird, die zahlreichen Sagen von zwei älteren verständigen Brüdern und von dem jüngsten, dem Thoren, dem Alles gelingt, sind ebenfalls Überreste des alten Sonnenmythus, welcher bereits in das ethische Märchen übergeht.

Von den alten heidnischen Gottheiten hat sich im Gedächtniß des Volkes Perun, der Donnergott, erhalten, dessen Eigenschaften später auf den kriegerischen Fürsten oder auf

den heiligen Elias übertragen wurden, der am Himmel in einem Wagen fahrend, Donner und Blitz erregt. Sonst aber hat der Volksglaube die Erde mit Geistern und Dämonen niederen Ranges bevölkert. Die Volkspantastie erblickt im Wald und auf der Flur, im Sumpf und Wasser, im Bohnhaufe den Einfluß verschiedener Geister, welche dem entsprechend mit verschiedenen Namen bezeichnet werden.

Rusalky heißen die Wassernymphen, welche in wunderbaren Krystallpalästen auf dem untersten Wassergrunde wohnen. Das sind wunderschöne, junge, gewöhnlich siebenjährige Mädchen, welche besonders beim Mondschein aus ihren Gemächern herauskommen, um am Ufer, auf den Bäumen oder im wogenden Ahrenmeere zu spielen und zu tanzen. Mit ihrer Sirenenstimme locken sie Menschen, insbesondere Jünglinge herbei, kitzeln dieselben zu Tode und schleppen sie dann ins Wasser. Zu dieser Kategorie gehören auch die mawky, welche in Karpatenwäldern und Grotten wohnen. Nach dem Volksglauben werden ungetaufte Kinder oder kurz vor der Heirat verstorbene Mädchen zu diesen Geistergestalten umgewandelt.

Von allen Mythen über die Geister niederen Ranges hat sich der Mythos über die Wassergeister am meisten entwickelt, wahrscheinlich deswegen, weil das Wasser die wichtigste Rolle auf der Erde spielt und die Phantasie des Volkes in bedeutendem Maße angeregt hat.

Die Wald- und Feldgeister (polisuný oder lisowyký und polowyký) kommen in Wäldern und auf Gefilden vor und erscheinen gewöhnlich als Greise mit langem Bart. Sie treiben mit den Menschen verschiedene Spässe, können aber auch Unheil anrichten. Wenn man den Waldgreis beim Barte faßt und zieht, so zerfällt er in einen Ducatenhaufen.

Der Hausgeist domowyk erinnert an die Gottheit des häuslichen Herdes; er ist dem Hauswirth in Allem behilflich und hat seinen Sitz am Ofen. In manchen Sagen erscheint er aber auch als Poltergeist, welcher manchmal böse Streiche spielt.

Zahlreich sind bei dem ruthenischen Volke die Teufelsjagen, in denen aber die heidnische Anschauung von den finsternen Mächten durch die Christianisirung beeinflusst erscheint. So hat sich in der Volkspantastie ein eigener Typus der dämonischen Macht herausgebildet, welcher unter dem Namen czort, didko (Teufel) bekannt ist. Trotzdem läßt sich aus diesen Sagen erkennen, daß der Teufel der iranischen dualistischen Weltanschauung gemäß, welche in das Ruthenenland durch die Manichäer gekommen ist, Gott gleichgestellt wird und mit Gott sich im Kampfe befindet, so wie die finsternen Mächte mit den lichten. Gewässer, Sümpfe und Pfützen sind der Lieblingsaufenthaltort des Teufels, daher lebt mit ihm der Müllergeselle im guten Einvernehmen. „Der Teufel ist nicht so schrecklich, wie man ihn malt,“ sagt das ruthenische Sprichwort, weil derselbe in den Volkssagen als gutmüthiges, lustiges, dem Menschen sogar behilfliches Wesen erscheint. Er nimmt in der Regel die Menschengestalt an, ist aber stark behaart mit Vockshörnern

und einem Vockbart. Ein geschiedter, kluger Mensch vermag den Teufel hinters Licht zu führen und mit demselben Späße zu treiben. Daher haben die ruthenischen Teufelsjagen vorwiegend einen humoristischen Anstrich oder einen ethischen Untergrund, indem Wahrheit und Verstand immer Oberhand gewinnen über die unlautere, physische Macht.

Sehr verbreitet ist der Volksglaube an Hexen (*widmy*) und Zauberer (*widmaký*), welche bereits in der Volkspantomie als Menschen mit übernatürlicher Zauberkraft ausgerüstet erscheinen, obgleich alle Merkmale derselben auf ihre rein mythische Abkunft weisen. In den Volksjagen führen die Hexen und Hexenmeister übernatürliche Thaten aus: sie gebieten über Regen und Hagel, Thau, Wolken und Winde, entenden vom Himmel Sterne und Mond, fliegen in der Luft herum und halten ihre Versammlungen am Kahlenberg (*Kýsa hora*), wo sie mit den Teufeln verschiedene Spiele veranstalten, verwandeln sich in Thiere oder nehmen auch andere Gestalten an, um dem Menschen einen bösen Streich zu spielen oder Verfolgungen zu entgehen. Hexen sind in jedem Dorfe vorhanden. Die Hexerei ist angeboren und manche junge Mädchen verstehen schon die Hexerei. Sie können den Kühen die Milch abnehmen, Unglück, Krankheiten und selbst den Tod verurtheilen.

Zu dieser Kategorie gehören die *planétnyky*, welche Hagelwetter und Regengüsse beherrschen, und die Wahrsager (*znachary* und *znacharký*), die von dem Volke in verschiedenen Angelegenheiten, besonders in Krankheiten befragt werden und über eine Unzahl von verschiedenartigen Arzneimitteln, Talismans und Zauberformeln verfügen.

Das Kind des Teufels und einer Hexe heißt *upýr* (Vampyr). Es gibt lebendige und todtte Vampyre. Die ersteren haben ein roth angeleuchtetes Gesicht. Die todtten Vampyre verweilen nicht im Sarge, sondern kriechen in der Mitternacht heraus, gelangen auch bei geschlossenen Thüren in menschliche Wohnungen, wo sie ihren Verwandten das Blut ausaugen. Will man einen Vampyr befreien, so muß man einen Eipenpfahl in sein Herz schlagen.

Alle diese Geistergestalten sind noch Überreste der dämonischen Macht der Wolken, welche von der Volkspantomie personifiziert und poetisch ausgestaltet wurden.

In hohem Grade ist unter dem ruthenischen Volke der Glaube an den Werwolf (*wowkakák*) verbreitet. Nach dem Volksglauben verwandeln sich die Zauberer selbst bei Nacht in Wölfe, manchmal aber verzaubern sie aus Haß andere Menschen, die so lange Wölfe bleiben müssen, bis sie Jemand beim Menschennamen nennend davon befreit. Die Werwölfe sind halbmythische Wesen, welche den Übergang von den zoomorphischen zu den anthropomorphischen mythischen Gestalten der Wolken bilden.

Es gibt eine beträchtliche Gruppe von Volksjagen, welche von Verwandlungen und Verzauberungen in Bäume, Blumen, Sterne, Vögel, Thiere und dergleichen handeln.



Kirchlein (cerkowiec), ein Osterpiel in Tyszkowce (Bezirk Nordendau).

Manche derselben erinnern an griechische und römische Metamorphosen, was als Beweis dienen kann, daß die heidnische Religion der Athenen pantheistisch war. Die Verwandlung der Jungfrau in eine Birke oder Pappel erinnert an die Metamorphose der Nymphe Daphne in einen Lorbeer. Der von der Mutter verwünschte Sohn wird in einen Horn, sein Pferd in einen Stein verwandelt. Der Kozak, welcher mit seiner entführten Geliebten nirgends einen Priester finden kann, um sich trauen zu lassen, wird in einen Dornstrauch, das Mädchen in einen Schneeball verwandelt. Überaus zahlreich sind die Metamorphosen in Blumen und Kräuter. Der Bruder, welcher unbewußt seine Schwester geheiratet, wird, nachdem beide davon erfahren, zur *viola tricolor*. Drei Stiefkinder, welche die goldene Rippe am Hanf nicht bewacht haben, wurden von der Stiefmutter verbrannt; aus der Asche wuchsen der Paradiesbaum, die Minze und das Sinngrün hervor. Die Seele der ermordeten Tochter wird in einen Schneeball verwandelt und die aus demselben gefertigte Flöte zeigt den unschuldigen Tod derselben an. In der Sage vom berühmten Hajdamaken (Räuber), welcher viele Menschen und darunter auch Vater und Mutter ermordet hat, werden die Seelen seiner Eltern in goldene, jene der übrigen Menschen in silberne Äpfel an dem Baume verwandelt, welcher aus einem Apfelbaumstocke erwächst, den er gepflanzt und den er auf den Knien rutschend mit im Munde von der fernen Quelle hergebrachtem Wasser begossen hat.

Nicht minder zahlreich sind die Metamorphosen der Menschen in Vögel und Thiere. Am häufigsten kommen Kukukmetamorphosen vor. Die unglückliche Schwiegertochter, die Tochter vor Gram wegen des Todes ihrer Mutter, die nach ihrem Sohn trauernde Mutter erscheinen in einen Kukuk verwandelt. Der Kukuk (im Ruthenischen *zazula* f.) und die Nachtigall (*solowij* m.) sind nach dem Volksmythus Zwillinge einer Jungfrau, die wider Willen der Mutter eine Schlange (*wuz* m.) geheiratet hat. Die Mutter wollte diese Kinder umbringen, allein die Tochter verwandelte sie: den Sohn in eine Nachtigall, die Tochter in einen Kukuk, sie selbst aber wurde zu einer Taubnessel.

Der Storch war ehemals ein Mensch, dem Gott einen Sack voll mit Schlangen, Fröschen, Eidechsen und dergleichen gefüllt gegeben hat, er möge das, ohne hineinzuschauen, in den Teich werfen. Aus Neugierde machte er den Sack auf und zur Strafe wurde er in einen Storch verwandelt, welcher jetzt alle die Schlangen, Frösche und dergleichen sammeln muß.

Der Müller, welcher seinen Pelz mit dem Fell nach Außen gekehrt hat, um einen Bären nachzuahmen und dem auf Erden mit dem heiligen Petrus wandelnden Gottesohn Schrecken einzujagen, wird zur Strafe in einen Bären verwandelt.

Auch Metamorphosen der Menschenseelen nach dem Tode in verschiedene Wesen, wie Fische, Vögel, Thiere, Insecten u. s. w. kommen vor. Unrecht, Fehltritte, Unheil oder

Unglück sind die gewöhnlichsten Motive solcher Metamorphosen, welche in der pantheistischen Anschauung ihren Grund haben.

In den ruthenischen Volksagen werden nicht nur sichtbare Naturerscheinungen und überirdische Wesen, sondern auch abstracte Begriffe personificirt. So glaubt das Volk an das gute (dobra dóla) und an das böse Schicksal (nedóla, bidá oder zlydni). Jeder Mensch kommt mit seinem Schicksal zur Welt, dessen er bis zum Tode nicht los werden kann. Dóla (das gute Schicksal) ist eine mythische Personification wie die römische Fortuna. Ebenso personificirt das Volk das Recht (právda) und das Unrecht (krýwda), ferner die unter dem ruthenischen Volke am meisten geheiligten Tage: Sonntag (nedila) und Freitag (swiatá piátnycia). Diese Sagen haben in der Regel zur ethischen Unterlage, daß die Wahrheit und das Recht immer den Sieg davontragen, daß das Recht die Grundlage der Weltordnung bildet und daß die Wahrheit weder im Feuer, noch im Wasser untergehen, sondern immer ans Tageslicht gelangen wird.

Hierher gehören auch Erzählungen von Gott, Christus, von den Aposteln, von der Mutter Gottes u. dgl., welche zwar der heiligen Schrift entlehnt, jedoch der Weltanschauung des ruthenischen Volkes angepaßt sind. Daran knüpfen sich Legenden, in welchen christliche Anschauungen an Stelle der mythischen getreten sind. Besonders interessant und sehr verbreitet sind die Legenden von dem jenseitigen Leben, welche von alten Weibern, die dem Scheintode verfallen und im Jenseits gewesen zu sein glauben, erzählt werden. Sie wissen von Strafen und Vergeltungen zu erzählen, welche den aus der Welt geschiedenen Angehörigen und Bekannten zu Theil geworden seien und die den Begriffen des Volkes entsprechen. Brüder, welche in Zwist mit einander lebten, werden in der Volksphantasie als Hunde, die sich fortwährend beißen, in der Unterwelt vorgestellt. Barmerzige, welche Almosen gespendet haben, sitzen an reichbesetztem, Geizige dagegen an leerem Tisch. In einem brennenden Strauch steht ein Mensch, welcher darüber klagt, daß er friert, weil er im Winter keine Herberge geben wollte einem Armen, der in Folge dessen erfroren ist. Einem Andern rinnt ein Bach aus der Kehle und trotzdem fleht er um Wasser, um seinen Durst zu löschen, weil er an einem heißen Tage einem Wanderer auf dem Felde Trinkwasser, das er bei sich hatte, nicht geben wollte. Geizige stehen in siedendem Pech, in Gluth bis an den Gürtel steht ein Jüngling, der die durchs Los für ihn bestimmte Jungfrau nicht heiraten und dieselbe erschlagen wollte, um ihrer los zu werden. Von den Teufeln mit Spießeln angetrieben, trägt Schlangen mit seinen Händen von einer Grube zur andern ein Hajdamak, welcher viele Menschen, auch Vater und Mutter erschlagen hat. Oben im Himmel thront Christus und die Mutter Gottes, welche goldene Strümpfe strickt und brave Kinder halten ihr den Knäuel.

Den Übergang von den mythischen Sagen zu den historischen Überlieferungen bilden Märchen, welche zwar an eine historische Persönlichkeit oder Dittschaft geknüpft, jedoch eine

Schöpfung der Volksphantasie sind. Die historischen Überlieferungen behandeln historische Thatfachen und obwohl dieselben hie und da von den historischen Daten abweichen, so haben sie doch eine große Bedeutung für die Erforschung der Anschauungen des ruthenischen Volkes über seine Vergangenheit. Das Volk steht in diesen Überlieferungen sozusagen abseits von dem, was vorgegangen ist und betrachtet das Vergangene als etwas, was unabhängig von ihm geschehen ist. Seine Seele ist ruhig und was immer es in diesen Überlieferungen erzählen mag, merkt man darin keine Leidenschaft.

Die Überlieferungen aus der älteren Geschichtsperiode, welche die Kämpfe des ruthenischen Volkes mit den Tataren und Türken behandeln, enthalten noch viele Merkmale des mythischen Epos. In den Überlieferungen aus der Kosakenzeit weichen die mythischen Merkmale den historischen Erinnerungen, obwohl hie und da auch Helden der neuesten Zeit, wie z. B. Palij, als mythische Helden erscheinen.

Eine eigene Gruppe bilden die Thiersagen, die als Überreste des alten Thierepos anzusehen sind. Die ruthenischen Thiersagen sind ein gemeinschaftliches Eigenthum der arioeuropäischen Völker. Nach dem Volksglauben gab es eine Zeit, in der alle Thiere und Vögel menschliche Sprache sprachen. Der Mensch stand zu den Thieren zur Zeit des Nomadenlebens und der Jagd in engeren Beziehungen, denen er auch menschliche Gefühle, Anschauungen, Thaten und sogar menschliche Sprache zuschrieb.

Die Thiersagen zeichnen sich in der Regel durch Witz und Humor aus.

Ungeachtet der unglückseligen Schicksale, welche dem ruthenischen Volke in seiner Vergangenheit zu Theil wurden, hat dasselbe eine reichhaltige Sammlung von Erzählungen aufzuweisen, in denen alles mit scharfem Witz und Humor angegriffen wird, was den Anschauungen und dem Willen des Volkes widerstrebt oder mit demselben nicht in Einklang sich befindet. Alle diese Schöpfungen des ruthenischen Volkes, die Volksdichtung und Volks- sage, die unzähligen Sprichwörter und Räthsel bilden die Grundlage der Anschauungen des Volkes von der Welt und dem menschlichen Leben und diese Anschauungen dringen auch dort hinein, wohin noch kein Lichtstrahl der wahren Volksaufklärung gefallen ist.

## Die Armenier.

Im Frühling des Jahres 1820 unternahm der gelehrte Meditariist von der Klosterinsel San Lazzaro bei Venedig, Minas Pjysjtschianz, eine Studienreise nach Polen; der Zweck seines 1830 erschienenen „Dschanabharhortutiün i Lehastán jew hails gochmánc pnagiálys i hajgazánc serelóz i nachniáz Ani kachakin“ (Reisewanderung nach Polen und anderen Gegenden, die von den aus der uralten Stadt Ani stammenden Armeniern bewohnt werden) war, aus geschichtlichen Quellen und unmittelbarer

Aufschauung Geschichte und Volksleben, Vergangenheit und Gegenwart der schon seit dem XI. Jahrhundert kurz nach der Zerstörung Ani's nach und nach hier eingewanderten und gastlich aufgenommenen armenischen Flüchtlinge kennen zu lernen. Er wollte diesen Ableger des armenischen Stammes auf seine Widerstandsfähigkeit und sein Nationalbewußtsein hin prüfen, er wollte sich überzeugen, ob sein Volk, das ja seine Mission als Träger der westlichen Cultur in Asien so rühmlich vollbracht, genügende Energie und Elastizität besitze, um auf den in umgekehrter Richtung stromaufwärts treibenden Wellen ein Stück Orient in den Occident hineinzutragen und ihn, und mit ihm die nationale Eigenart, dort Jahrhunderte lang in ihrer ganzen orientalischen Farbenfrische zu bewahren.

Minas Pyrytschkiánz, der selbst seinen Namen gern wohlklingender und anspruchsvoller in „de Medicis“ übersetzte, ist ein aufmerksamer und kenntnißreicher Tourist. Er berichtet über Bücher und Handschriften, überrascht uns durch die Nachricht von in Lemberg gedruckten armenischen Psalmen und medicinischen Werken, entziffert die Aufschriften der halb verwitterten Grabsteine und Gedenktafeln, er ordnet die Daten und stellt die geschichtlichen Facta zu einem kurzen historischen Abriß zusammen. Aber wo er sich der Schilderung der damaligen Zustände und des armenischen Volkslebens zuwenden soll, da wird er einfüßig, wortfarg, beinahe mürrisch. Nur im Vorbeigehen wirft er die Bemerkung hin, daß es jetzt in Lemberg kaum mehr als hundert Familien gebe, die dazu noch größtentheils auf dem Lande wohnen, und glaubt ausdrücklich hervorheben zu müssen, daß im Kloster der armenischen Fräulein zu Lemberg die Gebete „noch“ armenisch gesprochen werden.

Der gelehrte Pater hat sich entschieden um 150 Jahre verspätet. Wäre ein Reisender in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Ostgalizien gewesen, zum Beispiel in Gesellschaft des Pater Luigi Maria Bidou, der hier lange Jahre hindurch für die Union mit Rom arbeitete, so hätte er noch die Armenier als eine fest geschlossene Masse vorgefunden. Damals gebrauchten sie noch durchwegs die eigene Sprache, besaßen eigene Gerichte und Gesetze, waren stark und mächtig durch bedeutenden Besitz, zahlreiche Privilegien und Bevorzugungen, die sie durch Klugheit und gewandtes Auftreten von den polnischen Königen und den Großen des Reiches, trotz der oft heftigen Einsprache der Municipien, zu erlangen wußten. Als Beherrscher des ganzen polnischen Orienthandels, als große Importeure, als Handelsvolk, das mit der Levante in regen Beziehungen stand und im Nordwesten Europa's, an den Ufern der Amstel, eine wichtige Handelscolonie gründete, waren sie theilweise kosmopoliten; sie fühlten sich aber auch gleichzeitig eng verbunden mit dem polnischen Elemente durch die Gemeinsamkeit der städtischen Interessen und politischen Verhältnisse, deren Folgen ihr Handel als das empfindlichste Glied des volkswirtschaftlichen Körpers immer am ehesten und heftigsten zu spüren bekam.

Die Zerstörung der Hauptstadt Ani durch den seldschukischen Sultan Alp Arslan 1064 gab wohl den ersten Anstoß zur massenhaften Auswanderung aus der armenischen Heimat. Ob sie aber schon 1183 eine Holzirche in Lemberg, wie Pjshyschkiánz berichtet, erbauten, ist sehr zweifelhaft; glaubwürdiger klingt die Nachricht, daß der ruthenische Fürst Leo bei Gründung der Stadt ihnen den nördlichen Stadttheil zur Ansiedelung zuwies. 1356 wurde ihnen von König Kazimir dem Großen bei Einführung des Magdeburger Rechtes eigene Gerichtsbarkeit gewährleistet, 1367 freie Religionsübung unter Oberhoheit des armenischen Bischofs Gregor gestattet. Da sie in steter Verbindung mit dem Mutterlande blieben, so gab es fortwährend Gruppen von Nachzüglern und in längeren Zwischenräumen auch einen größeren Nachschub, so zum Beispiel am Beginn des XV. Jahrhunderts, der aber nicht vom Mutterlande, sondern von der Walachei, einer beliebten Zwischenstation, den unmittelbaren Ausgang nahm.

„Das alte Recht der Armenier in Lemberg“ wurde 1519 von König Sigismund I. auf Grund einer lateinischen Übersetzung bestätigt. Vom rechtshistorischen Standpunkt unbedeutend, ist es jedoch von großem culturhistorischen Interesse. Ohne feste Anordnung bringt es alttestamentliche und christliche Elemente, speciell armenische und allgemein europäische Anschauungen, civilistische und criminalistische Bestimmungen ziemlich unvermittelt miteinander in Verbindung. Für den commerciellen oder richtiger pecuniären Grundton des armenischen Volkslebens ist gleich das einleitende Kapitel über die vom armenischen Könige Johann eingeführte Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung ungemein bezeichnend. Die Strafen für Feldschaden, für einen verwundeten Ochsen oder ein gestohlenes Kalb werden allgemein nach dem Schätzungswerthe bemessen; wenn aber ein Armenier einen Stammesgenossen ermordet, wird zwar zugegeben, daß Menschenblut unschätzbar und jede Geldstrafe eigentlich unmoralisch sei, nichtsdestoweniger müsse er aber 365 Goldgulden hinlegen, und zwar „aus dem vernünftigen Grunde“, weil der menschliche Körper 365 Glieder und das Jahr ebenso viele Tage zähle; solch „ein außerordentlich strenges“ Strafmaß sei aber geboten, um die Sicherheit des menschlichen Lebens zu schützen; bei Todschlag zwischen Armeniern und „Christen“ gelten dagegen die allgemeinen Gesetze.

Im Suz (im Gerichtsaaal), der sich in Lemberg in der erzbischöflichen Residenz befand, versammelten sich die zwölf, meistens lebenslänglich gewählten Richter mit ihrem Senior; in kleineren armenischen Gemeinden, wo zweifelsohne das nämliche Recht Geltung hatte, mußten sechs, oder wie in Jaszkowiec, nur vier genügen. Die armenischen Gerichte (tadarán) erhielten sich bis ins XVIII. Jahrhundert; 1736 sammt allen anderen Privilegien nochmals bestätigt, wurden sie jedoch in Lemberg 1784 endgiltig aufgelöst und deren Aenden dem Magistrat überwiefen.



Stimmliche Typen aus Sturm.

Schon unter Wladyslaw Jagiello wurde den Armeniern in Lemberg ein eigener Stadttheil nahe am Centrum der Stadt zugewiesen. Von dort aus pflegten die großen, wohlorganisirten und gut bewaffneten Karawanen in den Orient zu ziehen unter der Führung des Karawan-Baschas, eines tapferen und klugen, dies gefahrvolle Gewerbe berufsmäßig betreibenden Mannes; dorthin kehrten sie heim, mit all den glänzenden und blitzenden, buntfarbigem Herrlichkeiten des Orients reich beladen, dort kramten sie aus den lasurbraunen ungeflorenen Sammt, den grünen Damast, den carmoisinrothen, goldverbräunten „tabin“, seidene schöngemusterte Minkadim-Gürtel, türkische Shawls und Tschamlets, Saffiane und Muchaire — und all dies frisch und glänzend mit dem eigenthümlichen süßlichen Geruch der orientalischen Farbstoffe und Parfums. Kein Wunder, daß eine frisch angelangte armenische Karawane für die elegante Frauenwelt Lembergs ein Stadtereigniß und für den spar samen Stadtbürger eine finanzielle Niederlage bedeutete. Dies mochte ein Grund mehr sein des Ubelwillens gegen den Armenier, den der Bürger schon seit langem mit scheelem Blicke ansah. Denn die Armenier standen sich gut zu König und Regierung, sie verstanden es, sich vortheilhafte Privilegien zu verschaffen und in mancher Streitsache mit dem Lemberger Stadtamt sogar die Entscheidung zu ihren Gunsten zu erwirken; 1505 erlangten sie sogar vollkommene Zollfreiheit nicht nur für den orientalischen Import, sondern auch für die Waare aus Lithauen, Preußen und Schlesien. Jetzt fand man in den armenischen Kramläden neben den Schätzen des Orients auch preußischen Bernstein, neben ungarischen Messern und Senfen venetianische Goldschmiedearbeiten. So wurden sie ein unentbehrliches Glied im socialen Organismus, umsomehr als sie sich Dank ihrem gewandten Auftreten und ihren zungenfertigen Sprachkenntnissen zu Dolmetschen, Agenten, Senjalen, Vermittlern, „Factoren“ vorzüglich eigneten. Seit 1538 pachteten sie auch wirklich von der Stadt Lemberg die Einkünfte des amtlichen Dolmetschen, ein Amt, das sie zu einem einträglichen, allgemeinen officiellen Vermittlungsbureau für alle fremden Kaufleute und Interessenten zu erweitern wußten. Nicht selten traf es sich, daß gebildete Armenier die königlichen Botschafter auf ihren Missionen im Orient begleiteten, manchmal sogar ersetzten. Ihr bedeutender socialer und finanzieller Aufschwung im XVI. Jahrhundert veranlaßte öfters die Lemberger Bürgererschaft zu Vorstellungen und Bitten um Einschränkung ihrer Rechte und Privilegien. Das zeitweise Verbot des ausschließlichen Importes wurde zwar 1563 von König Sigismund August wieder aufgehoben, aber schon 1577 die Zahl der Verkaufsläden auf 22 reiche und 19 arme und 1600 die Zahl ihrer Häuser, von denen keines am Ringplaz stehen durfte, auf 79 „contingentirt“; sie hatten kein Braurecht und durften nur zwei Weinschänken, drei Methschänken und vier Bierhäuser halten, auch durften nicht mehr als je zwei Schuster, Schneider und Kürschner und ein Maler „armenischer Nation“ in die betreffenden Gilden aufgenommen werden.

In den folgenden Jahrzehnten hat diese Localgeschichte der Lemberger Armenier zwei Ereignisse zu verzeichnen, welche die scharfen Gegensätze zwischen der *natio armenorum* und den „Christen“ bedeutend milderten. Es ist dies zuerst ihr Uebertritt vom gregorianischen Glauben zur römisch-katholischen Kirche, den der 1627 in Lemberg zum Bischof, 1635 in Rom zum Erzbischof geweihte Nikolaus Torosowicz, trotz des heftigsten Widerstandes der Schismatiker und des auf ihn vom Patriarchen gelegten Bannes, im Jahr 1667 endgiltig durchzusetzen verstand. Das zweite Motiv war die patriotische Haltung der Armenier während der Belagerung Lembergs durch Bohdan Chmielnicki 1648. Wenn ihnen aber 1653 der Besitz von zehn weiteren Häusern, sogar am Ringplatze gestattet, drei neue Kaufläden und der Detailverkauf der Schnittwaaren freigegeben wurden, wozu sie früher nur zu Kriegszeiten, von Fall zu Fall die Erlaubniß bekamen, so ist es noch eine Frage, ob sie diese neuen Rechte auch voll und ganz ausgenützt haben.

Mit dem Jahre 1650 haben die polnischen Armenier den Zenith ihrer Macht und Bedeutung bereits überschritten. Ihr Rückgang ist rascher und heftiger als der allgemeine Niedergang des polnischen Städtewesens und des christlich-bürgerlichen Elementes. Die Kosakenkriege, die furchtbaren Türkenbelagerungen schlugen tiefe Wunden in den Organismus der polnischen und ruthenischen Bevölkerung, für die beinahe ausschließlich handeltreibenden Armenier aber waren diese Wunden geradezu tödtlich; durch den Verlust der Handelsverbindungen mit dem Orient wurde ihnen der Lebensnerv abgeschnitten.

Bei der Einführung der neuen Haussteuer im Jahre 1731 finden wir statt der bewilligten 89 nur 71 armenische Hauseigentümer verzeichnet. Wenn also die Zahl der durch die feste Form des Besitzes Gebundenen um ein Viertel zurückging, wie groß mußte der Abgang bei dem dem täglichen Verdienste nachgehenden Wolfe der kleineren Kaufleute, bei Krämern und Gewerbetreibenden, bei Agenten und Vermittlern sein. Die armenischen Colonien in Jaroslaw, Brody, Żłoczów, Zazłowiec gingen im XVIII. Jahrhundert ein. Neben der Nationalsprache kam der Gebrauch der polnischen immer mehr auf; die Gerichtsacten werden im XVII. Jahrhundert größtentheils polnisch geschrieben; das früheste mir bekannte armenische Grabmal mit polnischem Text stammt aus dem Jahre 1600, das späteste mit armenischer Aufschrift in Lemberg dürfte das des 1686 verstorbenen aus Asdabad stammenden, also hier nicht ansässigen Dwanés (Johann), Sohnes des Dokwatawor (des Reichen) Chotscha Kawasartin, sein. In der Provinz erhielt sich bei den Kleinbürgern die armenische Sprache neben der polnischen bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts; das aller spätestes Document dürfte die vor kurzem in Zazłowiec ausgegrabene Grabtafel vom Jahre 1807 (!) sein.

Zweifelsohne haben sich viele schismatische Familien aus religiösen Gründen, des langjährigen Haders mit dem äußerst schlauen Torosowicz müde, ostwärts nach der Bukowina

und der Walachei zurückgezogen; sicherlich wurde da ein Kramladen nach dem anderen auf immer geschlossen und die Kaufleute kehrten mißmuthig dem einst so gastlichen Lande den Rücken, aber viele wohlhabende Leute, angesehenere armenisch-katholische Familien, die Geadelten, die Hausbesitzer, blieben im Lande. Sie hatten sich in die polnischen Verhältnisse hineingelebt, waren, wenn auch nur in vereinzelt Fällen, mit hiesigen Familien verschwägert. Da sie als Kaufleute ihr Auskommen nicht mehr fanden, wechselten sie den Besitz, vertauschten langsam die hohe armenische Mütze mit dem breitkrämpigen Strohhut des Landmanns. Sie zogen den rothen Weizen Podoliens den goldenen Früchten Armeniens vor, sie wurden Pächter und Gutsbesitzer. So kam es, daß Pater Pysyjskiáuz im Jahre 1820 den größten Theil der 100 Familien als „auf dem Lande wohnend“ bezeichnen mußte.

Der Rückgang der polnisch-armenischen Bevölkerung, das Verschwinden ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten, das Verblaffen dieses lebhaften orientalischen Colorits haben aber ihre noch tiefer liegenden, in den allgemeinen Verhältnissen unseres Jahrhunderts begründeten Ursachen. Haben schon die stahlgrauen Eisenbahnschienen, der schwarze Rock des Städters und die blaue Kitteluniform des internationalen Arbeiterheeres Nationaltracht und Nationalsitte der erbgesehnen Völker aus Stadt und Städtchen vertrieben, umso mehr mußte dies bei einem Volke von immerhin exotischem Gepräge der Fall sein.

Ferner ist zu erwägen, daß das heutige Europa sich den ganzen Orient nach seinem eigenen Wunsche und Geschmack zurechtgelegt, die dortigen Handelsverhältnisse nach seinem Muster eingerichtet hat. Es besorgt selbst seine orientalischen Geschäfte, braucht keinen Vermittler und vermag keinem anderen Volke ein abgesondertes Handelsgebiet, eine ausschließliche Wirkungskphäre zu gewähren. Die heimische Industrie ersetzt so manches orientalische Product und der Reiz, den früher auf kindlich-naive Gemüther diese aus dem Märchenlande stammenden, unter Abenteuern und Gefahren hergebrachten Erzeugnisse ausübten, ist verschwunden. Von dem orientalischen, durch Orientalen betriebenen Handel alten Stils ist heute nur eine Caricatur in der bekannten Figur des kundenlosen, beschaulich schlummernden Teppich- und Rosenwasser-Türken zurückgeblieben. Zwar ist gerade unser Jahrhundert den nationalen Bestrebungen günstiger als manches zuvor. Wo aber das nationale Leben lediglich auf dem friedlichen Familienleben, auf mündlicher Überlieferung beruht, vermag es sich nicht aufrecht zu erhalten, denn unser Jahrhundert duldet keine passive Originalität. Die Sprache des Volksschulbuches und der Zeitung wirkt stärker und nachhaltiger als diejenige, in der die Mutter dem Kinde die ersten Märchen erzählt.

Dies sind die Gründe, warum von der einstigen *natio armenorum* in Polen nur einige tausend Einwohner und von dem ganzen polnischen Orient nur die psychologischen und physiognomischen Charakterzüge dieser starken Race und der eigene armenisch-katholische Ritus übrig geblieben sind; dies auch der Grund, warum gleichzeitig mit der Lemberger

auch die einst so mächtige, vorwiegend polnisch-armenische und katholische Colonie am Nrom-Boom-Slot zu Amsterdam spurlos verschwunden ist.

Verfaßt ist auch diese „gulden bladzijde in 't boek von Amstels roem“, auf immer zerrissen sind die zahlreichen einst zwischen Amsterdam und Lemberg so eifrig



Gesühmbild des Dwanès Minas (XVIII. Jahrhundert).

gesponnenen Fäden, wo Söhne und jüngere Brüder häufig Filialen der alten Lemberger Firmen errichteten; nur die armenische Inschrift auf der bescheidenen und mit dem Osterlamm geschmückten Marmortafel in der jetzigen St. Antonius-Armenschule besagt noch, daß dies einst die im armenischen Jahre 1198, das heißt 1749, von dem auch in Galizien vorübergehend ansässigen Dwanès Minas gegründete armenische Kirche gewesen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vergl. den hübschen Stich E. Philipps vom Jahre 1783.

Zur Erinnerung an diese eigenthümlichen Verhältnisse diene sein jetzt auf San Lazzaro befindliches Bildniß, das auch als Costümbild interessiren wird.

Südtirol besitzt an der nun auch stark im Rückgang begriffenen ladinischen Bevölkerung eine beinahe pikante ethnographische Specialität. Wer durch das märchenhaft abgeschlossene Grödener Thal wandert, am Fuße der abenteuerlich phantastischen Dolomiten, die uns wie der Hintergrund einer Lionardo'schen Landschaft anmuthen, bemerkt eigenthümliche fremde Sitten, hört eine ganz fremdartig klingende Sprache; die bärtigen Männer sehen abgearbeitet und ehrlich aus, die bildhübschen Mädchen tugendhaft und heiter, wie die heiligen Josephs und Madonnas, die sie schnitzen. Nicht so poetisch, obwohl auch eines gewissen landschaftlichen Reizes und großer Originalität nicht entbehrend, ist das Städtchen Ruty am Czeremosz, „fern an den Grenzen des Reichs“, im östlichsten Winkel Galiziens. Dies ist das galizische Grödner Thal, ein ethnographisches Spielzeug, ein Stück Orient im kleinsten Taschenformat.

Die armenisch-katholische Gemeinde von Ruty zählt heute etwa 1200 Seelen. Ihren schon stark durch slavische und rumänische Elemente getrübbten Wortvorrath hat Professor Dr. Hanusz im Jahre 1886 lexikographisch zusammengestellt. Aber ich kenne kein Volk, dessen Typus durch den Stiff und dessen Sprache durch das gedruckte Wort sich so unvollständig wiedergeben ließen. Sieht man sie, wie sie in den gedeckten Gängen ihrer ebenerdigen sauberen Häuser in Ruty mit gefalteten Händen da sitzen und mit halbgeschlossenen Augen ein finanzielles Eden träumen, wo Heller gefät und „rothe“ Ducaten geerntet werden, so würde man sie für die gewöhnlichen apathischen Orientalen halten. Aber wenn sie von verschiedenen Häusern her inmitten der Straße sich plötzlich zu einer Gruppe versammeln und, sich Viertelstunden lang bei der rechten Hand haltend, sich zerrend und schaukelnd, ein oft lächerlich geringfügiges Geschäft abschließen, da öffnen sich die großen Lider und das träg träumerische Auge gewinnt einen glänzenden, energischen, beinahe stechenden Ausdruck; die Sprache, die kurz vorher so schwer und langsam über die Lippen zu fließen schien, schießt jetzt mit ihren zahlreichen Zischlauten über die tiefsten Gutturale wie die Stromschnellen des reißenden Gebirgsbaches über rollende Kieselsteine hinweg, die langen, der immer scharf betonten Endsilbe zueilenden Worte verleihen ihr einen eigenthümlichen springenden Charakter, so daß man anfangs lauter Fragefälle zu vernehmen glaubt. Die Vocale scheinen, schwachen Akten gleich, nur mit Mühe das überreiche consonantische Laubwerk zu tragen.

Ähnlich wie das armenische Temperament äußert sich auch der armenische Typus gerne in Extremen. Allen gemeinsam ist die dunkle Gesichtsfarbe, das große, beinahe ins violette fallende Auge mit dem kleinen, stechenden Augapfel, die allzugroße, oben stark gekrümmte Nase, die fliehende Stirne, die schmale, sehr spitze Schädelbildung,

bei Männern außerdem der stark behaarte Körper, der bis an die Augenlider hinaufwachsende Bart, das ungemein dichte, schwarze (ausnahmsweise rothe, nie blonde), struppige und dichte Haupthaar bei häufiger und vorzeitig eintretender Kahlköpfigkeit.

Innerhalb dieser allgemeinen Eigenthümlichkeiten scheiden sich genau zwei verschiedene Typen. Den weit vorwiegenden Theil dieser Race bilden kleine, untersekte, wohlbeleibte, jedoch nicht muskulöse Gestalten mit großer fleischiger Nase und Unterlippe und etwas lichter Gesichtsfarbe, allzulangen Armen und Oberkörpern, die bei dem lebhaft trippelnden Gange auf dem allzu knapp bemessenen Fußgestelle ganz bedenklich hin und her schaukeln.

Den zweiten Typus bilden hochaufgeschossene, hagere Gestalten mit etwas gekrümmtem Rücken, schmalen Lippen und spindeldürrer Nase. Ihr ungewöhnlich dunkler Gesichtsteint berechtigte Jan Lam, den schlimmen Wikbold, zu der Annahme, daß sie „Tinte schwitzen“. Ruhig, ja vornehm in Gang und Geberden, entbehren sie nicht einer gewissen anmuthig würdevollen Originalität. Sogenannte Herkulesgestalten, große, starke,

muskulöse Halbriesen, sind im armenischen Volksstamme vollkommen unbekannt. Auch bei den Frauen treffen sich „imposante Erscheinungen“ äußerst selten, ja ich kann mich überhaupt nicht erinnern, je eine schlankte, hochgewachsene „Armenierin“ gesehen zu haben. Sie sind nicht das, was man als „schöne Erscheinungen“ zu bezeichnen und zu verehren pflegt. Doch finden sich unter den früh entwickelten Mädchen und jungen Frauen viele Typen von pikanter Originalität und einer eigenthümlich erust-würdevollen Anmuth. Das kluge, (etwas kalt) träumerische, matt glänzende Auge, der dunkle, matte Teint, das schöne schwarze Haar, ein unverkennbarer Adel der Züge, dies Erbstück aller uralten und geistig lebenden Racen,



Costümbild einer alten Frau (1801).

der, auch dem männlichen Typus, aus allen seinen recht bedenklichen Schönheitsfehlern heraushilft, vereinigen sich oft zu einem wirklich schönen Ganzen. Und diese „Schönheiten“ welken nicht rasch dahin, im Gegentheile, sie blühen — leider — zu stark auf.

Vor zwanzig Jahren war in Kutj noch in vereinzeltten Fällen und bei besonders feierlichen Gelegenheiten das armenische Costüm bei den Männern zu sehen. Aber diese Tracht hat wenig Originelles, sie wird sehr ähnlich auch von Rumänen und sonst häufig im Orient getragen. Die Tracht der Armenier in den vorigen Jahrhunderten können wir aber mit ziemlicher Sicherheit reconstruiren. Für das XVI. Jahrhundert haben wir die so bedeutenden, vom Jahre 1546 datirenden Fresken in der Klosterkirche von Boronec in der Bukowina auf der die ganze Westseite der herrlich gelegenen Klosterkirche einnehmenden Darstellung des jüngsten Gerichtes. Unter den in der unteren Reihe abgebildeten Gruppen, welche die herbeigerufenen Völkerschaaren andenten sollen, finden wir zwischen der Schaar der Tataren und der Araber, die von einem Patriarchen geführte armenische Schaar (lyk arminski). Einer trägt ein langes graues Kleid mit blauen Aufschlägen und hohe graue Mütze, ein Zweiter ein dunkelblaues Kleid und ebensolche jedoch geschlitzte Ärmel, der Dritte erscheint in einem goldgewirkten, mit rothen Blumen gemusterten Talar und breiten Überärmeln und hochrothen Kasfan mit engen Schlüßärmeln. Das armenische Costüm des XVII. Jahrhunderts erschen wir an dem herrlichen, reich gekleideten Selbstbildnisse Rembrandts, das ich noch vor drei Jahren in der wenig bekannten, aber äußerst werthvollen Privatgalerie des Fräuleins Kums in Antwerpen gesehen habe. An der Echtheit des Costüms ist bei der bekannten Liebhaberei des großen Meisters, der es wohl aus erster Hand am Hoog-Boom-Sloot in Amsterdam erwarb, nicht zu zweifeln. Für das XVIII. Jahrhundert haben wir endlich das vermeintliche Bildniß des oberwähnten Minas. Daß sie bis ins XIX. Jahrhundert hinein die alte Tracht nicht ganz aufgegeben haben, erschen wir aus dem beigegefügten, so äußerst charakteristischen, von Johann Kraus 1801 gemalten Pastellbildniß der klug darcin schauenden Dame aus der galizischen Familie Soltan Abgarowicz (sie starb 1822).

Die Armenier in Kutj sind fast ausnahmslos Handelsleute und zugleich Industrielle. Sie wollen eine Mittelstellung zwischen Haus- und Großindustrie einnehmen und gleichzeitig Vermittler, Verkäufer und Exporteure der eigenen Erzeugnisse sein. Die moderne, alles specialisirende Zeitströmung kann dies nicht begünstigen, und so darf man sich nicht wundern, daß die Geschäfte in Kutj besonders seit 1887, wo in Folge der rumänischen Grenzsperrre ihnen der Viehhandel entzogen wurde, immer schlechter gehen. Sie sprechen seufzend von den Bierziger- und Fünßziger-Jahren, von der guten alten Zeit der — Unschlittkerze.

Damals pflegten die „Kutjer“ Ziegen und Schafe auf den gepachteten Almen der östlichen Karpathen den Sommer durch zu halten; im Herbst begann dann die eigentliche Kutjer „season“. Von den massenhaft geschlachteten Thieren wurde ein kleiner Theil

geräuchert und kam als Rozina (adsumis), eine Delicatsse, die jedoch nur unter gefälliger Mitwirkung von Zähnen und Magen rathsam ist, in den Handel; der größte Theil wurde „auf solhan gegeben“, das heißt zur Talgfabrikation verwendet. Nachdem Kopf und Füße abgetrennt und die Thiere ausgeweidet waren, wurden sie zu Dutzenden in riesige Kessel geworfen und mit siedendem Wasser abgebrüht; die aufsteigenden Talgstücke wurden abgeschöpft und zu großen Klumpen von bestimmtem Gewicht, zu sogenannten „Steinen“ geformt.

Nun nahte der von Jung und Alt mit Freuden und Bangen erwartete Tag der „ungarischen Expedition“. Kleine Huzulenpferde wurden mit den „Talgsteinen“ bepackt. Der Armenier ist ein leidenschaftlicher Reiter, aber nur soweit es das Geschäft erfordert, denn sehr charakteristisch sagt sein Sprichwort: „der Armenier zu Pferd vergift selbst Gott, aber einmal abgestiegen, vergift er sein Pferd“. Daß während des Sattelns und Bepackens der Reit- und Saumthiere, während des Schnürens der Känzlein unendlich viel Hände gerungen und Thränen vergossen, geheult und gejammert wurde, ist selbstverständlich — da müßten die Armenier keine Orientalen sein. Ein kleiner „Waschtang“, ein Geschenk, das die Wegfahrende den Zurückbleibenden, ja, Kinder selbst ihren Eltern geben mußte, versagte jedoch selten seine lindernde Wirkung auf die aufgeregten Gemüther, umsoweniger als er ja nur als Angabe auf den heimzubringenden großen „Waschtang“ betrachtet wurde. Endlich setzte sich unter allgemeinem Johlen und Jauchzen, Zurufen und Hütefchwenken die Karawane in Bewegung nach dem „madschâr jergir“ (dem Ungarlande). — Das ist der Rest der alten Karawanen; nicht mehr ging es ans Schwarze Meer, nicht mehr stand an ihrer Spitze der kriegs- und welterfahrene Karawan-Bascha, der die Wege bis nach dem Mutterlande, bis nach Etchmiadzin hin kannte, jetzt handelte es sich nur mehr darum, einen ungarischen Grossisten in Szatmâr oder Szigeth „umzukriegen“. Freilich wußten sie hier artig und behutsam aufzutreten, denn sie richteten sich stets nach ihrem Nationalspruchwort: „Mit der Faust stößt man nicht auf die Spitze der Ahe“ oder „Kommst Du in eine fremde Stadt und siehst, daß man den Hut verkehrt trägt, dann thur' es ebenso“.

Nach Kutj zurückgekehrt, wurde der Exporteur und „reisende Kaufmann“ zur Abwechslung wieder zum Industriellen, zum Kunstgärber — tabakâr. Zwar bedauert das armenische Sprichwort, daß „von einem Schafe nur ein Fell abgezogen werden kann“, aber immerhin gab es von den jährlich gekauften dreißigtausend Schafen genügend Felle, um 24 Gärereien und Saffianfabriken lohnende Arbeit zu geben. An den langen Winterabenden wurden dann beim Glas heingebrachten Ungarweines die gewonnenen Hundert gezählt und die Millionen — hinzugeträumt. Nun ist auch diese Kleinindustrie von dem fabrikmäßigen Großbetriebe verdrängt worden, von den 24 Gärereien ist nur eine geblieben und diese ist in jüdischen Händen.

Die Ruther und etwa noch die Eriatyrer Armenier unterscheiden sich von den übrigen „polnischen“ Armeniern dadurch, daß sie nicht nur wie diese fest an ihrem Ritus hängen, sondern noch von altersher ihre eigenen Sitten, Gebräuche und Vorurtheile bewahrt haben, deren einige hier erwähnt sein mögen. So pflegen die Eltern um den Täufling eine lange Schnur zu wickeln, deren Knoten dann während des Ceremoniels von den Taufpathen gelöst werden. Ein Vorurtheil verbietet es den Brautleuten während des Aufgebotes in der Kirche zugegen zu sein. Während der Verlobung (sehanwög), die immer im Hause der Braut, nach glücklicher Beendigung der langwierigen, oft sehr schwierigen Unterhandlungen über die Mitgift, stattfindet, werden die Verlobungsringe von einem Priester geweiht. Am Vorabend der Trauung versammeln sich im Hause des Bräutigams seine Freunde und Verwandten. Während die Musik lustige Weisen spielt, erscheint ein Barbier, um alle Anwesenden zu rasiren oder ihnen die Haare zu stutzen (thegin), und während er den Kopf des Bräutigams vornimmt, stehen ihm zwei junge Leute mit brennenden Kerzen zur Seite. Ein Pistolenknall deutet an, daß die Sendboten mit den Geschenken der Braut angelangt sind. Aber sie wollen die Kleider, Wäsche und Pfeife nicht gleich hergeben, ein scherzhafter Handel beginnt, und schließlich müssen sie sich ihre hohe Forderung auf einen ganz kleinen „baschtang“ herunterhandeln lassen. Gleichzeitig läßt auch der Bräutigam der Braut seine Gaben überreichen.

Am Hochzeitsstage versammeln sich die Männer zuerst im Hause des Bräutigams; von da begibt sich ein langer Zug, voran die Brüderschaften, deren Ältester einen mit flatterndem Tuche umbundenen hohen Stab<sup>1</sup> (kawazán) trägt, dann der Priester, endlich der Bräutigam mit den Freunden zum Hause der Braut, wo sie mit Süßigkeiten, Wein und Musik empfangen werden. Jetzt wird erst die letzte Hand an die Toilette der Braut gelegt. Auf einen in die Mitte des Zimmers gestellten Stuhl wird ein großes Polster gelegt; nachdem die Braut darauf Platz genommen, umringen sie die Brautjungfern, legen ihr eine oft sehr werthvolle (häufig ausgeliehene) Brillantenkrone ins Haar und puken sie mit dem Myrthenschleier stattlich aus. Die Braut steht auf und wünscht ihren Brautjungfern, die sich der Reihe nach auf das Polster setzen, es möge ihnen recht bald ein gleiches Glück zutheil werden. Während der Hochzeitszug in den Wagen oder Schlitten Platz nimmt, werden die Brautleute von allen Seiten mit Zuckerwerk und Süßigkeiten beworfen. Bei der Trauung werden über den Häuptern der Brautleute kleine Kränze (byság) gehalten. Doch dies gehört schon mehr zum Ritus, auf den näher einzugehen ich mir versagen muß. Am Tage nach dem üblichen Hochzeitschmause werden den geladenen Gästen noch verschiedene Esßwaaren (darós) ins Haus geschickt.

<sup>1</sup> Auf den Boronecer Fressen trägt der härtige Anführer der armenischen Schaar einen ähnlichen mit einem blauen Tuche umwundenen kawazán.

Weniger passend erscheint die jedenfalls sehr alte Sitte des Todtenschmaußes (hokuház), bei dem Freunde und Verwandte des im Nebenzimmer aufgebahrten Todten oft bis tief in die Nacht beisammen bleiben. Denen, die nicht theilnehmen können, werden



Großmutter und Enkel, armenische Typen aus Kutai.

ruschtá, ein Gebäck, und ambráwo<sup>1</sup>, honigbestrichenes Milchbrot, ins Haus geschickt. Früher gab man den Todten eine kleine Münze in den Mund oder legte ein weißes Linnen in den Sarg. Die Schnur, mit der das Maß für den Sarg genommen wurde, wird in eine kleine Öffnung der Zimmerdecke eingeschoben.

<sup>1</sup> Schon die Betonung zeigt, daß dies nicht armenische Worte sind, ersteres scheint slavischen, letzteres türkischen Ursprungs zu sein.

Am ersten Weihnachtstage wandern die Bruderschaften von Haus zu Haus und singen das Weihnachtslied awedis (alleluja). Der mehrstimmige Gesang klingt überaus erust und würdig; der scherzhaft-naive und novellistische Text entspricht den Weihnachtsliedern des späteren Mittelalters und scheint jüngeren Datums als die Musik zu sein.

*Largo.*

Aj - sór e dó - ny dzy - nyn - tián, a - we - dís.  
 Dzy - nów Ma - riám z Hi - sús wor - tin, a - we - dís.

Ajsór e dóny<sup>1</sup> dzynyntián, awedis  
 Dzynów Mariám zHisús wortin, awedis  
 zHisús wortin zSurp Hokwen, awedis  
 Ter tscher jechaw jerek awur, awedis  
 Jew wotsch hawn jerek chosiez, awedis  
 Inkn i mören Der chosiezaw, awedis  
 „Mariam Majr jes ku dzara, awedis  
 Mariam dur zis aschgerdutiun, awedis  
 Jertam anim aschgerdutiun, awedis  
 Mariam mi ar zortin lusin, awedis  
 Zortin lusin inkny gusin, awedis.“

Kynac jelaw as wankerun, awedis  
 Wozgi peran wartabiedin, awedis  
 Kyrjec zortin aszgerdutiun, awedis  
 Kir kyrjecin zajnpunenajn, awedis  
 Na tscher gartar zajnpunenajn, awedis  
 Te gygarta zsachmossaran, awedis  
 Kir kyrjecin zsachmossaran, awedis  
 Na tscher gartar zsachmossaran, awedis  
 Te gygarta scharaganaz, awedis  
 Kir kyrjezin scharaganaz, awedis  
 Na tscher gartar scharaganaz, awedis

Heute ist das Fest der Geburt, Alleluja!  
 Maria hat Jesus den Sohn geboren, Alleluja!  
 Jesus den Sohn aus dem heiligen Geiste. Alleluja!  
 Drei Tage waren noch nicht vorüber, Alleluja!  
 Der Hahn hatte dreimal noch nicht gekräht, Alleluja!  
 Da sprach der Herr zur Mutter: Alleluja!  
 „Maria, Mutter, ich bin Dein Diener, Alleluja!  
 Maria, gib mich in die Lehre, Alleluja!  
 Ich will mich unterweisen lassen, Alleluja!  
 Maria, halte den Sohn des Lichtes nicht auf, Alleluja!  
 Den Sohn des Lichtes und den Sohn der Jungfrau!  
 Alleluja!“

Er ging und trat in eines jener Klöster, Alleluja!  
 Sie brachte Gold dem Lehrer, Alleluja!  
 Und schrieb den Sohn in die Lehre ein, Alleluja!  
 Man schrieb [ihm] das Alphabet auf, Alleluja!  
 Aber er las nicht das Alphabet,<sup>2</sup> Alleluja!  
 „Er liest [vielleicht] den Pfalter? Alleluja!“  
 Man schrieb [ihm] den Pfalter auf, Alleluja!  
 Aber er las nicht den Pfalter, Alleluja!  
 „Er liest [wohl gar] die Hymnen? Alleluja!“  
 Man schrieb ihm die Hymnen auf, Alleluja!  
 Aber er las nicht die Hymnen, Alleluja!

<sup>1</sup> Sämtliche Worte betonen die letzte Silbe, mit Ausnahme von „dóny“ in Vers 1. † ist das tiefliegende gutturale der slavischen Sprachen, ähnlich dem Alemannischen, besonders dem Schweizer l in „will“; der Accusativ wird durch vorgelegtes z gebildet.

<sup>2</sup> Das heißt, er blüfte es nicht einmal an, es war ihm zu wenig.

Te gygarta zawedaran, awedis.	Demu er liest wohl gar das Evangelium, Alleluja!
Kir kyrjecin zawedaran, awedis.	Man schrieb das Evangelium auf, Alleluja!
Na tscher gartar zawedaran, awedis.	Aber er las nicht das Evangelium, Alleluja!
Te gygarta zastwadzapan, awedis.	Demu er las die Theologie! Alleluja!
Astawdzapan miaperan, awedis	Die Theologie [las er] mit vollem Munde (stehend) Alleluja!
Intsch apechak wartabiedak, awedis.	Wie die Mönche und Doctoren. Alleluja!
Cechu cechu jalan mydan, awedis	Und viele der Geschlechter (Generationen) kamen und gingen. Alleluja!
Parag u jergan tucht kyrjecin, awedis	Und haben [viele] Bücher, dünne und dicke geschrieben, Alleluja!
Tyran i Marjam chyrgecin, awedis	Sie schickten um Maria, Alleluja!
Mariam jegu ar ku zortin, awedis	[Und sagten:] Maria nimm Deinen Sohn. Alleluja!
Mezi tschanel aschgerdutiun, awedis	Nicht ihn unterweisen, Alleluja!
Kanz wor gane warbedutiun, awedis.	Aber von ihm lernen sollen wir. Alleluja!

Am feierlichsten wird das Epiphaniensfest begangen; nach der vollzogenen Wasserweihe pflegte der Pfarrer ein Crucifix in das Weihwasserbecken zu versenken. Ein wohlhabendes Gemeindeglied bot dann für die Ehre, das Kreuz hervorzuholen zu dürfen, eine bestimmte Summe, die oft durch die auf die Frage des Priesters, „wer gibt mehr?“ erfolgenden Mehrgebote eine recht beträchtliche Höhe erreichte.

Als armenische Leispeisen gelten vor Allem der gantschebur mit hurut, eine Suppe mit einer käseartigen Gemüseconserve und mit dreieckigen fleischgefüllten „Shrlein“; eines ist aber viereckig und heißt dokwät (das Glück), wer dieses bekommt, wird noch im laufenden Jahre heiraten; ferner Reissuppe (prindze abur), das erwähnte geräucherte Schafffleisch (Adzumis oder buschen), ferner verschiedene Mehlspeisen, wie tutmatsch und chatlamá, vor Allem aber eingemachtes Obst, wozu man noch heutzutage in Ostgalizien zu den unpassendsten Tageszeiten genöthigt wird.

So haben wir denn, um armenisches Volksleben zu finden, in den östlichsten Winkel Galiziens flüchten müssen. Die Bevölkerung von Ruty und Umgebung ist aber größtentheils, wie erwähnt, erst im vorigen Jahrhundert aus Rumänien eingewandert; sie repräsentirt daher weder in physischer, noch in geistiger Hinsicht den reinen und edleren armenischen Typus. Dieser ist nur in den Abkömmlingen jener frühesten Einwanderer zu suchen, die bald nach dem Falle der Stadt Ani und in den folgenden drei Jahrhunderten das Vaterland verlassen mußten. Daß diese als politische Flüchtlinge dem Adel und höheren Ständen angehörten, ist klar und in der Natur der Sache begründet. Diese haben auch in der Zeit ihrer Blüte die Originalität ihrer stolzen „natio“ in verschiedenen

<sup>1</sup> Die Schriften der Kirchenväter.

Kunstzweigen zum Ausdruck zu bringen verstanden. Während die 1756 gegründete Lutzer Kirche gleich den anderen armenischen Pfarrkirchen, wie z. B. in Tyšmienica (1759 bis 1791), Sniatyn (1718), Horodenka (1706), Stanislaw (1748 bis 1772), Lysiec (1785), den übrigen polnischen kleinstädtischen in mattem und verflachtem Barockstil gehaltenen Kirchen an über Langeweile nicht nachsteht, besitzen wir an der Lemberger erzbischöflichen Kathedrale ein zwar bescheidenes, aber interessantes Denkmal byzantinisch-armenischen Stils.

Der nach Osten gerichtete ursprüngliche Bau hat drei auch außen sichtbare Apfiden; die mittlere, halbkreisförmige (nicht polygone, wie solche sonst bei den südwestlichen Ausläufern der byzantinischen Kirchenbauten meist üblich) ist beinahe dreifach so breit als die zwei schmalen und trotz der sichtbar später ausgehauenen Wände auch heute nur 1·6 Meter breiten Seitenapfiden. Diesen beiden nischenartigen, leerstehenden, weil zur Aufnahme eines Altars zu engen, runden Abschlüssen entsprechen im westlichen Theile zwei ebenso schmale, nischenartige Räume; den Querarmen zu offen, sind sie vom Westarm durch zwei ungeschlachte Mauerpfeiler und oben durch eine ebenso starke Scheidewand getrennt, die von einem 4·07 Meter breiten und nur 5·20 Meter hohen, also sehr stumpfen Spitzbogen<sup>1</sup> getragen wird. Über der Vierung erhebt sich die ziemlich hohe, von vier Rundfenstern durchbrochene, außen polygone, inwendig kreisrunde, unten von einem polygonen zwölfeckigen Rahmen eingefasste Kuppel; der Übergang ist ohne besonderes Geschick durch vorgegebene Ziegel hergestellt. Besonders bemerkenswerth ist, daß die Ost- und Westarme gleich lang, die Querarme jedoch kürzer sind, daß sie somit weder ein lateinisches noch ein griechisches, sondern das specifisch armenische Kreuz bilden.

Dies so eigenthümliche Verhältniß der Kreuzarme, die polygone Einfassung und Außenseite der Trommel, der nischenartige Charakter der beiden Seitenapfiden und der ihnen entsprechenden Hinterräume, die Form der beiden stumpfen Spitzbogen, alle diese Motive vereint bewirken, daß wir hier durch die allgemeinen spätbyzantinischen Grundformen den speciellen armenischen Dialect hindurchhören. Unser Bau weist mit der Kirche in Arkuri auf dem Berge Ararat unverkennbare Analogien auf<sup>2</sup>, nur daß dort die traditionell armenische rechteckige Außenform durch die rechteckige Gestalt der Seitenapfiden und außen durch den geradlinigen Abschnitt des Halbkreises der Hauptapsis treuer gewahrt ist.

Dagegen würden wir in Lemberg nach armenischer Profanarchitektur vergebens suchen; die schmucken Häuser in den armenischen Gassen zeigen im Gegentheil das Bestreben der Besitzer durch Reichthum der in reichem Stil der Spätrenaissance gehaltenen Außen-decoration es den Patriziern gleichzuthun. Sie haben nur ein kulturhistorisches, aber kein kunstgeschichtliches Interesse; sie verdanken ihr Entstehen dem armenischen Säckel,

<sup>1</sup> Ähnliche Bogen finden sich in den Werken von Tegier Dubois und P. Mišchan häufig abgebildet.

<sup>2</sup> Bei Gailhaband.



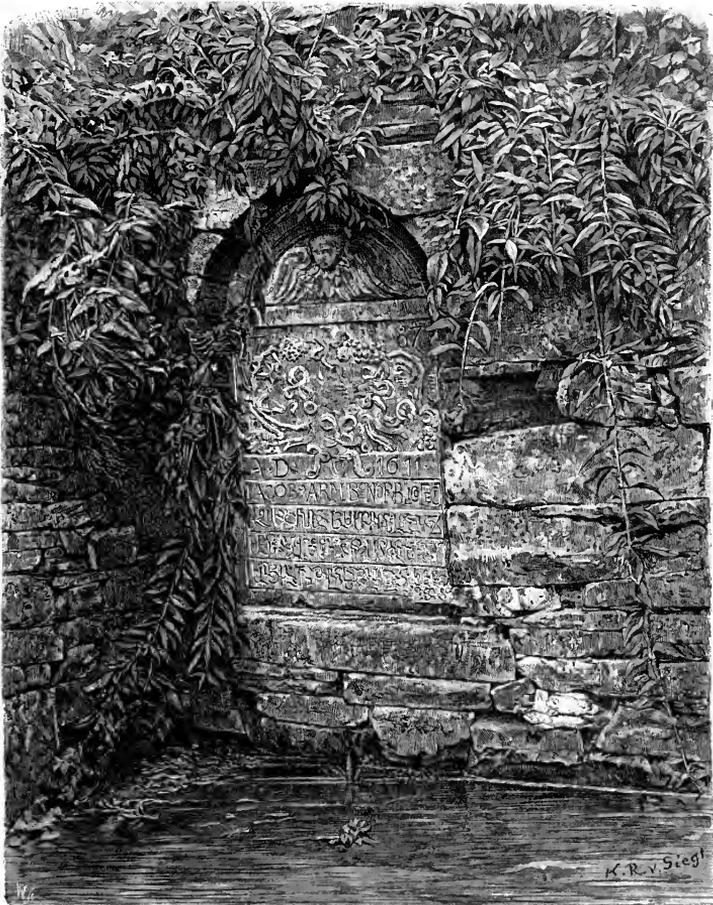
Thorbogen eines armenischen Patrizierhauses in Naglowiec.

aber kaum der armenischen Hand. Anders in dem historisch und landschaftlich so interessanten Städtchen *Fazlowiec* im *Buczaczer* Kreise. Lange ansässig, bildeten sie dort noch im XVII. Jahrhundert mit ihrem ausgebreiteten Handel, eigenem Bischof und Gericht das ausschlaggebende Element. Sie vermochten zwar die autochthonen Polen und Ruthenen aus ihren Holzhäusern und Lehmhütten am unteren Marktplatz nicht zu verdrängen, nahmen dagegen die beiden gabelförmig in den Hauptplatz mündenden Zufahrtsstraßen beinahe ausschließlich in Besitz. Dort mauern sie dicht aneinander ihre eleganten ebenerdigen Häuser und schmücken sie anfangs mit feinen und schlichten, später unter dem sichtlichen Einflusse der Lemberger Steinmetzen etwas überladenen Thür- und Fensterrahmen; man ist erstaunt in den heute von der ärmsten Bevölkerung bewohnten geräumigen Gemächern und Vorhöfen vortreffliche Kreuzgewölbe, feine Steinornamente und unterhalb derselben große gewölbte Keller zu finden. Während eine Verordnung des eifersüchtigen Lemberger Magistrates Breite und Höhe ihrer Häuser vorschrieb und sie theils aus diesem Grund, theils durch den ungesunden Trieb, es den reichsten Patriziern gleich zu thun, auf falsche Bahnen geriethen und zu vollkommenem Aufgeben ihrer Eigenart verleitet wurden, konnten sie hier frei von jeder Norm, Vorschrift und drückenden Nachbarschaft sich Haus und Hof nach eigenem Gutdünken einrichten, in der Architektur ihre besonderen Bedürfnisse und das eigene Stilgefühl zum Ausdruck bringen. So müssen sich denn oft nicht nur armenisches und barockes Linienspiel auf einem Grabsteine, sondern auch beide Sprachen, die armenische und lateinische, auf einer Tafel vertragen lernen. Die Brunnentafel vom Jahre 1611 interessiert uns vor Allem durch die merkwürdige Mischung barocker Traubengewinde mit dem spezifisch armenischen Bandornament (das sich auf einer Mabaßertafel vom Jahre 1463 in der Lemberger Kathedrale noch in ganzer traditioneller Reinheit offenbart), dann aber durch die Inschrift: damit auch der „*milät*“, der autochthone Christ, auf den sie, wenn es kein großer Herr ist, mit Geringschätzung herabzublicken, das gemeinnützige Werk, das „*Jacobus Armenus hono publico fecit 1611*“ entsprechend würdigen könne, wird ihm dies in der ersten Zeile in lateinischer Sprache mitgetheilt, aber die drei folgenden Zeilen besagen in armenischer Sprache<sup>1</sup>:

Dies Kreuz und die Errichtung dieses / Brunnens ist das Werk des Herrn Jakob / und seines Bruders Stephan. Vollendet / im Jahre nach armenischer Rechnung / 1000 und 60 obendrein. / Aprahem (der Steinmetz?) / hat dies treulich ausgeführt.

Einige Jahrzehnte später errichteten sie hoch oben über der Stadt, wo der Weg aus der *Buczaczer* Hochebene in den Thaleinschnitt scharf einbiegt, das (um 1800 abgetragene) armenische Thor und ihre eigene Miliz vertheidigt die Stadt unter dem tapferen, aus

<sup>1</sup> Gelesen von P. Leonce Abichan auf San Vazzaro und Can. T. Dawidowicz in Lemberg.

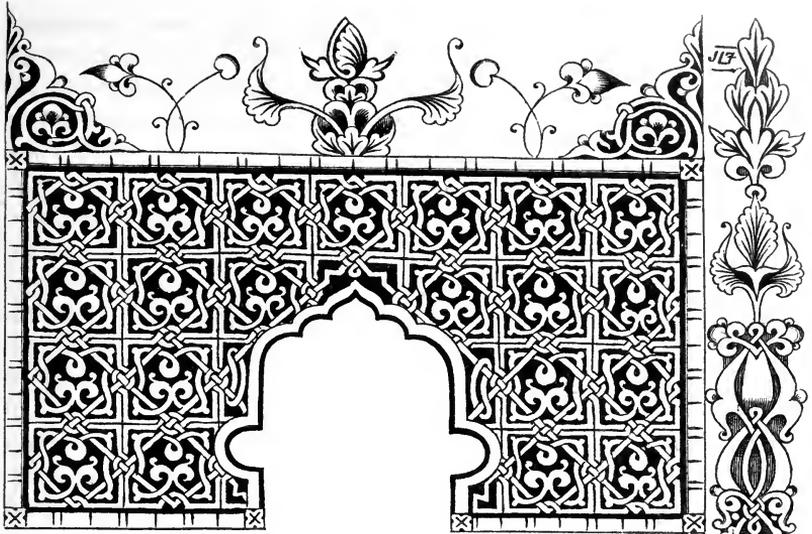


Brunnentafel in Zazowice aus dem Jahre 1611.

Armenien frisch zugereisten Bohdan Seferowicz mit großem Erfolg 1648 gegen Kosaken und Tataren und später gegen die Türken. Mit Verachtung blicken diese Dreiviertel-Armenier von der Höhe ihres Thurmes auf die Kleinbürger herab; nur das Geschlecht der Koniecpolski, der mächtigen Herrscher von Zazowice, die am entgegengesetzten Munde des Thalkessels in dem kühn und trotzig auf einem vorpringenden Felsen hingepflanzten Schlosse haufen, imponirt ihnen gewaltig.

Noch reiner als in diesen altarmenischen Häusern in Zazkowiec äußerte sich das armenische Stilgefühl in den Holzbauten mit ihrer originellen Dachform. Über dem ziemlich schwerfälligen, nüchternen ebenerdigen Bau schwingt sich ganz unerwartet, eine wahre architektonische Überraschung, ein hohes, sehr spitzes, stark geschweiftes Dach (zazüg) empor; die an seinen beiden Giebelenden aufgezplanten lanzettartigen, etwa meterhohen Spitzen (stilp) bringen das Motiv des flugartigen Emporstrebens besonders energisch zum Ausdruck. Es scheint sich darin der Nationalcharakter auszuprägen; auf schwer beweglicher phlegmatisch feßhafter Anlage ein plötzliches, unvermitteltes, cholertisches Emporschnellen, eine zwischen abgegriffenen Geschäftsbüchern, vergilbten Zetteln und Rechnungen, den stummen Zeugen jahrelangen Handelns, Feilschens und Nachrechnens, sich plötzlich losringende, emporstießende Phantastik. Solcher Häuser besaß das Städtchen Sniatyn noch vor wenigen Jahren mehrere.

Das figurale Element sagt dem armenischen Kunstcharakter wenig zu; die Evangelistenfiguren, die man in zahlreichen in Polen entstandenen Evangeliaren findet, sind im Ganzen und Großen nur eine ohnmächtige Wiederholung allgemein-byzantinischer Vorlagen. Um so origineller, eigenartiger ist das armenische Ornament; das zu unserer Darstellung abgebildete ist einem in Polen im XVII. Jahrhundert entstandenen, jetzt im Kloster San Lazzaro in Venedig befindlichen Evangeliar entnommen. Dort, wie auch in dem Mechtaristenkloster am Neubau in Wien und im Czartoryski'schen Museum in Krakau finden sich mehrere in Polen entstandene und illuminierte armenische Codices; die schönsten besitzt aber wohl die Pariser bibliothèque nationale. Durch feste Structur, durch organische Gliederung unterscheidet sich das armenische Ornament äußerst vortheilhaft von dem wirbellosen byzantinischen, das in regenwurmartigen Windungen bedeutungslos nach unten verläuft. Viel weniger wird das Auge von den Initialen befriedigt, wo zwischen Ranken und Blättern Vögel und Fische ihre Jahrhunderte alten akrobatischen Kunststücke fortreiben; denn dies spitzfindige Witzeln vermag nur schwer die eigentliche Ursache, das verlegene Schwanken zwischen dem orientalischen, das heißt dem ornamentalen, und dem occidentalen, das heißt dem figuralen Elemente zu maskiren. Als vereinzeltes scherzhaftes Spiel läßt man es sich gefallen; wenn man aber diese bizarren Verschlingungen des in Polen im XVI. Jahrhundert entstandenen Evangeliars auf einem bereits 1375 in Armenien geschriebenen Zug um Zug wiederfindet, muß man doch zugeben, daß auch der armenische Zweig die frühe Erstarrung der Formen mit seinem byzantinischen Stamme gemein hat. Sie theilen auch die weiteren Schicksale, beide gehen ziemlich gleichzeitig zu Grunde; sie verfaulen, denn die Hochfluth des Barocks hat den Boden, auf dem sie früher so schön gediehen, in einen ungefundnen Morast verwandelt. Zwar wird im Beginn des XVII. Jahrhunderts noch manch schönes schlanke Linienpiel aus den Evangeliaren auf die Grabsteine



Randverzierung aus einem armenischen Evangeliar des XVII. Jahrhunderts.

hinübergeschmuggelt, aber es verliert sich mit den armenischen lapidaren Schriftzeichen und der Sprache; die orientalischen schlanken Linien blähen sich auf, das Ornament verfällt auch hier in rohe und aufgedunsene Schwerfälligkeit.

Selbst das armenische Kreuz, wie wir es so häufig in die Thürpfosten der Lemberger Kathedrale oder in Grabsteinen eingemeißelt finden, verliert die ursprünglich so charakteristische durch Tradition und Liturgie geheiligte Form; die früher so schlanken, von einem flach liegenden Bande dreieckig gebildeten Lang- und Querarme bekommen an ihrem Ende Beulen und Auswüchse als untrügliches Zeichen innerer Fäulniß. So hat denn auch hier der Barockstil seine zersekende Wirkung ausgeübt.

Der Übergang zu den Formen des Barocks, das Aufgeben des nationalen Stils ist aber unter den damals in Polen herrschenden Verhältnissen nur als das äußere Anzeichen der sich innerlich im Volksleben vollziehenden Polonifirung zu betrachten. Am Schlusse des XVII. Jahrhunderts hatte es zwar einen Augenblick den Anschein, als sollte der schon stark in Rückgang begriffenen „natio“ eine Aufgabe zufallen, deren Lösung sie innerlich geeinigt und gefestigt und ihre vorwiegend kommerzielle Bedeutung



zu einer eminent politischen erhoben und geadelt hätte. König Johann Sobieski hatte nämlich den polnischen Armeniern in den weitsichtigen Plänen seiner Orientpolitik eine hochwichtige Rolle zugebach. Er plante ein selbständiges armenisches Reich in Asien, das unter Roms geistiger und Polens politischer Suprematie die Türkei in Schach halten sollte. Daß die polnischen Armenier als enfants models zur Vermittelung und thatkräftigen Förderung seiner Pläne ausersehen waren, ist selbstverständlich; leider kam das großgedachte Unternehmen über zwei diplomatische von Armenien geführte Missionen an den König von Persien (1686) und an den Patriarchen von Etchmiadzin (1696) nicht hinaus. Nach des großen Königs so vorzeitigem Tode (1696) fand sich in Polen Niemand, der die große Idee aufgegriffen hätte, wohl aber erfahren wir aus Heigels historischen Studien, daß kurz darauf dem Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz die Krone des zu gründenden armenischen Reiches angetragen wurde, was wohl in irgend einem inneren Connexe mit Sobieskis gescheiterten Plänen stehen dürfte.

Das XVIII. Jahrhundert hat im Ganzen und Großen sowohl in der allgemein polnischen als auch in der armenischen Specialgeschichte wenig Erfreuliches zu verzeichnen; zwar beginnen schon Mitglieder hervorragender armenischer Familien Amt zu bekleiden und an der Politik regen Antheil zu nehmen, aber erst der Zusammenbruch der politischen Selbständigkeit hat die polnischen Armenier endgiltig zu Polen gemacht; auch hier erwies sich wieder die einigende Kraft des gemeinsamen Unglücks. Seit dem letzten Viertel des XVIII. Jahrhunderts kann die Polonisirung als vollzogen betrachtet werden. Die Armenier haben mit gleichem Schmerz das herbe Weh des Untergangs empfunden und mit gleicher Begeisterung an den Befreiungskämpfen theilgenommen; sie haben, um sich der Goethe'schen Antithese zu bedienen, mitgeliebt und mitgehaßt; ihre Anhänglichkeit an das neue Vaterland stieg im gleich raschen Verhältniß mit dem allgemein polnischen Rationalbewußtsein, das den ersten mächtigen Ausdruck in der Maiconstitution vom Jahre 1793 gefunden hatte.

Es bildete sich nun zwischen der armenischen Familiengruppe und der polnischen Nation ein eigenthümliches und für den Fremden nicht leicht verständliches Verhältniß heraus, das in der Sonderstellung gegenüber der römisch-katholischen Kirche seine tiefere Begründung findet. Die polnischen Armenier sind katholisch, aber armenisch-katholisch, sie bilden in dem weltumfassenden Gebilde einen kleinen, aber fest umrissenen, concentrischen Kreis. So haben sie sich auch im breiten Rahmen des polnischen Volks- und Gemüthslebens durch Wahrung gewisser Sitten und Gebräuche, durch enges Zusammenhalten eine Art von weltlichem Ritus herausgebildet, der sich schon äußerlich durch die Stärke der Race, durch den, trotz der sich heutzutage mehrenden Vermischung mit polnischem Blute, immer durchschlagenden orientalischen Typus merkwürdig kundgibt. Nur eine verschwindend kleine Anzahl der Familien, wie z. B. die Passakas, Cheuk, Komaszkan, Szabbey haben

den ursprünglichen armenischen Namen beibehalten; beinahe alle bilden ihn wie polnische Patronymica, denn Abgarowicz, Szędrzejowicz, Krzyżstofowicz, Petrowicz u. s. w. bedeutet ja ursprünglich ähnlich dem norddeutschen oder dänischen Andersen Peterßen nichts anderes als der Sohn des Abgars, Andreas, Christoph u. s. w., aber es wird gerne den Kindern bei der Taufe und der nach armenischem Ritus gleichzeitig stattfindenden Firmung der Name armenischer Märtyrer oder in Armenien besonders verehrter Heiligen wie Gregor, Jakob, Cajetan, Rhepsime, Rosalie gegeben; hier und da wird der ursprüngliche Familienname als Wappen- oder Zuname hineingeschoben.

So sehen wir denn bei einer äußeren Betonung der nationalen Sonderstellung und trotz einer gewissen Concession an die armenische Vergangenheit eine innerliche, in tiefer Überzeugung und geistiger Durchbringung wurzelnde Verschmelzung, dort mit der römisch-katholischen Kirche, hier mit der polnischen Nation. Es gab Stimmen, welche ein Übriges thun zu müssen glaubten, indem sie das Fallenlassen des Ritus und die „Streichung dieses Vornamens“ beantragten; nur krasse Ankenntniß der Vergangenheit und vollkommene Verkennung der einer treu gewahrten Tradition innewohnenden Kraft kann diese Stimmen erklären. Das Verhältniß der Armenier zum polnischen Vaterlande beruht auf gegenseitigem Nehmen und Geben, und was sie an geistigem und zeitigem Gute besitzen, das haben sie sich durch Treue, Fleiß und Ausdauer erarbeitet. Ja, erarbeitet haben sie sich nicht nur den umfangreichen Landbesitz (so ist z. B. die größere Hälfte des Großgrundbesitzes im Kreise von Kofomea und Eniatyn in armenischen Händen), sondern sie haben es auch durch Bildungsfähigkeit und anhaltenden Bildungsdrang dahin gebracht, daß (abgesehen von den späten Kuther Einwanderern) die paar Tausend polnischen Armenier in Galizien ausnahmslos der höheren Geistes- und Gesellschaftsphäre angehören. Ebensoviele armenische Namen, wie in dem amtlichen Verzeichniß der landtäfflichen Güter finden sich in den Katalogen von Kunstausstellungen, Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften und vor Allen in den autonomen Körperschaften und in den stenographischen Protokollen des Reichstages und des galizischen Landtages. Ist nun ihre Sprache, Literatur und Kunst die allgemeine polnische, braucht es dann noch besonders hervorgehoben zu werden, daß auch ihr Ideal das gemeinsam polnische ist?

### Die deutsche Colonisation.

Wann die Einwanderung der Deutschen in die benachbarten polnischen Länder beginnt, ist geschichtlich gar nicht festzustellen. Seit den Uraufängen der Geschichte Polens siedelten sich daselbst deutsche Einwanderer an.

Spielen doch schon in die Zeit der Sage die ersten dunklen Nachrichten von Deutschen, die durch des Lebens Stürme nach Osten verschlagen im fernen Polenlande ein neues

Heim und ein neues Wirkungsfeld fanden. Die polnische Sage von einem deutschen Ritter Walthar (Walgerz Wdary, Walthar der Tüchtige), der auf der Burg in Lyncie (in der Nähe von Krakau) seinen Wohnsitz aufschlug, ist ein interessantes Nachspiel der deutschen Sage von Walthar von Aquitanien (Waltharius manu fortis), der vom Rhein nach Osten geflohen war.

Die ersten deutschen Einwanderer kamen als Geistliche, als Krieger, als Handwerker und Kaufleute; sie kamen freiwillig oder gezwungen, als Kriegsgefangene oder Flüchtlinge und brachten mit sich den Samen einer höheren Cultur, die hier und da vereinzelt Wurzeln schlug und allmählig dem Boden entsproßte. Die Verhältnisse der ersten polnischen Herzoge und Könige zu dem deutschen Reiche, ob sie nun freundlich oder zu Zeiten feindlich waren, mußten die Einwanderung der Deutschen in immer wachsendem Maße fördern. In dem neu errichteten, sich stetig ausdehnenden Staatsorganismus gab es so viele culturelle Aufgaben zu lösen, waren so viele erfahrene Köpfe und geübte Hände nöthig, daß jedem tüchtigen Mann eine gastliche Aufnahme bereitet wurde. Die Nachbarschaft brachte es mit sich, daß unter diesen willkommenen Helfern die Deutschen in bedeutender Zahl vertreten waren.

So drang nach und nach mit dem ganzen großen Strome der abendländischen Cultur doch vornehmlich die des nächsten Nachbarreiches in Polen ein; sie beeinflusste die Einrichtungen des monarchischen Staates, sie war ein Vorbild für die Gestaltung der socialen Verhältnisse, bis endlich ein großes Ereigniß, eine durch schreckliche Niederlagen und Verwüstungen hervorgebrachte klaffende Lücke dem deutschen Element die Grenzen Polens angelweit eröffnete. Die furchtbaren Tatarenzüge, die über ganz Osteuropa Verderben und Vernichtung brachten, ergossen sich im Jahre 1241 über den nördlichen Abhang der Karpathen, brachen die Kraft des polnischen Ritterthums in mehreren Schlachten, verbrannten die Städte, verwüsteten die Dörfer und drangen bis ins Obergelände vor. Umsonst stellte sich ihnen der edle Heinrich II. von Breslau bei Liegnitz entgegen, er fiel mit seinen Getreuen und die furchtbare Horde zog weiter, bis sie an den Mauern von Olmütz zerschellte.

Schon nach diesem ersten Tatarenzuge lag der südliche Theil Polens in Schutt und Trümmern, verödet und verwüstet da. Kleinpolen büßte seine leitende Stellung unter den Theilfürstenthümern ein. Sollte das Land wieder aufblühen, so mußte Ersatz geschaffen und fremde Hände und fremder Fleiß zu Hilfe gerufen werden. Zu diesem Mittel haben auch die Fürsten der verödeten Länder gegriffen und so hat der große Tatarenzug vom Jahre 1241 die große Colonisation veranlaßt, welche dem Lande für Jahrhunderte ihr Gepräge aufdrückte und eine culturhistorische Aufgabe übernahm, die — wenn auch durch spätere wiederholte Einfälle der Tataren und anderer Feinde, durch innere Wirren und Kämpfe gehemmt und aufgeschoben — doch die Grundlage der späteren Blüte wurde.



Schuster, aus dem Codex Pictoratus des Walthasar Boehlein.

Schon in einem nicht näher datirten Privilegium Leszek des Weissen, das also jedenfalls vor 1227 (Leszeks Todesjahr) fallen muß, wird fremden Einwanderern „sive sunt Romani sive Teutoni“ der Gebrauch des eigenen Rechtes zugesichert. Unter den Acten der Canonisation des Bischofs von Krakau, Stanislaus (auf Grund der päpstlichen Bulle vom 17. September 1253), befindet sich die Beschreibung der Wunder des Heiligen, wobei als Zeugen unter anderem die Bürger von Krakau: Richard mit seiner Frau Christine, Ziner mit seiner Frau Anuleta, ein „Deutscher“ Witter mit seinen Söhnen Gerard und Nichold,

Kigner mit seiner Tochter Margaretha, eine „Deutsche“ Ursula, genannt werden, ein Beweis, daß bereits damals, also noch vor dem Tatarenzuge die Deutschen einen nicht unerheblichen Theil der Bevölkerung von Krakau bildeten. Hierdurch wurden wahrscheinlich die Bestrebungen Boleslaus des Keuschen, sein entvölkertes Land mit neuen Einwohnern zu beleben, auf die Gewinnung von deutschen Ansiedlern gelenkt. Die Form, in der dies zu geschehen hatte, war auch schon in einer früheren Urkunde gegeben, nämlich in dem Privilegium, mit welchem die Stadt Breslau im Jahre 1242 auf deutschem (magdeburgischem) Rechte locirt wurde. Nach dem Muster dieser Location erließ am 5. Juni 1257 Boleslaus der Keusche zusammen mit seiner Mutter Grzymislawa und seiner Gemalin Kunigunde ein Privilegium, das zum Zwecke hatte, eine „civitas“ in Krakau auf magdeburgischem Rechte zu „lociren“ und daselbst Menschen aus verschiedenen Gegenden zu versammeln. Der Herzog versprach den Unternehmern der Colonisation, den Bögten („advocatis“) Getko, genannt „Stilvojt“, Jakob, ehemals Richter in Reisse, und Ditmar, „genannt Woth“, daß die neuen Bürger von Krakau sechs Jahre lang keine Zinsen und Steuern weder von ihren Personen noch von ihren Häusern zahlen sollten; nur von den Krambuden, sobald der Herzog ihnen solche bauen werde, sollten sie einen Zins entrichten, wovon fünf Sechstel dem Herzog und ein Sechstel den Bögten zufallen würden. Nach sechs Jahren sollten die Bürger von jedem Plage (area) „ein halbes Voth deutschen Gewichtes“ entrichten, mit Ausnahme der Standplätze der Fleischer, der Bäcker und der Schuster. Jeder sechste Hof (curia) wird nach sechs Jahren Eigenthum der Bögte; überdies erhalten dieselben ein Schlachthaus und zahlreiche andere Begünstigungen. Die Stadt wurde mit Weideplätzen und Ackergründen, mit einer Waldung und Mühlen bedacht. Den Bürgern wurde im ganzen Lande Zollfreiheit auf die Dauer von zehn Jahren, den Bögten für alle Zeiten zugesichert; die Gerichtsbarkeit wurde geregelt und der Kriegsdienst auf die Vertheidigung der Stadtmauern beschränkt.

Der Neugründung der Stadt Krakau folgte bald die Location zahlreicher anderer Städte. Schon früher bestehende, aber durch den Tatarenzug vernichtete Städte wurden aufs neue errichtet, es wurden aber auch zahlreiche neue Ortschaften gegründet. Die Bedingungen, unter welchen der Bürgerstand in diesen Städten sich entwickelte, waren so günstig, daß auch nicht colonisirte Städte darnach strebten, von den Fürsten das Privilegium „des deutschen Rechtes“ zu erlangen. Seit dem ersten Einfall der Tataren zieht sich durch das XIII., XIV., XV., XVI., ja bis ins XVII. Jahrhundert eine unabsehbare Reihe von Locirungen, welche zur Grundlage „das deutsche Recht“ (auch ius szredense [noviforense], magdeburgense, culmense oder franconicum nach den verschiedenen Modificationen genannt) haben, mit einer durch Zeit und Umstände bedingten Mannigfaltigkeit der Rechtsverhältnisse und Rechtsbräuche.

Gleichzeitig wurden die Dörfer neu locirt. Der Unternehmer (scultetus [Schulze]) erhielt als erblichen Besitz eine Anzahl von Hufen nach fränkischem Maße, die Gerichtsbarkeit und gewisse Einnahmen, sowie die Befreiung von den üblichen Lasten; auch den neuen Insassen wurde zeitweilige Befreiung von einigen Lasten zugesichert.



Schneider, aus dem Codex Victoratus des Balthasar Boehem.

Die Einwanderung der Deutschen richtete sich vornehmlich nach den Städten; hier fanden sie ein dankbares Wirkungsfeld, hier konnten sie sich frei entwickeln. Zudem sie in den Städten große Gemeinwesen bildeten, konnten sie leichter den Verkehr mit der früheren Heimat pflegen, die heimatischen Sitten und Gebräuche und die Muttersprache beibehalten, als dort, wo sie in kleineren Gruppen auf dem Lande verstreut von der Umgebung bald assimiliert wurden.

Der Einfluß der deutschen Colonisation in den größeren Städten auf die gesammte Cultur des Landes ist unermeslich. Wohl gab es eine Zeit, in der die rasch aufblühenden Städte im Vollgefühl der eigenen Kraft und Bedeutung und im stolzen Bewußtsein, sich auch auf die mächtigen Städte in der alten Heimat stützen und verlassen zu können, dem nationalen Elemente gefährlich wurden, so daß Bedenken wach wurden, ob die Colonisation auch wirklich ersprießlich gewesen sei. Sobald aber diese Gefahr durch das entschiedene Auftreten des Königs Wladyslaw Lokietek beschworen und durch die weisen Einrichtungen seines Nachfolgers Kazimir des Großen auf immer beseitigt war, zeigte sich erst recht der gegenreiche Einfluß des ins Land verpflanzten Culturelementes.

Die von den Deutschen bevölkerten Städte, am nördlichen Karpathenabhang, an dem großen osteuropäischen Handelswege gelegen, wurden bald zu wichtigen Stapelplätzen von ausländischen und inländischen Producten. Sie umgaben sich mit Mauern und Gräben (Krakau schon um 1288), zunächst wohl zu eigener Sicherheit, sie wurden aber dadurch auch zu wichtigen Bollwerken für das Land. In Ruhe und Sicherheit erblühte das Handwerk und das Gewerbe. In den Verzeichnissen der Zünfte, denen die Vertheidigung der einzelnen Theile der Stadtmauer und der verschiedenen Bastionen oblag, finden wir schon im XIV. Jahrhundert Schwertfeger, Messerschmiede, Bäcker, Tischler, Schuster, Bierbrauer, Sattler, Schneider, Kürschner, Handschuhmacher, Hutmacher, Posamentirer, Weiß- und Rothgerber, Schmiede, Metzger, Tuchmacher, Maler, Schnitzer, Barchentmacher, Wollenweber. In besonderem Ansehen standen die Waffenschmiede und die Gold- und Silberarbeiter, deren Erzeugnissen der Werth von Kunstgegenständen beigelegt wurde. Eine hervorragende Bedeutung und einen hohen ökonomischen Werth erlangten aber auch jene Zünfte, welche sich mit der Verarbeitung der inländischen Rohproducte (Häute, Wolle, Blei u. s. w.) befaßten und diese Beschäftigung in solchem Maße betrieben, daß sie nicht nur den Bedürfnissen des Landes gerecht wurden, sondern ihre Fabrikate auch nach fernem westeuropäischen Handelsplätzen sandten, wo dieselben sich eines ehrenvollen Rufes erfreuten.

Wissenschaft und Poesie fanden in der neuen Heimat keine besondere Pflege. Soweit der aufs Praktische gerichtete Sinn der Colonisten den Bedürfnissen des Geistes und des Gemüthes gerecht zu werden für nöthig erachtete, wurden die Leistungen des Mutterlandes zu Hilfe genommen, was der lebhafteste Verkehr ohne Mühe gestattete.

Mit dem Reichthum kam aber bald die Vorliebe für äußere Pracht und mit ihr stellte sich auch die plastische Kunst ein. Die Häuser der sorgfältigen und gewerbtätigen, reichen und selbstbewußten Bürger dehnten sich aus und schmückten sich innen und außen mit manchem Gegenstande der Kunst und des Kunstgewerbes. Die deutsche Baukunst hielt auch bald ihren Einzug und obgleich sie in mancher Beziehung gewisse besondere Kennzeichen annahm, so zeigen doch die aus jenen Zeiten stammenden prachtvollen Bauten



Vogelschützen, aus dem Codex Victorinus des Valthajar Vochem.

entschieden ihre enge Verwandtschaft mit der Bauart der deutschen, besonders der süd-deutschen Städte. Mächtig und doch leicht emporstrebende Thürme, hohe Giebel und Spitzbogen gaben der Stadt Krakau auch im Äußeren den Charakter einer deutschen Stadt.

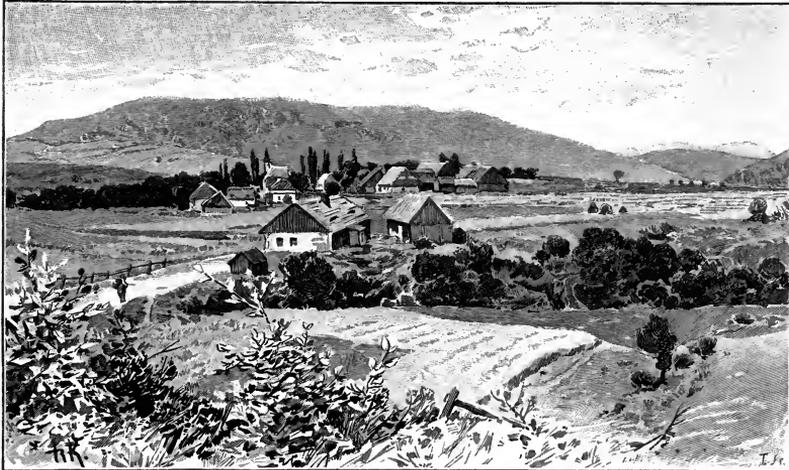
Die ausgiebige Quelle des Wohlstandes bot aber nicht das Gewerbe, sondern der Handel. Neben dem Reichthum verlieh er auch Welt- und Geschäftskentniß; er bannte den Sinn nicht in das Weichbild der Stadt, sondern gewährte eine weite Aussicht in die Ferne und bildete Menschen heran, die ob ihrer Gewandtheit und Geschicklichkeit von den Landesfürsten hoch geschätzt und zu den schwierigsten Posten berufen wurden. Ihre Oberen, die Krakauer Gilde, wurden alljährlich von dem Rathe gewählt. Unter diesen finden wir bis weit ins XV. Jahrhundert nur ausschließlich deutsche Namen, so z. B. im Jahre 1412: Nikolaus Gemelich, Wenyngherten, Zorge Schiler, Petrus Kaldberg, Zorge Morenstein, Paul Goman. Die Rathsherrenstühle nehmen im Verlaufe des XV. Jahrhunderts auch vorwiegend deutsche Familien ein, und zwar wiederholen sich da die Namen der reichen Kaufherrendynastien Wochner, Borg, Mynhard, Platener, Arnßberg, Czirl, Werzing, Falkenberg, Langinclos, Kezinger, Salomon, Swarz, Kisling, Serafin, Tuggar, Wetman und Boner; von polnischen Namen sind nur zwei zu finden.

Einzelne von den genannten Familien waren schon im XIV. Jahrhundert zu Macht und Reichthum gelangt; war es doch ein Werzing (Wierzing, Wierzynek), welcher (nach Dlugosz) den Landesherrn König Kazimir den Großen, den Kaiser Karl IV. und andere gekrönte Gäste an seiner Tafel bewirthete und mit herrlichen Geschenken bedachte. Gern half er auch den Fürsten in der Noth mit großen Geldsummen aus.

Seit der Regierung der Jagiellonen stieg noch die Bedeutung der Krakauer Bürger. Bei jeder Thronbesteigung und der hiermit verbundenen Huldigung wurden ihnen die alten Privilegien erneuert und neue hinzugefügt, so daß sie dem Landadel an Rechten ganz gleichgestellt wurden, besonders seit ihnen unter Johann Albert (im Jahre 1492 feria quinta post festum omnium Sanctorum) das privilegium coaequationis cum regni nobilibus, ita ut nullam solvant exactionem ertheilt wurde.

Hätten die von deutschen Bürgern bewohnten Städte zusammengehalten und einander gegenseitig unterstützt, so hätten sie wohl auf lange Zeit eine Macht gebildet, die kaum zu beugen gewesen wäre. Jedoch der in Stadtgemeinden so leicht entstehende Partikularismus, egoistische Tendenzen, Neid und Eifersucht ließen kein gemeinsames Band erstarken und so kam es, daß beim ersten Anprall des Landadels gegen das Ansehen und die Macht der Stadtbürger die Städte vereinzelt dastanden. Dieser Anprall galt zunächst der Stadt Krakau, aber mit den Privilegien der Hauptstadt fielen auch die der anderen Städte. Den Anstoß bot bereits ein Ereigniß aus dem Jahre 1461. Ein Ritter, Andreas Tęczynski, gerieth in Streit mit einem bürgerlichen Schwertfeger; von Zorn hingerissen verfecht er

demselben einen Schlag, er schlug auch die Büttel, die ihm nachgeschickt wurden; der ergrimte Pöbel drang in die Franciscanerkirche, wo Teczyński Zuflucht suchte, und tötete ihn dort. Schon damals wollte der zu einer Expedition nach Preußen versammelte Adel aus dem Lager nach Krakau eilen, um Teczyński's Tod zu rächen. Nur das strenge Gericht, das der König über die Schuldigen hielt, verhinderte den Ausbruch offener Feindseligkeiten. Aber der Zwiespalt zwischen dem Adel und den Bürgern war nun da, die Feindschaft wurde genährt durch den Neid des ärmeren Adels gegen die reicheren Patrizier, durch die Erbitterung gegen die großen Capitalisten, die ihr Übergewicht die anderen wohl fühlten ließen, auch durch die Erinnerung an die fremde Herkunft der Bürger. Zwar bestrebten



Deutsche Ansiedlung: Dorf Engelsberg.

sich die Könige Johann Albert, Alexander, Sigismund I. die Bürger zu schützen; zwar suchten die Bürger selbst wenigstens den letzten Vorwurf zu entkräften, um das Ubrige zu retten; sie begannen polnisch zu lernen und Krakau erhielt immer mehr ein national-polnisches Gepräge (einer der ältesten polnischen Drucke aus dem Jahre 1539 ist ein deutsch-polnisches Sprachbuch); aber alle Bestrebungen waren vergeblich. Der emporstrebende Adel eröffnete einen regelrechten Kampf gegen die Städte und bald sank unter der Wucht des Angriffes die Macht derselben.

Mit dem Sinken der Städte verschmolz auch die als besonderes Element durch mehrere Jahrhunderte hindurch existierende Colonisation immer mehr mit dem einheimischen Element, ließ aber auf vielen Gebieten unauslöschliche Zeugnisse ihres Daseins und ihres

Wirkens zurück. Außer den Städten selbst, den Bauten, den mannigfaltigsten geschichtlichen Denkmälern, blieb als lebendiges Zeugniß des deutschen Ursprungs des Handwerks und Gewerbes in Polen in der Sprache selbst die gesammte hierauf bezügliche Terminologie, welche — wenn auch zum Theile polonisiert — doch deutlich und zweifellos an ihre deutsche Herkunft erinnert.

In späteren Zeiten gab es oftmals Gelegenheit für die Deutschen, sich in den polnischen Ländern in größerer Anzahl anzusiedeln. So sind im Zeitalter der Reformation, dann im XVII. Jahrhundert, endlich während der Regierung der beiden sächsischen Könige viele Deutsche eingewandert. Doch hat diese Einwanderung keine weiteren Spuren als nur die mehr oder weniger polonisierten Familiennamen zurückgelassen, indem die Einwanderer rasch mit den Einheimischen verschmolzen. Erst in den Jahren 1781 bis 1785 erfuhr Galizien während der Regierung Kaiser Josefs II. eine zweite planmäßige deutsche Colonisation. Einzelne Theile der Kronländer, Schulzengüter, sowie herrenlose Edelhöfe wurden zur Colonisation verwendet, die diesmal ausschließlich ländlichen Charakter trug. Zwar ließen sich auch in den galizischen Städten zu Ende des XVIII. und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts zahlreiche deutsche Beamten-, Soldaten- und Handwerkerfamilien nieder, doch war diese Einwanderung entweder spontan oder durch individuelle Verhältnisse bedingt. Sie wurde auch in der zweiten oder dritten Generation vollständig assimiliert.

Dagegen bestehen die Colonien auf dem Lande bis zum heutigen Tage.

Von allen Gegenden des deutschen Reiches, besonders aus Sachsen, Franken, aus Schleswig und Holstein und vom Rheine wurden die Colonisten nach Galizien geführt und hier partienweise angesiedelt. Je 12 bis 20 Familien bildeten eine Colonie, welcher von der Regierung Ackerland, Häuser, Weideplätze und Waldungen angewiesen wurden. Die Gesamtzahl der angesiedelten Familien dürfte nach amtlichen Quellen nicht höher als auf 3500 veranschlagt werden; gegenwärtig — also nach mehr als 100 Jahren — beträgt die Zahl der in den Colonien lebenden deutschen Bevölkerung Galiziens höchstens 35.000 Menschen. Es ist also der Zuwachs als ein sehr schwacher zu bezeichnen, was in der fortschreitenden Assimilierung und Abbröckelung seine Erklärung findet. Die protestantischen Colonien bestehen zwar intact, was durch den Unterschied der Confession zwischen ihnen und den Gemeinden der Umgebung und die Schwierigkeit der Wechselheiraten bedingt ist, dagegen sind die römisch-katholischen Colonien schon zum bedeutenden Theil assimiliert.

Die deutschen Colonien in Galizien liegen verstreut an dem Nordabhang der Carpathen, im Flußgebiete der Weichsel und des San und in der ostgalizischen Ebene. Sie bilden nur selten Gemeinden für sich, gewöhnlich sind sie in polnische oder ruthenische Gemeinden incorporirt. Sie unterscheiden sich aber von ihren Nachbarn und Gemeindegemeinschaften ganz bedeutend. Schon die planmäßige Anlage der Colonie sticht von der Anlage

der slavischen Dörfer ab. Zu beiden Seiten der Landstraße stehen die ganz gleich gebauten, netten, weißen — aber allzu nüchternen Häuser; an einem Ende der Colonie erhebt sich die Kirche und die Schule. Auf den ersten Blick bemerkt man, daß dieser Menschenfing nach einem in der Amtsstube ausgearbeiteten Plane schabloneimäßig gegründet wurde, daß



Mann aus Engelsberg.

hier Zirkel und Lineal ausschließlich maßgebend waren. Man findet hier nicht jenes Sich-an-sichmiegen an die gegebenen Verhältnisse, jene scheinbare Unordnung, die durch das natürliche Wachsthum des Uriges bedingt ist; man hat keine Rücksicht auf Bequemlichkeit und Gemüthlichkeit, ja auf die wichtigsten Bedürfnisse (wie z. B. Wasser) genommen. Die Colonien haben den Charakter von winzigen Städten; sie wurden oft an den kahlsten und unwirthlichsten Stellen gegründet, wenn dieselben nur genügend flach und geräumig waren,

um nach dem vorgefaßten Plane mit Gebäuden bedeckt zu werden. Oft, ja in den meisten Fällen liegen die Ackergründe von den Wohnhäusern weit entfernt, so daß an Wochentagen während der Feldarbeit die Colonie wie ausgestorben erscheint, indem die Männer und



Frau aus Engelsberg.

Weiber sammt den Kindern für den ganzen Tag sich ins Feld begeben. Die abgesperrten Häuser, die zugemachten Fensterläden machen da auf den einsamen Wanderer einen unheimlichen Eindruck.

Feldarbeit, etwas Viehzucht und die primitivsten Handwerke bilden die Beschäftigung der Colonisten. Junge Leute, welche höhere Schulen besuchen oder in den Handelshäusern und Gastlocalen der größeren Städte Dienst und Fortkommen gefunden haben, kehren fast nie in die Colonie zurück. Einzelne Colonien in der Nähe von Lemberg liefern fast ausschließlich die männliche Bedienung für Kaffeehäuser und Restaurants, die aus den gemachten Ersparnissen sobald als möglich sich selbständig etablirt. Ebenso kehren die ausgedienten Soldaten nur selten in das Dorf zurück, indem sie schon wegen der Kenntniß der deutschen Sprache leicht ihr gutes Fortkommen in mannigfachen Anstellungen finden.

Von gemeinsamen Sitten und Gebräuchen der deutschen Colonisten ist angefangen der verschiedenen Herkunft derselben und der weiten Entfernung der einzelnen Colonien von einander natürlich nichts zu bemerken. Auch die Kleidung ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden, doch ist für die Männer ein kurzer blauer Wamms und hohe Schaftstiefeln charakteristisch, während die Weiber sich von den Nachbarinnen durch farbige Strümpfe und leichte Sacken unterscheiden.

Die Sprache ist ein Gemisch von deutschen Mundarten, besonders tritt aber die alamaunische Mundart, wenn auch vielfach verdorben und entstellt, hervor. Doch haben auch zahlreiche slavische Stämme und Wörter bei den Colonisten Aufnahme gefunden.

Von ihren Nachbarn werden die deutschen Colonisten freundlich behandelt und wegen ihrer guten Eigenschaften, auch wegen ihrer verhältnismäßig höheren Bildung geachtet. Sie haben den Ruf von arbeitsamen, sparsamen und vorsichtigen, ja schlauen Männern, nur an wenigen Orten sind sie moralisch verkommen und dem Trunk ergeben.

Wenn diese Colonisation noch immer besteht und einzelnen Gegenden ein eigenthümliches Gepräge verleiht, so kann doch angefangen der schwachen Entwicklung die hiermit verbundene Absicht als gescheitert angesehen werden. Das Werk der Assimilirung schreitet vorwärts; wo aber der Assimilirung confessionelle Hindernisse in den Weg treten, dort tragen die Heiraten unter einander zur langsamen Degenerirung bei.

## Die Juden.

Die jüdische Religion beherrscht und regelt durch zahllose Gebote und Verbote das Leben ihrer Gläubigen bis in die kleinsten Aeußerlichkeiten, und die Vorschriften des Talmonds, welche auf die unantastbare Erhaltung der durch die Diaspora gefährdeten mosaischen Religion abzielen, zwingen die Juden zu einer Lebensordnung und Lebensführung, die ihre Isolirung bewirken. In dieser Abgeschlossenheit, in dem engen communalen Zusammenhalten und Zusammenwirken aber liegt die wunderbare Widerstandskraft, welche Jahrhunderte schwerster Leiden und härtester Prüfungen überdauerte. Vorzugsweise gilt dies von den Juden

in Polen und Rußland, in Rumänien und Ungarn. Dort leben sie in großen compacten Mengen, eine Welt für sich bildend, als Nation mit eigener Sprache, die sie aus ihrer früheren deutschen Heimat mitbrachten, und eigener aus dem XIV. Jahrhundert ererbten und zähe beibehaltenen, durch Verjähmung ihnen fast religiös ehrwürdig gewordenen Tracht. Merkwürdigerweise ist die allgemein bei den Juden in den slavischen Ländern im Gebrauch stehende Umgangssprache die eines Volkes, das ihnen die schwersten Leiden zufügte und die so rigoros gehütete Tracht dieselbe, die ihnen vor etwa einem halben Jahrtausend aufgezwungen wurde! Sie besteht bei Männern aus Schuhen und Strümpfen, kurzen unterhalb der Knie gebundenen Hosen, einem langen schwarzen Kaftan mit Gürtel, einem Sammtkappchen, das auch im Schlafe nicht abgelegt wird, auf dem Kopfe, der beim Ausgehen mit einer hohen Pelzmütze nach Perferart bedeckt wird. Über diesen Kleidern trägt man bei feierlichen Anlässen im Sommer einen schwarzseidenen Talar, im Winter einen Pelz. Die Frauen tragen über dem knappen Kleide eine Spitzenschürze, auf der Brust ein rothes, goldgesticktes Plastron aus Atlas oder Sammt, um den Hals eine fältige Krause und auf dem kurzgeschorenen oder rasirten Haupte über färbiger Haube von tiefer Form eine Art Halbkrone aus Perlen und Edelsteinen. Diese ganze, bereits im Schwinden begriffene Tracht ist äußerst decent und möglichst unkleidlich.

Was noch wesentlich dazu beitrug die polnischen Juden in einer mumienhaften Starrheit zu halten, waren die culturellen Verhältnisse im Lande. Der gebildete Adel, der stets eine exceptionelle Stellung einnahm, hielt sich fern; der slavische Bauer ist unwissend; der geringe Bürgerstand verhielt sich aus Gründen des Erwerbes und der Concurrenz den Juden gegenüber feindlich, so daß diesen jede Anregung von außen wie jede innere Reizung fehlte, aus den zum Theile selbst gezogenen Schranken herauszutreten. In fortwährendem Kampfe mit dem Leben ruhten sie in der Idealwelt, in der Familie und Synagoge aus, betrieben mit großem Eifer das Studium von Bibel und Talmud, ohne die Befreiung des Geistes von den engen Fesseln anzustreben, während sich andererseits die Regierungen um die geistige Hebung der Juden nicht viel zu kümmern pfl egten. So war es bis zur Regierungszeit Kaiser Josef II. Dieser edle Herrscher war bestrebt, die unter jenem Scepter lebenden Juden aus ihrer Lethargie aufzurütteln und sie einem menschenwürdigen Dasein zuzuführen; doch scheiterten manche der bestgemeinten Maßregeln an der Macht der Verhältnisse und an der Zähigkeit, mit der die galizischen Juden an den Herkömmlichkeiten festhielten, so daß nur das erreicht wurde, was sich durch äußere Nöthigung erreichen ließ. So wurden sie auch zur Annahme fester Familiennamen verhalten. Bis dahin machten sie sich durch Beisezung des Namens des Vaters und zuweilen, zur genaueren Identificirung, auch des Geburts- oder Wohnortes kenntlich; wie: Abraham ben Jakob Saffower, das heißt Abraham der Sohn Jakobs aus Saffów.

Es war dies eine sehr unsichere Identität, da viele gleichen Namens im selben Orte lebten. Nach der kaiserlichen Verordnung sollten sich die Juden deutsche Namen beilegen; dies geschah zumeist durch Germanisirung der bisherigen Bezeichnung. Statt Ben-Zakob nannten sie sich nun Jakobsohn, Mendelsohn, Nathansohn; andere legten sich die Namen ihrer Geburtsstädte bei: Krafauer, Lemberger, Warschauer; noch andere ließen sich in ihrer Unbeholfenheit vom Conscriptiionsbeamten ihm beliebige Namen beilegen, und so entstanden, je nach dessen Laune, Sympathie oder Antipathie die sehr verbreiteten Familiennamen Edelstein, Blumenthal, Saphir, Löwe, Dohs, Bär, Schaf, Langer, Kurzner. Die Regierung begann den Angelegenheiten der Juden und ihren Privatschulen einige Aufmerksamkeit zu widmen, ohne jedoch noch reformirend einzugreifen. Nach einem Berichte der aus Juden zusammengesetzten Judentirection in Lemberg<sup>1</sup> gab es daselbst im Jahre 1782 52 Privatschulen unter Aufsicht des Rabbiners; allein dies waren keine Schulen im gewöhnlichen Sinne, sondern einigermaßen geordnete, in vier Klassen eingetheilte Cheders für Bibel und Talmud, mit ungeprüften und ungenügend bezahlten Lehrern, ohne feste Bezüge. Das Schulgeld war ungleichmäßig, es zahlten bloß die Wohlhabenderen durchschnittlich im Halbjahre in der ersten Klasse 1 fl. 15 kr., in der zweiten 2 fl. 30 kr., in der dritten 4 fl. 30 kr. und in der vierten 8 fl. 30 kr. Außerdem bekamen die Lehrgehilfen jeden Tag in einem anderen Hause die Kost. Kinder armer Eltern, mittellose Waisenknaben, erhielten unentgeltlichen Unterricht, mitunter auch Verpflegung in den Talmud-Thoraschulen, die nur die untersten Klassen hatten. Die oberste Klasse wurde gewöhnlich bloß von solchen erwachsenen Jünglingen besucht, die sich dem Gelehrten- oder Rabbinerstande widmen wollten. Jede Klasse wurde drei Jahre hindurch besucht. Die Unterrichtssprache war überall die hebräische. Eine modernere Art der Volksbildung suchte die Regierung des Kaisers Josef II. durch die Verordnung zu erreichen, daß nur solchen Paaren eine Heiratsconsens ertheilt werden dürfe, die eine Volksschule absolvirt oder durch eine Prüfung beim Kreisamte ein gleichwerthiges Wissen nachgewiesen hätten. Diese weise Maßregel fruchtete jedoch wenig. Zur Gültigkeit einer Ehe bei Juden genügt die Trauung durch wen immer in Gegenwart von Zeugen; die Anwesenheit eines Rabbiners ist durchaus nicht nothwendig. So wird zumeist noch jetzt getraut und die galizischen Matrikelbücher strotzen infolge dessen von mehrelchen Geburten, die jedoch nach jüdischer Auffassung vollkommen legitim sind. Und selbst jene, die eine auch nach staatlichem Rechte gültige Ehe eingehen wollten, ohne das vorschriftsmäßige Wissen im „Vne-Zion“, in der Rechtschreibung und in den vier Rechenpecies mitbringen zu können, ließen sich zumeist vor dem mit der Prüfung betrauten alten Kanzlisten oder Praktikanten vertreten, indem ein anderes, mit ihrem Namen zeitweilig belehntes Paar

<sup>1</sup> Dessen Mittheilung ich der Freundlichkeit des Universitätsprofessors Herrn Regierungsrathes v. Ziegler verdanke.

das Capitel aus der Religionslehre für sie herfagte und eine dreifstellige Multiplication durchführte.

Die Erlösung mußte von innen kommen und nur die Zeit konnte, unter mittelbarer Einwirkung des erleuchteten Moses Mendelssohn, in das geistige Ghetto der galizischen Juden Brezche legen. Erst gegen das zweite Viertel dieses Jahrhunderts begannen sich die Bergspitzen zu röthen und der werdende Tag seine ersten Strahlen niederzusenden. Muthige und sich berufen fühlende Männer, die sich für ihre Mission im Stillen vorbereitet hatten, traten mit dem Lehrbuch in der Hand auf den Plan, den Excommunicationen der Rabbiner und dem Galloß der finsternen Menge trotzend. Perls und Rappaport, Erter, Krochmal und Schorr begannen schrittweise das Werk der Reform und die erste, öffentliche, deutsch-israelitische Volksschule entstand in Tarnopol, später die jüdische Realschule in Brody, dann wurden, wenn auch in sehr langsamem Tempo, in anderen größeren Städten confessionelle Schulen aus jüdisch-communalen Mitteln errichtet. Allein da diese Mittel sehr spärlich waren, konnte das Ghetto nicht verdrängt werden, gegen welches erst in neuester Zeit die segensreichen Stiftungen des großen Philanthropen, des seinem Volke zu früh entrissenen Freiherrn Moriz v. Hirsch, den siegreichen Kampf aufnahmen, indem mit einer Dotation von elf Millionen Francs, die Baron Hirsch speciell zu diesem Zwecke widmete, bis jetzt 35 jüdische Volksschulen in Galizien errichtet und fünf schon vorhandene zum Zwecke der Vergrößerung subventionirt wurden.

Kaum aber begann es zu tagen, kaum begann man die alten Ruinen abzutragen, als sich die frischen Keime der Bildungs- und Lernbegierde der Juden zeigten. Nirgends finden sich so viele Autodidakten als eben unter den polnischen Juden und man staunt zuweilen, in dem einfachen, unscheinbaren Manne, der noch in seiner langen Kutte steckt und seine Stirnlocken trägt, ein selbstangeeignetes profundes Wissen zu finden, das er sich im Hause seiner bigotten Eltern, die jedes profane Studium verdammten, verstofften, in späten Nachtstunden mühselig erworben! Natürlich ist es kein systematisches, schulmäßiges Wissen, das sich diese auf sich selbst angewiesenen jungen Leute aneignen, die, kaum des Lesens kundig, Schiller zur Hand nehmen, dessen wohlklingendes Pathos sie anheimelt, oder die philosophischen Schriften Mendelssohns und sogar Kants „Kritik der reinen Vernunft“ studiren. Aber die Söhne dieser Männer dürfen schon die Schule besuchen und einen regelrechten Unterricht genießen! Das erste Buch, nach dem der Autodidakt greift, ist ausnahmslos ein deutsches, weil ihm diese Sprache vermöge des jüdisch-deutschen Idioms zugänglicher ist, überdies das Deutsche ihm Alles, was europäisch ist, Cultur, Kunst, Fortschritt bedeutet. In den Zeiten des Absolutismus und Centralismus war ja die deutsche Sprache die Schul-, Staats- und Gesellschaftssprache. Erst die jüngere Generation beginnt, namentlich in den größeren Städten, sich dem Polenthume



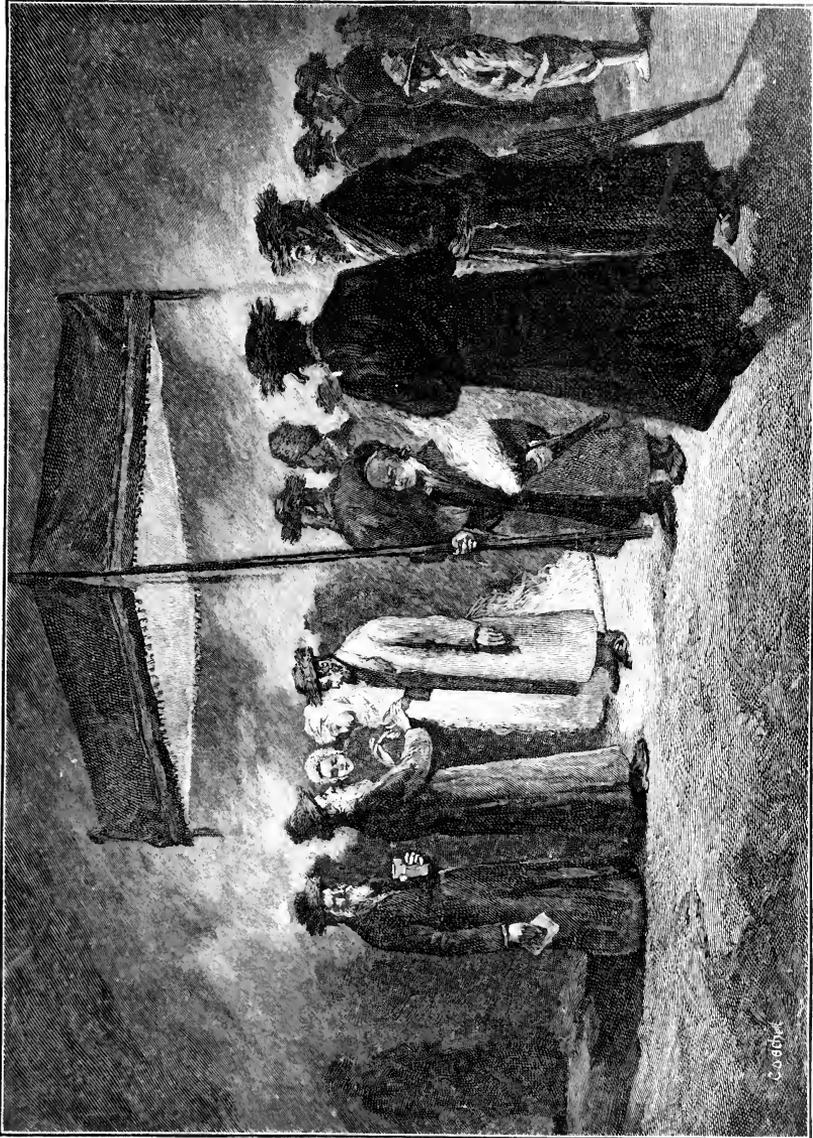
Rabbiner (Tracht der polnischen Juden überhaupt).

zu assimiliren, ohne sich jedoch von deutscher Sprache und Bildung zu entfernen. Aber nicht die jungen Männer allein sind es, welche sich bilden und nationalisiren, Kunst und Wissenschaft mit Eifer und Erfolg pflegen und thatkräftig in die schwere Arbeit des Lebens eingreifen — auch der weibliche Theil rafft sich aus dem früheren lethargischen Zustande auf, um sich erwerbsfähig und unabhängig zu machen. In alten

Zeiten hatten die jüdischen Mädchen nichts gelernt, als hebräisch lesen, beten und rituell kochen. Die sorgsamten Mütter hüteten die heranwachsenden Töchter innerhalb der vier Pfähle, und der Übergang von der Kindheit zu den ehelichen Pflichten, die schon im 15. oder 16. Lebensjahre einzutreten pflegten, war ein so rascher, daß das Mädchen auch sonst nichts lernen konnte. Jetzt, unter dem Einwirken des Zeitgeistes, der auch über Galizien aufstieg, begannen die Töchter den Söhnen nachzueifern, deutsch und polnisch, nähen, stricken und sticken und die Art des modernen Lebens zu lernen und zu lehren und während in früheren Zeiten die Mädchen aus dem Volke, unbeholfen und unselbstständig, sich frühzeitig in das Joch der Ehe einspannen ließen, verkümmerten und rasch verwelkten, findet man jetzt viele in unabhängiger Stellung, im Selbsterwerbe als Handarbeiterinnen, Erzieherinnen, Lehrerinnen und Verschleißerinnen, die erst im reiferen Alter, lebensklug und erfahren, mit einem selbsterparten Nothypfemig in die Ehe treten.

Diese aus den Traditionen ihrer Väter getretenen, von der Kultur geschliffenen und aus den früheren Ghetti ins moderne Leben übersiedelten Juden, die auf gleichem Niveau mit ihren christlichen Landsleuten im Kampfe um das Dasein stehen und als Ärzte, Advocaten, Beamte, Techniker, Gutsbesitzer und Industrielle ihre Bedürfnisse erwerben, gehören nicht in den Rahmen unserer Schilderung, denn sie haben das Charakteristische des alten Judenthums abgestreift, mit dem sie nur noch die Gemeinsamkeit der Abstammung, die Grundlehren des Glaubens und einige religiöse Gebräuche verbinden. Unser Bild schildert die große Mehrheit der galizischen Juden, die, wie fossile Überbleibsel alter Zeiten, in streng religiös-nationaler Abgeschlossenheit, nach Väterweise und frommer Tradition leben und die von Zeit und Geschichte, deren ferne Brandung sie kaum hören, nicht berührt werden.

Das öffentliche Leben des orthodoxen Juden beschränkt sich auf seine Kultusgemeinde, die ihm am nächsten geht, weil hier alle Fragen gelöst werden, die sein religiöses Gewissen berühren. Hier wird der Rabbiner gewählt, der Richter bestellt, der Schächter aufgenommen und der Vorbeter für die Gemeinde angestellt, die Synagoge und das Bad verwaltet, das im rituellen Leben des Juden und der jüdischen Frau eine große Bedeutung hat. Hier werden durch den selbstgewählten Vorstand die Cultussteuern umgelegt und eingehoben, die Matrikelbücher geführt und alle jene Functionen, die in der Commune sonst vom Vorstande und dem Pfarramate durchgeführt werden, besorgt. Dem Vorstande angegehörend, ist eine große Auszeichnung, der Rabbinerposten ein Adelsbrief. Es ist der Ehrgeiz reicher Leute, ihre Kinder mit den Kindern von Rabbinern zu verheiraten, wenn sie auch mittellos sind. Es kommt auch häufig vor, daß wohlhabende Juden mit talmudischen Kenntnissen unentgeltlich den Posten eines Rabbiners bekleiden, um die Kinder besser versorgen zu können. An der Seite des Rabbiners, welcher das Gewissen und der geistliche Hirte der Kultusgemeinde ist, steht in hervorragender Stellung ein Adlatus, der „Religionsweiser“,



Die Trümmer.

ein Mann von vielem talmudischen Wissen und großer Religiosität, Theolog und Jurist zugleich. Er muß alle Bestimmungen, Entscheidungen und Judicate, welche in den 102 Traktaten der Mischna und Gemara, sowie im Gesetzescompendium „Schulchen-Bruch“ enthalten sind, nebst den zahllosen Commentaren genau kennen und sie auf alle Verhältnisse des Lebens, in denen man sich an ihn wendet, anwenden können. Er ist Richter und Geistlicher; er entscheidet kurz und endgiltig über alle mündlich vorgebrachten rituellen Fragen und commercielle Streitigkeiten ohne viele Kosten, Schreibereien und Zeitvergeudung und diese Entscheidung wird von den Betheiligten respectirt. Seine Hand glättet den Unfrieden in der Ehe oder löst den Knoten; er schlichtet den Streit zwischen Geschäftsfreunden; er überwacht die Schächter und Fleischbänke, die Erzeugung des Osterbrotes, entscheidet über die Genießbarkeit von Nahrungsmitteln, bei denen rituelle Bedenken aufsteigen, und steht mit dem reichen Schatze seines Wissens jungen Ehefrauen in delicaten Fragen als Gewissensrath zur Seite. Ihm und dem Rabbiner steht bei wichtigen Entscheidungen ein Assessorcollegium zur Seite, Alle gelehrt, Alle orthodox, Alle schlecht bezahlt.

Eine nicht ganz bedeutungslose Gemeindefigur ist der Synagogendiener, welcher bei allen traurigen oder freudigen Anlässen religiösen und rituellen Charakters functionirt, gleich den türkischen Muezzins die Gläubigen zum Gebete ruft, den Eintritt des Sabbats verkündet, zur Betheiligung an den Leichenbegängnissen hervorragender Personen öffentlich aufruft, die Ordnung im Bethaus beaufsichtigt, die Gold- und Silbergeräthe, sowie die Brokatportieren der Bundeslade aufbewahrt und die erforderlichen Anschaffungen besorgt.

Die in der Gemeinde, außer im Gottesdienste, herrschende Sprache ist der jüdisch-deutsche Jargon, eine Sprache mit eigener, sehr kurzer, von rechts nach links gehender Schrift, aber ohne regelmäßige Formenbildung und von willkürlicher Syntax, in welche viele hebräische, slavische und romanische Wörter, oft corruptirt eingestreut sind und in der man altdeutsche Benennungen findet, die in der Umgangssprache nicht mehr gebräuchlich sind, wie: Schwäher für Schwiegervater, Seiger für Uhr, Lailach für Leintuch, Mad für Jungfrau, Schnur für Schwiegertochter. In manchen von Juden dichtbevölkerten Ortschaften, wie Brody, Kolomea, Tarnopol, bedienen sich sogar viele Christen in ihrem Verkehre mit den unteren Schichten der Juden dieser Sprache. Es gibt absolut keinen Juden, der nicht lesen und selten einen, der nicht schreiben könnte. Die gelehrten Talmudisten stehen in hohem Ansehen und bilden den Adel, zu dem die Geldaristokratie nicht hinanreicht. Diese Männer, zu denen ihre frommen Glaubensgenossen in Verehrung emporklicken, enthalten sich in der Regel jeder geschäftlichen Thätigkeit, die sie vom Studium und Gebet ablenken würde, denen sie ihr Leben weihen und das größte Lob, das ihnen gespendet wird, ist, wenn man ihnen nachsagt, daß sie das circulirende Geld nicht kennen.

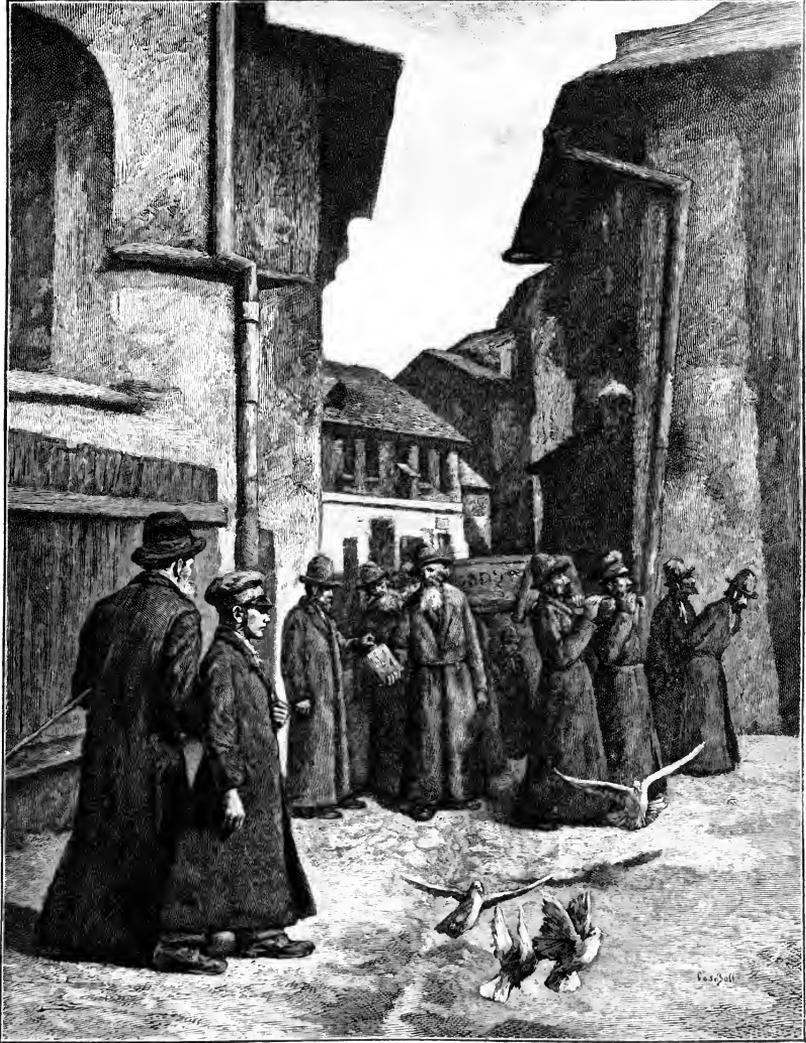
Sie repräsentiren das alte Judenthum in seiner Ursprünglichkeit, sie sind die Hüter und Wächter der vom Talmud aufgeworfenen Verhaue und Schutzgräben, die es vor fremder Berührung und Beeinflussung bewahren sollen; sie sind die Männer, die heute noch, wie ihre Vorfahren vor Jahrhunderten, für ihre Glaubenslehre den Scheiterhaufen besteigen würden. Das Gotteshaus ist ihre ganze Welt und in stiller Klause wählen sie unermüdetlich in den Katafomben vorzeitlicher Weisheit nach ethischen, metaphysischen und kabalistischen Schätzen. Der Wechsel der Zeiten und Verhältnisse vollzieht sich außerhalb ihres Gesichtskreises; für die bescheidenen Bedürfnisse der Familie sorgt dann die Frau, mitunter die Gemeinde oder einzelne fromme Wohlthäter.

Selbstverständlich führt nur ein kleiner Theil der jüdischen Bevölkerung Galiziens ein beschauliches, dem Talmudstudium und der Mystik geweihtes Leben. Die meisten suchen ihren Erwerb im Handel, im Handwerk, in der Bewirthschaftung gepachteter oder erworbener Felder, in der Ausrodung von Wäldern, als Gastwirth und Schänker oder auch als Factoren auf Edelhöfen, wo sie die Geschäfte ihres Patrons besorgen, seine Käufe und Verkäufe vermitteln, Darlehen durchführen und eine oft durchs Leben dauernde Vertrauensstellung einnehmen. Moderne Pöhnizier, unternahmen die galizischen Juden schon in alten Zeiten, bevor noch die Eisenbahnen erfunden, als die Fahrstraßen noch im kläglichsten Zustande und unsicher waren, weite Reisen in Länder, die man allerdings jetzt in zwei bis drei Tagen erreicht, wohin man damals jedoch Wochen mühseliger Fahrten brauchte, um die Rohproducte der Heimat, Felle, Wolle, Talg, Honig, Wachs, Haarhaare, Schweinsborsten und Rauchwaaren zu verkaufen und westeuropäische Fabrikate einzuhandeln. Eine solche Reise war nicht nur schwierig und langwierig, sondern auch gefahrvoll, erheischte viele Zurüstungen und einen karawanenweisen Aufbruch der in eigenen Wagen mit Bedienung reisenden Kaufleute, die zumeist große Summen baren Geldes mit sich führten. Diese Vorbereitungen pfl egten längere Zeit in Anspruch zu nehmen. Die Hausfrauen sorgten für haltbaren Mundvorrath, da die Männer nicht überall rituell zubereitete Kost vorfanden, nähten die holländischen Ducaten in den weiten Leibrock, füllten kleine Fäßchen mit starkem Branntwein und süßem Meth, versahen das mitzuführende Bettzeug mit frischen Überzügen und ergänzten die freilich sehr primitive Garderobe, während die Männer sich um eine möglichst zahlreiche Reisegefell schaft und möglichst viele Kauf- und Verkaufsaufträge umsahen. Die Trennung von der Familie war, angesichts der Gefahren, denen man entgegen ging, schwer und thränenreich, und gewöhnlich hinterließ der Mann seiner Frau einen nach rabbinischen Gesetzen abgefaßten Scheidebrief, der es ihr gestattete, ohne langes Warten wieder zu heiraten, wenn der Gatte verschollen bleiben sollte, ohne daß sein Tod constatirt werden könnte. Vom Segen der Rabbis begleitet, reisten dann die Kaufleute für Monate in die entlegene Fremde,

blieben aber, wenn das Geschäft es forderte, wenn Kaufs- oder Verkaufsordres ihnen nachgeschickt, neue Waarensendungen an sie gemacht oder von ihnen gefordert wurden, wohl auch jahrelang weg, mittlerweile das Regiment im Geschäfte und in der Familie ihren Frauen überlassend. Es kam vor, daß während der langen Abwesenheit des Vaters die Kinder heranwuchsen und denselben kaum mehr kannten; daß er, von westlicher Kultur gestreift, bei seiner Rückkehr fremd im eigenen Hause war und daß das Leben hier, dem er entwöhnt geworden, nicht mehr seinen Anforderungen und seinen Anschauungen entsprach. Im alten Heim nicht mehr heimisch, pflegte er alsdann gerne ins freiwillige Exil zu gehen, um höchstens einmal zur Osterzeit oder zur Hochzeit eines Kindes auf wenige Tage wieder zu kommen.

Der Hauptstapelplatz des galizischen Handels war die hart an der Reichsgrenze gegen Rußland gelegene, zum weitaus größeren Theile von Juden bewohnte Stadt Brody, welche auch in Würdigung ihrer hervorragenden Vermittlerrolle und zur Förderung des internationalen Verkehrs vom Kaiser Josef II. im Jahre 1779 ein Freihandelsprivilegium erhielt, das nach hundertjährigem Bestande, in Folge Drängens der russischen Regierung und der Anfechtungen seitens der österreichischen Industriellen, welche sich durch diesen Freihandel verkürzt glaubten, aufgehoben wurde. Die größte Bedeutung hatte dies Privilegium und die Brodyer Vermittlung zur Zeit der napoleonischen Continentialsperre, da zu dieser Zeit jene großen Waarenquantitäten, welche sonst den Seeweg zu nehmen pflegten, über Land gehen mußten. Dieser kolossale Verkehr, der Brody für viele Jahre eine hervorragende Stellung unter den bedeutenderen Handelsplätzen und einen großen Wohlstand verlieh, dauerte bis zum Zusammenbruche der napoleonischen Herrschaft, somit von 1806 bis 1814. Eine ähnlich günstige Periode für diese galizische Handelsstadt trat zur Zeit des Krimfeldzuges ein, wo sämtliche russische Häfen von den allirten Westmächten blockirt waren und der Waarenverkehr zwischen Rußland, Oesterreich und Deutschland den Landweg über Brody nahm. Der durch die internationalen Handelsverbindungen bedingte Verkehr mit dem Auslande bewirkte, daß es in der jüdischen Bevölkerung dieser Stadt, namentlich seit dem Regierungsantritte Kaiser Josefs, allerdings nur allmählig, zuerst zu dämmern begann.

Trotzdem aber lagern noch tiefe Nebel in den Niederungen der jüdischen Bevölkerung Galiziens, in denen jeder Fortschritt ein Abweg ist und der Glaube den Aberglauben erzeugt. Noch immer werden am Bette der Wöchnerin, an den Thüren, Fenstern und am Kamin ihrer Stube mythische Zettel angebracht, welche böse Geister, Hexen, Zauberer beschwören und von Mutter und Kind abhalten sollen; noch immer lösch man brennende Kohlen unter Formeln, um die Wirkungen eines Schreckens oder eines bösen Blickes aufzuheben; durchwüßt man die Friedhöfe mit Fäden, die dann als Dochte zu der Synagoge geweihten



Ein Leichenbegängnis.

Kerzen verwendet werden, um eine Krankheit abzuwenden; belegt man einen mit dem Tode ringenden Menschen mit einem neuen Namen, um den ausgefandten Todesengel von der Spur seines Opfers abzulenken; ruft man auf den Gräbern die Fürsprache der Todten an, wenn eine Gefahr droht; kreidet man die Fassaden der Häuser, um einer grassirenden Seuche den Eintritt zu wehren und feiert eine Hochzeit auf dem Gottesacker, wenn die Epidemie, ungeachtet all dieser Mittel, noch immer nicht weichen will. Sehr verbreitet ist der Glaube an die Wunderrabbis. Das sind nicht die an den Gemeinden wirkenden, offiziell bestellten und mit einem statutarisch bestimmten Wirkungskreis umgebenen Rabbiner, sondern Männer, die vermöge ihrer dynastischen Abkunft oder ihrer Frömmigkeit dafür gelten, in persönlichen Beziehungen zu Jehova zu stehen und durch ihre Fürbitte Wunder wirken zu können. Kranke, von den Ärzten aufgegeben, schleppen ihre siechen Leiber in die kleinen, entlegenen Orte, wo die Heiligen wohnen, um ihren Segen zu erleschen. Blinde erwarten von ihnen ihr Augenlicht, Lahme den Gebrauch ihrer Glieder, unfruchtbare Ehen Nachkommenschaft, Kaufleute die Prosperität ihrer Unternehmungen. Jeder bringt eine Gabe und nimmt eine Hoffnung mit. Namentlich zur Zeit des jüdischen Neujahres und des Veröhnungstages finden förmliche Wallfahrten zu diesen Wandermännern statt, die nicht als Betrüger bezeichnet werden können, weil sie dem Hilfesuchenden nichts versprechen, als für ihn zu beten. Die Gläubigen, die zu den Wunderrabbis halten, gehören zumeist zu der Secte Chasidim; fanatisch und wild wie die Derwische, tanzen, springen und schreien sie beim Beten ebenso und sind nicht minder intolerant; sie beten mehr und fasten mehr, als vorgeschrieben ist.

Einen diametralen Gegensatz zu diesen Hypertalmudisten bildet eine andere im 800 n. Ch. von Anan gegründete Secte, die Karaiten, welche in der Krim zahlreich leben, in der Felsenfestung Sufat-Kalai ihren Hauptsitz haben, mit den Chazaren nach Polen kamen und sich in Galiz, welches in alter Zeit seinen eigenen Fürsten hatte, niederließen, wo sie Handwerke und Ackerbau treiben. Diese Secte, ein kleiner Ast vom großen Judenstamme, verwirft vollständig die Vorschriften des Talmuds, befolgt dagegen mit noch größerer Genauigkeit, als selbst die frömmsten Rabbiniten, jene der Bibel, und zwar derart buchstäblich, daß dem Verbote, Samstag Feuer zu machen, dadurch entsprochen wird, daß sie weder Licht anzünden, noch selbst bei größter Kälte heizen, während die Rabbiniten im Gegentheile Freitag abends möglichst viele Kerzen anzünden und im Winter an Samstagen ganz besonders behaglich warm machen lassen. Auch bezüglich der Speisegesetze, der Fasten und der Feiertage halten sich die Karaiten bloß an die Bestimmungen der Bibel. Sie führen sonst das Leben des Landmannes, dessen Tracht sie auch tragen und von dem sie sich bloß durch größere Sauberkeit und den Bart unterscheiden. Untereinander sprechen sie tartarisch, sonst ruthenisch. Ihr Bethaus ist klein

und einfach, ihr Leben streng sittenrein; niemals kommen sie mit den Landesgefeßen in Conflict und ihres vorwurfsfreien Lebens wegen wurden sie in Rußland von der Czarin Katharina II. und in Galizien von der Kaiserin Maria Theresia durch besondere Privilegien ausgezeichnet, an denen auch die späteren Regierungen nicht rüttelten; auch entgingen sie all den Verfolgungen, welche die anderen Juden so schwer trafen, und den Sondersteuern, mit denen diese belegt wurden.

Begleiten wir nun den Juden durch alle Phasen des Lebens bis dorthin, wo das ewig ungelöste Räthsel des menschlichen Daseins ruht.

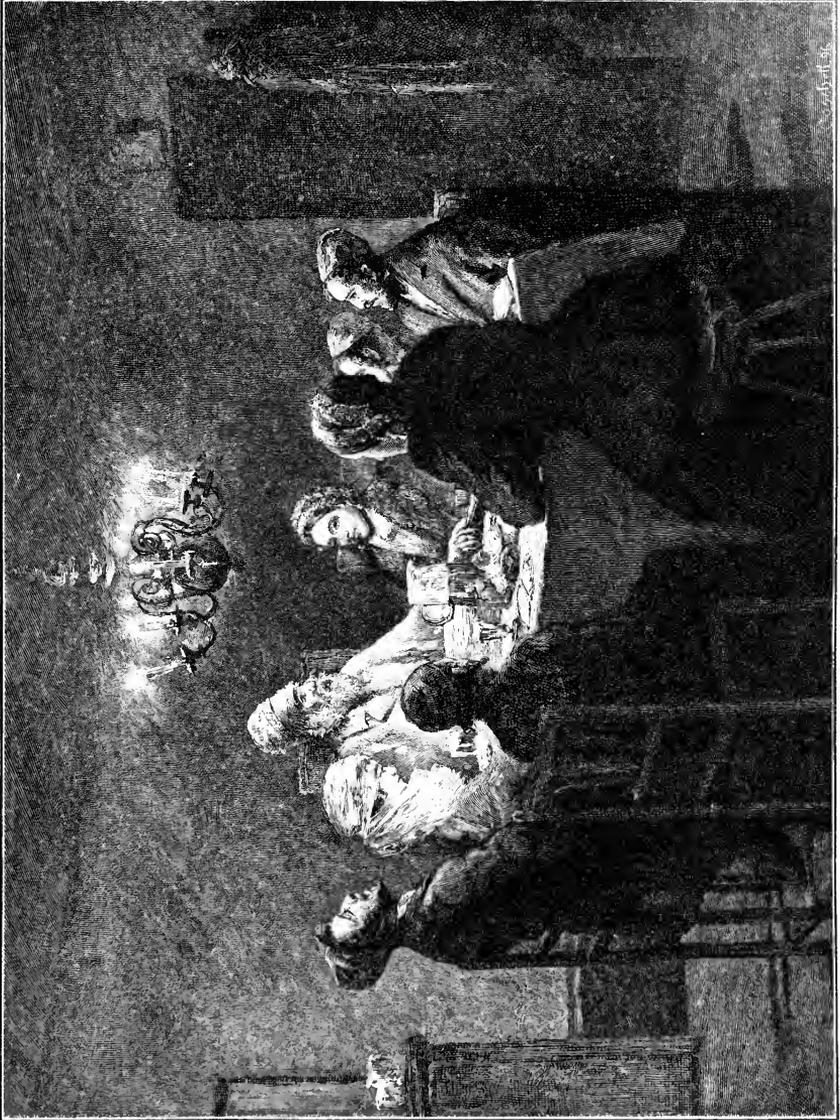
Die Geburt eines Mädchens ist nur eine halbe Freude, wie überhaupt die Frau bloß als ein halber Mensch gilt; verrichtet doch jeder Jude jeden Morgen das Dankgebet, daß er nicht als Frau geboren! Großen Jubel dagegen ruft das Erscheinen eines männlichen Sprößlings hervor, der da der Erbe des Namens, der Gottesfurcht des Vaters und der Förderer des Seelenheils der Eltern nach ihrem Tode sein soll. Große Vorbereitungen werden getroffen und zahlreiche Einladungen erlassen zu der acht Tage nach der Geburt stattfindenden Beschneidungsfeier. Dieselbe wird unter vielen Förmlichkeiten gemeinlich in der Synagoge von Juden durchgeführt, die sich die Eignung hiefür erworben haben und einen reinen Lebenswandel führen. Nach erfolgter Aufnahme in den Verband des Judenthums erhält das Kind den Namen eines heimgegangenen Verwandten und wird durch den Vorbeter eingeseget. Zu Hause werden die Gäste und Gratulanten mit Süßigkeiten, Wein und Branntwein bewirthet und der Wöchnerin werden, ist sie wohlhabend, Delicategen, ist sie arm, Geld oder Spezereivaaren zugesendet.

Schon im zarten Alter, gewöhnlich im vierten Lebensjahre, werden die jüdischen Knaben in eine, allen Regeln der Pädagogik und der Hygiene hohnsprechende Lehranstalt — Cheder — geschickt, wo sie vom Lehrer und seinem Gehilfen — Behelfer — vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Lesen der hebräischen Quadratschrift und im Beten unterrichtet werden. An diesem Unterrichte nehmen auch Mädchen theil, welche jedoch den Knaben nicht mehr folgen, wenn sie aus dem unteren in das höhere Cheder vorrücken, wo sie Unterricht in den Büchern Moses und der Propheten erhalten, um dann die höchste Lehranstalt, das Talmud-Cheder, zu beziehen, wo sie meist bis zur frühen Hochzeit bleiben und manches lernen, das lieber der Vergessenheit anheim fallen sollte. Der Übertritt der unteren in die mittlere Kategorie, nämlich der Beginn des Bibelunterrichtes, wird solenn begangen. Für den betreffenden Samstag werden Verwandte und Bekannte eingeladen, den hoffnungsvollen Jungen zu hören, wie er, auf einem Tische stehend und mit einem goldgestickten Sammtkappchen bedeckt, die ersten Bibelworte „Zu Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ in der Ursprache vorträgt. Jeder der Geladenen bringt irgend eine Gabe, Taschenuhren, Taschenmesser, Taschentücher, hebräische Bücher,

kleine Eßbestecke, Münzen aus Silber und Gold und wird mit Süßigkeiten und Meth bewirthet. Auch die Lehrer werden beschenkt.

Eine zweite ernstere Feier im Leben des Knaben ist die Confirmation — das Bar-Mizwa — beim Eintritt in das 14. Jahr, von wo ab er allen religiösen Pflichten eines Erwachsenen unterliegt und bei allen religiösen Handlungen, zu denen die Anzahl von zehn Theilnehmern erforderlich ist, mitzählt, beten, fasten und an jedem Morgen die Tefilin anlegen muß. Tefilin oder Phylakterien sind Gebetriemen, an denen kleine, steife, lederne Würfel befestigt sind, welche auf Pergamentstreifen das moaische Glaubensbekenntnis enthalten und während des Morgengebetes — Samstag und Feiertag ausgenommen — auf der Stirne und am linken Arme befestigt werden. Der zum Jüngling gewordene Knabe wird zur Thora aufgerufen, vom Rabbiner eindringlich ermahnt, den Lehren Moses und den talmudischen Vorschriften treulich nachzukommen und von den zu einem Schmaus im Hause der Eltern geladenen Gästen beschenkt. Nun naht die Zeit, wo für den reisenden Jüngling eine Lebensgefährtin zu suchen ist. Glücklicherweise gibt es bei den Juden eine Institution, die auch anderweitig viele Nachahmung fand, den Schadchen. Dieser Heiratsvermittler führt genaue Verzeichnisse aller heiratsfähigen jungen Leute im Orte und außerhalb desselben, das Alter, die Familie, Bildung, Vermögensverhältnisse und Ansprüche derselben enthaltend. Er ist ein gern gesehener Gast, wo erwachsene Mädchen blühen und reich an Vorschlägen, da er eine große Auswahl verschiedener Qualitäten in Vorrath hat. Er weiß den Eltern bestechende und einschmeichelnde Vorschläge zu machen, Schwierigkeiten zu überwinden, Bedenken zu besiegen, Verhandlungen mit diplomatischer Geschicklichkeit zu spinnen und so zwei Familien, die einander nicht kannten, in verwandtschaftliche Beziehungen zu bringen, wofür er ein dreiprocentiges Honorar von der beiderseitigen Mitgift bekommt. Zu einer solchen Verbindung wird in bigotten Häusern der Geschmack der jungen Leute fast niemals befragt, die oft erst nach der Abmachung von ihrer Verlobung erfahren, und doch sind die meisten Ehen glücklich, weil sie in sehr jungem Alter geschlossen werden, wo die Charaktere sich noch nicht krySTALLISIRT haben und sich daher leicht assimiliren können. Für unglückliche Paare gibt es übrigens ein bequemes Ausfallsthor: die Scheidung.

Das Hochzeitsfest wird gewöhnlich im Elternhause der Braut, die Trauung vor der Thüre der Synagoge unter freiem Himmel begangen. Lebte das Brautpaar nicht im selben Orte, so findet die Hochzeit in einem auf halbem Wege gelegenen Wirthshause statt, wohin von beiden Seiten lange Leiterwagen die Gäste, Musik, Getränke und Mundvorräthe bringen. Galizische Gasthäuser an der Landstraße sind nicht gerade Schweizer- oder Rhein-Hotels, genügen aber den bescheidenen Ansprüchen jener Menschen, die so wenig im Sonnenchein des Lebens zu wandeln gewöhnt sind, daß sie jeden lichten Moment im



Der Abend.

trüben Einerlei ihres Daseins wie ein Glück erhaschen. Der weitläufige hölzerne Bau zerfällt in zwei Hälften, die durch den ungedielten Corridor und den Stall von einander geschieden sind. Auf der einen Seite wohnen der Bräutigam mit den übrigen Männern der Hochzeitsgesellschaft, während die zweite Hälfte die Braut und den weiblichen Theil beherbergt. Ein wahrer Hergensabbath ist nun in diesen sonst stillen Räumen los; man schreit, flucht, zankt, singt, lacht, trinkt; Fuhrleute und Musikanten, bis zum Exceß betrunken, erhöhen noch den betäubenden Lärm, den erst der Beginn der feierlichen Handlung zum Schweigen bringen kann. Alle anwesenden Frauen beschäftigen sich mit der jungen Braut und ihrer Hochzeitstoilette. Das Haar, welches später durch die Scheere fallen soll, wird zum Zeichen der Unschuld mit weißer Seide durchflochten und mit Zuckermehl bestreut, welches eine süße Zukunft bedeuten soll. Mitten in der Stube sitzt die zu so ungewohnter Wichtigkeit erhobene, fast kindliche Braut, von einem geschäftigen, weiblichen Hof umgeben, gesenkten Blickes den Bräutigam erwartend. Dieser erscheint, von zwei Männern geleitet, in schwarzseidener Kutte, die Zobelmütze auf dem von zwei langen Locken gezierten Haupte und legt über das Gesicht der Braut eine breite, schwere Binde, auf daß sie von nun ab für andere Männer erblinde. Nach dieser Verschleierung — Bedecken — kehrt der Bräutigam in die Männerstube zurück, während die Frauen ihm unter Lachen Hopsen nachwerfen, als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Nun wird ein Baldachin aufgerichtet, unter welchem der mit einem weißleinenen Kittel bekleidete Bräutigam, nebst seinen zwei, brennende Wachskerzen haltenden Beiständen, Aufstellung nehmen. Wie die alten Egypter die Mumien ihrer Vorfahren zu ihren Festen mitzubringen pfl egten, um im Jubelkrausche an den Tod erinnert zu werden, so bekleiden sich die Juden bei ihren größten Feierlichkeiten und feistlichsten Handlungen mit dem Todtenkittel, der sie an die Vergänglichkeit irdischen Glückes mahnen soll. Der Vorbeter singt mit seinem Chor den Willkommgruß und die zwei Fackeltragenden holen in feierlichem Schritt die von zwei verheirateten Frauen geführte verschleierte Braut ein, um sie dem ihrer harrenden Bräutigam zuzuführen. Siebenmal umkreist die von den Beiständen geleitete Braut den zukünftigen Gatten, während der Chor jubelnde Weisen vorträgt. Dann wird es stille. Der Trauende — nach jüdischen Gesetzen kann es wer immer sein — übergibt dem jungen Manne einen goldenen Reifen und sagt ihm langsam, Silbe vor Silbe, die von dem Bräutigam während der Aufsetzung des Ringes zu wiederholenden Worte vor: „Sei mir angetraut durch diesen Ring nach den Gesetzen Mosis und Israels!“ Es findet kein Austausch von Ringen, keine gegenseitige Versicherung ehelicher Treue statt. Die Frau wird durch den Ring erworben und der Mann hatte früher das Recht, in polygamischer Ehe zu leben, wenn seine Verhältnisse ihm dies gestatteten. Dieser Polygamie hat erst im 13. Jahrhundert der große Bann autoritativer Rabbiner ein Ende gemacht. Nun wird ein in aramäischer Sprache, nach unabänderlich

feſter Schablone verfaßter Ehevertrag verlesen und dies juridisch werthloſe Document der jungen Frau übergeben. Hierauf zerbricht der Bräutigam durch einen kräftigen Fußtritt einen kleinen Glaskelch, deſſen Scherben abermals an die Hinfälligkeit menſchlichen Glückes mahnen ſollen, dann nippen die beiden jungen Gatten vom gegneten Wein und die Ceremonie iſt zu Ende. Das Paar, welches bis jetzt gefaſtet, zieht ſich zu einem kurzen Imbiß zurück, während die Gäſte bewirthet werden. Abends werden den Neuvermählten Geſchenke überreicht, dann findet ein Feſteſſen ſtatt, bei dem ein Schalksnarr — Marſchalik — die Gäſte durch gereimte und ungereimte Joten und pikante Späſſe im jüdiſchen Jargon unterhält. Am Tanze nehmen gewöhnlich bloß Frauen und Mädchen theil und wenn ſelbſt Männer mittanzen, ſo geſchieht es ohne Berührung der Tänzerin, die ihr Partner mittels eines Tuches führt, von welchem er den einen und ſie den andern Zipfel hält. Die Bewegungen ſind decent, aber einförmig und gleichmäßig, wie die eines Perpendikels, dabei lärmt jedoch die Muſik mit Pauke und Trompete, als ſollten die Tanzenden die Erde zerſtampfen.

Weniger ceremonioſ hingegen wird die Löſung einer Ehe vollzogen, zu welcher der Mann allein berechtigt iſt. Der nach einem feſtſtehenden, unabänderlichen Texte geſchriebene Scheidebrief kann vom Gatten perſönlich oder auch durch einen Boten im Weiſein zweier jüdiſcher Zeugen übergeben werden. Mit dem Momente der Übergabe iſt die Ehe gelöſt; der Mann kann ſofort, die Frau nach drei Monaten wieder heiraten. Weigert ſich die Gattin den Scheidebrief anzunehmen, ſo kann ſeine Weibringung auch durch Liſt geſchehen. In einem Briefe, einem Pakete, in der Taſche eines Kleides liegt das verhängnißvolle Document, ſie greift argloſ danach, die beſtellten Zeugen rufen: „Du biſt geſchieden!“ Und es iſt vollbracht! So war's wohl noch in jenen grauen Zeiten, als die Juden im eigenen Reiche das Leben der Orientalen lebten, die Frau nicht die Gefährtin, ſondern faſt die Leibeigene des Mannes war, deren er ſich, wie Abraham der Hagar, beliebig entledigen konnte. Freilich gilt dieſe Ceremonie nicht vor dem ſtaatlichen Rechte, aber die Staatsgeſetze leuchten nicht hinein in die untere Schichte des galiziſchen Judenthums, wo die Überlieferungen und Anſchauungen der Vorzeit noch mächtig herrſchen, nach denen noch immer im Dämmer der Jüdengaffe gelebt, geheiratet, geſchieden und begraben wird.

Da der junge Mann keinen Erwerb erlernt, keine Studien als die des Talmonds gemacht und in ſo frühem Stadium des Lebens noch wenig für den ſchweren Kampf ums Daſein vorbereitet iſt, ſo wird im Vorhinein von den beiderſeitigen Eltern vereinbart, wie lange das junge Paar im Hauſe der einen, und wie lange im Hauſe der anderen beſtätigt werden ſoll. Gewöhnlich bleiben die Neuvermählten ein oder zwei Jahre in voller Verpflegung bei den Eltern der Frau, dann ebenſolange bei den Eltern des Mannes. Schließlich iſt der Aufwand an Wohnung, Einrichtung und Koſt nicht erheblich. In einen Winkel der Stube werden zwei Betten, zur Noth ein Bett und ein hölzernes Sofa,

eine Komode untergebracht und der Raum mittels baumwollener Gardinen abgetheilt. Der Eßtisch steht mitten im Zimmer und ist allen Zusassen desselben ebenso gemeinschaftlich wie der Kochherd und der Backofen. Erhält die Familie einen Zuwachs, so wird an der Decke ein eiserner Haken befestigt, daran an vier Schnüren ein Korb gehängt, in welchem der Sprößling einquartiert wird. Ein wahres Vogelneft in minder guter Luft. Um solche, für Massenquartiere eingerichtete Zimmer läuft gewöhnlich oben eine Gallerie mit hölzerner Balustrade, darauf abermals, knapp unter der Decke, Schlafstellen, Tische, Sessel und Wiegen. Eine solche Wohnung, die an die Arche Noahs erinnert, kostet nicht viel; Beleuchtung und Beheizung sind gemeinschaftlich, wie das Elend ihrer Bewohner.

Blos am Freitag Abend erglänzt eine solche Stube im Lichterglanz. Es ist geputzt und gepuht worden; jede Familie hat je zwei Kerzen angezündet; die Suppe dampft, die würzigen Fische senden ihr scharfes Aroma in alle Winkel; das Fläschchen Branntwein, der Kelch Meth harren des Segens und nothvergeffen und sorgentlastet für die Dauer von 24 Stunden setzen sich die Familien der gemeinschaftlichen Stube zum heiteren Mahle, nachdem sie die ganze Woche unter schwerem Entbehren sich kaum satt gegessen. Dann singt man Sabbathhymnen, erzählt einander, so lange die Helle dauert, wunderbare Geschichten von Rabbis, welche Kranke geheilt, Krüppel hergestellt, böse Geister bezwungen, dem Höllenfürsten ein Opfer abgerungen und einen Einblick in die Herrlichkeit Gottes jenseits der Weltmaneru gewonnen haben. Dann erlöschen nach und nach die Lichter, dann verglimmt der Sabbath selbst und der wochentägige Jammer peitscht diese armfeligcn Existenzen, wie bisher, durch die Irr- und Wirrwege des Lebens! Wie anders und glänzend sieht der Sabbath im Hause reicher Juden aus! Sämmtliche Zimmer werden festlich erhellet, der Tisch mit Silbergeschirr gedeckt, der Wein stummert im Krystallpokal, die Frauen tragen Seide und Geschmeide, die Männer Atlas und Zobel und hinter diejem Glanze lauert keine Sorge um den kommenden Tag. Aber sonderbar, dem frommen Juden ist jeder Neid fremd; er nimmt alles als eine göttliche Vorbestimmung, gegen die sein Sinn sich nicht auflehut, und schließlich ist ja nach seiner Lehre das Leben blos ein kurzes Sterben und nachher sind ja alle gleich!

Zu der That gibt es im Tode keinen Unterschied durch Stand und Reichthum. Die Ausstättung ist für jeden die gleiche. Keine goldglänzenden Särge, keine Fahnen, keine Kränze, keine Musik, keine Equipagen und kein Schmaus. Kaum ist der letzte Seufzer verhaucht, so wird der Todte auf die bloße Diele gelegt, unter ihm einige Strohhalme, welche nach frommem Glauben den Körper wie spitze Lanzen stechen, denn je mehr er leidet, desto rascher gelangt die Seele ins Paradies. Zu Häupten der mit einem schwarzen Gewand bedeckten Leiche brennen drei Kerzen. Einige fromme Juden, die man deshalb Klausner nennt, weil sie ihr Leben in der Klausen zubringen, recitiren Psalmen und

Abschnitte aus der Mischna. Im Sterbehaufe und in allen anstoßenden Häusern wird der Wasservorrath weggeschüttet, weil der Todesengel sein giftiges Schwert in demselben abgospült haben könnte. Die Juden betrachten es als Sünde, die Leiche länger als



Aus der alten Synagoge in Krakau.

unbedingt nothwendig unbeerdigt zu lassen, so daß ein Mensch, der morgens noch lebte, oft schon am selben Abend im Grabe ruht. Die Leiche wird gewaschen und mit einem weißleinenen Gewand bekleidet; andere Kleider bekommt sie nicht — die verheirateten

Männer nur noch ihren Gebetmantel — auch keinen Sarg, denn nach dem Bibelspruche: „Aus Staub bist du, zum Staube kehrst du zurück“ soll der Körper unmittelbar in die Erde gebettet werden. Die Begleitung einer Leiche ist eine gottgefällige That, besonders wenn sie einem gelehrten Manne gilt. Dem prunklosen Zuge gehen Leute mit klappernden Büchsen voran, welche mit dem hebräischen Rufe: „Amosen wendet das Verderben ab!“ zu Gaben für fromme Bruderschaften und Wohlthätigkeitsvereine auffordern. Den Friedhof bezeichnen die Juden mit „Heiliger Ort“, „Halle des Lebens“, „Haus der Ewigkeit“; dort tragen die nächsten männlichen Verwandten die Leiche zur Gruft, während Psalmen hergesagt werden. Die Aroniden, die Abkömmlinge des priesterlichen Stammes, dürfen den Gottesacker nicht betreten, weil sie dadurch verunreinigt würden; sie bleiben daher außerhalb der Umfassungsmauer zurück. Gemeinsame Gräber gibt es bei den Israeliten nicht; auch der ärmste bekommt eine eigene Ruhestätte, und kein Grab bleibt ohne Gedenkstein, wenn auch das Geld hiezu zusammengebetelt werden muß. In der Gruft erhält die Leiche als Kopfpolster ein Säckchen mit Erde aus Jerusalem, damit sie auf heimatlicher Erde ruhe, und Stäbchen in die Hände, damit sie, wenn der Weckruf ertönt, sich unterirdisch mit diesen Schaufeln nach dem heiligen Lande durcharbeite und dort auferstehe. Gegen Beschädigung durch Erdschollen werden die Augen mit kleinen Scherben bedeckt. Die nächsten Verwandten schaufeln die ersten Schollen in die Gruft; die Söhne verrichten ein Todtengebet. Im Sterbezimmer brennt durch sieben Tage und Nächte am Fenster ein Lämpchen, daneben steht ein Glas Wasser und hängt ein Leinwandlappen. Das Licht leuchtet der entschwundenen Seele; das Wasser und die Leinwand dienen ihr zur Reinigung, wenn sie in den ersten Tagen nach ihrer Scheidung gewohnheitsmäßig die alte Stätte besucht. Den nächsten Angehörigen wird ein Schnitt in die Kleider gemacht, eine Zeremonie, welche das bei den alten Hebräern üblich gewesene Zerreißen der Kleider versymbolisirt; dann setzen sie sich ohne Fußbekleidung auf die Diele, essen ein mit Asche bestreutes Ei, lesen das Buch Hiob und empfangen vom dritten Tage ab Condolenzbesuche, die jedoch, ohne Gruß beim Kommen und Gehen, schweigend dasitzen. Der erste Trauergrad dauert (bei Kindern) eine Woche, der zweite dreißig Tage, der dritte ein Jahr. Während elf Monaten sprechen die Söhne oder in Ermanglung derselben gedungene Leute dreimal täglich das Kadischgebet für die Seele der Verstorbenen; die Söhne dürfen an keinem Feste theilnehmen, tragen jedoch keine Trauer. Die Frauen tragen keinen Schmuck, ebenfalls keine Trauergewänder, sondern blos eine schwarze lange Schürze. Das erste Kind, das in der Familie geboren wird, erhält den Namen des Verstorbenen, dem das Fortleben seines Namens im Jenseits Freude bereiten soll.

Mit einem zweitägigen feierlichen Gottesdienste tritt der Jude in sein, in die Monate September oder October fallendes Neujahr ein. Schon einen Monat zuvor beginnen die

religiösen Übungen. Der Glaube der Juden geht dahin, daß im Himmel ein genaues Verzeichniß über ihre Sünden und ihre Verdienste geführt, daß an den Neujahrstagen die Bilanz gezogen, am Versöhnungstage das Urtheil gefällt und am siebenten Tage des Laubhüttenfestes der Spruch verkündet wird. In diesen schicksalschweren Tagen wird über Wohl und Weh, Leben und Tod entschieden, und da nach der Lehre durch Reue, Buße und Almosen ein böses Verhängniß beschworen werden kann, so läßt sich ermessen, was angesichts dieser Entscheidung in dieser Richtung geleistet wird. Die Vormittage werden ganz dem Gebete gewidmet, auch ein Theil der Nachmittage und die Abende. Am zweiten Tage, nach dem Nachmittagsgottesdienste, begibt sich die Gemeinde an das Ufer eines fließenden Wassers, verrichtet ein Gebet und versenkt bildlich die Sünden durch Umwenden der Taschen, in welchen sich einige Brotkrumen befinden.

Zwischen den Neujahrstagen und dem Versöhnungstage liegen sieben dem Gebete und der Buße geweihte Tage. Die Angst beherrscht alle Welt, und selbst aufgeklärtere Juden respectiren den anbrechenden großen Tag. Bekannte und Verwandte bringen einander unter lautem Weinen ihre Wünsche dar. Feinde reichen sich zu kurzer Versöhnung unter gegenseitiger Abbitte die Hände. Man vergibt sich alle im Laufe des Jahres erlittene Bosheit, Verleumdung und Verfolgung; man nimmt von einander Abschied, als ginge es in den Tod. Für sechsunddreißig Stunden sind die menschlichen Leidenschaften verabschiedet. Sämmtliche Geschäfte sind geschlossen, die Wohnungen leer, die Gotteshäuser gefüllt. Zahlreiche riesige Wachskerzen flammen vor der Bundeslade. Frauen in hellen Kleidern, Männer im Sterbekittel, Folianten und Betmantel unter dem Arm, eilen barfüßig in die mit Heu bestreute Synagoge, über deren Eingängen der Engel mit dem Schwerte droht. Wie die Brandung eines an seine Ufer schlagenden Meeres tönt das kräftige Geschrei der in diesen gewölbten Räumen versammelten, zerknirschten Väter, die mit der Faust die sündige Brust zerarbeiten und unter schwerem Seufzen und Achzen die Barmherzigkeit Gottes anrufen. Zuweilen erdröhnt vom Almemor, einer in der Mitte der Synagoge errichteten, für das Vorlesen der Thora bestimmten Estrade herab ein von kräftiger Hand mit einer kurzen Keule auf ein hartes Lederpolster geführter, domerähnlicher Schlag, und plötzlich sind die rollenden Stimmen zum Schweigen gebracht; bloß einzelne schwerverhaltene Schmerzenschreie stören für Momente die eingetretene Stille, aus der die laute, weittragende Stimme des Vorbeters, der die gesammte Gemeinde andächtig lauscht, emporsteigt. Dann folgt der Chor und diesem wieder, in tausendstimmigem Aufschrei, die sich bäumende, wildbewegte, angsterfüllte, gnadenflehende Vaterschaar. So wird bis in die späte Nacht gebetet und am frühen Morgen wieder begonnen. Manche bleiben bis dahin, die Nacht bei Psalmen und Gebeten durchwachend, im Gotteshause. Dies Fasten, Zammern, und Beten dauert bis zum nächsten Abend, wo dann beim

Auffsteigen der Sterne ein einziger, langgedehnter Posaunenschall das Ende des langen, martervollen Tages verkündet und die erschöpfte Menge, in einen letzten kräftigen Ruf „Gott ist einzig!“ ausbrechend und sich gegenseitig beglückwünschend, heimwacht, sündenrein und hoffnungsfrendig.

Fünf Tage darauf begeht man das neuntägige Laubhüttenfest, zur Erinnerung an das Zeltleben der Juden während ihrer vierzigjährigen Wanderschaft durch die Wüste. Alle Mahlzeiten dürfen nur in der geschmückten Laubhütte eingenommen werden und zur Erinnerung an das gelobte Land wird beim Morgengottesdienst ein Strauß aus Palmenzweigen, Myrthen und Cedern (Ethrogim) nach allen vier Weltgegenden geschüttelt. In das Laubhüttenfest fällt auch der große Hosianntag, an welchem das am Versöhnungstage gefasste himmlische Urtheil endgiltig da oben verkündigt wird. Noch im letzten Momente wird die Gnade Jehovas stürmisch angernfen: „Hosianna! Hosianna! Hilf! Hilf!“ Der Schluß dieser Feiertage ist der Jubeltag der Thora, aus der man an diesem Tage das letzte Capitel verliest, um sofort mit der feierlichen Verlesung des ersten zum Anfang zurückzukehren. Die Jugend erhält Fähnchen, brennende Wachskerzen und rothwangige Äpfel; die Männer tanzen mit den geschmückten Thorarollen, singen, trinken und geben Freundschüsse ab.

Diesem Feiertage folgt zu Anfang des Winters das sieben tägige Makkabäerfest — Chanuka — zur Erinnerung an die wunderbaren Siege der Makkabäer über die Syrier und die Einnahme der Burg von Jerusalem 141 v. Chr. Der entweichte Tempel soll nach dem erfolgten Siege mittelst eines unverfälgbaren Krügleins heiligen Öles wieder geweiht worden sein; daher dies Fest von den Juden das Einweihungsfest genannt wird. Am ersten Abend zündet man ein Lämpchen an, und an jedem folgenden Abend um eins mehr bis zu sieben.

Das nächste Erinnerungsfest ist der Purim oder das Hamansfest, zur Feier der angeblich durch Mardochai und Esther bewirkten Errettung der durch den Einfluß Hamans im ganzen persischen Reiche der Vernichtung geweihten Juden. Am Vortage wird gefastet, eingedenk des Fastens Esthers. Am Vorabend verliest man in der Synagoge die Erzählung von der beabsichtigten Ermordung der Juden, von dem sieghaften Eintreten des schönen Mädchens bei König Ahasver zu Gunsten ihres Stammes, von dem Widerruf der dem Minister erteilten Vollmacht, von der Begnadigung der Juden, der Erhöhung Mardochais und der Hinrichtung Hamans und seiner Söhne. Am Purimtage wird diese Erzählung wiederholt und die armen Gemeindeglieder werden beschenkt und gespeist. Auch die Wohlhabenden schicken sich gegenseitig kleine Geschenke, Süßigkeiten und Weine zu; Abends finden heitere Spiele und Festessen statt.

Ein wahrhaft poetisch angehauchtes Fest bilden die achttägigen Osterfeiertage, welche an der Wende zwischen dem starren Winter und dem knospenden Frühling

begangen werden, aber, wie die meisten jüdischen Feste, durch talmudische Gebote und Verbote streng umhert und für die unbemittelten Classen sehr drückend gemacht wurden. Nach dem Wortlaute der Bibel soll Ostern ein bloßes Erinnerungsfest an den Auszug aus



Aus der kleinen Synagoge in der Wechslergasse zu Lemberg.

Ägypten und an die Befreiung aus vierhundertjähriger Knechtschaft sein, dadurch begangen, daß man statt des Brotes ungegohrene Kuchen — Mazzoth — esse, eingedenk dessen, daß die Juden auf ihrer Flucht keine Zeit hatten, den Teig gähren zu lassen und sich Galizien.

nur mit rasch gebackenen Kuchen versorgen konnten. Die Autoren des Talmuds haben, eines kalendariſchen Zweifelſ wegen, die ſieben auf acht Tage ausgedehnt, während welcher der Genuß aller mehthaltigen und einer Gährung unterliegenden Nahrungsmittel, ſowie der Gebrauch jener Gefäße, die ſonſt in Benützung ſtehen, unterſagt und ſpeciell für Oſtern eine beſondere Koch- und Speiſeeinrichtung erforderlich iſt. Ja, es müſſen alle vorrätigen Nahrungs- und Genußmittel, die nicht den Oſtergeſetzen entſprechen, wenn auch nur zum Scheine, mittels vorgeſchriebenen Vertrages, bei ſonſtiger Ungeießbarkeit nach Oſtern, an einen Andersgläubigen verkauft und am Rütſtage vor Oſtern ſämmtliche Räume und Behälter durchſucht werden, ob ſich nicht Brodkrumen vorfinden, die dann verbrannt werden. Infolge dieſer rigoröſen Verordnung muß ein frommer Jude, mag er noch ſo arm ſein, viererlei Speiſe- und Kochgeſchirre beſitzen: zweierlei zu Fleiſchſpeiſen für gewöhnliche Zeiten und ſeparat für Oſtern, dann zweierlei zu Milchſpeiſen für gewöhnlich und für Oſtern. Dieſe Ausgaben und die theurere Oſterkoſt kann der Ärmere nur mit Hilfe der Wohlhabenden beſtreiten. Es gibt auch Fonds dafür; in größeren Städten helfen die jüdiſchen Volksküchen nach.

Die Vorbereitungen zum Feſte werden ſchon wochenlang zuvor getroffen. Man bäckt Oſterbrode (Mazzoth), man zieht Wein aus Roſinen, man brant Meth, füttert Geflügel, tüncht die rußigen Zimmer, ſchneuert die lang verwahrloſten Dielen, pußt die den Winter über verklebten, luſtſcheuen Fenſter, liſtet die Betten, wäſcht, reibt und hobelt Tiſche, Bänke und Schränke, bringt neue Töpfe, Teller und Gläſer ins Haus, das mit Hilfe von Kelle und Bürſte verjüngt wird. Der Arme thut ſein Beſte; der Reiche holt ſein Gold- und Silbergeräthe, die koſtbaren Vaſen, das ſorgfältig bewahrte Kryſtallglas und die Seidengewänder hervor; gilt es doch den königlichen Gaſt würdig zu empfangen, der im Frühlingſglanz herannaht. Heller Lichterglanz übergießt jeden Winkel der Wohnungen, heiterer Friede zieht auch ins ſorgenſchwerſte Gemüth — gibt es doch auch in der ärmſten Hütte Nahrung für acht Tage, und ſoll doch die Befreiung aus einem noch ſchwereren und härteren Leben gefeiert werden!

Auf ſchneelig gedeckter Tafel harren weingefüllte Bocale und die vor jeder unzeitigen Berührung ſorgſam verdeckten Mazzoths des Segens des Hauſherrn, den der feſtlich herausgeputzte weibliche Theil der Familie erwartet, um ihn mit einem hellen „Gut Somtow!“ — fröhliche Feiertage — zu begrüßen. Langſam, feierlich, mit einer Synagogalmelodie auf den Lippen, kehrt der Hauſvater aus dem Gotteshaus zurück, zufrieden lächelnd beim Anblick der freundlichen Stube, des ſauber gedeckten Tiſches, des blinkenden Weines und der geputzten Frauengeſtalten. Prüfend umkreiſt er die Tafel, ob auch nichts vergeſſen wurde von all den vorgeſchriebenen Sachen: der Weinkelch für den Propheten Elias, der ungeſehen in jeder Oſternacht erſcheint und vom Weine nippt; das gebratene Ei und der

gebratene Huhnflügel, welche das ehemalige Passahopfer vertreten; die bitteren Kräuter, die an das bittere Sklavenleben in Mizraim erinnern, die aus gestampften Äpfeln, Nüssen und Wein zubereiteten, lehmartigen Charosof, welche an die Ziegelfrohne der Juden in Egypten mahnen sollen; die Schale mit Salzwasser, als Symbol des von den Juden auf ihrem Auszuge aus Mizraim trockenen Fußes durchschrittenen Meeres und endlich die drei auf blanker Platte unter seidener Decke ruhenden mit Israel-Levi-Kohan bezeichneten Mazzoths zur Erinnerung an die drei angeblich noch existirenden Stämme: Israeliten, Leviten, Aroniten. Dann zieht der Hausvater den weißen Kittel an, um auch heute an die Vergänglichkeit erinnert zu werden, und besteigt mit königlicher Miene den erhöhten Sitz an der oberen Seite des Tisches auf einem mit Polstern belegten Sopha, welches einen Thron darstellen soll; denn am Ofterabend dünkt sich jeder Jude in seinem Hause ein König. In gehobener Stimmung beginnt die feierliche Handlung, nachdem das Oberhaupt den Segen über den Wein gesprochen. Auf die Frage des jüngsten Gliedes der Familie: „was eigentlich dieser Abend mit seinen außerordentlichen Zurüstungen bedeute?“ beginnt die Erzählung von der harten Sklaverei der Israeliten in Egypten, vom Eintreten der Brüder Mojes und Aron für ihre Befreiung, von den Wundern, die sie verrichteten, von den Heimfuchungen Pharaos, von dem Auszuge aus dem Lande der Knechtschaft, dem Übergange über das Rother Meer, das sich zu beiden Seiten staute, um dem Volke Israel trockenen Durchzug zu gestatten, und von der Vernichtung der nachfolgenden Mizraïten. Die Erzählung zerfällt in zwei Theile; zwischen dem einen und dem andern wird das traditionelle Nachtmahl eingenommen. Der zweite Theil der Darstellung schließt mit dem eigenartigen Poem der göttlichen Vergeltung: Die Katze fraß das Lämmchen — der Hund die Katze — der Stoch erschlug den Hund — das Feuer verzehrte den Stoch — das Wasser das Feuer — der Dchs sog das Wasser aus — der Schlächter schlachtete den Dchsen — der Todesengel tödtete den Schlächter — „da kam Gott und tödtete den Todesengel, der den Schlächter tödtete, der den Stier geschlachtet, welcher das Wasser trank, das das Feuer löschte, welches den Stoch verbrannte, der den Hund erschlug, der die Katze zerbiß, die das Lämmchen fraß“.

Neunundvierzig Tage nach dem ersten Oftertag, die in den Synagogen allabendlich laut gezählt und verkündet werden, findet das zweitägige Wochenfest oder Pfingsten statt; das Fest der Offenbarung auf dem Berge Sinai, wo Jehova seinem Knechte Mojes, zwischen Wolken, Blitz und Donner, die zehn Gebote, die Grundlage menschlicher Satzungen und die Anfänge der Civilisation, offenbarte. Synagoge und Wohnung werden mit Laub und Blumen geschmückt und der sprießende Sommer gießt über Natur und Menschen seine heitersten Tinten.

Eine trübe Gedächtnißfeier gegen Ende des Jahres ist jene der Tempelzerstörung. (70 u. Chr.). Mit Beginn des Monats Ab enthalten sich die Juden des Fleischgenusses:

die Frauen legen ihr Geschmeide ab; es wird keine Hochzeit gefeiert, kein Fest begangen, kein neues Gewand angelegt und der neunte Tag des Monats, das ist der eigentliche Tag, an welchem der Tempel, die Herrlichkeit und die nationale Selbständigkeit der Juden wohl für immer zerstört wurden, unter Fasten, Trauern und Beten der auf der Erde kauenden Gemeinde verbracht.

Dies ist das Leben der Juden in Galizien mit ihren Leiden und Freuden, ihrem Glauben und Aberglauben, ihren Bräuchen und Mißbräuchen; das Leben der bigotten Durchschnittsmenschen, gleichweit entfernt von jenen Exaltados, die wie die Dervische in Verzücungen gerathen, beim Gebete sich die Glieder verrenken und zwischen Fasten und Büßungen hinwelfen, ohne in Gottes schöner Welt je eine Blume zu pflücken, wie von jenen Indifferenten, die nur noch lose an dem ererbten Glauben hängend, sich ihren christlichen Mitbürgern zu assimiliren suchen. Unserem Juden begegnet man zu hunderten in allen Theilen Galiziens, an den Ufern der Weichsel und des Dniestrz, auf den Höhen der Karpathen, sowie in den Ebenen Podoliens, wie er wohl auch noch nach Jahrhunderten angetroffen werden dürfte; denn das ist eben das Charakteristische dieses Volkes, daß es mit zäher Ausdauer unentwegt an den Überlieferungen der Vorfahren festhält, die ihm heiliger sind, je älter sie geworden!

### Die polnischen Mundarten.

Die polnische Sprache Galiziens umfaßt einen Theil jenes großen Sprachgebietes, das seit vorgefichtlichen Zeiten ungefähr in derselben Begrenzung und Umgebung lag wie heute, nur daß im Norden und Westen im Laufe der Jahrhunderte die pommerisch-slavischen und preußischen Nachbarn zum Theile oder auch ganz durch die Deutschen ersetzt wurden. Mit ihren bezeichnendsten Merkmalen (dem eigenartigen Rhinesmus und der Aussprache *ě* als *ia*, *ie*) tritt die Sprache fertig und ausgebildet in das geschichtliche Leben ein, dessen älteste schriftliche Zeugnisse in das XIV. Jahrhundert fallen. Bis vor kurzem galt allgemein der in den Zwanziger-Jahren unseres Jahrhunderts im Stifte zu St. Florian in Oberösterreich entdeckte sogenannte Margarethen-Psalter als das älteste geschriebene Denkmal der polnischen Sprache. Die Bedürfnisse des Staates, der allerdings auf mittelalterlich-lateinischer Grundlage ruhte, riefen bald auch die polnische Übersetzung der hauptsächlichsten Denkmäler des öffentlichen und Privatrechtes hervor. Das bedeutendste derartige, auch sprachlich sehr wichtige Denkmal, ist die von Świątosław z Wojciecyna und Maciej z Rozana aus dem Jahre 1449 herrührende Leistung, deren Original sich gegenwärtig im Krakauer Museum befindet (Codex Wislicki). Die Schriftart und Schreibweise der handschriftlichen Texte ging in der ältesten Zeit ganz unverändert auch

forchtinden in vnde yuden  
dy do hoffin of syne larme  
herreikeyt

**O**r enuat amoue ammas  
eoum et alar eos infame

**A**bi witaugi zefinertu du  
fze gich ykaamilie wglodze

**D**as her beneme von tode  
ire zelen vnde fiterre sy in  
dem limgu

**A**nima nostra sustinet  
dominum quoniam adiu  
tor et protector noster est

**D**usa naska arzu gospo  
dua bo pomoznik vod  
gimca nash rest

**A**nsir zele vfhilt got wea  
her ist vnfir hulfer vnde  
vnfir beschirmer ist her

**Q**uia in eo letabitur cor  
nostrum et in nomine e  
saculo eius sperauimus

**G**o wueni wesehe se bo  
die seize nabe ywiego f  
fwoze ymo pwaht iesum

**W**en in ym irfrewir wir

vnfir herre vnde in syne  
name den herligen hofse  
wir

**I**at misericordia tua  
domine super nos quemad  
modum sperauimus in te

**B**o d; unloferde twoye  
uaduanu iacob pwaht  
iesum wese

**I**s werde dine barmeher  
rikeyt got vt vns glidh  
wif als wir gehoffir ha  
bin indid

**B**enedicam dominum  
semper laus eius in  
ore meo

**O**hwaltz bodi gospodna  
wkahty cas weseht dowa  
la rego wusecht mocht

**I**ch lobe gote in alir cr  
allis ist sym lop in minem  
munde

**I**n domino laudabitur  
anima mea audiam ma  
nifesta et letentur

33



Facsimile aus dem Florianer Psalter (Margarethen Psalter), XIV. Jahrhundert.

in die ersten Drucke über, wie dies u. a. das für den ältesten polnischen Druck geltende Büchlein „Die Gespräche zwischen König Salomon und Marchoлд“ (1521) beweist. Die allmähliche Festsetzung der heutigen Orthographie ist ein Product des XVI. Jahrhunderts, in welchem man sich zuerst auch der lateinischen Buchstaben statt der deutschen zu bedienen anfang.

Diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, wollen wir nun die heutigen Mundarten der polnischen Sprache innerhalb der Grenzen Galiziens einer kurzen Charakteristik unterziehen.

Es ist nicht leicht, die Sprachgrenze zwischen dem polnischen und ruthenischen Volksstamme in Galizien genau anzugeben. Die betreffenden Angaben weichen mitunter von einander ab. Nach L. Tatowir zieht sie sich von Ulanów am unteren San gegen Süden über Lezajsk und um Grodzisko herum durch die Bezirke von Zarosław, Przemysł, Birza und erreicht Brzozów. Von dort wendet sie sich nach Wróbski Królewski, Zarszyn und Rymanów. Dann nimmt sie eine mehr westliche Richtung und zieht sich über Żmigród, Gorlice, Grybów bis zum Poprad. Jenseits des Poprad schließt sie die Dörfer Roztofa, Szlachowa, Czarnowoda und Zaworki ein, kehrt zum Poprad unterhalb Piwniczna zurück und hält sich nun an das Ufer des Flusses, bis sie die galizische Grenze oberhalb Leluchów verläßt. Die polnische Sprache überschreitet hier die Landesgrenze.

Dieser Sprachgrenze entlang zieht sich eine mehr oder weniger breite Zone mit gemischten, also ruthenisch-polnischen Ortschaften. In dieser Zone ist der griechisch-slavische Ritus vorwiegend noch geltend, aber die Bevölkerung spricht polnisch. Selbst auch in dem östlichen, ruthenischen Theile Galiziens findet man polnische Ortschaften entweder vereinzelt oder in Gruppen, so zum Beispiel östlich von Lemberg, in der Umgebung von Wilka und Zuchorzycze, südlich von Sokolnik, Sobowica, Zubrzy und Czynel, in der Gegend von Brody u. s. w. Einige von diesen mazurischen Colonien haben noch den lateinischen Ritus behalten, dagegen aber die ruthenische Sprache angenommen. Ein allerdings sehr langsames aber stetes Vorrücken des polnischen Elementes gegen Osten kann beobachtet werden.

Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß in der Grenzzone der polnische Dialect in den Thälern nicht viele mazurische Merkmale aufweist, es fehlt ihm der Dzetacismus, welcher ž, dž, č, š als z, dz, c und s wiedergibt, ferner das verengte ä. Im Gebirge verhält sich die Sache anders. So kennen die Gebirgsbewohner von Szczawnica, die doch in directer Verührung mit den Ruthenen leben, den Dzetacismus, wie auch das verengte ä, welche Merkmale eben in ganz Westgalizien erhalten sind. Man kann diese Erscheinung durch die Thatfache erklären, daß in den Thälern die polnische Sprache Jahrhunderte hindurch auf die ruthenische Bevölkerung einwirkte. Diese wurde polonisiert, aber unter dem Einflusse der eigenen Sprache ließ sie die erwähnten Merkmale

nicht aufkommen. Die Gebirgsgegenden hingegen wurden später colonisirt, die Bewohner beider Stämme waren nicht so lange miteinander in Berührung und so konnte der polnische Dialect hier seine Eigenthümlichkeiten bewahren.

Alle Idiome Westgaliziens gehören zu der mazurischen Gruppe, in welcher ś, ź, dź, ċ als s, z, dz, c ausgesprochen werden (im Gegensatze zum Großpolnischen und Lujawischen). Von der polnischen Schriftsprache unterscheiden sich weiter die galizischen, wie auch anderen Volksmundarten, durch lautliche und morphologische Merkmale, von denen einige als Archaismen aufgefaßt werden müssen. So haben sie das verengte á (bis auf die erwähnte Ausnahme) bewahrt, ferner u in den Ausdrücken lutość, lutovać się (statt litość zc.). Weiter y (i) in den Ausdrücken syr (statt sér), śtyry (statt cztery), śekira, śekyra (siekiera) und auch i (y) in den Worten syroki (statt szeroki), sirota (statt sierota). Der Reflex des Halbvocals ʳ (ü) zeigt sich häufiger in Präpositionalausdrücken: ve vodze, ve vojsku, ze Zakopanego. Bei den Masculinis mit dem o-Stamme wird im Genetiv Sing. häufiger noch das alte a gebraucht, als in der Schriftsprache: dvora, klástora, lasa, mosta u. s. w. Der Genetiv Sing. der weiblichen Substantiva auf -ja hat e: studńe, psenice u. s. w. (gem. poln. studni, pszenicy). Es hat sich auch in vielen Mundarten der Morist, bych, byk erhalten (in der Schriftsprache [gem. poln.] durch hym ersetzt, z. B. pisał hym) und als eine Anlehnung an den Morist müssen auch die volksthümlichen Formen, wie móvilech (statt móvilem für móvil jeśm), pobudzilech, fogar jezdech (ich bin) u. s. w. aufgefaßt werden. Die Iterativa, welche im Altpolnischen auf -avać ausgingen, haben in der Volkssprache -ovać statt -yvać der Schriftsprache, also altpolnisch kazavać, volksthümlich kazovać, nach der Schriftsprache kazywać.

Es wird auch das anlautende e, a dadurch gemieden, daß man ein j oder h vorsetzt und das o wird als ʳo ausgesprochen. Aj geht in ej über: dej, dejće; die Gruppe kt wird häufig als cht gesprochen und in allen Mundarten Westgaliziens sagt man veľgi (statt veľki, geschrieben: wielki). Ć geht dagegen in der Gruppe ść gewöhnlich verloren: pŗǫś (statt pŗząść, trǫś (statt trząść), koś (kość), wie auch ł nach Consonanten im Part. praet. act. II.: nós, vód, plót, pók u. s. w. In vielen Mundarten wurde auch silbenauslautendes n in j verwandelt, wobei auch noch der vorhergehende Vocal nasalirt werden konnte: koj oder koj statt koń. Mitunter entwickelt sich dabei ein parasitisches j: kojńi. Man spricht pieś statt pieśń u. s. w. Umgekehrt konnte ǫ, ę, ęła zu on, ón, ena, éna werden: vzon, vzena (statt wziął, wzięła), plynon u. s. w. Aus dem Bereiche der Formen wäre beres, bere statt bierziesz, bierze auszuführen, welches im Anschlusse an die erste Person Sing. und dritte Person Pluralis bere, berę (in der Schriftsprache biore, biora) gebildet ist. Auch die erste Person Pluralis bedemy (statt będziemy), bieremy (statt bierzemy), gńietemy (statt gńieciemy), ńesemy (statt niesiemy), vidzemy

(statt *widzimy*) und Ähnliches ist im Anschlusse an die erste Person Singularis, beziehungsweise dritte Person Pluralis entstanden. Das *e* der ersten Person Singularis und Pluralis ist schließlich unter dem Einflusse der anderen Formen, in denen kein Wandel damit vorging, *ńese*, *ńesa* z. B. nach *ńese*; *here*, *bery* nach *hefe* u. s. w. entstanden.

Indem wir nun zur Charakterisirung einiger wichtigerer Mundarten Westgaliziens übergehen, müssen wir vor allem hervorheben, daß der jetzige Stand der Dialectforschung in Galizien uns noch nicht ein so reiches und erschöpfendes Material bietet, um auf Grundlage dessen ein vollständiges Bild der polnischen Mundarten in Galizien geben zu können. Zu der polnischen Dialectforschung legte der Verfasser dieser Skizze den Grund durch eine Reihe von Abhandlungen (mit der Doppeln'schen Mundart Schlesiens beginnend) und in seinem Sinne wirken seine Schüler und andere Gelehrte weiter. Aber nicht alle Gegenden sind gleichmäßig erforscht. Während zum Beispiel der Dialect von Podhale (am Fuße des Tatragebirges) von A. A. Kryński (Gwara zakopańska. Rozprawy X. Krafau 1883), und Dr. Wł. Kosiński (Przyczynek do gwary zakopiańskiej. Rozprawy X. Krafau 1883), die Mundart der Gebirgsbewohner in den Beskiden in den Studien von Prof. Dr. Wł. Kosiński und Prof. Dr. S. Koperniecki (Spostrzeżenia nad właściwościami językowemi w mowie górali Bieskidowych. Rozprawy III. Krafau 1875), der Bewohner der sogenannten Puszcza Sandomierska (Sandomier'sche Wüste) von S. Matuśiak: (Gwara Lasowska w okolicy Tarnobrzega. Rozprawy VIII. Krafau 1880), ferner die von Ropczyce und Umgebung von R. Zawiliński: (Gwara Brzezińska w starostwie Ropczyckiem. Rozprawy VIII. Krafau 1880); von Miśko von G. Blatt: (Gwara ludowa we wsi Pysznica. Rozprawy XX. Krafau 1894); von Kałwarja und Umgebung von J. Biela: (Gwara Zembrzydowska. Rozprawy IX. Krafau 1882); von Biela und Dźwięcim von Wł. Kosiński: (Niektóre właściwości mowy pisarzowickiej. Sprawozdania Komisji język. Akad. Um. IV. Krafau 1891) u. s. w. gründlich erforscht sind, hat man aus anderen Gegenden entweder überhaupt gar kein Material oder nur ein sehr karges.

Doch können wir auf Grundlage des schon bekannten Materials folgende Mundarten unterscheiden: 1. den karpathisch-podhal'schen (namentlich in Zakopane), mit Nuancirungen in der Umgebung von Saibusch (Żywiec); 2. diesem nähert sich am meisten der Dialect der Gebirgsbewohner (*górale*) in den Beskiden; 3. die Krafauer Dialectgruppe; 4. den Sandomier'schen; 5. die Mundart an der ruthenisch-polnischen Grenze, die freilich wieder mehrere Abarten aufweist, so z. B. die Mundart von Zarosław. Die Mundarten der Umgebung von Ropczyce und Nieszów unterscheiden sich gewiß nicht besonders von einander. Die Mundarten in der Umgebung von Dźwięcim, Zator, Biela enthalten viele Eigentümlichkeiten des schlesischen Dialectes; einige davon finden wir sogar auch in der podhal'schen Mundart.

wkrakowne sinterduty Cirkwani dzurcz achowacz takwastho lazynwuz  
miedzi rzeka wysla themwtho sinterduthowi myema bocz podano nalkos  
ziska

**S**tatumus sinterduty zastawiani thef Abi gode koby klyanthi oth prawa  
albo odzbloweka tho gest klyanthwa samym prawem widania klyanth  
bandancz do Cirkwie albo domyastha windze thedi ma przestano oth  
bozey tham sluszbialne jako szurekwie albo setzminitharza wmydze boza  
phala dostawne sa konacz ma

**I**nter cetera chyczi gmysym vsandzilism awyslownie wstawiani Abi  
interduty troydzem rzo przetchym wewsytkich Cirkwach przez tizi  
dm chowan dlya przyngetham nyekthorego klyanthego oth thich myasth  
a odmyjesego rzafo przez kogokolhe wykake miedzuzam awychowan  
ty wychosiz ludzi naboznich prze grzech jednego zapysklonego zbaowne  
miej sluszb bozey me od daljana aswego meposzbawyonia nabozenstwa  
alhe gode skazyme Stolca papyeskiego bi bilo gemysim zakonu albo  
obelzenia dacz memozem chzem abi forma prze kazania wlystzech  
polozona pylme chowania ypelnyona nay wstawyenne nafce wyslicy prze  
lozone o mychowanio troydzemnego albo przez tizi dmy sinterduta  
papyeskiej kazni ma bocz przeczynno  
przistamp ko prawom swetzskym króla lazynwuzwani miedzi  
lawki albo orzecz lawczskye wstawionym

**P**zeloziwshi duchownego rzeci prawa gest podlug jakosa lawkow  
dothiza kako miedzi gemy spolo maya bocz dzuzam wadz sar  
slaw Arabiskup Gnezucuski jako wanczi miedzi duchownym  
szkrolem kazimirem chwalebnym królem polskym jako zglowa  
shyachtu wyszego lawkowstwa zgodnie awphalsze gest wstawil popysal  
shyfti wzwiodzil shys prawa yesh przeczeczom król kazynwuz nye  
dzi swym poddanym wkrakowstwe polskem wzemymach gemy  
poddamch wstawil ypodwynami dzurcz przykazal zathym waidome  
sa popysana Gndze zgrumadm wozym krotkym adostatecznym  
wshy rzeci slowi popolsku tulko purve kasdgo wstawema huko pra  
wa lawczskie przeloziwshi slowo przesgodnostz zlaczmynki yprze lacz  
wiesz praw thichto mmano wani albo gode kthora stona popysana wka  
zime thy stoy popysay porzauthek gnd apzistamp kymn osobnye spelna  
wylodziwshi thak porzmayancz

Die podhal'sche Mundart ist vor Allem dadurch charakteristisch, daß sich darin böhmisch-slovakischer Einfluß zeigt. So wird hier u statt e und a gebraucht in den Ausdrücken: na moj' dusu, duć, huśćaki, zvuk, suk (polnisch sęk) u. s. w. Das böhmische silbgebildende r erscheint hier als yr (wie häufig im Altböhmischen): hyrb, hyrbik, hyrez, kopyrtać u. s. w. Nach böhmisch-slovakischer Art wird in einigen Worten h statt g gebraucht: hubie, hyrb, honem zc. Statt ro, lo aus der ursprünglichen Gruppe tort, tolt finden wir ra, la: hraść, hrastek (böhmisch chrast, polnisch aber chrost), hladzić (polnisch chłód, böhmisch chlad) u. s. w. Man muß jedoch hervorheben, daß diese Erscheinungen nur sporadisch vorkommen und keineswegs ein charakteristisches Hauptmerkmal der podhal'schen Mundart bilden. Man findet hier auch böhmisch-slovakische Worte, wie chaśnik (statt chłopiec), satrzyć (böhmisch šetřiti), truhla u. s. w. Wie im Slowakischen (nicht im Böhmischen) finden wir hier in der ersten Person Singular die Endung -em: mogem, pojdem, jidem, bedem, volem, muśem u. s. w. und in der ersten Pluralis ist -me neben -my; máme, pálime. Statt śęde, śędześ, śeść wird hier ebenfalls unter dem böhmischen Einflusse śednę, śednęć gebraucht. Von den anderen Eigentümlichkeiten des podhal'schen Dialectes verdienen noch hervorgehoben zu werden: Das -il des Part. praet. act. II lautet el: sluzel, kupel, manchmal aber klingt es als -ól: prosól, roból. Y geht in e über in: reba, bedło, gospodeni, dem, to be me dały, me (my), ve (wy) zc. U im Anlaut pflegt h zu bekommen: huzda. Das a wird in der dritten Pluralis als om oder óm ausgesprochen: sóm, kupóm. Im Part. praet. act. II ist aus ól: on und on entstanden: stanon, zacon, vzon. Auch ęła, eli geht in ęna, ęni über: minęni. Aus -em, -ym und manchmal auch -en im Auslaute wird ę: caśę, za skłę, za oknę, za tę (tym). Aus der Gruppe ym, in entstehen auch die Nasallaute y, j: sósty, cárny, długi, pod velgi. Ch wird hier als tönendes h ausgesprochen oder es wird zu einem Gauchlaut im Wortinlaut vor Vocalen: hlėb, hłop, přehodzili. Im Auslaut wird es zu k: tyk (tych). Merkwürdig sind hier die Genetive muchów, ęmów (bei Mławernia und sonst noch, sogar auch serców zc.). Genetiv tobe (statt ciebie). Formen, wie widzalech, widzalek, sind schon oben erwähnt worden. Statt do mit Genetiv gebraucht man ku mit Dativ. Zum Beispiel sto ku tobe hodzi und schließlich bez statt przez: bez dwa lata byłem na Miemćak (Niemceach).

In den Mundarten der Karpathengegenden sind auch einzelne rumänische Ausdrücke im Gebrauch, die von den hierher eingewanderten rumänischen Hirten herrühren. Diese Ausdrücke betreffen das Hirtenleben und was sonst damit zusammenhängt, z. B. walach, baca, kyrdel, hurma, turnia, bryndza (Käse), zenezycia u. m. a. In der Ornamentik der Geräthschaften und Gewänder (namentlich in Podhale) zeigt sich auch der rumänische Einfluß (vergleiche S. v. Falke in „Illustrierte Frauenzeitung“ Nr. 1, Berlin 1890, im Artikel: Kunstgewerbliches Mobilier von Zakopane).

Im Dialect von Podhale sind ferner magyariſche Elemente vorhanden: bojtár, banovač kogo, beunruhigen (magyariſch bántani beleidigen), gierka, бага, fałat, bugar, hasen, hyrny u. v. a. Sonſt iſt im Polniſchen überhaupt die Zahl der magyariſchen Lehnwörter äußerſt beſchränkt: giermek, szereg, kurdesz, u. a. Der Hauswirth heißt in den Karpathengegenden gazda, was ebenfalls aus dem Magyariſchen entlehnt iſt.

In der Umgebung von Limanowa, wie auch in den benachbarten Beſkyden-  
gegenden und in einigen Dörfern bei Wadowice und Biaka gibt es nur einen Naſal q.

In der weſtlichen Gruppe der Mundarten (Kraſau, Bochnia und Wadowice), auch ſonſt, iſt die Tendenz vorhanden, ſecundäre Naſale zu bilden. So wird bei Brzeſko á, e, o vor m und n in der geſchloſſenen oder in der offenen Silbe naſal ausgeſprochen: dóm, jem słoma. zc. Weiter bewahrt hier — freilich nur in beſtimmten Fällen — ž, dž, č, š ſeine Ausſprache. Das Präſens jezdech zc. hört man auch hier. Vor einem Lippenlaute entwickeln Naſale häufig noch ein m, vor anderen Conſonanten n: zęmby, potępić, święto, pěníć, während das ą im Inſtr. Sing. der Feminina auf -a wie auch der Pronomina zu -om wird: ſlaskom, z miodom, ś nom. Ähnlich auch in der dritten Perſon Pluralis Präſ.: kładom, bijom. In Krzęcin iſt il, yl im Part. prät. act. II in ól übergegangen (wie auch noch in vielen anderen Mundarten): luból, chodźól, roból, aber Plural uozpedzeli. Ch als Local- und Genetiv-Endung Plural iſt in k übergegangen: staryk, tyk, dobryk, dvok, tšek. Anlautendes a bekommt ein j: japyka, jadvent. Neben naj im Superlativ kommt auch ná- vor: nálepsy, nágorsy. Die Präpoſitionen bez und pzez vertreten auch hier einander. Die Präpoſition ku klingt merkwürdiger Weiſe als pu: pu domu, pu kośóou. Der Genetiv, Dativ, Local Sing. fem. der zuſammengeſetzten Declination lautet auf y, i auś: dobry vody, v maſy chaſpe. In der erſten Perſon Pluralis haben wir hier: jadema, stoima, máma. Bych kommt hier nicht vor, ſondern nur das allgemeine hym. In Zębrzydowice hat u im Anlaut nicht den ſonſt häufig wiederkehrenden labialen Anklang. Man hört hier auch im Präteritum vlogem ſtatt vloklem, řegem ſtatt řeklem, pęgem ſtatt pęklem. Ähnlich auch jezdem ſtatt jeſtem, daś man aber ſonſt in mehreren Mundarten antrifft.

In einigen Mundarten, ſo z. B. in der Gegend von Młwernia, iſt auch der Accent nicht feſt. Es wird zwar die vorlezte Silbe betont, daneben aber auch die lezte und daś dieſer Accent überwiegen kann, beweifen die Formen dzis (widzis), će (widzicie). Auch bei Młwernia ſpricht man: święto, pęнің, aber gęmba, zęmby, weiter: ſlaskom, ś nom. Man ſagt hier leleń ſtatt jeleń, řojca (auś řodzca), ebenſo rajca; weiter auch gřebej ſtatt gřebeń, řeńej (-eń), pęyj (plyń), kojski ſtatt koński, mańzejſtvo. Stuc (sluc), duęi. Wie in vielen anderen Mundarten wird auch hier roz- zu űoz-.

Interessant ist auch die Mundart, die in den Wäldern der Umgebung von Dzików (Tarnobrzeg) gesprochen wird. Vor m, n, n, n lautet hier das helle a wie ä (wie ein offenes e): mämka, päna, räna, päni, zämknoc (daselbe auch in der Mundart von Miśko). Auch a, das dem ursprünglichen ě entspricht, lautet vor n wie ä: sāno (sano), päna (piana). Auch pājstvo (paistwo). U im Anlaut hat einen labialen Anflang: ucho, ujek u. s. w; ě erscheint hier 1. als ō: jōzyk, grōda, vyjōty, pańōc, gōs, dōby, 2. als e; Accusativ rōke, rybe, mē, ēe. Dem o entspricht 1. ein dumpfes ō, 2. ein helles o, 3. om, z. B. gōzva, vōs, jōdro, Accusativ Sing. Fem. duobro, staro, Instr. Sing. z dobroim, ze mnom. Zwischen ch und h wird nicht unterschieden, man sagt chalas (halas), chājba (hańba). In der Conjugation hat sich die Dualform (auch für die erste Person Plur. gebraucht): mūdzewa, gādāva u. s. w. erhalten. Auch hier kommen die Formen vor: pēgem, pēges, řegem u. s. w.

In der Mundart von Miśko klingt um, un wie om, on: tromna, gront. Auch hier haben wir statt der inlautenden Nasalen vor Labialen reine Vocale mit m und vor anderen Consonanten mit n: demba, grembūov, bende, genś, ěknonc, monka. o lautet im Accusativ Sing. Fem. der zusammengesetzten Declination wie o: pēkno, dobro; ebenso auch im Instr. Sing. Fem. und in der dritten Person Plur.: pējo, kochajo. Das verengte ě nähert sich dem deutschen ö: grēbēj, und ě erscheint als i, y: śpivka, śpivać, ó wird wie ū ausgesprochen. R hat die Geltung von z bekommen, nach stummen Lauten wie auch vor denselben klingt es wie s: zēmej, kozonek, kozec, ksak, ksyvda. l geht in ū über: ūad, ūonka, ūeb, und dieses ū geht verloren im Inlaute nach Consonanten und vor u, o: stuc, chodny (chłodny), jabusko. Die erste Person Dual kommt auch hier vor: gāvozyva, dostańeva zc.

In Brzeziny, wie auch im östlichen Galizien, hört man einen eigenthümlichen diphthongischen Laut, der durch Contraction von ěa entstanden ist. Nach Labialen lautet er ěa: chfiāć, viāć. Weiter wird hier s verdoppelt: do lassa, męsso, wie auch in der Umgebung von Gdów und Bochnia und an der Raba. Überreste des Duals beim Nomen sind hier: dva korea, garca und in der Conjugation: bēřva, zugleich aber die Formen: dajma, veźma (Contamination aus va und my).

Beachtenswerth ist weiter die Behandlung des o in einigen Idiomen. So z. B. in einer Mundart bei Tarnów wird jedes o im Anlaute und nach den gutturalen und labialen Consonanten zu ue: uegon, uekue (oko), kuelano, kuevāl, skuero, dźeekue, guerzki, guespuedarz, chuep, chuedzuū, chueć, zachuevali, puele, puevėdźec, spuery, bueski, buega, vueda, dvuerāk, fueryś u. s. w. Nach den dentalen, palatalen Consonanten und nach r wird o zu e: debře, destāū, terba, tepić, paneve, nega (noga), krevā, rebic, gredźic, presto. Manchmal bleibt o vor den nasalten und im Auslaute unverändert:

16  
 17  
 18  
 19  
 20  
 21  
 22  
 23  
 24  
 25  
 26  
 27  
 28  
 29  
 30  
 31  
 32  
 33  
 34  
 35  
 36  
 37  
 38  
 39  
 40  
 41  
 42  
 43  
 44  
 45  
 46  
 47  
 48  
 49  
 50  
 51  
 52  
 53  
 54  
 55  
 56  
 57  
 58  
 59  
 60  
 61  
 62  
 63  
 64  
 65  
 66  
 67  
 68  
 69  
 70  
 71  
 72  
 73  
 74  
 75  
 76  
 77  
 78  
 79  
 80  
 81  
 82  
 83  
 84  
 85  
 86  
 87  
 88  
 89  
 90  
 91  
 92  
 93  
 94  
 95  
 96  
 97  
 98  
 99  
 100



1  
 2  
 3  
 4  
 5  
 6  
 7  
 8  
 9  
 10  
 11  
 12  
 13  
 14  
 15  
 16  
 17  
 18  
 19  
 20  
 21  
 22  
 23  
 24  
 25  
 26  
 27  
 28  
 29  
 30  
 31  
 32  
 33  
 34  
 35  
 36  
 37  
 38  
 39  
 40  
 41  
 42  
 43  
 44  
 45  
 46  
 47  
 48  
 49  
 50  
 51  
 52  
 53  
 54  
 55  
 56  
 57  
 58  
 59  
 60  
 61  
 62  
 63  
 64  
 65  
 66  
 67  
 68  
 69  
 70  
 71  
 72  
 73  
 74  
 75  
 76  
 77  
 78  
 79  
 80  
 81  
 82  
 83  
 84  
 85  
 86  
 87  
 88  
 89  
 90  
 91  
 92  
 93  
 94  
 95  
 96  
 97  
 98  
 99  
 100

1  
 2  
 3  
 4  
 5  
 6  
 7  
 8  
 9  
 10  
 11  
 12  
 13  
 14  
 15  
 16  
 17  
 18  
 19  
 20  
 21  
 22  
 23  
 24  
 25  
 26  
 27  
 28  
 29  
 30  
 31  
 32  
 33  
 34  
 35  
 36  
 37  
 38  
 39  
 40  
 41  
 42  
 43  
 44  
 45  
 46  
 47  
 48  
 49  
 50  
 51  
 52  
 53  
 54  
 55  
 56  
 57  
 58  
 59  
 60  
 61  
 62  
 63  
 64  
 65  
 66  
 67  
 68  
 69  
 70  
 71  
 72  
 73  
 74  
 75  
 76  
 77  
 78  
 79  
 80  
 81  
 82  
 83  
 84  
 85  
 86  
 87  
 88  
 89  
 90  
 91  
 92  
 93  
 94  
 95  
 96  
 97  
 98  
 99  
 100

Facsimile aus „Geschichte zwischen König Salomon mit Marchob“ (1521).

uegon, tron, dzvonek, vrona, moment, domu, spuero, skuero, hoüeto, toto, tocto, jakto, co u. s. w. Ähnlich in der Mundart von Żebrzydowice bei Kalwarja (Bezirk Wadowice) wird jedes helle o im Anlaut und nach den Consonanten zu uó: uóóec, uóóerń, uóókap, kuóóo, puóóle, muóóva u. s. w. Nach den liquida l, ł (ń), r, bleibt reines o: chńop, strona, sirota królova u. s. w. In der Mundart von Żukowa (Bezirk Brzesko) lautet o im Anlaute und nach den Consonanten wie uo: uorać, kuopac, wuorek u. s. w.; nach r wird o zu e: rebuota, mrezu, grebu, aber mróz, grób u. s. w.

Für die polnischen Dialecte an der ruthenischen Grenze und in Ostgalizien ist die Beibehaltung der Aussprache des š, ž, dž, č, wie schon erwähnt, charakteristisch; weiter auch der Verlust des verengten á. Vor den palatalen Vocalen e—o, ě—a werden hier die Labialen nicht wie sonst im Polnischen erweicht, dafür aber werden die Vocale diphthongisch ausgesprochen: ie, ja, jo (je, ja, jo), also: bjelić, vjeře, pieknyj, bjajty, vjara u. s. w. Das unbetonte e (e—ě) im Auslaut klingt wie i: nieši (niesie), tobi, sobi, ve Lvovi, v vodzi. Es kommt aber auch vor, daß man e dort setzt, wo i stehen sollte: on chvale statt chvali, on czynie statt czyni. Subjunctiva haben die ruthenischen Endungen: pieknyj, róvnnyj, vélgij. Auch das Präteritum wird nach ruthenischer Art gebildet: ja mjal, ty chodzil, my pili zc. Das verengte ó wird manchmal nach ruthenischer Art als y ausgesprochen: Byg (Bóg), ruthenisch Bih. Im Auslaute erscheint o als u: su, bedu, ju (jo). Im Wortinlaut klingt es wie un: buńdz. Charakteristische ruthenische Volllautsformen kommen hier auch schon vor: perebenda, čereseńa (črešńa), zamoroka, toropic še, strimholov. Man vergleiche noch vovk (vilk). Der Accent fällt manchmal auch auf die Endsilbe: nimá, pošev (pošel). Selbst das sogenannte epenthetische r kommt hier vor: zemała, konople, grable. Nach einem Vocale lautet das auslautende l wie v (wie im Ruthenischen): byv, pošev, vidzav. Ähnlich auch čovno, vovk (vilk). Statt nie wem sagt man nie znam. Selbstverständlich sind hier auch viele ruthenische Worte im Gebrauch, wie sobaka (pies), sorokoviec (cwancygier) u. s. w.

### Die ruthenischen Mundarten.<sup>1</sup>

Sämmtliche Dialecte der Ruthenen Galziens gehören zur ruthenischen Mundart der ruthenischen (kleinrussischen) Sprache und lassen sich in zwei Gruppen, die

<sup>1</sup> Erklärung des ruthenischen Alphabets: Аа а, Бб б, Вв в, Гг г, Дд д, Ее е, Жж ж, Зз з, Ии и, Кк к, Лл л, Мм м, Нн н, Оо о, Пп п, Рр р, Сс с, Тт т, Уу u, Фф ф, Хх х, Цц ц, Чч ч, Шш ш, Щщ щ (Ъь Schärting, jetzt in der phonetischen Orthographie nicht gebraucht), Ыы y (nur noch in einigen Dialecten erhalten, meistens durch den Mittellaut и vertreten), Ьь Erweichung, (Ѣѣ je, jetzt in der phonetischen Orthographie nicht gebraucht), Юю ju, Яя ja, Її je, Ї = ѝ, јі (das den vorhergehenden Consonanten erweichende і (= ѝ) wird in der neueren Schreibweise mit ʹ bezeichnet з. В. діло, євѣри, лїзти. In dialectologischen Studien jedoch wird die Erweichung des Consonanten durch ein demselben nachgesetztes ь ausgedrückt: діло, євѣри, лїзти; — im Anlaute: іхати, ісѣи = ііхати, іісѣи).

westruthenische und die ostruthenische scheiden. Doch muß hiebei bemerkt werden, daß die einzelnen Dialecte wohl nach ihren Merkmalen zusammengestellt, doch nicht immer ganz scharf von einander getrennt werden können, da die Dialecte auf vielfache Weise in einander übergehen und zusammenfließen.

Die westlichen Dialecte der galizischen Ruthenen weisen im Allgemeinen eine größere Mannigfaltigkeit der Vocale auf, indem nicht nur der tiefe gutturale *ы*-Laut (vergleiche polnisch *y*), sondern neben dem *i* (= polnisch *i*) öfters auch ein Mittellaut zwischen *ы* und *i*, nämlich *и* gehört wird. In manchen Wortformen findet die Dehnung des ursprünglichen *e* in *ю* statt, z. B. *мюд, люд, привюз*. Daß aus dem ursprünglichen *o* entstandene *i* (etwa *ô*) und daß die vorhergehenden Consonanten erweichende *i* (= *ѣ*) werden nie mit einander verwechselt, z. B. *лїи*, Genitiv *люю*, und *лїий* (von *ляти*). Da in diesen Dialecten mit *ы* die Formen des Verbums *быти* (= sein), *я быв, была, было* (= ich war) gebraucht werden, so werden die Westruthenen von den Ostruthenen *Былакi* (*былакi*) genannt.

Zu den *Былакi* gehören: die Lemken nebst den *Zamižanki*, die Bewohner der *Przemysler* und *Zaroslawer* Umgegend, oder die sogenannten „*Долиня*“ (für *Долиння* = Thalbewohner), von den *Гиряки* (Bergbewohnern) so genannt.

Der Dialect der Lemken (so genannt von der nur bei diesen Ruthenen gebrauchten Partikel *лем* = nur) zeichnet sich unter anderen ruthenischen Mundarten durch alterthümliche Formen in der Flexion und in den Lauterscheinungen aus. Charakteristisch sind eigenthümliche Abkürzungen, z. B. *по-ле-гев!* für *под ле гев комн гер, со-ле-ся-со!* (schau mir, schau! *но-ле-но!* laß' gehen, *оїте-ле-оїте* laßt gehen; *ба-ле-ба!* wohin wird es abgezielt! und Partikeln, z. B. *покла, дотля, закла, покаль, доталь, кады, тады, тамады*. Daß gruth. *що* wird als *што* ausgesprochen, statt *говорити* nur *гварити*. In Kurzem wäre noch Folgendes hervorzuheben: 1. Der vocalische Anlaut bleibt hier weit häufiger als in anderen ruthenischen Dialecten: *агня* Lamm, *акы* wie, *од воп, она сіе, оно ес, уїко* Dheim, *Удьян* Julianus, *уж* schon, *ухо* Ohr. 2. Der tiefe, harte *ы*-Laut hat sich erhalten und wird auch nach Gutturalsen gesetzt: *гыбати* gehen, *хыжа* Hütte, *сокыра* Art. 3. Außer dem harten *ы*-Laute ist noch ein weicher *i*-Laut (z. B. in den enclitischen Formen der Pronomina personalia *мі, ті, сі, і*, in dem Numerale *штырi, кырвi* des Plures, *i* und, *ігола* Pirof) und der mittlere *и*-Laut (z. B. *нич* nichts, *никто* niemand, *ни, ани-ани* weder noch) zu unterscheiden. Doch ist dieser lautliche Unterschied nicht auf dem ganzen Lemken-Gebiete gleich scharf ausgeprägt. 4. *ю* für gruth. *i* aus gedehntem und umgelautetem *e* in Wörtern wie *люд* Eis, *мюд* Honig, *тютка* Tante für gruth. *мід, лїд, тїтка*, sowie in den Formen: *мюў* (мюв), *вюў, шюс, вюз, грюб, тюк, влюк, бюг* für gruth. *мів, вів, шїс, віз, грїб, тїк, вольїк, бїг* (von *мести, вестн, нести* гс.) 5. *a* erhält sich und lautet nicht in

e im in: ясна Zahnfleisch, яр Frühling, ярец Gerste, час Zeit, шапка Mütze, мясо Fleisch, трясти schütteln, яса Ahre, Rißpe, память Gedächtniß und dergleichen. 6. yr (ы sehr kurz ausgesprochen) für gruth. ре, ро, ор, ер, ри: гыржит für гремить; хырбет für хребет; дырва für дрова (дрѳва); тыретина für тростина; гырлиця für горлиця; гыртан für гортань; кыргияца für кертница Maulwurf; fogat пырц für прищ. 7. ыŷ für gruth. ле, ў (лы) für gruth. ло: смўза für слеза; бўыха für блоха; ўыжка für ложка. 8. Im Auslaute hat in den meisten Fällen erweichendes ь keine Geltung: отец Vater, оген Feuer, пелевен Schoppen, тест Schwiegervater, кин Pferd, учар Schaffhirt; кист Knochen, тус Gans, смерт Tod; пят fünf, шіст sechs, чотырдесят vierzig. Auch in den Imperativformen wirkt das (aus и durch Abschwächung entstandene) ь nicht: нес, ход, бер, роб, пряд, воз, ид. In einigen Fällen wird jedoch das и im Imperativ nicht geschwächt, sondern ihm noch ein и angehängt: идий, возмий, візрий, прекетий ся, подыждий, протрий, загорний. 9. Dreifacher л-Laut. Weiches л (polnisches l) з. В. in любви, лызти; mittleres л (deutsches l) in лем, летыти, ходили; hartes л (polnisches l) in ладный, лука, сало, гварил; letzteres geht oft in den Zwitterlaut ŷ über, welcher beinahe wie ein kurzes u oder w klingt, also: ўадный, ўука, саўо, гварилў, öfterš auch ходилў ем, ходилўо ем, neben ходила ем и. 10. Erweichung einiger Formen: Навильо, понецьильок. 11. Mouillirtes р in гварю ich spreche, смотрю ich schaue, брячка Schnalle, порядок Ordnung — soham in den Casus obliqui der Wörter auf ар: учаря, рыбаля, горчаря. 12. дж für ж: одежка, меджа, рджа, чуджый für одежда, межа, ржа, чужий. 13. ом für ою im Instrumentalis der Nomina und Pronomina gen. fem., з. В. руком, женом, том далеком дорогом. 14. Adverbien auf и: добрі, зльі, ладныі, вдячныі für gruth. добре, зле, ладно, вдячно. 15. Ausfall des PräsenSVocales я in: повідам, повідаш, повідат, повідаме, повідате, ebenso: глядам, рубам, гьнівам. 16. Von älteren Formen seien hier folgende hervorgehoben: триє, штириє (für Genus masc.), Nominat. plur. воўци, гудацци, сьлївацци, хлопї; — Dative plur. волїм, конїм, котїм, Vocat. plur. когутых, лысох, синох, волох (von вїл). Instrum. plur. вїўжи (вїл); — Verbalformen wie: дат, дата, дато, брат, брата, брато, быў ем, была-ем, было-ем, збераў ем, збераўа ем, збераўо ем, зберали еме, зберали есте.

Die galizischen Lemken bewohnen die Bezirke von Liško, Sanok, Krošno, Gorlice, Grybów, Zasko und Neu-Sandec.

Die Zamiszанген (Замішанцы) sprechen ein Idiom, welches eine Varietät des Lemkischen abgibt. Es sind hauptsächlich die Bewohner folgender Dörfer: Wlysenka, Gwozdzianka, Krościenka, Bonarowka, Dparowka, Ripnyš, Wanowka und Cornority. Statt лем gebrauchen die Zamiszанген тїлько und local auch ацы oder яцы. Statt Lemkisch еденнацет, дванацет, двадцет, трдцет wird еденайце, дванайце, двайце, трийце gesprochen. Lemkisch ярец heißt ячмін; statt хыжа sagt man gewöhnlich хаўуна,

lemnisch по руску, по польску lautet bei den Zamiszanken по руску, по польску. Für gruth. вашого, вашому, нашего, нашему sagt man вашого, вашему, нашего, нашему. Statt gruth. знаю, маю wird знаў, маў gesprochen. In dem Idiom der Zamiszanken wird der vocalische Anlaut gemieden: вівця (lemnisch уця), восян, вовад, вострый, гиначе з. Die Sprache der Zamiszanken, wenn auch nur auf ein kleines Gebiet beschränkt, zeigt mehrere locale Varietäten: beinahe jedes Dorf hat in seiner Sprache etwas Eigenthümliches. Das Idiom der Zamiszanken weist in seinen Formen einen stärkeren Einfluß des Mazurischen



Eugen Zetechiwstij.

auf, eine ganz natürliche Erscheinung, da diese Ruthenen vom mazurischen Elemente umflossen sind. Die Lemken nennen sich selbst Rusnaki (Руснакы), die Zamiszanken: Rusiny (Русины). In dem Dialect der Lemken und Zamiszanken werden die Worte, so wie im Polnischen, immer auf der vorletzten Silbe betont. In allen anderen ruthenischen Dialecten ist der Accent beweglich.

Dem lemnischen Dialect in mancher Beziehung am meisten ähnlich ist der Dialect der Ruthenen der Przemysler und Jaroslawer Umgegend, der sogenannten „Dohy“. Wir finden hier die nämliche Aussprache von u (welches dem polnischen i entspricht),

wie in vielen semkischen Gegenden: ходіті, пісáті, відіті; ліна, жаліна (ausgesprochen wie лѣна, жалѣна), зімно, колі (wam), бáзнік. Auch begegnet man mitunter Präsensformen wie лѣтат, лават, лѣкат зс., oder Adverbien wie приѣмні, ладні, доскопáлы. Wie im Semkischen wird auch hier е in ю umgelautet in люд, геніт. леду; мюд, геніт. меду, dann im Part. прát. gen. маѣ. привіюз, привиюс, пашюк, лог. Jedoch 1. steht nach к, х (zweifel auch nach г) nicht ы, sondern і: рүкі, сокіра, гріхі, логі und öfters ногі. Nom. plur. von шенка, грушка, кіетка, ласка (Wiesel) lauten шенкі, грушкі, кіетки, ласкі. 2. Im Auslaute hat ь seine Geltung: кинь, тееть, тьнъ, зліеть (злѣеть). 3. Doch lautet die Nominativendung der Substant. gen. маѣ. auf -ецъ hart: хлѣнец, баранѣц, швец, геніт. хлѣнце, баранѣце, швецѣ. 4. е für semkisch anlautendes я in весьлѣ, прѣте, здорѣве. 5. Wandlung des а in е in: шенка, чеє, шѣете, шеть, шенище зс. 6. Dem anlautenden Vocale werden в, г, љ, л vorgesetzt: вобá, вѣко, вѣхо, вѣзеро, вольљи, вѣстрый, воблáк, вѣвѣе, вонá, вѣпѣ, воні, від (von); готáва, љігѣвка (Nadel), љінь (Reiß an Bäumen), љетрѣб, љетруб, љвель; лѣнь (Reiß an Bäumen), лѣглá für und neben љіглá (Nadel). 7. е, namentlich betontes, wechselt oft mit а (ein Zwitterlaut: ѣ. вѣчáр'е Nachtmahl, вѣчáраті (вѣчѣраті) nachtmahlen, чарвѣннѣ roth, шáстыѣ der sechste, грáчка Heidekraut, нечáш du backst, печá er backt, печáм wir backen, печáте ihr backet, жрáш du frisst, du ішт, він жра; неє брáше der Hund bellt, вонá хѣты перá. варатѣно. 8. о wechselt mit а: пачувати für почувати. 9. о für е in соѣ, сосá, сосѣ: соѣ чоловік, соса корѣва, сосѣ телѣ. 10. у wechselt mit о: рубіті (рубіти), куєті für und neben робіті, косіті; грѣбар' für грѣбарь; вурубѣц, вурубѣль für воробѣц, воробѣль, кумáн für комáн Млє. 11. Ein sehr wenig erweichtes р in: косáр', геніт. косар'ѣ. 12. Demiuntiva auf ойка, ойка, ойка für олько зс.: хлѣбѣйка, головѣйка, сивѣйка. 13. Nom. sing. der Adj. gen. neutr. lautet auf оє: рѣмноє пѣле ebenes Feld. волѣвоє воко Zaunkönig. дубѣвоє д'ѣр'єво Eichenholz. зелѣноє, сѣньвоє, грѣвоє, малѣнькоє, малѣйкоє. 14. Nom. plur. der Adj. für alle Gen. lautet auf љнѣ: сѣвѣннѣ коні, бѣльнѣ гѣлубы. 15. Vorschlag von е in: скрылѣ Flügel. скáвка neben кáвка Dohle. сплáвы für плáвы Stoffen (beim Zischen). 16. Gruth. що lautet meistens шо, hie und da bei den in Nachbarschaft der Mazuren lebenden Ruthenen auch цо. 17. Ganz eigenthümlich und für diesen Dialect charakteristisch ist die Erweichung der Labialen п, б, в, м, sowie auch der Dentalen т, д, н und der Zischlaute з, с in gewissen Fällen. Diese in der Aussprache nur leise angedeutete Erweichung wollen wir mit ' bezeichnen. м'єє, м'єрѣ, б'ѣрѣ, б'ѣрáва, б'лннѣ, в'ѣчер, в'єєнá, м'єто. м'єт'ѣ, в'ітер, т'єб'ѣ, єт'єблѣ, д'ѣрево oder д'ѣр'єво, ід'ѣ, м'єн'ѣ, м'єв'ѣдк Маишwurmgrille. з'єрко. з'єрне. є'єстрá, є'єрна. — Der Accent der Ruthenen der Przemýsler und Zaroslawer Umgegend stimmt hie und da mit dem im Gruth. üblichen nicht überein, з. В. скурá für gruth. скіра Haut, Leder. в'ѣр'ѣа Weide für верѣá

жовтый neben жоґотый für жёлтый gelb. роги für роги Hörner. голова für голова Kopf. звізды Rom. plur. von звізда Stern für gruth. звізди, широгі für широгі Mehltaschen zc.

Die östlichen Dialecte der galizischen Ruthenen werden im Allgemeinen dadurch charakterisirt, daß in diesen Dialecten der ursprüngliche ы-Лаут (= polnisch y) mit dem i-Лауте (= polnisch i) oft verwechselt wird, den letzteren verdrängt und schließlich beide Laute in einen Mittellaut u verschmelzen. Die lautlichen Übergänge lassen sich, wenn wir gegen den Osten schreiten, nur allmählich wahrnehmen. Der i-Лаут (= ö) und i (= Ъ) werden in der Aussprache gar oft verwechselt. Da das Verbum бути (sein) mit y: я був, була, було gesprochen wird, so werden diese Ruthenen von ihren im Westen wohnenden Brüdern Булакi (Булакi) genannt. Die Grenze zwischen den Булакi und Булакi ist freilich nicht scharf. So trifft man Булакi hie und da unter den Bojken im Gebirg, um Дроґобуз (з. В. Опата), hie und da um Зоккiew, з. В. Мерчрата. Ja die Булакi rücken bis in die Nähe von Lemberg (Еззезец Ширен) vor. Andererseits findet man auch unter den Булакi Dörfer, wo бути, був, була, було gesprochen wird, з. В. in Laszki bei Моściska. Die Bewohner von Laszki werden von ihren Nachbarn Булакi (Булакi) genannt. Der Лаут ы ist noch bei den Bojken im Gebirg zu hören, wo er gar oft den i-Лаут (= polnisch i) verdrängt. Doch ist ы bei den Bojken nicht so hart und tief aus der Kehle tönend, wie з. В. bei den Lemken und Zamißaugen.

Zu der östlichen Gruppe gehören die Dialecte der Bojken, der Huzulen oder Südpolniter, der Nordpolniter, der Polnauer sammt dem Idiom der Batjuken und die wolhynisch-podolische Mundart.

Die Mundart der Bojken (wahrscheinlich nach der in diesem Idiomе gebrauchten Partikel боіе [боіе] = ja! wahrlich! richtig! sogenannt) zeichnet sich durch manche alterthümliche Formen und ihren reichhaltigen alterthümlichen Wortschatz aus. З. В. жуковина Ring, рясня Zwißt, мышка Muskel, Арминусkel, оиять (оият) wieder, стрія Wasserströmung, Еісвухне zc. Als besondere Eigenthümlichkeiten sind hervorzuheben: 1. Auslautender Vocal bekommt öfters den Vorschlag и: и́овад, и́осіпка, и́овес. 2. Der harte ы-Лаут ist in diesem Dialect noch stark vertreten, wenn er auch hie und da wie ein gedehntes ö ausklingt, я бо́у, бо́ла, забо́у, мо́ло = я бы́у, бы́ла, забы́у, мы́ло. In vielen bojkschen Gegenden lauter die untrennbare Präposition вы wie ві, eine Eigenthümlichkeit, die dem Huzulischen entnommen ist: вібрати, вінолопати. 3. Vorschlag von и (beinahe so hart wie ы) im Genitiv. и́льну (Nom лев, льон), и́рта (рот), и́мла, и́ржати. 4. Auch ziemlich hartes и in и́гла, и́ней, и́ловатця. 5. а erleidet oft nach erweichten Consonanten eine Wandlung in e: ша́пка, ма́чєти, чєє; doch tief im Gebirg hat sich а erhalten: ша́пка, чєє, держати. 6. Auslautende Consonanten begleitet mitunter ganz deutlich ein Nachhall, gleichsam

ein ganz kurzes *ы* oder *у*, z. B. як(ы), так(ы), хлѣб(ы), сьнѣг(ы), пѣс(ы) = як, так, хлѣб, пѣс. Viel seltener sind die Fällc der Aussprache des *ь* wie ein ganz kurzes *і*, z. B. васн(і), лан(і) = васнѣ, ланѣ. 7. Das durch Dehnung von *о* entstandene *і* lautet ganz weich und übt einen erweichenden Einfluß auf den vorhergehenden Consonanten aus: сьль, Genitiv сѣли; сьлѣ, Genitiv столѣ; спосѣбный, für сѣль, сѣл, спосѣбный. 8. *е* lautet wie *и*: хлѣпнѣ, камешнѣ, пнѣ = хлѣпец, каменец, пѣнь. 9. Mouilliertes *р* in Worten und Wortformen: косарѣ, верѣх, церьков, теиѣрь, мирѣха, брѣла (Genitiv von орѣл, neben орѣла und орѣа). 10. Im Anlaute tritt manchmal *г* statt des allgemein üblichen *н*: стогачка für стоѣачка, стоѣчка stehendes Wasser, подоѣти für подоити ein wenig messen. у Стрыгѣ und у Стрыу für в Стрыѣ. 11. Der Hiatus wird oft nicht beseitigt: имѣу, мѣу, нѣтау, шѣу für имѣю, мѣю, питаю, шѣю, вітер дѣе = вітер дѣе, докучѣут = докучають (namentlich in Synowicko und der Umgegend). 12. In den Objectiven auf ский wird *с* erweicht (so wie im Ukr.) рѣський, шѣмѣцький. 13. Assimilation von *дн* in *нн* häufig: бннный, ланнный, гоннный für und neben бднный, ладнный, гѣднный; гоннный птах ein stark entwickelter, großer, schöner Vogel. 14. Hartes *л* statt des erweichten in шлнный, сѣлнный, началник, стрѣлѣа, шлѣа für шльнный *с*. 15. In Zusammenfügungen wird oft die Präposition *вы* durch *у* ersetzt: упрѣти, укупати für выпрѣти, выкупати. уйтѣ з хѣты = выйтѣ з хѣты. 16. *н* für *нь*: малѣйкий, головѣйка, гадѣйка neben маленькѣй *с*. 17. *о* im Auslaute der Genitivendung der Objectiva, Pronomina und Numeralia fällt ab, wenn es das Vermaß des Liebes erfordert: дѣбѣрог, кѣтрѣг, еднѣг für дѣбѣрогѣ, кѣтрѣрогѣ, еднѣрогѣ. 18. Instrum. der Subst. sowie auch der Adj. gen. fem. auf ов (оѣ) далѣкоѣ, дорогѣѣ, снѣоѣ, водѣѣ (снѣов, водѣов). Der Bojke sagt снѣый, снѣа, снѣе, der Lemke снѣий, снѣя, снѣе; im Lemk. Instrum. sing. gen. fem. снѣѣом. 19. Statt der Genitivformen своѣий, моѣий gebraucht man моѣи, своѣи. 20. Zusammenstellung des Part. прѣт. act. von яти, имѣти mit dem Infinitiv anderer Verben, um das Beginnen einer Handlung oder eines Zustandes zu bezeichnen. яѣ го хвалѣти er fing ihn zu loben an; имѣло горѣти es fing an zu brennen.

Das bojische Idiom erstreckt sich auf die Bezirke von Turka, Stryj, Drohobycz, Dolina, Kalusz und Sambor. Es bildet gleichsam ein Verbindungsglied zwischen den Dialecten der Bylaski und denen der Wulaski, indem es nicht nur noch *ы* aufweist, sondern auch zum großen Theil noch Formen wie быти, быѣ, была, было inne hält und durch Formen знѣмат, наклѣдат, сѣдат, рѣбат, local auch чѣджий sich an die Westgruppe, namentlich an die benachbarte lemische Mundart, anlehnt.

Im Südosten grenzen die Bojken an die Huzulen. Die Merkmale des huzulischen oder südpoletischen Dialectes sind hauptsächlich folgende: 1. Auch im Anlaute erleidet der präjotirte Vocal *а* eine Wandlung in *е*, z. B. ѣвѣр, ѣлѣвка, ѣма, ѣпѣ, ѣгода, ѣщѣрка,

ёнис, ёблуко, ёсний, ек, екій für gruth. явр, ялівка, яма гс. 2. е für gruth. я in стоётл, бости се. 3. Wandlung von а in е (wie in den meisten ruthenischen Mundarten in Galizien) in шёнка, чёс, шёнувати, тёлс, кóте, котёта, медвеженё. Doch gibt es auch Dittschaften (Kuty, Kosoń, Kosmaz und andere), wo sich а erhalten hat und man шапка, ся, тёля, тёлятник гс. spricht. 3. о geht in у, sodann in в über; für она́, онó, они öfterз уна́, уно́, уні und вна, вно, вни, з. В. вна б́ула, вни б́ули. 4. і für и (= ы) in der untrennbaren Präposition вы: в́инести, в́игодувати, в́ипрати. Auch in віяне für вня steht і. 5. Die Palatalen werden sehr weich ausgesprochen: чюжійі, ночюв́ати, хочю, в́ечра, чюти, чюгó, чюловік, неборáчюк, наточ́іти, ч́істийі, д́івочька, пóчька Мiere, кáчька, морáшка, велáчький, дожь Regen. Gruth. що лautet шю oder шо; ще (ещё) lautet шс: шет́іна für шет́іна. 6. Vor dem Ausgange ский werden die Consonanten и und л nicht erweicht: панскій, сілскій, гуцулскій, сокілскій; ebenjo л vor ний: волній, далній. 7. с wird hart ausgesprochen in сніг, сіяти (neben с́іяти), сл́ідно, св́іжий; ebenjo in: ході́ў-се (ходив-се), ході́лсмя, ході́лсте; meistens се für ся: робит се, йіст се; судá für сюдá, сюді; шос für шось; сќус чюти новинóньку = якус чюти новинóньку. 8. Weiche Aussprache des р in: косáрь, бóшнар, Genitiv косаря́, бóшнара; теперь; цёрьков, черв́ак, верх, терьх Last. 9. Im Nominativ ist hart ец; я im Genitiv erháft sich: гребенёц, хлóпец (in Kosoń: хлопёц), Genitiv гребенця́, хлóпця; слінёц blinder Mensch; Blindschleiche, Genitiv слінця́. 10. Der Ausgang иця erháft sich: молоді́ця, перенелі́ця; doch im Accusativ die Endung hart: молоді́цу, перенелі́цу; im Genitiv рлх. молоді́ц, перенелі́ц. 11. ц wechselt mit с: нес neben сес, сесá, сесё; ця, це neben ся, се: ця жінка, сесá жінка. 12. Abfall der Endung ть (т) in хóде sie gehen. нóс, ендé, говорé; dagegen oftmalige Erhaltung der Endung in der dritten Person Sing. прáж., während in anderen ruthenischen Mundarten dieselbe abgeworfen wird: б́ерет, здóймет, мэст. 13. ж für gruth. дж: хóжю, бл́ужю für хóдку, бл́уджу. 14. к für т: ќісто, ќімяне für т́істо, т́імя. 15. Verdoppelung des и in червóшій für червошій neben черл́еній. 16. Epenthetisches и für gemeinruthenisches л in земля́ für земля́. 17. бж oder бдж für gemeinruthenisch нч: бжолá, бджолá für нчолá. 18. Häufiger Schwund von anlautendem в oder г in б́зме, орóх für вóзьме, горóх. 19. Die ungeschriebene Form des Futurums durch Verbindung des Infinitivs mit му (анс́ му), wobei die Präsensform му vortangestellt wird: му писáти, му кос́іти, während im Ukr. dieselbe dem Infinitiv immer nachgesetzt wird und mit demselben verschmilzt: писáтиму, кос́ітиму. 20. ід oder д mit dem Dativ in Fällen, wo in anderen Dialecten до mit dem Genitiv: д хáты, і́д хáты = до хати; і́д д́івчійні = до д́івчини. 21. ф für хв: фатити, фоя́ für хватити, хвоя́. 22. Metathesіs in колóбні́ für колóбильі; жóбна́ für жóвна Grünspecht. 23. Ё für ході́лсмя (смя), робі́лсмя oft: ході́лмя, робі́лмя. 24. Einige charakteristische

Abfürzungen und Zusammenziehungen: хло! = хло́не, хло́нче. сме = сме́рті! Пара́! für Параню, Гри́ für Грицю. 25. Einige als Einschüßel oder Anhängel gebraachte Wörtchen, 3. В. сме (in enklitischer Form für смеи, смеь), 3. В. ко́лісме ти нелюба, було ня не брати; in Verbindung mit dem Part. prät. act. II, auch zur Bildung des Perfectivus: ході́всме до міста; мой! 3. В. товаришу, мой, ци чо́ши? Die Partikel ко oft an den Imperativ angehängt: ході́-ко, озмі́-ко, ході́т-ко! eine Eigenheit, die auch hie und da bei den Bosken zu finden ist. Der huzulische Wortschatz gehört auch zu den reichhaltigsten; doch gibt es darin manche dem Rumunischen oder Magyarischen entlehnte Wörter, welche anderen ruthenischen Mundarten fremd bleiben. Die Huzulen bewohnen die Bezirke von Kosów, Nadwórna und Kolomea.

An den huzulischen Dialect schließt sich der nordpokitische an. Er umfaßt die Bezirke Stanislaw, Bohorodczany, Tlumacz, Horodenska, Sniatyn und breitet sich zum Theile auch über die längst des Dniesterflusses gelegenen, mit den Huzulen contangirenden Ortschaften des sogenannten Podoliens aus. In dem nordpokitischen Idiom sind zwei Varietäten zu unterscheiden. Im nordwestlichen Theile weist das Idiom größere Unterschiede vom Huzulischen auf, indem es sich mehr an die Dopolaner Mundart anlehnt; während die Sprache des südöstlichen Theiles (Horodenska, Sniatyn) einen Übergang zum Huzulischen darstellt. Um Stanislaw spricht man є́бі für єя, шє́нка, ягнє́, телє́, шєні́цьці für шєні́ця, землє́, єю́да, як, якій, я́блоко (я́блоко und я́блуко), черво́ний, качка, хочу, плачу, пошу з. Um Sniatyn sagt man є́уда, хóдет, doch шідє́, є́гне, є́коє, є́зік, doch я́вир, якій, дівочька, вóзю für вóжу, євє́шю квáєю, прбєю, нбєю für квáшу з. бі́лы ко́ні Nom. plur.; во́льв für во́лів Gen. plur. von вл und andere nur geringe oder locale Unterschiede.

Der Dialect der Dopolaner erstreckt sich zum Theile auf die Bezirke Rudki, Gródek, sodann auf die Bezirke Bóbrka, Lemberg, Rohatyn, Przemyslany und weiter gegen den Osten hin längs des Dniester und an den Zuflüssen desselben, den größeren Theil des sogenannten österreichischen Podoliens umfassend, im Osten bis an den Seret (Nebenfluß des Dniester), im Norden zum Theile bis an den Bug reichend. Dieser Dialect ist einförmiger entwickelt und hauptsächlich durch folgende Merkmale charakterisirt: 1. Anlautender Vocal bekommt meistens den Vorschlag в: воко́, во́стрий, во́вад, वोса́, वो́сьмий, вў́хо, вус. 2. є oder ы́ statt грuth. я oder а: пáмєть, мє́со (мнє́со), шєні́це, тє́жко, телє́, кў́ре, прє́сти, тў́гáр, во́льї (für во́ля), тоспо́дінї, грє́бінї (Genitiv von грє́бінь), жє́ль, чєс, душє́ (für душá), нáше, кáше, тў́че. 3. у für о: блухá für блóхá, Plural блў́хи. 4. і́ für о (aus ъ) in дрівá (ufr. дрóва) Holz, крíváвий (ufr. кровáвий) und кєрвáвий. 5. и́ für о: лї́жка. 6. и́ ziemlich hart in бі́ли (beinahe wie бі́лы), Nom. plur. von бі́лий. 7. о́ und є́ schwankt: шідє́шва, мїстє́чко, doch вікóнце: вікóн (Genit. von вікно́ Fenster);

сосѣн neben сусѣн, сосѣн Genitiv plur. von сѣсна. 8. с in den Substantiva gen. neutr.: весѣлѣ, насѣнѣ, здорѣвѣ (neben здорѣвлѣ). 9. Epenthese von л bleibt meistens aus: люблю, рѣблю, doch любленнѣй, рѣбленнѣй. 10. Harter Ausgang in хлѣнец, воробѣц (вурубѣц), камѣнѣц, doch im Genitiv хлѣнце, воробѣцѣ, камѣнѣцѣ. 11. Die Erweichung von р kaum angedeutet: косар' (Genitiv косар'ѣ), р'едити, пор'едок; mitunter hart: бѣра Sturm,



Михайло Дябца.

neben бѣр'ѣ für бѣра. 12. In Adjectiven auf скій wird с nicht erweicht: рѣскій, пашьскій, польскій. 13. иї statt иі in слиниї (сина, силе), трѣтиї (трета, трете). 14. с für и in кѣдати, шлѣнкѣ, грушкѣ Nominativ plur. für шанкѣ, грушкѣ. 15. чо für чогѣ, з. В. чо менѣ кличеш? 16. Öfterer Abfall von т (ть) in der dritten Person sing.: кѣси, рѣби, хмѣри еї für инд neben кѣсит, рѣбит, хмѣрит ея. 17. Instrum. auf ов: сѣвов, кобѣлов, doch auch Formen auf ою mitunter im Gebrauch. 18. Die Endung ив im Genitiv plur. oft bei den Subst. gen. fem. auftretend: етодолѣв, долнѣв, бабѣв, церкѣв. 19. Der Accent

ruht auf der Präposition in adverbialen Ausdrücken, z. B. *напрасно* (Гредá bei Zemberg, in der Bedeutung: ungestüm), *на-сухо*, *на-скоро*, *на-весу*.

Als besondere Varietät der opolanischen Mundart verdient der Dialect der sogenannten *Vatinken* oder der Einwohner der Bezirke von *Zoffkiew*, *Kawa ruska*, *Zaworów* erwähnt zu werden. Dieser Dialect weist besondere Vorliebe für eigenthümliche Zusammenziehungen und Kürzungen in einigen Conjugationsformen auf, z. B. *сьпівеш*, *сьпівé*, *сьпівém*, *сьпівéте* für *сьпіваш*, *сьпівас*, *сьпівася*, *сьпівасте*, ebenjo *гнївеш*, *гнївé*, *гнївém*; ähnlich *хрýпé*, *пóркє*, *копé*, *сховé*, *повидé*, *скакé*, *щýпé*, *мачé*, für *хрýпас*, *пóркас*, *копас*, *сховас*, *повидас*, *скакас*, *щýпас*, *мачас* зс. Auch werden oft statt *кажу*, *кажеш* die Formen *каý*, *каеш*, *каé* gebraucht. *Каé* wird oft in *кé* contrahirt, z. B. *кé ружнi ричи* er sagt (erzählt) verschiedene Dinge. Oft wird auch (z. B. in *klimin*) *мѣш*, *мѣ*, *мѣж*, *мѣте*, für *маш*, *мас* зс. gesetzt. (*вин*) *не мѣ охотн* er hat keine Lust. Häufig ist der Gebrauch von (*бу*), *беш*, *бе*, *беш*, *бере* (*бут*) für *бýду*, *бýдеш* зс. Statt *обóс* wird hie und da *обé*, für *хвалá* *Бóгу!* *фалá-бу!* für *чорó*, *чорóс*, *чомý* öfters *чó*, *чóсь*, *чóm* (*чем*) gesprochen. Um *Potylicz*, *klimin*, *Zaworów* wird im Futurum das Partic. прát. gen. *мажé* un geändert für alle Geschlechter in der Ein- und Mehrzahl gesetzt: *буду жаý*, *беш жаý*, *беш жаý*, *бете жаý*, *бýдут жаý*, *вона бе жаý* sie wird das Getreide schneiden, *телé бе ссаý* das Kalb wird saugen. Deminutivformen der Substantiva auf *о́йко* (*ейко*), *о́йка*, der Adjectiva auf *ейкнiй*, *о́йкнiй* und der Verba (im Infinitiv) auf *о́йки* sind besonders häufig: *парубóйко*, *козачéйко*, *сестрóйко*, *душéйко*, *личéйко*, *молодéйкнiй*, *солодóйкнiй*; *ходáтойко*, *любóтойко*. Bei den Verben, deren Infinitiv auf *ити* ausgeht, wird in der dritten Person sing. прát. т abgeworfen: *ходи*, *ворóри*, *поси*; doch wenn die letzte Silbe betont wird, bleibt т. *вин налiт* er brennt, er heizt, *кранiт* *дорц* der Regen fällt in Tropfen herab. Bei den Verben mit dem Infinitiv-Ausgange *ати* sind auch Formen der dritten Person прát. sing. *сьдлá*, *набирá*, *називá*, *лiтá*, *пливá* neben *сьдлáс*, *набирáс*, *називáс* (*називé*), *лiтáс*, *пливáс* im Gebrauch. Zweite Person sing. von *лiм*, *дам*, *повiм* lautet *лiсь* (setzen und nur local *лiсiй*), *дась* (setzen *дасiй*), *повiсь*. Zu bemerken sind hie und da die Formen auf *-щи* im Infinitiv: *стрищи*, *бiщи*, *лiщи*, *запрещi*, *помощi* statt der gemeinruth. *стричи*, *бiчи*, *лiчи*, *запрячи*, *помочи*. Zusammengesetzte Adjectivformen werden häufiger gebraucht: *сивая зазýля*, *лихáя годiна*, *рáннiос* *молоко*, *пiзнiйшiос* *жiто*, *менчiйи* *хлóбци*, *сiвнiйи* *волi*. Seltener sind nominale Formen der Adjectiva oder Pronomina, wie: *зелéно* *пiле*, *ясно* *нéбо*, *котрó* *телé*. Gruth. *котрiй* lautet oft *котрóй*: *весь*, *вся*, *всє* — *всьо́й*, *всья* (*вєя*), *всьос* (*всьо*). Tonlose Consonanten gehen oft in tönende über: *лiжка*, *вiста*, *горáлы* für *лижка*, *вика*, *корáлы*: zuweilen werden tönende tonlos: *холомiйка*, *халамiйка* für *коломiйка* (ein *Танц*). *ф* geht in *хв*, *х* oder *кв* über: *хвасóля*, *хвiржац*, *прохвéсор*, *хлéшка*, *картóхель* gen. *мажé*. *Картóffel*, für *картофля*:

квасо́ля *Trisole*, сераки́м für серафи́м; dagegen *gruth.* *xv* oft in *ф:* *фа́ла*, *фíет*. Für *говори́ти* wird ausschließlich *вогори́ти*, für *полу́кiнок* (30 Garben) meistens *колѹ́нiток* gesprochen. In einigen Wörtern wird *р* eingeschaltet, z. B. *дорц*, *марши́на* für *доц*, *маши́на*, in anderen wiederum ausgestoßen: *Верхата*, *окстити* für *Верхрата*, (*окрстити*) *окрестити*. Nur sporadisch werden auch in diesem Dialect adverbiale Formen auf *i* gefunden: *вірні*, *рѣвні*, *ладні*, *розмаїті*. Für Genitivformen *моє́й*, *твоє́й*, *своє́й*, *то́й* gebraucht man *ме́й*, *твє́й*, *свє́й*, *те́й*, *Зistrum.* *мею́*, *твєю́*, *свєю́* (*мев*, *твев*, *севев*), *тею́* (*тев*) für *моєю́*, *твоєю́*, *своєю́*, *то́ю*.

In dem am meisten gegen den Osten gelegenen Theil Galiziens zwischen *Zbrucz* und *Seret* (Nebenfluß des *Dniester*), sowie auch in der Umgegend von *Brody*, *Зloczów*, zum Theile von *Raminka strumitowa* und *Sokal* bis an den *Bug* wird die sogenannte *wolhynisch-podolische* Mundart gesprochen, die sich durch ihre Reinheit, Vorliebe zu den offenen Vocalen *a* und *я*, ihren Wohlklang und große Verwandtheit mit der *ukrainischen* Mundart auszeichnet. Viele Volkslieder in dieser Mundart werden vom *ruthenischen* Volke, selbst hie und da von *Leuten* mit Vorliebe gesungen. Diese Mundart ist es auch, deren Formen in der *Büchersprache* der *Ruthenen* zum größten Theile herrschend wurden. Die *wolhynisch-podolische* Mundart zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: 1. Der anlautende Vocal bekommt oft den Vorschlag *г*: *горати*, *гобід*, *горѹдка*, *готáва*, *гiне́й*, *го́стрий*. 2. *я* (*a*) in *во́ля*, *ишени́ця*, *па́мять*, *мя́со* (*мя́со*), *теля́*, *тя́жко*, *ся*, *ша́пка*, *па́ша*, *гру́ша*, *жа́лувати*; in den Genitivformen *я*, wie: *хло́пця*, *ко́ня*, *тє́стя*; *я* für *с* in *Substantiv.* *gen. neutr.* *во́лєся*, *щастя*, *ли́стя*, *весє́ля*. 3. *о* in *блохá*, *лòжка*; *дрóва*, *кровáвий*; *пiдо́шва*, *вiконце*, *мiстòчко*; *сосiн* (Genitiv von *сосна́*), *огòнь*. 4. *Erweichung* von *л* und *п*: *здорòвля*, *роблю́* (*рòблю*), *свiлю*, *деревля́ний*, *мя́со*, *памя́ть*, *мягкiй*. 5. *Endung* *ець* neben *ец*: *хло́пєць* neben *хлопец*, *камiнець*. 6. *Нарtes р* in *косáр*, Genitiv *косарá*, *А́блат.* *косарòм*; *бу́ра* (= *буря*), *рабiй*, *рабє́ц* (*рабє́ць* *Astur.* *Нabicht*), *òраба* *Еbereische*, *кѹрата* für *кѹрата*. 7. *ж* in *чужiй*, *межа́*, *хожу́* neben *ходжу́*. 8. *п* in *кiдати*, *шанкi* (*Nominativ Plural*), *грушкi*. 9. *чем* oft für *чому́*. 10. *Abfativendung* *-ою́*, *-єю́* in *травòю*, *стодòлою*, *душєю́*, *падьєю́*, *моєю́*. 11. *ям* im *Dativ Plural* wie *хлопцям*, *зiяцям*, *мiсяцям*. 12. *є* für und neben *о* in: *те́й*, *тєю́*, *ме́й*, *мею́*, *себi*, *тебi* (*то́й*, *то́ю*, *моє́й*, *моє́ю*, *собi*, *тобi*). 13. *Erweichte Endungen* (*-ть*, *-ить*) treten *local* auf: *кòсiть*, *кòсєть*, *говори́ть*, *говори́ять*, *жѹсiть*; doch scheinen die *harten* (*-ть*, *-ить*) die weichen immer mehr zu verdrängen. 14. *куса́*, *лiтá*, *снiвá* sehr oft für *куса́с*, *лiтáс*, *снiвáс*. 15. *Perfectum я снiвáв* aber auch *снiвáв єм* (*снiвáвєм*). 16. *Im Futurum* wird *Frägens бѹду* mit dem *Particip. прáт. II* oder mit dem *Infinitiv* verbunden: *бѹду коси́в* und *бѹду коси́ти*. 17. *Deminitivformen* auf *овько́*, *євько́*, *овька́*, *євька́*, *євькiй*, *овькi*: *варубòнько́*, *козачєнько́*, *сєрдєнько́*, *дѹвòнька́*, *сорòченька́*, *бiдєнькiй*, *снáтонькi*.

Im Allgemeinen haben die Bytalen (бытальні) ältere Formen aufzuweisen, während die Butalen (буталні) mehr Neubildungen zeigen. Die Gebirgsdialecte (Haupt-Representanten: die Idiome der Lemken, Boyken und Huzulen) klingen im Ganzen rauher und härter, haben aber größeren Reichthum an Ausdrücken und größere Mannigfaltigkeit an Formen, als die Mundarten des Flachlandes, die sich durch ihren weicheren Klang und beständigeere grammatische Formen auszeichnen.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß sich um die wissenschaftliche Pflege des Ruthenischen in Galizien besonders Zelechivskij und Dsadea verdient gemacht haben. Eugen Zelechivskij, am 24. December 1844 in Chiszewice (Хишевичи) geboren, entwickelte als Professor am k. k. Obergymnasium in Stanislaw eine rege Thätigkeit für die Bildung des ruthenischen Volkes durch die Gründung einer Filiale der Gesellschaft „Proswita“, deren Vorstand er bis zu seinem am 19. Februar 1885 erfolgten Tode blieb. Er hat sich namentlich als Verfasser des „Ruthenisch-deutschen Wörterbuches“ (Малоруско-німецький Словар. Львів; zweiter Band 1886) verdient gemacht. Dr. phil. Mychajło Dsadea, am 3. November 1836 zu Rozyków geboren, starb am 10. April 1865 als griechisch-katholischer Geistlicher und Professor am k. k. akademischen Gymnasium zu Lemberg. Dsadea hat unter den galizischen Ruthenen die wissenschaftlichen Arbeiten seines Lehrers Miklošich verbreitet und in gewissem Sinne popularisirt, indem er nach dem Muster seines Vorbildes eine den neueren Sprachforschungen angemessene, für den Gymnasialunterricht bestimmte „Grammatik der ruthenischen Sprache“ verfaßte (Грамматика руского языка. Львів. 1862; zweite etwas umgeänderte Auflage 1864, dritte wenig veränderte Auflage 1876).





Das Erste, womit wir uns beschäftigen müssen, ist die Feststellung des Begriffs: was ist überhaupt unter dem Ausdruck Hausindustrie zu verstehen?

Bei der allgemeinen land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung in Wien 1890 wurde eine selbständige Gruppe für Hausindustrie Österreichs aufgestellt und ein besonderer Pavillon für die gesammte Hausindustrie aller Länder Österreichs errichtet. In dem Programm für die Gruppe Hausindustrie lesen wir Artikel 1: „Als Hausindustrie ist jene Produktionsform aufzufassen, in welcher der Landbewohner in oder bei seiner Wohnstätte neben der land- oder forstwirtschaftlichen Berufsthätigkeit-Gegenstände des eigenen Bedarfes für den Haushalt und die Kleidung (oder Artikel zum Verkauf, die sonst Objecte der gewerblichen oder industriellen Betriebsamkeit sind) herstellt. Die Mitglieder seiner Familie sind seine Hilfsarbeiter. Lohnarbeiter treten nur ausnahmsweise hinzu. jene in die land- und forstwirtschaftlichen Nebengewerbe fallenden Erzeugungen, die nicht auf Kosten und Gefahr eines anderen, des Großgrundbesizers, sondern auf Risiko des Hausindustriellen fallen, gehören auch hierher.“

Betrachten wir jetzt etwas näher die ländliche Bevölkerung von Galizien und untersuchen wir, ob diese allgemeine für österreichische Hausindustrie aufgestellte Definition auch für Galizien richtig ist und inwiefern sie unverändert bleiben kann.

Unser Bauer hat bis in die jüngste Zeit — in entlegenen Gegenden geschieht dies noch jetzt — Alles, was er für sich und seine Familie brauchte, selbst, und zwar hauptsächlich aus den Producten seiner eigenen Wirtschaft, nur mit Hilfe seiner eigenen ganzen Familie nach alter Sitte und alten Traditionen seiner Gegend verfertigt. Seine Hauptbeschäftigung ist noch jetzt und war immer die Landwirtschaft und das nach örtlicher Möglichkeit in allen Zweigen derselben. Aber alle von der landwirtschaftlichen Arbeit freie Zeit benützte die ganze Familie, um nicht nur Lebensmittel vorzubereiten, sondern auch alle nothwendigen Producte für Kleidung, Haushalt, Landwirtschaft und Wohnung herzustellen.

Im Herbst wurden Hauf und Flachs vom eigenen Felde, Wolle eigener Schafe zum Spinnen vorbereitet, und aus Kräutern und Wurzeln verschiedene Mischungen gemacht, um Färbestoffe nach alten überlieferten Traditionen und Recepten zu bereiten. An Winterabenden wurde fleißig gesponnen und zwar auf der im ganzen Lande üblichen Runkel kadziel (siehe das Titelbild) bei hellem Lichte der im großen Backofen brennenden Kieferwurzeln und Reiser. Der Wintertag wurde nach Beendigung häuslicher Arbeiten von den Frauen verwendet, um Wäsche für die ganze Familie und für sich die in der Gegend üblichen Kleidungsstücke zu verfertigen.

Der männliche Theil der Familie befaßte sich im Winter mit dem Weben von Leinwand aus Flachs und Hauf, mit Tuchweberei und mit Aufertigung der in der Gegend üblichen Kleidungsstoffe und Kleidungsstücke, ferner mit der Zubereitung von

Holzmaterial zur Verfertigung von Hauswirthschafts- und Ackerbangeräthen, sowie mit der Zurichtung von Brenn- und Bauholz. Ferner wurden Schafshäute zu Pelzen, Häute von anderen Thieren zu Stiefeln und sonstigem Hausbedarf verarbeitet.

Stroh, Schilf, Weide, Holzwurzeln wurden zu Körben und zu verschiedenen Hausgeräthen verwendet. Wo die Ortsverhältnisse günstig waren, wurde Lehm gegraben, im Garten nach altem Gebrauch ein Töpferofen gebaut und das nöthige Geschirz verfertigt.

Wir sehen aus dem bisher Gesagten, daß das Bauernhaus eigentlich eine Werkstätte der verschiedenartigsten Gewerbebezüge ist oder war. Diese ganze gewerbliche Thätigkeit, alle diese Erzeugnisse haben im ganzen Lande ein Ziel gehabt: die Befriedigung eigener Bedürfnisse.

Diese Bedürfnisse waren in verschiedenen Gegenden verschieden. Die zur Befriedigung der Bedürfnisse der Dorfbewohner einer bestimmten Gegend dienenden Gewerbe wurden in der Regel alle im eigenen Dorfe betrieben, indem jede einzelne Familie nach Maßgabe der Handfertigkeit ihrer Mitglieder und ihrer alten Tradition in diesem oder jenem Gewerbe vorzugsweise arbeitete.

In jedem Dorfe sind Familien, welche Hanf und Flachس weben, in Gegenden, wo das gebräuchlich ist, auch Wolle; ferner gibt es Schuster, Schneider, Schmiede, Wagner, Korb- und Strohflechter, Zimmerleute zc. Ein jeder von ihnen deckt die Bedürfnisse seiner Familie und jene seiner Nachbarn. Alles Rohmaterial lieferte die eigene Wirthschaft oder doch die nächste Umgebung; von auswärts wurden nur Salz und Eisen bezogen. Die Hauptbeschäftigung aller dieser Familien ist und bleibt immer die Landwirthschaft und nur die von der landwirthschaftlichen Beschäftigung freie Zeit wird anders verbraucht. In allen diesen Erzeugnissen herrscht die alte Sitte und die alte Tradition.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich das Wesen der galizischen Hausindustrie: die Hauptbeschäftigung des Landbewohners bleibt immer die Landwirthschaft in allen ihren Zweigen. Diese gibt ihm Lebensmittel und Rohstoffe, aus denen er mit Hilfe seiner Familie seine Kleidungsstücke und sein Geräth verfertigt. Die gewerbliche Arbeit, das Bearbeiten der Rohstoffe ist eine Neben- und zwar eine Winterbeschäftigung. Verkauf nach außen findet nur statt, insofern der Bauer bei günstiger Ernte den Ueberschuß der für die Ernährung seiner Familie erforderlichen Producte oder auch in ähnlichem Falle ein Stück Leinwand, ein Stück Tuch, einen von ihm gewebten „Kilim“, einen von ihm geformten und gebrannten Krug, den er für sich und seine Familie im Augenblick nicht braucht, veräußert.

Schon bei der flüchtigsten Betrachtung läßt sich erkennen, daß der Bauer aus verschiedenen Gegenden Galiziens eine große Verschiedenheit der Tracht und Typen aufweist, und da diese Trachten früher insgesammt und jetzt noch in vielen Gegenden

Erzeugnisse eigener Hausindustrie sind, so fällt die Verschiedenheit grell in die Augen, um so greller, je näher und gründlicher man die Wohnungen, Sitten und Gebräuche der ländlichen Bevölkerung der verschiedenen Gegenden betrachtet. Wir haben es also sichtlich mit einer Bevölkerung von verschiedenster Abstammung zu thun, zumal ja der lange, sich vom Westen nach Osten hinziehende verhältnißmäßig schmale Streifen Landes, welcher jetzt das Kronland Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogthum Krakau und dem Herzogthum Auschwitz und Zator genannt wird, nur ein Stück eines großen historischen Ganzen ist. Man darf nicht übersehen, daß diese Theile des ehemaligen polnischen Reichs sehr lange Zeit Grenzprovinzen waren, und zwar Grenzprovinzen zwischen Osten und Westen. Auf der einen Seite grenzten sie an Länder der ottomanischen Herrschaft, auf der andern an Länder, welche unter dem Einflusse und der Herrschaft der römischen und deutschen Kaiser standen. Durch das jetzige Galizien führte fast der kürzeste Weg von Osten nach Westen; deswegen waren diese Gegenden durch Jahrhunderte gar oft der Kriegsschauplatz zwischen Osten und Westen und der Tummelplatz der verschiedensten asiatischen Horden und Völkerschaften aus der Mongolei, Rußland, Schweden, der Moldau und Walachei u. s. w. Bei den meisten dieser Kriege und Streifzüge war der Hauptzweck, Beute zu machen, und die kostbarste Kriegsbeute waren damals die Kriegsgefangenen. Ganze Bevölkerungen wurden weggeführt, besonders aus Podolien, und wer nur zu irgend einer Arbeit tauglich war, wurde hauptsächlich auf den Sklavenmärkten und in den Sklavenbazars Asiens und Nordafrikas verkauft und zu allem Denkbaren benützt. Nach solchen Kriegen und Streifzügen waren öfters ganze Strecken Landes entvölkert. Es mußten neue Ansassen gesucht werden. Vor Allem hat man Kriegsgefangene, Nachzügler, Überreste der hausenden muselmännischen Horden angesiedelt. Aber auch Auswanderer aus anderen polnischen Provinzen wurden hier ansässig und ebenso Kriegsgefangene aus dem Westen und verschiedenstes Kriegsvolk. Daher kommt es, daß wir hier und da Colonien von Mazuren, Kozaken, Tataren, Schweden, Lithauern, Deutschen, Walachen, Türken u. s. w. finden. Die Ureinwohner, wie alle hier eingewanderten und angesiedelten Leute, haben Sitten, Gebräuche, Tracht, Hausindustrie und verschiedene Gewerbe und Traditionen ihrer Heimat beibehalten. Diese Einwanderer, Colonisten, Kriegsgefangene haben sich, soweit nur möglich war, zusammengruppirt und sich einen gesammten Marktplatz ausgewählt, wo sie für sich und ihre Stammgenossen zu Hause verfertigte Gebrauchsgegenstände kaufen, verkaufen oder tauschen konnten. Alles war für den eigenen und den Gebrauch ihrer Stammgenossen nach alter Tradition und heimatlicher Sitte verfertigt. Diese Umstände erklären uns die Localisirung der Producte der Hausindustrie in einer gewissen Gegend, denn vielleicht schon in nächster Nähe waren die Bewohner anderer Herkunft, eines anderen Stammes, die andere Tracht, andere Sitten und

Gewohnheiten, andere Traditionen hatten, und bei denen sich eine andere Hausindustrie ausgebildet hatte.

Wir haben schon erwähnt, daß sich die Hausindustrie des Bauernstandes mit unserem Leben, mit Sitte, Geschichte und Tradition innig verflochten hat. Dies findet seine Erklärung in dem steten Verkehr, welcher zwischen der Bevölkerung des Dorfes und der Familie des Schloßherrn bestand. Wenn wir das häusliche Leben unserer Vorfahren betrachten und wenn wir alte Jugenderinnerungen auffrischen, werden wir finden, daß diese traditionellen Hausindustrien sehr oft die Bedürfnisse der gebildeteren und vermögenden Classe versorgt und befriedigt haben. Die Hauptbeschäftigung der Frauen fast aller Classen der Bevölkerung war seit uralter Zeit die Haushaltung. Ihr größter Stolz war auch, alles Mögliche und Nöthige für den Haushalt im Hause besorgen und verfertigen zu lassen. Die Frauen der höchsten Würdenträger rühmten sich, bei Ausstattungen der Töchter Leib- und Tischwäsche zu Hause verfertigen zu lassen, und die feinsten und zartesten Stickereien wurden von Dorfmädchen gemacht. Unter „mein Haus“ verstand man seinen Wohnort, das Dorf, oft die Gegend — man nannte das „Bei uns“. Und man benützte die beste Handfertigkeit einer Dorffamilie, um feinere Leinwand, feineren Teppich, besser ausgegerbtes Thierfell für das Schloß, für den Ortsgeistlichen u. s. w. zu erzeugen. Die kriegerischen, aber auch die friedlichen Beziehungen der Männer sowohl mit dem Orient, als auch mit den westlichen Ländern ließen manchen Spezialisten als Colonisten sich ansiedeln. Besonders die vielen Beziehungen mit dem Orient, die Ähnlichkeit von Tracht, Rüstung und Geräth ließen es den Rittern und Edelleuten sehr wünschenswerth erscheinen, in ihrer Umgebung Leute zu haben, welche mit orientalischem Gewerbe bekannt waren. Da unsere Vorfahren, ob sie nun im Schlosse, in der Burg oder im Bauernhause wohnten, sehr viel im Freien verweilen mußten, bei landwirthschaftlicher Arbeit, auf der Jagd, Reise und besonders im Krieg und Lager, waren bei ihnen Pelz und Teppich von großem Werthe. Deswegen finden wir noch heute überall, wo Schlösser oder besetzte Burgen sind oder waren, Familien von Kürschnern und Teppichwebern, wie z. B. bei Bbaraz, Zatošce im Brodnyer Bezirk, Alt- und Neufandee u. s. w. Es kamen Fälle vor, wo Gefangene, sogar solche, die schon als Sklaven verkauft und in verschiedenen fremden Ländern beschäftigt gewesen, durch Verträge, Auslösung, Geld und Tausch für andere Kriegsgefangene aus der Sklaverei in ihre Heimat zurückkehrten. So wurden auch Waffenschmiede und Eisenarbeiter aus Schweden und aus dem Westen hier angesiedelt, deren Nachkommen noch jetzt in Kańczuga (Bezirk Łańcut) gewandte Drahtarbeiter, Schmiede und Schlosser sind, in Sulkowice und Swiątniki Werkzeuge und Vorhängeschlösser liefern. Es existirten sogar Priesterorden (Trinitarier), deren Hauptzweck die Befreiung von Sklaven und Kriegsgefangenen war. Die aus der Gefangenschaft Zurückkehrten waren

umso erwünschter und wurden umso mehr gesucht, weil sie meist ihr dort erlerntes Gewerbe in die Heimat zurückbrachten. Die Frauen brachten die Kunst der orientalischen Stickereien und vielleicht den Gebrauch der gestickten Hemden mit, die wir noch heute in verschiedenen Gegenden antreffen, besonders an den Ufern des Dniester, des Pruth u. s. w. Und manche orientalische Stickmuster, die wir noch heute in Kirchen und Klöstern bewundern, wurden in der Slaverei erlernt und vielleicht als Dankesvotum für die wiedererhaltene Freiheit am Altar niedergelegt. Aus dem Gesagten ist es leicht erklärlich, daß unsere Hausindustrie noch jetzt Spuren dieser aus dem Osten und aus dem Westen stammenden Einflüsse zeigt.

Infolge der Kriege und kriegerischen Streifzüge haben sich Leute von verschiedenem Ursprung ins Gebirge und den Wald geflüchtet, um dort Schutz zu suchen. Wir finden noch heute in der ganzen Gebirgskette von der bukowinischen längs der ungarischen und fast bis zur schlesischen Grenze Bevölkerungen verschiedenen Ursprungs, die sich durch Tracht, Sitte und eigene Hausindustrie von der übrigen Bevölkerung sehr unterscheiden. So vor Allem die Huzulen, welche an der bukowinischen Grenze hauptsächlich im Kosówer Bezirke wohnen, die Gebirgsbewohner im Stryjer, Sanoker u. s. w. Bezirke.

Unter günstigen örtlichen Verhältnissen hat sich in gewissen Gegenden diese unsere Hausindustrie mit der Zeit nach der einen oder anderen Richtung mehr ausgebildet, so daß allmählig Centralpunkte für dieses oder jenes Product derselben unter Beibehaltung der alten Sitten und Traditionen der Bevölkerung entstanden.

In jüngster Zeit haben sich unsere landwirthschaftlichen Bauernverhältnisse etwas verändert. Die jetzt gestattete und vielfach übliche Parcellirung der Bauerngründe bewirkt, daß es bereits jetzt Gegenden und Ortschaften gibt, wo die Bewirthschaftung des sehr verkleinerten Grundstückes zur Ernährung der Familie nicht mehr hinreicht und daher, je nachdem in der Familie irgend ein Product der Hausindustrie besser cultivirt war, die Verfertigung dieses einen Productes zur Hauptbeschäftigung wird. Mehrt sich die Nachfrage nach solchen Producten und reicht die Mitgliederzahl der eigenen Familie nicht mehr aus, um allen Bestellungen zu entsprechen, so werden Lehrlinge, Gehilfen angenommen, die Landwirthschaft wird ganz aufgegeben oder auf die Bebauung eines kleinen Gärtchens reducirt und aus der Hausindustrie ist ein Kleingewerbe entstanden.

Aber auch bei den auf die hier beschriebene Weise entstandenen Kleingewerben muß man noch solche unterscheiden, die das traditionelle eigenthümliche Gepräge der alten Hausindustrie, aus der sie entstanden sind, beibehalten haben und solche, die den allgemeinen rein industriellen Charakter besitzen. Die Producte unserer Hausindustrie tragen noch das alte traditionelle und nationale Gepräge und sind innig verbunden mit der Tracht unserer ländlichen Bevölkerung, die aus uralter Zeit stammt und für unser Klima und unsere Beschäftigung so anpassend ist, daß sich auch der Wohlhabende daran gewöhnt,

und wenn er im Freien auf dem Lande zu thun hat, die Producte der Hausindustrie benützt und sich Vieles von der Bauerntracht aneignet.

Haben wir bisher in Kürze die Entstehung unserer Hausindustrie und der aus dieser hervorgegangenen Kleingewerbe nach Wesen und Bedeutung für die Einwohner des Landes im Allgemeinen zu erfassen gesucht, so wollen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf einzelne Erzeugnißgruppen werfen und dieselben kurz charakterisiren.

Unter den Erzeugnissen unserer Hausindustrie lassen sich im Allgemeinen folgende Erzeugnißkategorien (Industrien) unterscheiden: Erzeugnisse 1. der Weberei (Textilindustrie); 2. der Thonindustrie; 3. der Holzhausindustrie; 4. Erzeugnisse aus Stroh und Schilf; 5. Erzeugnisse aus Thierleder und Thierfellen; 6. Erzeugnisse aus Metall; 7. Erzeugnisse aus Stein; 8. Erzeugnisse der Frauenarbeit.

Die Erzeugnisse aller dieser Kategorien (Industrien) müssen wir wiederum in zwei große Gruppen zusammenfassen. Die eine Gruppe besteht aus Erzeugnissen ohne allen örtlichen oder traditionellen Charakter, welche dem allgemeinen Gebrauche dienen. Die Erzeugnisse dieser Gruppe gehören schon meistens zum Kleingewerbe, wie z. B. Leinwand für Wäsche etc. In die zweite Gruppe gehören alle Erzeugnisse, die nach alter Tradition für und in einer Gegend erzeugt werden.

Die Unterscheidung dieser zwei Gruppen ist für den Fortbestand unserer Hausindustrie und für das Gedeihen unseres Kleingewerbes von der größten Wichtigkeit. Die erste Gruppe besitzt schon mehr einen allgemeinen industriellen Charakter; das Originelle und Typische der Erzeugnisse der zweiten Gruppe muß bei jeder speciellen Hausindustrie besprochen werden.

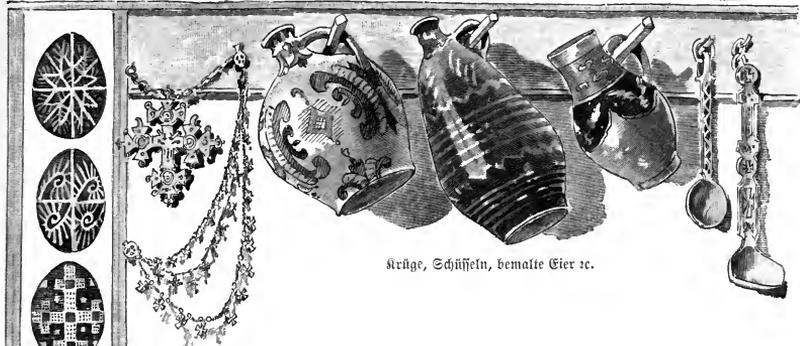
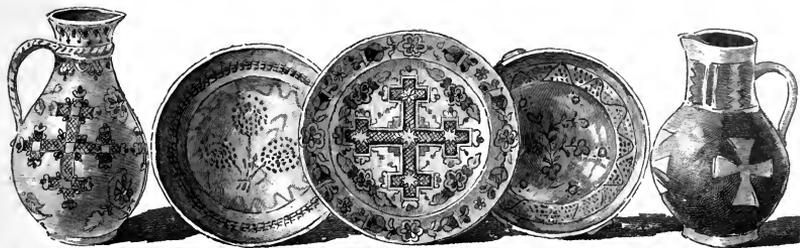
1. Die Textilindustrie (Weberei). Die Weberei war eine der Hauptindustrien des Bauernhauses, denn Wolle, Hanf und Flachs, also Leinwand und Tuch bilden das vorzüglichste Bekleidungsmaterial der ganzen Bevölkerung und die Weberei war nach der Landwirtschaft die wichtigste Nebenbeschäftigung der ländlichen Bevölkerung. Es ist nicht lange her, daß fast in jedem Bauernhause ein Webstuhl war; in vielen Gegenden ist er ein fester Bestandtheil der Wohnstube. Wir unterscheiden Weißweberei und bunte Weberei von Flachs und Hanf. Die Flachsweißweberei ist in vielen Gegenden zum Kleingewerbe geworden. Man benützt bereits Webestühle von neuer Construction und der Betrieb ist mehr fabrikmäßig, besonders in Westgalizien, wo es Colonien von Webern gibt, so zu Krośno, Korczyn, Dembowiec, Oliniany u. s. w., die man nicht mehr zur Hausindustrie zählen kann, umsoweniger, als sie schon Fachschulen haben und Webergesellschaften bilden. Doch gibt es noch sehr viele Gegenden in Galizien, wo die Flachs-, Hanf- und auch Tuchweberei als wahre alte Hausindustrie fort dauert. Fast im ganzen Lande, besonders aber in Ostgalizien werden neben der weißen Weberei auch bunte Stoffe sowohl

von Zwirn als von Wolle in verschiedenster Mischung von Flach, Hanf und Wolle und in verschiedener Färbung gewebt. So wie Trachten und Sitten unserer Bauern sehr verschieden sind, ebenso mannigfaltig sind auch die Producte der bäuerlichen Webestühle. Zwirn und Wolle wurde in jedem Dorfe nach altem Gebrauche von Frauen gefärbt. Man bereitete selbst die Farben, sammelte selbst die dazu nöthigen Pflanzen und stellte selbst die verschiedenen Ingredienzen und Mischungen zusammen. Auch die Zusammenstellung der Farben und die Zeichnung der Muster geschieht in jedem Dorfe, in jeder Gegend nach ererbten Sitten und Traditionen. Alle Producte unserer alten traditionellen bunten Weberei zeichnen sich durch Dauerhaftigkeit der Stoffe und Farbenharmonie aus. Leider beginnen bereits die Anilinfarben die alten traditionellen Farben und Farbstoffe zu verdrängen. Und zwar kommen in unseren Dörfern und kleinen Städten der Ausschuß und die schlechtesten Sorten der Anilinfarben durch Kleinhändler zum Verkauf. Diese grellen Farben stören die Harmonie der alten traditionellen Muster, verderben die Dauerhaftigkeit des Stoffes und verblichen durch Regen und Feuchtigkeit. Da gewebte Stoffe den Hauptbestandtheil der bäuerlichen Trachten bilden, so erklärt sich die ungemein große Verschiedenheit dieser Producte der hausindustriellen Weberei.

Es ist hier unmöglich alle diese in Farbe, Muster und Technik verschiedenen gewebten Stoffe für Frauen- und Männertrachten auch nur flüchtig aufzuzählen und zu besprechen. Es ist auch wirklich zu bewundern, was man Alles auf diesem jetzt sogenannten primitiven Webstuhl herstellen kann, und zwar durch Leute, deren gewöhnliches Hauptwerkzeug der Pflug, die Sense und der Dreschflegel ist.

Aus der Fülle von Erzeugnissen, welchen der Webstuhl zu Grunde liegt, heben wir zwei Producte unserer Hausindustrie hervor: die gemalte Leinwand und die Teppich- oder Kilimweberei. Es gibt Gegenden, wo es noch jetzt üblich ist: starke grobe Hanfleinwand, die speciell für diesen Zweck gewebt wird, mit Ölfarben zu bemalen. In den betreffenden Gegenden ziehen gewöhnlich im Frühjahr Maler von Ort zu Ort, die auf dem Rücken ihre Requiriten tragen. Diese bestehen aus zwei Gefäßen mit zwei Ölfarben, gewöhnlich einer dunkelbraunen und einer dunkelblauen, zwei groben Pinseln und in Holzbretter eingeschnittenen Patronenmustern. Der Maler kennt seine Kunden und ihren Geschmack und kommt gewöhnlich Jahre lang in dieselben Dörfer, denn jedes Dorf hat seine traditionellen Muster. Das so bemalte Stück Leinwand wird getrocknet und dann zur Verfertigung von Unterröcken, Schürzen, auch Oberkleidern benützt. Es gibt Gegenden, wo auch Männer Sommerkleider von solcher gemalten Leinwand tragen.

Die Teppich- oder Kilimweberei. Das Wort „Kilim“ soll in einer der orientalischen Sprachen Teppich heißen, „Kilimek“ kleiner Teppich. In früheren Zeiten, selbst noch im Anfang dieses Jahrhunderts war die Fabrikation von „Kilimki“ besonders



Krüge, Schüsseln, bemalte Eier etc.



J. MAKAYEWITZ

in Ostgalizien sehr verbreitet. Die Sitte, diese „Kilimki“ zu weben und fürs Haus und auf Reisen, hier zur Bedeckung der Lagerplätze im Freien, dort als Wandbedeckung u. s. w. zu gebrauchen, kam aus dem Orient und hat sich hauptsächlich in Gegenden verbreitet, wo orientalische Kriegsgefangene angesiedelt wurden, so zu Zbaraz, Toki, Zakoze u. s. w. und in großen Theilen von Podolien, wohin ebenfalls die aus der muslimännischen Gefangenschaft zurückkehrende Bevölkerung den Gebrauch der „Kilimki“ und die Kunst, sie zu weben, sowie die betreffenden Muster gebracht hat. Die Webestühle, auf denen man sie noch jetzt als alte bäuerliche Hausindustrie verfertigt, sind nach altem Herkommen eingerichtet. Man konnte diese Kilimki nur bis zur Breite des Webestuhles weben, die Länge hingegen ist nicht beschränkt, das heißt, man kann mehrere Kilimki der Länge nach wiederholen. Wo diese Teppiche gemacht werden, haben sich mit der Zeit gewisse typische Muster ausgebildet. Es sind stilisirte Blumen mit oder ohne Borduren, mit laufenden Mustern bis zum Rande und so weiter. Ein jeder Weber behält im Ganzen den Haupttypus seiner Gegend bei, hat aber seine eigenen Muster und seine eigene Art dieselben

zu ordnen und die Farben zu wählen. Diese Muster und die Anordnung derselben gehen vom Vater auf den Sohn über und haben ihre Localnamen. Jeder Kunde bringt die gefärbte Wolle mit und kann sich das Muster selbst wählen, er gibt gewöhnlich den in der Gegend üblichen Namen des Musters an oder überläßt Muster und Anordnung des Kilims dem Weber, welcher sich mit den Farben des Musters nach den Farben der gebrachten Wolle richtet, denn seine eigene Wolle webt er für seinen eigenen Gebrauch. Leider geschieht es sehr oft hier, sowie in anderen Zweigen der Hausindustrie und des Kleingewerbes, daß der Kunde das bäuerliche traditionelle Muster verschmäht und ein Muster nach irgend einer modernen, zu dem Gegenstand ganz unpassenden Zeichnung angibt. Da nun unsere Bauern eine große Nachahmungsgabe haben, so begegnet man zuweilen Kilimki sowie andern Erzeugnissen der Hausindustrie mit ganz unpassenden modernen Mustern. Die Kilimki dienen dem Bauer als Bett oder zur Bank-, Wagen-, Schlitten- und Tischbedeckung, letztere bei Festlichkeiten oder zum Schmuck der Kirche. Sie werden in den Familien sorgfältig aufbewahrt und nur im äußersten Nothfall verkauft. Deshalb ist es auch schwer, sich einen nach guten alten Mustern, in guten echten Farben verfertigten Kilim zu verschaffen. Doch ist die Kilimweberei in etlichen Gegenden auch schon zum Kleingewerbe geworden. In der letzten Zeit beschäftigen sich viel mit dem Betriebe der Kilimweberei Taddäus Ritter von Fedorowicz in Klebanówka bei Zbaraz und Ladislaus Ritter von Fedorowicz in Dkno, Bezirk Skalat, welche auf ihren Besitzungen Weber zusammenberufen haben und Kilimki auf neuen Webestühlen mit Beibehaltung alter Farben und Muster fabriziren. Auch Oscar Graf Potocki in Buczacz versucht alte Webestoffe, die man bei uns „Makaty“ nennt und die aus dem Orient eingeführt wurden, sowie alte polnische Gürtel zu imitiren. Die Producte dieser Herren waren auf der letzten Landesausstellung in Lemberg zu sehen, fanden allgemeinen Beifall und wurden mit den höchsten Prämien ausgezeichnet.

2. Der Textilindustrie reiht sich die Thonindustrie innerhalb unserer gesammten Hausindustrie vielleicht in gleicher Bedeutung an. Fast die wichtigsten Geräthe in der Hauswirthschaft sind der Kochtopf und die Gießschüssel. Im ganzen Lande, das Gebirge und das Vorgebirge ausgenommen, kommt Töpferthon reichlich vor, so daß man fast überall das nöthige Geschirr selbst erzeugen kann. Die Thonarten stellen sich in Erzeugung wie im Ausbrennen sehr verschieden dar. Die Frauen stellen bezüglich der in ihrer Hauswirthschaft gebräuchlichen Gefäße je nach den örtlichen Wirthschaftsverhältnissen, der Nahrungsweise u. s. w. verschiedene Anforderungen. Unsere Thonwaren können in zwei große Gruppen eingetheilt werden: in unglasirte und glasirte Erzeugnisse. Dazu gesellen sich als Mittelgruppe theilweise glasirte Erzeugnisse, und zwar entweder solche, die von innen oder solche, die nur von außen glasirt oder mit glasirter Ornamentik, und zwar

auf unglasirten Untergründe versehen sind. Im Allgemeinen herrscht in Bezug auf Thonerzeugnisse eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit sowohl in der Form der Gefäße als in der Glasur und Ornamentik. Auch bei dieser Gruppe unserer Hausindustrie zeigt sich sehr deutlich der Einfluß aus Osten, z. B. in der Form der Krüge, in der Ornamentik der Thongefäße, in den Farben. Auch diese Gruppe ist sehr reich an interessanten Einzelheiten. Wir können nur die wichtigsten charakteristischen Merkmale berühren. Ein für unsere Hausindustrie und für unseren Haushalt sehr interessantes Thongeschirr ist unglasirtes graues Geschirr „Sivaki“ genannt. Der zu ihrer Erzeugung dienende Thon kommt besonders in Ostgalizien reichlich vor. Die Erzeugnisse sind grau, manchmal fast schwarz, von Graphit durchzogen, dessen Anwesenheit man sogar zur Erzielung einer eigenen Ornamentik, die jedoch oft schwer zu entdecken ist, zu benutzen sucht. Ein sehr charakteristisches Gefäß, besonders für Ostgalizien, ist ferner der Doppeltopf: „Blizniaki“. (Siehe Titelvignette.) Es sind zwei Kochtöpfe, die in der Mitte und oben mit einer Art Henkel, den man in die Hand nimmt, verbunden sind. Man legt auf die Öffnung beider Töpfe, damit nichts hineinfällt, ein Brett und auf dieses einen Holzlöffel. So werden zwei Speisen aufs Feld für den dort Beschäftigten getragen. In Westgalizien oder in Kleinstädten gebraucht man auch drei und manchmal auch vier solche zusammengeschufete Töpfe; zuweilen sind sie auch glasirt. Sehr verschieden geformt sind die Kochtöpfe. Es hängt dies von der Art der Heizung und von der Anlage des Kochherdes ab, dessen Einrichtung in vielen Gegenden noch alter örtlicher Tradition folgt. Es gibt Gegenden, wo die Form und namentlich die einfache, durch Horn oder ein Stück Holz gemachte vertiefte Ornamentik an vorhistorische Thongeschirre erinnert. In manchen Gegenden, hauptsächlich in Ostgalizien, findet sich Thon, welcher gebrannt rothtes Geschirr liefert. Diese Geschirre werden nicht glasirt, nur mit dünnen schwarzen Graphitstreifen verziert; in anderen Gegenden werden dieselben mit farbigen Glasurstreifen ornamentirt. Glasirte einfarbige (braune, grüne, schwarze) Gefäße aber sind mehr in Westgalizien gebräuchlich.

Wir kommen nun zu den in dieser Beziehung interessantesten Producten unserer hausindustriellen Töpferei, nämlich zu den glasirten und bemalten Töpfererzeugnissen. In diesem Zweige herrscht eine große Mannigfaltigkeit in der Technik der Erzeugung und namentlich in Betreff der Motive der Ornamentation. Gewöhnlich ist bei dieser Art von Thonerzeugnissen die Grundform eine einfarbige Glasur: weiß, gelblich, braun, rötlich, grün, schwarz. Auf diesen Grundton kommt eine Ornamentik mit farbigen Glasuren, gewöhnlich in zwei bis vier Farben. Und hier tritt das bereits im Anfang dieses Artikels besprochene Moment, die Verschiedenheit der Abstammung unserer Landbevölkerung, besonders zu Tage und damit auch die Mannigfaltigkeit der Übertieferungen

und Gebräuche, welche die Verschiedenheiten der Ornamentation und der Formen in dem für den gewöhnlichen Gebrauch erzeugten Geschirre erklären. Wir begegnen auch hier zwei Strömungen, der östlichen und der westlichen, und Jeder, der sich nur etwas im Lande umgesehen hat, erkennt sogleich, wo die Thonwaaren erzeugt worden sind, erkennt die Gegend, sogar den Ort, von wo sie stammen. Das Hauptelement der Ornamentik sind gerade Linien in den verschiedensten Combinationen und stilisirte Pflanzentheile; in Westgalizien ganze Pflanzen- und Blumenzweige, besonders auf Krügen, die auch medaillonartig ornamentirt sind und auch der Form nach sich unterscheiden. Die Huzulen haben ihre eigene Ornamentik. Bei ihnen sieht man in Schränken und Stuben Krüge und Eßschüsseln, auf denen heilige Bilder, Kreuze u. s. w. gezeichnet sind. Die ersteren dienen hauptsächlich für das Weihwasser und zur Zierde. Auf Schüsseln und Ofenkacheln findet man Thier- und Lebensscenen. Für Kirchen werden thönerner Leuchter von verschiedener Form hergestellt. Diese Töpferei ist jetzt schon in vielen Gegenden zum Kleingewerbe geworden. In letzten Jahren hat man zu ihrer Hebung Fachschulen und Musterwerkstätten gegründet. Es wäre nur zu wünschen, daß über der technischen Verbesserung das traditionelle und originelle Moment der alten Hausindustrie nicht verloren gehe.

3. Die Holzhausindustrie. Die Erzeugnisse unserer Hausindustrie aus Holz umfassen ein sehr großes Gebiet; vor Allem die eigentliche Wohnstätte der ländlichen Bevölkerung und die meisten Wirtschaftsgebäude, dann aber auch der größte Theil der Haus- und Wirtschaftsgeräthe sind aus Holz. Auch hier herrscht eine sehr große nach Gegenden verschiedene Mannigfaltigkeit. Im Allgemeinen sei bemerkt, daß fast im ganzen Lande der Bauer von Kindheit auf an die Handhabung des Messers und der Hacke gewöhnt ist. Das Lieblingspielzeug des Knaben ist eine eigene Art Messer, „kozik“ genannt, das er dann durch sein ganzes Leben bei sich trägt; mit diesem schneidet er sich als Kind alles Mögliche aus Holz, als Knabe muß er nach Kräften beim Hacken des Holzes dem Vater behilflich sein. Fast jeder Hauswirth ist im Stande, nach Ortsgebrauch sich aus Holz für den Haushalt Alles selbst zu machen, zumal er auch Säge und Holzhobel zu führen weiß. Und Holz kann er sich heute noch fast überall in Galizien billig verschaffen. In vielen Gegenden baut er sich so mit seinen Söhnen selbst sein Haus, oder wenn er Nachbarnhilfe braucht, so theiligt er sich immer mit seiner Arbeit. Ebenso fertigt sich der Hauswirth seine Ackerbangeräthe, seinen Wagen u. s. w. selbst an; sein Nachbar, der Schmied, beschlägt ihm das Nöthige mit Eisen, obwohl in manchen Gegenden noch Räder von gebogenem Holze ohne Beschlag im Gebrauch sind.

Eine große Rolle spielt in unserer Holzhausindustrie die Korbflechterei. Ihre Erzeugnisse sind grobe Wirtschaftskörbe, während feinere Korbflechterei in vielen Gegenden als Kleingewerbe betrieben wird. Große Verdienste um die Hebung dieses Kleingewerbes

haben sich die Fürstin Marie Czartoryska in Wiazownica, Jaroslawer Bezirk, und Graf Hompeich in Rudnik, Bezirk Nisko, erworben. Viele andere Holzgeräthe, wie Wirthschaftswagen, Schlitten, Böttcherzeugnisse, Anfertigung von Holzlöffeln u. s. w. werden noch als Hausindustrie oder auch schon als Kleingewerbe betrieben, doch herrscht auch hier noch die alte Tradition.

Die Huzulen im Kosjower Bezirke haben ihre eigenthümliche Holzindustrie. Mit reichem Formensinn begabt, verziern sie Haus, Thüre, Stube, alles Holzgeräth mit eigenartigen Schnitzereien; sogar das Ochsenjoch, der Holzstiel der Sense, die Kunkel, der Peitschenstiel werden verziert und zwar mit Kerbschnitt, andere Wirthschaftsgefäße, auch Tische, Truhen u. s. w. werden mit Brandtechnik ornamentirt. Der Kerbschnitt (tiefer Schnitt) und die Brandtechnik, und zwar mit glühendem Eisendraht, sind uralte Techniken, und die Ornamentmuster sind auch uralten traditionellen Ursprungs. In neuester Zeit schleichen sich leider unpassende Muster ein, und es ist Gefahr vorhanden, daß diese sehr interessante, aus uralter Zeit stammende Decorationsweise auf solche Art ganz verloren geht.

4. Erzeugnisse aus Stroh und Schilf. Die vorzüglichste Strohhausindustrie auf dem Lande und zwar im flachen Lande war und ist die Dachbedeckung, das Strohdach. Bei der Strohdachbedeckung ist fast die ganze Familie beschäftigt. Nur entlang den Gebirgen und in großen Waldungen sind Holzdächer üblich, meistens werden dazu dünne Bretter oder Bretterabfälle gebraucht. In Gegenden, wo sich Teiche befinden, wird zur Bedeckung Schilf verwendet. Die zweite große Strohhausindustrie ist die Strohhuterzeugung. Der Strohhut ist die Kopfbedeckung fast unserer ganzen ländlichen Bevölkerung das ganze Jahr über mit Ausnahme der paar Monate eines strengen Winters. Form der Hüte, wie Art des Geflechtes sind sehr verschieden. Sie werden meistens von den Burschen, die das Vieh weiden, für sich selbst und für die Familie geflochten. Wo Teiche oder Flüsse mit Schilf bewachsen sind, werden Schilfkörbe gemacht, die bei dem Landvolke sehr beliebt sind. Auch sie wechseln in der Form. Von Stroh- und Weidenruthen oder Bindfaden zusammengehalten, werden verschiedene Körbe, Tonnen zc. verfertigt, in denen man werthvollere Getreidesamen, gewöhnlich Hülsenfrüchte, aufbewahrt. Zur Gährung des Brotes werden in vielen Gegenden flache Strohkörbe gemacht, die sehr eigenartig sind.

5. Erzeugnisse aus Leder und Thierfellen. So unentbehrlich die Erzeugnisse der Textilindustrie als Bekleidungsmittel sind, so wichtig sind bei uns auch die aus der Haut der Thiere hergestellten Halbfabrikate, als Pelz und Leder; die Zubereitung der Schafpelze, der Pelze unserer jagdbaren Thiere, der Häute des Zugviehes, ist vielleicht Überlieferung der Urzeit, der nordischen Heimat und der Nomadenzzeit. Eines der Haupt-Bekleidungsstücke unserer ländlichen Bevölkerung ist der Schafpelz (kozuch). Der Bauer trägt ihn den ganzen Winter, aber auch, besonders Nachts, in anderen Jahreszeiten.

Diese Schafpelze, meist von eigenen Schafen, werden ohne Überzug, nach altem Brauche der Gegend gegerbt, verfertigt und oft an der Außenseite mit farbigen Lederstreifen verziert. Das Gerben der Häute ist im Lande allgemein im Gebrauch; fast ein jeder Kürschner gerbt sich seine Häute selbst, und viele Schuster thun dasselbe. Schuster sind in jedem Dorfe; jede Gegend hatte früher ihre eigene Stiefelform. Obwohl Kürschner, Gerber und Schuster in vielen Gegenden Landwirtschaft betreiben und das Gewerbe nur als Nebenbeschäftigung betrachten, so sind doch schon an manchen Orten, besonders in kleinen Städten diese Gewerbe zum Kleingewerbe geworden. Wie in früheren Zeiten so werden noch jetzt Häute von Jagdthieren, wie Fuchs, Wolf, Marder u. s. w. durch unsere Hausindustriellen zu Pelzen für allgemeinen Gebrauch verfertigt.

6. Erzeugnisse aus Metall. Wie bereits erwähnt, ist fast in jedem Dorfe ein Schmied, der Alles verfertigt, was die Hauswirtschaft an Eisengeräthen bedarf. Wir haben aber auch gesehen, daß Salz und Eisen die einzigen Producte waren, welche sich der Bauer für bares Geld anschaffen mußte; er trachtete daher den Gebrauch des Eisens durch anderes Material zu ersetzen. Da er indeß das Bedürfniß nach Eisen zwar einschränken, aber nicht ganz beseitigen konnte, so war der Dorfschmied immer eine wichtige Persönlichkeit im Dorfe. Die Dorfschmieden erbten gewöhnlich vom Vater auf den Sohn und wurden bereits mehr als Kleingewerbe betrieben. In Westgalizien finden sich alte Colonien von Metallarbeitern, vielleicht Überreste einstiger Waffenschmiede; in dem Städtchen Rauczuga, Bezirk Lańcut, lebten Drahtarbeiter, die im Lande herumzogen, indem sie Mäufefallen zum Verkaufe anboten oder kleine Drahtarbeiten anfertigten. Zwei solche Colonien von Eisenarbeitern sind: Sulkowice, Bezirk Myślenice, und Świątniki, Bezirk Wieliczka. Im ersten Dorfe findet man lauter Schmiede, die jetzt Werkzeuge fabriciren, im zweiten Orte Schlosser, welche ehemals das ganze Land mit Vorhängeschlössern versorgten. Vor kurzem ist in dem letzten Orte eine Fachschule für Schlosser errichtet worden. Eine eigenthümliche uralte Metalltechnik findet sich bei den Huzulen in Ostgalizien. Sie verfertigen sich selbst den zu ihrer Tracht nöthigen Schmuck aus Messing. Sie tragen Kreuze auf der Brust: die Frauen deren mehrere von verschiedener Größe reihenweise an einer Kette, die Männer gewöhnlich ein größeres Kreuz, ebenfalls an einer Kette. Auch Ohrringe, Gürtelschnallen, Steigbügel, Pfeifen u. s. w., sogar Pistolen und Gewehrläufe gießen sie nach alten traditionellen Mustern zu eigenem Gebrauche und ornamentiren verschiedene Gegenstände aus Holz, wie Stöcke, Pulverbörner u. s. w. mit Messingstiften.

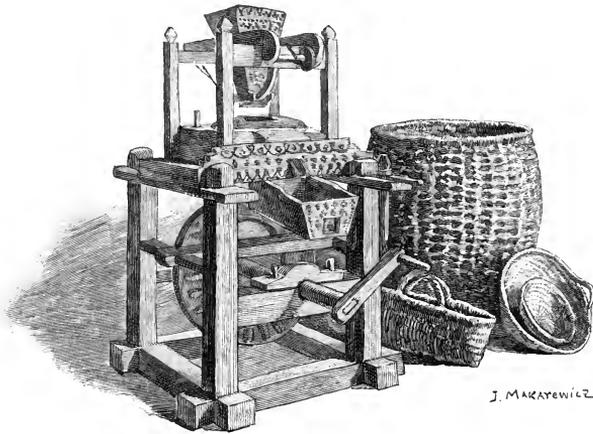
7. Erzeugnisse aus Stein. In vielen Gegenden Galziens bestehen Steinbrüche von Sandstein, Gyps und Maaßter, Marmor und Porphyre zc. Dasselbst gibt es auch Bauern, die sich mit der Bearbeitung des vorhandenen Materials befassen und die Steinmearbeiten als Hausindustrie betreiben. Fast in ganz Galizien ist es Sitte, daß man bei

gewissen Familienereignissen im Dorfe oder auf den Wegen, besonders an Kreuzwegen, Crucifixe oder Heiligen-Figuren aufstellt. In Waldgegenden verfertigt man diese Kreuze aus Holz. Dort, wo Steinbrüche existiren, liefern diese das Rohmaterial für solche Gegenstände, deren Erzeugung nach alter Tradition der Gegend hausindustriell betrieben wird. In Trembowla werden Schleifsteine für Sensen in Massen angefertigt und in solchen Ortschaften, wo, wie im Bóbrker Bezirk, Gyps und Malabaster oder wo, wie in der Gegend von Krafau, Marmor und Porphyry sich vorfinden, sind örtliche kleine Hausindustrien entstanden, neben denen sich auch schon ein kleingewerblicher Betrieb entwickelt.

8. Frauenarbeit. Welche Erzeugnisse unserer Hausindustrie wir hier in die Kategorie der eigentlichen Frauenarbeit aufnehmen sollen, ist sehr schwer zu entscheiden, denn fast bei allen Erzeugnissen unserer Hausindustrie ist auch Frauenarbeit thätig. Hier kommen nur solche Erzeugnisse unserer Hausindustrie in Betracht, welche ausschließlich von Frauenhänden verfertigt werden. In erster Linie müssen wir die weißen und bunten Stickereien, die in sehr vielen Gegenden von Ostgalizien, besonders in Podolien, am Dniester und Pruth, an Hemden getragen werden, erwähnen; ganze Ärmel und öfters auch die Vorderseite des Hemdes werden mit Stickerei geziert. Diese Stickereien unterscheiden sich sehr in Muster, Technik und Ausführung. Die Frauen fertigen dieselben aus buntem Zwirn oder bunter Wolle, welche sie selbst färben und präpariren, nach traditioneller Weise. Die bunten Stickereien sind vollkommen waschecht, äußerst dauerhaft und sehen immer frisch und hübsch aus. Aber auch diesem Zweige unserer Hausindustrie droht der Verlust seiner originellen Muster und der Harmonie der Farben durch Anwendung neuer, ganz unpassender Stickmuster und der Anilinfarben. Aus Raumangel müssen wir manche kleinere Frauenindustrien, meistens mehr örtlicher Natur, wie Hauben- und Gürtel-Fabrikation zc. übergehen und erwähnen nur die allgemein verbreitete, von Frauen geübte Sitte, die Östereier zu färben und zu bemalen. Es gibt hierzulande zwei Gattungen von Östereiern: mit einer Farbe, ohne Muster gefärbte „kraszanki“ (gefärbte) und mit mehreren Farben und mit verschiedenen Mustern bemalte „pisanki“ (die beschriebenen oder die geschriebenen), von denen jene mehr in West-, diese mehr in Ostgalizien gebräuchlich sind. Oft aber wechseln beide Gattungen je nach verschiedenen Orten. Es gibt z. B. Gegenden, wo die bemalten Östereier üblich sind, und dicht daneben liegt ein Dorf, wo nur einfach gefärbte vorkommen. Die Muster sind von einer bewunderungswürdigen Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit. Man findet in einem und demselben Dorfe die größte Verschiedenheit in Muster und in Farbe, jedoch haben gewisse Gegenden ihren eigenthümlichen Typus. Es ist manchmal überraschend, wie so ein altes Bauernweib mit grober Hand die oft sehr feinen Muster ausführen kann. Die Muster gehen von Mutter auf Tochter über, und es liegt in ihnen ein Schatz alter nationaler und volkstümlicher Ornamentik.

Wir haben getrachtet, das Wesen, sowie das Wichtigste unserer Hausindustrie nach Möglichkeit zu skizziren, die Art ihrer Entstehung zu berühren und auch den Unterschied zwischen Hausindustrie und Kleingewerbe festzustellen. Manche mehr örtliche oder minder charakteristische Hausindustrien wurden hier übergangen, wie z. B. die Seiler-Hausindustrie, das Binden der Netze, die Verfertigung der Musikinstrumente u. s. w.

Die uralte galizische Hausindustrie hat sich mit unseren Sitten und mit unserem Nationalleben auf das innigste verflochten, denn lange und sehr lange Zeit hindurch hat fast die ganze Bevölkerung von den meisten der Producte dieser Hausindustrie Gebrauch gemacht. Man muß, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf dem heimatlichen Boden aufgewachsen sein, um alle diese feinen Nuancen erkennen und beschreiben zu können. Es ist bekannt, daß man sich jetzt in Galizien sehr mit Sammeln und Beobachten unserer Hausindustrie beschäftigt, wozu auch die allgemeine Landesausstellung in Lemberg Gelegenheit geboten hat, und daß viele einzelne Gruppen unserer Hausindustrie beschrieben und publicirt werden.



Bauernhandmühle.



Allegorie der Dumka.

## Musik und Volksmusik.

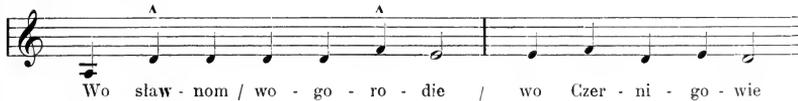
Die kleinrussische Volksmusik hat einen eigenthümlich ausgeprägten nationalen Charakter, der sich sowohl in weltlichen als auch in Kirchenliedern offenbart. Einflüsse aus Constantinopel, aus Bulgarien, Serbien u. s. w. wirkten hier anregend, doch schwang sich der nationale Erfindungsgeist über alle Einflüsse empor und eignete sich zwar fremde Muster an, ohne sie aber nachzuahmen. Das reiche Empfindungsleben der Kleinrussen, gepaart mit der Anlage, diese Empfindungen in Tönen auszudrücken, schuf Tausende von Liedern, in welchen die ganze Geschichte des Volkes enthalten ist. Vor dem Tatareneinfall, vor dem Jahre 1241, bilden errungene Siege, Weisheit der Fürsten, Schönheit der Fürstinnen den Gegenstand der Erzählung in Byshnen, Rhapsodien, allerlei Arten Romanzen u. s. w. Das Dramatische und Heroische nimmt überhand – aber nebenbei entstehen unzählige Gattungen von Liedern, welche das Volk vom Hörenzungen sich bald anzueignen weiß,

Lieder, welche nicht nur lyrischen Gefühlen Ausdruck geben, sondern jede Handlung des Landmannes besingen, seine frommen Gefühle heben, seinen Humor fördern, jeglichen Kummer vergessen lassen und die Natur aufs lebhafteste schildern.

Es folgte die Epoche der Tatarenherrschaft. — Abhängigkeit von einem barbarischen Wandervolke, Unsicherheit des Lebens, ein trauriges Dasein der Unterthänigkeit, Heuchelei und blinder Gehorsam ließen keinen Raum für ein fröhliches oder heroisches Lied. Die Volksjäger wanderten nach dem Norden, und die, welche blieben, besangen Glend und Noth. Das kleinrussische Volkslied änderte seinen Charakter; neue Erscheinungen, neue Verhältnisse schufen neue Formen und Melodien. Nicht Siegeszüge, nicht herrliche Schlachten, sondern der ungleiche Kampf verzweifelter Abenteurer gegen die Übermacht wurde Gegenstand des heroischen Liedes. Die Bytynen machten Platz den sogenannten Dumny, wo das Heroische gepaart mit Melancholischem, Leben und Leiden der Kosaken schildert. Mehr als 400 Jahre hindurch machten Tataren und Türken das unglückliche Land zum Schauplatz unzähliger Kämpfe. Im Volksliede finden wir die treueste Widerspiegelung dieser Zustände.

Das ruthenische Volkslied hat seine Ausbildung den wandernden Sängern zu verdanken. Die Kaleki und Slepcy, diese Troubadours, deren Anfänge weit zurückreichen und schon im XI. Jahrhundert eine Zunft bildeten, galten als wandernde Lehrer des Saitenspiels, des Gesanges, der Poesie und der Tänze. Ihr Instrument war die Geśl (Husla), eine dreifaltige Violine mit langem Griff, ohne Bogen. Die linke Hand drückte auf den Griff, die Saiten wurden mit der rechten Hand gezwickt. Im XVI. Jahrhundert wurde dieses Instrument seltener, es diente zur Begleitung frommer Lieder und aus ihm entstand die Violine mit Bogen; die Husla war bei den slavischen Völkern (Polen, Böhmen, Slovaken, Dalmatinern, Bosniaken u. s. w.) allgemein im Gebrauch. Die wandernden Sänger trugen eine charakteristische Kleidung, woran man sie überall leicht erkennen konnte. Ein breiter Hut, ein breiter Mantel, ein Sack, eine oder mehrere Glocken, ein grüner Zweig zum Zeichen der Lähmung und ein Instrument bildeten ihre Ausrüstung. Zu ihrem Wesen gehörte nothwendig ein körperliches Gebrechen, daher Kaleki (Lahme), Slepcy (Blinde); sie pflegten zum Zeichen dieses Merkmales ein grünendes Reis in der Hand zu tragen, was mit der Zeit zur stehenden Sitte wurde. Doch waren sie keineswegs Bettler im eigentlichen Sinne des Wortes, vielmehr erging es ihnen sehr gut. Wohin sie kamen, scharte sich Jung und Alt, nicht nur des Liedes wegen, sondern auch aus Neugier um dieselben. Alles wußte ein solcher Sänger; er kannte ja den fürstlichen Hof und die Höfe der Bojaren, er wußte von Krieg und Frieden zu erzählen, er kannte Lieder gegen Regen, gegen Dürre und verschiedene Krankheiten. Diese Alleswisser waren immer willkommen. Der Sack des wandernden Sängers war niemals leer; er selbst lebte lustig, geehrt und geachtet, ohne Kummer und Sorgen.

Die Kaleki besangen Heldenthaten aus der Vorzeit, daher nannte man diese heroischen Lieder *Bylyny*, das heißt eine Erzählung dessen, was längst vorgefallen war. Der Sänger unterbrach oft den Gesang durch eine lebhafte Begleitung, deren Zweck es war, die Stimmung der Zuhörer zu heben. Mitten im Gesange begann der Sänger zu erzählen, indem er, wie ein Vater den Kindern die Bedeutung des Gesungenen darlegte. Gesang und Erzählung waren frei von subjectiven Gefühlen. Drei Factoren gaben den Ausschlag: Schönheit der Stimme, Schönheit der Begleitung und ausdrucksvolle Declamation. Dynamische Effecte waren ausgeschlossen, eine gewisse Monotonie verlieh dieser Recitation Würde und bildete den eigentlichen Reiz, nur das Tempo wechselte von Zeit zu Zeit. Von diesen Gesängen sind nur einige erhalten. Ich führe hier das Motiv einer *Bylna* an, welches meiner Ansicht nach sehr charakteristisch ist. Der Anfangstext erzählt: „In der berühmten Stadt Czernigów lebte eine Witwe, die erzwiesse Sophie.“



Der Sänger sang ein solches Lied im langsamen, jedoch im gehenden Tempo und hielt bei den oben angegebenen Accenten ein wenig an. Das Zurückhalten war ungleich und darin lag das Phantasievolle des Rhythmus. Die Begleitung bestand in *Arpeggien*. Die Melodie weist im dritten Tacte auf eine Modulation hin. Die zu modulirende Note bekam einen stärkeren Accent und das Tempo wurde bedeutend verlangsamt. Im vierten Tact kam ein kräftiger Accent auf das G, wonach der Sänger wieder in die ursprüngliche Tonart einlenkte und immer mehr zurückhaltend auf dem letzten Accent ein wenig ruhte.

Wandernde Sänger verfaßten nicht nur heroische Lieder, deren Vortrag einen Sänger von Fach erforderte; sie verfaßten auch Volkslieder im eigentlichen Sinne des Wortes. Andere wieder befaßten sich ausschließlich mit frommen Liedern. Die meisten davon werden noch jetzt gesungen; viele reichen bis in die Anfänge des Christenthums zurück. Die *Bylyny* gehören zu den Seltenheiten, da nach dem Jahre 1241 diese Gattung vollkommen verschwand. Während der Epoche der Tatarenherrschaft blühten die *Kaleki* und *Slepen* ihre Bedeutung ein und sanken endlich zu *Bettelängern* herab. Eine neue Gattung Sänger kam zum Vorschein mit dem Emporkommen des Kosakenthums, nämlich die sogenannten *Banduristen*, welche als Kriegsjäger mit den Kosaken in den Kampf zogen und in Friedenszeiten Heldenthaten berühmter Kosakenanführer besangen.

Unter den nationalen Sängern der Ruthenen ist der älteste, Bojan, eine legendäre Persönlichkeit. Er soll in den Jahren 1019 bis 1079 gelebt und als wandernder heroischer Sänger neue Richtungen geschaffen haben. Er verwarf die alte Rithara und führte neue vielfältige Instrumente, die Theorbe und die Bandura, ein. Dadurch wurde der Tonumfang größer, die Modulationen konnten, ohne das Instrument unzustimmen, ausgeführt werden, Verzierungen milderten die Härte der Sprünge und veredelten die Melodie. Um das Jahr 1058 lebte am Hofe Zaroslaus' I. der berühmte Regens Manuil, welcher als Verfasser vieler Kirchen- und weltlicher Lieder gepriesen wird, im Jahre 1108 zu Przemysl Dymitri, welcher durch seine Lieder und durch seinen Gesang zu hohem Ruf gelangte. Um das Jahr 1185 wird Bojan II. als Verfasser vieler rhapsodischer und heroischer Lieder bezeichnet, unter anderen des berühmten Liedes von den Kriegshäuptern Igors „duma o pulku Igora“. Er war auch ein ausgezeichnete Theorbauist. In den Jahren 1240 bis 1249 lebte am Hofe Daniels von Halicz der Sänger Mitusa, der den Fürsten auf seinen Zügen gegen die Tataren begleitete. Doch nahm seine künstlerische Laufbahn ein tragisches Ende, da Fürst Daniel ihn wegen der Profanation der Kirche durch weltliche Lieder, welche er in den Kirchengesang einzuführen bestrebt war, hinrichten ließ.

Das Volkslied änderte im Zeitraume vom XIII. bis XVIII. Jahrhundert immer mehr seinen Charakter, indem sich das locale Volkslied sowie neue Formen ausbildeten und der Tonumfang sich erweiterte.

Das locale Volkslied verdankt seine Entstehung einerseits dem erschwerten Verkehr, welcher den Austausch musikalischer Ideen in hohem Grade hemmte, andererseits heftigen Eindrücken, welche zu neuen musikalischen Ideen anregten. Viele dieser localen Lieder blieben in den engen Grenzen mehrerer oder sogar einer einzigen Ansiedelung, und man mußte sie in ihrem Geburtsorte auffuchen, um sie kennen zu lernen. Manche aber fanden ihrer anmutigen Form und Melodie wegen größere Verbreitung; so drangen der „Kozak“, die „Kolomyjka“ und die „Dumki“ sogar in Polen ein.

In den ungewöhnlichen musikalischen Anlagen des ruthenischen Volkes liegt der Grund für die Ausbildung verschiedener musikalischer Typen. Der schönste und interessanteste Typus des Volksliedes ist in seinen unzähligen Weisen das Kozakenlied. Die Kozakenlieder sind entweder die „Dumy“, welche Leben und Thaten der Kozaken besingen, oder eigentliche Soldatenlieder. Die „Dumy“ wurden von Sängern mit Begleitung eines Saiteninstrumentes vorgetragen, die Soldatenlieder zeichnen sich durch eine eigenthümliche Form aus. Sie beginnen mit einer reizenden unrhythmischen Melodie, dann folgt ein Chor mit frischem, lebhaftem Rhythmus. Oft bildet dieser Chor eine Art „Refrain“ nach einem längeren Solo. Diese Art Strophen abzuschließen ist uralte und war bei vielen slavischen Völkern üblich. Das Solo mußte von einem tüchtigen Vorsänger gesungen werden, der eine und dieselbe

Melodie dem Sinne der Strophe gemäß zu singen wußte. Dies geschah vermittelt der Accorde, des Tempo's und besonders vermittelt der Verzierungen. Die Verzierungen, welche einen Ton mit dem anderen verbinden, haben zum Zweck Sprünge zu mildern.



Ein ruthenischer Leierpieler (Zionite).

Dies geschieht nur von der oberen Note zur unteren. Diese Verzierungen kommen in allen Gattungen des neueren Volksgefanges vor und werden immer mit schwacher Stimme gesungen.

Auch die Erweiterung des Tonumfanges ist allmählig erfolgt. Von zwei diatonisch nächsten Tönen bis zu einer Octav und darüber hinaus wurde der Tonumfang des Liedes immer breiter, und in diesem wachsenden Tonumfange wurden auch die Verzierungen immer häufiger. Alle ruthenischen Lieder haben mit einander gemein, daß sie niemals mit dem *Auftact* beginnen, daß sie oft durch plötzliche *Termate* den Gang der Melodie aufhalten, und daß das Tempo sehr oft in einem und demselben Liede wechselt. Hier das Beispiel eines solchen Liedes mit charakteristischen Verzierungen nach der Aufzeichnung des Porphyrii *Vajanski*.



Die „*Kolomyjki*“, so benannt nach der Gegend von *Kolomea* in Galizien, haben eine sehr einfache Melodie. Die Hauptsache liegt in den Verzierungen, welche von den Einheimischen ganz eigenartig gesungen werden. Die Lieder bewegen sich in rascherem Tempo und haben zuweilen sogar einen tanzartigen Charakter. Hier ein Motiv mit raschem Tempo und wenigen Verzierungen:



*Kolomyjka* mit langsamerem Tempo und vielen Verzierungen:



Sehr charakteristisch ist die sogenannte „Huculka“. Sie verdankt ihren Ursprung dem Gebirge mit seinem Nachhall. Hier ein Beispiel aus der Gegend von Zäbie:



Als Tanzmotiv ist der „Kozak“ am meisten bekannt und verbreitet. Das rasche Tempo im Zweiviertel-Tact hat nicht die Form der Tänze im Allgemeinen; denn im Kozak folgen kurze Motive nach einander, ohne Contraste und ohne den geringsten Wechsel des Tempo, wie z. B.



Viele von den ruthenischen Liedern lassen keine Tacteinteilung zu. Das Ganze macht den Eindruck einer Improvisation und muß innig und leise gesungen werden, wie z. B. die nächstfolgende charakteristische „Dumka“:



Viele Lieder erreichen einen Tonumfang von elf Tönen und darüber und zeichnen sich durch eine breite Melodie aus, wie z. B. folgendes Lied:





Der hervorragendste Vertreter der neueren nationalen Musik ist Szaidurow, dessen Thätigkeit in die Mitte des XVI. Jahrhunderts fällt. Er schrieb eine umfassende Theorie der Musik, welche als Handschrift in der Bibliothek zu St. Petersburg sich befindet. Sein Nachfolger als Theoretiker war Alexander Mesenec (1663), dessen umfassendes Werk über die Musik jedoch niemals im Drucke erschien, weil die Vollendung desselben in die Zeit der Einführung der Linien fiel. Der Erste, der auf Linien schrieb, war Theodor aus Tarnopol (1652). Mit dem Beginn des XVIII. Jahrhunderts kamen fremde Musiker aus Deutschland und Italien, welche viele nationale Lieder nach eigener Manier bearbeiteten und herausgaben. Die Clavierliteratur insbesondere ist reich an unzähligen Bearbeitungen ruthenischer Motive; doch haben diese Bearbeitungen, mögen auch die Motive sonst treu aufgezeichnet worden sein, keineswegs das Verständniß der ruthenischen Volksmusik gefördert. Die Motive dienen mehr als Thema zu Variationen, wobei das Claviermäßige in den Vordergrund tritt. Auch den meisten Sammlungen ruthenischer Lieder fehlt die gründliche Kenntniß der Sache. Vieles wurde aufs Gerathewohl gesammelt und herausgegeben. Unter den unzähligen Sammlungen behaupten jene des ruthenischen Gelehrten Porphyrij Bazanski den ersten Platz. Porphyrij Bazanski (geboren 1836 bei Sniatyn in Galizien) studirte in Lemberg die Theologie und wurde im Jahre 1865 Geistlicher. Mehr als dreißig Jahre widmete er musikalischen Studien und sammelte mit unermüdlichem Eifer ruthenische Lieder. Seine zum Theile veröffentlichten Sammlungen umfassen mehrere Tausende von Liedern; auch schrieb er viele musikalisch-literarische Aufsätze, sein bedeutendes Werk aber ist die Theorie, Analyse und Kritik der ruthenischen Musik. Er verfaßte seine Schriften in ruthenischer Sprache, weshalb sie nur wenig verbreitet sind. Sein Verdienst liegt darin, daß er ein reiches Material beherrscht und den Charakter der Volksmusik bewahrt, da ihm die Kenntniß der Musik im Allgemeinen und die Errungenschaften derselben im Abendlande als Maßstab, nicht aber als Mittel zur Modernisirung dienten.

Die große Anzahl von Instrumenten, deren sich die nationalen Sänger und das Volk bedienen, weist auf eine ungewöhnliche Ausbildung des musikalischen Sinnes. Die Sopialka, in Deutschland unter dem Namen Schalmei bekannt, eine Flöte mit fünf Löchern, diente bei den Ruthenen zum Tanz und zur Begleitung. Swiril oder Surla

hieß eine Combination von 5 bis 12 verbundenen Schalmeien. Der Duda (Dudelsack) ist in den Karpathen und in Pskutien im Gebrauch. Die Trembita wird nur in Kleirußland gebraucht. Bei den Huzulen ist dieses Instrument überall zu finden. Es besitzt eine unterbrochene Scala, wird aus Holzrinde oder Blech verfertigt und erreicht eine Länge von drei Metern. Den Ruthenen dient sie als Begleitung zum Gesang. Surma hieß ein riesiges jetzt nicht mehr gebräuchliches Blasinstrument. Die Kit hara, ein anfangs drei-, später fünf- bis siebensaitiges Saiteninstrument, war in Polen als Laute bekannt. Bei den Südslaven in alter Zeit sehr verbreitet, kam es jedoch bald außer Gebrauch. Bei dem Volke erhielt es sich aber bis über das XVII. Jahrhundert. Die Bandura und die Theorbe unterschieden sich nur durch ihre Größe. Die Bandura besaß dreizehn Saiten und bewegliche Bässe, welche für alle Tonarten gestimmt werden konnten. Die Theorbe hatte sogar fünf und zwanzig bis drei und dreißig Saiten. Die Lyra ist ein hölzerner Kasten mit einer Kurbel an der kleinen Seite. Sie ist dreisaitig, besitzt jedoch eine vollkommene Scala. Vermittels der Kurbel werden die Saiten gezwikt, während die linke Hand durch das Andrücken mit den Fingern entsprechende Töne zur Geltung bringt. Die Leier ist noch jetzt überall im Gebrauch. Wettelsänger spielen sie und singen dazu fromme Lieder. Diese „Lyrniki“ sind moderne „Kaleki“ und „Slepsy“, jedoch ohne die Bedeutung ihrer großen Vorfahren. Sie zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Typus und durch die Würde, mit welcher sie ihre Kunst ausüben, aus. Auf Kirchmessen sind sie überall zu sehen und zu hören; das Volk schauert sich um diese verkommenen nationalen Sänger und bringt ihnen Almosen und Sympathien entgegen. Außer den eben genannten Instrumenten sind noch die Violine, das Contrabaß, Cimbeln und verschiedene Percussionsinstrumente bei dem ruthenischen Volke im Gebrauch.

Eine besondere Pflege wurde zu allen Zeiten der Kirchenmusik zu Theil.

Der russische Kirchengesang begann mit der Einführung des Christenthums und gelangte bald zu ungewöhnlicher Ausbildung. Der Gesang kam mit griechischem Text aus Constantinopel, doch wurde letzterer bald in die russische Sprache übertragen. Das warme Interesse der Fürsten für die Kirchenmusik, indem sie während des Gottesdienstes sangen und fremde Lehrer, Griechen und Bulgaren, an ihren Hof beriefen, übte auf die Ausbildung der Kirchenmusik einen ungemein großen Einfluß. Schon Wladimir der Große hielt bulgarische Sänger, welche den Kirchengesang leiteten; man nannte sie Domestici, Didaskalen oder Regenten. Lukas, ein berühmter Regens, lebte um das Jahr 1053. Zur Zeit Jaroslans I. unterrichteten diese Sänger in fürstlichen Diensten auch in verschiedenen Schulen oder wanderten im Lande umher. Die zahlreichen Theilungen des Landes unter den Nachkommen Jaroslans' I. hemmten das rege Leben und Schaffen nicht, vielmehr fand ein größerer Austausch musikalischer Ideen durch den Wettstreit der Fürsten statt.

Erst der Tatareneinfall unterbrach dieses Kunstleben. Dazu kam noch der Eifer strebsamer Geistlicher, welche Sängerschulen gründeten und bewanderten Diaken die Pflege des Gesanges überließen. Dies alles förderte den Sinn für die Musik und die nationale Veranlagung des Volkes für mehrstimmigen Gesang und eigenartigen Rhythmus. Das erste ist der natürliche Ausfluß eines ausgezeichneten musikalischen Gehörs, welches, im Allgemeinen den Südslaven eigen, nicht nur eine reine Intonation zur Folge hat, sondern auch das Bestreben erregt, in der natürlichen Mittellage zu singen; das zweite ergab sich aus der Natur der Sprache. Tact, Metrum und demnach ein symmetrischer Rhythmus sind der kleinrussischen Musik vollkommen fremd, sie kennt nur den unsymmetrischen Rhythmus, nämlich jenen, wo ein einziger Accent ungefähr in der Mitte der musikalischen Phrase auf eine Silbe des hervorzuhebenden Wortes fällt. Dieser Accent kommt oft schon in der zweiten Silbe vor, er fällt jedoch niemals auf die erste.

Der griechische Gesang wurde verhältnißmäßig rasch verdrängt, um dem nationalen Kirchenliede Platz zu machen. Schon Zaroslaus I. ließ griechische Kirchenbücher ins Russische übersetzen, der declamatorische schleppende Gesang wurde nach und nach durch einen männlicheren, mehr gedrängten und lebhaften verdrängt. Die Sängerschulen hielten sich nicht an eine streng angewiesene Richtung; bis zum XIV. Jahrhundert wurden in den Kirchenbüchern die Noten für eine einzige Stimme aufgezeichnet, die übrigen Stimmen mußten nach dem Gehör erlernt werden. Aber die Noten wurden in die Kirchenbücher von den dazu berufenen Sängern und Componisten eingetragen und diese Componisten schufen neue Melodien und rühmten sich des bis ins XVII. Jahrhundert nachweisbaren Rechtes, ihre Namen in die Bücher einzutragen. Die Namen der Componisten sind uns zufolge des zu jener Zeit allgemeinen Brauches erhalten, dieselben in den Anfangsbuchstaben der Strophenverse akrostichisch anzudeuten. Die zahlreichen Schulen und das allgemeine Interesse für den Gesang förderten die Ausbildung guter Sänger und begabter Componisten. Der Umstand, daß Componisten sowohl Kirchenlieder, als auch weltliche Lieder schufen, führte dem Kirchengesang unzählige neue Motive zu, wie dies ein Verbot beweist, welches schon im XI. Jahrhunderte (1074) der Metropolit Johann II. gegen die Einführung weltlicher Lieder in die Kirche erließ, nachdem er zuvor viele derselben nach strenger Prüfung in die Kirche aufgenommen hatte.

Schon in verhältnißmäßig früher Zeit finden wir Spuren des polyphonen Gesanges. Die russischen und die südslavischen Gelehrten sind bis jetzt über die Zeit der Entstehung der Polyphonie nicht einig. Porphyrij Bazanski, behauptet, daß der polyphone Gesang schon im XI. Jahrhunderte bekannt gewesen sei, und unterstützt diese Behauptung durch die andere, daß in dieser Epoche weltliche Lieder schon mehrstimmig gesungen worden seien. Es ist kaum möglich, diese Frage zu entscheiden, da die aufgezzeichneten

Melodien niemals andere Stimmen neben sich hatten, sogar in der Epoche, in welcher ihre Mehrstimmigkeit keinem Zweifel unterliegt; aber so viel ist gewiß, daß der berühmte Theoretiker Szaidurow im XVI. Jahrhundert die Polyphonie als eine sehr alte Kunst behandelt. Unterricht und Muster mochte das ruthenische Volk aus Griechenland, Bulgarien und Serbien erhalten haben, aber die Ausbildung und Verallgemeinerung des mehrstimmigen Gesanges war das Werk und das Resultat der Begabung der ganzen Nation.

Der Chorgesang ist also uralt, und das Volk sang in der Kirche, bei den Festlichkeiten, während des Marsches, vor und nach der Schlacht. Das Kyrie Eleison, welches aus Griechenland kam, wurde bald ein nationales Lied, welches besonders vor der Schlacht ähnlich wie die polnische „Wogarodzica“ vom Heere gesungen wurde. Im XIII. Jahrhundert war der antiphonische Gesang in der Kirche üblich, Doppelschöre waren keine Seltenheit.

Das Verbot, welches die Hierarchen im X. Jahrhundert erließen, weder Blas-, noch Saiteninstrumente in der Kirche einzuführen, war für die Ausbildung des Chorgesanges von großem Nutzen; statt der Instrumente leiteten die Vorsänger (Didaskalen, Domestici, Regenten) den Volksgesang in der Kirche. Die Terzengänge kamen sehr früh in Gebrauch, aber darin äußert sich die musikalische Begabung des ruthenischen Volkes, daß es nicht unbeholfen an den Terzen haftete, sondern in den Modulationen andere Intervalle aufsuchte. Es kamen nun sehr oft schreiende Dissonanzen vor, außer den Quinten und Octavengängen auch Secundengänge auf- und abwärts, und im XVI. Jahrhundert zur Zeit Szaidurows scheute man solche Harmonien nicht im geringsten, aber gleichzeitig begann sich eine dritte Stimme geltend zu machen, und der dreistimmige Gesang beherrschte bald sowohl Kirchen- als auch weltliche Lieder. Dieser mehrstimmige Gesang hatte jedoch mit der Polyphonie des Abendlandes nichts gemein. Die Hauptmelodie lag in der oberen Stimme, die anderen bewegten sich homophonisch. Die Polyphonie mit der contrapunktlichen Beweglichkeit der Stimmen und mit allen möglichen Lagen des Cantus firmus drang zwar in neuerer Zeit in den kleinrussischen Kirchengesang ein, vermochte jedoch nirgends festen Fuß zu fassen und wurde schließlich verworfen. Statt dessen begegnen wir einer Art freien Canons und freier Nachahmung.

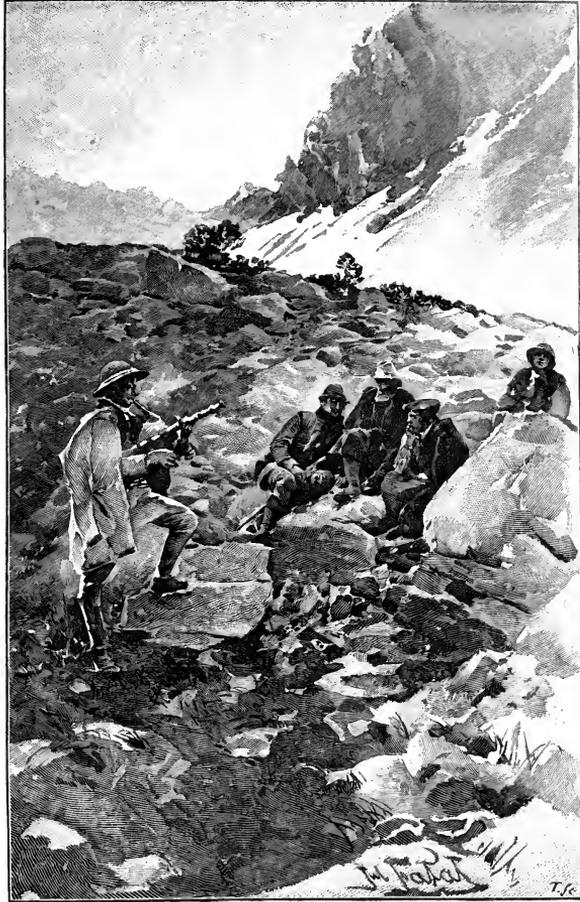
Im XVI. Jahrhundert kamen im Kirchengesange verschiedene Richtungen zum Vorschein, die oft im grellen Widerspruch zu einander standen. Der figurale Gesang hatte Anhänger und Widersacher; im XVIII. Jahrhundert haben sogar in Lemberg die Bischöfe Leo Szeptycki und Peter Bielanski einen männlichen Chor mit Orchester unterhalten, im XIX. Jahrhundert sang in Lemberg ein gemischter Chor mit Orchester, aber alle diese Neuerungen, mochten sie auch momentan musikalische Gemüther lebhaft beschäftigt haben, fanden doch im Grunde wenig nachhaltigen Anklang. Die Einfachheit und der ungezwungene

Zuß der kleinrussischen Melodie erforderte einfache Harmonien, ohne dissonirende, alterirte Accorde und ohne Chromatismen. Die ruthenische Melodie, mag sie ein Kirchenlied oder ein weltliches Lied sein, hat niemals Sprünge (höchstens bis zur Quint), sie drückt alle Gefühle mit wahrer Plastik aus, ohne nach theatralischen Effecten zu haschen und ohne die Gefühle pathetisch zur Schau zu tragen. Die kleinrussische Melodie bewegt sich oft in einer Unklarheit der Tonation, und dies alles bildet einen gewissen Reiz und Originalität. Das Tempo des Kirchenliedes ist ein ungleiches und verschiedenartiges. Das Tempo der „Jerosolimka“ z. B. wechselt in einemfort, auf ein langsames folgt auf einmal ein lebhaftes, nach dem dreistimmigen Chor ein Solo, wobei die zweite Stimme auf einmal einfällt, um den Ausdruck zu heben. Die kleinrussische nationale Melodie beherrscht die Harmonie, sie darf nicht eine Unterlage für musikalische Künsteleien werden. Es ist daher nicht zu wundern, daß musikalisch Gebildete die neueste Richtung einer Modernisirung ihrer Kirchenlieder aufs lebhafteste bekämpfen.

Die Normirung des dreistimmigen Gesanges und die Regeln, nach welchen derselbe behandelt werden sollte, war das Werk des XVI. Jahrhunderts. Doch begegnen wir einer Anzahl von Abweichungen, deren Grund in der musikalischen Begabung der Kleinrussen liegt. Je nachdem ein Geistlicher oder, was oft der Fall war, ein Privatmann die Hebung des Kirchengesanges sich zur Aufgabe machte, hob sich sogar in den kleinsten Marktflecken und Dörfern rasch das musikalische Niveau unter dem Volke. Zu Ende des XVI. Jahrhunderts war neben dem dreistimmigen der vier- und fünfstimmige Gesang unter den Ruthenen bekannt. Lemberg und Przemysl behaupteten zu Anfang des XVII. Jahrhunderts eine besondere Stellung, indem diese Städte die tüchtigsten Sänger, Diaconen, nach der Moldau entsandten, um den serbischen und sogenannten griechischen Gesang zu erforschen. Wirklich erhielt sich eine kurze Zeit dieser Gesang, bald jedoch beherrschte die sogenannte Jerosolimka mit ihrer bunten Form die meisten Kirchen. Aus Lemberg und Przemysl verbreitete sie sich über Galizien nach Sniatyn, Koloamea, Třebowla, Tyśmienica, Stanisławów, Bohorodezjany, Tarnopol u. s. w. Vom XVII. bis über das erste Viertel des XVIII. Jahrhunderts war dieser Gesang überall in Galizien gepflegt.

Die Einführung des Linien-systems (1604) hatte anfangs keine sichtbaren Folgen. Man war zu sehr gewöhnt an die Manier der Aufzeichnung nach der Methode Szaidurows und Mesenee (oben und unten Noten mit schwarzer, in der Mitte mit rother Tinte). Das Mensural-System des Franco von Köln war niemals in der ruthenischen Kirche gebraucht, der Sänger orientirte sich durch Zeichen, deren Anzahl neunhundert betrug, später kamen nach und nach Linien, auf welchen quadratische Noten vertical aufgezeichnet wurden. Erst im Jahre 1678 übertrug Korsakow das Kirchenbuch „Irmologion“ ins Fünflinien-system und Josef Skolski hat dasselbe zum ersten Mal in Lemberg 1700 in Druck veröffentlicht.

Zwischen den Jahren 1720 und 1750 herrschte eine fieberhafte Thätigkeit in der Übertragung der alten Notenzeichen ins moderne Linien-system. Es fanden sich tüchtige Musiker, wie Sitow, Diakowski, Żurawlew, Szuszerin, welche den Geist der ruthenischen Lieder erfaßten, aber neben ihnen tauchte eine Anzahl fremder Musiker auf, welche diesen Motiven Tact, Rhythmus und Harmonien nach ihrem Gutdünken aufzwangen und so den eigenthümlichen Charakter zum größten Theil verwischten. Doch wurde bald wieder in die früheren Bahnen eingelenkt. Der alte Gesang wurde von einheimischen Lehrern



Ein polnischer Kopistawspieler.

in Tarnopol, Śniatyn, Brody, Żbaraż, Przemyśl u. s. w. gepflegt. In Przemyśl bestand der alte Kirchengesang, und der berühmte Violinvirtuos und Componist Karl Lipiński schrieb darüber einen begeisterten Aufsatz, sowie auch der Cardinal von Schwarzenberg, welcher während seines Aufenthaltes in Lemberg im Jahre 1856 zum ersten Mal den alten, echten Gesang in der Bernardiner-Kirche von den Schülern der Stanropigia unter Leitung des Chordirectors Lewicki gehört hatte, sich über denselben voll Bewunderung äußerte.

Die Volksmusik bei den Polen stellt einen ganz besonderen Typus dar. Die Hauptcharakterzüge bestehen in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Rhythmus, in kurzen musikalischen Phrasen und in der lebhaften Bewegung. Die Volksmusik der Polen unterscheidet sich daher auffallend von der Volksmusik der östlichen und südlichen Slaven. Eine breitangelegte Melodie, in welcher der Rhythmus in milderer Accenten sich bewegt, wechselndes Tempo mit wechselndem Tact ist der polnischen Volksmusik vollkommen fremd. Ein anderer wichtiger Charakterzug der polnischen Volksmusik ist das Solistische, neben vollkommenem Mangel an polyphonen Anlagen, entsprechend dem mangelnden Bedürfnisse, in der Mittellage zu singen, und der schwach entwickelten Anlage zur reinen Intonation. Das polnische Volk singt immer höher als die natürliche Mittellage der Stimme es erlaubt, und es wird namentlich bei den Weibern als gute Eigenschaft angesehen, wenn sie in der Kirche in einer möglichst hohen Stimmlage singen.

Die polnische Volksmusik kann in zwei Gruppen getheilt werden: in Lieder, welchen ein Tanzrhythmus zu Grunde liegt, und in Lieder mit weicheren Accenten. Die erste Gruppe ist die zahlreichste und interessanteste. In diesen Liedern offenbart sich Ritterlichkeit und Bornehmtheit gepaart mit Humor. Für Leid, Sehnsucht bleibt hier kein Raum. Bei den Kleinrussen äußert sich in allen Liedern, welcher Art dieselben auch sonst sein mögen, Melancholie. Der Pole erfüllt sein Lied mit der Zuversicht des lustigen Lebemanns, ein Ausruf am Ende der Strophe verleiht seinem Liede einen fecken Charakter. Während der Kleinrussen sich im langsamen Tempo gefällt, sind rasches Tempo und harte Tonart die Hauptmerkmale eines echt polnischen Liedes.

Der volkstümliche Kirchengesang vermochte bei den Polen niemals eine gewisse Höhe zu erreichen. Der Ritus der abendländischen Kirche erforderte weder Sänger noch Chöre, das Volk sang fromme Lieder und Litaneien, bei welchen die Hauptsache war, den Text von Anfang bis zu Ende nach einer kurzen unbedeutenden Melodie zu singen. Mit der Einführung der Orgeln begann die Epoche unwissender, roher Organisten, deren Kunst in kurzen Responsorien und im Vorsingen und Mitspielen der Lieder und Litaneien bestand. Von gebildeten Vorsängern, Componisten, Lehrern oder von Sängerschulen im Allgemeinen war keine Spur. Die Ausbildung des Kirchengesanges in Polen wurde auch dadurch gehindert, daß die höheren Classen sich um denselben nicht kümmerten. Zwar gab es an einigen Kathedralen schon im XV. Jahrhundert Sängerschöre, welche künstlichen Gesang pflegten, an den Höfen großer Mächtiger und an königlichen Kapellen standen Kapellmeister an der Spitze der Musikkapellen, aber dieser Gesang und diese Musik, der Genuß vornehmer Personen, ragte so sehr über die musikalische Leistungsfähigkeit des Volkes hinaus, daß sie zur Förderung und Hebung des volkstümlichen Kirchengesanges so gut wie gar nichts beitrugen. Das Volk sang seine Lieder und Litaneien, ohne sich um diese künstliche Musik zu kümmern.

Indeß entstand trotz dieser Vernachlässigung des Volksgefanges in der Kirche eine Reihe frommer Lieder, welche vom Volke noch heute gesungen werden. Das älteste Lied dieser Art ist die uralte „Bogarodzica Dziewica“ (die Mutter Gottes, die heilige Jungfrau), welche ähnlich wie das „Kyrie eleison“ der Muthenen vor der Schlacht angestimmt wurde. Der heilige Adalbert soll dieses Lied geschaffen haben; es war schon im XI. Jahrhundert bekannt. Doch ist die Authenticität der Melodie sehr zweifelhaft. Das XV., XVI. und zum Theil auch das XVII. Jahrhundert ist die Blütezeit des Kirchengefanges. In diesem Zeitraume entstanden zahlreiche fromme Lieder, welche sich durch Erhabenheit und edle Melodie auszeichnen, darunter besonders die Weihnachts- und die Trauerlieder. Das erhabenste Lied ist „Święty Boże“ (o heiliger Gott), das in Demuth zerfließende „Kto się w opieku“.

Die Mehrzahl dieser Lieder dürften nicht vor dem XVI. Jahrhundert entstanden sein, die meisten zur Zeit, als die katholische Kirche alle Kräfte zur Bekämpfung der Reformation aufbot. Einige Gelehrte sind der Ansicht, daß während der Hussitenkriege viele weltliche und Kirchenlieder aus Böhmen besonders nach Kleinpolen gebracht und hier von den zahlreichen Anhängern des Hussitismus gesungen und verbreitet worden seien. Diese Ansicht ist nur bezüglich der weltlichen Lieder richtig. Denn wenn auch das Verbot des Cardinals Bogniew Oleśnicki gegenüber den weltlichen Hussitenliedern nicht unbedingten Gehorsam zur Folge hatte, so war dies doch bezüglich der Kirchenlieder gewiß der Fall.

Das Charakteristische der polnischen Volksmusik besteht, wie schon bemerkt, in dem entschiedenen, lebhaften Rhythmus derselben. Unzählige polnische Lieder können Tanz und Lied zugleich sein, und diese zahlreichste Gattung umfaßt echte polnische Liedertypen, von welchen mit voller Sicherheit behauptet werden kann, daß sie ohne jeden fremden Einfluß ausgebildet wurden. Es gehören dazu der Krakowiak, die Polonaise und die Mazur.

Der Krakowiak ist ein Typus für sich, Krakau, nebst einem Theile seiner Hochebene die Wiege der kleinpolnischen Volksmusik. Eine lustige, zierliche Melodie, die manchmal den Umfang von acht Tönen erreicht, bewegt sich in kurzen Phasen im Zweiviertel-Tact. Accente auf schlechten Tacttheilen, die mit weicheren wechseln, verleihen der Melodie Lebhaftigkeit neben Innigkeit. Das Tempo ist immer lebhaft, nur wird es manchmal ein wenig verlangsamt, wenn der Sinn der Worte es erfordert. Das Volk singt und tanzt den Krakowiak; zuweilen tritt ein Tänzer nach dem andern mit seiner Tänzerin vor die Musikanten, singt einen improvisirten Zweivers oder eine ganze Strophe, wonach ihm die Musik nachspielt und die ganze Gesellschaft eine Tour weiter tanzt. Der Pole drückt im Krakowiak alle seine Gefühle aus, aber Hoffnung und Zuversicht, jugendliche Lust, Bewegtheit bis zur Reckheit sind die Stimmungen, welche in diesen Liedertänzen vorherrschen. Der Krakowiak behauptet noch heute in der Volksmusik eine hervorragende

Stellung und wurde in neuerer Zeit durch viele Motive bereichert. Componisten, wie Moskowski, Paderewski, Borembski, Żeleński haben eine Art musikalischer Form geschaffen und ausgebildet, welche sie *Krakowiak* benannten. Außer dem *Krakowiak* gibt es noch viele Volksweisen, welchen derselbe Tact zu Grunde liegt und welche dem Rhythmus nach einer Polka ähnlich sind.

Die Polonaise und die Mazur bewegt sich im Dreiviertel-Tact. Als Lieder kommen diese Rhythmen sehr oft vor; ein langsameres Tempo und weichere Accente besonders in der Mazur verleihen diesen Liedern einen sehr mannigfaltigen Charakter. Dies verleitete einige Ethnographen zur irrigen Eintheilung in besondere Liedertypen nach verschiedenen Gegenden. Im Gegentheil bilden diese Lieder eine große Familie, in welcher einzelne Gruppen sich nur durch das Tempo und durch Accente unterscheiden.

Als Tänze sind die Polonaise und die Mazur die populärsten in Polen, als Rhythmus und ausgebildete musikalische Formen die populärsten in der ganzen Welt. Als Tanz gehörte in Polen die Polonaise zu den vornehmen herrschaftlichen Tänzen. Die breite Melodie, der ruhige Rhythmus, das majestätische Tempo verleihen schon an und für sich diesem Tanze einen vornehmen Charakter. Die Polonaise bietet einerseits dem Componisten ein großes Feld zur Entfaltung melodischen Reizes, andererseits erfordert sie vom Tänzer die größte Eleganz in den unzähligen, meist von ihm selbst improvisirten Figuren. Polonaisen wurden häufig von gewandten Musikern verfaßt, auch berühmte Meister in Italien, Frankreich und Deutschland zeigten eine besondere Vorliebe für diese Form. In Polen war es im XVIII. Jahrhundert der Fürst Ogiński, welcher durch eine Reihe schöner melancholischer Melodien der Polonaise einen besonderen Reiz zu verleihen wußte. Der Meister aber, welcher die Form der Polonaise zur größten Vollendung brachte, ist Chopin.

Die Mazur und der ihr verwandte *Oberel* oder *Obertas* ist ein schwing- und phantasievoller Tanz. Das Charakteristische liegt hier nicht nur im verschiedenartigen Rhythmus, dessen Accente bunt durch einander auf alle einzelnen Tacttheile fallen, sondern auch in schwingvollen Motiven, in eigenartigen Verzierungen und in melodischen Figuren. Rhythmus, Tempo und Motiv bilden in der Mazur ein unzertrennliches Ganzes. Alles muß einen nationalen Charakter haben, um zur vollen Geltung zu gelangen, und dieser Umstand bildet bis jetzt eine unüberwindliche Schwierigkeit für einen Nichtpolen bei der Composition einer Mazur.

Dagegen haben sich die besten polnischen Componisten in der Mazur vielfach mit Erfolg versucht, aber obenan steht auch hier Chopin, dessen zahlreiche Mazurkas als Muster einer von ihm geschaffenen musikalischen Form bewundert werden. Die subjectiven Gefühle des größten polnischen Meisters sind mit den nationalen so sehr getränkt, daß diese

unübertroffenen Tonbilder alle psychologischen Momente der Nation mit bewunderungswürdiger Plastik wiedergeben. Nicht der Schmerz ist der alleinige Faden, der sich durch die ganze Reihe dieser Schöpfungen zieht, im Gegentheil, die Ungleichheit des Temperaments und die der polnischen Nation eigene starke Empfindlichkeit ist in den Mazurkas Chopins das eigentlich Charakteristische. Der Aufwallung folgt die Hingebung, der Zuversicht momentane Hoffnungslosigkeit, dem endlosen Schmerz die Lust am Leben.

Der Oberes oder Obertas unterscheidet sich von der Mazur durch rascheres Tempo, durch einförmigeren Rhythmus und durch lebhaftere Figuren. Als Lied kommt er sehr oft



Hochrelief eines Musikpultes aus dem Jahre 1633: Orgel und Streichinstrumente.

vor, als Tanz wird er sowohl von Landvolke, wie auch von der höheren Gesellschaft getanz.

Unter den Liedern, welchen ein langsameres Tempo zu Grunde liegt, ist der Kujawiak (sogenannt von der Gegend Kujawy) das interessanteste. Die Schönheit des Kujawiak liegt in der phantasievollen Melodie, in welcher Einiges an die Verzierungen nach ruthenischer Manier erinnert. Doch sind es durchaus kleine Figuren, welche mit voller Stimme gesungen werden. Das Charakteristische des Kujawiak ist die Ungleichheit des Tempo. Der Kujawiak ist ein Lied des angeheiteren Landmannes: Anmuth, Znnigkeit,

Luft und Sehnsucht, das alles kommt im bunten Durcheinander zum Ausdruck. Chopin hat in seiner Phantasie über polnische Motive einen sehr charakteristischen Kujawiat als Finale componirt.

Die Lieder und Tänze des polnischen Karpathen- und Zatravolkes können als Verbindungsglied zwischen der polnischen und ruthenischen Volksmusik angesehen werden. Es zeigen sich hier verschiedene Einflüsse neben Dürftigkeit an Erfindungsgeist. Die Tänze und einige hübschere Melodien der polnischen Bergleute hat Paderewski zu vier Händen für Clavier vortrefflich bearbeitet. Unter den zahlreichen Sammlungen polnischer Lieder behauptet jene von Oskar Kolberg den ersten Rang als das Resultat langjähriger Arbeit des unermüdblichen, vor einigen Jahren verstorbenen polnischen Gelehrten. Vieles davon ist noch nicht gedruckt. Mit der Ausgabe seines Nachlasses befaßt sich die k. k. Akademie der Wissenschaften zu Krakau.

Der künstliche Kirchengesang stand schon seit dem XV. Jahrhundert in hohen Ehren. Der außerordentliche Aufschwung, den die Polyphonie im Abendlande genommen hatte, und die Werke großer Meister blieben der gebildeten polnischen Welt nicht fremd. Schon im XV. Jahrhundert lebten in Polen tüchtige Meister, welche in alle Geheimnisse des Contrapunktes eingeweiht waren. Der berühmte Componist Heinrich Fink war Kapellmeister am Hofe des Königs Albrecht zu Krakau. Sein Enkelneffe Hermann Fink berichtet ausführlich über die Thätigkeit seines Verwandten. In der Vorrede seines Werkes „Practica Musica“ spricht Hermann ehrfurchtsvollen Dank dem König Johann Albrecht und dessen Brüdern für das Wohlwollen aus, welches seinem Verwandten durch viele Jahre zu Theil geworden sei. Heinrich Fink war ein Deutscher, behauptete sich aber viele Jahre in seiner Stellung.

Unter den Handschriften aus dem XV. Jahrhundert befindet sich im Cathedralarchiv zu Krakau die polyphone Composition eines unbekanntem Verfassers (um das Jahr 1489), welche von einer fertigen Hand zeugt.

Das XVI. Jahrhundert war nicht nur das goldene Zeitalter der Literatur, sondern auch der Musik. Schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts treten drei berühmte Musiker auf: Sebastian aus Felsztyn und seine Schüler Martinus aus Lemberg und Wenzel aus Szamotulky. Nach der Aussage des Biographen Janocki soll Felsztynski der erste gewesen sein, welcher an der Akademie zu Krakau Unterricht in der Musik erteilte. Sein Werk „opusculum musices“ (1519) behandelt ausführlich die Choral- und die Menjuralmusik. Die Hymnen dieses Componisten erschienen 1522 im Druck. Martinus aus Lemberg, Hoforganist des Königs Sigismund August, componirte fünfstimmige Messen und Kirchenlieder für das ganze Jahr. Der hervorragendste aber unter den drei genannten Musikern ist Wenzel Szamotulski (geboren um 1529), Dirigent

der Musikkapelle des Königs Sigismund August. Seine bedeutendsten Compositionen sind in dem berühmten Sammelwerke *Montana's* enthalten, ein Umstand, welcher beweist, daß Szamotulski in Deutschland bekannt und geschätzt war.

König Sigismund I. und sein Sohn Sigismund August zeigten für die Musik ein lebhaftes Interesse. Daher lebten an ihrem Hofe nicht nur viele tüchtige Musiker, sondern es entstand auch jenes Institut, welches zur Ausbildung der Kirchenmusik das Meiste beigetragen



Hochrelief eines Musikpultes aus dem Jahre 1633: Blasinstrumente.

hat. König Sigismund I. gründete nämlich 1543 das Collegium der Vokalisten bei der königlichen Kapelle in Krakau, an dessen Spitze als Dirigent der Pfarrer stand und welches anfangs aus neun Sängern (Capellanen) bestand. Dieser Chor hatte die Pflicht, tagtäglich in der königlichen Kapelle „*praenobili arte italiano*“ zu singen. Dieses Collegium bestand bis zum XVIII. Jahrhundert und hatte siebenzehn Dirigenten, von denen die meisten ausgezeichnete Musiker waren. Die bedeutendsten sind: Thomas Szadef, Christoph Ricker, Organist am Hofe Sigismunds I., der Jesuit Brandt, dessen fromme Lieder allgemeine Verbreitung unter dem Volke fanden, und Nikolaus Zielinski, welcher mehrstimmige Lieder

und viel für Instrumente componirte. Sämmtliche Compositionen von Zieliński erschienen zu Venedig im Jahre 1611. Ein Exemplar des Werkes befindet sich im Museum des Fürsten Ladislaus Czartoryski zu Krakau.

Der bedeutendste unter den Componisten des XVI. und XVII. Jahrhunderts ist unstreitbar Nikolaus Gomółka, über dessen Leben wir freilich nur wenig unterrichtet sind. Es läßt sich nur mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß er zu Zaskowiec in Galizien geboren und wahrscheinlich am Hofe der mächtigen Zaskowiecki als Kapellmeister angestellt war. Sein bedeutendstes Werk ist die Musik zu den Psalmen Kochanowski's. Es erschien zu Krakau 1580 im Druck. Gomółka überragt seine Zeitgenossen an Selbständigkeit und Phantasie. Die Mittel, welche die Polyphonie bot, waren für gut geschulte Musiker ein sicherer Weg, um sogar bei mittelmäßigem Talente Tüchtiges zu leisten. Gomółka verfügte über ansehnliche technische Mittel, aber diese dienen zu höheren Zwecken. Fern von der unruhigen und oft ausdruckslosen Beweglichkeit der Stimmen, weiß er mit Meisterschaft seiner einfachen edlen Melodie durch reiche Harmonie ein charakteristisches Gepräge zu verleihen.

Das XVII. Jahrhundert war reich an einheimischen Talenten. Das überaus warme Interesse, welches die Könige Sigismund III. und sein Sohn Wladislaus IV. der Musik im Allgemeinen entgegenbrachten, bot strebsamen Musikern mächtige Anregung. Der letzte Componist unter den Moratisten, welcher im reinen Kirchenstil componirte, war Gregorius Gorczycki, Pönitentiar und Chordirigent an der Kathedrale Krakau (gestorben 1734).

Die Werke der alten polnischen Meister ruhen zum größten Theil ungedruckt im Archiv der Kathedrale zu Krakau. Einige davon wurden in dem wichtigen Werke des Vincenz Vilius, welches im Jahre 1604 zu Krakau im Druck erschien, und in ausländischen Sammelwerken veröffentlicht. Das berühmteste und umfassendste Sammelwerk aber aus dem XVI. Jahrhundert wurde von Johannes Montanus und Ulricus Neuberus in Nürnberg herausgegeben. Polnische Schriftsteller, besonders der in Warschau lebende Polinski schrieben werthvolle Aufsätze über alte polnische Meister und ihre Werke. Die bekannte Bibliographie der Musik: Sammelwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, herausgegeben von Robert Citner in Berlin, enthält darüber zahlreiche und werthvolle Notizen. Doch sind damit die großen Lücken in der Geschichte der Musik in Polen keineswegs beseitigt und das reiche Quellenmaterial der einheimischen und ausländischen Archive nur theilweise ausgenützt. In dem letzten Jahrzehnt hat der Geistliche Josef Surzynski, Chordirigent und Organist an der Kathedrale zu Posen, mit Eifer und Sachkenntniß die Prüfung des im Kathedralarchiv zu Krakau befindlichen Materials vorgenommen. Surzynski veröffentlichte bis jetzt drei Hefte der „*Monumenta musices sacrae in Polonia*“, welche außer werthvollen biographischen und historischen Notizen zahlreiche Compositionen polnischer Meister des XVI. und XVII. Jahrhunderts liefern.

Die polnischen Könige förderten nicht nur den Fortschritt auf dem Gebiete der Kirchenmusik, sie trugen auch für ein gutes Orchester und gute Sänger Sorge. Es fehlte nicht an trefflichen Lautenspielern. Der berühmteste unter ihnen ist Valentinus Greff Baffarf, Hoflautenist des Königs Sigismund August. Seine Virtuosität machte ihn ebenso berühmt, wie die Häßlichkeit seiner Figur. Sein Name wurde vielfach verdreht, in Polen nannte man ihn allgemein Bekwarf. Bekwarf war im Jahre 1515 in Siebenbürgen geboren; als Jüngling machte er viele Reisen und hielt sich auch am Hofe des Königs Ferdinand I. in Wien längere Zeit auf. Im Jahre 1549 wurde er am Hofe des Königs Sigismund August als „Citharedus“ angestellt, mit dem Gehalt „sonstiger Hoflautenisten des Königs“. Nach dem Tode der Gattin des Königs, Barbara, wurde Bekwarf erst recht unentbehrlich. Niemand wußte den König zu trösten, das Spiel des trefflichen Lautenisten beruhigte ihn. Was schließlich Bekwarf veranlaßte, diese lucrative Stellung aufzugeben und was eigentlich Wahres an der Erzählung Bekwarfs ist, als hätte man ihn in Lithauen um Hab und Gut gebracht, ist bisher nicht aufgeklärt. Bekwarf begab sich nach Posen, dann nach Wien und fand endlich um 1570 am Hofe Kaisers Maximilian II. eine Anstellung als Lautenist; er starb in Italien.

Sein erstes Werk „*Harmonia musicae*“ wurde zu Krafau gedruckt. Von seinem Werke „opus musicum“, worin er seine Compositionen für die Laute, wie auch jene anderer berühmter Musiker gesammelt hat, befindet sich im Museum zu Bologna nur der erste Band, der zweite ist wahrscheinlich für immer verloren. Außer diesen beiden Werken, ist noch eine Lautentabulatur unter dem Titel: „*Premier livre de tabulature de luth, contenant plusieurs fantaisies, motets, chansons français et madrigals*“ zu verzeichnen.

Nicht nur Könige, sondern auch polnische Machthaber trachteten an ihren Höfen gute Musikkapellen, gute Sänger und Lautenisten zu haben. Aber in dem Maße, wie sich das Musikantenthum in Polen mehrte, begegnen wir immer mehr fremden Namen, fast ausschließlich Italienern und Deutschen. Bald hören wir von einer königlichen Oper, und seitdem Warschau Residenz des Reiches wurde, beginnt die Blütezeit derselben. Dies war namentlich zur Zeit Sigismunds III. und Wladislaus' IV. der Fall. Zahlreiche Agenten reisten in Italien und warben die besten Sänger und Musikanten an. Wladislaus IV. scheute keine Schwierigkeiten, um die besten Sänger an seinen Hof zu locken, und wenn er in den Auslagen weniger verschwenderisch war, so ließ er den Sängern umsomehr seine hohe Protection angeeiden. Ausländer, welche am Hofe Wladislaus' IV. verweilten, äußern sich voll Bewunderung über das ausgezeichnete Orchester und die vortrefflichen Sänger. Doch kam diese Vorliebe für Musik der Hebung des nationalen musikalischen Niveaus nicht zu statten, vielmehr wurde das Aufkommen einheimischer Talente durch die Förderung fremder Elemente nahezu unmöglich gemacht. Daher bieten das XVII. und XVIII. Jahrhundert

für die Geschichte der Musik in Polen wenig Interessantes. Während in Deutschland, ungeachtet der mächtigen Protection, deren sich die Italiener auch hier erfreuten, sich mit der Zeit die einheimischen Talente Bahn zu brechen wußten, kümmerte sich in Polen Niemand um dieselben, höchstens daß einer polnischen Sängerin oder einem Sänger die hohe Ehre beschieden wurde, in einem italienischen Ensemble mitwirken zu dürfen.

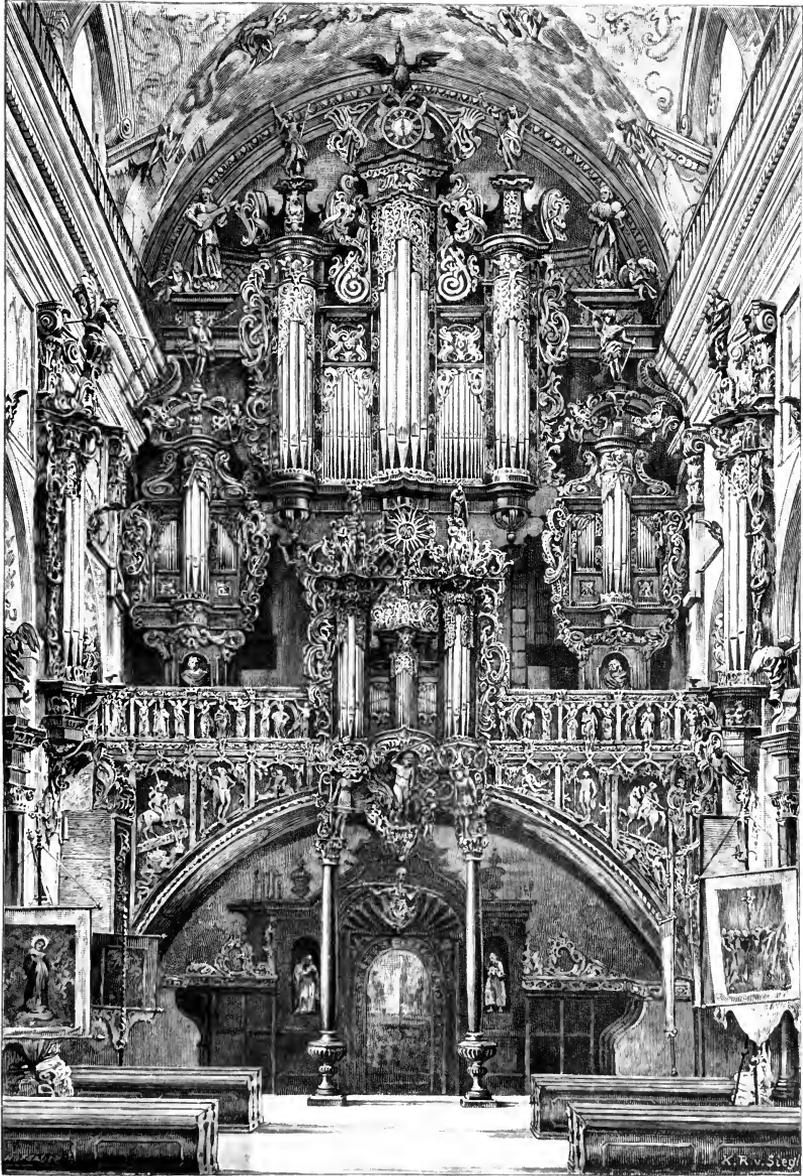
Im Jahre 1765 wurde zu Warschau von Stanislaus August Poniatowski, dem letzten König von Polen, ein ständiges Nationaltheater gegründet und damit ein Institut geschaffen, in welchem einheimische Talente willige Aufnahme fanden. An diesem Institute wirkten einige geschickte Componisten, wie Weinert, Stefani, Kamieński, Elsner (Lehrer Chopins) und Kurpiński.

Wir werden uns bei diesen Musikern nicht aufhalten und es genügt die Bemerkung, daß bei einigen gute Schule ohne Talent, bei anderen Talent ohne Schule höhere Zwecke zu verfolgen nicht erlaubten.

Erst im XIX. Jahrhundert haben die Polen auf dem Gebiete der Musik eine beachtenswerthe Stellung errungen.

Der hellste Stern, der auf diesem Horizont aufging, ist Chopin, das Eigenthum der ganzen Menschheit, eine Erscheinung, die aus sich selbst hervorgegangen ist. Alles, was er geschaffen hat, ist durch und durch polnisch, aber so gottbegnadet war seine Phantasie, daß sie Alles was sie berührte, zu den höchsten Regionen der Poesie erhob. Es ist hier nicht der Ort, auf eine Analyse dieses populärsten Tondichters einzugehen, sicher ist leider nur, daß er in Polen lange Zeit hindurch mehr bewundert als verstanden wurde, und daß wir keineswegs Recht haben, Anspruch auf das Verständniß und Verständigmachen seiner Meisterwerke zu erheben. Schumann war der Erste, der mit genialem Blick aus den Erstlingswerken unseres Tondichters den Kern seines Talentcs wahrnahm, der das gebildete deutsche Publikum auf dieses Talent aufmerksam machte und mit selbstlosem Eifer an der Anerkennung desselben wirkte. Das gleiche Verdienst gebührt Franz Liszt, der die Werke Chopins durch das lebendige Wort, vor Allem aber durch sein geniales Spiel verständlich machte. Der größte Virtuos der Welt reichte dem unerreichten Tondichter die Hand, dessen herrliche Schöpfungen erst durch das herrliche Spiel zum wahren Ausdruck gelangen konnten. Neben Liszt war auch Anton Rubinstein einer der wirkungsvollsten Interpreten unseres Tondichters.

Der große Ruhm, den Chopin nach seiner Übersiedlung nach Paris in kurzer Zeit erlangte, wirkte auf seine Landsleute insofern anregend, als es ihm viele nachmachen wollten. Die Spontaneität seines Talentcs führte indeß seine Bewunderer zu dem falschen Schlusse, daß die beste Schule keine Schule sei, und so wuchsen denn in Polen Talente wie Pilze nach dem Regen empor, die aber auch sehr bald wieder verschwanden.



Die Orgel in Lejajst.

Der erste, der gründlich zu studiren verstand, war Ignaz Felix Dobrzyński (geboren 1807), welcher bei geringer Erfindungsgabe und Originalität als Lehrer viel zur Hebung des musikalischen Sinnes beitrug. Vorliebe für classische Musik und feinen Formensinn bezeugen alle seine Compositionen, darunter Ouverturen, Kammermusikwerke, Symphonien, Lieder und sogar eine Oper „Die Flüstler“. Hervorzuheben wäre auch seine polnische Symphonie, für welche er bei einem Preisauschreiben in Wien den ersten Preis erhielt.

Sein jüngerer Zeitgenosse Stanislaus Moniuszko (geboren 1819 in Lithauen), ein Schüler Rungenhagens in Berlin, hat eigentlich zu wenig studirt, um mit sicherer Hand aller Musikformen Herr zu werden, aber Spontaneität, unversiegbarer Reichthum an edler Melodie, naturgemäßes Schaffen im edelsten Sinne des Wortes, sind die Hauptzüge dieses hervorragenden Talentes. Das Feld, auf welchem Moniuszko das Schönste schuf, ist das Lied, in welchem er sich als Dichter vom reinsten polnischen Gepräge erweist. Seinen Ruf begründete er erst im Jahre 1858, als seine Oper „Halka“ zum ersten Mal in Warschau gegeben wurde. Dieses Werk ging über fünfhundert Mal in Warschau und unzählige Male in Krakau und Lemberg über die Bühnen. Auch in Rußland, in Deutschland, besonders aber in Böhmen fand diese Oper freundlichste Aufnahme. Neben der Oper „Halka“ hat auch die Oper „Straszni dwór“ (der Geisterhof), eine Art komischer Oper, dauerhaften Erfolg auf polnischen Bühnen erzielt. Andere Opern wie „der Flößer“, „die Gräfin“, „Faria“, „Verbum nobile“ und „Beate“, besitzen viel Schönes und Gelingenes. Auf dem Gebiete der Cantaten, Oratorien und der Kirchenmusik hat Moniuszko ebenfalls Vorzügliches geleistet. Es gehören hierher seine „Widma“, Musik zum gleichnamigen Gedicht von Adam Mickiewicz aus dessen großem Werke „Dziady“ (die Todtenfeier), ein Werk, das für Orchester, gemischten Chor und Solo geschrieben ist, dann die „Sonetten aus der Krin“ von Mickiewicz, die „Milde“ nach der altkatholischen Sage, Gedicht von Kraszewski, beide ebenfalls für Orchester und Chor.

Die jüngste Epoche charakterisirt das Streben nach allseitiger musikalischer Bildung. Vor Allem treten zwei, wenn auch nicht junge, doch der jüngsten Epoche angehörende Talente in den Vordergrund, nämlich Ladislaus Żeleński und Sigmund Roszkowski.

Ladislaus Żeleński, geboren im Jahre 1837, stand anfangs in Krakau unter der Leitung des trefflichen Clavierlehrers Giermacz und des Componisten Mirecki, begab sich dann nach Prag, wo er das Conservatorium unter der Leitung Krejci's absolvirte, und reiste endlich nach Paris, wo er bei Damcke studirte. Etwa drei Jahre hierauf war er in Warschau als Professor des Conservatoriums und als Director des Musikvereines thätig. Im Jahre 1882 übersiedelte er nach Krakau und wirkt hier als Clavierlehrer und Director der Musikschule. Żeleński versuchte sein Talent auf allen Gebieten der Musik,

er verfaßte auch zwei Opern „Konrad Wallenrod“ nach dem Gedicht von Mickiewicz und „Goplana“ nach dem Gedicht von Slowacki. In seinen Compositionen sind verschiedene Einflüsse fühlbar, deren Quelle in der aufrichtigen Verehrung großer Meister der classischen und der romantischen Epoche zu suchen ist. Originell ist Żeleński in seinen Liedern, die zu den besten Leistungen dieses Componisten gehören. In seinen Kammermusikwerken ist Żeleński der Vertreter einer ernstern gebiegenen Form. Seine Tänze für Orchester, wie Mazuren und Polonaisen, besonders die letzten, zeichnen sich durch Erhabenheit aus.

Sigmund Moskowski (geboren 1846) studirte anfangs in Warschau Clavier, Violine, Gesang, auch arbeitete er eifrig unter Moniuszko's Leitung. Die eigentlichen umfassenden Studien machte er aber unter der Leitung des berühmten Kiel in Berlin. Hierauf folgte er einer Einladung nach Constanz, wo er mehrere Jahre als Dirigent des Musikvereines und als Lehrer fungirte. Seit dem Jahre 1881 lebt er in Warschau als Professor für Contrapunkt und Composition am Conservatorium und als Director des Musikvereines. Moskowski versuchte sein Talent auf allen Gebieten der Musik. Seine Oper „Livia Quintilia“ soll demnächst in Warschau zur Aufführung gelangen. Doch verfaßte er Musik zu Volksspielen, wie „Glaube, Hoffnung und Liebe“, und „die einsame Hütte“. Er ist erfindungsreich, beherrscht verschiedene Formen, verfügt über ansehnliche musikalische Mittel, kennt die Geheimnisse des Orchesters, der Instrumente und der menschlichen Stimme, entbehrt jedoch des scharfen kritischen Blickes, indem er neben wirklich Schönem manchmal Unbedeutendes duldet.

Der älteren Schule gehören Müncheimer, ein tüchtiger Operndirector und trefflicher Lehrer in Warschau, dessen Opern „Mazeppa“ und „Otto der Schütz“ gute Aufnahme in Warschau gefunden haben, Herz, Clavierlehrer in Warschau, der für Clavier und Gesang componirte, und Jarecki, Operndirector in Lemberg, mit seinen großen Opern „Königin Hedwig“ und „Mindowe“ an.

Zur jüngeren Schule gehören: Maszyński, Schüler Moskowski's, Director des Gesangvereines „Lutnia“ in Warschau, dem wir mehrere gelungene Clavierstücke und treffliche Ausgaben von Gesangbüchern verdanken, Johann Gall aus Krakau, dessen Lieder, besonders das Lied „Mädchen mit dem rothen Mündchen“ in Deutschland sehr populär geworden sind, Niewiadomski und Severin Verjon aus Krakau u. a.

Ist die Zahl der Componisten vom Fach in Polen bis jetzt nicht besonders groß, so ist desto größer, ja achtunggebietend die stets wachsende Anzahl hervorragender Virtuosen, von denen viele einen Weltrauf erlangten. Die Begrenzung dieses Werkes gestattet uns indes nur, auf die aus dem heutigen Galizien kommenden oder darselbst noch wirkenden Virtuosen Bezug zu nehmen.

Unter den Claviervirtuosen ist hier von den Verstorbenen zunächst Emil Smitański zu nennen, geboren in Krakau, welcher bis zu seinem Tode (1888) in Wien lebte und wirkte.

Der im Jahre 1886 zu früh für die Kunst dahingeshiedene Julius Zarembski, ein Schüler Liszts, wirkte drei Jahre vor seinem Tode als Professor am Conservatorium in Brüssel. Der jüngst verstorbene Alexander Zarzycki, gewesener Director des Conservatoriums in Warschau, trat besonders in den Jahren 1867 bis 1870 in Deutschland mit großen Erfolgen in Concerten auf. Unter seinen Compositionen ist besonders die Concert-Mazurka, die Sarafate mit Vorliebe in seinen Concerten spielte, berühmt.

Unter den Lebenden ist Anton Kontski der älteste, er gehört der alten Schule aus der vormärzlichen Periode an. Seine Compositionen, darunter der „reveil du lion“ theilen mit dem Verfasser das Schicksal der Verschollenheit. Theodor Leszetycki (Leschetizki), geboren zu Lańcut in Galizien, ein Schüler Czerny's, wirkte als Virtuos mit großen Erfolgen in Oesterreich, Deutschland und Rußland. In St. Petersburg trug er neben Henselt als Inspector der kaiserlichen Musikinstitute sehr viel zur Hebung des musikalischen Niveaus bei. Seit dem Jahre 1880 lebt Leszetycki in Wien, wo er besonders als Pädagog sich eines großen Rufes erfreut, den ihm vor Allem seine berühmte Schülerin und Gemalin, Frau Annette Esztopff, die unzählige Triumphe als Virtuosa gefeiert hat, eintrug. Zu den hervorragenden Talenten, welche er ausbildete, gehören u. a. auch Ignaz Paderevski und Josef Elwiński, beide aus Warschau. Von Claviervirtuosen seien noch angeführt: Sigmund Stojowski, der bei Żeleński in Krakau studirte und hierauf nach Paris ging, und Josef Hoffmann, der als achthähriger Knabe bereits Triumphe feierte; beide haben sich auch durch talentvolle Compositionen bemerkbar gemacht.

Die Geige ist vertreten durch den Virtuosen Karl Lipiński (geboren 1790 zu Radzyn, gestorben 1861 auf seinem Landhaus Urlów bei Lemberg), dessen Ruhm einst die Welt erfüllte und ihn zum Rivalen Paganini's machte. Auch auf das Violinspiel in Deutschland übte er großen Einfluß aus; von seinen Compositionen wird heute noch das Violinconcert in D, Op. 21 gespielt. 1834 gab er eine größere Sammlung galizischer Volksmelodien heraus. Ferner sind zu nennen die Brüder Timotheus und Josef Adamowski, Professoren am Conservatorium in Boston, der erstere Violinist und Vertreter der französischen Schule, der zweite Cellist; ferner Gregorowicz, ein Schüler Joachims, der sich in Deutschland bekannt gemacht hat und Brodzki, Professor am Conservatorium in Leipzig, der den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers und Virtuosen genießt.

Ogleich für Gesang eine gute Schule nicht besteht und junge Talente ihre Ausbildung im Auslande suchen mußten, so hat Galizien doch eine namhafte Zahl von Vertretern dieses Kunstzweiges hervorgebracht. Obenan steht die gefeierte Kammerfängerin Marcella Kochańska (Zembrich). 1858 geboren, studirte sie anfangs in Lemberg Clavier und Violine, ging dann zu Lamperti nach Mailand und betrat zum ersten Male in Athen die Bühne als Lucia. Anschließend hieran sind zu nennen der Opernfänger

Philipp Myszuga (lyrischer Tenor) in Lemberg, der Wagner-Sänger Bandrowski (Heldentenor) an der Oper in Frankfurt, der Tenor Glorjanski in Prag, ferner die Sänger und Sängerinnen: Tenor Warmuth, Bassist Jeromin, Lola Beeth aus Krakau, Irene Abendroth, die Coloraturfängerin Frau Camillo, Frau Arkel, die in Amerika bekannte Mira Heller, Frau Klamrzyńska, Dowiakowska, Schlezzygier, die berühmten Brüder Eduard und Johann Reszke u. a.

Die Pflege des Orgelspielles ist schwach. An tüchtigen Orgelbauern fehlt es allerdings nicht, wie Sitwiński in Lemberg, dessen Werke in Galizien, Schlesien und Rußland Verbreitung gefunden haben, darunter die große Orgel französischen Systems in der Franciscanerkirche zu Krakau. Die größte Orgel des Landes ist diejenige in der Bernardiner-Kirche zu Leżajsk; sie wurde 1682 von Johann Glowiński in Krakau erbaut und besteht aus acht verschiedenen, schön gruppirten Abtheilungen; das Werk enthält 64 vollständige Register in vier Manual- und einer Pedal-Caviatur; der tiefste Ton, das Pedal-Subcontrabaß, ist 10 Meter lang und das C hat einen Durchmesser von 46 Centimeter. Das Pedal ist ein Unicum des XVII. Jahrhunderts, die 12 Blasbälge sind in einem besonderen Raume untergebracht. Die erste Nachbesserung erfuhr das kolossale Instrument im Jahre 1854 und gegenwärtig plant man eine gründliche Reconstruction.

Auch Pianofortes werden in Galizien angefertigt; so in Krakau und Przemyśl.

Unter den Musikschulen Galiziens ist in erster Reihe das Conservatorium in Lemberg zu nennen, welches 1851 von der Regierung genehmigt und 1854 eröffnet wurde und auch jetzt noch von der Regierung und dem Landesauschuß unterstützt wird. Der Charakter des Instituts ist ein halb privater; es war früher mit dem im Jahre 1838 gegründeten Verein für Förderung der Musik, gegenwärtig ist es mit dem galizischen Musikverein eng verbunden. In Krakau wurde schon zur Zeit der Republik eine Musikschule gegründet, die der Componist und Gesanglehrer Mirecki leitete; nach seinem Tode verfiel jedoch das Institut und wurde 1874 aufgelöst. Das gegenwärtige Conservatorium in Krakau besteht neben dem im Jahre 1867 gegründeten Musikverein, war früher eine einfache Musikschule, änderte 1886 den Namen und wird gleichfalls von der Regierung und dem Landesauschuße subventionirt. Neben diesen Instituten existiren im Lande noch Musikschulen in Stanislaw, Tarnów und an anderen Orten; Tarnów besitzt auch eine Schule für Orgelspiel, welche der Verein zur Förderung der Kirchenmusik daselbst gründete.

Die Musikvereine werden in Galizien immer zahlreicher. In den Jahren 1808 bis 1818 lebte der Sohn des großen Mozart, Amadeus, ständig in Lemberg als Lehrer und Pianist; 1818 unternahm er mit Schuppanzigh eine größere Concerttournee und gründete nach seiner Rückkehr 1826 den Cäcilien-Verein in Lemberg. Der älteste „Musikverein“ ist der bereits erwähnte in Lemberg; die Jahre 1842 bis 1848 sind seine Glauzepoche,

hier wurden nicht selten Concerte veranstaltet, in denen Chöre mit 300 Mitgliedern zur Aufführung gelangten. 1858 kam aus Czernowitz Karl Mikali nach Lemberg, der als Schüler Chopins die Sympathien des Publikums gewann und rasch im Ansehen stieg; er leitete durch viele Jahre nicht nur den Musikverein, sondern auch das Conservatorium und führte insbesondere die Werke Chopins ein, die er in einer ausgezeichneten kritischen Ausgabe zugänglich machte. Außer den Musikvereinen entstanden in Galizien unter dem Namen „Lutnia“ auch Männer-Gesangvereine, die immer mehr die Theilnahme des Publikums gewinnen.



Dorfmusikant aus der Umgebung von Nowy Targ (Neumarkt).

## Literatur und Theater.

### Polnische Literatur.

Karl des Großen Zeit war lange vorüber, der erste Otto stand in seinen letzten Lebensjahren, als Polen (965) das Christenthum annahm und damit aus einem primitiven, Jahrhunderte lang unveränderten Kulturzustande in einen höheren eintrat. Statt die innere Entwicklung der romanischen und der germanischen Völker seit dem Verfall des römischen Reiches mitmachen zu können, empfing Polen die Ergebnisse derselben erst später aus zweiter Hand, ohne an denselben mitgearbeitet zu haben. Dieses späte Aufkommen Polens und seine nordöstliche Lage sind zwei Gesichtspunkte, die bei der Beurtheilung seiner Cultur und Geschichte nie außer Acht gelassen werden sollen.



Das Mickiewicz-Deumal in Tarnopol.

Von einer mündlich überlieferten vorhistorischen Dichtung — wie etwa die germanischen Sagen — sind auf uns keine Spuren gekommen. Die mythisch-geschichtlichen Legenden können nicht als solche angesehen werden, indem sie zwar von einer Überlieferung, nicht aber von einer Bearbeitung zeugen. Von einer schriftlichen oder gar künstlerischen Literatur kann auch nach Einführung des Christenthums noch lange nicht die Rede sein. Die schriftkundigen Geistlichen aus fremden Ländern waren der heimischen Sprache, die heimischen aber des Lateins unkundig. Und wenn unter Boleslaw I. Polen nicht nur in seiner ersten Staatsorganisation, sondern bereits in ansehnlicher Machtstellung auftritt, wenn sich Bisthümer, Klöster, Pfarreien, mitunter auch Schulen finden, wenn daher der Anfang einer höheren Bildung und literarischen Thätigkeit als ermöglicht erscheinen könnte, so ist dagegen zu bemerken, daß Boleslaw der Culturstufe seines Volkes vorangeilt war und daß demnach mit seinem Tode ein Rückfall in frühere Zustände eintreten mußte. Durch das ganze

XI. Jahrhundert zieht sich dieser Zustand hin, welcher bewirkte, daß die Entwicklungsstufe, auf die sich Europa während und infolge der Kreuzzüge emporhob, von Polen nicht erreicht werden konnte. Erst unter Bolesław dem Schiefmund erscheint die Machtstellung des Landes, die Gewalt des Souveräns gesichert, die Anzahl der Bisthümer und Abteien vermehrt, die Geistlichkeit zum großen Theile bereits aus Landeskindern zusammengesetzt: somit waren einige Bedingungen vorhanden, um eine literarische Thätigkeit aufkeimen zu lassen. Es gehört auch wirklich in jene Zeit das erste in Polen geschriebene Werk, die Chronik des Martin Gallus. Aller Wahrscheinlichkeit nach war aber derselbe ein Franzose. Kaplan (und Secretär) Boleslaws und dessen eifriger Verehrer, schrieb er in einem ziemlich fehlerhaften Latein, hie und da in Versen, seine Chronik zur Verherrlichung seines Herrn und Helden und brach mit dem Jahre 1113 ab.

Die nach Boleslaws Tode (1139) erfolgte Theilung des Reiches, langwierige Kämpfe zwischen dessen Söhnen und späteren Nachkommen, Schwächung des Reiches wie der fürstlichen Gewalt, Aufkommen der geistlichen und weltlichen Herren (durch Immunitäten und Privilegien), auswärtige Kriege und namentlich die Tatareneinfälle (seit 1241), waren der Entwicklung der Literatur nicht förderlich, so daß wir auch aus dem XIII. Jahrhundert nur wenige Werke aufzuweisen haben, und zwar wiederum geschichtliche, unter denen die Chronik des Vincenz Kadłubek, Bischofs von Krakau, zuletzt Cistercienser Mönches in der Abtei Mogila (gestorben 1223), das bedeutendste ist. Ihm zur Seite stehen die Chroniken des Boguchwał, Bischofs von Posen, und des Waszko, Domestikos daselbst. Martinus Polonus, ein in Rom lebender Dominicaner, machte sich daselbst durch eine Chronik der Päpste und Kaiser berühmt. Dagegen ist doch die Bildung im Laufe des XIII. Jahrhunderts im Steigen. Polnische Schüler studiren an fremden Universitäten. In Bologna ist schon im Jahre 1265 eine besondere polnische natio nachweisbar. Kloster- und Pfarreischulen werden zahlreicher; die beiden neuen Orden der Franciscaner und Dominicaner verbreiten sich auffallend schnell und tragen jeder nach seiner Art zum Fortschritt der Civilisation bei. Die Kirchen und Grabmäler aus dieser Zeit sind schon beachtenswerth, einige schön im vollen Sinne des Wortes. Zur Wiederbelebung der durch die Tatareneinfälle verwüsteten und zertrümmerten Städte werden deutsche Ansiedler mittelst großer Begünstigungen herbeigeführt. Ihre Anzahl, ihre starke zünftige Organisation, ihre Privilegien hatten zur Folge, daß sie ihren deutschen Charakter lange bewahrt und denselben den Städten, vor allen Krakau, eingepägt haben. Zum ökonomischen Aufschwung dieser Städte haben die fleißigen und rührigen deutschen Kaufleute und Handwerker viel beigetragen; auf die Ausbildung der polnischen Literatur konnten sie freilich keinen Einfluß üben.

Nachdem Władysław Lokietek die politische Einigung des Reiches durchgeführt hatte, gewann Polen unter seinem Sohne, Kazimir dem Großen, eine ansehnliche Stellung

inmitten der Nachbarstaaten, die es mit vollem Bewußtsein zu behaupten wußte. Eine wahrhaft organische Entwicklung der Gesellschaft wird durch eine weise Gesetzgebung möglich gemacht und eingeleitet. Der Machtstellung nach außen entspricht der innere ökonomische Wohlstand und Fortschritt. Das Werk des großen Königs wird durch die Pflege vervollständigt und gekrönt, die er der Wissenschaft widmet. Im Jahre 1364 gründet er die Krakauer Universität, anfangs zwar unvollständig, der theologischen Facultät entbehrend und juridischen Studien vorwiegend gewidmet. Doch läßt sich ein Einfluß dieser Hochschule auf die Entwicklung der Literatur zunächst nicht wahrnehmen, zumal sie unter Kazimirs Nachfolger, dem ungarischen Ludwig, zeitweise in Verfall gerieth. So hat das XIV. Jahrhundert wiederum nur ein größeres Werk, und zwar abermals ein historisches aufzuweisen. Janko von Czarnków, Archidiaconus von Gnesen und Vice-Kanzler des Reiches, schildert die Zeiten Kazimirs und dessen Nachfolgers mit Lebendigkeit und Talent, besonders aber mit unverkennbarem politischen Scharfblick.

Das Jahrhundert schließt mit der Heirat der Königin Hedwig, mit Lithauens Bekehrung zum Christenthum und dessen Vereinigung mit Polen. Durch dieses politische Meisterstück wird das ehemalige Pfaffenreich zur ersten Macht im östlichen Europa. Das Culturleben Polens entwickelt sich im gleichen Schritt mit dem politischen. Am Eingang des neuen Jahrhunderts (1400) wird die Krakauer Universität vom König Jagiello vervollständigt und neu organisiert. Er erfüllte dadurch den letzten Willen seiner hingegangenen Gemalin, der Königin Hedwig (gestorben 1399). Papst Urban V. genehmigte die Gründung einer theologischen Facultät. Von nun an wächst die Universität rasch empor. Ihre Matrikeln weisen zahlreiche Schüler aus den Nachbarländern auf. Fremde Scholaren ziehen nach Krakau, von dem Ruhm der hiesigen Professoren gelockt, und bewerben sich um die Ehre, hier selbst als Extraneei vortragen zu dürfen. Auf das Konstanzer Council werden Krakauer Professoren berufen; einer derselben, Paulus Wlodimiri, vertheidigt dajelbst vor Papst und Kaiser die Sache des polnischen Königs gegen den deutschen Orden in einer ausgezeichneten Abhandlung „de potestate Papae et Imperatoris respectu Infidelium“.

Allmählig bringt das Studium der classischen Autoren ein. Als ältester Humanist gilt in Polen Gregor von Sanoß, zuerst Secretär des bei Warna gefallenen Königs Wladyslaw, dann Baccalaureus und Professor der Philologie an der Krakauer Universität, zuletzt Erzbischof von Lemberg. In seiner Denk- und Lebensart jedenfalls mehr Humanist als Bischof, ein leidenschaftlicher Bewunderer der römischen Dichter, ja gelegentlich ihr freilich nicht gediegener Nachahmer, ist er ein eifriger Gönner des von der römischen Curie verbannten Humanisten und Dichters Philipp Callimachus (Buonaccorsi), der seine Dankbarkeit nach Gregors Tode durch Abfassung einer Lebensbeschreibung bezeugte.

Ernster und erfolgreicher wurden aber die classischen Studien von einem anderen Kirchenfürsten, von dem Krakauer Bischof und Cardinal Bigniew Dlesnieki gefördert, der mit hervorragender politischer Begabung Sinn und Vorliebe für Wissenschaft und Bildung verband, Abschriften classischer Autoren aus Italien holen ließ, eine Bursa für hundert dürftige Schüler gründete und als Kanzler der Univerſität eifrig für deren Lehrkanzeln und Lehrkräfte sorgte. In der That dürfen wir die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts als die Blüthezeit der Univerſität betrachten, so wie sie die Glanzzeit von Polens politischer Macht war. Diesem Zustand entsprechen auch Werke, die ein so vielseitiges und charakteristisches Bild ihrer Zeit darstellen und das Gepräge nationalen Geistes so unverkennbar an sich tragen, daß sie, obwohl noch nicht in polnischer Sprache geschrieben, als der Anfang einer selbstbewußten Literatur angesehen werden können.

Johann Dugosz, geboren im Jahre 1415, Secretär des Cardinals Dlesnieki, Canonicus des Krakauer Domcapitels, mehrmals zu diplomatischen Unterhandlungen verwendet, Erzieher der Söhne König Kazimirs IV., zuletzt designirter Erzbischof von Lemberg, vor der erfolgten Consecration aber im Jahre 1480 gestorben, wurde durch seinen Gönner Dlesnieki aufgefordert, die Geschichte Polens zu schreiben. So entstand das große Werk seines Lebens, die *Historia Polonica*, in dreizehn Büchern, wahrscheinlich gleich nach des Cardinals Tode (1455) begonnen und bis zu des Verfassers letzten Tagen fleißig fortgesetzt. Dugosz stützte sich bei dieser Arbeit auf eine erstaunliche Anzahl von Quellen, die er zwar nicht immer kritisch zu beurtheilen wußte, jedenfalls aber mit einem in seiner Zeit einzigen Fleiß und Verständniß bearbeitete. Sein Standpunkt ist, wie jener Dlesniekis, streng kirchlich, sein Urtheil hie und da befangen, ja sogar tendenziös. Diese Mängel hat Dugosz mit allen Geschichtsschreibern seines Jahrhunderts gemeinsam. An Sammeleifer und Beherrschung des Stoffes aber übertrifft er seine Zeitgenossen. Livius als Muster vor Augen, schreibt er zwar kein classisches Latein, doch ist seine Darstellungsweise einem Bonfinius weit überlegen. Jüngere Geschichtsschreiber übertreffen ihn wohl in dem Scharfblick, mit welchem sie jedes Ereigniß auf die richtige, öfters tief verborgene Ursache zurückzuführen wissen. Als Typus aber des Geschichtsschreibers im Übergang vom Mittelalter zur neueren Zeit steht Dugosz einzig da und hat, nach dem Urtheil deutscher Gelehrten, sogar nicht seinesgleichen in ganz Europa. Neben diesem seinem Hauptwerke verfaßte Dugosz noch mehrere andere Schriften, die als Quelle zur Erkenntniß kirchlicher, ökonomischer und socialer Zustände von überaus großem Werthe sind. Als Stifter von Kirchen, Klöstern, Spitälern, Burgen für arme Schüler, läßt sich Dugosz in seiner christlich-religiösen Gesinnung und in seinem Eifer für die Cultur seines Volkes erkennen.

Johann Ditróg, Castellan von Mezeritsch, später von Posen, geboren wahrscheinlich im dritten Decennium des XV. Jahrhunderts, gestorben 1501, eröffnet die Reihe der

politischen Schriftsteller Polens, wie Dlugosz jene der Geschichtsschreiber. Sein Monumentum pro Rei publicae ordinatione ist ein merkwürdiger Ausdruck jener Tendenz, die auf die Emancipation der weltlichen Gewalt von der kirchlichen und auf die Ausbildung des modernen monarchischen Staates gerichtet, sich damals in ganz Europa geltend macht und in Polen den König Kazimir IV. zum Repräsentanten hat. Das Monumentum ist von einem regen, beinahe leidenschaftlichen Gefühl für die Unabhängigkeit und Würde des Staates durchdrungen. Unter den politischen Schriftstellern seiner Zeit nimmt Ostroróg jedenfalls eine ziemlich hohe Stelle ein.

Wie spiegelt sich aber diese jedenfalls vorgeschrittene Kultur, diese rege Gedankenfülle in der angeborenen polnischen Sprache ab?

Leider können alle Denkmäler, die uns das XV. Jahrhundert hinterlassen hat, nur als Sprachdenkmäler, nicht aber als literarische, noch weniger als Kunstwerke angesehen werden. In diesen kargen Überresten erscheint jedoch die Sprache so ausgebildet, daß wir annehmen müssen, sie habe jene Stufe der Entwicklung bereits erreicht, auf welcher sie zur schriftstellerischen Thätigkeit benützt werden



Nikolaus Rey.

konnte. Daß sie es noch nicht wurde, ist vermuthlich auf die immer mehr um sich greifende Herrschaft des Latein, eine Folge der Wiedergeburt der classischen Literaturen, zurückzuführen. Das XV. Jahrhundert geht zu Ende, die zwei ersten Decennien des XVI. gehen vorüber und polnisch wird noch immer so gut wie gar nicht geschrieben.

Mit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts erlitten die inneren, wie die auswärtigen Verhältnisse des Reiches eine wesentliche Veränderung. Der seit König Kazimir IV. immer wachsende Einfluß der Landtage auf die Staatsgeschäfte gestaltete sich mehr und

mehr zu einer adeligen Demokratie, die der königlichen Gewalt gegenüber auf ihre Freiheiten, den übrigen Volksclassen gegenüber auf ihre ausschließlichen Privilegien pochend, die oberste Gewalt lahmlegte und sie selbst auszuüben nicht politischen Sinn und Thatkraft genug besaß. Somit waren die Provinzialtage und der allgemeine Landtag ein günstiges Feld für allerlei (meist aristokratische) Demagogen, von denen sich die vielköpfige, politisch unreife Masse leicht bereden und beherrschen ließ. Von außen aber gingen Gefahren zu drohen an, von denen das XV. Jahrhundert kaum eine Ahnung hatte: im Südosten die Türken, im Nordosten der von der tatarischen Oberherrschaft soeben befreite Großfürst von Moskau, welcher, kaum selbständig geworden, auf Lithauen kühne Blicke warf, wiederholte Kriegszüge dahin unternahm und bereits um das Jahr 1515 den ersten Plan einer Theilung Polens zu spinnen begann. Die innere und äußere Lage wurde demnach ernst, und die polnische adelige Demokratie zeigte sich den Schwierigkeiten nicht gewachsen, die eine ebenso consequente und thatkräftige wie vorsichtige Politik erheischten. Zu den genannten Schwierigkeiten trat als weitere die religiöse Reformation, welche zugleich alle politischen Tendenzen beeinflusste.

Wie sehr aber auch die politische Stellung und die Leistungsfähigkeit Polens geschwächt erscheint, so steigt und erweitert sich doch wesentlich dessen Cultur. Geschrieben wird immer nur wenig; die Summe der Intelligenz wächst aber rasch, die Bildung erstreckt sich auf einen immer weiteren Kreis. Daß diese Cultur eine classische, humanistische Grundlage hat, ist im Charakter des Zeitalters begründet. Doch läßt sich eben jetzt eine wesentliche Änderung wahrnehmen. Die unmittelbare Nachbarschaft, die deutsche Abstammung der städtischen Bevölkerung, die vielfachen Verwandtschaften des herrschenden Geschlechts hatten die polnische Civilisation im XV. Jahrhunderte sichtbar unter den Einfluß der Deutschen gestellt. Jetzt räumt dieser dem westlichen, zunächst dem italienischen, den Platz. Die tägliche Lectüre, die erbauliche wie die scherzhafte, die religiösen Dramen und Mysterien werden noch immer deutschen Mustern nachgebildet, häufig deutschen Büchern entnommen oder übersetzt. Die deutschen Angriffe auf die katholische Kirche liefern dem polnischen Protestanten und Controversisten den Kern seiner theologischen Kenntnisse und seiner Argumente. Aber alles, was zu einer höheren, zumal literarischen Bildung, zu den Formen und Sitten des gesellschaftlichen Lebens, zum Geschmack, vor allem aber zur Kunst gehört, das holt fortan aus Italien (später aus Frankreich) seine Muster. Eine italienische Fürstin auf dem polnischen Throne, Bona Sforza, König Sigismund I. zweite Gemalin, ist die Trägerin dieser Richtung.

Der Typus des eigentlichen humanistischen Dichters, der Weltmann und Höfling, nöthigenfalls Diplomat, lebenslustiger Gesell, seiner Stellung und Carrière immer eingedenk, nicht selten auch kirchlicher Würdenträger ist, hat zwar in Polen schon vor Bonas Ankunft

existirt, doch ist es immerhin ein sinnerreicher Zufall, daß der vielleicht bedeutendste, jedenfalls der typischste dieser Poeten in ihrer Umgebung, an ihrem Hofe zur vollen Entwicklung seiner edleren wie schlimmeren Eigenschaften gelangt. Es ist dies Andreas Krzycki (Cricius), 1482 geboren, Bischof von Przemyśl, dann von Plock, zuletzt Erzbischof von Gnesen und Primas des Reiches, gestorben 1537, zu diplomatischen Angelegenheiten vielfach benützt, als Dichter von großen ausländischen Gelehrten (Erasmus) gepriesen. Er versteht es trefflich, sich in die Gunst hoher Gönner einzuschmeicheln, nöthigenfalls auch dieselben in einem beißenden Epigramm zu geißeln. Leidenschaftlicher Bewunderer der römischen Dichter, mit den humanistischen bekannt, weiß er die einen wie die anderen nicht ohne Talent und Gewandtheit nachzuahmen. Ihm zur Seite steht der Danziger Johannes Flachsbindler, nach seiner Vaterstadt Dantiscus genannt, wie Krzycki Diplomat, Dichter und Bischof (von Ermeland), 1548 gestorben. Lange Jahre Gesandter bei Karl V., muß er sich an dessen Hof dichterischen Ruf erworben haben, da er vom Kaiser in den Adelsstand erhoben und mit dem poetischen Lorbeerkranz ausgezeichnet wird.

Der jüngste von diesen frühen lateinischen Dichtern, der einzige, bei welchem von einem höheren poetischen Talent und künstlerischen Sinn die Rede sein kann, ist Clemens Janicki, der Sohn eines Landmannes aus der Umgegend von Gnesen, geboren 1516, gestorben zu Krakau 1543. Der arme Jüngling fand einen Patron in Krzycki und nach dessen Tode in dem Wojwoden von Krakau, Amita, mit dessen Unterstützung er die Universität Padua besuchte. Seine Eindrücke schildert er mit rührender Begeisterung; er ist bezaubert beinahe wie Goethes Wanderer. Auch muß er jenseits der Alpen nicht unbemerkt geblieben sein, da ihm ein Lorbeerkranz, und zwar aus den Händen des Cardinals Bembo zu Theil ward; eine ungleichmäßige, man könnte fast sagen, romantische Natur mit künstlerischer Vorliebe für Glanz, Luxus, üppiges Leben. Liebesgedichte fehlen selbstverständlich nicht; die einen gefühlvoll, die anderen lebenslustig. Der Grundton ist jedoch meistens schwermüthig, wozu Janickis schwache Gesundheit, vielleicht Vorgefühle des frühen Todes, beitragen mochten. Das erste wahrhaft dichterische Talent, dem wir in der polnischen Literatur begegnen, hätte Janicki zum Vater der polnischen Dichtung werden können, wenn er länger gelebt und wenn er polnisch geschrieben hätte.

Nun ist aber die Zeit gekommen, wo diese Literatur zwar noch nicht zu ihrer vollen Entwicklung gelangt, doch sich derselben mit raschen und mächtigen Schritten nähert. Die zwei Hauptmomente der damaligen europäischen Geschichte und Cultur, der religiöse Streit und die Wiederbelebung des classischen Alterthums und das dritte heimische und nationale dazu, die politische Währung, die eine Umwälzung im Staate herbeiführen sollte, das sind die Gestirne, unter denen die polnische Literatur dieser Zeit auf die Welt kommt und die ihren ganzen Lebenslauf beherrschen.

Es treten jetzt drei Männer auf, deren jeder eine andere Stufe und Nuance der damaligen polnischen Gesinnung und Bildung, alle drei aber gleich charakteristisch darstellen.

Nikolaus Rey, 1505 in Żórawno (jetzt Ostgalizien, Bezirk Strzy) geboren, brachte seine Jugendjahre zu Hause mit Jagen und Fischen zu; als ihn der Vater zum Lernen zwingen wollte, begab er sich nach Krakau, doch nur für eine kurze Zeit. Endlich vervollständigte er seine Erziehung am Hofe des Wojwoden Teczynski. Dieses rohe, vernachlässigte Naturkind erscheint in seinen späteren Jahren als tüchtiger und strebsamer Verwalter, der sein Vermögen ansehnlich mehrt, immer neue Güter kauft und Städtchen und Marktstellen gründet. Er fühlt daß er zu wenig gelernt hat, er sucht das Versäumte nachzuholen und bringt es bei lebhafter Intelligenz rasch zu einer allerdings mehr effektischen Bildung. Nun hört er von allen Seiten und liest in allen Büchern von einem neuen Glauben, der die Rückkehr zum ursprünglichen Christenthum sei. Sein Gewissen empört sich gegen die Verweltlichung der Geistlichkeit. Er fängt an zu grübeln, ob denn dieser oder jener Glaubensartikel wirklich im Evangelium begründet sei; es fällt ihm nicht bei, an seiner Befähigung und Berechtigung diese Fragen zu entscheiden, zu zweifeln, so steht denn der durchschnittliche polnische Protestant des XVI. Jahrhunderts fertig da. Er versucht zu schreiben, und zwar polnisch, seinen Gesinnungsgenossen ein erwünschter Altkircher, umsonst, da er durch Humor und Wit, durch Geselligkeit und lebenslustiges Wesen allgemein beliebt ist. Durch sein protestantisches Gefühl und durch literarische Erfolge angespornt, verfaßt er eine Postilla (Predigtenammlung), ja selbst einen Commentar zur Apokalypse. Indem er den „Zodiacus vitae“ des Marcellus Palingenius polnisch umarbeitet, bringt er ein höchst umfangreiches didaktisches Gedicht in zwölf Büchern zustande, welches Wizerunek (Abbildung des Lebens eines Ehrenmannes) heißt, und an dem nur die häufigen satyrischen Abschweifungen interessant sind, weil sie auf Sitten- und Culturstand des damaligen Polens einiges Licht werfen. Der Zwierzyniec (Thiergarten aller Stände mit ihren Sitten und Gebräuchen) ist eine umfangreiche Sammlung von Epigrammen, denen weder die gute Absicht noch ein meistens richtiges Urtheil, wohl aber Wit, und zwar nicht nur der feine, sondern auch der derbe und gemeine abgeht. Die Figliki (Scherze), ihrer Zeit sehr beliebt, sind für die unsrige einfach abgeschrieben. Das letzte, größte und werthvollste von Reys Werken heißt *Zywot Poczciwego Czlowieka* (Leben des biedereren Mannes); ein weitläufiger, in Prosa geschriebener Tractat über Moralphilosophie, etwas geschwähig, hier und da etwas pedantisch, aber höchst charakteristisch für die Ideen des damaligen polnischen Edelmannes. Ein gutes Herz, ein heiteres Gemüth, Hang zum friedlichen Landleben mit dessen unschuldigen Freuden, Wohlgefallen an Büchern und reges Gefühl seiner Verantwortlichkeit

vor Gott, das sind die Elemente, aus denen Rey das Ideal seines Viedermannes zusammensetzt. Recht bezeichnend ist dieses Ideal für jene Zeit, in welcher der polnische Edelmann auf der Höhe seines Glückes stand. Und doch ist Rey in seinen späteren Jahren trübfinnig geworden; die Zukunft der Republik erfüllt ihn mit schmerzlichem Angstgefühl,



Johann Kochanowski.

wie es seine „Kurze Aneide“ und seine „sichere Rüstung des christlichen Ritters“ bezeugen. Er starb vermuthlich im Jahre 1569. Für die Kenntniß der Cultur und Sitte unschätzbar, als Typus der polnischen Natur charakteristisch, zählt Rey als erster ausschließlich polnischer Schriftsteller zu den wichtigsten und interessantesten Gestalten seines Jahrhunderts und der polnischen Literatur überhaupt.

Stanisław Drzechowski, im Jahre 1515 geboren, in seinem vierzehnten Lebensjahre nach Wien geschickt, von da nach Wittenberg entführt, wo er protestantischen Einflüssen ausgesetzt war, dann wiederum in Italien, wo er (wie er in seiner Autobiographie erzählt) streng katholisch wurde, sah sich nach seiner Rückkehr in die Heimat von seinem Vater gezwungen, in den Priesterstand zu treten. Bald nach seiner Weihe debutirte er glänzend in der schriftstellerischen Carrière. Die Gelegenheit war günstig, aus Anlaß der Heirat des jungen Königs (Thronfolgers) Sigmund August mit Ferdinands I. Tochter Elisabeth dem künftigen Herrscher die Gravamina und Postulata der Unterthanen ans Herz zu legen. Andererseits stand Polen nach dem Fall von Ofen unter dem Eindrucke der Türkengefahr. Mit Scharfsinn und Glück ergriff Drzechowski diese Gelegenheit, um seinen Fideiis Subditus, eine Rede im ciceronischen Stil über die Pflichten des jungen Königs, und seine Turcica, eine Aufforderung zum Türkenkriege, zu veröffentlichen.

Beide Schriften verschafften ihm einen ungeheueren Erfolg. Politischen Sinn bewiesen sie eben nicht zu viel; aber um so mehr schriftstellerisches Talent. Der junge Canonicus von Przemysl erlangte eine Popularität, die ihm bald sehr zustatten kam. Er ließ nämlich zwei Schriften erscheinen, „de Lege Coelibatus“ und „de Baptismo Ruthenorum“, die von der Streng-Orthodoxie stark abwichen und dem Verfasser ernste Rügen von Seite seines Bischofs zuzogen. Er unterwarf sich und versprach in Zukunft nichts zu veröffentlichen, noch vorzunehmen, was nicht mit der Lehre der Kirche im Einklang wäre. Raub aber war dies geschehen, als er einen Pfarrer zur Heirat bewog, einen andern verheirateten unter seinen Schutz nahm und öffentlich erklärte, er wolle selbst in der nächsten Zeit heiraten. Der Bischof citirte ihn vor sein Gericht; er erschien mit einem Gefolge von ein paar hundert bewaffneten Edelleuten. Die Angelegenheit sollte vor eine bischöfliche Synode zu Petrikau, und zwar gleichzeitig mit dem daselbst eröffneten Reichstage kommen. Der ganze Adel und der Senat war durch die heimliche, jetzt erst officiell angekündigte zweite Heirat Sigmund Augusts mit der schönen Barbara Radziwill erbittert. Drzechowski, um in seinem Streit mit dem Bischof Mirth zu gewinnen, schrieb jetzt gegen die arme junge Königin, unter dem Titel „Oratio ad Equites Majoris Poloniae“, ein abgemacktes, unwürdiges Pamphlet, das aber doch seine Wirkung nicht verfehlte. Die öffentliche Meinung erklärte sich für Drzechowski in einer Art, daß die Bischöfe es nicht wagten ein Urtheil zu fällen; sie begnügten sich mit dem feierlichen Versprechen Drzechowskis, er werde nicht heiraten, bevor er aus Rom eine Dispens erhalten habe. Dies geschah gegen Ende des Jahres 1550; am Anfang des Jahres 1551 war er bereits vermählt. Nun verurtheilte ihn der Bischof (Dziaduski) zum Vermögens- und Ehrenverluste. Das Urtheil rief eine ungeheuerer Aufregung im ganzen Reiche hervor, die bei dem sehr raschen Zunehmen der protestantischen Strömung gefährlich werden konnte. Die Sache ging an den obersten kirchlichen

Gerichtshof nach Rom. Anfangs hoffte Orzechowski, die Furcht vor dem Übertritt Polens zum Protestantismus werde in Rom die Anerkennung seiner Heirat erzwingen. Er schrieb einen Drohbrief an Julius III., dem an Freiheit kaum etwas gleichgestellt werden kann. Doch umsonst; nach langen Jahren kam das Urtheil: Orzechowski hat sich gegen die kirchliche Disciplin, nicht aber gegen den Glauben vergangen. Der Bann wurde aufgehoben, die Heirat aber nicht anerkannt. Nun schwindet allmählig Orzechowski's Siegesgewißheit; der Entschluß wird immer sichtbarer, sich mit der kirchlichen Gewalt auszuöhnen. Sein Interesse trifft mit seiner Überzeugung zusammen, die im Grunde katholisch gewesen sein muß, da er sonst allen Vortheil aus dem Übertritt zum Protestantismus erreichen konnte.

So bringen denn Überzeugung und Interesse seine beiden bedeutendsten Schriften zur Reife, die ersten, die er polnisch geschrieben hat, die Dialoge von der Execution (Dyalog okolo Exekucy) und den Quincunz. Das Wort Execution bezeichnete damals ein unfassendes, nicht ganz klares politisches Programm. Orzechowski ergreift das Wort in der brennenden Frage, weist treffend manches Unheil nach, nimmt sich mehrerer nützlicher Reformen an, stellt aber ein hypertheokratisches System zusammen, welches dem eifrigen Katholiken seiner Zeit als übertrieben und unausführbar vorkommen mußte. Doch trotz aller Widersprüche und Paradoxe sind einige Stellen dieser Schriften von hinreißender Wirkung. Das religiöse Gerwürfniß, die politischen Wirren erfüllen ihn mit einer Angst für die Zukunft des Reiches, die in erschütternden Worten Ausdruck findet.

Sein Todesjahr ist unbekannt; wahrscheinlich starb er 1567. Durch seine leidenschaftliche Natur, durch die unvereinbaren Widersprüche zwischen seinen Ideen und Handlungen, erscheint er als ein interessantes Phänomen jenes frechen Übermuthes des Individuums, welcher dem XVI. Jahrhundert eigen ist. Durch sein Talent, seine sophistische Gewandtheit, seinen Instinct, immer das zu sagen, was der öffentlichen Meinung eben angenehm war, kann er in seiner Art fast für ein publicistisches Genie gelten. In der polnischen Literatur aber ist er als ausgezeichnete Schriftsteller in hohem Ansehen geblieben.

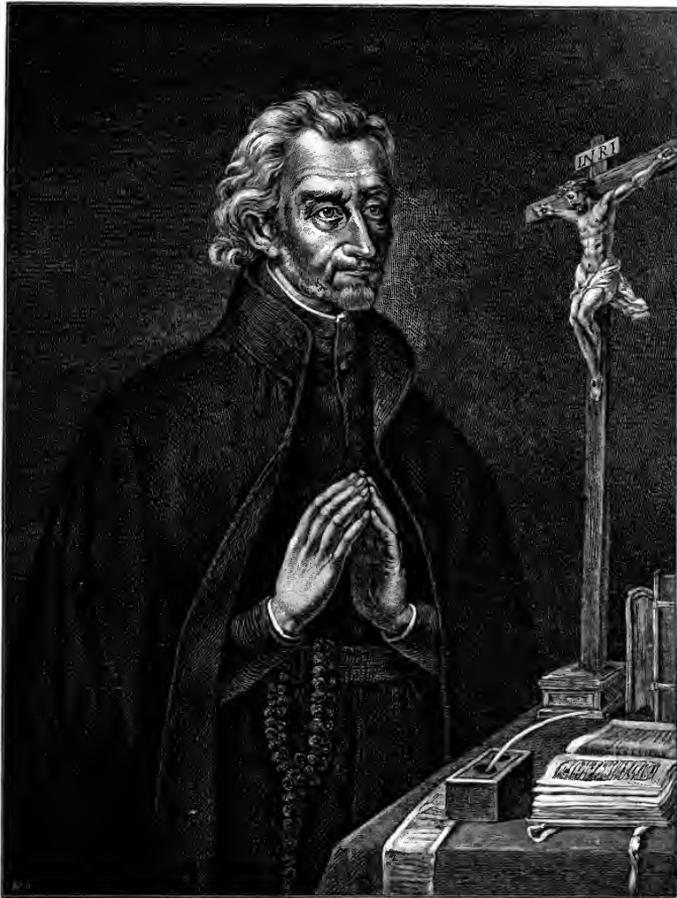
- Andreas Frycz Modrzewski ist die Hauptgestalt der politischen Literatur Polens in diesem Jahrhundert, unter den Schriftstellern dieser Art im damaligen Europa einer der merkwürdigsten. Er zielt auf eine organische Entwicklung aller Bestandtheile der Gesellschaft ab. Gleiches Recht für alle (vor Allen gleiches Strafrecht), die Aufhebung der Gerichtsbarkeit des Gutsheeren über den Unterthan, allgemeine Besteuerung (auch der Geistlichkeit und des Adels); für die Städtebewohner das Recht, Landgüter zu besitzen, folglich öffentliche Ämter zu bekleiden, ein oberster Gerichtshof von Bürgern aller Stände gewählt, Verantwortlichkeit der hohen Staatsbeamten dem Reichstag gegenüber, das sind Forderungen, die im XVI. Jahrhundert kaum anderswo gestellt wurden und deren praktische Durchführung der ganzen Zukunft Polens eine andere Richtung hätten geben können.

Sein Hauptwerk: *de Republica emendanda* ist zuerst im Jahre 1551, dann 1554 in Basel, und auch in mehreren anderen Ausgaben erschienen. Es ist der umfangreichste, der systematischste Reformplan, den die politische Literatur Polens im XVI., ja bis spät ins XVIII. Jahrhundert aufzuweisen hat. Das zweite Buch, von den Gesetzen, enthält die wichtigsten und selbständigsten Ideen Modrzewski's, nämlich die Gleichheit aller vor dem Strafgesetz und die Abschaffung der Jurisdiction des Adels über das Landvolk. Die Art, wie er das Justiz-, Heer- und Finanzwesen organisirt wissen will, entspricht einem allgemein empfundenen und vielbesprochenen Bedürfnisse. Hat aber Modrzewski diese Ideen mit seinen Zeitgenossen gemein, so übertrifft er doch dieselben in der praktischen Auffassung jener Fragen, vor Allem durch den Plan eines allgemeinen Steueretats, mittelst dessen er die Staatseinkünfte zu vermehren und zu sichern trachtet. Nur Eines läßt er außeracht: den Mangel einer Exekutivgewalt.

Die Anfänge von Sigismund August's Regierung sind von religiösen Controversen so sehr in Anspruch genommen, daß sich die weltliche Literatur schwer einen Platz neben denselben erringt; doch nimmt sie in mancher Richtung einen bedeutenden Aufschwung. So zum Beispiel in der Geschichtschreibung. Drzechowski legt in seinen Annalen kein geringes historiographisches Talent an den Tag. Martin Kromer, Bischof von Ermeland, eines der Häupter der katholischen Partei, geboren zu Biecz 1512, gestorben 1589, veröffentlicht seine *Polonia sive de Origine et Rebus gestis Polonorum* 1555. Im schönsten Latein, im edelsten geschmackvollsten Stil, der immer einfach bleibt, erzählt er die polnische Geschichte seit dem Anfang bis zum Jahre 1506. Die moderne Kritik spricht ihm zwar einen selbständigen Quellenwerth ab. Aber die Zeitgenossen nahmen Kromer's *Polonia* mit Enthusiasmus auf; denn sie war ein Meisterwerk der Geschichtschreibung, wie sie jene humanistische Zeit verstand und verlangte. Dreißig Jahre später votirte der Reichstag dem greisen Verfasser eine öffentliche Dankagung und das XVII. Jahrhundert studirte die Landesgeschichte fast ausschließlich aus Kromer.

So stand die polnische Literatur, als gegen das Jahr 1556 oder 1557 ein kleines Gedicht sich in Copien schnell verbreitete, welches — wie erzählt wird — aus Paris geschickt wurde und allgemeine Bewunderung hervorrief. Es begann mit den Worten: „Was willst du Herr von uns für deine reichen Gaben“, und ging in einen Lobgesang auf den Schöpfer und seine Schöpfung über. Endlich war in Polen die Poesie eingezogen.

Johann Kochanowski, Sohn eines wohlhabenden Edelmannes aus der Wojwodenschaft Sandomir, wurde im Jahre 1530 auf dem väterlichen Landgute Szechna geboren. Im Jahre 1545 ist er in die *Alba Studiosorum* der Krakauer Universität eingeschrieben. Ob er seine Studien in Deutschland fortgesetzt hat, ist mehr als zweifelhaft, dagegen gewiß, daß er mehrere Jahre in Italien, und zwar in Padua zugebracht, von da aus



Peter Szarga.

die ganze Halbinsel bereist hat und gegen das Jahr 1555 sich nach Paris begab, um seine Studien fortzusetzen. Wahrscheinlich hat er schon vor seiner italienischen Reise zu dichten versucht; sicher aber ist, daß er in Padua erst recht zu dichten anfangt. Es sind dies lateinische Elegien, meistens Liebesgedichte, classischen Dichtern nachgeahmt. Und doch verleugnet sich die wahrhaft poetische Natur, das frische, theils schwärmerische, theils leidenschaftliche Gefühl des jungen Dichters in all den herkömmlichen Formen und Formeln nicht. Inwieferne die Bekanntschaft mit Roujard auf Kochanowski einwirkte, läßt sich

nicht genau bestimmen; doch ist aus seinen Schriften ersichtlich, daß er ihn gekannt und bewundert hat. Die Vermuthung liegt jedenfalls nahe, daß Konjards Beispiel den jungen Polen dazu anspornen konnte, aus den Schranken der Latinität herauszutreten und den Versuch zu wagen, seine Muttersprache zur Göttersprache zu erheben. Was poetischen Schwung, was Reichthum der Gleichnisse und Bilder, was Wohlklang des Verses und edle Einfachheit des erhabenen Stiles betrifft, so ist jenes erste polnische Gedicht Kochanowskis musterhaft; auf einmal hat sich der begeisterte Dichter und der feine maßvolle Künstler enthüllt.

Im Jahre 1557 zurückgekehrt, suchte er nach der landläufigen Sitte am Hofe eines großen Herrn sich eine Zukunft, durch seine Gedichte sich Ruhm und Ehre zu verschaffen. Der Hof war anfangs jener des Krongroßmarschalls Ziskej, später der königliche, wo er in der Kanzlei als einer der Untersecretäre angestellt wurde. Die Gedichte waren theils lateinische Elegien, theils polnische Lieder, wie er sie nennt Pieśni. Die letzteren sind wohl der Form nach der classischen Lyrik nachgebildet, aber an Gefühl, an Freiheit und Selbstständigkeit, an poetischem Reiz seinen lateinischen Gedichten weit überlegen. Der Inhalt ist zuweilen historisch, hie und da philosophisch, überwiegend aber erotisch. Heiter, grazios, schamhaft oder brennend vor Begierde oder endlich ehrfurchtsvoll, aus der innersten Tiefe des Herzens geseufzt, sind Kochanowskis Liebeslieder ihr erster würdiger Ausdruck in polnischer Sprache, und werden für immer zu den schönsten gehören, welche die Liebe je einem Dichter in dieser Sprache inspirirt hat.

Außer den Liedern dichtet er die Fraszki (Scherze), die wie jene sich wohl durch sein ganzes späteres Leben fortziehen, in dieser Jugendzeit aber in großer Anzahl entstehen und dem Verfasser eine große Popularität verschaffen. Daß dieselben immer anständig seien, läßt sich zwar nicht behaupten, wird aber durch die Art und Bestimmung, so wie durch die Sitten der Zeit erklärt und entschuldigt. Es gibt übrigens unter diesen Scherzen manches feine lyrische Gedichtchen; und die ausgelassensten, die wein- oder genußtrunkensten, wissen doch meistens ihren derben Inhalt durch Witz und Geschmack erträglich, ja angenehm zu machen. Aber, zur Kenntniß des alltäglichen, gesellschaftlichen Lebens und der Gebräuche desselben sind die Fraszki ein Quell reichster Belehrung.

Der Dichter war aber weder ausschließlich Liebhaber, noch ausschließlich Weltmann und lustiger Gefelle. Er war auch Staatsbürger und Patriot mit erstem Einblick in die verwirrten Verhältnisse seiner Zeit. So kam es, daß er auf Wunsch und im Sinne zweier Vice-Kanzler, der Bischöfe Padniewski und Myszkowski, für zwei aufeinander folgende Reichstage zwei politische (kaum satyrische) Gedichte erscheinen ließ, den Satyr und die Zgoda (Eintracht), in denen er die religiöse Einheit, die Kriegsbereitschaft und das Ansehen der königlichen Gewalt seinem Leser ans Herz legt. Nach einigen Jahren aber zieht sich Kochanowski, des Lebens am Hofe überdrüssig, auf das Land zurück, gibt sich

mit den *paterna rura* zufrieden, dichtet weiter, macht sich auf seines Gönners Myszkowski Wunsch an die Uebersetzung der Psalmen und kommt zur Einsicht, daß es am Ende doch Zeit wäre, an eine Heirat zu denken. Nach mehreren Jahren der Ueberlegung vermählt er sich (1574) mit der Schwester eines Nachbarn, Dorothea Poblodowska. Einige allerliebste Lieder und die *Sobotka*, ein idyllisches Gedicht zu Ehren des landesüblichen Gebrauches, am Johannis-Vorabende mitten in den Feldern Feuer anzuzünden und rings herum zu singen, gehen seiner Heirat voran.

Stefan Bathory besteigt den Thron; sein Anblick erfüllt den Dichter mit neuem Muth und neuer Begeisterung. Endlich sieht er einen König auf dem Thron, der allen Wünschen seines Herzens entspricht. Unter diesem Eindruck tritt er in die letzte Periode seiner dichterischen Thätigkeit. Den hohen politischen Absichten des Königs sucht er mit seiner Feder zu dienen. Kleinerer Gedichte politischen Inhalts nicht zu gedenken, legt er seinem classischen Drama eine politische Tendenz unter. Es ist dies die *Odprawa Posłów greckich* (Abfertigung der griechischen Gesandten).

Der Inhalt ist der Geschichte des trojanischen Krieges entnommen; Menelaos und Ulysses erscheinen in Ilium, um Helena friedlich abzuholen, und werden abgewiesen. Die Form ist der griechischen Tragödie streng nachgeahmt, mit treffender Charakteristik der Personen, ernstem majestätischem Ton in den Chören und edlem Pathos in einigen Scenen. Das Interessante aber ist, daß die Tragödie zugleich eine tendenziöse Brochure, diese trojanische Geschichte eine Anspielung auf die polnische ist. Der Rath der trojanischen Großen unter König Priamus Vorsitz ist ein lebendiges Bild des polnischen Reichstags. Die Weissagungen der Seherin Kassandra beziehen sich auf die Republik, speciell auf die Königswahl; die Schlussworte, in denen sich die Tendenz des Werkes concentrirt, sind darauf berechnet, die Gemüther für den Kriegszug gegen Moskau zu entflammen.

Die Psalmenuebersetzung hat für die polnische Literatur eine Bedeutung, wie sie dergleichen Arbeiten nur selten zukommt. Der poetische Stil erreicht hier den höchsten Grad der Vollkommenheit. Majestät und Pathos, herzerreißender Jammer und inniges Flehen, alles weiß Kochanowski in einer Mannigfaltigkeit der Versmaße wiederzugeben, daß seitdem nichts für diese Sprache unerreichbar war.

Einige Jahre später wurde der Dichter von einem schweren, eigentlich dem einzigen schweren Unglück in seinem Leben getroffen: er verlor sein zweijähriges Töchterchen Ursula. Das Kind ist durch des Vaters Schmerz unsterblich geworden. Er schrieb seine *Treny* (Todtenklage). Elternliebe, Elternschmerz begegnen sich in der Lyrik der ganzen Welt selten. Einen Ausdruck wie Kochanowski diesen Gefühlen zu geben vermochte, dürfte man schwerlich anderswo finden. Seine neunzehn Elegien umfassen den ganzen Kreis jener Leiden, die man nach dem Tode eines theueren Wesens empfindet.

Die ersten entsprechen jenem Verstummen, das den ersten Zeiten nach dem Verluste eigen ist; dann folgt die Erinnerung: jeder Augenblick, jeder gewohnte, auch der geringste Gegenstand zerreißt das Herz mit dem Bewußtsein des Geschehenen und Unabweisbaren. Es folgt die Sehnsucht, trostlos und leidenschaftlich, diese geht endlich in Empörung, beinahe in Gotteslästerung über. Das ist aber der Culminations- und der Wendepunkt. Die Verzweiflung löst sich in Thränen, die Empörung verwandelt sich nach und nach in Resignation und Gebet, die Beruhigung und der Trost kehren in der letzten Elegie in die Seele des Dichters ein, dem im Traume seine längst verstorbene Mutter mit der kleinen Ursula in den Armen erscheint, um ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an die Unsterblichkeit, an ein seliges Wiedersehen zu mahnen.

Die *Treny* sind Kochanowski's Haupt- und Meisterwerk; sie sind auch das Schönste und Höchste in der polnischen Dichtung bis zum Auftreten des Adam Mickiewicz geblieben.

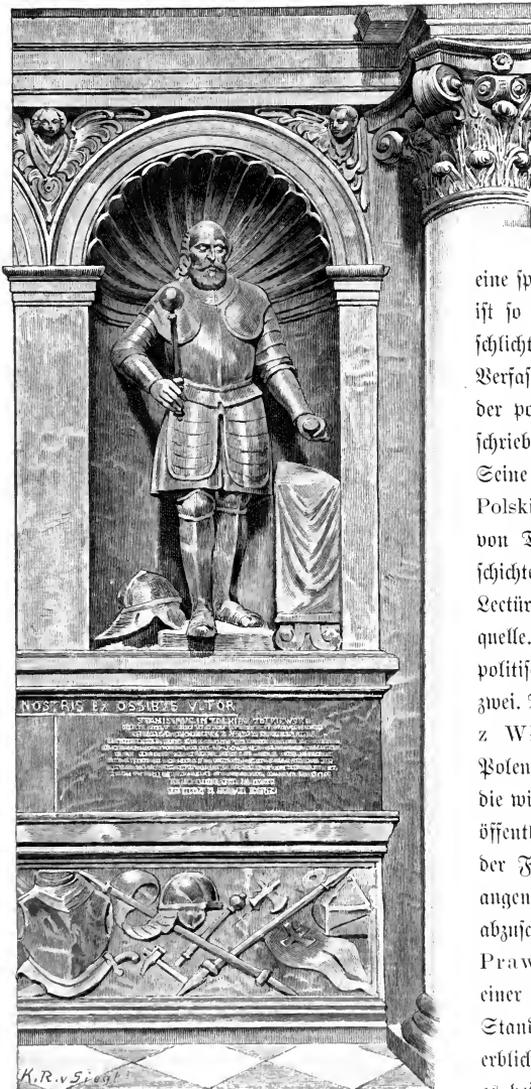
Der Dichter starb an einem Schlaganfall in Lublin 22. August 1584 und wurde in seiner Familiengruft zu Zwolen in der Wojwodschafft Sandomir begraben.

Kochanowski ist ein durchaus lyrischer Dichter; an eine größere Composition wagt er sich nur einmal, und die Abfertigung der griechischen Gesandten beweist ebenso wie seine fragmentarischen epischen Versuche, daß er auf diesen Gebieten kein so großer Meister ist wie auf dem lyrischen. Unter den Lyrikern seiner Zeit, ja aller Zeiten, behauptet er seinen Rang mit Ehren; wohl nicht unter Pindars oder Schillers, aber unter Horazens und Petrarca's Nahne. Größere Dichter hat es wohl gegeben; eine so harmonische, vollkommen ausgeglichene dichterische Natur ist nicht leicht aufzuzählen.

Um Kochanowski scharf sich eine Gruppe von Dichtern, unter denen nur zwei hervorgehoben zu werden verdienen: Mikolans Semp Szarzyński, der ein ganz ungewöhnliches Talent besaß, leider aber sehr jung gestorben ist, und Sebastian Klonowicz (Aernus), geboren 1545, gestorben 1602, in dessen Gedichten (vor Allem in den satyrischen) sich viel Verstand und scharfer Beobachtungssinn bemerken läßt. Die Form aber und das poetische Talent lassen viel zu wünschen übrig.

Vielseitiger und reichhaltiger als die Dichtkunst entwickelte sich in derselben Zeit die polnische Prosa.

Lucas Górnicki (geboren zu Dźwiczim 1527, in Krakau und Padua gebildet, anfangs Secretär zweier Krakauer Bischöfe, dann Sigismund August's, dessen volles Vertrauen er besaß, Starost von Tykocin, gestorben 1603) tritt im Jahre 1565 mit seinem Dworzanin (Hofcavalier) auf, einer Bearbeitung des Castiglione'schen Cortegiano, in welcher vieles einfach übersezt, manches aber weggelassen, anderes hinzugefügt ist. Der prächtige Dialog wird vom Stenischen Hofe auf eine Villa des Bischofs von Krakau übertragen; selbstverständlich fallen die Damen weg, das Gespräch wird von Männern geführt



Stanislaus Zoltiewski.

und aus demselben das entfernt, was den Zustand verlegen oder dem polnischen Leser schwer verständlich sein könnte. Für die Cultur und Sittengeschichte gewinnt dadurch das Werk ein großes Interesse; für die Sprache und Literatur aber hat es eine specielle Bedeutung. Die Sprache ist so wunderschön, der Stil von so schlichter und edler Eleganz, daß der Verfasser für einen klassischen Meister der polnischen Prosa gilt. Górnicki schrieb auch selbständige Werke. Seine Geschichte „Dzieje w Koronie Polskiej“ hat indeß eher den Charakter von Denkwürdigkeiten als von Geschichte, und ist mehr eine angenehme Lectüre, als eine geschichtliche Hilfsquelle. Merkwürdig aber sind seine politischen Schriften. Es gibt deren zwei. Die erste, Rozmowa Polaka z Włochem (Unterredung eines Polen mit einem Italiener) berührt die wichtigsten Fragen des polnischen öffentlichen Rechtes und culminirt in der Forderung, die im Jahre 1573 angenommene Form der Königswahl abzuschaffen. Die zweite, Droga do Prawdziwej Wolności (Weg zu einer wahren Freiheit) geht von dem Standpunkte aus, daß, wenn einmal erbliche Monarchie nicht möglich ist, es besser sei, eine rein republikanische Regierungsform einzuführen, als das

Reich den periodischen Gefahren immer neuer Königswahlen auszusetzen. Die venetianische Verfassung wird da als Muster hingestellt.

Die politische Literatur wird im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts sehr reichhaltig. Als Repräsentanten ihrer Hauptrichtungen wären zu erwähnen: Christof Warszewicki (gestorben 1603), der entschiedenste Monarchist unter den Schriftstellern seiner Zeit, der eifrigste Fürsprecher der österreichischen Candidatur und Politik, jedoch als bezahlter Agent und unehrenhafter Charakter ohne Ansehen und Einfluß; Demetrius Solikowski, Erzbischof von Lemberg, und Andreas Ciepielski, beide Gegner der allgemeinen Königswahl; endlich Peter Grabowski und Josef Wereszczynski, die sich vorwiegend mit der damaligen orientalischen Frage befassen und angesichts der stets drohenden Türkengefahr zur Colonisation der östlichen Wojwodschaften mahnen. Es schwebt ihnen dabei das Ideal einer militärischen Colonie vor, die zugleich eine Kriegsschule und ein zum Kampfe gegen die Ungläubigen berufener ritterlicher Orden wäre. Als Endziel erscheint ihnen ein Kreuzzug gegen die Osmanen und die Auftheilung ihres Reiches, wobei Polen die Krim und die nördliche Küste des Schwarzen Meeres zufallen sollte.

Die Anzahl der Historiker ist gleichfalls beträchtlich. Joachim Bielcki veröffentlicht unter seines Vaters Martin Namen seine *Kronika Polska* (Chronik von Polen). Unter vielen zeichnen sich besonders zwei aus: Swiętosław Drzewicki, der ein höchst interessantes Bild der drei ersten Interregna und Königswahlen hinterließ, und Reinhold Heidenstein, ein Danziger, Chef der Kanzlei König Stefan Bathorys, dessen *Rerum Poloniarum Libri XII.*, ein ausgezeichnetes politisches Urtheil bezeugen. Die sechs Bücher vor allem, in denen er die Kriegszüge gegen Moskau erzählt, unter der directen Aufsicht des Königs geschrieben und von demselben hie und da mit Bemerkungen versehen, sind ein wahres Meisterwerk.

Die religiöse Literatur und theologische Polemik geht natürlich ihren Weg weiter. Wir übergehen hier die Namen der zahlreichen Bibelübersetzer und Prediger, mit einziger Ausnahme des Jakob Wujek, dessen Übersetzung bis jetzt als der einzig autorisirte polnische Text der Vulgata dasteht. Dagegen ist aus dem katholischen Lager der größte Redner, der größte Prosaiker hervorgegangen, welchen die polnische Literatur bis heute besessen hat.

Peter Skarga wurde in Grojec (in Mazowien) im Jahre 1536 geboren. Die Universität hat er in Krakau besucht. 1564 zum Priester geweiht, wurde er als Prediger und Canonicus bei der Lemberger Kathedrale angestellt und gelangte sogleich durch seine Beredbarkeit und zahlreiche Bekehrungen von Protestanten und Schismatikern zu großem Ruhm. Der Beruf eines Weltpriesters genügte ihm aber nicht: er wurde Jesuit. 1569 trat er zu Rom ins Noviziat ein. 1571 nach Polen zurückgekehrt, wurde er 1573 nach Wilna geschickt, wo er unter den zahlreichen Calvinisten manche ansehnliche Persönlichkeiten

(wie eine Linie des Hauses Radziwiłł) zum Katholicismus bekehrte und zugleich dem Schisma sein Augenmerk widmete. Sein Werk: *O Jedności Kościoła Bożego* (Über die Einheit der Kirche Gottes) 1576, wird von der katholischen Theologie bis jetzt als eines der besten das griechische Schisma betreffenden angesehen. Stefan Bathory ernannte Skarga zum Rector der in Wilna gegründeten Akademie und wollte ihn während seines Kriegszuges nach Połock um sich haben. Sigismund III. berief ihn (1588) an seinen Hof als Prediger und Beichtvater. Als solcher ist er bei dem Abschluß der kirchlichen Union (Breść 1596), im Zbrzydowski'schen Bürgerkriege als Vermittler thätig. Alt, müde und krank verabschiedete er sich vom Hofe im Jahre 1611 und starb 27. September 1612 zu Krakau, wo er in der damals den Jesuiten gehörenden Peterskirche bestattet ist.

Auffallend ist bei allen Schriftstellern des XVI. Jahrhunderts ein dumpfes Vorgefühl, die Angst vor einer schwarzen Zukunft, die über die Republik verhängt ist. Die ersten Klänge solcher Ahnung lassen sich schon bei Krzycki und Dantiscus vernehmen, Modrzewski begründet sie mit dem Übergewicht eines Standes über alle übrigen. Der lebensfrohe Rey wird düster, wenn er den König kinderlos sieht und in die Zukunft blickt. Orzechowski erhebt sich zu einem erschütternden Pathos, wenn er fragt, was das Ende von allen den religiösen und politischen Zerwürfnissen sein werde. Kochanowski, Górnicki, Solikowski, Grabowski, alle sind von ähnlichem Grauen und Schrecken erfüllt. Ist das dunkle Ahnung oder die Einsicht, daß ein Staat ohne Executivgewalt und mit einer periodischen Königswahl eine unheilbare Krankheit in seinem Inneren trägt? Sonderbar ist dieses Gefühl jedenfalls, mitten im Glanz und Gedeihen.

Dieser Gesinnung gibt Skarga einen unübertrefflichen Ausdruck. Als Hofprediger hatte er die Obliegenheit, während der Reichstagsession jeden Sonntag beim Hochamt zu predigen. Diese Reichstags-Predigten erschienen 1600 im Druck. Das Jahr, in welchem sie gehalten wurden, ist unbekannt. Die zweite Predigt, von der Vaterlandsliebe, ist durch psychologische Kenntniß des polnischen Charakters, durch glänzende Darlegung der religiösen Pflicht, ein guter Bürger zu sein, ausgezeichnet. Die sechste, von der Erniedrigung der königlichen Macht und Autorität, ist die politisch wichtigste; überhaupt eine der weisesten Mahnungen, die das alte Polen je vernommen hat. Skarga ist Monarchist: „nicht nach der Türken oder Moskowiten Art dem Despotismus gewogen und ergeben“; aber für einen großen Staat dünkt ihm die republikanische Form unzulänglich, ja gefährlich. „Denn das, was ihr Demokratie nennt, hat immer die Folge und den Ausgang, daß die demokratische Mehrheit von schlauen Individuen, von Demagogen verführt wird, deren wahre Triebfeder nie das allgemeine Wohl, nie das Vaterland, sondern die eigene Hoffahrt oder Geldbegierde ist.“ Eine gemäßigtere (wie wir heute sagen, eine constitutionelle) Monarchie mit einem König, der regieren kann, ist Skargas Ideal.

Die Mahnung an ein trauriges Ende als Gottes Strafe und als natürliche Folge solcher inneren Zustände zieht sich durch alle Predigten hin. In der letzten aber bricht sie mit einer elementaren Macht durch, der die ältere polnische Literatur nichts, die neuere kaum etwas gleichzustellen vermag. Skargas Weissagungen haben sich in einer Weise sogar bis auf Einzelheiten erfüllt, daß ihm nach Polens Untergang ein prophetischer Geist zugeschrieben wurde. Er selbst erklärte, einen solchen nicht zu haben; er ist aber und bleibt für immer einer der höchsten Geister, welche diese Nation hervorgebracht hat, die derselben voranleuchteten und ihr zur Rettung und Selbsterhaltung zu verhelfen suchten.

Die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts wird allgemein als das goldene Zeitalter der polnischen Literatur betrachtet, und zwar mit Recht. Für die polnische Literatur ist sie der Augenblick, in welchem die Sonne in der vollsten Mittagshöhe steht. Das allmähliche Sinken fällt in die erste Hälfte des XVII. Jahrhunderts, in die Zeit der beiden ersten Könige aus dem Hause Wasa. Dem Anschein nach bleibt alles unverändert. In denselben Formen, in einer jedenfalls guten Sprache wird weiter (und zwar von vielen) gedichtet, gepredigt oder an Geschichtswerken gearbeitet. Die Grundlage der Weltanschauung, der Einfluß des klassischen Alterthums in allen Richtungen und Gattungen der Literatur bleibt unberührt. Nur fehlt dieser Literatur und Cultur der mächtige innere Trieb höher zu steigen, welcher das XVI. Jahrhundert charakterisirt. Das klassische Alterthum hat bereits zur Entwicklung der europäischen Cultur das Seinige beigetragen. Wer sich von dieser Stufe höher erheben wollte, der mußte in sich selbst, in der gegenwärtigen Welt neue Quellen und neue Elemente des Wissens, neue Formen des Schaffens suchen und finden. Wer auf dem bereits überwundenen Standpunkte stehen blieb, der blieb zurück, indem er mit den anderen nicht gleichen Schrittes sich bewegte.

Polen blieb stehen. Die großen Fragen des XVI. Jahrhunderts waren erledigt. Die aus mittelalterlichen und römisch-republikanischen Begriffen zusammengesetzte Verfassung (1573) wurde als ein non plus ultra politischer Weisheit und möglicher Glückseligkeit angesehen, als ein Sacro-Sanctum, an dem nicht gerührt werden durfte. Die Katholiken waren zufrieden und mit Recht: Die kirchliche Einheit, die sie anstrebten, kehrte auffallend rasch und leicht zurück. Der Protestantismus, vor Kurzem noch so kampfbegierig und hoffnungsvoll, scheidet mit jedem Jahre mehr dahin und wird zu einer unbedeutenden Minorität, die jeder Hoffnung auf Ausdehnung entsagend, zufrieden ist, daß man ihr ihre Rechte und Freiheiten beläßt. Der Adel sonnt sich in den Strahlen seiner Freiheit; die übrigen Stände resigniren sich eben, nichts zu bedeuten. Der innere Trieb erschläfft, der Status quo reicht aus. Und doch hätte die Zeit viele und große Aufgaben gestellt. Das eben zu seiner größten territorialen Ausdehnung gelangte und von zwei Seiten, vom Süden und Norden, von Türken und Russen stets bedrohte Reich hatte vor Allem

die Aufgabe, seine östlichen Grenzen gegen jedweden Angriff sicherzustellen. Einer solchen Aufgabe vermag nur eine consequente Politik und eine leitende Obergewalt zu genügen, die ohne eine Dynastie schwer denkbar ist. Das instinctive Bewußtsein dieser Gefahr und dieser Nothwendigkeit war da, aber es fehlte ein zielbewußter Wille. Polen vermied die Kriege mit der Türkei und mit Rußland nicht, nur waren es in der ersten Hälfte



Jakob Sobieski.

vorwiegend, in der zweiten ausschließlich Defensivkriege, welche die Republik umsonst erschöpften, da sie nie mit einem entscheidenden Erfolg endeten.

Ein ähnlicher Status quo läßt sich auch in der Literatur der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts erkennen. Die Unterlage der Bildung und der schriftstellerischen Thätigkeit bleibt immer das classische Alterthum, die Poesie bewegt sich immer auf dem von Kochanowski gebahnten Wege, doch läßt sich hie und da die Abnung beobachten,

neue Elemente, neue Formen seien doch nothwendig und erwünscht. In den Dialogen, die bei mangelndem Talent der Verfasser sich leider nicht zum Lustspiel entwickelt haben, kommen echt polnische, nicht ohne Humor geschilderte Typen vor. Die italienische (seltener die deutsche) Novelle wird ungearbeitet oder nachgeahmt und viel gelesen. Peter Kochanowski, ein Neffe des großen Johann, sucht die polnische Dichtung in Verbindung mit der modernen europäischen zu bringen, indem er Ariosts „Orlando“ und Tassos „Gerusalemme“ übersetzt, und zwar den ersten gut, die letztere (jedenfalls leichtere) besonders schön. Doch als Hauptrepräsentant der Dichtkunst muß in dieser Periode Simon Szymonowicz (Simonides) gelten, ein Lemberger, im Jahre 1557 geboren, 1629 gestorben. Der letzte Humanist im vollen Sinne des Wortes, hat er vor Allem in seinen der Form nach den classischen nachgeahmten Idyllen reizende kleine Gemälde des polnischen Landlebens voll Naturwahrheit und Anmuth entworfen. Ihm zur Seite stehen die beiden Brüder Zimorowicz, Lemberger wie er, und nach seinem Muster gebildet, von denen der Jüngere Simon, leider im fünfundzwanzigsten Lebensjahre gestorben, eine ungewöhnliche poetische Begabung zeigte, der Ältere aber, Bartholomäus, des Szymonowicz treuer Nachahmer, bei geringerem Talent doch die gute Schule bis spät in die zweite Hälfte des Jahrhunderts aufrecht erhielt und auch als Geschichtsschreiber seiner Vaterstadt, deren Bürgermeister er war, sich verdient gemacht hat. Samuel Twardowski (1600 bis 1660) versucht sich in heroisch-epischen Gedichten, die aber nicht viel mehr als gereimte Chroniken einiger Begebenheiten seiner Zeit sind. Die lateinische Dichtung geht zu Ende; sie hat noch einen talentvollen Repräsentanten in dem Jesuiten Matthias Sarbiewski, der aber der polnischen Literatur keinen Nutzen bringt.

Die Geschichtsschreibung liefert zwar keinen Historiker wie Heidenstein mehr, aber eine ganze Gruppe bedeutender Schriftsteller, die würdig in die Fußstapfen des großen Vorgängers treten. Die bedeutendsten beschreiben ausführlich die Geschichte ihrer Zeit; so vor allen Paul Piasiecki, Bischof von Przemyśl. Eine zweite Gruppe bilden die Memoirenschreiber; Stanislaus Albrecht Radziwill, Kanzler von Lithauen, ist hier vor allen zu nennen. Hieran reihen sich endlich diejenigen, die ein besonderes Ereigniß, etwa einen Kriegszug, oder die Thaten einer Persönlichkeit beschreiben.

Stanislaw Żółkiewski, geboren 1547, Krongroßhetman und Kanzler, ist als Feldherr, Staatsmann und Charakter eine der edelsten heroischen Gestalten Polens. Der Einzige unter dessen Feldherren, der den Triumph erreichte, die feindliche Hauptstadt einzunehmen und den fremden Monarchen gefangen nach Warschau zu schicken, wurde er, nachdem er in Moskau die Bedingungen der Berufung des Kronprinzen Władysław zum Czarenthron staatsmännisch weise und dabei hochherzig mit den Bojaren festgestellt hatte, durch Hofintriguen zurückberufen. Der Erfolg seines Kriegszuges war damit zu Ende,

nicht aber sein tragisches Geschick. In spätem Alter sah er sich gezwungen, mit den Türken Frieden zu schließen, deren überwältigende Macht er sonst nicht von dem Eingriff in die Grenzen der Republik mit seinen schwachen Kräften hätte aufhalten können. Da ihm dies von Eiferfüchtigen als Verrath gedeutet wurde, zog der tief verletzte Greis, als im Jahre 1620 ein neuer Einfall drohte, mit ganz ungenügenden, zum Theil auf eigene Kosten gesammelten Kräften gegen den Feind und fiel bei Cecora. Sein Haupt wurde vom Kumpf abgehauen und nach Constantinopel gebracht, sein Sohn, an des Vaters Seite verwundet, gefangen genommen. Losgekauft, starb dieser bald darauf an Erschöpfung. Beiden setzte des Hetmans Witwe, Regina, geborene Herbut, in der Żółkiewer Kirche ein Grabmal mit der Inschrift: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.“ Diese Inschrift las schon als Kind des Hetmans Urenkel und Rächer König Johann Sobieski. Dieser Mann also, Żółkiewski, hinterließ eine Beschreibung seines Moskauer Feldzuges; einfach, unbefangen und schlicht geschrieben, ist dieser „Anfang und Fortgang des Moskowitzischen Krieges“ eine wahre Perle der polnischen Historiographie.

Ein Jahr nach der tragischen Katastrophe von Cecora brach ein neuer Türkenkrieg aus und endete mit dem überaus glänzenden Chocimer Siege. Die Geschichte dieses Feldzuges (*Commentarius belli Chotinensis*) hat Jakob Sobieski geschrieben, der Gemal einer Enkelin des gefallenen Żółkiewski, und König Johanns Vater, ein Mann von wohl verdientem Ansehen, Bevollmächtigter der Republik auf dem Westphälischen Friedenscongreß, zuletzt Castellan von Krakau und als solcher erster Senator der Republik, auch als ausgezeichnete Reichstags- und Gelegenheitsredner viel gerühmt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß mitten in dem allmäligen Sinken des politischen Ansehens und der wissenschaftlichen Bildung, das patriotische und religiöse Bewußtsein, das Pflichtgefühl, der heroische Aufopferungsgeist in einigen auserlesenen Männern des XVII. Jahrhunderts sich zu einer Höhe erhebt, die dem glücklicheren XVI. Jahrhundert nicht bekannt gewesen war. Jener kriegerische und katholische Geist, der einen Żółkiewski, später einen Czarniecki und Sobieski beseelt, spiegelt sich in der Literatur hauptsächlich in einem Prediger ab, in dem Dominicaner Fabian Birkowski, Hof- und Feldkaplan des Kronprinzen Wladyslaw (geboren zu Lemberg 1566, gestorben zu Krakau 1636). Oft weitläufig und von den erkünsteltesten Concetti bereits angekränkelt, zeigt er doch Phantasie und hinreißende Kraft, nicht selten auch eine gewisse sympathische Soldatenderbheit, die ihn trotz seiner Fehler zu einem großen und höchst beliebten Redner machten.

Die Hauptgestalt in der Literatur jener Periode ist Simon Starowolski (geboren 1588, gestorben 1656) nicht nur deshalb, weil er mehr als alle anderen in den verschiedensten Richtungen schrieb, sondern besonders deshalb, weil er über die Zeitfragen am tiefsten nachgedacht, dieselben am ernstesten behandelt hat. Polyhistor nach damals

üblicher Art, bearbeitet er Geschichte, Geographie, Literatur, Rechts- und Militärwesen, bis ihn sein geistlicher Beruf (1639) mehr auf religiöse Stoffe und Predigten weist. Am bedeutendsten sind seine politischen Werke, vor allen seine Reformation der polnischen Sitten. Als im Jahre 1655 die Republik von Schweden, Russen und Kosaken überfallen, fast für verloren galt, schrieb Starowolski seine Lamentation der Krone Polens, die für das Schönste gelten kann, was die polnische Literatur in der Zwischenzeit von Skarga bis Mickiewicz hervorgebracht hat. Es ist auch Starowolskis letzte Schrift. Als Domherr der Krakauer Kathedrale mußte er dem Könige von Schweden als Cicerone in seiner Kirche dienen und hatte mit demselben ein Gespräch, das mit den Worten: „Fortuna variabilis, Deus immutabilis“ endete. Ein paar Monate nachher ist er gestorben.

Mit diesen Kriegen und dieser Kosakenrebellion fängt eine düstere Zeit an, um so düsterer, als der äußeren Übermacht die innere, jene des Individuums über die Gesamtheit zur Seite steht. Im Jahre 1652 wird zum ersten Male der Reichstag durch das *Liberum veto* eines Theilnehmers in seiner Wirksamkeit sistirt und aufgelöst. Der König von Schweden gerirt sich als polnischer König, der Czar bemächtigt sich Lithauens, der Kosak Chmielnicki reißt die transdnieprische Ukraine los und unterwirft sie zuerst der Türkei, dann Rußland. Polens Untergang scheint vollbracht zu sein.

Unter solchen Umständen ist an ein Gedeihen der Wissenschaft nicht zu denken: nach dem allmäligen Sinken während der ersten Hälfte des Jahrhunderts tritt jetzt die Dämmerung ein. Und doch, wie sich die Republik wahrhaft heldenmüthig aufraffte, sich ihrer Feinde entledigte und aus dem Kriege zwar mit schweren Wunden, doch siegreich hervorging, so bewährt sich derselbe ritterliche und patriotische Geist auch in der Literatur und schafft Werke, die Achtung und Sympathie verdienen. Wespasian Kochowski ist der getreueste und edelste Repräsentant der Literatur dieser Zeit. Im Jahre 1633 geboren, 1699 gestorben, tritt er uns nur als Lyriker entgegen. Seine Lyrik folgt Schritt für Schritt allen wichtigen Ereignissen, von Wladyslaw's IV. Tode bis zum Wiener Feldzuge Johanns III. Huldigt er auch hie und da dem üblen Geschmac der Zeit, so gelingt es ihm doch meist seinen Gefühlen einen ernsten, männlichen, zumal begeisterten Ausdruck zu geben. Merkwürdig ist seine Psalmodie, eine im Psalmenshythmus und Psalmestil verfaßte Gruppe von Gesängen, die halb weltlich, halb religiös, hie und da mit einem mystischen Anstrich, an die weit späteren Dichter Mickiewicz und Krasiński erinnern; die schönsten dieser Gesänge beziehen sich auf die Türkenmiederlage von Wien.

Waclaw (Wenzel) Potocki, 1622 geboren, in der Umgegend von Wicz auf seinem Landgute Luzna wohnhaft, um das Jahr 1696 gestorben, hätte bei etwas mehr Ausbildung ein bedeutender Epiker werden können. Er verfaßte eine *Wojna Chocimska* (Chocimer Kriegszug, vom Jahre 1620), die wirklich nach Pulver riecht. Von Potockis übrigen

Werken ist das interessanteste die *Argenis*, Barclays didaktischer Roman, aus der lateinischen Prosa in polnische Verse übertragen und mit Zusätzen und Anspielungen auf polnische Verhältnisse ausgestattet.



Ignaz Krasicki.

Andreas Morstin (1622 bis 1700), eine politisch bedeutende Persönlichkeit, bezeichnet in der Literatur den Anfang der französischen Einflüsse. In seinem größeren, ziemlich gelungenen Gedicht: *Psyche* lehnt er sich noch an die Italiener, namentlich an Marini an; aber er übersezt zur selben Zeit Corneilles *Cid*, und in seinen

lyrischen (meist erotiſchen) Gedichten huldigt er dem damaligen franzöſiſchen *bel esprit*, der ein artiges Madrigal höflich, ſchmeichelhaft, wigig, öfters lüſtern, mitunter aber auch gefühlvoll, nicht ohne Talent und gewiſſe Kunſtfertigkeit zu Ehren der eben bewunderten Schönheit zu ſchreiben immer bereit iſt. Zuweilen, beſonders wenn er politiſche Ereigniſſe und Zuſtände berührt, wird Morſtin erſt, ja ſogar pathetiſch.

Geiſtreich, leider ganz formloſe ſind die Satyren Chriſtoph Dpaliński (geſtorben 1656), welcher als der Typus eines gefährlichen Oligarchen bis jetzt mit Abſcheu genannt wird. Als Geſchichtſchreiber ſind in dieſem Zeitraum vor allen der Dichter Kochowſki und Lorenz Rudawſki, Domherr von Olmütz, zu nennen. Dieſe Epoche brachte auch den merkwürdigſten aller polniſchen Memoirenſchreiber hervor. Es iſt dieſes Johann Chryſoſtom Paſek, ein Officier, der unter Czarniecki die ſchwediſchen und ruſſiſchen Kriege mitgemacht hat. Seine Erzählungsweiſe gilt für das ſchönſte Beiſpiel polniſcher Heiterkeit und Schlagfertigkeit. Neben Rey, Kraſicki und Fredro wird der naive Paſek, dem es nie eingefallen iſt, ſich ſelbſt für einen Schriftſteller anzusehen, als ein in ſeiner Art claſſiſcher Repräſentant des polniſchen Humors betrachtet und genannt.

Die weltliche, wie die kirchliche Verebſamkeit wird theils durch bombastiſche Perioden, theils durch gemeine Wiſe entſtellt. Die politiſche Proſa verliert jenen hohen reformatoriſchen Charakter, der ſie im XVI. Jahrhundert auszeichnete; an deſſen Stelle tritt jetzt die Verherrlichung des polniſchen Status quo. Andreas Maximilian Fredro, Caſtellan von Lemberg, ſpäter Wojwode von Podolien (geſtorben 1679), ein geiſtreicher und gebildeter Mann, ein eifriger Patriot und biederer Charakter, zugleich aber ein Fanatiker, huldigt in ſeinen Schriften allen jenen politiſchen Vorurtheilen, die Polens Untergang herbeiführen ſollten. Er motivirte philoſophiſch die Nothwendigkeit des *Liberum veto*, der *Interregna*, des Mangels an ſtehenden Heeren und Feſtungen u. ſ. w. In ſeinem *Vir Consilii* ſtellt er ein Syſtem der gebräuchlichen bombastiſchen Redekunſt zuſammen. Seine Sprichwörter, inhaltlich den berühmten Maximen des La Rochefoucauld ähnlich, dürften an Werth denſelben kaum nachſtehen.

Bis jetzt iſt es nur Dämmerung, Finſterniß kommt erſt mit dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Für die Literatur, ſowie für den inneren Zuſtand Polens iſt die Zeit der ſächſiſchen Könige, beſonders jene Auguſts II. (1697 bis 1733), die allertraurigſte. Eine Dicht- und Redekunſt arm an Gedanken, öfters grotesk in der Form; eine Geſchichtſchreibung, die ſich mit Katalogen von Königsnamen begnügt und höchſtens noch einige intereſſante Denkwürdigkeiten hervorbringt. Das Schulweſen und deſſen Reſultate ſind kläglich. Doch führt das Übermaß des Übels ſelbſt eine Reaction herbei. Es gibt Männer, die ſich den Verfall der Cultur, mehr noch jenen der Republik zu Herzen nehmen und ſich erſtlich bemühen, Gegenmittel ausfindig zu machen. Zu dieſen gehört Stanisław

Karwicki, der in den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts in seinem Werke: „De corrigendis defectibus in statu Reipublicae“ dieses Ziel zu erreichen hofft.

Patriotisches Gefühl und politischer Sinn sind also, wenn auch anfangs nur unter einigen Auserlesenen, rege geworden. Nach Augusts II. Tode (1733) erscheint König Stanisław Leszczyński's: Freie Stimme zur Sicherstellung der Freiheit (*Głos wolny wolność ubezpieczający*), der ausführlichste Reformplan, dem man seit Modrzewski's Zeit in der politischen Literatur Polens begegnet. Sehr geistreich, einen hohen moralischen und patriotischen Standpunkt einnehmend, bezeugt dieses Werk auch den praktischen Staatsmann, der die Geschäfte aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat. Die Hauptideen der Freien Stimme finden sich, mit Hinweglassung des specifisch Polnischen, in des Königs *Oeuvres du philosophe bienfaisant* wiederholt unter dem Titel: *Entretiens d'un européen avec un citoyen de l'île de Dumocala*.

Seit dem Regierungsantritt Augusts III. treten die Reformideen immer deutlicher hervor. Um die beiden Brüder Czartoryski (August, Wojwoden von Neuffen und Michael, Kanzler von Lithauen) beginnt sich eine selbstbewußte politische Partei



Franz Karpiński.

zu bilden; an dem entfernten kleinen Hofe zu Nancy erhalten junge Polen eine höhere politische, militärische und sogar wissenschaftliche Erziehung. Gelehrte, wenn auch nicht talentvolle Männer nehmen sich eifrig der Wissenschaft an; so die beiden Brüder Zaluski, Stanisław, Bischof von Krakau und Josef, Bischof von Kiew, die mit großem Aufwand und vielen Opfern die überaus reiche Zaluski'sche Bibliothek sammeln und für den öffentlichen Gebrauch in Warschau eröffnen. Josef Zaluski's Initiative verdanken wir die ersten bibliographischen Arbeiten, zahlreiche Ausgaben von Documenten und Werken; sein Einfluß macht sich auch bei den Ausgaben geltend, welche die Piaristen zustande bringen, wie die *Volumina legum* des Konarski, Dogiels *Codex diplomaticus* u. s. w.

In Augusts III. Zeiten fällt der größte Theil der dichterischen Thätigkeit einer originellen Persönlichkeit, nämlich der Elisabeth Druzbacka. Anfangs auf dem Lande in

Nzemien (gegenwärtig Bezirk Mielec) wohnhaft, dann als Witwe in einem Nonnenkloster in Tarnów der Andacht lebend, hat sie nie aufgehört, Verse zu schreiben und war von ihren Zeitgenossen hoch geschätzt. Schlicht, offenherzig, keineswegs schwärmerisch, eher satyrisch, ist Druzbaeka im Ganzen eine sympathische Gestalt. Die gute Dame ist jedem fremden Einfluß und Geschmack nicht nur fremd, sondern auch principiell feindlich. Bei anderen macht sich aber der französische Einfluß immer mehr geltend. Der Hetman Wactaw Nzewuski (1706 bis 1779), eine in der polnischen Geschichte sehr bekannte und ehrwürdige Gestalt, widmete seine Mußestunden der Dichtung und ahmte in seinen zwei Trauerspielen Racine, in den Lustspielen Molière nach. Der Stoff der Tragödien ist der polnischen Geschichte entnommen, die Ausführung stellenweise ziemlich gelungen.

Wie traurig also auch der politische Verfall der Republik war, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß in den dreißig Jahren der Regierung Augusts III. ein großer Fortschritt erreicht worden ist. Das drückende Gefühl des Verfalls ist dabei als die erste und mächtigste Ursache zu nennen, die Hauptträger der politischen und wissenschaftlichen Aufklärung waren aber die bereits erwähnten Fürsten Czartoryski, König Leszczyński, die beiden Zaluski und mit ihnen Stanisław Konarski.

Im Jahre 1700 (als Sohn eines Castellans) geboren, in einem Piaristen-Collegium erzogen, trat er gleich nach Beendigung seiner Studien in diesen Orden ein. Er begann mit der Herausgabe der Volumina legum und mit ein paar ausgezeichneten politischen Brochüren. Sein Hauptverdienst war aber die Reform der öffentlichen Erziehung, allerdings nur in den Anstalten der Piaristen. Die Nothwendigkeit der Reform war aber so augenscheinlich, die Resultate waren so handgreiflich und erprießlich, daß alle übrigen Schulen, vor Allem die Jesuitencollegien sich nach Konarskis Pläne einrichten mußten, wenn sie nicht ganz vernachlässigt werden wollten. In erstaunlich kurzer Zeit wurden alle Mittelschulen in didaktischer und pädagogischer Hinsicht gründlich reformirt. Neben dem Erziehungswesen ist die politische Reform Konarskis große Aufgabe. Seit seiner Jugend auf diesem Gebiete thätig, ließ er in späterem Alter sein Werk: Von der Erprießlichkeit der öffentlichen Berathungen erscheinen (den ersten Theil im Jahre 1760). Dies ist das Werk, welches die Art an die Wurzeln des Unheils, an das Liberum veto legte, und zwar mit einer Gründlichkeit, mit einer Klarheit der Beweisführung, die wahrhaft unwiderstehlich ist. Es blieb auch nicht wirkungslos. Die Überzeugung, das Veto müsse abgeschafft werden, greift seitdem immer mehr um sich. In den ersten Jahren des Stanisław August Poniatowski wurde bereits der Anfang gemacht, bei den Berathungen der Sejmiki (Bezirkstage) sollte Stimmenmehrheit, nicht wie bisher Einstimmigkeit maßgebend sein. Auf dem Reichstage vom Jahre 1766 war der Sieg dieses Principis beinahe gesichert. Verhindert wurde er durch zwei gleichzeitige

Noten des russischen und preußischen Gesandten, welche erklärten, jeder Versuch einer Abschaffung des *liberum veto* werde von den beiden Mächten als ein *casus belli* angesehen werden.

Die Regierungszeit Stanislaw August Poniatowski's ist von Anfang bis zu Ende bewegt durch den Kampf der Reformideen, die immer mehr Wurzel fassen und endlich in der Constitution des 3. Mai 1791 zur Thatsache werden, mit einer Partei, die theils durch fanatische Anhänglichkeit an alte Begriffe und Gesetze, theils durch eigenes Interesse verblendet, mit Rußlands Hilfe in der Conföderation von Targowica siegt und den Untergang der Republik herbeiführt.

Die Cultur, die Literatur, als deren Theil und Organ, nimmt einen großen Platz in dieser Reformbewegung ein. Der König, selbst geistreich, gebildet, mit feinem Sinn und warmer Vorliebe für Kunst und Literatur begabt, war wie geschaffen, um in dieser Richtung wohlthätig zu wirken. Im Jahre 1773 wurde eine Erziehungs-Commission ernannt, die unter dem Vorsitz des Primas Michael Poniatowski (des Bruders des Königs), aus Fachleuten und Staatsmännern zusammengesetzt, Ausgezeichnetes leistete. Die Reform der Mittel- und Volksschulen, auf einen praktischen Lehrplan und auf treffliche Lehrbücher gestützt, bildete den Anfang, die Reorganisation der Krakauer Universität den Schluß des großen Werkes. Die Literatur nimmt nach allen Richtungen hin einen mächtigen Aufschwung.

Der talentvollste und einflußreichste unter den Schriftstellern seiner Zeit ist Graf Ignaz Krasiński, 1735 zu Dubiecko (in Galizien, Bezirk Sanok) geboren, von Jugend auf zum geistlichen Stand bestimmt, in Lemberg, zuletzt in Rom gebildet und dajelbst geweiht. Anfangs Canonicus von Lemberg, ließ er 1766 seine ersten Gedichte erscheinen und wurde in demselben Jahre auf Wunsch des ihm sehr gewogenen Königs zum Coadjutor des Bischofs von Ermeland, nach dessen Tode aber zum Fürstbischof dieser Diocese ernannt.

Seine poetische Laufbahn eröffnete er mit zwei heroisch-komischen Gedichten, der *Myszeis* (Mäusekrieg), einer ziemlich dunklen Allegorie, und der *Monachomachie*, einer Satyre auf lässige, ungebildete Ordensgeistliche, beide von den Zeitgenossen als ungemein witzig geschätzt, ohne doch einen genügenden Begriff von dem schönen Talent des Verfassers zu geben. Darauf folgten aber die Satyren und ein Theil der Episteln, in denen Krasiński gutmüthig und heiter nach horazischer Art, als Beobachter ungemein scharf und witzig, in Vers und Sprache zugleich fein und kernig, elegant und einfach, frei und musterhaft correct, ein reizendes Sittengemälde schuf und einen moralisch und patriotisch verdienstvollen Standpunkt einnimmt. Zwei didaktische Romane, die letzten vielleicht, die in Europa geschrieben wurden, satyrisch und lehrhaft zugleich, daher eher an englische als an französische Muster erinnernd, zeichnen sich durch musterhafte Prosa und ernste Tendenz

aus. Der erste, Doświadczyński, schildert mit vielem Humor die Folgen einer oberflächlichen Erziehung; leider wird die Darstellung durch das Bild einer ideellen Gesellschaft von vollkommenen Wilden nach Rousseaus und der Johnson'schen Rasselas-Art zum Theil beeinträchtigt. Der andere, Herr Untertruchseß, müßte freilich als langweilig bezeichnet werden, käme er bloß als Roman in Betracht. Anders jedoch, wenn man ihn als einen Tractat der praktischen Moralphilosophie, als eine Reihe von Abhandlungen über Verhältnisse und Pflichten eines Privatmannes betrachtet. Krasickis eigentliches Meisterwerk aber sind seine Fabeln, wobei ihm freilich, so wie vielen anderen die Fabeln Lafontaines zum Vorbild dienten. In seinen prosaischen Schriften behandelt Krasicki allerlei Fragen immer mit derselben aufgeklärten Tendenz. Seine Leistungsfähigkeit und Arbeitskraft ist nicht weniger wunderbar, als seine vielseitigen Kenntnisse und seine Intelligenz. Seine Rolle in der Literatur, ja in der Geschichte seines Landes ist eine vor Allem civilisatorische. Der vernünftige Inhalt seiner Werke und die anmuthige, leichte Form derselben wirkten auf weite Leserkreise und brachten „Mehr Licht“ bis in die entlegensten Gegenden, selbst in Gemüther, die sonst jedem Fortschritte verschlossen waren. Im Jahre 1794 zum Erzbischof von Gnesen ernannt, starb Krasicki in Berlin im Jahre 1801.

Adam Naruszewicz, Bischof von Luck (Wolhynien), geboren 1733, ist der Reformator eines bestimmten Zweiges dieser Literatur, nämlich der Geschichtsschreibung. Er wurde zwar auch als Dichter von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt, doch sind seine jedenfalls schwerfälligen Satyren und ein paar patriotisch-lyrische Gedichte das einzige, was auf einigen Werth Anspruch machen kann. Als Prosaiker aber ist er ausgezeichnet, und als Historiker nach drei Jahrhunderten der erste, der zwar dem Dlugosz nicht gleichkommt, aber sich demselben nähert. Mit ihm beginnt nämlich in Polen die kritische Behandlung der Geschichte. Mit ungeheurem Aufwand von Arbeit und Gelehrsamkeit vermochte er nach langen Jahren seine Geschichte Polens nur zum Jahre 1386 zu bringen. Aber — es war eine Geschichte! Sein Beispiel, sein Einfluß und die Masse von Documenten, die er in Abschriften sammelte, bildeten die Grundlage, auf welcher sich die spätere polnische Geschichtsschreibung entwickelte. Sprache und Stil sind von edler Einfachheit und Würde, wie dies besonders in seiner Übersetzung des Tacitus und in dem Leben des Karl Chodkiewicz hervortritt. Letzteres ist zugleich das einzige Stück der späteren polnischen Geschichte (XVII. Jahrhundert), welches Naruszewicz bearbeitet hat. Eine ganze Schar jüngerer Geschichtsschreiber gruppirt sich um Naruszewicz als Mitarbeiter oder Schüler; als die bedeutendsten sind Albertrandi, Czacki, Łosko, die Brüder Wandkiewicz zu nennen, hinter denen dann in zweiter Reihe die Compileren, wie Strzetuski, Waga u. s. w. stehen. Nach der letzten Theilung Polens verfiel Naruszewicz in eine Sinnesverwirrung, in welcher er ein Jahr später (1796) gestorben ist.

Stanisław Trembecki, 1725 geboren, in seiner Jugend längere Zeit zu Paris allen Einflüssen der herrschenden Philosophie und des leichten Genußlebens preisgegeben, in der eleganten Welt durch Liebchaften und Duelle bekannt, die ihm den Beinamen eines



Prinzessin Marie Czartoryska, Herzogin von Württemberg.

tueur de marquis zuzogen, später König Stanisław Augusts Vertrauter, Kämmerer und Freund, ist als Dichter nach Art der französischen beaux-esprits ein Dilettant, der besonders als junger Mann gelegentlich Madrigale oder Epigramme schrieb, die mit seinem Leben als Welt- und Hofmann zusammenhängen. In späterem Alter tritt er mit politischen und satyrischen Gelegenheitsgedichten auf, und erst in seinen letzten Lebensjahren verfaßt er

ein größeres beschreibendes Gedicht, die *Zofiówka* (genannt nach einem von Felix Potocki in der Ukraine angelegten berühmten Garten). Dieser Höfling und Dilettant zeigt sich aber in der Form selbst einem *Krasicki* überlegen, und hat einem *Mickiewicz*, wenn nicht als Muster, so doch wenigstens als Bildungsmittel gedient. Er besitzt eine Gedanken- und Ausdruckskraft, die (besonders in seinen politischen Gedichten) eine imponirende Wirkung erreicht. Zu seinen philosophischen Ansichten huldigt er dem herrschenden Materialismus, und ist als solcher zugleich der erste politische Panflavist in Polen. Auch *Trembecki* ist in Schwermuth, beinahe in Trübsinn verfallen und starb im Jahre 1812.

*Cajetan Wegierski*, ein lebensfroher, ziemlich ausgelassener junger Mann, geboren 1755, gestorben 1787, ist dem *Trembecki* an Natur und Talent einigermaßen ähnlich, nur sind bei ihm Natur und Talent viel ärmer veranlagt als bei dem vorigen.

Unterdesseu wachsen aber anders geartete Männer heran, die unter dem Eindruck der ersten Theilung stehen und bei denen das von äußeren Eindrücken am mächtigsten in Anspruch genommene Gefühl zum Lebensprincipe wird. Dieses Gefühl bringt in der Dichtkunst natürlich die Lyrik hervor.

*Franz Kniażnin*, ein Jesuiten-Novize und nach Aufhebung des Ordens Secretär des Fürsten *Adam Czartoryski*, Generalstarosten von Podolien, ist der erste, der in seinen Gedichten diesen lyrischen Ton anschlägt und ihn unter seinen Zeitgenossen am reinsten durchzuführen versteht. Kein außerordentliches Talent, doch anmuthig und schwärmerisch, in seiner Ausdrucksweise nicht gekünstelt, ist er in seinen Liebesgedichten rührend, in den religiösen und patriotischen manchmal wirklich schwungvoll. Durch die Verfassung des 3. Mai, dann durch *Kościnszko*s Aufstand zu patriotischen Hoffnungen angeregt, durch die zweite und dritte Theilung Polens bitter enttäuscht, wurde er im Jahre 1795 vollständig irrsinnig und lebte in diesem Zustande, von seinem Freunde, dem Dichter *Zablocki* zärtlich gepflegt, bis zum Jahre 1807.

*Franz Karpiński*, geboren zu *Hotosków* in der Nähe von *Kolomea* 1741, wie *Kniażnin* eine Zeit lang Secretär des Fürsten *Adam Czartoryski*, gleich ihm Lyriker, und von den Zeitgenossen wie von den Nachkommen höher als jener geschätzt, zeigt doch mehr gekünstelte Sentimentalität und idyllenhafte falsche Grazie. Zu seinen besten Gedichten gehören einige religiöse Hymnen und besonders eine Elegie am Grabe König *Sigismund Augusts*. Die berühmte Rückkehr von *Warschau* aufs Land, eine ziemlich larmoyante Elegie, die bis jetzt als classisch angesehen wird, erinnert unangenehm an die romantischen Genies, die, ohne je etwas Arges von dieser bösen Welt erfahren zu haben, über ihre Gleichgiltigkeit und Undankbarkeit klagen. *Karpiński* ist auf seinem Gut in *Lithauen*, das ihm *Stanisław August* schenkte, im Jahre 1825 gestorben.

Johann Paul Woronicz (Jesuit, nach der Cassation Dorfpfarrer, dann Bischof von Krafau und endlich als Erzbischof von Warschau im Jahre 1829 gestorben,) zeichnet sich unter den Lyrikern des XVIII. Jahrhunderts zuerst durch ein inniges und mächtiges religiöses Gefühl, durch ein festes Vertrauen auf Gott und auf die Zukunft seines Vaterlandes aus. Dieser Ton läßt sich bei keinem anderen seiner Zeitgenossen vernehmen, er wird viel später und viel kräftiger in Mickiewicz und Krasinski laut.

Im Gegensatz zur Lyrik wollte die dramatische Dichtung nicht recht gedeihen. Versuche von Trauerspielen wurden sogar von den Zeitgenossen als mißlungen bezeichnet; die Lustspiele gab man durch eine *tacita conventio* vor, gut zu finden, doch waren sogar die des Krasicki nur halbwegs gut, während jene des Bohomolec, Bielawski, Fürsten Czartoryski noch unter diesem bescheidenen Niveau standen. Endlich erschien ein Dichter, der mit Recht als Vater der polnischen Comödie angesehen wird.

Franz Zablocki, geboren 1754, lange Jahre Secretär der Erziehungscommission, schrieb seine Lustspiele zwischen 1781 und 1785, in welchem Jahre er in Folge des Todes seiner Gattin und seiner Kinder seine frühere heitere Geminnung einbüßte. Er ist allerdings in Molières Schule erzogen, behilft sich zu viel mit Soubretten und Lakaien, weiß auch den Knoten seiner Intrigue nicht immer leicht und natürlich zu lösen; überdies ist er zuweilen weitläufig und mit Episoden überladen. Aber er hat die *vis comica*, versteht seine Figuren fest aufzustellen, drastisch zu charakterisiren, consequent durchzuführen und in manche wahrhaft ergögliche Situation zu verwickeln. Nach der letzten Theilung wurde Zablocki nicht wahnsinnig wie sein Freund Kniazmin, aber er ging nach Rom, kam als Priester zurück und lebte als Dorfpfarrer bis zum Jahre 1821.

Stanislaw August wandte dem Theater namhafte Summen zu. Ihm verdankt Warschau, Polen überhaupt, sein erstes öffentliches Theater, das trotz vieler Schwierigkeiten schon nach einigen Jahren mit guten Schauspielern besetzt war, so daß man sich sogar in der Darstellung von Opern, wie der Zauberflöte, versuchen konnte. Das Repertoire bestand freilich größtentheils aus Übersetzungen, doch wurden auch Originalstücke in größerer Anzahl aufgeführt. Das Hauptverdienst der Organisirung und Leitung dieses Theaters gebührt dem Director Albert Boguslawski, der als Vater nicht der dramatischen Literatur, wohl aber der Bühne in Polen angesehen werden kann. Die Truppen, die in unserem Jahrhundert in Warschau und Lemberg glänzten, stammen aus seiner Schule. Als höchstes Ziel erschien ihm allerdings die französische Tragödie; doch wurden von ihm auch deutsche und englische Stücke gebührend gewürdigt. Emilia Galotti behauptet sich auf seinem Repertoire, und im Jahre 1799 führt er zum ersten Male den Hamlet (nach Schröders Bearbeitung) auf. Die Theaterverhältnisse waren durch die politischen Ereignisse so prekär, daß der arme Director öfters mit seiner Gesellschaft Reisen

nach verschiedenen Städten unternemen mußte. Endlich kam die Reihe an Lemberg, wo sich Bogusławski fünf Jahre lang (1794 bis 1799) aufhielt. Anfangs wurde ihm kaum eine polnische Vorstellung wöchentlich gestattet. Dieser Aufenthalt Bogusławskis hatte für die Lemberger Bühne dauernd glückliche Folgen. Damals bildete sich nämlich unter seiner Leitung der junge J. M. Kamiński zu jenem tüchtigen Director heran, dem das Lemberger Theater seine Blütezeit im dritten Decennium unseres Jahrhunderts verdankt.

Beim Herannahen des vierjährigen Verfassungsreichstages (1788) und während der Dauer desselben wird die politische Literatur so umfang- und inhaltsreich, daß ihr eine besondere Abhandlung gewidmet werden müßte. Hier mögen aus der Masse von Schriftstellern auf diesem Gebiete nur zwei hervorgehoben werden, jene zwei freilich, welche in ihren Schriften die Reformideen am tüchtigsten verfechten, denselben zum Siege verhelfen und sich um die Rettung der damaligen Republik in der Literatur am meisten verdient gemacht haben. Es sind dies Stanisław Staszyc und Hugo Kollontaj.

Staszyc, der Sohn eines Bürgers des Städtchens Pila (Schneidemühl, Großherzogthum Posen), 1755 geboren, von seiner Mutter schon frühzeitig zum Priesterstande bestimmt, war als Kind Zeuge eines Unrechts, das seinem Vater von einem Starosten (Bezirkshauptmann) widerfuhr und das in seiner kräftigen, ja leidenschaftlichen Natur das schmerzliche Gefühl der Zurücksetzung seines Standes, heftigen Groll gegen Privilegien und Privilegirte hervorrief. Seine Studien vervollständigte er in Paris zur Zeit, als Rousseau auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand und die Ideen enthusiastische Aufnahme fanden, die sich im Jahre 1789 Bahn brechen sollten. Sie übten auch auf den feurigen Jüngling mächtigen Eindruck.

Mit Recht wird er der erste Demokrat in Polen genannt. Nur hätte dieser erste zugleich ein Vorbild aller späteren werden sollen, denn er kann als Ideal eines Demokraten gelten. Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, politischer Verstand leiten ihn in allen seinen Schriften; von Parteigeist oder Selbstsucht ist bei ihm keine Spur. Eine demokratische Republik wäre wohl sein Ideal, er sieht aber ein, daß sein Vaterland, wenn überhaupt, so nur durch die Kräftigung der Centralgewalt gerettet werden kann, und so ist er der erste Pole, welcher klar und offen für die Abschaffung der Wahl und die Einführung der Erbmonarchie einsteht.

Diese Gedanken vertrat er zuerst 1784 in den „Bemerkungen über das Leben Johann Jamoyskis“, Johann (1790) mit viel größerer Kraft in seiner „Mahnung an Polen“. Beide Schriften wirkten elektrisirend; sie umfassen die Hauptfragen der politischen wie der socialen Wiedergeburt und tragen wenigstens in der Theorie den Sieg davon. Zur Verbreitung und Annahme jener Principien, auf denen die Verfassung des 3. Mai 1791 beruht, hat Staszyc mehr als irgend ein anderer Schriftsteller beigetragen.

Seine philosophischen Begriffe sind wohl unter Rousseaus Einfluß gebildet; auch in seiner Schreibart läßt sich dieser Einfluß mehrfach wahrnehmen.

Hugo Kollontaj, geboren 1750, Domherr in Krakau, dann Referendarius, endlich Vice-Kanzler, war eine politische Capacität ersten Ranges, einer der Leiter der Reformpartei. Seine erste That war die Reorganisation der Krakauer Universität, die er (1777 bis 1782) glänzend durchführte. Bei der Vorbereitung und Durchführung der Verfassung des 3. Mai war er einer der Thätigsten und Tüchtigsten. Seine Anonymen Briefe (1788) enthalten das Programm seiner Partei; es ist der praktische Ausdruck jener Grundsätze, die Staszyc theoretisch darlegte. Das Ganze schließt mit einem fertigen Gesetzesvorschlag, von dem die im Jahre 1791 votirte Verfassung nur wenig abweicht.



Alexander Fredro.

Nach der Conföderation von Targowica mußte er flüchten. Er wandte sich nach Dresden und Leipzig, wo er im Verein mit dem Grafen Ignaz Potocki und mit Benutzung eines Redacteurs Dmochowski das Werk Von der Entstehung und dem Untergang der Verfassung des 3. Mai schrieb. Das Werk ist in dem Sinne einseitig, daß die Verfasser die Fehler ihrer Partei nicht einsehen oder verhehlen und die ganze Verantwortlichkeit für den unglücklichen Ausgang auf den König schieben. Als Darstellung des thatfächlichen Verlaufes aber, der Berechtigung und der Tendenz des 3. Mai, sowie als Widerlegung der von Gegnern und Feinden ausgestreuten Lügen ist das Buch ausgezeichnet.

Seit 1795 verstummt die Literatur. Etwas Unerhörtes, Ungeheures ist geschehen: man sieht und weiß es, doch vermag man die Gefühle und Gedanken nicht zu ordnen, noch weniger sich von ihnen Rechenschaft zu geben. Verzweifelt, bestürzt stehen Alle da, lautlos, beinahe gedankenlos. Das einzige, was der Literaturhistoriker aus jenen Jahren zu

verzeichnen hat, ist ein kleines, ziemlich ungeschickt gebichtetes Soldatenliedchen vom Jahre 1796 oder 1797; es beginnt mit den Worten: „Noch ist Polen nicht verloren.“

Das tragische Jahrhundert, welches das Ende der Republik sah und die Schuld auf sich lud, demselben nicht frühzeitig und nicht energisch genug vorgebeugt zu haben, kann doch zu seiner Vertheidigung anführen, daß es in seiner zweiten Hälfte unvergleichlich mehr werth war als in der ersten, daß es seine und der Vergangenheit Fehler erkannte, daß es sich ernstlich bemühte, dieselben gut zu machen, und in einem allseitigen Fortschritt begriffen war, als es unterging. Die letzten dreißig Jahre des XVIII. Jahrhunderts haben die politische Bildung, das patriotische Bewußtsein und die Aufklärung in Polen so bedeutend gehoben und gekräftigt, daß das Fortleben der Nation für gesichert gelten konnte.

In der neuen Lage warf sich die Frage auf, was noch wohl beibehalten, gerettet und gesichert werden könne? Ein richtiger Selbsterhaltungsinstinct antwortete darauf, daß die Möglichkeit, demnach die Pflicht vorhanden sei, Sprache, Literatur und Cultur zu pflegen. Aus diesem Gedanken entsprang die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, die im Jahre 1800 zu Warschau gegründet, bis zum Jahre 1831 sich in angesehenener, einflußreicher Stellung behauptete. Ihre Arbeiten umfaßten das ganze Gebiet der damals so genannten moralischen und der Naturwissenschaften. Sie legte den Grund zu wissenschaftlichen Forschungen, zur Kenntniß des polnischen Rechtes (Czacki, Wandtkie), der Sprachwissenschaft (Kopczyński, Linde), der Literaturgeschichte (Djolincki, Wętkowski, Dżiński, Stanislaus Potocki, später Brodzinski). Die Geschichtsschreibung wurde nach zwei Richtungen gepflegt: Fortsetzung und Vervollständigung des Naruszewicz, und Hebung des kritischen Standpunktes (Lelewel). Die slavische Vorzeit wurde durch Johann Potocki erforscht. Die Philosophie wird durch Szaniawski, Śniadecki, später Góluchoński, die Naturwissenschaften sind vor allen durch die Brüder Śniadecki, Poczobut, Zundziłl und durch Staszyc repräsentirt. Allerlei praktische Aufgaben werden darüber nicht vernachlässigt. Mit auswärtigen Gelehrten steht die Gesellschaft in Verbindung und findet öfters Gelegenheit, auf Fragen zu antworten, die ihr aus London, Amsterdam und Paris gestellt werden. So wurde sie ein thätiges und erfolgreiches Organ der Cultur; ein anderes, und zwar mächtigeres wurde die Schulreform, welche gleich nach dem Regierungsantritt Kaiser Alexanders I., vom Fürsten Adam Czartoryski hauptsächlich mit Hilfe Czackis geplant und durchgeführt wurde. (Universität von Wilna, Lyceum von Arzemiesiec und andere in Wolhynien und Podolien.)

Nach die schöne Literatur und Dichtkunst, sowie die ästhetische Kritik wurde von den „Freunden der Wissenschaften“ geübt; und wenn der Erfolg den Bemühungen nicht völlig entsprach, so läßt sich dies durch das starre Festhalten dieser Dichter und Ästhetiker an dem französischen pseudo-classischen Geschmack hinlänglich erklären. Als Lyriker wurde

Woronicz hoch geschätzt, und in der That läßt sich in einigen seiner Hymnen ein feierlicher, majestätischer Ton nicht verkennen. Auch war er seit langer Zeit der erste, der es verdient, als kirchlicher Redner genannt zu werden. Julian Niemcewicz (geboren 1757), während des Verfassungsreichstages Abgeordneter und eines der eifrigsten Mitglieder der Reformpartei, deren Grundsätze er in Zeitungsartikeln, Versen, Flugschriften, ja Lustspielen verbreitet, mit Kościuszko bei Maciejowice gefangen genommen, dann von Kaiser Paul mit demselben freigelassen und mit Kościuszko nach Amerika übersiedelt, kehrte jetzt zurück und gehörte durch unermüdlige Wirksamkeit, wie durch leidenschaftliche Vaterlandsliebe zu den einflußreichsten Persönlichkeiten jener Zeit. Als Schriftsteller ein eklektisches Talent, dem Alles möglich ist, nichts aber vollkommen gelingen will. Die Erinnerung an schottische Balladen mag ihm wohl vorgekehrt haben, als er die Historischen Gesänge dichtete. Im Jahre 1826 nach Staszycs Tode wurde er Präsident der obenerwähnten Gesellschaft. 1831 wurde er in einer Mission nach London geschickt, und starb zu Paris 1841.

Mit ganz besonderem Eifer wandte man sich der dramatischen Muse zu. Man fühlte sich gedemüthigt, im Gegensatz zu anderen Literaturen kein nationales Trauerspiel zu besitzen. Eine Bühne, um die neuen Stücke aufzuführen, und zwar eine ganz gute, war da. Bogusławski war immer noch Theaterdirector und bildete neue ausgezeichnete Schauspieler heran. (Kudlicz, Werowski, Szymanowski, Panczykowski, Żółkowski der Vater, Frau Ledóchowska, Palczewska, später Żuczowska=Halpert u. s. w.) Es wurden daher viele Trauerspiele gedichtet, von denen aber nur ein einziges, die Barbara Radziwill des Alois Jeliński wenn nicht den Stücken Racines, so doch denen Voltaires gleichgestellt werden kann, und sich bis jetzt noch auf dem Repertoire behauptet. Neben Jeliński ist als dramatischer Dichter Franz Weżył zu nennen. Er wurde im Jahre 1785 geboren, studirte an der Universität Krakau, übersezte schon damals den sophokleischen Oedipus, den er in späteren Jahren merklich verbessert hat, erwarb sich durch seine Oden und durch ein beschreibendes Gedicht: Die Umgegend von Krakau großen Ruhm, fühlte sich aber am stärksten zur dramatischen Dichtkunst hingezogen. Seine Trauerspiele (alle historisch) sind freilich dem französischen Typus nachgebildet; doch war ihm das deutsche Drama und die deutsche Aesthetik keineswegs fremd. Sonderbarenweise erscheint Weżył in seinem späten Alter viel selbständiger und talentvoller als in seiner Jugend. Seit 1831 in Krakau ansässig, hörte er nie zu dichten auf, obwohl er aus Scheu vor dem alleinherrschenden Romantismus nur äußerst wenig drucken ließ. Durch lange Jahre Präsident der Krakauer Gelehrten-Gesellschaft hat Weżył viel für die Erbauung des Hauses derselben (jetzt jenes der Akademie) gespendet. Er starb zu Krakau im Jahre 1862.

Ihm zur Seite steht sein langjähriger treuer Freund und Gesinnungsgenosse, den neuen Ideen aber weniger zugänglich, vielmehr der starkste, dabei aber auch der talentvollste

unter den damaligen Classikern — Cajetan Koźmian. Im Jahre 1772 geboren (in der Lubliner Wojwodschafft), nach 1795 österreichischer Unterthan, mit einer gründlichen classischen Bildung ausgerüstet, ist er Classiker im römischen, nicht im französischen Stil und Geschmack. Seine Prosa — eine muster- und meisterhafte Prosa — trägt sichtbar den Stempel des Livius an sich; seine Gedichte sind in Stil, Versbau und Ton den Römern nachgebildet. Virgil galt ihm für den größten Dichter aller Zeiten; ihn ersah er sich zum Vorbild. Landleben und Ackerbau geben ja dem polnischen Leben Hauptform und Richtung; da meinte Koźmian, nichts könne nationaler sein, als ein Gedicht, welches der Form nach den Georgica nachgebildet, nach Inhalt und Geist echt polnisch wäre. Jahrelang schrieb er sein Ziemiaństwo (Landleben), bis er es endlich zu der gewünschten Vollkommenheit brachte. Nach den Georgica blieb dem alten Virgil nur eines übrig: eine Aneis zustande zu bringen. Sein ganzes Leben hat Koźmian von einer derartigen Aufgabe geträumt, über dreißig Jahre daran gearbeitet, und endlich, kurz vor seinem Tode hat er seinen Stefan Czarniecki vollendet, ein großes heroisches Gedicht in zwölf Gesängen, welches freilich die Gebrechen aller Kunststücken in sich trägt, aber reich an Schönheiten ist. Auch schrieb er einige politische Gedichte in Epistelform, vielleicht das beste, was er gedichtet hat. Er ließ sie aber, wie auch seine übrigen Gedichte, nicht erscheinen, sie wurden erst nach seinem Tode, welcher im Jahre 1856 erfolgte, veröffentlicht. Auch hinterließ Koźmian Denkwürdigkeiten, die als eine Quelle ersten Ranges zur Kenntniß seiner Zeit angesehen werden können.

General Franz Morawski (1783 bis 1861) war Koźmians bewährtester und theuerster Freund, als Talent und Charakter aber dessen vollständiger Gegenatz, eine heitere, lebenslustige Soldatennatur, im späteren Alter mit seinem Landgute Lubonia (Großherzogthum Posen) beschäftigt, in seiner Jugend wie in seinem Alter allgemein beliebt wegen seines sympathischen Wesens, seines feinen Witzes und seiner hohen Bildung. Schöpferische Phantasie besaß er nicht; aber inniges Gefühl äußert sich in den lyrischen Gedichten, köstlicher Witz und Humor in den Episteln, Epigrammen und vor Allem in den Fabeln; eine leichte, elegante, graziose Form sichern ihm eine ehrenvolle Stellung unter den polnischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts.

Gleichzeitig entwickelt sich der Roman. Aus der ziemlich großen Menge solcher Versuche ist jedenfalls ein Werkchen hervorzuheben. Interessant und charakteristisch als Denkmal der Gesinnungen und Gebräuche jener Zeit, verdient es auch deßhalb genannt zu werden, weil der Verfasser, eigentlich die Verfasserin, eine eigenthümliche und sympathische Persönlichkeit ist. Der Roman heißt Malwina oder der Instinct des Herzens, und stellt dar, wie zwei Zwillingbrüder, einander so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden sind, sich um die Liebe derselben jungen Witwe bewerben. Beide nicht mit einander zu

vertauschen, ist um so schwieriger, als nur einer bekannt, der andere aber infolge verwickelter Abenteuer seit seiner Geburt verschwunden ist. Und doch läßt sich das Herz der schönen Witwe nie irreführen und weiß immer den richtigen, den geliebten (den unbekanntem und unglücklichen) zu errathen. Durch sentimentale Empfindsamkeit und patriotische Exaltation ist die Malvina ein treues Abbild der Zeit, in der sie entstanden ist. Ihre Verfasserin aber war die Herzogin Marie von Württemberg-Montbéliard, geborene Prinzessin Czartoryska.

Im Jahre 1768 geboren, wurde sie, kaum erwachsen (1784), mit dem Herzog Ludwig von Württemberg vermählt. Der junge Herzog behandelte seine Gemalin so schlecht, daß sie nach einigen Jahren ins väterliche Haus zurückzukehren sich genöthigt sah. Im Kriege des Jahres 1792 machte er sich eines gemeinen Verrathes schuldig, indem er als General im Dienste der Republik auf die Seite der russischen Truppen überging. Die unglückliche junge Frau lebte seitdem nur ihren Eltern und barmherzigen Werken. Die Literatur aber war ihr Zeitvertreib. Eine literarische Stellung beanspruchte sie nicht. Aber sie sah, wie alle umher bemüht waren, das in polnischer Sprache zu schaffen, was andere Literaturen besaßen. Während also die Männer auf dem Gebiete der Dichtkunst und Wissenschaft thätig waren, wollte sie sich auf dem bescheidenen Gebiete des Romans versuchen, denn es soll, es muß ja auch polnische Romane geben! Das ist der Entstehungsproceß der anspruchslosen und sentimentalen Malvine. Die Schriftstellerin pflegte ihre greise Mutter bis zu deren Tode (1835) und verließ nachher das Schloß Siemiawa in Galizien, um die Verbannung ihres Bruders zu theilen. Sie starb in Paris 1854.

Unter den jüngeren Romanschreibern der Zeit ist vor allen Clementine Hoffmann, geborene Tauska zu erwähnen, die sich besonders in der pädagogischen Literatur ausgezeichnet hat, aber auch auf dem Gebiete des Romans manches Gute, besonders schöne kleinere Novellen hinterließ. Als gelungener historischer Roman in Walter Scotts Art muß die *Pojata* von Bernatowicz erwähnt werden, eine Erzählung, in der verschiedene interessante Liebesabenteuer um die Bekehrung Lithauens gruppiert sind.

Es möchte auffallend scheinen, daß Galizien an der Literatur jener Zeit einen so äußerst geringen Antheil nimmt; es läßt sich das aber dadurch erklären, daß diese Provinz seit dem Jahre 1773 von dem übrigen polnischen Leben abgeschnitten, sich in Schule und Amt einer fremden Sprache bedienen mußte, was selbstverständlich auf die Entwicklung der literarischen Talente nachtheilig wirkte. Die von Kaiser Josef II. 1784 gegründete Lemberger Universität konnte diesen Schaden nicht ersetzen. Das einzige, was das Land im Anfang des XIX. Jahrhunderts für Wissenschaft und Cultur aus sich hervorgebracht, ist das National-Institut, welches Graf Josef Maximilian Ossoliński in Lemberg gründete. Sein großes Vermögen hat er seiner Stiftung vermacht, die aus einer überaus

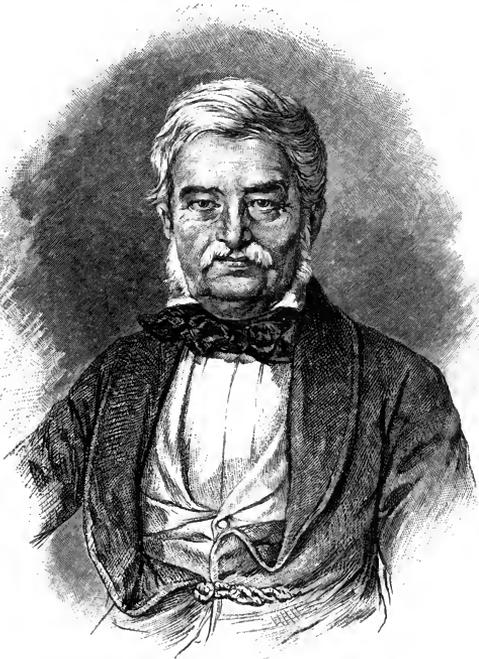
reichen Bibliothek und anderen Sammlungen besteht, und der wissenschaftlichen, vor Allem der historischen Forschung die größten Dienste geleistet hat.

Wir stehen in einer sehr achtbaren, verdienstvollen Literaturperiode. Freilich sind die praktischen, militärischen und administrativen Verdienste überwiegend. Die Bildung und Cultur aber stand auf einer hohen, ja glänzenden Stufe; und die Literatur, wenn auch nicht durch Talente ersten Ranges vertreten, ist geistreich, moralisch gesund, an Empfindungskraft der vorigen Epoche jedenfalls überlegen, von einem ernsten, tiefen Patriotismus befeelt. Doch war sie mehr geschätzt als beliebt. Ihre Formen erschienen veraltet und steif, ihr Inhalt kalt und interesselos. Nun war aber seither eine Generation herangewachsen, die unter dem Eindruck der weltererschütternden französischen Revolution, unter jenem der Theilung Polens und seiner letzten Befreiungskämpfe geboren und erzogen war. Der erste jener Eindrücke erweckte den Glauben, die Freiheit sei des Menschen, also auch der Nationen Recht. Der zweite ließ das Bewußtsein eines erlittenen ungeheueren Unrechts, einen grenzenlosen patriotischen Schmerz in den Seelen zurück. In den ersten Jahren nach der Theilung fanden diese Gefühle keine bestimmte Form; bald darauf erschien an der Grenze Napoleon mit seinen Truppen und erweckte die Hoffnung, das Unrecht werde ein kurzes vorübergehendes Übel, kein dauernder Zustand sein. Als aber Napoleon gestürzt, die Kriegszüge zu Ende und die Friedensgrundlagen im Wiener Congreß geregelt waren, da kam der Augenblick, in relativ ruhiger Zeit, sich von allen jenen Eindrücken und Gefühlen Rechenschaft zu geben, die seit dem Jahre 1791 auf die Nation eingestürmt waren. Jenes Gefühl des erfahrenen Unrechts und jener patriotische Schmerz stiegen nunmehr in die Tiefe der Seelen hinab und steigerten sich im Stillen zu einer nie vorher geahnten Macht, zu einer leidenschaftlichen Liebe des verlorenen Vaterlandes. Die ruhige, maßvolle Dichtkunst der „Freunde der Wissenschaften“ konnte dieser Gesinnung keinen richtigen Ausdruck geben.

Andererseits trat in ganz Europa eine herrliche Wiebergeburt aller Literaturen ein. Was in Deutschland seit Jahren, in England soeben durch Byron geleistet war, das brach sich sogar in dem classischen (in Polen am besten bekannten) Frankreich Bahn. So lange die napoleonischen Kriege dauerten, war die polnische Jugend mit allem Andern eher als mit Literatur beschäftigt; man ließ die Classiker ruhig auf dem gewohnten Wege den gewohnten gemessenen Schritt gehen. Als aber mit dem Friedensschlusse die Ruhe eintrat, da begann ein heißes Begehren nach den neuen Formen, eine leidenschaftliche Begierde nach jenen verschlossenen Wundern, welche die unbekannte Welt der deutschen und englischen Dichtung in sich barg. Man fing an zu lesen und — man erhielt den bezaubernden Eindruck einer plötzlichen Offenbarung der neuen, der wahren Schönheit und Kunst.

Aus diesen drei Quellen also, aus der französischen Revolution und dem chronischen Erdbeben, welches sie zur Folge hatte, aus dem Untergang Polens und dem patriotischen

Schmerz, den derselbe nach sich ziehen mußte, und endlich aus dem weltgeschichtlichen Ereigniß der Wiebergeburt der Poesie durch Goethe, Schiller und nachher Byron ging in der polnischen Literatur jene Wendung hervor, die unter dem (jedenfalls zu engen) Namen der romantischen Epoche bekannt ist. Als deren sympathischer, verdienstvoller, bescheidener Vorläufer wird allgemein Kazimir Brodziński angesehen. Derselbe — ein Galizianer — wurde im Dorfe Królówka (Bochniaer Kreis) im Jahre 1791 geboren. Das Gymnasium besuchte er in Tarnów und dichtete bereits, als er auf die Nachricht vom Herannahen französischer Truppen die Schule heimlich im Jahre 1806 verließ und Soldat wurde. Alle napoleonischen Feldzüge hat er mitgemacht, bis er bei Leipzig gefangen genommen wurde. Im Jahre 1815 als Professor der polnischen Sprache an einer Mittelschule in Warschau angestellt, wurde er (1822) Professor der polnischen Literatur an der Universität daselbst und später Generalsecretär der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Er starb 1835. Sanftmüthig, harmlos wie ein neugeborenes Kind, das Herz überströmend von der reinsten Liebe zu Gott, dem Vaterlande, den Mitmenschen, der Natur,



Johann Nep. Kamiński.

kann Brodziński fast als ein Heiliger gelten; doch ist er vielleicht eben zu gut, zu leidenschaftslos, um ein großer Dichter zu sein. Seine ländliche Idylle *Wiesław*, die als Ankündigung der romantischen Poesie angesehen wird, steht Bossens „Louise“ näher als „Hermann und Dorothea“. Sympathisch, aber bescheiden, das ist sein Charakter als Dichter. Als Kritiker und Literaturhistoriker zeigt er dieselben Eigenschaften. An Sachkenntniß den classischen Kritikern unvergleichlich überlegen, hat er Lessing und Herder gründlich und mit Nutzen studirt; hat aber doch Respekt vor den Gesetzgebern des

französischen Geschmacks. Daher kommt es wohl, daß er zwischen Classikern und Romantikern einen mittleren Standpunkt einnimmt und beiden kriegführenden Parteien gut gemeinte Wahrheiten zu sagen weiß.

Die Bahn war also geebnet, die Elemente und Einflüsse hatten Zeit genug, ihre Wirkung hervorzubringen, der Durst nach einer neuen höheren Poesie war allgemein und brennend; alle Bedingungen waren schon da, es bedurfte nur noch des letzten, des allernöthigsten, des Genies. Die Universität zu Wilna, vom Fürsten Adam Czartoryski reorganisiert, an tüchtigen Lehrkräften reich, stand eben in ihrer Blüte, und übte eine starke Anziehungskraft auf die Jugend aus. Schüler strömten zahlreich zu; fleißig, wißbegierig, sehr patriotisch gesinnt, brave, tüchtige Studenten, Schöngeister und schöne Seelen dazu. Sie alle schwärmten für die deutschen und englischen Dichter. Alles las, alles wollte dichten. Schiller, Goethe und Bürger, Byron, Moore und Walter Scott wurden nach Kräften nachgeahmt. Alles war natürlich auch verliebt — ein unvermeidlicher Zünd- und Nahrungsstoff für Dichtgellüste. Da geschah es, daß ein absolvirter Universitätslehrer und kaum bestellter Gymnasiallehrer in Kowno ein Mädchen liebte, welches ihm zwar gewogen war, aber doch einem anderen vermählt wurde. Der unglückliche Jüngling ließ dann zwei Bändchen Gedichte erscheinen, und — die wahre polnische Poesie war endlich da.

Adam Mickiewicz war im Dorfe Zaosie bei Nowogródek (Lithauen) am 24. December 1798 geboren. Sein Vater besaß ein kleines Landgut und bekleidete ein Richteramt; er starb im Jahre 1812. In demselben fand der Zug der Napoleon'schen Armee durch Lithauen statt, welcher auf den Knaben Mickiewicz einen mächtigen Eindruck machte. Die Mittelschule besuchte er in Nowogródek, die Universität (seit 1815) in Wilna, mit dem Vorhaben, sich dem Lehrerstande zu widmen. Hier fand er sich in Gesellschaft von Mitschülern, die sich zu einem akademischen Verein, jenem der Zikaretten verbanden. Der Verein war weder heimlich, noch politisch. Er wurde mit Wissen und Zustimmung der Obrigkeit gegründet und hatte Arbeit, Wissenschaft und Tugend zum Zweck. Patriotische Gefühle und patriotische Exaltation waren selbstverständlich da; von einer praktischen politischen Thätigkeit, geschweige denn von einer Conspiration war aber keine Rede. An der Spitze der Gesellschaft stand Thomas Zan, ein junger Idealist, der Abgott dieser Wilnaer Jugend und der theuerste Freund des Mickiewicz selbst. Gedichtet wurde ungemein viel: Balladen, Romanzen, Sonette, Canzonen, theils im ritterlich-phantastischen, theils im Tone der polnischen Volksdichtung. So begann auch Mickiewicz im Jahre 1819 zu dichten, anfangs noch zum Theil im althergebrachten classischen Stile, aber immer selbständiger und immer mehr romantisch.

Während der Ferienzeit im Jahre 1818 besuchte er mit Zan einen Freund, Michael Bereszczak, auf dem Lande, und lernte dort dessen Schwester, Marie, kennen.

Das Folgende ist eine oft vorgekommene Geschichte: der Jüngling liebte; das Mädchen scheint auch geliebt zu haben, besaß aber nicht Muth genug, um einer ganzen Familie Widerstand zu leisten, und ließ sich (im Februar 1821) mit einem andern vermählen. Der glückliche Mitbewerber — ein gewesener junger Officier, ein sympathischer, offenerziger Charakter — bestand vor seiner Verlobung auf einer Unterredung mit Mickiewicz, in welcher er ihn dazu zu bringen wußte, mit seinen Ansprüchen zurückzutreten. Als nun aber das Mädchen für ihn unwiderrusslich verloren war, brach die Liebe mit stürmischer Gewalt und Verzweiflung aus. Mickiewicz war damals bereits Gymnasiallehrer in Kowno, und die Einsamkeit der kleinen Provinzstadt, die Entfernung von allen Freunden, steigerte den Eindruck seines Unglücks so sehr, daß man den Ausbruch einer Geistesstörung befürchtete, und ihm selbst, wie es scheint, zuweilen Selbstmord als flüchtige Versuchung vorschwebte.

Aus dieser Liebesgeschichte entstand ein Gedicht, in welchem die Leidenschaft und die Verzweiflung der Liebe zum ersten Mal in polnischer Sprache mit ihrer ganzen unüberwindlichen Macht auftreten. In chronologischer, wie in poetischer und künstlerischer Hinsicht find die *Mhnen* das erste Liebesgedicht in der polnischen Literatur.

Der Titel bezeichnet eine uralte Volkssitte. Am Allerseelestage pflegte die ganze Dorfbevölkerung in Lithauen sich Nachts auf dem Friedhof zu versammeln, um die Geister der Geschiedenen herbei zu beschwören und zu fragen, was für dieselben gethan werden könnte. Die damals viel verbreitete Ansicht, die Dichtkunst könne und solle durch die Rückkehr zur naiven Volksdichtung verjüngt werden, leitete auch unseren Dichter bei der Wahl dieses Stoffes. Unter den verschiedenen Geistern nun erscheint einer, der auf alle Fragen keinen Bescheid geben will, weil er zwar nicht gestorben, aber doch nur scheinbar am Leben ist. Sein Herz, seine Seele sind todt. In einer zweiten Scene erscheint derselbe im Hause eines Pfarrers, seines ehemaligen Erziehers, und erzählt seine Liebesqual, die ihn bis zum Selbstmordgedanken brachte, was er sich jetzt als schwere Sünde vorwirft. Der unglückliche Jüngling, Gustav, ist der Dichter selbst. Die Art, wie er liebt und leidet, erinnert wohl an Werther, wie die meisten Liebeshelden jener Zeit; auch entdeckt die moderne Kritik hie und da den Einfluß Rousseaus, zum Theil Jean Pauls; die äußere Form entspricht der Mode jener Zeit und ist für unseren heutigen Geschmack zu romantisch. Das aber, was den eigentlichen Kern und Inhalt des Gedichtes ausmacht, die unglückliche Liebe mit all ihrer mannigfachen und wechselnden Pein, ist mit unvergleichlicher Wahrheit und Innigkeit wiedergegeben.

Mit den in Form und Inhalt hyperromantischen *Mhnen* erschien die *Grazyna*, ein episches Gedicht aus Lithauens vorchristlicher Zeit von einer classischen Ruhe und Objectivität, daß man kaum begreift, wie derselbe Dichter zu derselben Zeit in zwei principieell entgegengesetzten Richtungen diesen Grad der Vollkommenheit zu erreichen vermochte.

Freilich ist Grażyna kein großes Epos, sondern eine kurze Erzählung; doch treten Maß, Einfachheit, Würde der Darstellung, Plastik und Leben in den Figuren in seltenem Glanze zu Tage.

Das zweite Bändchen enthielt Balladen, Romanzen und lyrische Gedichte. In allen diesen Gattungen erwies sich Mickiewicz als Meister. Selbstverständlich muß seine Ballade der allgemein europäischen ähnlich sein, ausnahmsweise ist sie eine Umarbeitung jener, (wie zum Beispiel die *Uciezka* [Flucht] der Bürger'schen Lenore). Selbständig und originell bleibt er doch immer, und manche seiner Balladen wie die *Switezianka*, eine bössartige Nixe aus dem See Switez, gehört zu dem Besten, was in dieser Art je gedichtet wurde. Sein begeisterter lyrischer Schwung erreicht in jener ersten Epoche den Höhepunkt in der Ode an die Jugend, die zwar später gedruckt, aber in diesen Jahren gedichtet wurde. Daß sie nachher mißdeutet und mißbraucht worden ist, indem man sie so verstand, als wäre der jugendliche Enthusiasmus das einzige Princip großer Thaten und demgemäß die Jugend allein solcher fähig, läßt sich nicht leugnen. Als Dichtung aber, als Ode, erreicht sie einen höchst seltenen Grad hinreißender Kraft und Begeisterung.

Der Eindruck dieser ersten Gedichte des Mickiewicz war ein ungeheurer. Es war wie ein Sonnenaufgang nach langer, düsterer Dämmerung; eine Offenbarung jener wahren Poesie, nach der man sich so lange, so heiß gesehnt hatte. In dem Leben des Dichters trat aber eine neue, plötzliche, folgenreiche Wendung ein.

Jene Studentenvereine, die oben bereits erwähnt wurden, hatten wie gesagt keine politischen Ziele, wurden aber der Regierung verdächtig. Man glaubte (oder gab vor), einen Zusammenhang, wenigstens eine Ähnlichkeit mit den deutschen Studentenverbindungen, mit dem italienischen Carbonarismus und mit einem (in der That versuchten) polnischen geheimen Bunde zu erblicken. Der Gefahr bewußt, die im gegebenen Falle die Universität bedrohen würde, lösten sich die Zilareten freiwillig auf. Trotzdem wurde eine große Anzahl junger Leute eingesperrt, darunter auch Mickiewicz. Es gab zwar weder einen Thatbestand, noch Beweise, aber Beweise wurden herausgefünstelt; von den Gefangenen wurden einige zur einfachen Kerkerstrafe, andere zur Übersiedelung verurtheilt. Mickiewicz gehörte noch zu den Bevorzugten, denn während andere, wie Zan, in die entlegenen Uralgegenden verschickt wurden, durfte er sich in europäischen Rußland in Staatsdiensten aufhalten. Im October 1824 verließ er Warschau, um nie mehr den vaterländischen Boden zu betreten. Seinen Freunden und Gönnern gelang es für ihn eine Anstellung in Odeßa am dortigen Richelieu-Gymnasium zu erwirken.

Die Warsauer Studentenverfolgung brachte in ganz Polen einen erschütternden Eindruck hervor und wurde zu einem der mächtigsten jener Momente, die später den Aufstand vom Jahre 1830 herbeigeführt haben. In Mickiewicz' Leben aber war dies der

entscheidende Wendepunkt: der junge Romantiker und schmachtende Liebhaber wurde zum begeisterten Dichter der Vaterlandsliebe.

In Odeſſa — in Rußland überhaupt — wurde er gut behandelt, lebte auf freiem Fuße, erwarb ſich viele Freunde als Menſch, als Dichter aber viele Bewunderer. Er ſelbſt verſchließt tief im Innern ſeinen Schmerz und Groll. Aber die erlebten Eindrücke



J. H. Nowakowski.

steigern ſich zu einem vorher nicht geahnten Grad von Liebe und Haß. Er dichtet nur wenig; dies Wenige iſt aber mehr als Alles, was er bis jezt geleistet hat. Die Schwermuth, die Sehnsucht des Verbannten nach Allem, was ſein früheres Leben gebildet, bricht ſich in ſeinen Sonetten (1826) Bahn. Dieſe ſind zweifach: Die erotiſchen, unter denen jene den Vorrang behalten, die dem Andenken ſeiner erſten Liebe gewidmet ſind und die ſogenannten Krim-Sonetten, die Errungenschaft eines kurzen Ausfluges, den er aus Odeſſa auf die Tauriſche Halbinſel unternahm. Die raſch hingeworfenen Bilder ſind mit außerordentlicher

Kraft skizzirt, und die tiefe Wehmuth, die aus jedem Worte sich vernehmen läßt, gewöhnlich aber im letzten Vers culminirt, übt einen unwiderstehlichen Zauber aus.

Der patriotische Schmerz aber, das Bewußtsein erlittenen Unrechts, der Haß endlich, brachen vulcanartig im Konrad Wallenrod aus. Derselbe wurde in Moskau begonnen, wohin der Dichter aus Odessa (1826) versetzt worden war und wo er bis 1828 verblieb. Der Form nach liegt uns hier eine jener lyrisch-epischen Erzählungen vor, die Byron erfunden und verbreitet hat. Der Inhalt — freilich nicht streng historisch — ist den Kämpfen Lithauens mit dem deutschen Orden entnommen. Ein lithauischer Knabe wird bei einem nächtlichen Überfall gefangen genommen, weggeführt, und vom Großmeister erzogen. Als Jüngling aber geht derselbe in einer Schlacht zu den Seinigen über, heiratet eine Tochter des Fürsten Kiejstut und kämpft gegen den Orden. Überzeugt, daß Lithauen der Übermacht nicht lange werde widerstehen können, entschließt er sich zur Selbstaufopferung und zum Verrath. Er verläßt seine Frau, tritt vergessen und unbekannt unter falschem Namen in den Orden ein und zeichnet sich so sehr aus, daß er endlich zum Großmeister gewählt wird. Jetzt führt er seine Rache aus; er unternimmt einen Kriegszug gegen Lithauen, der mit der völligen Niederlage des Ordens endet. Ein geheimes Verdict verurtheilt ihn dann zum Tode, dem er durch Selbstvergiftung zuvorkommt.

Der kurz erzählte Inhalt läßt die Menge poetischer Schönheiten ersten Ranges nicht ahnen, die Mickiewicz in diesem Gedichte angehäuft hat. Die Kritik mag Manches an dem Werke aussetzen haben. Nur eines wird sie nicht leugnen können, daß nämlich während die Ahen uns rühren und Grazyna einem Fragmente antiker Bildhauerkunst aus der besten Zeit gleicht, Wallenrod trotz all seiner Fehler großartig ist und in einigen seiner Theile selbst von Mickiewicz nie übertroffen wurde.

Von lyrischen Gedichten gehört in jene Zeit der *Farys*, eine Allegorie des mit allerlei Hindernissen kämpfenden Genies, welche mit dem beruhigenden und beglückenden Siege des Selbstbewußtseins endet.

Mickiewicz wurde (im Jahre 1828) von Moskau nach Petersburg versetzt, wo er den Wallenrod drucken ließ und mehrere interessante Verhältnisse anknüpfte: so die Bekanntschaft mit dem Dichter Puszkin und die Freundschaft mit der dem deutschen Publikum aus Goethes Leben bekannten Frau Marie Szymanowska (deren Tochter Celina er nach mehreren Jahren geheiratet hat). Seine Gesundheit begann aber unter dem rauhen Klima zu leiden, der Aufenthalt in Rußland war ihm ohnehin zuwider. Seinen Freunden gelang es, ihm einen Reisepaß nach Italien zu erwirken. Er verließ Petersburg im Mai 1829, bereiste Deutschland, von seinem Freunde Odyniec begleitet, wurde im August in auszeichnender Weise von Goethe empfangen, und gelangte im Herbst dieses Jahres nach Rom, wo er sich bis zum Frühling 1831 aufhielt.

Der Dichter war jetzt abwesend, aber sein Einfluß und sein Beispiel wirkten fort und riefen eine rege poetische Thätigkeit hervor, nämlich die der romantischen Schule, welche nach einigen charakteristischen Merkmalen in zwei Gruppen, in die der lithauischen und in jene der ukrainischen Dichter zerfällt. Die ersteren, denen Mickiewicz näher steht, sind von ihm gänzlich abhängig und müssen als bloße Schüler und Nachahmer angesehen werden. Aus der ziemlich großen Anzahl derselben vermochten eigentlich nur drei sich hervorzuthun: Anton Eduard Odyniec (geboren 1804, gestorben 1885), Mickiewicz' Freund und fanatischer Verehrer, ein Talent zweiten Ranges, dem wir schöne lyrische Gedichte und treffliche Übersetzungen verdanken, Julian Korśak (1807 bis 1855), der sich durch eine schöne Dante-Übersetzung verdient gemacht hat und Ignaz Chodźko (1795 bis 1861), welcher in der Form von Denkwürdigkeiten eines alten Klosterbruders prosaische Erzählungen schrieb, die zu dem Besten gehören, was die polnische Romanliteratur hervorgebracht hat.

Die ukrainischen Dichter sind selbständiger und nehmen in der Geschichte der polnischen Dichtung eine viel höhere Stellung ein. Anton Malczewski (1793 bis 1825), verfaßte die *Maria*, ein episch-lyrisches Gedicht, welches jenen des Mickiewicz fast gleich gestellt werden kann und sonst Alles weit übertrifft, was die früheren Romantiker geleistet haben. Leider war die *Maria* kaum vollendet und noch nicht vollständig gedruckt, als ihr Verfasser nach langem Siechthum starb.

Bohdan Zaleski (1802 bis 1886), der Ukrainer *xxz' ёзоγγγ*, hat von Natur aus die musikalische Anlage und schwermüthige Stimmung des ruthenischen Volkes geerbt, so daß seine Gedichte an Klang und volkstümlich-schwermüthigem Charakter alle anderen übertreffen. Zur Ausbildung des Versbaues, der leichten, schmiegsamen Sprache, des musikalischen Rhythmus hat er mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen beigetragen. Seine lyrischen Gedichte sind an Grazie, Empfindung und jugendlicher Naivität beinahe unvergleichlich. Seine historisch-kriegerische *Dumka* nimmt in der polnischen Poesie ungefähr die Stellung ein, welche in auswärtigen Literaturen der Ballade zugewiesen wird.

Severin Goszczynski (1803 bis 1876), Zaleskis Schulkamerad und Freund, zeichnet sich durch eine düstere Phantasie und eine leidenschaftliche Natur aus, vor Allem in dem *Zamek kaniowski* (Schloß von Kaniów), einem lyrisch-epischen Gedichte.

Der Aufstand vom 29. November 1830, in der Geschichte Polens das folgenschwerste Ereigniß unseres Jahrhunderts, übte auch auf die Literatur einen unberechenbaren Einfluß aus. Besonders in der Poesie, die bis dahin hauptsächlich ihrer Aufgabe als Dichtkunst gerecht zu werden bemüht war, tritt seitdem eine entscheidende Wendung ein. Sie will fortan vor Allem, ja fast ausschließlich zum Ausdruck des Schmerzes, der verlorenen und doch nicht aufgegebenen Hoffnung werden. Alles Übrige geht sie weniger an und wird auch von ihr weniger erwartet. Sie soll all die Gedanken und Gefühle wiedergeben,

welche in der Seele einer Nation aufkommen konnten, die seit Jahrzehnten über ihr Los empört, sich endlich zu heldenmüthigem Kampfe aufrafft und unterliegt. Je weniger sich das patriotische Bewußtsein praktisch bethätigen konnte, desto unwiderstehlicher ergoß es sich in die einzige Richtung, die ihm offen stand, in das geschriebene Wort. So kam es, daß die Dichtung im Leben der Nation eine Stellung übernahm, die ihr Wesen und ihre Bestimmung überschritt. Aber sie konnte nicht anders, sie mußte jenem Bewußtsein Genüge thun und Ausdruck geben.

Dazu kommt noch die in der damaligen Lage und Geschichte Polens höchst bedeutende Thatfache der Emigration. Die besten und tüchtigsten Männer waren theils verbannt, theils freiwillig ausgewandert, in dem trügerischen Wahn, dem Vaterlande auswärts besser dienen zu können; die bedeutenden Schriftsteller fast alle, die Dichter ausnahmslos. Sehnsucht, öfters Entfugung und Noth, alle möglichen religiösen, philosophischen, politischen und socialen Systeme und Tendenzen, welche in den ohnehin gereizten Geistern und Herzen massenhaft Zutritt finden, immer neue Irrelichter diplomatischer oder revolutionärer Hoffnungen und Pläne: all dies mußte einen jeden insbesondere und alle insgesammt aus dem normalen Gleichgewicht bringen. So erklären sich die begangenen politischen Fehler, und die übermäßig große Rolle, welche der Poesie in dieser Bewegung zugewiesen war, sowie die falsche Richtung, in welche die letztere hie und da gerieth. Der grenzenlose patriotische Schmerz aber erklärt die unvergleichliche Begeisterung, Kraft und Wirkung dieser Poesie. Sie wollte indeß nicht bloß ein Ausdruck alles vergangenen oder gegenwärtigen Jammers sein: sie ging jenem Trieb der polnischen Seele voran, oder eher nach, welcher ergründen wollte, wie denn ein Unheil und ein Unrecht, gleich der Theilung Polens erklärt werden könne, was wohl Gottes Absicht dabei gewesen sein könne, wie dieser historische Proceß enden werde? Die Poesie wollte die Vergangenheit erklären, die Zukunft errathen. Aus einer patriotischen wurde sie zu einer historiosophischen, hie und da zu einer mythischen.

Die Quelle dieser Richtung bricht in der Fortsetzung der *Mhnen* hervor, die Mickiewicz im Jahre 1832 geschrieben hat. Wie der frühere, so ist auch dieser Theil der *Mhnen* des Dichters eigene Lebensgeschichte. Derselbe Gustav, welcher sich dort als ein Geistesstumpf anjah, weil er allen Gefühlen gestorben zu sein glaubte, erwacht im Gefängniß zu neuem Bewußtsein. Er zeichnet diese Verwaudlung seines Inneren auf, indem er auf die Wand seiner Kerkerzelle die Worte: „Obiit Gustavus, natus est Conradus“ schreibt. Die Gefangenen versammeln sich heimlich am Abend vor Weihnachten: einer von ihnen wurde morgens zur Unterjuchung durch die Straßen geführt und erzählt, was er da gesehen hat. In eine Reihe von Kibitzen wurden Gefangene gepackt und nach Sibirien fortgeschickt. Durch die Plastik der Beschreibung und die Erhabenheit (im Schlußgebet) bezeichnet diese

Erzählung einen der absoluten Höhepunkte polnischer Poesie. Auf den Dichter Konrad wirkt sie so mächtig, daß er eine herrliche, aber fürchterliche Rache-Hymne anstimmt. Die Patrouille läßt sich hören, die Gefangenen gehen auseinander: Konrad bleibt allein. Es beginnt der Monolog, der unter dem Namen *Improvisation* berühmt geworden ist. Derselbe ist eigentlich nichts anderes, als eine grenzenlos freche Apostrophe an Gott. Der Dichter maßt sich im Bewußtsein seines Genies und seines unendlichen Leidens das Recht an, zu wissen, was denn Gott eigentlich wolle, warum er Unrecht und Gräucl dulde. Und als Konrad nach langem Flehen und Drohen keine Antwort auf diese Fragen erhält, schließt er mit der Lästerung: „Gott sei nicht der Vater der Welt, sondern ihr —“. „Czar“! sagt der auf diesen Augenblick harrende Satan, während Konrad in Ohnmacht fällt, ohne dies letzte Wort ausgesprochen zu haben. Jetzt erscheint ein einfacher Klosterbruder, und nach der wüthenden Lästerung kommt die Goreismus-Scene, die über den Sinn des Ganzen Aufschluß gibt. Der böse Geist der Hoffahrt wird aus der Seele



Wincenz Pol.

des Sünders ausgetrieben; diesem wird der Befehl erteilt, durch Demuth und Ergebung die Gnade Gottes zu erwerben. Mit dieser und mit einem festen Glauben kann ein einzelner Mensch Wunder thun. „Gott offenbart dem Geringen, was er dem Stolzen verhehlt.“ Die Antwort also, die dem himmelstürmenden Konrad versagt wurde, wird dem reinen, gottesfürchtigen Mönch erteilt. Bruder Peter hat eine Vision, in welcher er Christi Kreuzigung und Tod an Polen genau nachgemacht sieht. Gottes Absicht ist es, daß dieser Zustand ein Sühnopfer sei für alles Böse, dessen sich unsere Zeit und Civilisation schuldig gemacht hat.

Eine profaische und so zu sagen praktische Anwendung jener Ideen findet sich im Buche der Pilger, welches Mickiewicz in Paris im Jahre 1833 erscheinen ließ. Es ist dies ein im evangelischen Stile verfaßter Codex oder Katechismus der religiösen und patriotischen Pflichten des Emigranten. Die kleine Schrift wurde von den Polen mit Ehrfurcht aufgenommen, von Ausländern in fremde Sprachen übersetzt. (Französisch von Montalembert.) Lammenais erklärt selbst, dem Mickiewicz Vieles entlehnt zu haben.

Die erwähnte Scene der Ahnen ist der Kern, aus dem sich später die ganze mystische Richtung der polnischen Poesie entwickelt hat, und zugleich der Schlüssel, der alle Räthsel des weiteren Lebenslaufes des Dichters eröffnet. Auf diese Art hat sich derselbe alle jene Fragen beantwortet, die er in seinem Schmerz an die Vorsehung stellte; die Antwort befriedigte ihn vollkommen und führte ihn nach anderen zehn Jahren zu einem neuen und letzten Wendepunkt, zu dem Glauben an eine neue Offenbarung. Hier ist die Quelle. Der Strom ergießt sich über die ganze nachfolgende Dichtungsperiode. Die größten Dichter, wie die geringsten sind von ihm fortgerissen. In dieser Grundidee treten natürlich verschiedene Modificationen ein, sie ist aber und bleibt die herrschende, und bildet den innersten Kern, wie das charakteristische Merkmal der Poesie in jenen Jahren.

Im Jahre 1834 erschien Pan Tadeusz (Herr Thaddäus), das capo d'opera der ganzen polnischen Literatur. Es ist kein heroisches Epos. Große Schlachten und Siege, historische Heldenfiguren kommen da nicht vor. Es ist eine an Napoleons russischen Feldzug gelehnte und mit demselben vielfach verwickelte Familiengeschichte. Von seiner unvergleichlichen Schönheit versuchen wir nicht einen, wenn auch nur entfernten Begriff zu geben. Dem deutschen Leser mag „Hermann und Dorothea“ einen Begriff von dem Pan Tadeusz geben; nur müßte er dabei denken, daß die unübertroffene Schönheit des Goethe'schen Gedichtes sich in einem viel größeren Bilde entrollt, in welchem gleiche Plastik und Lebendigkeit in einer viel größeren Anzahl und Verschiedenheit der Figuren und Scenen sich bewundern läßt. Wir erlauben uns den Glauben zu erbitten, daß es nicht nationale Einbildung oder Anmaßung, sondern reine Wahrheit ist, wenn wir zu behaupten wagen, unter den epischen Gedichten des christlichen Europa gebe es keines, welches dem Homer, und zwar nicht den Götter- und Heldenkämpfen der Ilias, sondern den ruhigeren Scenen und Bildern der Odyssee näher käme, als Mickiewicz' Pan Tadeusz.

Und mit ihm hat der Dichter im 36. Lebensjahre zu dichten aufgehört, und zwar aus fester Überzeugung und Absicht. Noch ehe er den Thaddäus verfaßte, sagte Mickiewicz öfters, die Dichtkunst sei ein leerer Zeitvertreib, eine Vanitas vanitatum und „nur ein Werk könne Werth haben, welches die Menschen zu Gott führt“. Auf diesem Wege zu Gott hoffte er selbstverständlich zur Wiedergeburt seines Vaterlandes zu gelangen. Er wandte sich also von der Poesie ab und ist fortan ausschließlich auf die moralische und religiöse

Hebung seiner Nation, vor Allem der Emigration bedacht. Im Jahre 1834 vermählte er sich mit Celine Szymanowska. Die Pflichten eines Familienvaters zwangen ihn, ein sicheres und ausreichendes Einkommen zu suchen. So kam es, daß er 1838 die ihm angebotene Anstellung eines Professors der lateinischen Literatur bei der Akademie in Lausanne annahm und daselbst bis gegen Ende des Jahres 1840 verblieb. In diesem Jahre nach Paris berufen, hält er im Collège de France Vorträge über slavische Literaturen. Dieselben können, was die polnische Literatur anbelangt, als deren erste gebiegene Geschichte gelten. Im dritten Jahrgange aber wurde Mickiewicz von der religiösen Doctrin des Andreas Towiański angezogen und widmete alle seine Kräfte der Förderung dieser, wie er meinte, Sache Gottes. Towiański war einer von den vielen Religionsstiftern, wie sie in verwirrten Zeiten aufzukommen pflegen. Er gab vor, seine Lehre verhalte sich zum Christenthum, wie dieses zum alten Testament. Unter der polnischen Emigration fand er wohl eifrige, aber nicht zahlreiche Anhänger; und selbst diese hätte er nicht gefunden, wäre es ihm nicht gelungen, Mickiewicz auf seine Seite zu bringen. Dies aber läßt sich durch das überspannte Gefühl des Dichters, seine Hoffnung auf neue und außerordentliche Ereignisse erklären; zum Theil auch durch die Genesung der nervös frankten Gattin des Dichters, die der Meister durch seine Aneide erschüttert und dadurch für eine Zeit lang wirklich geheilt hat. Angriffe auf die Kirche, vielleicht mehr noch der Enthusiasmus für Napoleon bewogen die Regierung Louis Philipps, dem Dichter die Kanzel zu entziehen. Zahrelang hing er mit seiner ganzen Seele an seinem Meister und dessen Versprechungen einer nahen Wiedergeburt der Menschheit, und wenn auch später sein Enthusiasmus immer kühler wurde, vermochte er doch nie, sich ganz von der Doctrin loszumachen.

Mickiewicz dichtet nicht mehr; aber die Blütezeit der polnischen Dichtung ist damit nicht zu Ende. Sigmund Krasiński, in Paris 1812 geboren, war der Sohn eines tapferen Generals in der polnischen Armee, der einen glänzenden Namen und ein in Polen selten großes Vermögen von seinen Vorfahren ererbt hatte. Sigmund verrieth schon in seinen Schuljahren ungewöhnliche Geistesanlagen und eine lebhaft, düster gefärbte Phantasie. General Krasiński galt in diesen Jahren (1828 bis 1829) mit Unrecht als ein zu ergebener Anhänger der russischen Regierung; diese Meinung erstreckte sich auf den Sohn, welcher, bereits Universitäts Hörer, von seinen Collegen öffentlich in einem Hörsaal beleidigt wurde. Dies war der entscheidende Augenblick im Leben des künftigen Dichters. In seinem Herzen theilte er die Gefühle seiner Mitschüler, nicht die Ansichten des Vaters; für einen siebzehnjährigen Jüngling eine harte Probe, die aber der junge Krasiński mit männlicher Kraft bestand. Ohne sich von dem Vater loszusagen, gelobte er sich selbst, sein Leben dem Vaterlande zu widmen. In Warschau konnte er nach jenem Austritt nicht bleiben, der Vater

ließ ihn seine Studien in Genf fortsetzen. Kurz nachher brach der Aufstand vom Jahre 1830 aus. Der Jüngling flehte um die Erlaubniß, zurückkehren und kämpfen zu dürfen, der Vater ließ es nicht zu. Der Sohn gehorchte, obgleich sich seine Dual bis zur Verzweiflung steigerte. Nach Ende des Krieges wurde dem General Krasjüski der Wunsch geäußert (recte befohlen), den Sohn am Hofe in Petersburg vorzustellen und ihn in Staatsdienste treten zu lassen. Siguund mußte diese Reise unternehmen; seine schwache Gesundheit wurde aber durch das Klima und den inneren Kampf so ernstlich angegriffen, daß er in Petersburg in eine schwere Krankheit verfiel. Es war angesehentlich, daß er im nordischen Klima nicht bleiben konnte; ein Reisepaß wurde ihm ertheilt. Er eilte nach Italien, welches das gelobte Land seiner dichterischen Vorliebe war. Unterwegs, zu Wien, warf er in einem Guß sein erstes großes Werk aufs Papier, die *Nieboska Komedy* (Ungöttliche Comödie).

Den Inhalt dieses Gedichtes bildet eine sociale Revolution, die in einer mehr oder weniger entfernten Zukunft wahrscheinlich ausbrechen könne, fast dürfte man sagen, ausbrechen müsse. Das Gedicht ist in Prosa geschrieben, kurz, und die Scenen nur skizzirt, in dieser Kürze und Gedrängtheit aber von einer Präcision des Denkens und Ausdruckes, die nur großen Geistern und großen Dichtern eigen ist. Das geniale Werk hat (wiewohl in unzureichenden Übersetzungen) die Aufmerksamkeit und Bewunderung ausgezeichnete Männer erweckt. Lord Lytton, der ehemalige Vicekönig von Indien und englische Gesandte in Paris, hat eine Paraphrase der *Nieboska Komedy* unter dem Titel *Orval, the Fool of Time* geschrieben. Ausführlicher behandelt, scheinbar klarer auseinandergesetzt, ist der Gegenstand in dieser Bearbeitung verschwommen und verkleinert.

Dies erste Gedicht des Krasjüski bezeichnet die Richtung, welcher er bis an sein Ende treu bleiben wird, nämlich in seiner Dichtung mit den weltgeschichtlichen Fragen des Jahrhunderts sich zu befassen.

Krasjüskis zweites Gedicht, ein prosaisches und nicht jeinisches Drama wie das erste, der *Tribion*, sucht eine andere Frage zu lösen, nämlich auf welche Weise die Wiedergeburt eines gefallenen Volkes möglich ist. Der Dichter denkt sich einen Griechen, welcher den Untergang von Hellas nicht verschmerzen kann und denselben an Rom rächen will. Es sind Heliogabals Zeiten. Tribion, ein Urenkel Philopoemens, der seinem sterbenden Vater Haß und Rache gegen Rom geschworen hat, vereint in seiner Hand alle Elemente der Zerstörung und Zerlegung Roms. Das Unternehmen ist mißlungen; mißvergünstigte Prätorianer erheben den Alexander Severus auf Heliogabals Thron, Rom ist wiederum auf einige Zeit gestärkt. In dem Epilog wird über Tribion ein Gericht abgehalten, in welchem Satan den Schuldigen als seine Beute beansprucht, ein Engel aber als Vertheidiger auftritt. Das Urtheil ist, er soll auf eine zweite Probe gestellt werden, und wenn er diese besteht, wenn er alles bis auf die Achtung für seine Mitmenschen verliert, wenn er zur

äußersten Verzweiflung getrieben sein wird und doch auf Gott vertraut und nie aufhört, das zu thun, was eben möglich ist, wird er am Ende in langem, nie ermüdendem Wirken und Schaffen neues Leben finden.

Gefühlsvoll, reizbar, schwärmerisch und zum Weltjchmerz geneigt, mit einer schöpferischen, aber unruhigen Phantasie begabt, die seinen Geist stets beherrschte, daher selten mit sich selbst einig und seiner selbst klar bewußt, ist Julius Stowacki, der vollständigste Typus eines Romantikers in der polnischen Literatur, ein glänzendes Talent, dem es nur an Gleichgewicht und Besonnenheit fehlte, um ein poetisches Genie zu sein.

Er war im Jahre 1809 geboren. Sein Vater, ein verdienstvoller Professor der polnischen Literatur an der Universität Wilna, starb frühzeitig. Von einer Mutter erzogen, die durchaus edel und hochgebildet, aber zu schönseelig und zu literarisch gestimmt war, hatte er schon in früher Jugend die ganze romantische Poesie gelesen und fing mit Leidenschaft zu dichten an. Die ersten Gedichte waren bloße Nachahmungen Byrons, mit einer Ausnahme jedoch. Er hat bereits zwei Trauerspiele geschrieben: den



Stael Szajmocha.

Minnowe, aus der vorchristlichen Geschichte Lithauens, und die Maria Stuart; letztere gleichsam ein erster Theil der Schiller'schen: eine junge Maria in allerlei tragische Collisionen zwischen Darnley und Bothwell verwickelt. Beide Trauerspiele, wie fehlerhaft sie auch sind, zeugten von einem ungewöhnlichen Talent. Im Jahre 1831 begab sich Stowacki (ohne hinreichenden Grund) nach Frankreich und wurde zum Emigranten. Das erste bedeutende Werk, welches er hier zustande brachte, war der Mordian. Wiederum ein Drama, dessen Inhalt mit den Ereignissen des Jahres 1831 im Zusammenhang steht, reich an schönen Scenen, hie und da von dramatischer Kraft. Stowacki verweilte hierauf in Genf. Hier verfiel er auf den Gedanken, eine Reihe von Dramen zu schreiben, in denen er die zum Theil mythische Urgeschichte Polens darstellen wollte. So entstand die Balladyna, ein sonderbares, aber talentvolles Trauerspiel, in welchem die Züge jener Vorzeit,

sowie einige Situationen Volksliedern und Erzählungen, andere aber Shakespeare entnommen sind. In der Schweiz ist ein Liebesgedicht; nie zeigte die polnische Sprache klangvoller, schmiegsamer, reizender die Liebessträumerei, nie zärtlicher, schwermüthiger, poetischer als in diesem Herzenserguß des armen Stowacki.

Als poetische Errungenschaft einer Reise nach Griechenland, Aegypten und Palästina läßt sich außer einigen wunderschönen lyrischen Versen zuerst die Orientreise ansehen, ein Fragment, von der einige Stellen, wie die Nacht im Golf von Korinth, und Agamemnon's Grab, zu den Perlen der polnischen Dichtung gehören. Die Erzählung von einem Araber, der sieben Kinder und seine Frau an der Pest verloren hat, wurde in der Phantasie des Dichters zu seinem Meisterwerke; denn das kleine Gedicht, Der Vater der Verpesteten, ist ein solches. Im heiligen Lande soll er auch seinen Anhellı ausgedacht — andere behaupten umgearbeitet haben, ein allegorisches Bild (im evangelischen Stil) der polnischen Emigration vor Allen, aber auch des gesammten damaligen Polens, voll wehmüthiger Stimmung.

Aus dem Orient zurückgekehrt, nahm Stowacki den alten Plan wieder auf, Dramen aus der vorhistorischen Zeit Polens zu schreiben; er dichtete die Lilla Weneda. Ein ruhiges, sanftes Weneden-Volk wird von rauhen, kriegerischen Lechiten überfallen und vertilgt. Die dramatische Fabel dreht sich um Lilla, eine Tochter des Weneden-Königs, die sich für den gefangenen Vater opfert. Der Ballabhyna ist dieses Gedicht weit überlegen. Der tragische Untergang eines ganzen Stammes ist mit seltener Kraft wiedergegeben.

Beniowski, ein episches Gedicht aus der Zeit der Conföderation von Bar (1768) in Byron's Don Juan-Art, ist leider unvollendet geblieben. Das epische und episch-lyrische Moment, die Schlachten und Zweikämpfe, die Liebesscenen, die zahlreichen und meisterhaft skizzirten Figuren, die Naturschilderungen endlich machen dies Gedicht zu einer der köstlichsten Pierden der polnischen Dichtung.

Nach dem Auftreten Towiański's wurde Stowacki durch dessen Lehre stark angezogen. Mystische Gesinnung spiegelt sich in seinen letzten Werken mächtig ab. Es sind dies außer einer gewissen Anzahl lyrischer Gedichte zwei Dramen, mystisch und messianisch im Inhalt, calderonisch in der Form. Diesem Umstand verdanken wir eine wundervolle Uebersetzung des Stan dhafsten Prinzen. Dann ging er an ein Werk, in dem er Alles, was ihm der Geist „offenbart“ hat, als unfehlbare Auslegung der Vergangenheit wie der Zukunft niederlegen wollte. Es ist dies der Król Duch (der Geist-König), das größte seiner Gedichte, welches aber unvollendet blieb. Die Metempsychose war in der Towiański'schen Lehre stark betont, und auf diese Idee gründet sich Stowackis Gedicht. Es ist immer derselbe Geist, der sich in verschiedene mythische oder geschichtliche Persönlichkeiten kleidet und wie ein Atlas die nationale Idee und Bestimmung trägt. Es bricht aber mit dem XII. Jahrhundert ab.

Towiański's Auftreten rief in der Literatur eine unerwartete und sehr bedeutende Erscheinung hervor. Die katholische Richtung trat seit dem Jahre 1831 auch in der Literatur stärker hervor: die Tendenz, religiöse Gefühle zu festen Überzeugungen auszubilden, machte sich immer mehr geltend. Aus derselben ging der Gedanke eines neuen Ordens hervor, der auch in der That in Rom (1842) endgiltig gegründet wurde. Als nun aber in der Emigration die Gefahr neuer Häresie sich zeigte, war es Pflicht der jungen Ordensbrüder, gegen dieselbe aufzutreten. Hieronymus Kajsiewicz, geboren 1812, im Jahre 1831 ein tapferer Uhlane, dann in Paris ein eifriges Mitglied allerlei revolutionärer Clubs, von Mickiewicz und dessen Freunden auf eine bessere Bahn gelenkt, mit seinem Freunde Semenenko, Gründer des Resurrectionisten-Ordens, wurde jetzt nach Paris geschickt, um gegen den neuen Irrthum zu kämpfen. Er betrat die Kanzel und enthüllte auf einmal ein Rednertalent, wie es in Polen seit Skarga nicht gehört worden war. Von den vielen ausgezeichneten Predigern, die jene Zeit aufkommen sah, — Janiszewski, Antoniewicz, Prusfinowski, Kozmian, endlich dem viel jüngeren Golian — näherte sich keiner dem großen Vorgänger so sehr, wie Kajsiewicz, welcher gleich Skarga mit außerordentlicher Kraft den Polen die Schuld vor Augen hält, welche sie an ihrem Vaterlande und dessen Zukunft begangen haben. Er starb in Rom 1873.

Krajiński wurde von der Towiański'schen Lehre nicht angefect, ihm galt sie als eine leere und schädliche Träumerei. Senes System der Historiosophie aber, welches er selbst in diesen Jahren herausgebildet hat, war doch vom Mysticismus nicht ganz frei. Er folgte der von seinem Freunde Cieszkowski in den Prolegomena zur Historiosophie (1838) durchgeführten Eintheilung der Weltgeschichte in drei Hauptepochen und baute auf dieser Grundlage weiter fort. Die zweite christliche Epoche weist in unserer Zeit alle jene Vorzeichen des Verfalles auf, welche einst das nahe Ende des heidnischen Alterthums kennzeichneten. Wie damals das Christenthum, so muß jetzt etwas auftreten, was der Menschheit neues Leben bringen wird. Die dritte Epoche naht heran; sie wird sich aber nicht auf eine neue Offenbarung, sondern blos auf eine bessere, genauere Ausführung und Realisirung des bereits offenbarten Willens und Gesetzes Gottes stützen. Die allmähige, aber fortwährend steigende Negation des christlichen Bewußtseins bei Völkern und Staaten ist die Ursache eines fürchterlichen Chaos, dessen grausen Anblick unsere Zeit darstellt. Die Wiedergeburt der Civilisation, der Menschheit überhaupt, ist nur durch die Verchristlichung aller, vor Allem aber der politischen Verhältnisse, des Völkerrechtes, möglich. Die Theilung Polens war der allergrößte Frevel, der an einem so begriffenen Völkerrechte begangen wurde; dessen Wiedergeburt muß also zum Anfang und zur Grundbedingung jener dritten glücklichen Epoche der Gerechtigkeit, der höheren, wahrhaft christlichen Civilisation werden.

Das ist die Hauptidee, zu welcher Krasjński nach langer, einsamer Geistesarbeit gekommen war und die er fortan in seinen Gedichten verbreiten wird. Im Jahre 1843 erschien sein *Przedświt* (Morgendämmerung), in welchem diese politische und philosophische Idee ohne jede Verhüllung, klar, präcis, mit dogmatischer Sicherheit und zugleich mit hinreißender poetischer Begeisterung auftritt. *Przedświt* ist das erste Gedicht, welches Krasjński in Versen geschrieben hat; es ist auch als der Höhepunkt und das letzte Wort jener Richtung anzusehen, die sich seit dem Jahre 1831 immer mehr geltend machte und darauf abzielte, das Räthsel von Polens Schicksalen zu lösen und das Geheimniß seiner Zukunft zu enthüllen. Die Wirkung war eine außerordentliche. Eine schädliche Wirkung, wie jetzt öfters behauptet wird. Allerdings ist Manches in Krasjńskis Schriften übertrieben, mystisch, daher falsch; allerdings kann es unwillkürlich zu dem irrigen Glauben beigetragen haben, ein Recht müsse, weil es eben Recht ist, auch Thatsache werden. Nur darf man eines nicht vergessen, daß der Dichter in seinem Glauben fest, in seiner Hoffnung aber stets und streng bedingt ist, und die Erfüllung derselben immer und ausdrücklich von einem moralischen und politischen Fortschritt abhängig macht, ohne welchen Gottes Absichten durchkreuzt und vereitelt werden können.

Krasjński hatte soeben den *Przedświt* (anonym, wie alle seine Werke) veröffentlicht, als ihm ein geheimnißvoller Emigrirten den Vorschlag machte, einem neuen, sich vorbereitenden Aufstand beizutreten. Der Dichter erschraf. Sein politischer Sinn gab sich sogleich Rechenschaft von den Folgen eines solchen Unternehmens. Wie war aber die radical-revolutionäre Leidenschaft — mit patriotischem Gefühl jedenfalls vernüchert und an dieses stets appellirend — von dem Vorhaben abzuhalten? Es gab kein Mittel. Der Dichter versuchte das Einzige anzuwenden, was ihm zu Gebote stand: er schleuderte seine Psalmen der Zukunft in die Welt. Die zwei ersten, jener des Glaubens und der Hoffnung, eine Wiederholung und Bekräftigung des im *Przedświt* bereits Gesagten. Der dritte aber, der Psalm der Liebe, eine politische Brochure, die ihresgleichen in der Welt nicht hat und an jene Reden erinnert, mittels welcher der arme Demosthenes sein verblendetes Vaterland vom Untergang zu retten suchte. Die Wirkung war auch eine ähnliche. Das begeisterte Mahnungswort wurde von jenen mit Bewunderung aufgenommen, die nicht gemahnt zu werden brauchen; von den anderen als ein *Crimen laesae patriae* verschrien. Skowacki, dessen Freundschaft mit Krasjński seit seinem Beitritt zur Towiański'schen Secte zu Ende war, schrieb einen in der Form wunderbaren Vers an den Verfasser der drei Psalmen, in welchem er ihn der Furcht und Lästerung heiligster Gefühle zieh.

So ungefähr stand die polnische Literatur im Auslande vom Jahre 1831 bis 1845. Wie hat sie aber während derselben Zeit auf polnischem Boden ausgehoben?

Die Umstände, vor Allem die Censur ließen ihre Entwicklung nicht zu, sie mußten vielmehr dieselbe verhindern und ersticken. Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus I. konnte sich weder Dichtkunst, noch Wissenschaft frei bewegen. Das Bedürfniß zu schreiben, der Trieb, seinen Gedanken Ausdruck zu geben, mußte sich daher in anderer Form



Lucjan Siemieniński.

befriedigen. Der Roman fing an, in der Literatur eine größere Stelle als vorher zu spielen. Josef Ignaz Kraszewski (geboren 1812) begann schon im Jahre 1829 seine rührige, vielseitige Thätigkeit und wurde bereits zwischen 1830 und 1840 viel gelesen; doch fällt die vollständige Reife seines Talents und sein großer Einfluß erst in spätere Jahre. Josef Korzeniowski, geboren zu Brody in Galizien 1797, neben Kraszewski der bedeutendste Romanschreiber jenes Zeitraumes, Gymnasialdirector in russischen Diensten,

schrieb anfangs Lustspiele und Dramen, meist aus dem häuslichen Leben, deren erstere jenen des Scribe, letztere jenen des Soulié oder Dumas verwandt waren. In der Charakter Schilderung war Korzeniowski ziemlich glücklich; das eigentlich Dramatische aber kam in seinen Stücken selten zum Durchbruch. Er erwarb sich aber das große Verdienst, dem Repertoire der damaligen Bühnen immer etwas Neues zur Aufführung zu liefern. Graf Heinrich Nzewuski, geboren im Jahre 1791, gestorben 1866, legte in seinen Romanen ein merkwürdiges Talent an den Tag, besonders in seinen kleineren Erzählungen aus dem XVIII. Jahrhundert (Die Denkwürdigkeiten des Severin Soplica). Die letzteren wurden so beliebt, so viel in Prosa und Vers nachgeahmt, daß sie gleichsam eine ganze Schule gegründet haben: jene der Verherrlichung altadeligen Landlebens. W. A. Maciejowski vertieft sich mit Vorliebe und Gelehrsamkeit in das Studium des altslawischen Rechtes, Josef Goltuchowski (1797 bis 1858), in jenes der Philosophie. Ehemals Professor der Philosophie an der Wilnaer Universität, war letzterer ein Schüler Schellings und von demselben so geschätzt, daß ihm (im Jahre 1846) die Lehrkanzel der Philosophie an der Universität in Breslau angetragen wurde. Während aber Goltuchowski seine Studien nur selten veröffentlichen konnte, wurde im Großherzogthum Posen die Philosophie freier betrieben; da treten denn auch zwei bedeutende Männer auf, August Cieszkowski (1814 bis 1894) und Karl Libelt (1807 bis 1875). Die Poesie wird daselbst durch den General Morawski repräsentirt. In Krakau fängt Anton Sigmund Helcel (1808 bis 1870) seine rechtshistorischen, Michael Wiszniewski (1794 bis 1865) seine literarhistorischen Forschungen an. Der Philosophie widmet sich Josef Kremer (1806 bis 1875); Josef Majer (1808), Friedrich Skobel, Ludwig Zeisznier der Medicin und Naturwissenschaft.

In Galizien war die Literatur so tief gesunken und die Censur so kleinlich, daß sogar Uebersetzungen, wie Bielowskis: „Kriegszug des Igor“ und Siemienskis: „Königinhofer Handschrift“ nur mit größter Schwierigkeit veröffentlicht werden konnten. Das Ossoliński'sche Institut und die von demselben herausgegebenen Jahrbücher waren der einzige Sammelpunkt einer wissenschaftlichen Thätigkeit. Daß Männer, wie Bielowski und Kazimir Stadnicki unter solchen Umständen jene historischen Forschungen anzufangen den Muth hatten, die später zu erfolgreichen Entdeckungen führten, muß denselben als großes Verdienst angerechnet werden.

Ein wahrhaft schöpferisches Talent läßt sich aber nie vollständig unterdrücken und so geschah es, daß das polnische Lustspiel eben in Galizien seinen Höhepunkt erreichte. Graf Alexander Fredro, Sohn eines altberühmten Hauses, zu Surochów (bei Jaroslaw) 1793 geboren, trat 1809 in die Napoleon'sche Armee ein, zeichnete sich in vielen Schlachten aus, machte alle Feldzüge als Officier d'ordonnance des Generalstabschefs

Marſchall Berthier mit, und kehrte im Jahre 1815 auf ſeinen Landſitz Bicikowa Wiſznia (im Samborer Kreiſe) zurück. Im Jahre 1822 ließ er zuerſt das Luſtſpiel, den Herrn Geldhab aufführen. Sein Talent kommt in demſelben noch nicht ganz zur Geltung; doch ſind Vers und Wiß ſo kernig und glänzend, die komiſchen Situationen ſo ergötlich, daß ſich in demſelben auf einmal ein ausgezeichnete Luſtſpieldichter entküllt. Dem Geldhab folgten andere Stücke in Vers oder Proſa, die einen mehr poſſenartig, die anderen der höheren Comödie angehörnd, die meiſten entzückend, die ſchwächeren doch den Stempel eines großen Talents tragend. Im Sinne der alten Schule Molière's iſt es dem Verfaſſer nicht um das Auflöſen einer Intrigue zu thun. Dagegen ſind die Figuren ganz und gar aus dem polniſchen Leben gegriffen, Humor und Wiß ſo volksthümlich, ſo echt polniſch, daß man in demſelben jenen der alten Schriftſteller, Rey, Paſek, Kraſiecki, wie jenen des ſcherzenden Bauers potenziert wiederfindet. Er iſt der Typus des nationalen Humors; an echt dramatiſchem Inſtinct kam ihm in Polen kein anderer Dichter gleich. Von ſeinen Luſtſpielen ſind die meiſten der Gegenwart, einige der Vergangenheit entnommen. Von den letzteren ſind die Zemſta (Rache) und der Herr Zowiaſki, von der erſteren die Śluby Panięskie (Mädchen gelübde) die reizendſten. Daß Fredro einen mächtigen Einfluß auf die polniſche Bühne ausgeübt hat, verſteht ſich von ſelbſt; vor Allem auf die Lemberger Bühne. Die Thätigkeit des Dichters trifft mit der Blütezeit derſelben zuſammen. Zwiſchen dem Jahre 1830 bis 1845 namentlich war das Lemberger Theater zu hoher Vollkommenheit gelangt. Johann Nepomuk Kamiński, in ſeiner Jugend Boguſlawski's Schüler, war Director. Als Dichter, leider auch als Überſetzer (Schillers unter anderem) ließ er zwar ſehr viel zu wünſchen übrig; als Leiter des Theaters aber war er ausgezeichnet. Dazu kam, daß Graf Stanislaus Skarbek, ein kinderloſer, überaus reicher Mann und Literaturfreund, der ſein ganzes Vermögen zur Stiftung einer Erziehungsanſtalt für arme Kinder vermachte, außerdem noch ein Theater (1841) in Lemberg erbaute und leitete. Für die Schauſpieler war das natürlich eine mächtige Anregung. Der Warſchauer Schule, die mit ihren Zolkowski, Królſkowiſki, Richter, den Brüdern Chomiński, den Damen Pałzewska und Halpert glänzte, ſtellte Lemberg einen Smochowiſki und Benza gegenüber, die in der Tragödie, beſonders in der Schiller'schen allgemein bewundert wurden. Johann Nowakowiſki hat vor Allem in altpolniſchen Rollen keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Als tragiſche Heldinnen wurden beſonders Frau Starzewska und die noch jetzt lebende Angelika Aſzperger berühmt. Auch Bogumił Dawiſon war ein Zögling Kamiński's.

In Galizien trat auch der einzige Dichter auf, der unter den daſeingebliebenen ein höheres Talent offenbarte.

Vincenz Pol war im Jahre 1807 in Lublin als der Sohn eines k. k. Gerichtsrathes geboren. Als er ſeine Studien in Lemberg vollendet hatte, wurde ihm die Auſſicht

auf eine Anstellung als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Wilna eröffnet. Kaum war er aber (im Herbst 1830) daselbst angelangt, brach der Aufstand aus; der Lehramtscandidate wurde Soldat und nach einigen Monaten Emigrant. Er hielt sich in Dresden auf, machte von da einen Ausflug nach Weimar, wo er sich Goethe vorstellen konnte, und schrieb patriotische Gedichtchen, die unter dem Titel *Pieśni Janusza* (Lieder des Janusz) im Jahre 1833 herausgegeben wurden. In der ganzen polnischen Dichtung gibt es wohl nichts, was die Gefühle jener Zeit so richtig und getreu wiederpiegelt. Es sind ganz kleine Lieder, meistens Soldatenlieder, voll Kampfeslust und Hoffnung, aber auch voll Schmerz und Enttäuschung. Sein zweites Werk war das *Pieśń o ziemi naszej* (Lied von unserem Lande), ein lyrisch beschreibendes Gedicht, welches der Popularität des Dichters noch mehr als die Janusz-Lieder zu Statten kam, obgleich es diesen an künstlerischem Werth eher nachsteht.

Es nahte aber jetzt ein neues Unglück heran, welches das Datum des Jahres 1846 trägt. In der Bestürzung, die jenen gräuenvollen Tagen folgte, verstummte Alles. Nur einer fand sich, der den dumpfen Gefühlen des Augenblickes einen entsprechenden Ausdruck zu geben wußte, ein ganz junger Mensch, ein Galizianer, Cornelius Ujejski, der 1823 im Czortkower Kreise geboren, bereits als Student dichtete und zwar eines seiner schönsten Gedichte, die Erzählung *Marathon*, ohne es aber zu veröffentlichen, jetzt aber (1847) in Paris, wo er sich mit Mickiewicz und mit Slowacki befreundete, seine *Skargi Jeremiego* (Klagen des Hieremias) erscheinen ließ. In seiner Weltanschauung von den großen Dichtern abhängig, vereinigte er seltenen lyrischen Schwung mit einer schönen, edlen Form. Es war ein ungewöhnlich glänzendes poetisches Debut, welches dem jungen Dichter sofort Ruhm und Sympathie verschaffte.

Bald darauf folgte die allgemeine Verwirrung des Jahres 1848. War es bis jetzt gewissermaßen möglich gewesen, revolutionäre Tendenzen mit der Idee des Fortschrittes und der Gerechtigkeit naiv zu identificiren oder wenigstens den principiellen Unterschied beider zu verkennen, so mußten die Ereignisse jener Zeit einen denkenden Kopf eines anderen belehren. *Krajsinski* ließ jetzt seine zwei letzten Psalmen erscheinen. Der erste, Psalm *Zalu* (des Wehes), ist eine Antwort auf jenes Gedicht, in welchem *Slowacki* den Verfasser der Psalmen einer kleinmüthigen und kurzsichtigen Politik angeklagt hatte. Der zweite aber, Psalm *Dobrej Woli* (des Guten Willens), das letzte Wort jener Richtung, welcher die polnische Dichtung seit dem Jahre 1831 meistens und *Krajsinski's* Dichtung ausschließlich angehört, ist eine christliche und patriotische Historiosophie, welche in die Zukunft zu blicken sucht, sie aber nur auf dem Wege moralischer Hebung erblickt und zeigt. Die kleidete sich *Krajsinski's* poetische Begeisterung in majestätischere Form als in diesem Vers, nach welchem er nur noch das *Resurrecturis* herausgab, eine kurze

Zusammenfassung der Forderungen, die er an sein Vaterland stellt und der Bedingungen, von denen er dessen Wiedergeburt abhängig erachtet. Als prosaischer Ausdruck derselben Ideen ist August Cieszkowski's Vater Unser hervorzuheben, welches in derselben Zeit verfaßt, als Einleitung in eine Philosophie der Geschichte anzusehen ist. Der Grundgedanke



Moriz Mann.

des Werkes ist, daß die sieben Bitten des Vater Unser in aufeinander folgenden Epochen der Geschichte von der Menschheit realisiert werden sollen. Nur der erste Band, enthaltend die Einleitung, ist (1848) erschienen; die Fortsetzung fand sich erst nach dem Tode des Verfassers (1894) vor.

Das Jahr 1848 kann als das Ende jener literarischen Epoche gelten, die im Jahre 1822 mit den ersten Gedichten des Mickiewicz beginnend, nach dem Jahre 1831 einen

fast ausschließlich patriotischen Charakter annahm und der Zukunft leidenschaftlich zugewendet, zuletzt einer mystischen Richtung anheim fiel. Was man auch immer an ihr anssetzen mag, so bleibt doch gewiß, daß sich in ihr die polnische Literatur durch geniale Geister und große Künstler zu einem würdigen Rang unter den Literaturen Europas erhob und daß sie der Beweis eines mächtig pulsirenden nationalen Lebens und zugleich ein Mittel zu dessen Kräftigung war.

Nun war aber diese glorreiche Epoche zu Ende. Mickiewicz hatte schon vor Jahren zu dichten aufgehört und seit seinen Vorträgen im Collège de France so gut wie nichts mehr geschrieben. Er starb in Constantinopel 28. November 1855. Stowacki schied schon im April 1849 aus dem Leben. Krasiński lebte noch zehn Jahre länger. Er arbeitete an einem Werk, welches gleichsam der erste Theil seiner Ungöttlichen Komödie werden sollte, aber unvollendet blieb. Der Dichter ist in Paris am 23. Februar 1859 gestorben.

Sobald einmal diese Dichter den Schauplatz dichterischer Thätigkeit verließen, mußte natürlich eine Veränderung im Zustande der polnischen Literatur eintreten. Die Blütezeit war dahin; die nächstfolgenden Jahre (bis 1863) können als eine Übergangsperiode betrachtet werden, in welcher weder neue Ideen und Richtungen, noch Talente ersten Ranges auftraten. In der Dichtung füllt jetzt Pol den größten Raum mit seinen Werken aus. Er dichtete viel, wie er denn auch von allen Dichtern dieser Jahre unstreitig das größte Talent besaß. Auch erweiterte er seinen Schöpfungskreis; bisher fast ausschließlich lyrisch, geht er jetzt an größere erzählende Gedichte. Es sind dies kleinere charakteristische Begebenheiten aus dem altpolnischen Leben, wie die Senatorenverföhnung und der Landtag zu Szadowa Wisznia, einige mit einem heroischen Anstrich, wie der Mohort, andere endlich einer entlegenen Vergangenheit entnommen, wie Hetmanns Knappe (Hetmański Pachole) dem XVI., Weit Stwosż (der Bildhauer) dem XV. Jahrhundert. Die Gedichte sind unlegbar originell, doch läßt sich in denselben ein gewisser Mangel an künstlerischem Sinn und Plastik in den Figuren nicht verkennen. Jedenfalls fühlte sich Pol in der Lyrik auf seinem Gebiete, und er schuf in dieser Gattung sogar im Alter Manches, was den Gedichten seiner Jugendzeit ebenbürtig zur Seite steht. Das Lied von Unserem Hause, welches er als Pendant zum Liede von unserem Lande schrieb, mag jenem überlegen sein. Gegen Ende seines Lebens erblindet, starb er zu Krakau im Jahre 1872.

Ihm schließt sich Władysław Syrokomla (Pseudonym des Ludwig Kondratowicz 1823 bis 1862) an. Die Ideen mehr modern und demokratisch, das Talent bedeutend geringer. Theophil Lenartowicz (1822 bis 1892) ist selbständiger, eigenartiger, nur wird seine Originalität durch häufige Wiederholung zur Einförmigkeit.

Ujeński ließ nach den Hieremias-Klagen ein paar Bändchen Gedichte erscheinen, unter ihnen die Biblischen Melodien, die sich durch schöne Form und ungewöhnliche

lyrische Kraft auszeichneten; über jene Stufe aber, die er in seinen Jugendwerken erreicht hatte, erhob er sich nicht. In jenen Jahren trat in Warschau eine interessante Erscheinung auf, ein achtzehnjähriges Mädchen, Hedwig Suszczewska, die durch ihr Improvisationstalent unter dem Pseudonym Deotyma großes Aufsehen erregte. In reiferen Jahren gab sie das Improvisiren auf und wandte sich größeren Gedichten zu, die allerdings mehr künstlerisch ausgearbeitet als die Producte der Improvisationsversuche der Dichterin eine ansehnliche Stellung in der Literatur sichern. Marcise Żmichowska (Pseudonym Gabriel) zeichnet sich durch eine rege, vielseitige Phantasie, tiefe Empfindung, Intelligenz und Bildung aus, die in ihren Gedichten und Novellen viel bewundert wurden. Außer den Genannten leben und dichten noch die Romantiker, Zeitgenossen und Freunde des Mickiewicz, Jaleski und Goszczyński, die aber nichts veröffentlichen wollen, und Odyniec, der sich in Trauerspielen (ohne großen Erfolg) versuchte. Die drei alten Classiker sind noch da und dichten mit auffallend frischer Kraft. Koźmian vollendet seinen Czarniecki, Weżył seine Dramen, die viel höher stehen, als jene seiner Jugend, Morawski bewahrt bis an sein Ende Amuth, feinen Humor und sympathische Empfindsamkeit. Alle drei sind jetzt vielleicht jünger, als in ihrer Jugend: alle drei sind aber hochbejahrt und verschwinden: Koźmian im Jahre 1856, Morawski 1861, Weżył 1862.

Es kommt gewöhnlich vor, daß in Zeiten, wo es keine großen Dichter gibt, welche die Aufmerksamkeit der Welt fesseln und alle Gemüther beherrschen könnten, Roman-schreiber zahlreich auftreten. Die bedeutendste und interessanteste Erscheinung auf diesem Gebiete ist ohne Zweifel Krasszewski. Eine überaus rührige, energische Natur, mit außerordentlicher Leistungsfähigkeit, Arbeitskraft und großem Talent ausgestattet, arbeitete er achtundfünfzig Jahre lang unermüdet, versucht sich in Allem, will Alles umfassen und in jeder Richtung thätig und nützlich sein. Als junger Mensch schreibt er Romane, Gedichte (mitunter große, epische), unternimmt historische (eine Geschichte der Stadt Wisna) und kritische Studien. Er eignet sich Alles außerordentlich leicht an, erwirbt allseitige Kenntnisse und theilt das Erworbene in Form von Abhandlungen, das Erlebte und Beobachtete in Form von Erzählungen und Romanen mit.

Daß eine solche Leistungsfähigkeit und Vielseitigkeit ihre nützliche Seite hatte, ist selbstverständlich. In Ländern, wo die Regierungs- und Cenjurzustände eine nur halbwegs genügende Bildung nicht zuließen, waren Krasszewskis Werke eine Art Encyclopädie, aus welcher das Publikum doch einige Kenntnisse in Literatur, Kunst, Ästhetik, Geschichte u. s. w. schöpfen konnte. Auch hatte er das Publikum an das Lesen polnischer Romane gewöhnt. Wie mannigfaltig und zahlreich auch die Gegenstände sind, die er bearbeitet hat, so verdankt er doch seine Stellung in der Literatur hauptsächlich dem Roman. Im Jahre 1879 wurde sein fünfzigjähriges Jubiläum in Krakau gefeiert und bei dieser Gelegenheit

der greise Schriftsteller von Seiner Majestät dem Kaiser mit dem Franz Joseph-Orden ausgezeichnet. Von der kaiserlich deutschen Regierung geheimer Beziehungen zu Frankreich angeklagt, zu vierjährigem Gefängniß verurtheilt, aber aus Gesundheitsrücksichten gegen Caution für eine Zeit lang auf freien Fuß gesetzt, begab er sich nach San Remo; doch ein daselbst herrschendes Erdbeben und die Lebensgefahr, in welche er beim Einstürzen seiner Wohnung gerieth, griffen die bereits sehr schwankende Gesundheit des Greises derart an, daß er kurz darauf in Genf (März 1887) starb.

Neben Kraszewski ist der bereits als Dramatiker erwähnte Josef Korzeniowski der berühmteste polnische Romanschreiber jener Zeitperiode. In Allem sein Gegenpart, ruhig, gelassen, mit einer Lebensweisheit, die den goldenen Mittelweg schätzt und empfiehlt, zeichnet er sich durch Klarheit, Verstand, gutnütziges Wesen und heiteren, angenehmen Wit aus. Als Sittengemälde sind Korzeniowskis Romane werthvoll, nicht selten recht unterhaltend. Außer den Genannten glänzen in jener Zeit noch andere Romanschreiber, wie der einst vielgelesene, 1896 gestorbene Sigmund Kaczkowski.

Wie ungünstig auch die damaligen Verhältnisse waren, vermochte sich doch die wissenschaftliche Thätigkeit ehrenvoll zu behaupten und in mancher Richtung sogar bedeutende Fortschritte zu machen. Werden die philosophischen Studien noch immer durch dieselben Männer (Cieszkowski, Górecki, Libelt, Kremer) betrieben, so treten auf dem Gebiete der Geschichtschreibung neue und ausgezeichnete Kräfte auf. Der alte Lelewel gibt sich in dürftigen Umständen mit wahrhaft heroischer Aufopferung seinen Forschungen bis zu seinem Tode (1861) hin. Doch wird der ernste, große Forscher, der Verfasser der „Numismatique du Moyen Age“ und der „Etudes géographiques et archéologiques“ in seinen alten Tagen immer mehr zum tendenziösen politischen Doctrinär. Seine Saat trägt aber in der wissenschaftlichen Forschung seiner Nachfolger reiche Früchte. Unter den Rechtshistorikern ist vor Allem Anton Sigmund Helcel zu nennen (in Krakau 1808 geboren und daselbst 1870 gestorben), welcher als Universitätsprofessor, Herausgeber und Commentator wichtiger Quellen, endlich als praktischer Politiker (1848 und 1861) einen ruhmreichen Namen erworben hat. Neben ihm sind Romuald Hube und Wenzel Alexander Maciejowski zu nennen. Die eigentlich geschichtliche Forschung fiel in jenem Zeitraum August Bielowski als Hauptaufgabe und Hauptverdienst zu. Manche seiner Hypothesen erwiesen sich seither als unbegründet, aber die von ihm edirten Quellensammlungen (vor Allem die Monumenta Poloniae historica) legten für die spätere Forschung einen festen Grund. Er ist in Lemberg im Jahre 1876 als Director des Ossoliński'schen Instituts gestorben.

Neben ihm ist Karl Szajnoch als der Hauptrepräsentant der Geschichtschreibung zu nennen. Zu Komarno (im damaligen Samborer Kreise) 1818 geboren, Sohn eines

f. k. Beamten aus Böhmen, studirte er zu Sambor und Lemberg, wurde aber, wie es damals öfters geschah, verhaftet und von der Universität relegirt. Dann mußte er sich mit Privatunterricht und gelegentlich mit Schreiben den nöthigen Unterhalt verschaffen; die



Josef Szujewski.

Nachstunden benützte er zur eigenen Ausbildung, wobei ihm der Mondschein die fehlenden Kerzen ersetzen mußte. Auch begann er zu dichten, und zwar versuchte er sich in Dramen; als er aber endlich nach vielen Mühen eine Anstellung bei dem Ossoliński'schen Institut erhielt, lenkte er unter Bielowski's Leitung in seine richtige Bahn ein. Polens Vergangenheit, seit jeher der Gegenstand seiner Leidenschaft, lernte er jetzt kritisch erforschen und beurtheilen.

Wie viel er aber auch Wielowski verdankt, ist er nicht abhängig von demselben, vielmehr in Allem sein Gegenlag. Wielowski ist ein ernster, gelehrter Forscher mit geringer Anlage zur Synthese. Szajnochta forscht ebenso eifrig und gewissenhaft, aber ihm ist es vor Allem daran gelegen, das Erforschte in ein lebendiges Bild zusammenzufassen. Er besaß im höchsten Grade die Gabe, den Charakter einer Epoche (oder eines Menschen) zu ergründen und darzustellen. Seine Hauptwerke sind „Bolesław Chrobry“ und „Zadwiga und Jagiello“. Mit dem Jahre 1859 wurde seine Augenkrankheit zur unheilbaren Blindheit. Doch gab er die Geschichtsforschung nicht auf; er ließ sich die Acten und Documente vorlesen und dictirte. So entstanden die meisten seiner kleineren Abhandlungen und Monographien, die sogenannten „Skizzen“, unter denen sich manche Perlen polnischer Geschichtschreibung finden.

Außer den beiden Genannten wären noch viele Andere zu erwähnen, von denen einige eine tendenziös poetisirende oder tendenziös politische Richtung verfolgten (Moraczewski, Heinrich Schmitt, Valerian Wróblewski), Andere (Anton Walewski, Professor an der Krakauer Universität, Karl Hoffmann, Leo Wegner, Kasimir Zarochowski) mit Ernst und Erfolg die Geschichte erforschten.

Die Literaturgeschichte hat zwar (außer einigen ziemlich werthlosen Versuchen) kein Werk aufzuweisen, welches ihr Gesamtbild darstellen würde: sie macht aber auf dem Umwege der Monographien einen beträchtlichen Fortschritt. Julian Bartoszewicz, ein höchst fleißiger und dabei geistreicher Schriftsteller, hat auf diesem Gebiete Vieles und Schätzbares geleistet. Graf Moriz Dzieduszycki, Statthaltereirath in Lemberg und eine Zeit lang Curator des Ossoliński'schen Instituts (gestorben 1877), hat außer anderen Werken eine gründliche Monographie über Skarga geschrieben. Als literarischer und ästhetischer Kritiker aber zeichnet sich vor Allen Lucian Siemieński aus.

In Gallizien 1809 geboren, hat Siemieński wie Alle den Krieg vom Jahre 1831 mitgemacht und verblieb dann einige Jahre in Lemberg, mit Wielowski und Anderen durch innige Freundschaft und gemeinsame literarische Wirksamkeit verbunden. Damals brachte er seine prächtige Uebersetzung der „Königinhofer Handschrift“ zu Stande. Er wurde aber des Landes verwiesen und begab sich nach Frankreich. Hier trat er noch immer vorwiegend als Dichter auf, und er besaß auch wirklich viel Talent, nicht genug aber, um ein Dichter ersten Ranges zu werden. Was er aber — damals noch unbewußt — in hohem Grade besaß, das war der künstlerische Schönheitsinn, der sich beim Anblick aller jener Kunstwerke, die er in seinem Vaterlande zu sehen nicht die Gelegenheit hatte, entwickelte. Eifriges Lesen ästhetischer und kunsthistorischer Werke bildete diese natürliche Anlage so aus, daß Siemieński, ohne systematische Studien in dieser Richtung gemacht zu haben, zu einem sehr feinen und kenntnißreichen Kritiker und Kunstkenner wurde.

Seit 1848 in Krakau ansässig, übernahm er die Redaction der eben gegründeten Zeitschrift *Głos*; die politische Leitung desselben gab er bald auf, den literarischen und kritischen Theil behielt er aber bis zu seinem Tode. Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß er von dieser bescheidenen Stelle aus das Niveau der literarischen und ästhetischen Kritik in Polen wesentlich gehoben hat. Besonders um die Kunst und deren Geschichte hat sich Siemieński ungemein verdient gemacht, indem er auf diesem kaum berührten Gebiete richtige Begriffe und Kenntnisse zu verbreiten, das Interesse für Kunst zu wecken und den Geschmack zu bilden verstand. Seine größeren Abhandlungen, die er unter dem Titel *Literary Portraits* herausgegeben hat, können als eine Bildergalerie gelten, in welcher Schriftsteller aus allen Epochen meist treffend charakterisirt sind. Ein Meister des Stils übertraf er an Einfachheit, Leichtigkeit und eleganter Klarheit alle seine Zeitgenossen. Von ernster Denkungsart, zeichnet sich Siemieński doch auch durch seinen schalkhaften Witz aus. Die prosaischen Arbeiten vermochten den Dichter nie gänzlich zu unterdrücken, doch wußte der kluge und hochgebildete Mann sich weise zu beschränken. Dieser Einsicht verdanken wir eine beträchtliche Anzahl reizender kleiner Gedichte, köstlicher Fabeln und meisterhafter Übersetzungen, vor Allem der *Odyssee*, aber auch einer Auswahl Horazischer Oden und religiöser, zum Theil mystischer Hymnen mittelalterlicher Dichter, sowie der Sonetten Michel Angelo's. Er starb zu Krakau 27. November 1877.

Mit Siemieński durch Freundschaft und Gesinnung eng verbunden, ihm durch seinen Wirkungskreis ähnlich, an Talent aber von ihm sehr verschieden, ist Stanislaus Koźmian (1811 bis 1885). Dichter, Übersetzer, Kritiker und Publicist (Redacteur der katholischen und conservativen *Polsner Revue*) legt Koźmian in seinen originellen Gedichten viel Talent an den Tag, erwirbt sich aber durch seine in Gemeinschaft mit Josef Paszkowski und Leo Ulrich vollzogene Shakespeare-Übersetzung noch größeren Ruhm. Seine prosaischen Schriften erreichen nicht Siemieński's Feinheit, übertreffen ihn aber an Tiefinn und Ernst.

Wie überall in Europa, so gelangte auch hier die Journalistik in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zu einer vorher ungeahnten Bedeutung. Vor dem Jahre 1830 war von einem politischen Charakter der Zeitschriften kaum die Rede, später ließ die Censur einen solchen nicht zu. Die Journalistik aber, die sich unter der Emigration in Frankreich ausgebildet hat, bewegte sich in einer radical-revolutionären Rhetorik, der es an wahrhaft politischen Gedanken gebrach. Dem polnischen Publikum fehlte jene politische Erziehung, die nur in Ländern möglich ist, wo Bücher und Zeitschriften frei geschrieben und frei gelesen werden dürfen. Es blieb daher naiv. Da kam das Jahr 1848 und bewies, was früher nur einem beschränkten Kreise bekannt war, nämlich, daß die Revolution ein Synonym der Anarchie, nicht aber der Freiheit und Gerechtigkeit sei. Einige Männer, die seit Jahren höhere politische Bildung und Erfahrung besaßen, darunter der bereits

erwähnte Anton Sigmund Heleel, Paul von Popiel, Graf Adam Potocki, gelangten zu der Überzeugung, daß man die mächtig emporkommenden revolutionären Ideen mittelst einer Zeitung bekämpfen müsse. Im Herbst 1848 gründeten sie den *Czas*, welcher, zuerst von allen polnischen Zeitschriften die politische Lage des Landes nicht sentimental oder rhetorisch, sondern politisch aufzufassen und zu behandeln begann.

Die eigentliche Seele des *Czas* war Moriz Mann.

Im Jahre 1814 als Sohn eines k. k. Beamten und der Tochter eines Obersten geboren und in dürftigen Verhältnissen erzogen, verdankte es Mann einem glücklichen Zufall, daß er seine Studien in Genf und Paris vervollständigen konnte. Geistreich, wie er war, wußte er, obwohl jung, sich rasch in dem literarischen und politischen Leben des Auslandes, vor Allem Frankreichs, zu orientiren; diese Lehr- und Wanderjahre wurden ihm zur trefflichen Vorbereitung für seine spätere Laufbahn. Seine Grundsätze wurden durch die Ereignisse des Jahres 1848 zur Reife gebracht: politischer Scharfblick und Bildung machten ihn zum geborenen Leiter eines katholisch-conservativen Journals. Kein großer Schriftsteller, aber ein großartiger Publicist, der fünfundzwanzig Jahre lang eine Zeitung zu leiten verstand, ohne jemals weder die Interessen seines Landes, noch jene des Staates, dem er angehörte, verletzt, ohne je seine ethischen Grundsätze irgend einem Interesse zum Opfer gebracht zu haben, wußte er Reclame, Eigenmut, tendenziöse Entstellung der Wahrheit von seinem Blatte stets ferne zu halten. Als im Jahre 1862 der *Czas* die drohende Gefahr eines Aufstandes im Königreiche Polen nicht erkannte und vor derselben zu warnen sich nicht entschließen konnte, verließ Mann die Redaction und übernahm erst im Jahre 1864 die Leitung des Journals von neuem. Mann ist in Krakau am 13. November 1876 gestorben.

Die Grundsätze, die der *Czas* vertrat, wurden in der Monatschrift *Posener Revue* von den Brüdern Koźmian, dem bereits erwähnten Shakespeare-Übersetzer Stanislaus, und Johann, einem der ausgezeichnetsten polnischen Geistlichen, verbreitet. Das Glänzendste aber, was die polnische Publicistik jener Zeit hervorgebracht hat, waren die *Wiadomości Polskie* (Polnische Nachrichten), eine Wochenschrift, die in Paris vom Jahre 1857 bis 1860 von Julian Klaczko und Valerian Kalinka herausgegeben wurde. Sie bekämpfte die Politik der sogenannten demokratischen Partei, namentlich die geheimen Verschwörungen, mit einer Beredsamkeit und Energie, die ihresgleichen nur in den Gedichten eines Krasinski oder in den Predigten eines Raszewicz hatte. Außerdem gab das Blatt eine Übersicht der politischen, socialen, kirchlichen und culturellen Zustände Polens, die an Genauigkeit und gesunder Kritik nichts zu wünschen übrig ließ. Das Thatsächliche wurde in der Regel von dem praktisch-mütheternen Kalinka, das principielle Politische meistens von Klaczko bearbeitet. Der letztere übernahm auch die literarische Kritik und seine Abhandlungen sind bis jetzt das Schönste geblieben, was die polnische

Kritik überhaupt je geleistet hat. Die damaligen Zustände bewirkten übrigens, daß die *Wiedomości* nicht nur von der russischen Regierung, sondern auch in Oesterreich verboten wurden. Daher konnten sie nicht den heilsamen Einfluß ausüben, dessen sie fähig waren, und bei fast gänzlichem Mangel an Abonnenten auf die Dauer nicht existiren.

Das Jahr 1863 eröffnet die neueste, noch nicht abgeschlossene Periode der polnischen Literatur. Die politischen Folgen jener Ereignisse waren so tiefgreifend, daß die moralischen und intellectuellen nicht ausbleiben konnten. Es läßt sich demnach jenes Jahr als ein Wendepunkt in der Literatur, wie in dem gesammten geschichtlichen Zustande der Nation ansehen. Vor Allen ist die Thatsache zu beachten, daß infolge der Censurmaßregeln die Literatur, infolge des veränderten Schulwesens die allgemeine Bildung unter der russischen Regierung sinken mußte. Die erstere fügte sich so gut sie eben konnte den neuen Bedingungen, und muß eine außerordentliche Lebenskraft besessen haben, wenn sie trotzdem Werthvolles zu leisten im Stande war, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Belletristik, sondern auch auf dem der ernststen Wissenschaft. Die allgemeine Bildung aber schien wie geklüffentlich zum Absterben verdammt: durch den Zwang einer fremden Unterrichtssprache, durch die Beschränkung der Schülerzahl, die in öffentliche Anstalten aufgenommen werden durften, endlich durch die Unmöglichkeit, Werke zu lesen, die von der Censur als unzulässig bezeichnet wurden. Unter diesen Umständen mußte selbstverständlich Galizien für die polnische Cultur und Literatur eine Bedeutung gewinnen, die es vorher nicht gehabt, zumal die inneren Zustände der Monarchie seit 1861 die allgemeinen, seit 1865 auch die nationalen Freiheiten dieses Kronlandes sicherstellten. Als die polnische Sprache als Lehrsprache auf allen Stufen der öffentlichen Erziehung eingeführt wurde, als dann die Anzahl der Volks- und Mittelschulen und die der Lehrkanzeln an den Universitäten beträchtlich vermehrt wurde, als endlich der wissenschaftlichen Forschung polnischer Gelehrter die hochherzigste Fürsorge zu Theil wurde, mußte das wissenschaftliche und literarische Leben dieses Landes den mächtigsten Aufschwung nehmen. Seine Majestät Kaiser Franz Joseph wird einst in der Geschichte der polnischen Cultur — wenn eine solche je geschrieben werden sollte — als einer der größten Förderer derselben in einem Augenblick, wo sie mit der äußersten Gefahr allmäligen Sinkens bedroht war, gepriesen werden.

Dieser, so zu sagen, geographischen Veränderung, entsprach jene, welche in dem Bewußtsein der Nation vor sich ging. Alles, was seit dem Jahre 1795 als Mittel oder Weg zur Lösung der polnischen Frage gegolten, hatte sich als Täuschung erwiesen. Der Wille aber, und die Pflicht, zu leben, sich zu wehren und zu erhalten, waren geblieben. Wie sollte aber dieser Wille zur That reifen? Vor Allen galt es, sich in der neu geschaffenen Lage zu orientiren, um zu erkennen, was eben noch nicht verloren war. Daran knüpfte sich die Frage, was zu geschehen habe, um sich vor neuen Verlusten zu schützen, und die

Erwägung, wie es denn dazu hatte kommen können, daß drei Vierteljahrhunderte heroischer Anstrengungen und Opfer zu so einem jammervollen Resultate führten?

Diese Fragen, von hohen Geistern unter bitterster Herzensqual erwogen, führten zur Kenntniß und Beurtheilung der eigenen angeborenen Mängel und begangenen Fehler. Es war ein muthiger Einblick in sich selbst, eine Gewissensprüfung, welcher Gegenwart und Vergangenheit unterzogen werden mußte. Die Lösung war „kenne dich selber“; das Ziel, die Lage politisch richtig zu beurtheilen, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel zu handeln, alle Geisteskräfte zu concentriren, um der ererbten Mängel loszuwerden, die begangenen Fehler nicht mehr zu begehen, und auf diese Weise zu einer inneren Wiedergeburt zu gelangen.

Dies ist die Hauptrichtung des polnischen Lebens seit dem Jahre 1863, folglich auch die Hauptrichtung der Literatur in diesem Zeitraum. Selbstverständlich ist diese Tendenz nicht überall homogen: sie variiert je nach Gesinnung und Überzeugung und schließt selbst heftige, leidenschaftliche Gegensätze nicht aus. Doch begegnet sie, obwohl in verschiedener Gestalt und Zusammenfügung, immer wieder, so daß sie als ein charakteristisches Kennzeichen der Zeit angesehen werden muß. Auch ist es ganz natürlich, daß sich diese Richtung weniger in der Dichtkunst, als in der Prosa offenbart, und zwar in der politischen, wenn sie sich mit der Gegenwart befaßt, in der Geschichte, wenn sie sich der Vergangenheit zuwendet.

Der Aufstand im Königreich Polen war noch nicht ganz zu Ende, als im Jahre 1864 Paul v. Popiel ein offenes Sendschreiben erscheinen ließ, in dem er aufforderte, den Kampf als beendet zu erklären und den Weg der Verschwörungen und geheimen Regierungen ein für alle Male aufzugeben. Praktisch unheilvoll, sei derselbe principiell falsch, mit einer gesunden Politik unvereinbar. Ganz dasselbe sagte der junge Graf Ludwig Dębicki in einer Brochure, die er Polen in seiner Niederlage nannte. Derselbe ist seither Mitredacteur des *Czas*, Mann's Zögling und Nachfolger, Verfechter derselben politischen und religiösen Grundsätze; unter seinen literarischen Arbeiten ist das vierbändige *Puławy*, eine Monographie der fürstlichen Czartoryski'schen Familie, besonders hervorzuheben. Im Jahre 1867 schrieb Josef Szujski seine Brochure „Einige Wahrheiten aus unserer Geschichte“ (*Kilka prawd z dziejów naszymych*), die zu dem Schlusse gelangt, daß, was im unabhängigen Polen das *Liberum veto* war, in unserem Jahrhundert das *Liberum Conspiro* sei. Der individuelle Wille, Einfall und Leidenschaft eines Einzelnen oder mehrerer Einzelner tritt im Namen der Gesamtheit auf, gerirt sich als deren berechtigter Vertreter, nimmt ohne jede Verantwortlichkeit die Leitung der Geschäfte und Geschicke in die Hand, und bringt sowie die einstige Republik zum Verfall, so das gegenwärtige Polen zu unerfeglichem Schaden. Die Brochure wurde zum Programm einer besonderen politischen Richtung.

Josef Szujski war zu Tarnów im Jahre 1835 geboren, wo er das Gymnasium besuchte. Er studirte sodann an den Universitäten zu Krakau und Wien. Doch genügten die obligaten Studien dem wißbegierigen Jünglinge nicht: er verlegte sich mit außerordentlichem Eifer auf fremde Sprachen und Literaturen, moderne, wie antike, auf Philosophie und Geschichte; seinen Hauptberuf aber erblickte er damals in der Dichtkunst, die er auch bis zu seinem Ende nie ganz aufgegeben hat. In seinen Jugendjahren machte er sich durch allerlei Gedichte, mitunter Dramen (von denen einige auch aufgeführt und günstig aufgenommen wurden), bemerklich. Von dem künftigen Geschichtschreiber hatte niemand, hatte er selbst keine Ahnung. Der Mangel einer populären polnischen Geschichte wurde seit Jahren lebhaft empfunden. Szujski nahm den Antrag, eine solche zu schreiben, an, in der Meinung, das Buch werde bloß eine Nebenbeschäftigung für ihn sein. Allein, sobald er an's Werk ging, enthüllten sich ihm erst die zahlreichen Lücken in seinem eigenen Wissen, und das unermessliche Gebiet, das zu durchforschen und zu be-  
 meistern war, um ein würdiges Werk zustande zu



Bateria Kallinta.

bringen. Er fing soeben an, sich in die Quellenforschung zu vertiefen, als das Jahr 1863 mit seinen Folgen sein ganzes Wesen bis ins Innerste erschütterte. Es war ein Zusammensturz alles dessen, woran er bisher geglaubt hatte: die Weltordnung, der Entwicklungsgang der Menschheit, sein eigenes Vaterland und dessen Zukunft, Alles erschien ihm anders, als zuvor. Zene verzweifelten Fragen, die zur bitteren Alltagskost aller Mitlebenden wurden, häuften sich in diesem Herzen und Geiste mit ganz besonderer Wucht, und diese Bedrängniß, diese Todesangst war es eben, welche Szujski zum Historiker, der die Vergangenheit, und zum Politiker machte, welcher die Gegenwart beurtheilt, und ihr die

Pflicht zeigt, die sie der Zukunft schuldet, so wie die Art, auf welche sie ihrer Pflicht gerecht werden kann.

„Die falsche Geschichte als Lehrerin einer falschen Politik“, das ist der Titel einer seiner kritisch-polemischen Abhandlungen, der auf Inhalt und Ziel seiner schriftstellerischen Wirksamkeit weist. An die Stelle einer falschen Geschichte (einer sentimental-panegyrischen im Anfang des Jahrhunderts, einer tendenziösen und revolutionär-demokratischen bei Lelewel und dessen Jüngern), ein richtiges, kritisches Verständniß der politischen und socialen Zustände des alten Polens zu setzen und die aus einem solchen Studium hervorgehenden Schlüsse auf die Gegenwart zu übertragen, damit diese ähnliche Ursachen des Übels erkennen und den Folgen jener zu entgehen im Stande sei, das ist die Aufgabe des Historikers und des Politikers Szujski.

Sein erstes Werk, jene fast unbewußt unternommene vierbändige Geschichte Polens, ist zwar in Folge vieler neuen Entdeckungen in ihren ersten Bänden bereits beinahe veraltet, in den folgenden von dem Verfasser selbst in seinen späteren Jahren als mancher Correctur bedürftig bezeichnet worden; doch bleibt sie immer als das erste kritische Gesamtbild der polnischen Geschichte beachtenswerth. Ihr folgten durch eine Reihe von Jahren immer neue Abhandlungen nach, welche die wichtigsten Fragen jener Geschichte, die Umwälzungen in der inneren Organisation wie in der auswärtigen Lage Polens, nach ihren Hauptmomenten und Hauptursachen erörterten. Die zwei Bände „Erörterungen und Erzählungen“ enthalten eine ganze Welt von neuen, kritisch begründeten Ansichten. Das Endergebniß aber seiner historischen Errungenschaften ist in der (einbändigen) „Geschichte Polens in zwölf Büchern“, einem seiner letzten Werke, niedergelegt.

Gleichen Schritt mit der wissenschaftlichen ging Szujski's politische Wirksamkeit. Im Jahre 1866 gründete er mit Stanislaus Kozmian (nicht zu verwechseln mit dessen Onkel, dem bereits erwähnten Übersetzer Shakespeare's) und mit Stanislaus Tarnowski eine politische und literarische Monatschrift, die „Polnische Revue“ (Przeгляд Polski), in der Absicht, jede geheime politische Action zu bekämpfen und auf offenem Wege, unter strengster Beobachtung der kirchlichen und staatlichen Gesetze, die Entwicklung der nationalen Kräfte und Lebensbedingungen anzustreben. Dieser Standpunkt wurde freilich öfters und heftig angefochten; besonders als in den Jahren 1868 und 1869 einige Versuche sich regten, eine geheime Organisation wiederum ins Leben zu rufen und die Polnische Revue dieselben in einer politischen Satyre charakterisirte, die unter dem Namen „Teki Stanczyka“ (Brieftasche des Stańczyk<sup>1</sup>) großes Aufsehen erregte. Die Mitarbeiter der Revue wurden geradezu des Verrathes am Vaterlande angeklagt, und der Name Stańczyk wurde von den Gegnern zum Namen jener Partei gestempelt, welche die Verschwörungen

<sup>1</sup> Ein berühmter Hofnarz König Sigismund I.

und geheimen Nationalregierungen als Hauptursache des erlittenen Unglücks ansah. Die Polemik war zuweilen leidenschaftlich, sie war aber ernst und zog auch ernste Folgen nach sich. Szujski, der mit seinen „Einigen Wahrheiten“ eigentlich den Anstoß gegeben hatte, führte jetzt seine Ansicht in einer Reihe von weiteren Artikeln („Die Unverbesserlichen“, „Die gewesene Republik und ihre Nachkommen“, „Die falsche Geschichte“ u. s. w.) durch, deren Ideen ins Bewußtsein eines großen Theiles der Nation drangen und eine auf fester Überzeugung fußende Partei ausgebildet haben. In der Praxis gestalteten sich diese Ideen zu einer Reihe von Forderungen (eventuell Anträgen), die, unter der Voraussetzung aufrichtiger Treue und Anhänglichkeit an Monarchie und Herrscherhaus, vor allem eine gesunde Gemeindeordnung und eine tief eingreifende Reform des Schulwesens anstrebten. Um letztere hat sich Szujski durch seine Anträge und Reden im Landtag und durch die darauf folgenden Enquêtes unvergängliche Verdienste erworben. Der bereits erreichte, so wie der vor sich gehende Fortschritt in der öffentlichen Erziehung nähert sich in seinen Hauptzügen dem von ihm entworfenen Programm.

Als Seine Majestät der Kaiser im Jahre 1869 die Eröffnung einer Lehrkanzel für polnische Geschichte an der Universität Krakau beschloß, wurde der Verfasser der „Polnischen Geschichte“ einstimmig als der entsprechendste Candidat bezeichnet und zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt. Man darf sagen, daß diese Lehrkanzel und diese Lehrkraft den Beginn einer gänzlichen Wiedergeburt dieser Universität bedeutete. Als vier Jahre darnach dieselbe Allerhöchste Gunst die seit 1816 existirende Gelehrten-Gesellschaft in die Akademie der Wissenschaften verwandelte (1873), wurde Szujski zum Generalsecretär derselben gewählt und neben dem Präsidenten Josef Majer die eigentliche Seele der neuen Institution.

Es ist hier nicht möglich, alles zu erwähnen, was Szujski geschrieben hat. Seine zahlreichen literarischen Abhandlungen, seine Novellen, seine Skizzen gesellschaftlicher Typen müssen wir übergehen, selbst von so bedeutenden Arbeiten, wie die „Literatur der vorchristlichen Welt“ und die „Polen und Ruthenen“ (das letztere deutsch geschrieben), können wir bloß die Titel erwähnen; aber von Szujski, dem Dichter, muß doch noch ein Wort gesagt werden. Von seiner ersten Jugend bis zum Tode war die Poesie, namentlich das Drama, sein heißes Begehren, sein Traum. Wenn er je etwas für sich selbst verlangte, so war es: der polnischen Dichtung zu geben, was sie bis jetzt nicht besaß, das wirklich große Trauerspiel. Was er nur an Zeit von seiner ungeheueren Arbeit erübrigte, wurde darauf verwendet. Doch war er zu weise, künstlerisch zu gebildet und beurtheilte sich selbst zu nüchtern, um seine Dramen als vollständig gelungen anzusehen. Er nannte sie selbst wiederholt nur Versuche; nur Schritte in der Richtung des großen Ziels, ohne jedoch dasselbe zu erreichen. Und doch sind die Figuren so scharf charakterisirt, das Pathos

erhebt sich zuweilen zu so ergreifender Höhe, die tragischen Situationen sind so tief durchdacht, daß diese (ausschließlich historischen) Dramen unstreitig einen Fortschritt in der Entwicklung der polnischen Tragödie bezeichnen.

Besondere Beachtung verdienen Szujski's Übersetzungen, namentlich die des Aeschylos und Aristophanes. Von modernen Dichtern übersetzte Szujski Shakespeare's Richard III. und Calderon's „Das Leben ein Traum“. Zweimal (1879, 1880) Rector der Krakauer Universität, im Jahre 1881 zum Mitglied des Herrenhauses ernannt, erlag Szujski einer längeren Brustkrankheit zu Krakau am 7. Februar 1883.

„Nicht nur als Geschichtsschreiber oder Schriftsteller, sondern auch als historische Gestalt wird Szujski in dem Gedächtniß seiner Nation glänzen“, hat kurz nach seinem Tode einer seiner jüngeren Nachfolger (Smolka) gesagt. Das Wort enthält ein richtiges Urtheil. Sein Wirkungskreis, der Einfluß, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, die Ideen, die durch ihn in das Bewußtsein jener eingewurzelt wurden, greifen weit über die Schranken der Literatur hinaus, tief in die Gefinnungen und Geschicke seines Volkes ein.

Es ist eine auffallende, aber unwiderlegbare Thatsache, daß, während seit dem Jahre 1820 die Poesie die ganze übrige Literatur überwucherte, seit dem Jahre 1863 die Geschichtschreibung an Zahl und Werth ihrer Leistungen alle anderen Zweige dieser Literatur übertrifft, und die erste Stelle unter ihnen behauptet. Es mag dies vielleicht als Zeichen gelten, daß der Periode jugendlichen, schwungvollen Enthusiasmus jene einer mütterlichen Reflexion folgte, die, nach innen gekehrt, zur Reife des Selbstbewußtseins, der Willenskraft und des Charakters führt. So lange Szujski am Leben war, war er freilich der Mittelpunkt, um den sich eine ganze Schar jüngerer Geschichtsschreiber gruppirt. Mit seinem Tode war aber diese Bewegung nicht zu Ende, und die Geschichtschreibung schreitet rüstig auf dem einmal betretenen Wege fort.

Von diesen jüngeren Historikern sind nur einige Szujski's Schüler oder Kollegen an der Universität wie in der Akademie: alle aber realisiren das gemeinschaftlich mit ihm für die Quellenfamilien wie für die Bearbeitung entworfene Programm historischer Arbeit. Glücklicherweise sind die meisten am Leben, entziehen sich daher jeder Verurtheilung, die den Anschein von Schmeichelei erwecken könnte. Der Einzige, der leider ungenirt gelobt werden kann, ist Aaver Liske, Professor der allgemeinen Geschichte an der Universität Lemberg, gestorben im Jahre 1891, verdienstvoll als Schriftsteller und Professor, ausgezeichnet als Leiter des historischen Seminars, in welchem er manche tüchtige junge Historiker herangebildet hat. Michael Bobrzyński, gegenwärtig Vice-Präsident des galizischen Schulrathes, Stanislaus Smolka (Sohn des gewesenen Präsidenten des Abgeordnetenhauses), nach Szujski's Tode Professor der polnischen Geschichte in Krakau und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften, Vincenz Zakrzewski, Professor der allgemeinen Geschichte daselbst,

Anatol Lewicki (österreichische Geschichte), Thaddäus Wojciechowski (polnische Geschichte, Universität Lemberg), Adalbert Kętrzyński, Director des Ossoliński'schen Instituts in Lemberg, wären als die älteren zu nennen, mit dem Bemerken, daß Wojciechowski, Smolka und Lewicki vorwiegend das Mittelalter, letzterer fast ausschließlich das XV. Jahrhundert, Zakrzewski aber das XVI. Jahrhundert bearbeiten, während Bobrzyński, vor Allem Rechtshistoriker, eine einbändige inhaltschwere Geschichte Polens verfaßt hat und gegenwärtig mit einer Geschichte des Bauernstandes beschäftigt ist. Diese älteren sind von einer ganzen Reihe jüngerer umgeben, unter denen Bronislaus Dembiński (allgemeine Geschichte an der Universität Lemberg), Victor Czermaf (Specialist auf dem Gebiete des XVII. Jahrhunderts), Semkowicz, Prochaska, Finkel, Czołowski u. s. w. mit Auszeichnung zu erwähnen sind. Eine historische Gesellschaft dient denselben in Lemberg zum Mittel- und Sammelpunkt und der stete Zusammenhang mit der Akademie in Krakau, periodische Congresse, ein gemeinsames Programm für Ausgaben und Bearbeitungen, erhalten frisches und reges Leben in diesem Zweige der Literatur, wie dies die zahlreichen Quellencpublicationen der Akademie und selbständige Werke beweisen. Selbst im Königreich Polen geht die geschichtliche Arbeit trotz aller Schwierigkeiten doch möglichst energisch vor sich. Als deren Hauptrepräsentanten sind Professor Adolf Pawiński (gestorben 1896) und Alexander Rembowski zu nennen, welche besonders Kenntniß und Verständniß der Organisation und Verfassung der Republik Polen gefördert haben, während Thaddäus Korzon die inneren Zustände derselben zu Stanislaus Augusts Zeiten beleuchtete.

Es gibt aber noch einen, der neben Szujski in der ersten Reihe der polnischen Geschichtsschreiber der Gegenwart glänzt. Valerian Kalinka war in Bolechowice (bei Krakau) im Jahre 1826 geboren. Seine Studien absolvirte er in der Vaterstadt. Nach dem Jahre 1848 war er Mitarbeiter des *Czas*, mußte aber unter dem Bach'schen Regierungssystem Krakau verlassen. Er begab sich nach Paris, wo unter dem Einflusse des Generals Wladislaus Zamoycki seine ziemlich wankenden Ansichten zu fest katholischen Überzeugungen wurden. Als der Tod Kaiser Mikolaus I. eine gewisse Änderung der Lage der Polen unter russischer Herrschaft zur Folge hatte und somit die Möglichkeit eintrat, neue politische Fehler zu begehen, unternahm es Kalinka, mit Julian Klaczko bereits befreundet, im Einvernehmen mit dem Fürsten Adam Czartoryski, zu dessen politischen Anhängern beide zählten, das Land vor Verirrungen zu warnen und leitete mit Klaczko die Redaction der bereits erwähnten Polnischen Nachrichten. Nach dem Jahre 1863 wurde ihm der Antrag gemacht, ein Leben des (bereits verstorbenen) Fürsten Adam Czartoryski zu schreiben. Kalinka ging auf den Vorschlag ein, merkte aber bald, daß das Leben und Wirken des Fürsten erst dann recht verstanden werden könne, wenn demselben ein kurzgefaßtes Bild der vorhergehenden Zeit vorausgeschickt würde. So ließ er denn im

Jahre 1868 seine „Letzten Jahre König Stanislaus Augusts“ erscheinen, in der That eine kurzgefaßte Geschichte dieser Regierung seit dem Anfang bis zum Jahre 1788, die aber sofort den Meister erkennen ließ. Was gründliche Forschung, treffliche Charakteristik, richtige Beurtheilung, politischen Sinn und endlich die classisch vollkommene Schreibart anbelangt, sind die „Letzten Jahre“ eine historische Monographie, wie es vorher keine in Polen gegeben hat. Ein Meisterwerk im vollen Sinn des Wortes, das aber, da es manche bittere Wahrheit enthielt, vielfach angefeindet wurde.

Das Werk war noch nicht vollständig gedruckt, als der Verfasser Frankreich verließ und in das Noviziat des Resurrectionisten-Ordens eintrat. Seine ganze Gesinnung hatte ihn seit Jahren zum Priesterstande vorbereitet und berufen. Das Leben des Fürsten Czartoryski blieb natürlich ungeschrieben. Als aber der Novize die Priesterweihe empfing und als er nach mehreren Jahren nach Jaroslaw als Kaplan bei einem Nonnenkloster (einer Abzweigung der Resurrectionisten) bechieden wurde, fand sich bei größerer Muße der historiographische Beruf wieder ein. Sein erstes Werk sah er als Einleitung an, und wenn jenes mit dem Jahre 1788 abbrach, so wollte er jetzt den weiteren Fortgang jener Geschichte erzählen, nämlich den „Vierjährigen (Verfassungs-) Reichstag“. Bekanntlich bezeichnet derselbe eine neue und tiefe Wendung in der polnischen Geschichte. Er ist der Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes zwischen dem althergebrachten Vorurtheil und den neuen aufgeklärten Begriffen vom Staate, vom Rechte und von der Gesellschaft, deren Ausdruck und Sieg in der Verfassung des 3. Mai 1791 zu sehen ist. Daher wurde jener Reichstag mit Recht als einer der schönsten Augenblicke in der Geschichte Polens angesehen und verehrt. Nun aber, als der Geschichtsschreiber zum ersten Mal die Momente jenes historischen Vorganges zu prüfen und an sich selbst die Frage zu stellen genöthigt war, warum denn das große Werk nicht energischer und umsichtiger durchgeführt wurde und zuletzt unterlag, mußte er im Gegensatz zur gewohnten, an sich höchst berechtigten Bewunderung Manches entdecken und enthüllen, was er entweder als politische Fehler, oder als unklare Begriffe, oder als Leichtgläubigkeit, oder endlich als Parteigeist und Voreingenommenheit erkannte und charakterisirte. Allerdings war das schmerzlich zu lesen, und der Verfasser sah sich wiederum vielfach angefochten. Er fand aber tüchtige Vertheidiger (in erster Reihe Paul von Popiel), die seine Objectivität darzuthun vermochten.

Als der erste Band des „Vierjährigen Reichstags“ gedruckt war, wurde der Verfasser zum Vorgesetzten des Resurrectionisten-Hauses (einer Erziehungsanstalt) in Lemberg ernannt. Die Menge Arbeit, welche diese neue Pflicht nach sich zog, war Ursache, daß der zweite Band mir nach und nach zustande kam. Kaum war er veröffentlicht, als Kalinka nach kurzer Krankheit in Lemberg am 16. December 1886 starb. In seinem

Nachlaß wurde das erste Capitel des dritten Bandes gefunden, welches die Sitzung des 3. Mai 1791 selbst erzählt. Dadurch ist das Werk wenigstens zu einem gewissen Abschluß gebracht. Der große Geschichtschreiber war dabei ein ausgezeichnete Publicist, einer der thätigsten Förderer des katholischen Bewußtseins, ein Mann, der über die Schranken der Literatur hinaus nach allen Seiten ins Leben selbst eingreift.

Die Akademie der Wissenschaften wurde zu einem Centrum, in dem sich viele Kräfte zur gemeinsamen Arbeit vereinigten und in dieser wiederum einen mächtigen Antrieb fanden. So wurde auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte, an Ausgaben und selbständigen Werken ungemein Vieles geleistet, wobei den Professoren Bobrzyński, Piekosiński, Mianowski, Walzer und Abraham (letztere in Lemberg) wohl der größte Theil der Mühen und des Verdienstes zukommt. Die Philosophie als solche wurde in erster Reihe von dem Professor Dr. Stefan Pawlicki behandelt (Geschichte der griechischen Philosophie, Studien über den Positivismus und die einzelnen Positivisten, über Renan u. s. w.). Neben ihm sind Professor Dr. Marian Morawski, S. J. und Dr. Alexander Maciborski (in Lemberg) zu nennen; außerdem Dr. Moriz Straszewski, Professor der Philosophie an der Universität Krakau, Ignaz Skochowski, als Vertreter der spiritualistischen, Dr. Marburg als Anhänger der materialistischen Richtung.

Die naturwissenschaftlichen Forschungen werden von speciellen Commissionen geleitet, deren Mitglieder und Mitarbeiter im ganzen Lande thätig sind. Die geologischen Forschungen (von den Universitätsprofessoren Felix Kreuz und Wladyslaw Szajnocha, Sohn des Geschichtschreibers, von den Gymnasialprofessoren Bieniasz und Zaręczyński geführt) treten in dem nach und nach veröffentlichten geologischen Atlas Galiziens zu Tage, die botanischen werden von den Professoren Eduard Janczewski und Josef Kosiński, mit Hilfe vieler anderer (Maciborski, Szyzzykowiez u. s. w.), die zoologischen von den Professoren Wierzejski (Krakau) und Dybowski (Lemberg) geleitet. Alle diese drei Gruppen bilden eine physiographische Commission unter dem Voritze des Professors Kosiński. Die Anthropologie ist vor Allem durch Seine Excellenz Dr. Joseph Majer, ehemaligen Präsidenten der Akademie, vertreten, welcher mit Hilfe des verstorbenen Dr. Zdzislaw Kopernicki, ferner des Dr. Sciborowski, Bogdanik, Buszet u. s. w. die physische Charakteristik der Bevölkerung Galiziens erforscht hat. Die prähistorische Anthropologie zählt verhältnißmäßig viele Adepten (G. Dżowcki [gestorben 1897], J. M. Szadowski [gestorben 1897], P. Umiński, Przybyłowski, Demetrykiewicz, Ziemięcki) und Gönner, wie Graf Wladimir Dzieduszycki.

Auf dem Gebiete der Ethnologie, welche den ganzen Umfang des alten Polens ins Auge faßt, hat sich vor Allem der im Jahre 1890 verstorbene Oskar Kolberg durch sein umfang- und inhaltreiches Werk *Lud* (das Volk) hervorgethan.

Die Archäologie, schon längst von Liebhabern und Sammlern gefördert und von Gelehrten, wie Eduard Raftawiecki, Alexander Przędziecki, Professor Josef Lepkowski (gestorben 1893) wissenschaftlich gepflegt, hat in dem letzten Zeitraum einen bedeutenden Aufschwung erlebt. Dagegen wurde die Kunstgeschichte erst jetzt, nunmehr aber um so eifriger mit Ernst und Verständnis betrieben. Professor Marian Sokołowski, Władysław Łuszczkiewicz, die Architekten Pryliński (gestorben 1895), Strzyeński, Drzywowski, Zacharyewicz, Kritiker und Recensenten, wie Stanisław Tomkowicz, Professor Johann Antoniewicz, Eustachius Strockowski (gestorben 1895), Universitätsdocenten (wie Georg Mycielski), Constantin Górski, Specialisten, wie Leonhard Lepszy, haben die Geschichte der Kunst in Polen so weit in speciellen Abhandlungen beleuchtet, daß eine Zusammenstellung derselben in einem erschöpfenden Werke in naher Zukunft möglich sein wird, wie dies für die Malerei seit 1764 bis 1864 in einem bereits vollendeten Werke des genannten Grafen Georg Mycielski geschehen ist. Zu dieser Gruppe gehört Władysław Łoziński, einer der feinsten Kunstkenner und der elegantesten Schriftsteller der Gegenwart, der leider nur wenig schreibt, aber in seinen Abhandlungen, wie in seinen Novellen ein ausgezeichnetes Talent an den Tag legt und in seinem (einzigen) größeren Werke, *Patrycyat i Mieszczanstwo Lwowskie* (das Lemberger Patriziat und Bürgerthum) ein ausgezeichnetes Stück polnischer Culturgeschichte geliefert hat.

Die classische, die vergleichende Philologie, das wissenschaftliche Studium der polnischen Sprache ist außerhalb Galiziens durch Professor Brückner in Berlin, durch die Herren Karłowicz, Kryński, Przyborowski u. a. m., in Galizien aber durch die Professoren Ludwig Cwikliński, Kazimir Morawski, W. Kruczkiewicz, A. Miodoński, L. Sternbach, Lucian Malinowski, J. Baudouin de Courtenay, Kalina, Mańkowski, Wystron u. j. w. vertreten. Professor Kazimir Morawski leitet zugleich durch seine literarischen Abhandlungen, durch seine Skizzen aus dem Culturleben des Alterthums auf das Gebiet der Literaturgeschichte hinüber. Seine Studie über den Philologen Nidecki und über den lateinischen Dichter Krzycki, sowie jene Cwikliński's über den Dichter Janicki, sind werthvolle Beiträge zur Geschichte der Literatur Polens im XVI. Jahrhundert.

Wie stand es aber um die literarische Kritik und die Literaturgeschichte?

Lucian Siemiński war noch in voller Lebenskraft und arbeitete an der Uebersetzung der Odyssee, als Anton Macecki, damals Professor der polnischen Literatur an der Universität Lemberg, mit seinem zweibändigen Werke über *Stowacki* auftrat. Biographisch und zugleich kritisch, war dieses Buch das erste Werk, welches die Persönlichkeit des Dichters uns nahe brachte, seine Gedichte richtig zu würdigen lehrte. Es war zugleich für jüngere Arbeiter ein Muster, wie Biographien und kritische Monographien geschrieben werden sollen. Das fast enthusiastisch aufgenommene Buch hat zur weiteren Ausbildung

der literarischen Kritik sehr viel beigetragen. Leider hat sich der Verfasser seither anderen Studien, namentlich Sprachwissenschaftlichen, zugewendet, die er bis jetzt als Stellvertreter des Curators des Döllingers'schen Instituts mit bestem Erfolg fortsetzt.

Matecki's Verlust war für die Literaturgeschichte ein schwer zu ersehender, doch fanden sich tüchtige Kräfte, die den wichtigen Gegenstand nicht brach liegen ließen; so unter Anderen Professor Mehring in Breslau, Peter Chmielowski in Warschau, Professor Roman Pilat in Lemberg, Josef Tretiač, seit kurzem Professor der ruthenischen Literatur an der Universität Krakau, Josef Kallenbach, Professor der polnischen Literatur an der Universität Freiburg (Schweiz), Wladimir Spasowicz, Advocat (in Petersburg), welcher neben seinem Hauptberuf Zeit und Lust zu literarischer Forschung findet. Eine feste, erschöpfende bibliographische Grundlage erhielten aber die literarischen Forschungen erst durch Karl Gstreicher-Rozbierski (Bibliothekar der Universität Krakau).

Aus dem Gesagten geht hervor, daß in den letzten dreißig Jahren die Prosa einen viel größeren Raum in der polnischen Literatur einnimmt als die Poesie. Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hatte so viele und große Dichter hervorgebracht, daß der Grund gleichsam erschöpft ist und eine neue Epoche wahrhaft großer Poesie zunächst kaum zu erwarten steht. Es werden selbstverständlich noch immer Verse gemacht, oft in gelungener Form, die aber auf dauernde Bedeutung kaum rechnen können.

Den ersten Rang unter den neueren Dichtern nimmt unstreitig Adam Mickiewicz ein (gestorben im August 1857), ein letzter Epigone der europäischen Romantik, in dem der Byron'sche Weltschmerz, der Heine'sche Scepticismus und das patriotische Gefühl seiner polnischen Vorgänger, in höchst eleganter, kunstvoller Form auftreten. Die kleinen Gedichte und Lieder besonders sind durch Grazie, Schönheit des Verses und Stimmung ausgezeichnet. Neben Mickiewicz muß das größte Talent der Marie Konopnicka, unter den jüngsten aber dem Kazimir Tetmajer zuerkannt werden.

Unverhoffter Weise erlebte der polnische Roman eine glänzende Wiedergeburt. Der alte Kraszewski war immer auf diesem Felde der Erste, nur wurde er immer älter, das ganze Genre schien im Sinken begriffen, als plötzlich Heinrich Sienkiewicz auftrat, zunächst mit kleinen, pessimistisch gefärbten Novellen und Reisebildern, die wohl poetische Begabung bekundeten, den Verfasser aber eher als eine nervös überspannte, schwermüthige Persönlichkeit ansehen ließen. Da trat er mit einem historischen Roman, *Ogniem i mieczem* (Mit Feuer und Schwert), aus Johann Kazimirs Zeiten hervor, in welchem auf dem Hintergrunde der Kosakenkriege sich Gestalten und Scenen entwickelten, denen nichts als die Majestät des Verses fehlte, um epische Helden und epische Scenen zu werden. Der Erfolg war ein ungeheurer; der junge Verfasser wurde allgemein als ein großer Meister erkannt. Nach *Feuer und Schwert* ließ Sienkiewicz zwei andere

Romane gleichsam als Fortsetzung des ersteren, *Potop* (Flut) und den Herrn *Włoddyjowski* erscheinen, in denen zum Theil dieselben Figuren auftraten, und die von den kompetentesten Kritikern (wie *Zulian Klaczko*) dem ersteren gleichgestellt wurden. Unmittelbar danach warf sich *Sienkiewicz* mit erstaunlicher Elasticität auf ein völlig neues Feld, indem er in seinem *Ohne Dogma* das Publikum mit einer tiefen, geistreichen psychologischen Studie der modernen Gegenwart überraschte. Auf den willenslosen, lebensunfähigen, ästhetisch zu raffinierten, moralisch marklosen Helden des genannten Romans folgte in der soeben zu Ende gebrachten Familie *Potaniecki* eine treffliche Bildergalerie, in welcher gesunde, normale, thatkräftige Naturen im Gegenjaze zu allerlei Schwächen und Krankheiten unserer Zeit auftreten. Soeben hat *Sienkiewicz* das *Quo vadis*, eine Erzählung aus *Neros* Zeiten, vollendet, dessen Ausführung ein wahrhaftig überraschendes, stets im Wachsen begriffenes Talent bezeugt.

Unter den Romanjchreibern der Gegenwart ist nach *Sienkiewicz* *Elise Drzeszko* am bedeutendsten.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist *Graf Albert Dzieduszycki*, dessen Leistungsfähigkeit und Wißbegierde die verschiedensten Wissensgebiete umspannt. Er überjetzt *Sophokles*, behandelt in seinen „*Briefen aus dem Lande*“ alle möglichen Fragen des gegenwärtigen politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens und findet daneben noch Zeit, Romane und Gedichte zu schreiben. Alles, was er schreibt, zeugt von ungewöhnlicher Begabung und schriftstellerischem Talent, nur daß diese Begabung eben zu umfassend und daher seine Wirksamkeit etwas zerstreut ist.

Als ein originelles Talent ist der auf dem Landjse *Kalinów* bei *Sambor* wohnhafte *Heinrich Wisieki* zu nennen. Sein reizbares Temperament, seine schneidige und maliciöse Schreibart läßt ihn zuweilen einseitig und voreingenommen erscheinen; als Intelligenz und Talent aber ragt er unjstreitig hervor. Das erste und zugleich das einseitigste seiner Werke war eine vierbändige Studie über den *Marquis Wielopolski* (1879). Diefem folgte ein *Leben Anton Sigmund Helceles* (1882), ruhiger im Tone, daher auch vollkommener in der Ausführung. Einige Studien aus der Geschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts, und zwar *Fürst Metternich* und *Fürst Talleyrand* auf Grund der veröffentlichten *Memoiren*, dann *Napoleon III.* in seinen Beziehungen zu *Italien* sind ganz ausgezeichnete Leistungen.

Im Lustspiel hat zwar der große *Fredro* keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden; es tauchen aber neue und verschiedenartige Talente auf. In der ernstesten, hie und da zum bürgerlichen Drama neigenden Comödie wäre *Josef Marzynski* (gestorben 1873) und *Josef Wiziński* (gestorben 1893), von den Lebenden *Mazimir Zaleski* (in *Warschau*) zu erwähnen. *Johann Alexander Fredro* (gestorben 1891) hatte wohl nicht das ganze Talent

seines Vaters, des großen Lustspieldichters, geerbt, doch immerhin etwas von dessen Humor und Witz. Władysław Ludwиг Anczyk (gestorben 1883) hat sich in manchen gelungenen Stücken aus dem Bauernleben hervorgethan. Michael Bakucki (Krakau), Marian Gawalewicz (Warschau) und Sigismund Przychyński (Lemberg) haben manchen lustigen Zug aus dem Leben gegriffen.

Für die Bühnen war dieser Zeitraum günstig. Im Jahre 1865 übernahm Graf Adam Skorupka nominell, in der That aber Stanisław Koźmian die Leitung des Krakauer Theaters und behielt dieselbe durch eine Reihe von Jahren. Er hatte das Glück, mehrere vielversprechende Talente zu entdecken und das Verdienst, dieselben zu tüchtigen Schauspielern auszubilden. Aus seiner Schule gingen die besten Schauspieler der Gegenwart hervor, wie Vincenz Kapacki, Bolesław Ładnowski (Warschau), Roman Żelazowski, Gustav Fiszler (Lemberg) und der zu früh verstorbene Felix Benda; die Damen Antoinette Hofmann (gestorben 1897), besonders in der höheren Comödie glänzend, und die in beiden Welttheilen berühmte Helene Modrzejewska. Als ihre schönsten Rollen, die dem deutschen Publikum bekannt sind, wäre Maria Stuart, Ophelia, Desdemona, in den letzten Jahren Lady Macbeth zu bezeichnen. Aber auch das Lustspiel, vor Allem das Shakespeare'sche, ist ihr nicht verschlossen und ihre Kofalinde in „Wie es Euch gefällt“, ihre Beatrice in „Viel Lärm um Nichts“ sind meisterhafte Schöpfungen. Fräulein Romana Popiel (in Warschau), die, seit einigen Jahren verheiratet, die Bühne verlassen hat, war in ihrer Art eine ganz wunderbare Erscheinung, die ohne Übertreibung einer Hofmann oder Hohenfels gleichgestellt werden konnte. Leider waren die Verhältnisse in Warschau dem Theater nicht günstig. Auch in Krakau war dasselbe nach dem Rücktritt S. Koźmians in Verfall gerathen; als aber im Jahre 1893 ein neues Theatergebäude eröffnet wurde und ein junger gebildeter Mann, Thaddäus Pawlikowski, die Direction übernahm, hob es sich zusehends wieder.

Zum Schluß noch ein Wort über die jüngste politische Literatur. Auf dem Gebiete derselben glänzten zu Beginn dieser Periode die zwei Werke des Julian Klaczko „Deux études de diplomatie contemporaine“ und „Les deux Chanceliers.“ Für Europa bestimmt, wurden sie in einer allgemein verständlichen Sprache verfaßt, deren sich Klaczko eben so musterhaft wie seiner Muttersprache bedient. Das erstere von beiden Werken lenkte die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise in Oesterreich so sehr auf sich, daß Graf Beust den Verfasser für das Ministerium des Aeußern gewinnen wollte. Im Jahre 1870 verließ aber Klaczko den Staatsdienst und schrieb auch über politische Fragen nicht mehr. Ein Studium über Dante, *Causeries Florentines* (1880) und Fragmente eines größeren Werkes über die Renaissance, die von Zeit zu Zeit in der „Revue des deux Mondes“ erscheinen, sind das einzige, was der unstreitig glänzendste polnische Stilist und tiefste politische Schriftsteller seit jener Zeit geschrieben hat.

Vor einigen Jahren wurden die Brochuren und Artikel Paul Popiels (nach des Verfassers Tode) gesammelt und herausgegeben. Die politische Literatur wurde auf diese Weise um einen ganz ausgezeichneten Schriftsteller vermehrt. Paul von Popiel, 1806 zu Krakau geboren, widmete sich schon als Jüngling mit Ernst und Fleiß den Staatswissenschaften. Den Krieg von 1831 hat er als Freiwilliger (gemeiner Soldat) mitgemacht; dann blieb er auf seinem Landgut, studirte immer, schrieb aber wenig und nur gelegentlich. Seine Brochuren erschienen meist anonym, seine Artikel im *Czas* waren nie unterzeichnet, so daß er als Schriftsteller nur wenig bekannt war. Als er aber nach dem Jahre 1863 gegen die sogenannten Organisationen seine Stimme erhob, wurde er zwar vielfach bekämpft, doch auch mehr beachtet und discutirt. Immer kurz und bündig, berührten seine Schriften nach und nach alle Fragen der damaligen Zeit. Ohne die Dinge systematisch zu behandeln, war Popiel in den Staatswissenschaften und der Rechtsphilosophie so systematisch ausgebildet, wie vielleicht kein anderer seiner Zeitgenossen und politischen Freunde. Eine umfassende Kenntniß der Geschichte, vor allem der polnischen, und eine treffliche Beurtheilung derselben, hohe Bildung und feiner Geschmack, große Erfahrung, vor Allem aber der hohe moralische Standpunkt, der alle seine Schriften wie sein ganzes Leben charakterisirt, bewirkten, daß sein Ansehen mit den Jahren immer mehr wuchs. Sein Tod erfolgte im Jahre 1892.

Unter den systematischen, echt wissenschaftlich behandelten Werken politischen und rechtsphilosophischen Inhalts glänzt in erster Reihe Bischof Johann Janiszewski's „Die Kirche und der christliche Staat“ (*Kościół i państwo chrześcijańskie*). Der Verfasser, Suffragan von Posen, als Prediger, Theolog und politischer Schriftsteller gleich ausgezeichnet, ist kurz nach Vollendung des genannten Werkes, 1891, gestorben.

Von der Tagespresse zu reden, ist nicht möglich; um sie zu beurtheilen, müßte man alle ihre verschiedenen Tendenzen, mitunter Verirrungen charakterisiren, was ein weitläufiges Studium erheischte. Hier sei blos bemerkt, daß nach Moriz Mann's Tode Stanisław Kozurian dessen Stelle in der Redaction des *Czas* einnahm. Sein (erstes und bis jetzt einziges) Buch, *Rzecz o Roku 1863* (über das Jahr 1863), in welchem er die damalige politische Lage Polens und Europas untersucht und die Verantwortlichkeit aller an den damaligen Ereignissen beteiligten Männer, Parteien oder Regierungen feststellt, ist die allerneueste bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der politischen Literatur Polens.

So gestaltete sich die polnische Literatur am Ausgang des XIX. Jahrhunderts. Sie hat nach allen Richtungen hin bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, obwohl sie logisch eher hätte sinken können. Groß ist ihr Verdienst um die Civilisation des Landes, ihre Bedeutung in dessen Geschichte. Es darf und soll ihr das Zeugniß ausgestellt werden, daß sie ihrem Berufe würdig entsprochen hat.

## Ruthenische Literatur.

Als weiland Seine kaiserliche Hoheit Kronprinz Erzherzog Rudolf am 3. Juli 1887 die Ruthenen in Lemberg durch seine Anwesenheit in ihrem Nationalhause beehrte, nannte er dieselben in einer an sie gerichteten Ansprache „ein altes Culturvolk“. Und in der That reichen die Anfänge ihrer Cultur bis ins XI. Jahrhundert hinauf. Damals bildeten die Gebiete des heutigen Ostgalizien einen integrierenden Theil des Kiewer Großfürstenthums und demzufolge hat die altberühmte Hauptstadt Kiew in ihrer Blütezeit (im XII. Jahrhundert) auch auf Halicz wohlthuedend eingewirkt.

Die Bekehrung der Ruthenen zum Christenthum fand unter Wladimir dem Großen (988) statt, und zwar aus Byzanz durch Vermittlung der Südslaven (Vulgaren). Mit dieser kam auch der Gebrauch der kirchenslawischen Sprache im kirchlichen und Culturleben Südrußlands auf, welche von da an durch Jahrhunderte, in der Art einer Gelehrtensprache, wie das Altgriechische im Osten und das Lateinische im Westen, die gesammte Literatur der von Constantinopel abhängigen Slaven, folglich auch jene der Ruthenen, beherrschte.

Die ruthenische Literaturgeschichte kann in drei Perioden eingetheilt werden: I. Seit den Anfängen der Literatur bis zum Jahre 1569, das ist bis zur politischen Lubliner Union (kirchenslawisch-ruthenische Periode). II. Vom Jahre 1569 bis zum Jahre 1798, das ist bis zum Auftreten Iwan Kotlarewskij's, des Schöpfers der national-ruthenischen Literatur (polnisch-ruthenische Periode). III. Seit Kotlarewskij bis zur Jetztzeit (national-ruthenische Periode).

I. Die Schriftgelehrten der ersten Periode, zumeist Mönche, bedienten sich in ihren Werken der kirchenslawischen Sprache, welche von der Volkssprache des damaligen Südrußlands weit abstand. Da aber nicht jeder Schreibende diese Sprache vollkommen beherrschte, so kommen in den damaligen Sprachdenkmälern, namentlich in denjenigen, die von Laien verfaßt wurden, mitunter Wortformen und Wendungen vor, welche der Volkssprache entnommen sind. Zu diesen gehört eines der wichtigsten Sprachdenkmäler des XI. Jahrhunderts — das Gesetzbuch „Правда русская“ (Prawda russkaja), welches zugleich als das älteste unter den Gesetzbüchern der Slaven gilt. Der Urheber desselben war Jaroslaw der Weise, der Nachfolger Wladimir's des Großen auf dem Kiewer Throne.

In der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts bildete sich in Halicz unter der klugen Regierung der Fürsten Wladimirko, Roman und Danilo ein neuer Brennpunkt politischen und literarischen Lebens, obschon Kiew im Culturleben höher als Halicz stand. In Kiew entstand namentlich die sogenannte „Nestor'sche Chronik“ (in ihrer jetzigen

Gestalt zu Anfang des XII. Jahrhunderts abgefaßt), welche nicht nur als die erste glaubwürdige Quelle der ältesten Geschichte Kiews und der Ostslaven gilt, sondern auch durch ihre Nachrichten über die vorgeschichtlichen Zustände fast sämtlicher slavischer Völker einzig in ihrer Art dasteht. Durch Originalität der Form aber und hohen poetischen Werth übertrifft alle anderen literarischen Producte jener Zeit das berühmte epische Gedicht vom Heereszuge Igor's gegen die Polowzer (Слово о полку Игоревѣ). Es wurde von einem uns nicht näher bekannten genialen Dichter, höchst wahrscheinlich im Jahre 1187, verfaßt. Derselbe hat nicht nur die poetischen Motive der etwa schon vorhandenen Aufzeichnungen früherer Schriftsteller, sondern auch Muster der nur mündlich überlieferten Dichtung nach reiflich erwogener Wahl bei der Bearbeitung seines Gedichtes benützt und somit ein Werk geschaffen, welches als einzig dastehendes Denkmal der ältesten slavischen Poesie zu betrachten ist. In diesem Gedichte, welches mit jener Wehmuth, die den ukrainischen Dumen eigen ist, den unglücklich endenden Heereszug behandelt, wird der Fürst von Halicz Jaroslaw höchst rühmend erwähnt.

Unter den übrigen Denkmalern des XII. Jahrhunderts ist das Evangelium von Halicz oder von Krykos (1143) beachtenswerth. Die Sprache dieses Denkmals ist zwar kirchenslavisch, doch einige seiner grammatischen Eigenthümlichkeiten tragen den Stempel der jetzigen dialektischen Züge des Ruthenischen. Dieses wichtige Sprachdenkmal befindet sich jetzt in der Synodal-Bibliothek zu Moskau.

Die Sitte, annalistische Aufzeichnungen zu machen, hatte sich von Kiew aus auch nach Wolynien und Halicz verbreitet und da auf dem Throne von Halicz mehrere tüchtige Fürsten saßen, so wurden ihre Thaten von Augenzeugen beschrieben. Auf diesen Aufzeichnungen fußend und an die Kiewer Annalen anknüpfend, schrieb ein der Dynastie des Fürsten Roman treu ergebener Annalist gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts die Wolynisch-Haliczer Chronik (1205 bis 1292). Der Verfasser derselben war ein aufgeklärter Mann, welcher Erzählungen der Augenzeugen, sowie officiële Urkunden zu seinen Zwecken auszunützen verstand und außerdem seinem Werke eine poetische Färbung zu verleihen wußte.

Als die wilde Mongolenhorde im Jahre 1240 Kiew, Halicz und viele andere ruthenische Städte zerstörte und das Land schonungslos vernichtete, wendete sich der Haliczzer Fürst Danilo an den Papst Innocenz IV. um Beistand, wofür er die kirchliche Union mit Rom einzugehen versprach. Danilo empfieng vom Papste die königliche Krone (1253), da aber die versprochene Hilfe ausblieb, so verharrte er mit seinem Volke beim orthodoxen Glauben. Infolge der Einfälle der Mongolen fristete das Culturleben im Haliczzer Fürstenthum ein sieches Dasein. Vereinzelte Männer, wie der Fürst Wladimir Wasilkowic, vom Verfasser der Haliczzer-Wolynischen Chronik (s. a. 1288) „der größte Schriftgelehrte

und Philosoph aller Zeiten“ genannt, und der Sänger Mytuja in Przemysl können als Repräsentanten des damaligen Culturlebens im jetzigen Ost-Galizien angesehen werden.

Nachdem in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts der Lithauerfurst Gedymyn das jetzige südwestliche Rußland den Mongolen entriß und um das Jahr 1320 fast alle dortigen Gebiete theils durch Eroberung, theils durch Heiratsverbindungen an sein Haus gebracht hatte, fand die christliche Cultur der damaligen Westrußen bei den heidnischen Lithauern Eingang und auch die westrussische Schriftsprache wurde Hof-, Amts- und Gerichtssprache von Lithauen. In dieser Sprache wurden sogar die lithauischen Chroniken verfaßt, die eine Fortsetzung der Kiewer und Wolhynisch-Haliczer Chroniken bilden. Gleichwohl lag die literarische Thätigkeit in dem durch die Mongoleneinfalle zerruteten Südrußland ganz darnieder. Neben liturgischen Büchern und Werken verschiedener Kirchenväter, die meistens schon von den Südslaven uberetzt worden waren und in Südrußland durch Abschriften weiter verbreitet wurden, kamen auch Texte der apokryphen Literatur vor, die durch ihren poetischen



Marcián Saškewič.

Inhalt die Neugierde erweckten und gern gelesen wurden. Auch im jetzigen Galizien faßten solche Texte Wurzel, und noch jetzt liegen daselbst alte Legenden, Beschwormungsgebete und Zauberformeln in verschiedenen Varianten vor. Gleichzeitig verbreiteten sich in allen Gebieten Südrußlands, zumeist durch Vermittlung bulgarisch-slavischer uberetzungen, verschiedene Sagen romantischen Inhalts, aus der antiken oder mittelalterlichen Zeit herrührend, von denen besonders der Roman von Alexander dem Großen im Fürstenthum Halicz mit Vorliebe gelesen wurde. Die Volksmasse aber, welche ihre eigene poetische Weltanschauung besaß, schuf Lieder, Sagen und Sprichwörter. Hierher gehören vor Allem, als die ältesten Producte des Volksgeistes, Weihnachtslieder (Koladky), in denen häufig auch Reminiscenzen an den ehemaligen heidnischen Naturecultus auftauchen. Neben dieser höchst interessanten mündlichen Literatur fanden im jetzigen Südrußland sowie in Galizien

auch Legenden Verbreitung, welche auf dem zu Kiew verfaßten Pateryk pečerskij basiren. Dieselben wurden namentlich dadurch populär, daß die Geistlichkeit die in der kirchenslavischen Sprache geschriebenen Legenden dem Volke in der Volkssprache vorerzählte.

Als Denkmäler des damaligen Gerichtsverfahrens in verschiedenen Rechtsangelegenheiten verdienen zahlreiche Urkunden erwähnt zu werden. Obwohl das Fürstenthum Galiz bereits im Jahre 1340 dem polnischen Reiche einverleibt worden war, wurden hier die Rechtsurkunden im XIV. und auch in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts größtentheils in ruthenischer, und erst zufolge der Entscheidung des Landtags zu Jedlna (1433) fast nur in lateinischer Sprache verfaßt.

Die Wiedergeburt der classischen Studien in Europa, sowie das Zeitalter der deutschen Kirchenreformation übten auch auf das südwestliche Rußland und auf Galizien insofern einen Einfluß aus, als dajelbst Buchdruckereien errichtet und Bibelübersetzungen vorgenommen wurden. Die erste Buchdruckerei behufs Drucklegung slavischer Kirchenbücher wurde um das Jahr 1491 in Krakan gegründet. Dajelbst hat ein Deutscher, namens Sweipolt Ziol, mehrere Kirchenbücher für die ruthenischen Bekenner der griechisch-orientalischen Confession mit cyrillischen Lettern gedruckt, doch wurde er um dieses kühnen Unternehmens willen von dem bischöflichen Gerichte zur Verantwortung gezogen. Achtzig Jahre später (1573) gründete der aus Moskau flüchtige Zwan Fedorow die erste Buchdruckerei in Lemberg.

Mit der ersten Bibelübersetzung befaßte sich behufs „der rechten Belehrung des gemeinen Volkes“ Franz Skarina, Doctor der Medicin. Seine mit Hilfe des böhmischen und des kirchenslavischen Textes gefertigte weißrussische Bibelübersetzung, später auch in Galizien bekannt und vielfach abgeschrieben, legte er zu Prag (1517 bis 1519) in Druck. Später (1525 bis 1526) druckte er noch die Apostelgeschichte und ein Andachtsbuch zu Wilna.

Unabhängig von der dem Volke wenig oder auch gar nicht zugänglichen und verständlichen Literatur entwickelte sich, zum großen Theile auf Grund der alten Überlieferungen, eine überaus reiche mündliche Liederdichtung, in welcher sich besonders die Bedrängnisse und die Heldenkämpfe der Tatarenzeit trenn wieder spiegeln. Dieselbe weist im XVI. und XVII. Jahrhunderte viele epische Lieder (Dumy genannt) auf, von denen die schönsten schon an der Schwelle der nächsten Periode entstanden sind.

II. Die literarische Thätigkeit der Ruthenen wurde infolge der veränderten politischen und religiösen Verhältnisse in neue Bahnen gelenkt. Als nämlich im Jahre 1569 die politische Union zwischen Lithauen und Polen in Lublin zustande kam, entstanden Mißhelligkeiten, und nach der Proclamation der kirchlichen Union der ruthenischen und römischen Kirche in Brest (1596) kam es sogar zum Ausbruche von Feindseligkeiten zwischen den Ruthenen und

den Polen. Die damalige reiche, gelehrte, doch einseitige Literatur weist fast ausschließlich polemische Werke der Unirten und der Orthodoxen auf. So schrieb Christophor Bronskij über Anregung des Fürsten Basil Constantin Ostrožskij schon im Jahre 1597 das polemische Werk *Apokrifis*, „eine Antwort auf die zahlreichen Schriften über die Brester Synode“.

Um die Polemik mit den Jesuiten mit Erfolg führen zu können, mußte die orthodoxe Geistlichkeit nicht nur der kirchenslavischen, sondern auch der classischen Sprachen mächtig werden. Aus diesem Grunde trat zu Anfang der II. Periode der ruthenischen Literatur die Nothwendigkeit grammatischer Studien zutage. Darum erschien im Jahre 1591 in Lemberg die griechisch-kirchenslavische Grammatik *Ἀδελφότης*, welche besonders für die Schüler des Stauropigian'schen Instituts in Lemberg bestimmt war. Einige Jahre nachher (1596) folgte die kirchenslavische Grammatik, von L. J. (Laurentius Zizania) in Wisna gedruckt.

Schon damals gab es in Lemberg und in anderen größeren Städten Galiziens zahlreiche ruthenische Schulen; dieselben wurden hauptsächlich

von den kirchlichen Bruderschaften errichtet, welche zunächst philanthropische Zwecke verfolgten, später aber an Stelle der pflichtvergessenen orthodoxen Geistlichkeit die Initiative zur religiösen und moralischen Wiedergeburt ihrer Landsleute ergriffen. Unter den zahlreichen ruthenischen religiösen Genossenschaften gewann den Vorrang die bei der Marienhimmelfahrtskirche zu Lemberg bestehende Bruderschaft, welche schon in einer Urkunde des polnischen Königs Kazimir IV. vom Jahre 1439 erwähnt wird. Diese Bruderschaft gewann an Bedeutung, seitdem im Jahre 1586 der Antiochenische Patriarch Joachim ihre reformirten Statuten bestätigt hatte. Sofort wurde bei der genannten Kirche in Lemberg eine Schule und eine Buchdruckerei errichtet, worauf die Lemberger Bruderschaft mit anderen derartigen Institutionen zur Vertheidigung der orthodoxen Kirche gegen alle Angriffe



Anton Mohylanczki.

ihrer Widersacher ein förmliches Bündniß schloß. Bald darauf (1593) verließ Jeremias, Patriarch von Constantinopel, der Lemberger Bruderschaft den Namen „Staurropigianisches Institut“, indem er dieselbe von der Gerichtsbarkeit des Lemberger Bischofs und des Kiewer Metropolitens befreite und seiner eigenen unmittelbaren Suprematie unterordnete. Später ließ der Lemberger Staurropigianerschule das von dem Kiewer Metropolitens Peter Mohyla zu Kiew (1632) errichtete Collegium den Vorrang ab. Mohyla hatte in seiner, nach dem Vorbilde der Krakauer Akademie eingerichteten Anstalt den ganzen Apparat scholastischer Bildung mit lateinischer Vortragssprache eingeführt, um Verfechter der orthodoxen Kirche auszubilden, die sich in der Polemik sogar mit den Jesuiten messen könnten.

Der Einfluß der abendländischen Geistesrichtung zeigte sich auch in der Abfassung von dramatischen Mysterien und Krippenliedern. Im Jahre 1630 wurde zu Lemberg ein kirchenslavisches Excerpt der griechischen Tragödie *Χριστός πάσις* unter dem Titel „Всѣмъ еъ трепетѣиу Христероу-паехонъ“ gedruckt. Die religiösen Dramen, die im Kiew'schen Collegium von den Lehrern der Poetik pflichtgemäß geschrieben wurden, konnten in dem von Kiew ziemlich weit entfernten Lemberg keine Wurzeln fassen. Populär waren hier aber die Weihnachtspuppenspiele (драми вертеми), eine bunte Zusammenstellung von Ernst und Scherz, von Geistlichem und Profanem. Hierbei wurden auch kirchliche Weihnachts- und weltliche Volkslieder gesungen.

Was die historische Literatur in dieser Zeitperiode anbelangt, so wurde zu Lemberg in ruthenischer Sprache eine höchst originelle Chronik geschrieben, welche gleichsam als ein Mittelglied zwischen den alten fürstlichen und neueren zeitgenössischen Kozakenchroniken dasteht und größtentheils nur solche historische Begebenheiten schildert, die sich in Galizien ereignet haben. Dieselbe hat den Titel *Lwowskaja Litopys* (Lemberger Chronik). Höchst wahrscheinlich von einem weltlichen Mitgliede der Staurropigian-Bruderschaft verfaßt, beginnt sie mit dem Jahre 1498 und reicht bis zum Jahre 1649. Der im XVII. Jahrhundert lebende Verfasser benützte für das XVI. Jahrhundert kurze annalistische Notizen; seit dem Jahre 1605 setzte er die Chronik selbständig, mitunter als Augenzeuge der geschilderten Begebenheiten, fort.

III. Das XVIII. Jahrhundert weist ein vollkommenes Stocken in den literarischen Bestrebungen der Ruthenen in Galizien auf. Die Ursache dieser Erschlaffung lag darin, daß während der langdauernden polnischen Herrschaft der ruthenische Adel und die ruthenische Intelligenz durch zahlreiche, größtentheils von den Jesuiten geleitete Schulen fast gänzlich polonisiert und latinisiert worden war. Die weltliche Geistlichkeit, welche sich der ruthenischen Muttersprache noch nicht entäußert hatte, stellte ein trauriges Bild erassener Ignoranz und kläglicher Armut dar. Nur die umirten Basilianermönche, die oft in Rom

ihre Studien absolvirten, wiesen eine ziemlich hohe Bildung auf, waren aber den ruthenischen Culturbestrebungen bereits größtentheils entfremdet.

Zur Zeit, als in Folge der ersten Theilung Polens (1772) die rothruthenischen Fürstenthümer (Galizien) mit Österreich vereinigt wurden, repräsentirte die Ruthenen nur noch die Geistlichkeit und der durch Leibeigenschaft geknechtete Bauernstand. Es galt daher vor Allem, der ruthenischen Volksmasse die unverjährten Menschenrechte zu verschaffen, bevor an ihre Aufklärung gedacht werden konnte. Aber auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft (1782) konnte der Volksunterricht keine Wurzeln fassen, bevor nicht die Geistlichkeit auf ein entsprechendes Niveau der Bildung gebracht war. Dem zufolge errichtete die Kaiserin Maria Theresia schon im Jahre 1774 an der St. Barbara-Kirche in Wien ein Seminar für die Candidaten geistlichen Standes r. gr. und Kaiser Josef II. im Jahre 1783 das geistliche Generalseminar zu Lemberg. Um die höhere Ausbildung denjenigen, denen die lateinische Sprache fremd war, zu ermöglichen und wohl auch die ruthenische Sprache in Galizien zu fördern, erlaubte nachher (1787) der Kaiser, daß in der von ihm 1784 gegründeten Universität an der theologischen und philosophischen Facultät Vorlesungen in ruthenischer Vortragssprache abgehalten wurden. Im Jahre 1804 wurden diese Vorlesungen aufgehoben, doch war der Versuch nicht ohne gute Folgen gewesen. In den Volksschulen nämlich begann man damals ruthenisch zu lehren.

Während in der Ukraine seit dem Jahre 1798, das ist seit Beginn der literarischen Wirksamkeit Iwan Kotlarewskijs, die nationale Literatur angebahnt wurde, haben die galizischen Stammesgenossen der Ukrainischen Ruthenen (der sogenannten Kleinrussen) von diesem Aufschwung des geistigen Lebens lange Zeit keine Notiz genommen. Erst Marcian Šaškewyč gilt als Begründer der national-ruthenischen Literatur in Galizien. Sohn eines ruthenischen Pfarrers, am 6. November 1811 geboren, befreundete er sich während seiner Universitätsstudien mit mehreren strebsamen jungen Ruthenen, namentlich mit Jakob Hofowackij und Iwan Wahylsewyč, worauf alle drei den Entschluß faßten, Geschichte und Literatur der slavischen Völker zu studiren, insbesondere aber die Ethnographie und Sprache der Ruthenen kennen zu lernen. M. Šaškewyč war das thätigste Mitglied dieser Gruppe und kam bald zu Resultaten, welche eine neue Epoche in der Literaturgeschichte der galizischen Ruthenen herbeiführten. Er lernte nämlich die von Maksymowych in Moskau (1827) herausgegebenen kleinrussischen Volkslieder kennen, und schöpfte die Überzeugung, daß die ruthenischen Volkslieder eine ausgiebige Fundgrube des poetischen und Sprachmaterials abzugeben geeignet seien. Zugleich wurde es ihm klar, daß einige slavische Völker, namentlich die Čechen und Serben, sich des Unterganges ihrer Nationalität dadurch erwehreten, daß sie ihre Muttersprache auf Grund der Volkssprache cultivirten und in der Volksmasse und deren Sprache die Grundlage der nationalen

Existenz suchten. Demzufolge ging er daran, die im Munde des gemeinen Volkes in Galizien und in der Ukraine fortlebende ruthenische Sprache für literarische Zwecke zu benützen. Um nun die Entwicklung seiner Muttersprache ins rechte Geleise zu bringen, gab M. Šaškewyč im Vereine mit seinen Gesinnungsgenossen J. Ćotowackij und J. Wahylewyč im Jahre 1837 den Almanach „Ruśka Dniſtrowa ja“ (Руска Днѣстровая) heraus. Leider wurde von den damaligen ruthenischen Schriftgelehrten und von der Landesregierung dieses literarische Unternehmen als eine unerhörte Neuerung betrachtet, weshalb diese Publication nicht in Lemberg, sondern in Budapest das Tageslicht erblickte. Ja, nach der Drucklegung des Almanaches wurden dessen Herausgeber unter Polizeiaufsicht gestellt und hatten nicht einmal die Gemüthung, sich Anerkennung bei ihren Landsleuten zu verschaffen. Die hochbegeisterten lyrischen Dichtungen Šaškewyčs verflangen zunächst spurlos im Heimatslande, bis im Jahre 1848 die Wiebergeburt des Nationalitätsprinzips in Österreich auch das Aufleben der ruthenischen Literatur in Galizien mit sich brachte.

Als Šaškewyč im Jahre 1838 nach Beendigung der Studien zur Seelsorge zugelassen wurde, entwickelte er eine intensive Thätigkeit zur Förderung der Volksaufklärung. Er verfaßte ein Lesebuch für Schulkinder, welches im Jahre 1850 zu Lemberg gedruckt wurde, übersetzte die Evangelien von Matthäus und Johannes in die ruthenische Sprache und verfaßte auch populäre Predigten. Sodann begann er eine populäre Geschichte der Zaporogischen Kozaken zu schreiben und sammelte Materialien zum etymologischen Wörterbuch der kirchenslawischen Sprache. Leider wurden diese und mehrere andere Arbeiten deshalb nicht zu Ende geführt, weil der Verfasser schon seit dem Jahre 1841 ernstlich erkrankte und am 7. Juni 1843 starb. Er beschäftigte sich auch mit dem Übersetzen einiger altdeutscher, serbischer und polnischer Gedichte, sowie des altruthenischen Liedes vom Heereszuge Igors gegen die Polowzer. Noch mehr als seine Schriften wirkte sein persönliches Auftreten, welchem die rege Thätigkeit der Ruthenen im Jahre 1848 zum großen Theile zu verdanken ist.

Während Šaškewyč sich ein bestimmtes Ziel in seiner literarischen Thätigkeit steckte und dasselbe consequent verfolgte, während er sich der Selbständigkeit des Ruthenischen gegenüber den benachbarten slavischen Sprachen klar bewußt war, sind seine Schicksalsgenossen Ćotowackij und Wahylewyč ihren ursprünglichen Ideen insofern untreu geworden, als Ćotowackij den sprachlichen Anschluß der Ruthenen an die Russen verfolgte, Wahylewyč aber seine Geisteskräfte größtentheils der Förderung polnischer Literatur widmete.

Jakob Ćotowackij (Glowacki, geboren 1814, gestorben 1888) war zuerst Landpfarrer und seit dem Jahre 1848 Professor der ruthenischen Sprache und Literatur an der Universität Lemberg. Im Jahre 1867 wegen seiner russophilen Tendenzen suspendirt, verließ er Lemberg und lebte in Wilna, wo er von der russischen Regierung zum Vorsitzenden der

archäographischen Commission ernannt wurde. Unter seinen zahlreichen Publicationen verdient namentlich die Ausgabe der ruthenischen Volkslieder erwähnt zu werden. Dieselben wurden zu Moskau in der gelehrten Publication: „Čtenia obščestwa istorii i drevnostej“ 1863 bis 1865 und 1878 gedruckt und außerdem im Separatabdrucke (1878) in vier Bänden herausgegeben.

Johann Wahylewyc (1811 bis 1868) beschäftigte sich mit der slavischen Philologie, sowie mit der Geschichtsforschung und Ethnographie. Speciell machte er Studien auf dem Gebiete der altruthenischen Literatur und übersezte Nestors Chronik ins Polnische, sowie das epische Gedicht vom Heereszuge Zgorz ins Polnische und Ruthenische und schrieb in polnischer Sprache einen eingehenden Commentar zu diesem Denkmale.

Das Jahr 1848 ist in der Geschichte der Wiedergeburt der ruthenischen Nation hauptsächlich deshalb wichtig, weil am 19. October die sogenannte Gelehrtenversammlung in Lemberg zusammentrat, um über die Art und Weise der Hebung der ruthenischen Sprache und Literatur zu berathschlagen. Hervorragend war das Auftreten zweier damaliger



Wladimir Barwiński.

Patrioten, des Dichters Mikolaus Ustjanowyc, eines Freundes des nicht mehr lebenden M. Šašewyc, und des Professors Jakob Holowackij. Sie betonten mit großem Nachdruck die Bildungsfähigkeit der ruthenischen Sprache und behaupteten, daß das ruthenische Volk den Russen und Polen gegenüber seine eigene Literatur haben müsse. Namentlich verlas Holowackij in der zweiten Sitzung seine werthvolle Abhandlung über die ruthenische Sprache. In diesem Jahre wurde der politische Verein: „Головна руска Рада“ (der ruthenische Hauptverein) und die ruthenische Zeitschrift „Halcykaja Zorja“ gegründet.

Als eifrige Förderer des neuen geistigen Lebens unter den galizischen Ruthenen erschienen zu dieser Zeit zwei Dichter, nämlich M. Ustjanowyc und M. Mohylnyckij.

Nikolaus Uftyjanowyč (1811 bis 1885) verfaßte zumeist lyrische Gedichte, dann einige Erzählungen und Novellen, welche eine dem G. Sue und W. Scott entlehnte poetische Färbung bekunden.

Anton Mohylnyckij (1811 bis 1872) schrieb schon im Jahre 1839 ein schönes lyrisches Gedicht „Браака ерапуня“ (Erinnerung an die alte Zeit), worauf er zehn Jahre hindurch schwieg. Erst das epochenmachende Jahr 1848 rüttelte ihn aus seiner Unthätigkeit auf. Im Jahre 1849 schrieb er eine schöne volksthümliche poetische Erzählung aus den Napoleonischen Kriegszügen, betitelt „Ручей войны“ (der Ruthene=Soldat), und lieferte eine gelungene Uebersetzung der Schiller'schen Ballade „Der Graf von Habsburg“. Damals fing er auch an, ein größeres episches Gedicht „Скит Манявекнї“ (das Einsiedlerkloster zu Matawa) zu schreiben. Der erste Theil erschien im Jahre 1852 zu Przemyśl und übte auf die enthusiastischen Landsleute des Verfassers einen solchen Eindruck aus, daß er mit Mickiewicz und Goethe verglichen wurde. In diesem Gedichte, welches die Gründung des beim Volke populären und beliebten Einsiedlerklosters zu Matawa in Galizien schildert, gibt es wirklich einige wohl gelungene Episoden, doch leidet das Ganze an Weiterschweifigkeit.

Obwohl in den Anfängen der Wiedergeburt der ruthenischen Literatur in Galizien Aussicht auf eine naturgemäße Entwicklung derselben vorhanden war, trat doch im Jahre 1853 ein Stoßen in der productiven Thätigkeit der begabteren galizischen Schriftsteller ein. Es verstummte sogar Mohylnyckij und Johann Husakewyč, welcher seit dem Jahre 1848 viele lyrische Gedichte verfaßt hat, fing an, sich in seinen weiteren literarischen Arbeiten einer Zwittersprache zu bedienen, welche weder ruthenisch, noch russisch ist. Der Historiker Zubryckij gab eine Geschichte des Fürstenthums von Halicz und Wladimir in russischer Sprache heraus, und Sokowackij bediente sich seit dem Jahre 1851 sowohl in seinen Universitätsvorträgen, als auch in seinen Schriften eines eigenthümlich russificirten Idioms. Das Beispiel dieser beiden Männer wirkte lähmend, desgleichen die Autorität des gelehrten Domherrn Anton Petruszewyč, der es ebenfalls verschmähte, seine zahlreichen historischen Publicationen in der ruthenischen Sprache zu verfassen. Bei so bewandten Umständen mußte in dem ohnehin schwachen geistigen Leben der Ruthenen ein Stillstand eintreten, demzufolge vom Jahre 1857 bis 1860 außer der officiellen, in Wien herausgegebenen Zeitung „Wistnyk“ (Der Bote) gar keine ruthenische Zeitschrift weder politischen noch literarischen Inhaltes erschien.

Aus dieser Lethargie wurden die Ruthenen im Jahre 1859 aufgerüttelt, als ihnen die Landesregierung das lateinische Alphabet aufzotroyiren wollte. Ein derartiges Ansuchen lehnten die Ruthenen mit Widerwillen ab, und die Landesregierung ließ die Sache auf sich beruhen. Während dieses Alphabetenstreites schwang sich Wodan Dydnyckij zum Lenker der Culturbestrebungen seiner Landsleute auf. Seit 1861 redigirte er das politische Blatt „Слово“ und trachtete eine an das Russische sich anlehrende

Sprache zu schaffen. Gegen diese Bestrebungen D'ibycij's reagirten die sogenannten Ukrainophilen. Es waren thatkräftige junge Leute, welche von der imponirenden Schönheit der dichterischen Schöpfungen Taras Sewčenkos — des bedeutendsten ukrainischen und in Galizien schon seit W. Šaškwyc ziemlich bekannten Dichters — begeistert, sich um das Banner der Nationalitätsidee schaarren. Diejenigen unter ihnen, welche sich literarisch bethätigen wollten — Fedir Zarewyc, Wladimir Šaškwyc (Sohn des Marcian), Xenophon Klymkowyc, Konstantin Horbal, Longin Lukašewyc — nahmen gegen die Hegemonie D'ibycij's Stellung und gründeten ihre eigenen literarischen Organe. So entstanden die periodischen Zeitschriften: „Вечерници“, „Мета“, „Нива“, „Правда“. Eine vielseitige Wirksamkeit entfaltete namentlich Xenophon Klymkowyc, welcher nicht nur Dichter, sondern auch ein bedeutender Publicist war, und die Interessen der Nationalen gegenüber den hie und da auftauchenden Russophilen in Galizien verfocht.

Um die Interessen des ruthenischen Culturlebens vor möglichen Beeinträchtigungen zu wahren, gründeten mehrere junge Patrioten am 8. December 1868 den literarischen Verein „Prošwita“, welcher in Folge seiner erprießlichen Thätigkeit im Lande bald immer mehr Anhang fand, während der im Jahre 1849 gegründete literarische Verein „Галицко-руська Матиця“ (Halycsko-ruska Matyca) weniger auf die Volksbildung Rücksicht nahm und sich nur mit der Herausgabe von Gebetbüchern in der Kirchensprache, sowie mit der Publication gelehrter Werke befaßte. Die erprießliche Wirksamkeit der „Prošwita“ zu Gunsten der Volksaufklärung wurde durch den Sewčenko-Verein kräftig unterstützt. Derselbe wurde im Jahre 1873 zu Lemberg in der Absicht gegründet, die Literatur durch Herausgabe von Büchern und Zeitschriften, sowie durch Veranstaltung von Gelehrten- und Schriftstellerversammlungen zu heben. Zur Erreichung des vorgesteckten Zieles trug nicht wenig die bei dem genannten Vereine gegründete Buchdruckerei bei. Seit dem Jahre 1892 ist dieser Verein auf Grund eines neuen Statutes zur Vorbereitungsschule einer künftigen ruthenischen Akademie der Wissenschaften geworden; er veröffentlicht „Mittheilungen aus dem Gebiete der Wissenschaft und der Literatur“, eine juridische Revue, sowie Sammlungen von literarischen Denkmälern und historischen Quellen.

Den oben erwähnten Förderern des nationalen Culturlebens reiht sich der Dichter Kornel Ustyjanowyc (geboren 1839, Sohn des Nikolaus Ustyjanowyc) an, der von Shakespeare beeinflusst, in seinen beiden Tragödien „Oleh“ („Олег Святославич Овруцкий“, 1876) und „Jaropolk“ („Ярополк І. Святославич“, 1877) die poesiereiche Geschichte der ruthenischen Fürstenperiode des X. Jahrhunderts in schwungreichen dramatischen Bildern geschildert hat.

Ebenso fand das nationale Leben der Ruthenen einen eifrigen Förderer in der Person Wladimir Barwiński's, welcher durch Umsicht und politische Gewandtheit eine solide

Organisation unter seinen Landsleuten herzustellen suchte. Zunächst ein eifriger Verfechter der von dem Vereine „Prošwita“ geförderten Volksaufklärung, redigirte er sodann fünf Jahre lang die literarische Zeitschrift „Prawda“ und um das Jahr 1880 faßte er den Plan, die politische Zeitschrift „D'ilo“ (Аб.10) als Organ der national gesinnten Ruthenen herauszugeben. Um auch die Volksmasse zur Theilnahme am Nationalleben zu bewegen, gab er den Ansporn zu Volksversammlungen. Eine solche fand während der am 30. November 1880 begangenen hundertjährigen Jubiläumsfeier der Thronbesteigung des Kaisers Josef II. statt, wobei die versammelten Tausende von Ruthenen mit Begeisterung beschloffen, mit vereinigten Kräften für die Wahrung ihrer constitutionellen Rechte sowie für die Hebung der Nationalinteressen einzustehen. Leider starb W. Barwiński schon (1883) im 33. Lebensjahre, so daß es ihm nicht gegönnt war, die begonnene nationale Organisation der galizischen Ruthenen durchzuführen. Doch sein geistiges Erbe fiel dem im Jahre 1886 gegründeten ruthenischen „Nationalrath“ zu, und die von Zwan Belej weiter fortgeführte Redaction der Zeitschrift „D'ilo“ vertritt würdevoll die politischen und socialen Interessen der Ruthenen. Wladimir Barwiński war nicht nur Publicist, er schrieb auch mehrere Novellen und Erzählungen, unter denen namentlich die Novelle „Skošenyj ćwit“ (die zerknickte Blume) nennenswerth ist, zumal dieselbe die romantische Richtung mit dem Realismus in der Literatur zu vereinigen sucht. Wladimir Barwiński wurde in seinem social-nationalen Wirkungskreise von dem talentvollen W. Nawroekij eifrig unterstützt. Derselbe schrieb viele gründliche Abhandlungen ökonomischen Inhaltes und förderte in ausgiebiger Weise auch die politischen Interessen der ruthenischen Nation.

Als Verfasser von Novellen verdienen noch Bažil Znyckij, Fedir Zarewyč, Anatol Wachnanyn, ferner Lew Wasylowyč-Sapohiwskij und Natalia Kobryńska genannt zu werden. Znyckij schrieb außerdem viele Artikel ästhetischen Inhaltes und populäre Abhandlungen aus der ruthenischen Geschichte. Kobryńska vertritt in ihren Novellen die moderne realistische Richtung; sie verfißt die Emancipation der Frauen und gab zu diesem Zwecke (1887) den Almanach „Перший вінок“ (der erste Kranz) heraus.

Doch der eigentliche Vertreter der national-realistischen Richtung in der modernen ruthenischen Literatur ist der talentvolle Zwan Franko (geboren im Jahre 1856). Derselbe hat eine ganze Reihe (43) von Novellen veröffentlicht, unter denen namentlich diejenigen beachtenswerth sind, welche als naturgetreue Lebensbilder gelten können. Hierher gehören kurze Skizzen: das Leśische Hausgesinde (Леєшина челядь), der Bleistift (Оловець), der Schulunterricht des kleinen Gryč (Грицьова шкільна наука), Schönschreiben, Brombeeren-Tascherln (Широкі з черницями), der kleine Miron (Малий Мирон) und mehrere andere. Dagegen leiden diejenigen Novellen Frankos, welche Seelenzustände schildern, wie „Die Postmanipulantin“ (Манипулянтка), mitunter an Weitschweifigkeit, während seine

Tendenzromane, wie z. B. „Zachar Berkut“ (der fingirte Name eines alten patriotischen Bauers aus der Fürstzeit), wenig naturgetreu sind. Auerwärts neigt der Verfasser stark zum Naturalismus hin („Auf dem Grunde“ Ha Ani, „Die Mission“ Mienu) und schildert Scenen, welche mit den Begriffen der Ästhetik kaum vereinbar sind. Gleichwohl zeichnen sich seine Novellen im Allgemeinen durch reiche Erfindung, sowie geistreiche Charakteristik der handelnden Personen aus. Eine ähnliche Richtung verfolgen größtentheils auch die Gedichte Franko's, welche er seit dem Jahre 1874 theils in verschiedenen ruthenischen Zeitschriften, theils auch in besonderen Ausgaben veröffentlicht hat. Unter diesen Gedichten ist namentlich die größere politische Erzählung „Паньки жарту“ (Herrenscherze) nennenswerth. Franko befaßte sich auch mit der Übersetzung einiger wichtigerer literarischer Producte des Auslandes. Müstergiltig ist namentlich seine Übersetzung des Faust von Goethe (I. Theil, Lemberg 1882). In abgekürzten Umarbeitungen in ruthenischer Sprache erschienen auch die Erzählungen vom Reinecke Fuchs (1890) und Saavedra's Don Quixote (1891). Neben der Belletristik beschäftigte sich Franko auch mit Untersuchungen auf dem Gebiete der Sociologie, Geschichte, Ethnographie, Literaturgeschichte und Kritik.



Emil Chonowstij.

Als Antipode Frankos kann Wladimir Maślak (geboren 1858) gelten, der seit dem Jahre 1879 in zahlreichen lyrischen Gedichten eine heitere Weltanschauung durchschimmern läßt. Von den Jüngeren versuchten sich, besonders in lyrischen Gedichten, S. Grabowjé, Julie Schneider, D. Makowej, W. Šenrat u. a.

Außer der Belletristik wurde in Galizien auch die Geschichtsschreibung gepflegt. Viele historische Werke schrieb Isidor Šaranewyč in ruthenischer, polnischer und deutscher Sprache. Sein wichtigstes Werk ist die Geschichte von Galicz und Wladimir (Меропія галицько-володимирекон Руси, Lemberg 1863). Außerdem schrieb er eine historische Erzählung „Гальська Острожека“ (Galiska von Ostroh) und lieferte den Beweis dafür, daß er ein wissenschaftliches Thema auch populär darstellen könne. Ein erzpriestliches Wirken entfalteten auch die Historiker: Stefan Kačala, Emil Partyckij, Julian Celemyč, Alexander Barwiński, Kornelius Zakyński und andere. Kačala (gestorben 1888) schrieb mit Gewandtheit mehrere populäre geschichtliche Abhandlungen. Partyckij (gestorben 1895) war bestrebt, in seinen Monographien die vorgegeschichtlichen Zustände des Heimatlandes, allerdings nicht immer mit gehöriger Kritik, zu rekonstruieren. Außerdem befaßte er sich mit philologischen Untersuchungen und hat unter anderen die schwierigeren Stellen des Gedichtes vom Heereszuge Igors zu erklären und die Rhythmik des genannten epischen Gedichtes festzustellen versucht. Celemyč (gestorben 1892) war ein eifriger Geschichtsforscher und hat namentlich durch die Veröffentlichung der Monographie „Скит Манявекій“ zur Aufklärung der älteren Kulturzustände der Ruthenen in Galizien beigetragen. A. Barwiński schrieb (1889) eine populäre ruthenische Geschichte und veröffentlichte bisher fünfzehn Bände der ruthenischen historischen Bibliothek. Außerdem veranstaltete er eine Reihe von Übersetzungen verschiedener Artikel historischen und culturgeschichtlichen Inhaltes und machte sich um die Hebung des pädagogischen Vereins, sowie des wissenschaftlichen Sewcenko-Vereines wohlverdient. Schließlich sei hier bemerkt, daß der früh verstorbene Zakyński mehrere gründliche Monographien verfaßt hat. Als historische Schriftsteller verdienen auch D. Kalytowskij, Zw. Matijiw, Sew. Zaryckij und Gr. Welyčko genannt zu werden. Geschichtliche Bücher für das Volk haben B. D'idycij, B. Hlyckij und andere geschrieben. In neuester Zeit entwickelt der an der Universität Lemberg angestellte, in Kiew gebildete Professor für ruthenische Geschichte M. Grušewski eine erzpriestliche Thätigkeit. Er ist Director der historischen Section des wissenschaftlichen Sewcenko-Vereines.

Auf dem Gebiete der ruthenischen Sprache und Literatur trat eine ganze Reihe von Schriftstellern auf. Ruthenische Grammatiken haben nachstehende Schriftsteller veröffentlicht: Łučkaj, Joſef Lewyckij, Joſef Łożnyſkij, Johann Wahylewyč, Jakob Hołowackij, Philipp D'ačan, Michael Djadca (die dritte Ausgabe derselben besorgten J. Dnyškwewyč und D. Lepkij), Emil Dyonowski, Stefan Smal=Stockij, Gregor Šaškwewyč, Johann Hlibowyckij, Emil Popowyč und andere. Emil Dyonowski (Dgonowski, geboren 1833, gestorben 1894) ist der Verfasser der „Studien auf dem Gebiete der ruthenischen Sprache“ (1880), der ruthenischen Grammatik (1889) und der ruthenischen Literaturgeschichte (sechs Theile, 1886 bis 1894).

Er gab unter anderem eine altruthenische Chrestomathie sammt Commentar, Grammatik und Glossar heraus und schrieb viele kritisch-ästhetische und philologische Abhandlungen. Im Jahre 1893 erschien unter seiner Redaction die vom Šewčenko-Verein besorgte mustergiltige Ausgabe der Gedichte von T. Šewčenko. Außerdem schrieb er auch zwei dramatische Werke: Fed'ko Ostrožskij und Halska Ostrožska. Durch 17 Jahre war er Obmann des die Volksbildung bezweckenden Vereins „Prošwita“, und durch anderthalb Jahre Director der philologischen Section im Šewčenko-Vereine. Stefan Smal=Stockij lieferte außer der gediegenen Abhandlung über die Analogien in der ruthenischen Declination und einigen anderen Arbeiten, eine Grammatik (1893), in der besonders die Formenlehre gründlich bearbeitet ist. Er ist ein Schüler des verstorbenen Professors an der Universität in Czernowig Jg. Dnyšewyč, welcher im Jahre 1877 die sogenannte ruthenische Bibliothek begründete und zwei Bände derselben herausgab.

Mit kritischen Abhandlungen auf dem Gebiete der ruthenischen Literatur befaßten sich unter anderen Wladimir Kocowskij und der jugendliche Alexander Kolesa. Der erstere hat einen historisch-kritischen Commentar zum altruthenischen Gedichte „vom Heereszuge Zgorz“ und eine Monographie über Marcian Šašewyč und seine Zeit verfaßt, wogegen der andere 1894 eine Studie über den Einfluß des polnischen Dichters Mickiewicz auf die schriftstellerische Thätigkeit Šewčenos geschrieben hat. Ferner sind zu erwähnen: C. Studyńskij, welcher ein Denkmal des XVII. Jahrhunderts (Perestoroha, Warnung) sorgfältig bearbeitete, M. Jarosowyč, D. Makaruška, J. Kopač, W. Ščurat, und andere.

Auf dem Gebiete der Lexikographie waren mehrere Fachmänner thätig: Emil Partyckij redigirte und veröffentlichte aus den in den Sechziger-Jahren von den griechisch-katholischen Seminarzöglingen gesammelten Materialien ein deutsch-ruthenisches Wörterbuch, und Eugen Jelechowskij (Jelechiwskij) gab ein ruthenisch-deutsches Wörterbuch heraus. Iwan Werchratskij befaßte sich nicht nur mit der Lexikographie, sondern auch mit grammatischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Dialektologie, welche Scharffinn und ein umfangreiches Wissen bekunden. Er schrieb auch mehrere Werke und Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte und versucht sich mit Glück in Gedichten, namentlich in Übersetzungen (Königinhofer Handschrift und Stowackis „Der Vater der Verpesteten“). Zu den Lexikographen gehört auch Konstantin Lewyckij, welcher im Jahre 1893 die juridische Terminologie herausgegeben hat und seit dem Jahre 1889 „die juridische Revue“ (Правничя часопис) redigirt.

Auf dem Gebiete der theologischen Literatur sind nennenswerth: Michael Baron von Neustern Harasewyč, Anton Dobrjańskij, Michael Makynowskij, Metropolit Silvester Sembratowyč, Bischof Julian Peleš, J. Bartošewskij, B. Pjurko, J. Komarnyckij, D. Tańačewyč, Alexius Toroniskij, Eugen Hujar, J. Melnyckij und andere. Dobrjańskij

schrieb außerdem historische Monographien, Torońskij hingegen verfaßte Erzählungen, sowie ethnographische, grammatische und literar-historische Untersuchungen. Łańcuckewyč ist auch Verfasser mehrerer populärer sociologischer und culturhistorischer Schriften.

Außerdem sind den galizischen Ruthenen viele ausgezeichnete Männer der Wissenschaft entsprossen, die in ihren wissenschaftlichen Arbeiten die ruthenische Sprache wenig oder gar nicht gebraucht haben. So der Professor an der technischen Hochschule in Lemberg Geolog Medweckij, der Universitäts-Professor in Prag Physiolog Dr. Horbačewskij, der Universitäts-Professor in Graz Deulist Dr. Worysikewyč, der Professor an der technischen Hochschule in Prag Elektrotechniker Dr. Piluj, der Professor an der technischen Hochschule in Lemberg Botaniker Dr. Wološćak, der landwirtschaftliche Schriftsteller Dr. Dleškw, Jurist Dr. Zobjkw und andere, nicht zu gedenken derjenigen, die sich ihrer Rationalität entäußert haben. Die gelehrte Šewčenko-Gesellschaft in Lemberg versammelt um sich und in sich immer mehr solcher Männer.

Aus der vorliegenden Erörterung ist nun ersichtlich, daß die galizischen Ruthenen unter der constitutionellen österreichischen Regierung in der Entwicklung ihrer Sprache und Literatur vorwärts schreiten und somit in ihren Culturbestrebungen binnen der beiden letzten Decennien Erhebliches geleistet haben.





Schloß Czesko.



## Bildende Kunst.

### Die Architektur.

Das Land, das gegenwärtig den Namen von Galizien und des Großfürstenthums Krakau führt, war einst ein Theil des polnischen Reiches und daher zieht sich der Forscher, um den Zusammenhang der Kunstentwicklung zu zeigen, häufig veranlaßt, den Blick über die Grenzen der heutigen Provinz hinaus auf die anderen Theile des einstigen polnischen Gesamtreiches zu schweifen zu lassen. Andererseits liegen die Beziehungen des galizischen Rutheniens mit Kiew in den Ausgrabungen der Kirchen von Halicz und in den Typen der späteren kirchlichen Holzbauten zu Tage und die Typen der ruthenischen Burgen und Befestigungen (Fortalitäten) finden in den Denkmälern jenseits der Grenze, in Podolien, Wolhynien und in der Ukraina ihre Erklärung. Unser Kronland ist also für den Forscher ein dankbares Gebiet, das durch die

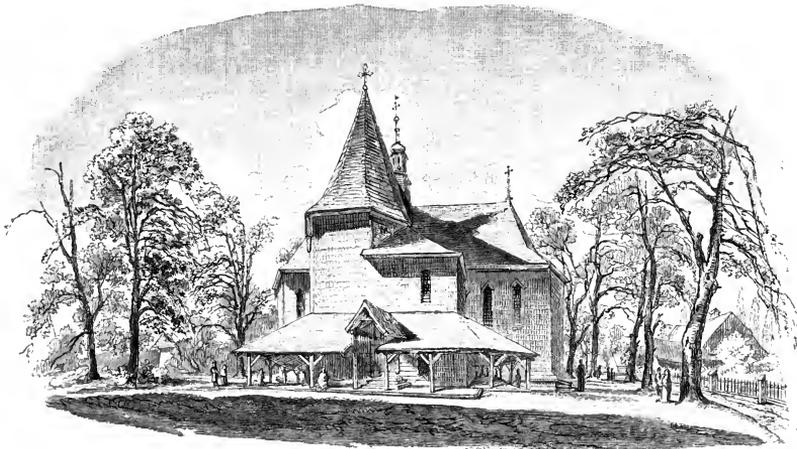


Mannigfaltigkeit seiner Baureste anlockt, trotzdem hervorragende Denkmäler meist fehlen und die vorhandenen häufig in traurigem Zustande erhalten sind. Bevor wir daher unsere eigentliche Aufgabe, die Schilderung der Geschichte der Architektur berühren, wollen wir in der Einleitung die Holzbaukunst des Volkes charakterisiren, soweit sie aus dem Umkreis der Ethnographie in die Sphären der Kunst eintritt.

Eine Eigenthümlichkeit der slavischen Stämme und daher auch der hauptsächlich Galizien bewohnenden Bevölkerung ist der Bau der Wohnsitze aus Holz. Der galizische Dorfbewohner ist von Haus aus ein guter Zimmermann, und die technische Terminologie seines Handwerks, sowohl die polnische wie die ruthenische, ist ein alt überliefertes Gut. Man kann jedoch das, was der polnische und ruthenische Bauer als Wohnung für seine Familie und sein liebes Vieh baut, kaum ein architektonisches Werk aus Holz nennen. Es sind Rothbauten mit Strohdächern, einfach und ohne Stil. Auch die Bauten der am Fuße der polnischen Tatra wohnenden Bergbewohner, welche, mit Schindeln gedeckt, bereits zierliche Giebelwände an den Seiten und gewisse zierliche Details am Eingang, an den Fenstern, an den Balken der Stubendecken u. s. w. zeigen, bieten eigentlich doch nur ethnographische Eigenthümlichkeiten dar. Obgleich wir also aus dem Umkreis der Architektur die Bauernhütten ausschließen, so können wir doch nicht umhin, einen gewissen Begriff des Schönen, das ungemein Malerische zahlreicher im ganzen Lande zerstreuter lateinischer und ruthenischer Kirchlein, sowie die Originalität der kleinstädtischen Wohnhäuser mit ihren Laubengängen anzuerkennen. Denn wenn in dem Bau der Hütten und kleinen Edelhöfe das Blockhausystem herrscht, wobei die Föhren- und Lärchenblöcke horizontal gelegt und in Halbbalken an den Ecken und beim Zusammentreffen der Theilwände gebunden werden, so vereinigt sich doch in den genannten Kirchenbauten dieses unkünstlerische System mit der künstlerischen Eigenthümlichkeit der Holzbaukunst, mit dem Säulen- und zum Theil dem Rahmenystem.

In der Anordnung des Grundrisses folgen unsere lateinischen Dorfkirchen den Mustern der gemauerten einschiffigen aus der Schlußperiode der Gothik. Die ältesten Denkmäler auf dem Abhang der Karpathen kann man nicht früher als in die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts ansetzen. Gewöhnlich sind sie aus Balken gebaut, das heißt aus auf beiden Seiten abgefägten, in ein Geschränk verbundenen Lärchbäumen, die von außen mit senkrechten Brettern verschlagen und mit Leisten oder mit einer Reihe von Schindeln eingefast sind. An der Front sitzt ein viereckiger Glockenthurm, der nach oben durch sanfte Neigung der Wände dünner wird. Oben krönt sie ein Vorsprung nach Art der mittelalterlichen Turme, beschlagen mit Brettern, deren Abschluß nach unten zierlich in Spießform ausgeschnitten ist. Oberhalb der Bekrönung schießt eine Giebelpyramide hervor oder ein kugelförmiger Barockabschluß, der mit Schindeln gedeckt ist. Die Fassade ist auf diese Weise

fast durch den Thurm verdeckt. Das Presbyterium pflegt meist vieleckig abgeschlossen zu sein und hat ein Dach, das niedriger ist als das des Vorder Schiffes. Niedrige Gallerien auf Geländersäulen, verbunden mit Bügen, bilden eine Art halbkreisförmiger Arcade und umgeben von außen das Presbyterium und häufig auch die Schiffe. Man nennt sie Soboty — sie sind etwas erhöht über das Niveau des umliegenden Grundes. Manchmal nimmt die Stelle der Soboty ein kleines Dach ein, das die Wände des Presbyteriums vor Regen schützt, oder mittelst an der Dachtraufe hervortretender großer Kragsteine hat das Dach über dem Presbyterium eine gleichbreite Grundlage wie beim Schiff (Gosprzydowa). Durch einen, eine Vorhalle bildenden Untertheil des Thurmes gelangen wir ins Innere.



Die hölzerne römisch-katholische Kirche in Strzysów bei Tarnów (XVI. Jahrhundert).

Das Schiff bedeckt ein Plafond aus Brettchen, je nach dem Maß der Ausschmückung durch Leisteneinfassung in Quadratfelder getheilt, die zur Bemalung mit Bildern bestimmt sind. Charakteristisch sind beim Plafond die schwellenförmigen Unterzüge, die auf den Seitenwänden ruhen, mit einer Krone an den Brettchen, welche die Seiten dieser Schwellen verschalen. Bei den schönen Typen unterhalb der Karpathen ist der Triumphbalken in architektonischen spätgothischen Formen durchgeführt und trägt das Crucifix und Heiligenfiguren. Viele von diesen Kirchen haben eine schöne Polychromie in ihrem Innern bewahrt, die in phantasievollen Blätterornamenten nach Art der Miniaturen in den Codices aus dem Ende des XV. Jahrhunderts durchgeführt ist (Libusza, Korzenia u. s. f.) oder Motive für jedes Brett verschieden anwendet.

Das Kirchlein in Mogiła, dem heiligen Bartholomäus geweiht, stammt aus der Mitte des XV. Jahrhunderts. Gebaut wurde es von den dortigen Cisterciensern, daher hat es keinen Thurm vor der Front und das Presbyterium wird durch eine flache Wand abgeschlossen. Charakteristisch ist das Vordererschiff mit einer Reihe von eckigen gothijchen Pfeilern auf feineren Sockeln, welche mit Brettchen verschaltete Spitzbogenarcaden tragen, so daß es gleichsam in drei Schiffe getheilt ist. Schön ist der durch einen Spitzbogen abgeschlossene Seiteneingang auf geschmücktem Thürpfosten mit einem Blätterornament. Der Zimmermeister, welcher die Kirche baute und das Portal schnitzte, war nach einer Inschrift Meister Mathias Maczka (1465). Der selben Zeit (1455) gehört die Kapelle des heiligen Bernard in Grybów an, mit charakteristischem Portal mit zwei durch eine Säule getheilten Öffnungen und gothijcher Inschrift. Die Architektur der Eingänge ist Steinmustern nachgebildet.

Mehr Beispiele bietet der Anfang des XVI. Jahrhunderts; so vor Allem die durch ihre Proportionen hervorragende Kirche im Dorfe Skrzyszów, die durch einen Zubau auf der Nordseite erweitert worden ist, ein Werk des Zimmermeisters Jan aus dem Jahre 1517, der sich seinen Namen auf einem zierlichen gothijchen Seitenportal verewigt hat. Beachtenswerth ist das Kirchlein in Libusza unterhalb Biecz wegen der sorgfältigen Ausführung der Deckengewölbe und des Triumphbogens, wegen der Proportionen der schlanken Thürme und der Kirchenwände und vor Allem wegen der stilvollen Polychromie ihres Innern, welche auf Kosten des Erbauers Probstes Johann im Jahre 1523 ausgeführt wurde. Dann folgen die polychromirten Kirchen in Dębno und im benachbarten Rowyrtarg am Dunajec, in Binarowa an der Biecz mit symbolischen Malereien im Innern aus dem Jahre 1660, in Przydonica bei Roznów im Gebiet von Sandec, von dem Zimmermeister Paulus 1527 erbaut, mit drei schönen gothijchen Portalen, welche ähnliche aus Stein in den benachbarten Ortschaften Wielogłowy und Zbyszyc nachahmen, die Kirchen zu Krzylowa mit einer ähnlichen Polychromie wie in Libusza, zu Ptaszkowa, zu Lipnica mit gothijchen Details, zu Korzenia u. s. f.

Malerisch sind die hölzernen Kirchlein (cerkiewki) unter den galizijchen Ruthenen und am Abhange der Karpaten; sie sind zweifellos die schönste Lösung des Blockhausbausystems mit jener Abweichung der Säulen- und Rahmenanordnung, deren wir oben gedacht haben, typische Bauwerke, die inmitten des landschaftlichen Bildes die ruthenischen Ansiedlungen kennzeichnen. Grundplan und Aufbau sind den spätbyzantinischen Kirchen entlehnt. Waren die ältesten Kirchen in den ruthenischen Ländern immer aus Mauern aufgeführt, so hatte in den von den Kunstcentren entfernten Gegenden der Mangel an Maurer- und Steinmearbeitern die Einführung der kirchlichen Holzbaukunst zur Folge.

Eigentlich sind diese ruthenischen Kirchen keine Centralbauten, sie strecken sich in einer Axe nach Osten und zeigen drei Abtheilungen, die sich im Grundriß und in dem

Aufbau kenntlich machen. Da ist die Vorhalle mit einer hervortretenden Gallerie über der Eingangslaube, dann der Naos, und von ihr durch die Konostaswand getheilt die Bema oder das Presbyterium, das häufig vieleckig abgeschlossen ist. Jeden von diesen drei Theilen kennzeichnet eine nach oben emporstießende Thurmkupell, von denen die mittlere die höchste ist. An diese mehr oder weniger zusammengedrückte, nach oben schießende, um vieles höhere Gruppe, als es die gemauerten spätbyzantinischen Kirchen sind, setzt sich unten eine Reihe



Die hölzerne griechische Kirche in Rogobót am Dniestr bei Zhdaczów (XVII. Jahrhundert).

Laubengänge an (Soboty) und eine Anzahl Schindeldächer, welche die mit Schindeln gedeckten Wände schützen, vertreten hier die Theilungsgesimse. Aus diesem gemeinsamen Schema der ruthenischen Kirchen mit drei Kuppeln entwickelt sich ein unermesslicher Reichthum von Abarten in der Anreicherung der Bestandtheile des Aufbaues, in der Gestaltung der thurmartigen Kuppeln, als Ausdruck der Individualität des Zimmermeisters, der Stilepoche oder fremder Einflüsse. Die ornamentale Schnitzerei spielt hierbei keine große Rolle. Das Innere ist oben mit einer Art Kuppelgewölbe aus Brettschen abgeschlossen, die mit der äußeren kugelförmigen Gestalt der Kuppeln in keinem Zusammenhange stehen

und selbständig construiert sind. Einflüsse der Renaissance bemerkt man in der Anbringung von Laternen über den Kuppeln, solche der Gothik in der polygonen Abschließung des Presbyteriums; der Romanismus bringt seine Arcadengieße (Drohobycz). Bezüglich der Construction ist interessant der Übergang vom quadratischen Unterbau in einen achteckigen Tambour mit kuppelförmigem Abschluß der Theile des Aufbaues der Kirche und namentlich ihres Schiffes. Die Glockenthürme sind nicht mit dem Kirchenbau vereinigt und unterscheiden sich in ihrer Gestalt nicht von denen der kleinen lateinischen Kirchen, höchstens durch geringere Aufbauten.

Von den zahlreichen ungemein interessanten hölzernen ruthenischen Kirchen in Galizien, deren so manche Ansiedelung mehrere besitzt, erwähnen wir nur einige wichtigere. Als ein nicht vereinzelt dastehender Beweis dafür, daß der Typus der hölzernen galizischen Kirchen dem alten gemauerten spätbyzantinischen entsprach, repräsentirt sich die Kirche in Radworona. Sie zeigt die Kreuzanordnung im Grundriß mit fünf Kuppeln im Aufbau, von denen die mittlere die höchste ist, worin sie an die alten Kiewer und späteren wolhynischen Typen erinnert. Sie stammt aus dem XVII. Jahrhundert, wie das auf einem Balken eingeschnittene Datum des Jahres 1641 zeigt, und wurde aus dem Maniawski Skit (Skit bedeutet ursprünglich Einsiedelei) an diese Stelle im Jahre 1780 übertragen. Dasselbe Kreuzsystem zeigt auch das Kirchlein in Weryń zwischen Mikolajów und Rozdól, aber es fehlen ihm die Kuppeln bis auf die mittlere, die über den gedrückten Dächern hervortritt. Wie herrlich hingegen malt sie sich in der Kirche in Rozdól, mit ihren drei zwiebelförmigen Kuppeln hintereinander. Jede von ihnen trägt eine schlanke Laterne und Kreuze. Der Übergang von der Quadratform des Schiffes in einen achteckigen Tambour, in ein vieleckiges Presbyterium und seine allmälige Bindung durch Stockwerke, welche durch Wetterdächer (Regentraufen) gekennzeichnet sind, und das starke Hervortreten des Dachsaumes, der von unten die Soboty vertritt, zugleich die Frontgalerie auf dem Stockwerk verleihen diesem Holzbau ein malerisches Aussehen. Einen ähnlichen Typus finden wir im Kirchlein in Wygnanka unter Czortków, aber das Mittelschiff ist achteckig, das Presbyterium hat eine Glockenkuppel mit einer Laterne und horizontale Theilungen mit zahlreichen Wetterdächern. Die drei concentrirten Kuppeln schießen schlank empor. Dann findet man wieder in Horodnica bei Czortków den Typus mit einer Mittelskuppel, obgleich er so entwickelt ist wie in der Georgs- und in der Heiligenkreuzkirche in Drohobycz. Besonders die erste ist typisch entwickelt — gebaut aus Lärchenholz, hat sie drei Kuppeln in der Richtung der Hauptaxe und zwei kleinere auf den Seiten, zugleich eine Gallerie an der Außenseite. Sie stammt aus dem XVI. Jahrhundert. Die Heiligenkreuzkirche ist weniger anziehend, von kleineren Proportionen und hat statt der Kuppeln Zeltedächer. Sie stammt aus dem Jahre 1601 und zeigt Spuren der Polychromie.

Von den Holzbauten der lateinischen und griechisch-katholischen Kirchen in Galizien wird ihr bescheidener künstlerischer Gehalt auf kleinstädtische Bauwerke und speciell die Wohnhäuser an Marktplätzen und in den nahe gelegenen Gassen übertragen. Schmuckige und verwahrloste jüdische Niederlassungen zeigen hier und da malerische Häuser mit Frontgiebeln und Laubengängen auf schön geschnitzten Stützsäulen, die oben durch Bogen gebunden und manchmal mit zierlichen Gehängen von Stützsäulen versehen sind. Wo die Laubengänge fehlen, vertritt sie ein stark hervortretendes Dach auf vorschließenden Tragbalken oder zierliche Säulen rücken an die Hauswände heran, um mit schiefen Streben die Querbalken zu stützen. In den offenen, von einem Laubengange getragenen Räumen im Stockwerk feiern die Juden das Laubhüttenfest. Solche malerische kleinstädtische Märkte schwinden allmählig in Galizien, sie werden durch Brände vernichtet, um an Bobowa, Wiszniez, Czortków u. s. w. zu erinnern. Doch finden sich solche noch in Zalkiezyn am Dnajak, in Rymanów, in Lisko, in Czortków, in Zabno, Krośno u. s. w. Die Säulen sind wie in den Kirchen beider Riten unten quadratförmig bearbeitet, in der oberen Hälfte gehen sie in Geländersäulen über, deren Fasen mit der Art hergestellt ist, und enden in bescheidenen Capitälern. Ähnliche Holzbauten kommen in alten Adelsgehöften, in jüdischen Bethäusern (Zablonów) und in Wirthschaftsreichern vor.

Romanische Epoche. Durch Vermittlung der uralten Niederlassung an dem Gelände der Weichsel und durch deren bischöfliche Residenz, das ist durch Krakau, das von Polen, sowie von abendländischen Kaufleuten bevölkert war, kam der nördliche Theil des heutigen Galizien ziemlich frühzeitig — im XI. Jahrhundert — mit den Bauweisen des occidentalen Europa in Berührung. Dunkle Nachrichten der Chronisten, welche die heutige Wissenschaft bestätigt, melden von architektonischen Arbeiten der Benedictiner in Krakau und seiner Umgebung, die aus den fernen Rheingegenden ins Land kamen, und von der Thätigkeit der Fürsten und Bischöfe auf dem Gebiete der Architektur vor dem XII. Jahrhundert. Das älteste Denkmal dürfte unstreitig die unterirdische romanische Krypta der Kathedrale auf dem Schloßberg von Krakau sein, welche Bischof Maurus im Jahre 1110 einweihete. In der im XIV. Jahrhundert von Grund aus im gothischen Stil umgebauten Kathedrale befindet sich an der Westseite unter der Erde jener Rest des ältesten Krakauer romanischen Baues der Kathedrale. Die Krypta ist durch Säulenreihen in drei Schiffe von gleicher Breite getheilt, mittels Gurten in zwölf Kreuzfelder ohne Rippen eingewölbt und besitzt auf der Westseite eine halbkugelförmige Apsis, welche deutlich für die Plananlage der ursprünglichen Kirche mit einer westlichen und östlichen Apsis im Geiste der romanischen Kathedralen am Rhein Zeugniß gibt. Gebaut aus mächtigen Quadern mit monolithen Säulenschäften, Würfelcapitälen und Consolen, an den Wänden mit primitiven Profilen, weist sie durch die sorgfältige Bearbeitung der Quaderflächen und der architektonischen

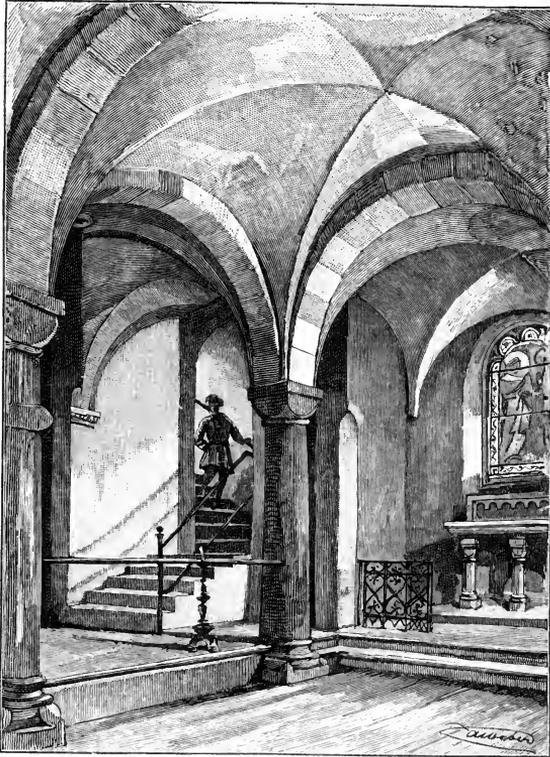
Details auf eine geübte Hand sowohl des Architekten als der Steinmeße und auf ihre Herkunft aus einer ausländischen Schule hin.

Das XII. Jahrhundert ist in Krakau durch die Kirchen des heiligen Andreas, Adalbert und Johannes vertreten, welche durch ihre Lage den alten Weg inmitten der aus Holz gebauten romanischen Wohnhäuser der Ansiedelung unter dem Schloßberg feststellen. Aus den erhaltenen romanischen Resten der genannten Kirchen geht hervor, daß Bausteine von geringen Abmessungen, sogenannte Hackelsteine, das Material für die Wände und daß sie alle einschiffig eingedeckt und nicht gewölbt waren. Wenn die von den Benedictinern in Sיעiechów erbaute Andreaskirche eine Apsis und zwei Thürme in der Front, die oben in ein Achteck übergehen, und einen von sächsischen Mustern entlehnten Schmuckapparat aufweist, zwei andere Kirchen aber keine Thürme besitzen und bei einer das Presbyterium durch eine einfache Wand abgeschlossen ist, so zeigen sie andere Einflüsse.

Den Romanismus in anderer Form und die Durchführung in einem neuen Material treffen wir in Krakau und seiner Umgebung in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts an. Mit den französischen Cisterciensern, welche die polnischen Klöster im XII. Jahrhundert bevölkern und ihre Kirchen im Laufe des XIII. Jahrhunderts bauen, treten Kirchengewölbe im Geiste des Romanismus auf, aber mit Anwendung des Spigbogens. Diese außerhalb der Grenzen des heutigen Galziens gelegenen Quadersteinbauten üben auf die architektonischen Denkmäler Krakau's aus dem XIII. Jahrhundert keinen Einfluß aus.

Der Anfang des XIII. Jahrhunderts bringt zum ersten Mal den Gebrauch des Ziegels in diese Gegenden Galziens; man baut Kirchen mit Langschiffen oder in Kreuzform und das jetzt ungemein verlängerte Presbyterium schließt in der Tradition der Cistercienser eine ebene Wand ab. Dem Dominicanerorden verdankt Polen den Gebrauch des glatten und in Ornamente gepreßten Ziegels: dies hat es mit den Bauten Schlesiens gemein. Der schönen Kirche des heiligen Jakob in Sandomierz, einem gut erhaltenen Denkmal, sind die alten Theile der Dominicanerkirche in Krakau verwandt, namentlich ihr Presbyterium, eine Stiftung des Krakauer Bischofs Zwon Odrowąz, mit einem Fries aus Formziegeln und mit einem Arcadenschmuck. Dieser Typus der Ausschmückung findet sich an der Kirche der Benedictinerinnen in Staniętki, einem Bau aus dem Jahre 1234, der aus Ziegel und Stein schön aufgeführt ist und im Innern ein Presbyterium im Geiste des romanischen Stils und in Verbindung mit einem Kreuzgewölbe auf Gurten mit Anwendung von Rippen zeigt. Das Schiff mit Gewölben, die aus achtseitigen Pfeilern, welche in der Mitte aufgestellt und mit spigbogenförmigen Gurten verbunden sind, herauswachsen, bezeichnet die Übergangsepoch. Das schönste Muster des Krakauer Spätromanismus mit Anwendung des Ziegels und Quadersteines ist die Cistercienser Abteikirche im Dorfe Mogiła bei Krakau, beendet und consecrirt in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts,

gut erhalten in den Hauptmassen und zum großen Theil auch in den architektonischen Details. Das ist auch das wichtigste Denkmal des romanischen Stils in Galizien. Es zeigt die Cistercienserplananlage mit Querschiff und vier Kapellen, das System der verdoppelten kleinen Gewölbe für die Seitenschiffe mit Pfeilern, welche die Schiffe nach dem System



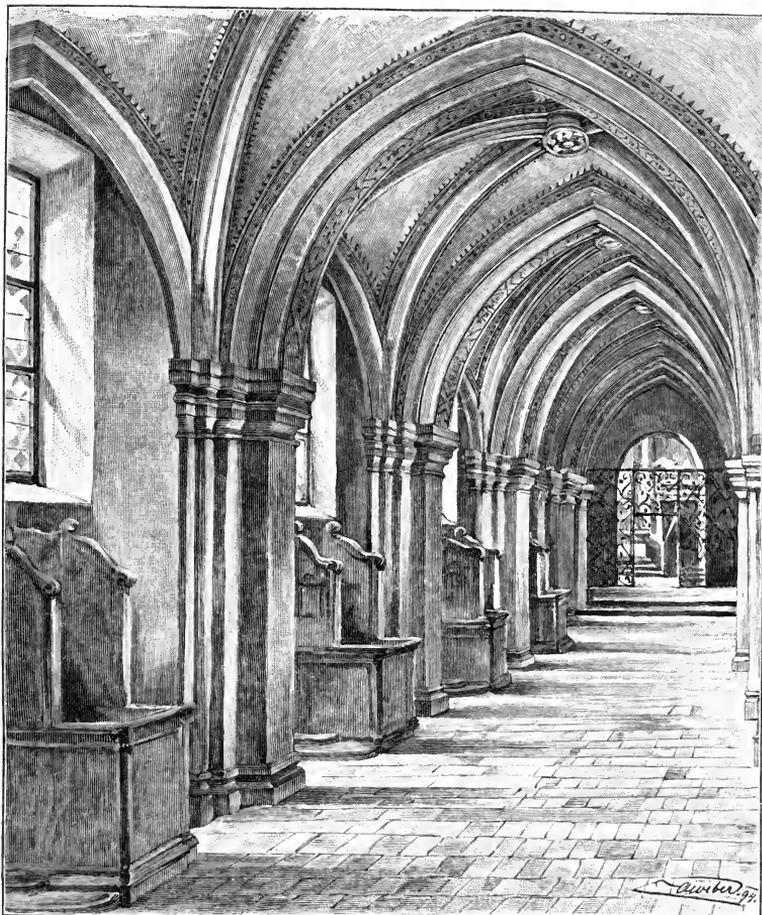
Aus der unterirdischen Krypta in der Krakauer Katakomben (XI. Jahrhundert).

der Dienste mit Kelchcapitälen trennen. Das Innere konnte ursprünglich keine Tünche, sondern wurde als Rohbau in Schichten gepreßter Ziegel von rother und grauer Farbe behandelt. Die Giebelwände der Franciscanerkirche in Krakau, die Klosterkirche der Prämonstratenserinnen in Zwierzyniec bei Krakau mit romanischem Nordportal, die Reste der Kirche in Dziekanowice gehören demselben Typus des romanischen Ziegelbaues an und bilden den Übergang zur Gotik, der am Ende des XIII. und am Anfang des XIV. Jahrhunderts

in Krakau auftritt und in den Denkmälern der kirchlichen Architektur der ganzen Umgebung der herrschende wird.

Erst in jüngster Zeit haben die Ausgrabungen des alten Halicz die Typen der Plananlagen zahlreicher ruthenischer Kirchen des XII. und XIII. Jahrhunderts aufgedeckt. Auf einem Flächenraum von drei Kilometern zwischen den Flüssen Lukwia und Lomnica, zwischen den Dörfern St. Stanislaus und Krykos grub man inmitten des bewirthschafteten Feldes sechs Kirchenbauten aus dem XII. Jahrhundert aus. In einiger Entfernung ist später die heutige Stadt Halicz entstanden. Die Kirchen in Halicz gehören, soweit man nach ihren Fundamenten urtheilen kann, in eine Gruppe mit der Ruine in Dwurucz und den ältesten Kirchen von Kiew. Es sind Centralbauten in spätbyzantinischer Art, die mittlere Kuppel ruhte auf vier Pfeilern des Innern, welche dasselbe in drei Schiffe theilten. Die im Osten durch Apsiden abgeschlossen waren; von diesen ist die mittlere halbkreisförmige die geräumigste. Zum Bau der Fundamente wurde der Geröllstein aus dem Dniester verwendet, für die Wände und die Ausschmückung sowie für Portale Sandstein, das Innere schmückte ein Flächenornament aus profilirten farbigen Ziegeln, deren dreieckige oder trapezförmige Platten im Schnitt gefunden worden sind. Es fehlt auch nicht an Typen von räthselhafter Bestimmung in der Anlage des Grundplanes, welche noch der Aufklärung harren. Das im benachbarten Dorfe St. Stanislaus bestehende Franciscanerkirchlein ist eine umgestaltete alte orientalische Kirche des heiligen Pantaleon aus dem alten Halicz und hat seine Pfeiler im Innern, drei zierliche Apsiden und ein schönes romanisches Frontportal bewahrt.

Die Gothik. Der Zeitpunkt, in welchem die Gothik in den Kirchen- und Profanbauten des Landes auftritt, läßt sich nicht genau bestimmen, doch wendeten zu Ende des XIII. Jahrhunderts die Ortsbaumeister die romanischen Formen nicht mehr an. Dafür ist es unzweifelhaft, daß die gemischte Verwendung von Stein und Ziegeln beim Bau in die Krakauer Gothik aus der vorangehenden Epoche hineingetragen wurde; ebenso wie die Anwendung des Spitzbogens in den Gewölben und Öffnungen. Es scheint, daß mit dem Franciscanerorden, der in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts aus Böhmen in Polen einzog, sowohl die Grundriß- und Profilsformen als auch das gothische Ornament zuerst auftauchten. Wenn wir von der ersten Anwendung primitiver, in Stein ausgehauener spitzbogenförmiger Fenster-Maßwerke in dem spätromanischen Ziegelbau der Krakauer Franciscanerkirche aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts absehen, so besitzen wir in den Klosterkirchenbauten der Franciscaner in Stary- und Nowy-Sacz (Alt- und Neu-Sandec) die ältesten Vorbilder in Galizien ausgebildeter Gothik. Die Kirche der Clarissinen in Stary Sacz am Poprad, im Jahre 1329 vollendet und eingeweiht, ist ein einschiffiger Bau mit einem westlichen Apsidenbau, der ein Oratorium für die Nonnen im Obergeschoß



Seitenschiff der Cistercienserkirche in Mogiła bei Krakau (XIII. Jahrhundert).

und unten ein Kapitelsaal enthält; er besitzt ein polygon abgeschlossenes, mit Strebe-  
 Pfeilern versehenes Presbyterium und in vier Felder getheilte Fensteröffnungen des  
 Oratoriums, welche die Anordnung stärkerer und feinerer Profile, der sogenannten Mütter  
 und Töchter, bewahren. Im Kapitelsaal und in der Vorhalle entwickelt sich das System  
 der gothischen Rippengewölbe, die aus in der Mitte freistehenden Pfeilern hervordachsen.  
 Die Proportionen der Kirche sind nicht groß, aber sie ist aus sorgfältig bearbeiteten Quadern

erbaut und legt, wie die Reste der Cyfranciscanerkirche in Nowy Sącz, Zeugniß von der Meistererschaft der Architekten ab, die, aus der Ferne berufen, mit der Entwicklung der Gothik vertraut waren.

Die kirchliche und profane Bauhätigkeit der Gothik entwickelt sich in großem Umfange in der polnischen Residenzstadt Krakau, vor Allem im Laufe des XIV. Jahrhunderts.

Aus Vorliebe für den neuen Stil begann der Krakauer Bischof Manker, von Geburt ein Schlesier, im Jahre 1320 auf eigene und auf Kosten der Diöcesangeistlichkeit den Bau einer vom Grund aus neuen Kathedrale. Sie steht auf der Wawelanhöhe an der Stelle der alten romanischen, wobei nur die früher erwähnte Krypta erhalten blieb. Die neue Kathedrale sollte ein geräumiges, der Krönungszeremonie würdiges Heiligthum der Hauptresidenzstadt des Landes und die Ruhestätte der Könige nach ihrem Tode sein. Der Bau wurde im Jahre 1364 vollendet. Er ist nicht allzugroß, aber interessant durch die Architektur seines Innern im gothischen Theile. Zwar wurde er sowohl außen durch den Zubau einer Reihe von Kapellen, als auch im Innern durch die Erhöhung eines Theils der Seitenschiffe sehr verändert. Im Grundriß ist die Kreuzform durch ein Querschiff und durch ein sich in ein ungewöhnlich tiefes Presbyterium verlängerndes Hauptschiff, die beide ein hohes Kreuzgewölbe getragen, gebildet. Die niedrigen Seitenschiffe laufen, den Armen des Querschiffes ausweichend, um das durch eine flache Wand abgeschlossene Presbyterium herum. Das Ganze ist trotzdem organisch durchgeführt, indem die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten durch Veränderung in der Profilirung der Pfeiler und der Krümmung der Längsaxe der Kirche, welche das Presbyterium nach der rechten Seite dreht, überwunden sind.

Der Bau ist überwiegend aus Quadern hergestellt, die Ziegel sind von außen und innen durch Steintäfelung verdeckt. An den Seitengiebeln sind Mauerwerksflächen aus Ziegeln sichtbar. Mit der Anwendung zweier Materialien tritt hier zum ersten Mal auch das Constructionssystem auf, welches die Strebepfeiler der hohen Schiffe in das Innere der Kirche einführt, indem sie hinter den Arkadenpfeilern, welche die Schiffe trennen, untergebracht sind. Die Pfeiler, welche die Schiffe trennen, haben einen vieleckigen, auf der Queraxe durch Strebepfeiler verlängerten Grundriß, was von nun an in den Krakauer Kirchen des XIV. Jahrhunderts charakteristisch auftritt. Zu dieser Charakteristik gehört auch die Anwendung blinder Nischen mit Maßwerk zur Belebung der Wände.

Die Architektur der Kathedrale ist ein Urtypus bezüglich des Constructionssystems für die anderen im XIV. Jahrhundert erbauten Kirchen Krakau's und der ihr anliegenden sieben gegründeten Stadt Kazimierz. Diese Gruppe von vier Krakauer Kirchen: der Jungfrau Maria, der heiligen Dreifaltigkeit bei den Dominicanern, des Corpus Christi bei den lateranensischen Kanonikern und der heiligen Katharina bei den Augustinern, hat eine

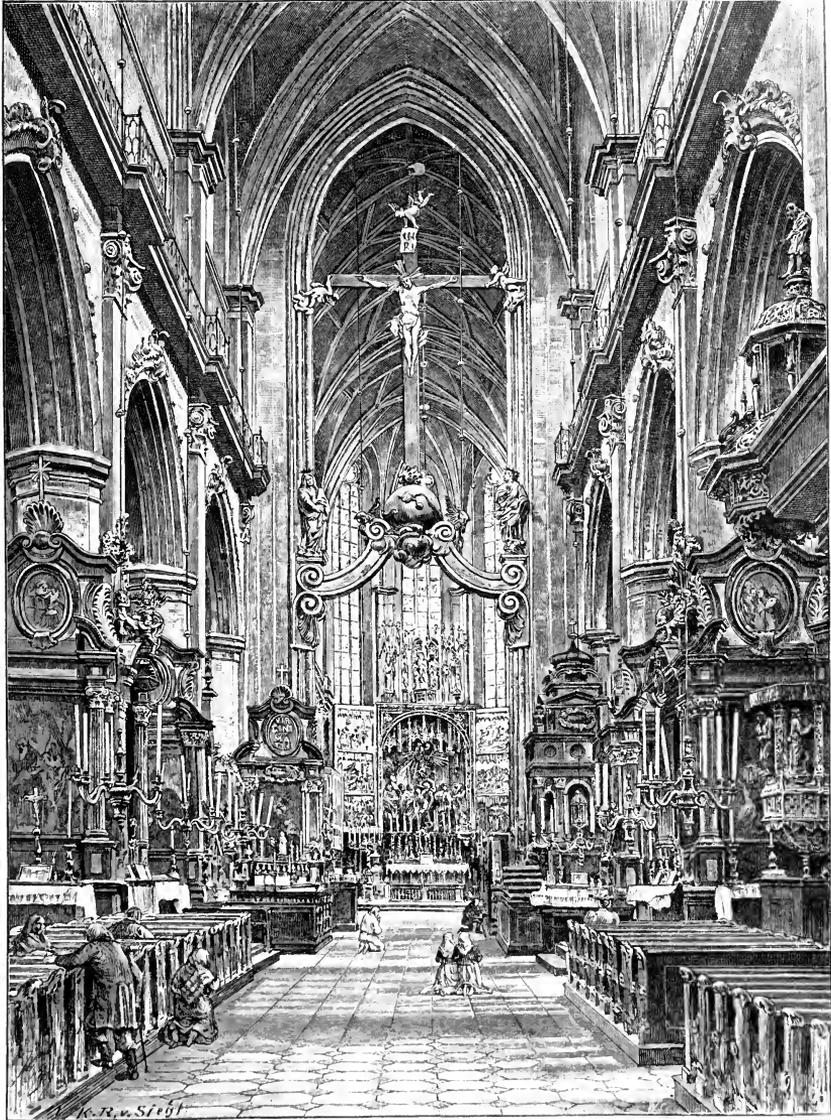


Die Marienkirche in Krafaun (XIV. Jahrhundert).

gemeinsame Plananlage und wendet dasselbe Constructions-system an. Sie bedient sich für die Constructions- und Ornamentationstheile des behauenen Kalksteines, kennt weder geformte noch glasirte Ziegel und steht mit der Ziegelarchitektur der baltischen Küste in keinem Zusammenhange. Ihre nächsten Beziehungen hat sie zu den Denkmälern Breslaus.

Durch ihre Dimensionen am erhabensten, durch ihre Ausschmückung und durch die Schlankheit der Proportionen des gewölbten Inneren am hervorragendsten ist in dieser Gruppe die Kirche der Jungfrau Maria am Ring. Das reich gewordene Krakauer Bürgerthum sucht mit der neuerbauten Kathedrale am Wawel durch den Bau einer neuen großen Hauptpfarrkirche zu concurriren. Das alte Heiligthum wird niedergedrückt; man erhält nur die alten Frontthürme, welche man mit dem Körper der neu zu bauenden Kirche zu vereinigen gedachte. Der Bau zieht sich durch die ganze zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts hin. Die Einwölbung beendigte in den Jahren 1397 bis 1398 der aus Prag berufene Meister Werner. Der Grundplan der Kirche zeigt ein breites Mittelschiff mit schmälern Seitenschiffen. Das Mittelschiff ist über die Seitenschiffe hinausgebaut und endet in ein gleich langes Presbyterium, das mit drei Wänden eines Achtecks abgeschlossen ist. Ein Querschiff fehlt, deshalb zieht sich die Höhe der Wölbung von der Arkade zwischen den Thürmen bis zum Aufsatzabschlusse des Presbyteriums, das durch einen, den sogenannten Regenbogen, kaum durchbrochen ist. Die Seitenschiffe endigen ebenfalls mit demselben Triumphbogen; deshalb tritt das Presbyterium nach außen allein hervor und ist mit Streben umfaßt. Zu den Vorder Schiffen vereinigt das Krakauer Constructions-system die Principien der inneren Streben hinter den Pfeilern. Ungemein tief herabreichende lange Fenster mit drei Feldern und reichem Maßwerk werfen ein helles Licht in das Innere des Presbyteriums. Den inneren Schmuck bilden Dienste, welche sich auf den Wänden im weiteren Verlaufe der Gewölberippen herabstrecken und ihre Verbindung am Kämpfer der Kreuzkappen mit einer herrlichen Blätterornamentik auf den Dienstcapitälen, Figurensokeln und Baldachinen und in den prunkvollen Maßwerkreliefs an den Wänden des Presbyteriums finden. Die Außenseite repräsentirt sich als ein Ziegelrohbau, auf den Strebepfeilern erheben sich steinerne herrliche Fialen. Figürlicher Schmuck findet sich an Fensterposten, und in der Hohlkehle des Kranzgesimses sitzen phantastische Figuren, welche auf alten, aus dem Westen stammenden Legenden und Anschauungen beruhen. Mit diesem Denkmale hält keine andere Kirche dieser Gruppe in der Bearbeitung der Details einen Vergleich aus. Nur an der Dominikanerkirche findet man ein ebenso schönes ornamentirtes Portal, welches an den Steinweg der Marienkirche erinnert. Gemeinsam bleibt ihnen aber die Majestät des Innern, zumal in den schönen Proportionen der hohen Wölbungen und Pfeilerstellungen, welche die Vorder Schiffe trennen.

Zu den Überresten des XIV. Jahrhunderts gehört das alte Kirchlein in Niepolomice, einschiffig, mit einem Thurme in der Front, mit Portal und schöner Wölbung im



Aus der Marienkirche in Aarau.

Presbyterium, ein Bau Kazimir des Großen aus dem Jahre 1358. Ein Theil der Pfarrkirche in Krošno gehört in dieselbe Zeit. Die Dominicaner hinterlassen in der Residenz des Fürstenthumes Oswięcim ein schönes Object ihrer Bauhätigkeit, das heute noch als Ruine durch die Proportionen seines Presbyteriums imponirt. Die Franciscaner übertragen die Krakauer Gothik unter die Ruthenen nach Krošno, wo jedoch die im Hallensystem erbaute Klosterkirche nur in Resten erhalten ist. Die Pfarrkirche in Nowy Sącz, durch Brände stark verändert, hat zwei Frontthürme, an denen die in Haustein ausgeführten Ornamente und die Mauerwerke von engen Beziehungen mit der Krakauer Bauh Schule zeugen. In den benachbarten Dorfkirchlein Zbyszycze am Dunajec, Lapezycze und Wielogtowy, in der Pfarrkirche von Stary Sącz finden wir den Kirchen der Krakauer Umgebung verwandte Typen.

Nach dem Muster der Collegiatskirche in Sandomierz an der Weichsel, das noch heute jenseits der Grenze Galiciens steht, eines herrlichen Ziegel- und Steinbaues des Königs Kazimir des Großen, wird die Hallenanlage beim Baue neuer Gotteshäuser im XV. Jahrhundert beliebt. Wir denken dabei an die Kirche in Biecz, an die Lemberger Kathedrale, an die Franciscanerkirche in Krošno, an die Heilige Kreuzkirche in Krakau und an einige andere in der Umgebung von Sambor.

Die Lemberger Kathedrale wurde als Pfarrkirche von der Stadtverwaltung gebaut. Man baute an derselben sehr lange und schreibt die Grundsteinlegung Kazimir dem Großen im Jahre 1350 zu, aber erst im Jahre 1479 wurde sie durch den Breslauer Architekten Joachim Promm vollendet. Die späteren Zeiten haben außen die ursprüngliche Plananlage vernichtet und durch vermeintliche Verzierungen des Innern ging die Stileinheit der herrlichen gothischen Structur verloren. Das lange Presbyterium im Polygon abgeschlossen, mit einem Gewölbe, dessen Rippen durch Dienste auf die Wände übergehen, ist durch einen Triumphbogen mit dem Vorderschiffe verbunden, das in der dreischiffigen Hallenanlage durchgeführt ist. Es gibt nichts Schöneres als diese zwei Reihen erhabener achteckiger Pfeiler, die behufs Bindung durch Bogen auf der Höhe der Gewölbe und behufs Abbringung von zierlich gegliederten Diensten construirt sind, welche durch zierliche Capitäle (heute verdeckt) in ein Netzgewölbe mit Kreuzfeldern in die Wölbungen der drei Schiffe übergehen. Auch hier dient Haustein für die Constructions- und Zierglieder, dagegen sind die Außenwände aus Ziegel als Rohbau ausgeführt. Die zwei Frontthürme auf quadratischem Fundamente zeichnen sich nicht durch gleiche Feinheit der architektonischen Formen aus.

Die Kirche in Biecz wurde im XV. Jahrhundert erbaut, aber ihre Wölbungen und die Pfeiler der Hallenanlage muß man ins XVI. Jahrhundert verlegen. Sie ist überwiegend ein Ziegelbau, durch seine Dimensionen imponirend, sündigt dieser Bau durch den Mangel guter Verhältnisse im Äußeren und Inneren und besitzt keine zierlichen architektonischen Details.



Die Frohnleichnamskirche in Arafau (gotischer Stil aus dem XIV. Jahrhundert).

Das Innere der heiligen Kreuzkirche in Krakau, deren Einwölbung sich aus einem Mittelpfeiler entwickelt und sich auf Kragsteinen an den Wänden stützt, ist ein verspätetes Object der Anlage des Planes und des Oberbaues der Kirchen, die wir außerhalb Galiziens in Wislica, Stobnica, auf dem Schlosse von Lublin finden und die ins XIV. Jahrhundert gehören.

Das XV. Jahrhundert führt in die kirchliche und profane Baukunst den Staffelgiebel ein, welcher mit verticalen Manervorsprüngen versehen ist. Die glatten Wandflächen des Giebels wurden mit eckigen Ziegelstäben verziert, welche in steinerne Fialen übergehen. Zwischen den genannten Stäben wurden die Wandflächen durch profilirte Spitzblenden ausgehöhlt und mit Wappenschildern geschmückt. Dieses System tritt in Krakau charakteristisch in der Dominicaner- und Trohanleihnamskirche, in der Schatzkammer der Kathedrale und im Jagellonen-Collegium auf.

Die zweite Charakteristik im XV. Jahrhundert bildet die Einführung des Rohbaues durch Anwendung stärker oder schwächer gebrannter Ziegel an den Außenwänden und die Einführung der Gesimse aus Formziegeln, wie wir dies an den Bauten des Dugosz sehen oder an der Dorfkirche zu Szezepanów unter Brzesk oder an der Bernardinerkirche in Przeworsk an der ruthenischen Grenze. In der Pfarrkirche derselben Stadt zeigt sich die Tradition des Ziegelbaues des Tempelritterordens von Mieschów.

Eine Eigenthümlichkeit der Gothik des XV. Jahrhunderts in diesem Lande bilden ferner die Portale, deren Laibungsprofile oben unter einem rechten Winkel sich brechen und sich in den Ecken kreuzen. Dieser Typus der Thüröffnungen und Fenster geht in die Profanbauten über. Überhaupt verliert sich allmählig der Reichthum der in Stein ausgeführten Ornamentation und wird schematischer. Eine Ausnahme bildet ein kleiner Bau aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, der zwischen den Strebepfeilern der St. Barbara Kirche in Krakau eingezwängt und dessen Bestimmung bisher nicht genau festgestellt worden ist; die Feinheit seiner Profilirungen, der Reichthum und die Phantasie des Blattornaments erzählen von den Beziehungen Krakaus zu Nürnberg, die durch den Aufenthalt des Meisters Weit Stoß in Krakau herbeigeführt wurden.

Die Klosterbauten in Galizien und Krakau bedienen sich frühzeitig der Gothik. Zuerst erscheint sie bei den Krakauer Dominicanern als unterer Kreuzgang, im Kapitelsaule, im Refectorium und an dessen Wänden, an den Kreuzgewölben, mit schönen Rippen und einer Reihe von vierfeldrigen Fenstern mit bescheidenem Maßwerke. Der Flur, welcher ins Refectorium führt, besitzt eine aus zwei Polygonpfeilern, die durch Gurten untereinander und mit den Wänden verbunden sind, herauswachsende Wölbung. Hier ist der Einfluß des späteren Romanismus offenkundig und wir setzen diesen Bau an das Ende des XIV. Jahrhunderts.



Aus der katholischen Kathedrale in Leoben.

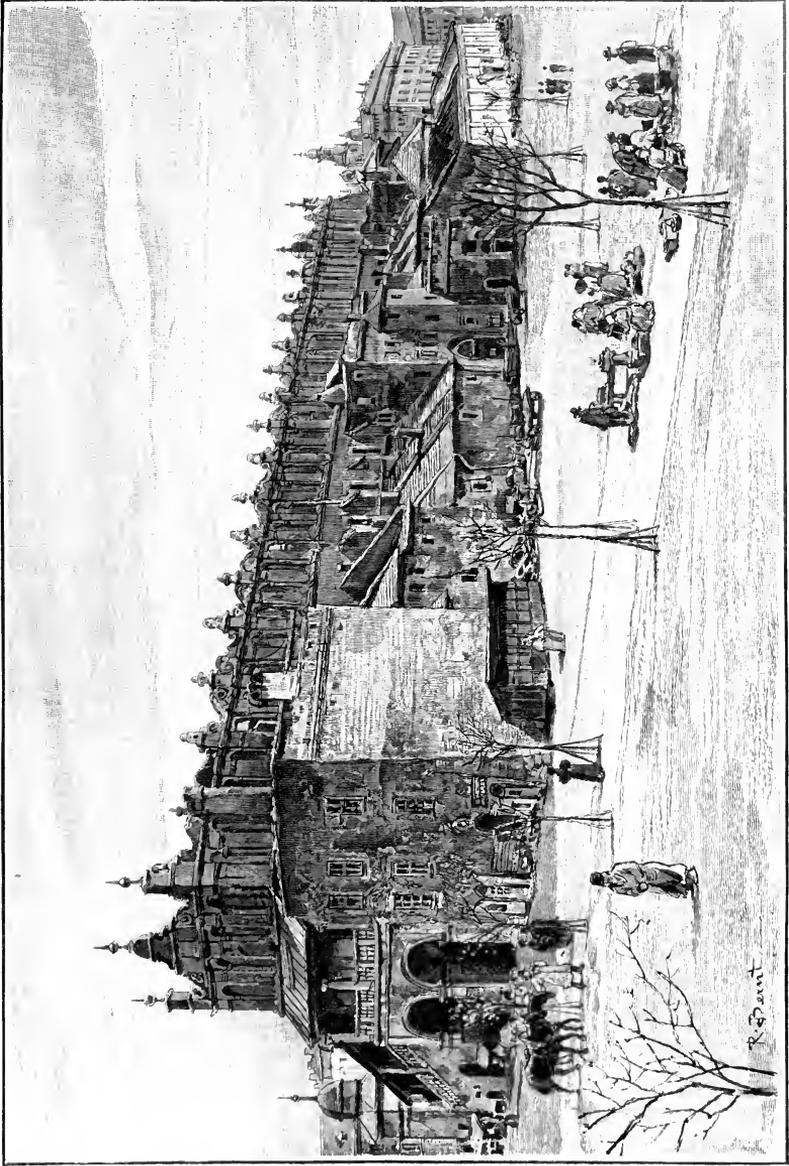
Gothische Kreuzgänge des XV. Jahrhunderts besitzt das Dominicanerkloster in Lemberg. Am herrlichsten entwickeln sie sich im Augustinerkloster zur heiligen Katharina in Krakau durch flache Nischen in der Fensterwand. Im Bernardinerkloster in Przeworsk, aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, finden wir einen bescheidenen Kreuzgang, der im gothischen Stile und in Hausstein-Details durchgeführt ist.

In der Profan- und Befestigungsbaukunst des XIV. und XV. Jahrhunderts verdanken wir die Entwicklung der Gothik der auf Grundlage des Magdeburger Rechtes organisirten Verwaltung der Städte und dem Reichthum der Bürger, der durch den Handel auf den von Westen nach Osten führenden Straßen erworben wurde.

Hier ragen vor Allem die Städte: Krakau, die Residenz des Landes, Lemberg, damals die Hauptstadt Rutheniens, Nowy Sącz, Biecz, Krosno, Rzeszów, Przemysł hervor, in denen sich zur einheimischen polnischen und ruthenischen Bevölkerung das deutsche Element gesellt, welches in der Verwaltung der Städte die führende Rolle spielt und deshalb für die Bauhätigkeit wichtig ist.

Die Stadtverwaltung beginnt ihre Bauhätigkeit mit der Auführung des Rathhauses, der Waarenhäuser, später beschäftigt sie sich mit dem Festungsban, mit der Einschließung durch Mauern zu Bertheidigungszwecken. Von gothischen Rathhäusern finden sich Reste in Krakau, Tarnów und Biecz, Spuren in Sącz. Der sogenannte Rathhausthurm in Krakau ist ein Bau aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts. Der Ziegel ist von außen durch Steintäfelung verdeckt, aus der ein durch Bogen verbundenes Zinnenwerk gemacht ist, das längs der ganzen Mauerkrone sich hinzieht. Oben finden sich noch ein Vorsprung, der den alten Wehgang (Wachgang) bildete, und Spuren gothischer Fenster. Im Oberstocksaale befindet sich ein Hausstein-Fries, dessen Blattornamente von der Erhabenheit des alten, diesem Thurme benachbarten Rathhausbaues, der heute nicht mehr besteht, Zeugniß gibt. Das Rathhaus in Tarnów hat in seiner Haupteinfassung auch die Thürme bewahrt, die typische Anlage eines kleinstädtischen Baues für die Stadtverwaltung. Der Thurm erhielt seinen bedeckten Wachgang, der von Kragsteinen getragen wird. Die Renaissance-epoche hat seine Eindeckung hinter der Altika verborgen. Der Thurm in Biecz, ungemein groß und hoch im Verhältnisse zum kleinen Rathhausbau, domirt im Stadtbilde, ist durch Gesimse in Stockwerke eingetheilt und besitzt oben einen ähnlichen Wehgang wie der in Tarnów.

Von Monumentalbauten zu Handelszwecken aus der Zeit der Gothik können wir heute nur die Sukiennice (Zuchhalle) in Krakau nennen und auch das nur in jenen Theilen, die nach den Bränden und Restaurationen noch erhalten sind. Das Ende des XIV. Jahrhunderts sah die Sukiennice als einen großen gothischen Bau mit hohem Dache, mit Wänden, die durch Strebepfeiler untertheilt sind, mit einer Reihe von Fenstern im



R. Spang

Die Zuffenwitzer in Stefan, vor ihrer Verurteilung.

oberen Stockwerke und im Innern mit einem sich durch die ganze Länge des Gebäudes hinziehenden und mit einer Balkendecke versehenen Gtur, aus dem man in Reihen sich hinziehender Laden eintrat. Aus den in vier Reihen im XIII. Jahrhundert gemauerten Tuchmacherladen mit der Hauptgasse in der Mitte und mit einer anderen sich mit ihr quer kreuzenden entstand am Ende des XIV. Jahrhunderts ein herrlicher gothischer Bau. Denselben führte der Architekt und städtische Baumeister Martin Lindtholde aus, der auf Kosten des Rathes die Gassen überdeckte und im oberen Stockwerke einen riesigen Saal schuf, der durch eine Reihe von Fenstern beleuchtet wurde, den sogenannten Schmetterhaus. Spuren dieser Arbeit des mittelalterlichen Meisters, welche ein Brand im Jahre 1555 auf immer vernichtete, sind in den verzierten Strebebeysern und Fenstern an der Ost- und Westseite, zugleich in den gothischen Thoren, welche in das Innere der unteren Halle von Süden und Norden führen, zurückgeblieben.

Aus dem späteren Verfall der Gothik retten sich vornehmlich in Krakau einige gut erhaltene Überbleibsel des Profanbaues in einer Reihe von überwölbten Sälen einiger am Ring gelegener Bürgerhäuser; sie beweisen heute noch den Schönheitsinn der Bürger jener Zeit. Der schönste von diesen Sälen ist die sogenannte Mennica (Münzhaus) in einem Durchhause am Ringe in die Brüdergasse. Gegenwärtig durch Wände in einige Abtheilungen getheilt, sind doch die reiche Rippenbildung an ihren Gewölben und schön gemeißelte Schlusssteine mit Wappenschildern erhalten, welche deutlich für die Herkunft des Baues aus dem XIV. Jahrhundert sprechen. Auf einem der Schlusssteine ist ein Baumeisterzeichen sichtbar.

Die mittelalterliche Festungsbauskunst fand ihren Ausdruck in Stadtmauern, Bastionen und entsprechend gestalteten Thurmthoren.

Von dieser Bauhätigkeit in Krakau sind nur Theile erhalten, vor Allem an der Nordseite, während die Wälle und Gräben öffentlichen Spaziergängen Platz gemacht haben. Das Krakauer Bauystem aus Ziegeln und Steinen tritt in zwei Bastionen mit kreisförmigem Grundriß hervor. Dieselben sind mittelst eines Vorsprunges verbunden, die Bollwerke mit Öffnungen der aus Stein gearbeiteten Schießcharten, die Wände in Ziegelrohbau und mit charakteristischen festen Hurdengallerien aus Stein, die Vertiefungen aufweisen und auf steinernen Consolen ruhen, versehen. Eine Ausnahme bildet der Thorthurm, das sogenannte Florianerthor, dessen Grundriß ein Quadrat bildet und das, aus rohen Steinen erbaut, Hurdengallerien aus Ziegeln besitzt. Die gothischen Thore, sowie der ganze untere Theil stammen aus dem XIV. Jahrhundert. Es stand in unmittelbarer Verbindung mit dem nach vorne vorgeschobenen Thorschirm und war mit ihm durch einen Weg zwischen den Mauern, die heute fehlen, verbunden. Es ist hier vom sogenannten Barbakan die Rede, welches die Stadt ganz am Ende des XV. Jahrhunderts aus Furcht



Der Kreuzgang in der Jagellonischen Bibliothek zu Krakau.

vor einem Tatareneinfalle baute, ein niedriger, umfangreicher runder Bau, im unteren Theile heute in der Erde steckend, mit theilweise kreisförmigem Grundrisse. Rund ist auch sein innerer Hof, die Versammlungsstätte der Besatzung zur Zeit eines beabsichtigten Ausfalles. Als Schmuck dienen Hurdengallerien auf Consolen und kleine Thürmchen, die über dieselben hinausragen, wodurch der Bau eine materische Silhouette erlangt. So wie die Details, verleihen auch die steinernen Consolen und Chambranen der Schießscharten,

die herumlaufenden Gesimse denselben den Charakter eines architektonischen Werkes im Geiste der mittelalterlichen Krakauer städtischen Architektur.

In Biecz hat sich neben der Pfarrkirche eine viereckige Bastei in Ziegelrohbau und Hausstein nach Krakauer Muster erhalten, die später in einen Glockenthurm umgeändert wurde. In Nowy Sącz steht eine einzige Stadtbastei neben der Burg, in Przeworsk zeugen deutliche Mauerreste von der Zierlichkeit dieser mittelalterlichen Denkmäler.

Nicht minder documentiren die Gebäude für wissenschaftliche Zwecke in der Residenz und im heutigen Galizien das Bestreben nach dem Monumentalen. Wir denken zunächst an die Universitätsgebäude in Krakau, an die alten Collegien und an die sogenannten Bursen zur Aufnahme der aus der Ferne dahin kommenden Jugend, so die Burse des Dugosz, die Jerusalemers, eine Schöpfung des Zbigniew Lesnicki, die der Armen und ähnliche. Alles das ist aber nunmehr verschwunden, so daß heute an die Bauthätigkeit der Zagellonischen Universität nur das in die Zagellonen-Bibliothek umgeänderte sogenannte Collegium majus in der Annagasse in Krakau erinnert.

Aus den im Laufe des XV. Jahrhunderts für die Unterbringung der Lectorien und Wohnungen der älteren Professoren der Universität zusammengekauften Privathäusern entstand ganz am Ende desselben der heutige Monumentalbau mit dem Arkadenhof, der einen gemeinsamen Speisesaal und Wohnungen der Collegiaten enthielt, die mit einer Bibliothek umgeben waren. Die in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erfolgte Umgestaltung der Wohnungen in Bibliothekshäler zerstörte nicht den Eindruck des mittelalterlichen Baues, der sich von außen durch gemauerte Giebel charakterisirt, die im Geiste der Krakauer Kirchenbauten des XV. Jahrhunderts umsäumt sind und innen den hübschen Hofraum mit charakteristischer gothischer Arkadirung aufweist. Die Eingänge in die alten Lectorien von diesen Kreuzgängen aus bilden gothische Thüren, und eine Reihe hoher rechteckiger Fenster im Obergeschoß mit Steinkreuzen kennzeichnen die Wohngebäude Krakau's am Schlusse der gothischen Epoche. Das Krystallgewölbe dieser Kreuzgänge ist die Eigenthümlichkeit jener Bauepoche Krakau's.

Die Renaissance (XVI. und XVII. Jahrhundert). Der Renaissancestil in der Architektur Galiziens tritt mit dem ersten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts als fertiges italienisches Product in der Kirchen- und Profanbaukunst auf; eine allmähliche Übergangsepoche aus der Gothik gibt es nicht. Der maßgebende Factor ist hier der königliche Hof, der im Krakauer Schlosse wohnt. Sigmund I., aus dem Zagellonen-geschlechte, läßt italienische Architekten berufen, um Paläste und Kapellen zu bauen, und zwar noch vor der Ankunft der Königin Bona in Polen. Mit ihrer Ankunft wird das italienische Element an dem königlichen Hofe herrschend und den ersten italienischen Architekten und ihren Gehilfen folgen zahlreiche befähigte Bildhauer und Baumeister,



Aus der St. Peterkirche in Rom.

welche mit ihren Werken die nächste Umgebung der Stadt erfüllen, da sie für polnische Magnatengeschlechter, Städte und Geistlichkeit vollauf beschäftigt wurden.

Die königlichen Paläste auf dem Schloßberge in Krakau und vor Allem ihre Nordflügel, die der Stadt zugekehrt sind, zeigen in ihren heutigen Resten die älteste Spur der Thätigkeit der von Sigismund I. berufenen italienischen Architekten. Dieselben erbaute in den Jahren 1509 bis 1516 der Florentiner Francesco della Vore mit italienischen Gehilfen, wobei er auch einheimische Krakauer Maurer verwendete. Sein Tod unterbricht die Vollendung, aber zugleich erscheint ein anderer italienischer Meister, Bartolomeo Berecci, geboren in Val di Pieve, der sich als Florentiner bezeichnet. Er baut im Auftrage des erwähnten Königs die Sigmundskapelle, die wir als Ausgangspunkt für die Kirchenbaukunst im Stile der Renaissance in unserer Provinz betrachten müssen. Erbaut wurde sie zwischen 1518 und 1530 und im letzteren Jahre eingeweiht.

Die Sigmundskapelle, ein in sich abgeschlossenes Meisterwerk, an die südliche Wand der alten gothischen Kathedrale angelehnt, repräsentirt sich als ein durch ihren wunderbaren Organismus und ihre herrliche Decoration berühmter Quaderbau, der mit einer vergoldeten Kuppel abgeschlossen ist, welche von einer schönen Laterne, die der ersten italienischen Meister würdig wäre, gekrönt wird. Trotz ursprünglicher Einfachheit erhaben, von außen durch die Harmonie der Verhältnisse und durch die Belebung der Wände mit einem Apparat dorischer Pilaster und Gesimse, mit zierlicher Bedachung der Fenster- und Thürchambremen unter der Kuppel ausgezeichnet, entwickelt sie die ganze Schönheit und den Reichtum delicateser Zierrathe in ihrem wundervollen Innern. In dem Rahmen der durch Pilaster getheilten Wände, den Nischen mit Marmorgrabmälern der Sagellonen, dem silbernen Altar mit dem Königsthron entwickelt sich ein Aufwand unvergleichlicher Phantasie von in Stein gehauenen Arabesken, Medaillons und Nischen mit Marmorstatuen der Heiligen. Die Bronze kommt ins Spiel; das Innere der Kuppel wird cassetirt, die Casseten sind mit schönen Rosetten geschmückt. Ein herrliches Bronzegitter, ein Gußwerk des königlichen Meisters Servatius schließt den Eingang in die Kapelle von der Kirchen- seite ab.

Zum ersten Male fällt der Blick der Stadtbevölkerung in diesen nördlichen Gegenden auf die unbekannte Schönheit italienischer Kunst; der Meißel entfällt den Händen der zünftigen Krakauer Steinmetze, die in den Vorschriften der Gothik verknöchert waren. Man darf sich daher nicht wundern, daß diese Kapelle als Muster für die im Laufe des XVI. Jahrhunderts am Wawel erbauten bischöflichen Grabkapellen galt. Nach ihrem Muster entsteht am Ende desselben Jahrhunderts die Kapelle des heiligen Hyacinth bei den Krakauer Dominicanern, deren Wände durch Pilaster mit ornamentalen Füllungen und mit Nischen für Statuen geschmückt sind. Das XVII. Jahrhundert copirt

scrupulös das äußere Aussehen der Sigmundskapelle, als man die neue Kapelle für das Königsgelecht der Wäsa in der Kathedrale am Wawel erbaute. Die Arabesken der italienischen Bildhauer der Sigmundskapelle pflanzen sich noch am Grabmale des seligen Kazimierz in der Kirche Corpus Christi in Krakau, einem Werke aus dem Jahre 1632 fort.

Die wenigen Kirchen, welche in den Zeiten der Reformation und des Kampfes mit der Kirche entstanden, zeigen den Typus des mittelalterlichen Ziegelbaues in kleinen Dimensionen im Bau der Gewölbe und Giebelböcher, wie wir das im Innern der Kirche in Biecz wahrnehmen können. Die Pfeiler dieser Hallenkirche haben Basen mit Renaissancevoluten und sind ein Werk des Mailänders Pietro di Ronchi aus dem Jahre 1560. Die alte Synagoge in Kazimierz bei Krakau, deren zwei in der Mitte stehende toscanische Säulen das gothische Rippengewölbe tragen, wurde im Jahre 1570 von dem Italiener Matteo Guci, einem Mitglied der in Krakau angesiedelten Architekten- und Bildhauerfamilie erbaut.

Ganz am Ende des XVI. Jahrhunderts wurde durch die Freigebigkeit des Königs Sigismund III. der Grundstein für die Jesuitenkirche der Heiligen Petrus und Paulus in Krakau gelegt, die als Ganzes und in ihren Details, in der Gestaltung der Fassade und im Aufbau der Kuppel den römischen Originalen nicht nachsteht. Vollendet wurde sie im Jahre 1626. Ihr geräumiges und helles Innere, das sich als Vereinigung des Basilicasystems mit dem Centralbau repräsentirt, hat über der Vierung eine auf Pfeilern und Bogen ruhende hohe Kuppel. Eine Reihe von Kreuzkapellen, die durch Arkaden zwischen den Pfeilern nach dem Mittelschiffe zu geöffnet sind, läuft die Seiten entlang. Es gibt nichts Herrlicheres als die Durchführung der korinthischen Pilasterbündel, je zweier auf einem Pfeiler mit hohem Stylobat, ein System, das sich im ganzen Innern logisch entwickelt und eine Kröpfung der Gebälke nach sich zieht, die schon den Verfall der Reinheit des Renaissancestils verkündigt. Das Streben nach plastischer Wirkung tritt an der Außenseite durch Anwendung von Marmorsäulen kolossaler Anordnung auf, die den Dachgiebel tragen. Der Meister dieses Baues ist unbekannt. Wahrscheinlich haben die Jesuiten ein fertiges Project aus Rom mitgebracht, das von dem Architekten der Kirche al Gesù herrührt. Bekannt ist der Name des Baumeisters Johann Maria Bernardoni aus Como, eines Jesuitenfraters, der sich genau an den Plan hielt und in dem kleinsten Detail den Stil zu wahren wußte. Bevor er im Jahre 1599 nach Krakau kam und den begonnenen Bau übernahm, baute er die Jesuitenkirche in Mieszwiez in Lithauen, die der unferigen ähnlich ist, und eine andere in Kalisz.

Von nun an beginnt eine ungewöhnliche Thätigkeit auf dem Gebiete des Kirchenbaues in ganz Galizien. Fast gleichzeitig mit der Vollendung der Jesuitenkirche in Krakau beginnt der Obersthofmarschall Mikolaj Wolski den Bau der Camaldulenser-Kirche auf der Anhöhe des Dorfes Bielany bei Krakau. Vollendet wurde sie im Jahre 1642.

Der königliche Architekt, der Italiener Johann Succatori, entwarf die Pläne und leitete den Bau. In den Dimensionen minder groß als die eben genannte Kirche besitzt jene zu Bielany ein einschiffiges Inneres mit Kapellen und ein kurzes Presbyterium. Zum Schmuck der Kapellenwände wurden schwarze Marmorplatten verwendet. Die Anbringung der Pilaster im Innern ist stilvoll, die mit Stein verkleidete Außenseite mit Thürmen verbunden, in deren unteren Theilen sich Kapellen befinden, welche ein Muster edler Verhältnisse und schöner Stuckdecoration im Geiste der italienischen Renaissance sind.

Zu den Kirchenbaudenkmälern aus dem Beginn des XVI. Jahrhunderts muß man die Bernardinerkirche in Kalwarya Zebrzydowska und eine ganze Reihe von Kapellen, die in ihrer Umgebung zerstreut liegen, rechnen. Es ist dies ein Werk des Mikolaj Zebrzydowski, des Wojwoden von Krakau. Man sieht da Arbeiten der Jesuitenarchitekten Johann Maria Bernardoni und Karl Bandart aus Belgien. Neben dem italienischen Stil treffen wir flandrische Einflüsse. Überhaupt hat in Krakau und in der Umgebung die Renaissance noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts gewichtige, oft würdevolle Muster zurückgelassen, die trotz des Stilverfalles mit einem sicheren architektonischen Formenapparate auftreten. Solche Beispiele sind: die Familienkapelle der Myszkowski aus dem Jahre 1600 und die Kapelle der Zbaraski aus dem Jahre 1630 in der Kirche der Krakauer Dominicaner. Die erstere wurde mit einer Quaderkuppel versehen, deren Außenseite in Schuppenrelief gehauen ist, während das Innere mit Füllungen, (reiches Ornament mit Cherubinköpfen und eine Reihe von Ahnenstatuen des Geschlechtes) geschmückt ist. Die Wände sind mit Marmor ausgelegt; das Gebälke wird von jonischen Säulenpaaren aus Marmor getragen, welche in den Kapellenecken stehen. Die Kapelle der Zbaraski ist mit schwarzem Marmor vertäfelte, hat eine elliptische Kuppel und effectvolle schwarze Marmorsäulen an den Wänden mit verkröpftem Gebälke. Es ist eine achtungsgebietende Architektur im Geiste der flandrischen Renaissance mit herrlichem Marmorportale jonischer Ordnung.

Zu diesen ehrwürdigen Werken der Renaissance muß man auch die in der Mitte der Krakauer Kathedrale freistehende St. Stanislauskapelle rechnen, mit ihrer vergoldeten Kuppel und ihren Bronze- und Marmorsäulenbündeln, mit ihren Bronzeconsolen an den Gesimsen und einer Reihe von Statuen, die aus demselben Materiale gegossen sind und am Fuße der Kuppel stehen. Die Kapelle baute Bischof Szyzkowski im Jahre 1627.

Wenn in den erwähnten Architekturdenkmälern Krakaus aus dem Beginn des XVII. Jahrhunderts eine gewisse Stileinheit herrscht, die sich bei Monumentalbauten eines edlen Materiales und reicher Stucodecoration bedient, so finden wir ähnliche Verhältnisse zur selben Zeit auch an anderen Orten des heutigen Galziens. Schwieriger ist es nachzuweisen, auf welchem Wege sich der architektonische Renaissancestil im Süden des Landes verbreitete, und wann derselbe die Residenzstadt Rutheniens, Lemberg, erreichte.



Die Wallfahrtskirche in Kalwaria Zebrzydowska bei Krakau.

Bruchstücke profaner Baukunst, Bildhauerarbeiten von Portalen, Gesimsen und Fenstern haben sich in den an den Handelsstraßen gelegenen Städten, namentlich in Lemberg erhalten; dieselben gehören einer verhältnißmäßig späten Zeit an und zeigen, daß vor dem Beginn des XVI. Jahrhunderts die Residenz Rutheniens keinen klaren Begriff von der in der Architektur herrschenden Renaissance gehabt hat.

In der Kleinkunst zog gewiß die Renaissance in die Lemberger Patrizierwohnungen durch die Handelsbeziehungen mit Deutschland und den Aufenthalt der Italiener in der Residenz Rutheniens ein, aber es bedurfte des Auftretens des römischen Architekten Paul, um zu zeigen, was der Renaissancestil in der Bauhätigkeit sei. Am Ende des XVI. und am Anfang des XVII. Jahrhunderts baute er die sogenannte walachische Kirche (orientalischen Ritus) und die der Bernardiner, welche beide einen Schmuck Lembergs bilden. In Quadern ausgeführt, tragen beide Bauten einen ausgeprägten localen Charakter, welcher sich in verschiedenen Mischformen der Renaissance und durch vorherrschende Anwendung der dorischen Säulenordnung, in einem Sinne, wie man ihn von einem provinziellen Architekten nicht immer erwarten kann, äußert.

Die walachische Kirche ist außen von flachen Wänden umschlossen, die Aufsätze sind halbrund, die Wände schmücken gut concipirte dorische Pilaster, aber es fehlt die Harmonie der unteren Theile mit den drei Kuppelaufbauten. Das Innere ist durch dorische Säulenstellungen verengt. Die Bögen der Vierung sind Spitzbögen und entsprechen nicht dem Geiste der Renaissance, so daß die Architektur des Innern, obgleich daselbe malerisch wirkt, nicht stilvoll ist und mit den Werken der Italiener dieser Epoche in keinem Zusammenhange steht. Eine mit der Kirche verbundene Kapelle und die Gallerien im Hofe des Gebäudes der Stauropigia sind im Geiste der deutschen Renaissance mit reicher, in Stein ausgeführter Ornamentation geschmückt, welche beweist, daß der Architekt vor seiner Ansiedlung in Lemberg in deutschen Städten gearbeitet und sich ganz und gar ihren Stil angeeignet hat. Der Bau zeigt eine gewisse Starrheit der Formen, obwohl er die Augen unterhält. Die walachische Kirche entstand unter der Leitung des erwähnten Architekten und seines Schwiegervaters Wojciech Kapinos und wurde von dem Italiener Ambrosi im Jahre 1629 vollendet.

Wenn die Bernardinerkirche in Lemberg ein am Ende des XVI. Jahrhunderts begonnener und Anfang des XVII. Jahrhunderts vollendeter Bau sein sollte, so wäre sie ein geradezu räthselhaftes Denkmal der Renaissance-Epoche; ihr dreischiffiges Innere, das lange, mit den Seiten eines Rechteckes abgeschlossene Presbyterium, der äußere, stilvoll und logisch im Geiste der Hochrenaissance durchgeführte Organismus und dagegen die im Geiste der deutschen Renaissance ausgebildete Giebelwand, alles das gebietet uns, in dem Denkmale die gewaltsame Umbildung eines alten gothischen Baues in die italienische Architektur zu erblicken. Diese Aufgabe hat der Römer Paul vollbracht und dem Werke den Stempel seines Geistes aufgedrückt.

Ein anderer Lemberger Kirchenbau aus dieser Epoche ist die sogenannte Voinsche Kapelle auf dem Kathedralfriedhofe. Sie ist ein spätes Werk der Renaissance mit provinziellen Eigentümlichkeiten. Der architektonische Organismus besteht in dem Übergange von



Sofaansicht der griechischen sogenannten walachischen Kirche in Lemberg (XVII. Jahrhundert).

der quadratischen Grundform in eine Trommel mit Kreiskuppel. Die Bildhauerarbeiten sind von untergeordnetem Werthe, die Verhältnisse nicht günstig, trotzdem zeigt sich so viel Freiheit und Originalität, so viel Abwechslung in den Motiven der reichen Decoration, daß man diesem Werke des Architekten Jan Dluski aus Krakau aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts die Anerkennung nicht verjagen kann.

Der Bau der Jesuitenkirche in Lemberg, im Jahre 1630 vollendet, eröffnet der Kirchenbaukunst neue Wege, indem er die Architekten nöthigt, sich strenger an die anderwärts herrschende Stiltendenz im Gebrauche von reicher Stuccatur und überladener Plastik zu halten.

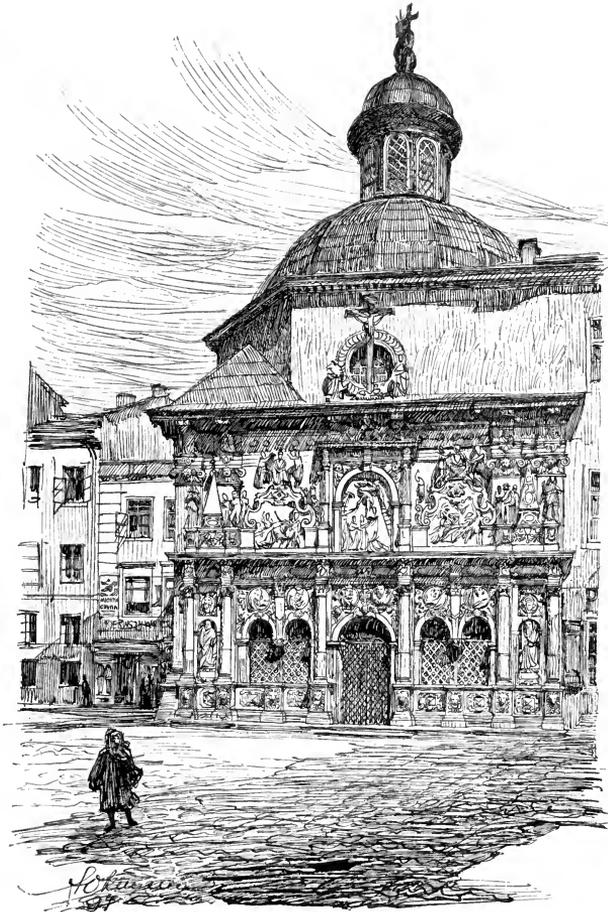
Während auf dem Schloßberge in Krakau schon herrliche Renaissancepaläste, wie die königliche Wohnstätte des hochsinnigen Sigmund I., erglänzten, wartete die Stadt Krakau noch ziemlich lange, bis ihre mittelalterlichen Häuser mit ihren Giebeln und hohen Dächern das Kleid des neuen Stiles annahmen. Er tritt in einer Reihe architektonischer Details der Profanbaukunst auf, indem Krakauer Steinmeze zunächst zierliche gothische Fenster und Öffnungen mit Renaissancegesimsen, die sie den italienischen Ankömmlingen nachmachten, versehen.

Vollständig erhaltene Denkmäler, welche von dieser architektonischen Bewegung ein lebendiges Zeugniß ablegen würden, gibt es vor der Mitte des XVI. Jahrhunderts in Krakau nicht. Es sind nur interessante Details an einigen Gebäuden übrig geblieben, und zwar an den Häusern der Domherrngasse, vor Allem aber an der früher erwähnten, in der gothischen Periode erstandenen Krakauer Sufkennice. Sie bringen jetzt ein bisher unbekanntes Motiv, das den Renaissancebauten in den polnischen Ländern so eigenthümlich ist, nämlich die sogenannte Attika, welche die horizontale Hauptgesimslinie aufhebt, die Dächer maskirt und einen zierlichen Kranz hervorbringt.

Die Attika der Sufkennice wurde im Jahre 1557 nach dem Brande dieses mittelalterlichen Gebäudes erbaut, ganz nach dem Entwurfe des italienischen, in Krakau ange siedelten Architekten und Bildhauers Johann Maria Padovano. Auf den alten gothischen Mauern errichtete er eine Wand, die er mit durch Rippen getrennten Flachnischen ver sah, mit Ziegelimposten schmückte und mit einem Gesimse abschloß, das ununterbrochen eine Reihe von Stylobaten mit Masken als Ornament krönt und sie untereinander mit gebogenen Carniesen verbindet. Die Flachnischen erhielten figurale Malereien, die Ziegel wurden getüncht. Nach diesem System bildete er auch Vorgiebel der Dächer.

Nach dem Beispiel der Sufkennice folgt jetzt eine allgemeine Anwendung solcher Attiken, welche die Dächer der Wohnhäuser, Rathhäuser, Edelhöfe, Klostergebäude, jüdischen Synagogen u. s. w. verbergen. Das wird dann auf Herrenschlöffer übertragen und gehört zur Charakteristik der Renaissance in Krakau, am Fuße der Karpathen wie in Ruthenien, bis ans Ende des XVII. Jahrhunderts.

Überbleibsel findet man noch an der Krakauer Burg. Eine solche Attika haben das Rathhaus in Tarnów, der alte Schloßhof in Szymbart, die Bastei in Nowy Sącz, die Schlöffer in Waramów und Kraficzyn, die Synagogen in Żółkiew, in Belz, in Krystynopol und sie verirrt sich sogar in das Schloß von Stare Siolo bei Lemberg und in das Schloß



Die Boimische Kapelle in Lemberg.

von Dobromil bei Przemyśl. Attiken tragen auch die Wohnhäuser am Lemberger Ring und in vielen kleineren Städten Galiziens, um nur des alten, in der ganzen Welt durch seine Messen bis zum XVII. Jahrhundert berühmten Jaroskan zu gedenken. Die Attika wendet man auch bei runden Schloßthürmen an, wovon wir Beispiele im Schlosse Krasieczyn sehen.

Die profane Renaissance-Architektur in Krafan und Umgebung bedient sich selten des Apparates der Rustica, sie vermeidet das ganze XVI. Jahrhundert hindurch die Anbringung von Pilastern an den Façaden, läßt die Façaden glatt und theilt die Wände durch bescheidene

Steingesimse, welche die Sohlbänke der Fenster verbinden. Das Fehlen der Rustica läßt sich leicht erklären durch den Gebrauch von Ziegeln und Tünche an den Außenseiten; glatte Flächen der Außenseiten bedeckt eine Art Sgraffito, wovon sich Spuren an einigen öffentlichen Gebäuden in Krakau und Biecz finden.

Vorspringende Fenster, sogenannte Erker, sind der Renaissance-Architektur Krakaus nicht fremd und sie stützen sich gewöhnlich auf zierliche Kragsteine. Den Frontschmuck bilden Thore und Portale. Krakau hat eine Reihe schöner Überreste aus dem XVI. Jahrhundert in den Häusern des Ringes und seiner Gassen bewahrt. Rusticirte Säulen an den Portalen erscheinen schon in der Mitte des XVI. Jahrhunderts (das Decanatsgebäude in der Domherrngasse, ein Werk des Gabriel Stoński, das Haus der Montelupi am Ring und ähnliches).

Nach italienischer Art wurden die Höfe der öffentlichen Gebäude und Häuser in Krakau und Umgebung mit Gängen (Gallerien) umgeben, die auf Säulen gestützt waren. Die Säule tritt zum ersten Male in dieser Weltgegend auf, nicht bloß als Stütze der Bogen, sondern auch als Träger hölzerner Architrave und der darüber hervortretenden Dächer. Am frühesten treten Säulen mit jonischen Capitälern auf, so in den Palastgallerien am Wawel. Charakteristisch ist der Umstand, daß bei dem Auflager mit den mit Holz getäfelten Decken kurze Geländerfüßchen vermitteln, sogenannte Steinkörbe, die auf den Capitälern angebracht sind; so an den Gallerien des zweiten Stockwerkes am Wawel, an den Gängen des Obergeschosses der Sukiennice u. s. w. Die Säulen haben glatte Schäfte; in dem bischöflichen Palais zeigen die erhaltenen Reste der unteren Gallerie, eines Werkes des Johann Maria Padovani aus dem Jahre 1551, jonische Capitäle, die mit ihren Polstern den Fronten zugekehrt sind. Während der kleine Raum der Höfe der Krakauer Häuser ihre Umfassung durch Bogengänge italienischer Art nicht erlaubte, treten sie am Ende des XVI. und in der Mitte des folgenden Jahrhunderts in den Höfen der Burgen und Paläste der Umgebung und der Universitätscollegien in der Stadt auf, wobei sie die Säulen durch Bogen binden. Später treten dorische oder toscianische Säulen auf. Aus dem XVII. Jahrhundert stammen die Etage-Arkaden im Schlosse zu Niepolomice, sowie jene im Schlosse Baranów mit Säulen auf Stylobaten, in dem Palaste in Żywiec, einer Gründung der Wielopolski, in dem Schlosse von Sucha u. s. w. Theilweise erhalten sind sie durch drei Stockwerke im Schlosse Wisnicz. Schöne Bogengänge besitzt das Kloster Corpus Christi in Kazimierz bei Krakau, einen nur zum Theile erhaltenen das Krzysztofori genannte Haus am Krakauer Ring. Häufig laufen in den Haushöfen hölzerne offene Gänge in den Stockwerken behufs Verbindung der Wohnungen herum, welche auf zierlichen Kragsteinen ruhen, die durch Bogen verbunden sind, wovon wir ein Beispiel im Eckhause der St. Annagasse besitzen, einem Werke des Architekten Gabriel Stoński aus dem Jahre 1564, oder in dem Hause des Dlugosz in der Domherrngasse unter dem Krakauer Schlosse.

Das Innere der Krakauer Wohnhäuser besitzt einen Flur mit Tonnengewölben und Lunetten, aus dem der Eingang zu den Stiegen oder zu einem Treppenhause führt; die Stiegegeländer sind zumeist aus Schmiedeeisen. Die Zimmer hatten Balkendecken, die sich an den Wänden auf Kragsteine stützten. Spuren solcher Decken haben sich hier und da



Das alte Rathhaus in Tarnów.

erhalten. Das XVII. Jahrhundert bringt in den Stagelocalitäten hübsche Doppelfenster hervor. Eine verhältnißmäßig kurze Säule, in der Mitte des Doppelfensters steht an ihrem Sockel, an den Laibungen sind entsprechende Halb- oder Dreiviertelsäulen angeordnet und mit Bogen mit der Mittelsäule verbunden. Die so entstehenden großen Fensternischen sind mit Steinbänken versehen. Eine derartige Einrichtung der Fenster hat sich in vielen Krakauer Häusern erhalten.

Soviel zur Charakteristik der Profanbaukunst in Krakau in der Renaissance-Epoche.

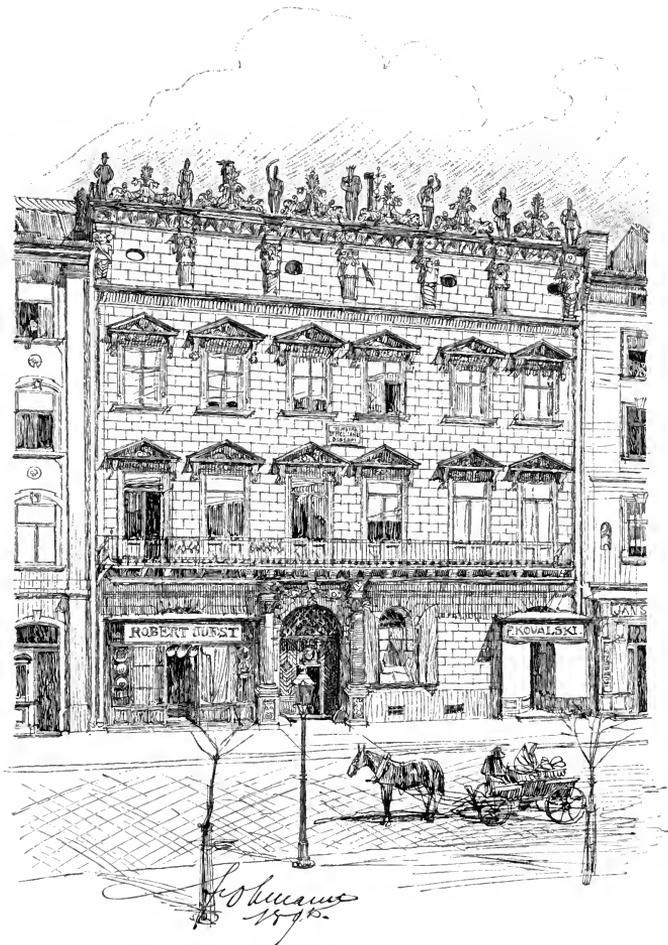
Die Bewegung auf dem Gebiete der Renaissancebaukunst wird in die Städte und Flecken am Fuße der Karpathen schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts übertragen. In Tarnów gewinnt das alte gothische Rathhaus eine Ziegelattika, Portale und Fenster. Biecz, Szez, Krošno, Jarosław, Przemyśl berichten von diesen Zeiten durch Reste erhaltener städtischer Bauten.

Viele Städtchen erhalten in dieser Renaissance-Epoche keinen geringen Schmuck durch die auf italienische Art gemauerten sogenannten Laubgänge. Sie sind charakteristisch für die Handelsstädte mit wiederkehrenden Messen. Die Reihen der gemauerten, einstöckigen Häuser am Stadtring begleiten breite gewölbte Lauben, die etwas höher als das Niveau des Platzes liegen. In der Stadt Krošno sind Reste solcher Laubgänge erhalten; als Mittelpfeiler des Laubenganges eines Hauses aus dem Jahre 1525 dienen jonische Säulen. Solche Lauben finden sich auch in Tarnów, von wo sie nach Ruthenien übergehen, so nach Żółkiew, Jarosław und anderen Orten Ostgaliziens. Nach diesen Laubgängen, welche dem Bedürfnisse sicherer Magazine für kostbare Waren entsprechen, richtet sich nun der Bau der Häuser.

Lemberg hat eine gewisse Zahl mehr oder weniger gut erhaltener Bauten aus der Spätrenaissance-Epoche bewahrt. Hierher gehören vor Allem einige am Ringe gelegene Häuser der Lemberger Patrizier aus der Blütezeit des Bürgerthums. Daneben findet man hier und da in den Gassen der Stadt Renaissanceportale, Fenster, Consolen in den Höfen, welche von der regen Thätigkeit der Architekten auf dem Gebiete des Wohnhausbaues am Ende des XVI. und im Anfang des XVII. Jahrhunderts Zeugniß geben.

Die Façaden der am Ringe erhalten gebliebenen Häuser sind aus Stein gebaut, mit einem gewissen Gefühl für das Monumentale im Gebrauche der architektonischen Formen der italienischen, vielleicht auch der deutschen Renaissance, welche mit dem Barock noch keine Berührung haben. Es ist der Provinzrenaissancestil, wie er sich auf Lemberger Boden ausgebildet hat. An den Fronten dieser Häuser springt vor Allem der Mangel architektonischer Gliederung der Stockwerke durch gut gewählte Gesimse in die Augen. Der Architekt häuft die Details, ohne Rücksicht auf den allgemeinen Ausdruck des Gebäudes. Es liegt in diesen Façaden etwas von der Sprache eines Handwerkers und nicht eines Künstlers.

Das stilreinste und vielleicht früheste Denkmal aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ist ein in seinem oberen Geschoße beschädigtes Haus in der Armeniergasse. Schöne Verhältnisse der Fensteröffnungen und des Portales, die Symmetrie ihrer Anlage, hübsche Umrahmungen der Fenster mit grotesken Lisenen und speciell das edle Portale mit Arabeskenpilastern charakterisiren bei aller Bescheidenheit und Einfachheit das Werk eines italienischen Meisters.



Das Sobieski-Haus am Ringplatz in Lemberg (XVII. Jahrhundert).

Von den am Ringe gelegenen Häusern ist in seinen Dimensionen das größte, einst Eigentum des Patriziers Constantin Korniakt, heute nach den Sobieski, der Familie des Königs Johann III., benannt. Seinen Schmuck bildet eine hohe Attika, die durch flache Hermen in Felder getheilt ist; die Hermen stützen ein dorisches Gebälk, über dem ein vergoldeter Kranz mit in Stein gehauenen Ritterfiguren und Pflanzenranken herauswächst. Das Hauptportale hat die Merkmale der italienischen Architektur des XVII. Jahrhunderts, während die Attika deutsche Herkunft verräth.

Interessanter ist das Haus des Doctor Anczewski (Ring L. 4), dem bei allen Fehlern der Verhältnisse zur Höhe der Stockwerke und bei aller Unregelmäßigkeit in der Anlage der drei Fenster in den Stockwerken, beziehungsweise der Parterre-Öffnungen, doch in der Behandlung der Fenster und Gesimse, der Eckpfeiler und der Nüstika ein Werth zukommt. Die ganze Formgebung, welche das Aufstreben ausdrückt, klingt oben in einen leichten Attika-Kranz mit Regeln, Stylobaten und Volutenwindungen aus. Der Ornamentation des Portales und der Parterrefenster fehlt es nicht an originellen Motiven, die figurale Bildhauerei geht aber in das Spiel architektonischer Formen über.

Das Haus Bandinelli am Ring hat eine Diamantquaderung, die in ähnlicher Weise an den Ecken durchgeführt ist, aber nur als Pilaster mit Basen und Composit-Capitälen, welche bei jedem Stockwerke dorisches Gebälk stützen; die Fenster mit Steinkrenzen haben eine Pilasterumrahmung und Spitzgiebel. Das Haus Wolf Szulzowski ist das einzige, an welchem die Front, Pilaster welche durch die Stockwerke gehen, schmücken. Diefem letzteren Baudenkmale reiht sich die Lemberger Architektur der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts im Barockstile an, welche jedoch schöne Werke im Profanbau nicht hinterlassen hat. Uebrigens bedient sich diese Bauart in Lemberg nicht im italienischen Geiste der Arkaden um die Haushöfe, wie das in Krakau der Fall ist. Wir können nur auf Bruchstücke solcher Arkaden aus dem XVI. Jahrhundert neben der armenischen Kathedrale, mit schönen Säulenschäften in dem Hofe neben der walachischen Kirche verweisen. Dafür findet man in den Häusern noch so manche herrliche Renaissanceconsolen aus Stein, welche hölzerne Communicationsbalcone für die Wohnungen in den Stockwerken tragen. Der Lemberger Architekt liebt es, den Säulen besonderen Schmuck zu verleihen, er bedeckt ihre Schäfte ganz mit grotesker Ornamentation aus kleinen Pflanzen, theilt sie durch Ringe, wenn er sie zum inneren Schmucke der Chambramen vereiniger Zimmerfenster benützt, wobei er den Wandschmuck gegen die Gasse mit Sitzbänken bildet. Dieser Eigenthümlichkeit der Wohnzimmer des XVII. Jahrhunderts gedachten wir bei Krakau. Wir sind bei dem Mangel gleichzeitiger Denkmäler in der Umgebung Lembergs nicht im Stande zu zeigen, inwieferne dieser Typus der Lemberger Steinhäuser auf den Organismus der Schloßarchitektur eingewirkt hat; dieser Einfluß ließe sich eher in der kirchlichen Architektur zeigen, aber es fehlen Beweise dafür, daß die in Lemberg so häufige Anwendung des dorischen Stils in die Stiftskirche von Żółkiew und in ihr verwandte Bauten gelangt sei.

Wir gehen nun zu den Kirchenbauten über.

Wenn in der Architektur dieser Renaissance-Epoche in Galizien sich gewisse abweichende Merkmale finden, Dank den angefiedelten fremden Künstlern und den unter ihrer Leitung ausgebildeten einheimischen Arbeitern, so verändern sich diese Verhältnisse mit den Kirchenbauten der Jesuiten gleich im Anfang des XVII. Jahrhunderts. Der mächtige

Orden hat große Architekten zur Verfügung, welche ihm Projecte liefern, er führt jedesmal bedeutende Unternehmer ein, mit denen er sich ohne die einheimischen Kräfte behilft. Wenn wir diesen letzteren ein gewisses Zurückbleiben und einen Provinzialismus zuerkennen, so bringen die von den Jesuiten berufenen fremden Kräfte einen ganzen Stilsapparat mit sich, künstlerische Routine, und zwar sowohl technische als auch ornamentale, die sich ohne Proben und Nachforschungen behilft. Die Architekten der Jesuiten verbreiten hier zuerst den italienischen Kirchentypus mit der Kreuzanlage und einer centralen Kuppel, mit einer Reihe von Kapellen neben dem Langschiffe. Sie schaffen zuerst herrliche Kirchenfronten mit Pilastern, Dachgiebeln und Thürmen an den Seiten. So sind ihre ersten Kirchen in Krakau, Jaroslau, Przemyśl, Lemberg, u. s. w., alle aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Es sind dies noch keine offenbaren Barockbestrebungen mit dem Suchen nach starken Effecten und dem Malerischen in der Anlage der Mäßen, der Krümmung der Dachgiebel und der Pilasterhäufung, wobei über den Pilastern die Krüpfung der Gebälke eingeführt wird, sondern mit einem gewissen Maße in der Anwendung dieses Formenapparates der Spätrenaissance.

Einige dieser Jesuitenkirchen geben das Beispiel für zahlreiche neu zu bauende Klosterkirchen, welche im Laufe des XVII. Jahrhunderts polnische Magnaten für die Dominicaner, Bernardiner, Trinitarier, Carmeliter stiften, Bauten, die nicht immer monumental sind, aber immer nach weiten Verhältnissen des Innern, Schmuckhaftigkeit der Façaden und Bewahrung der Kuppel streben. Die Familienkapellen an den Pfarr- oder Klosterkirchen dieser Epoche, die Kapellen zur Unterbringung wunderthätiger Heiligenbilder haben immer eine Kuppel und das Innere ist mit Zierrathen aus Stuck überladen.

Von den wichtigeren Denkmälern dieser Baukunst vor der eigentlichen Barockphase erwähnen wir die Stiftskirche in Żółkiew, einen Bau mit Querschiff und einer Centralkuppel, dessen Inneres und Äußeres unter Anwendung dorischer Pilaster durchgeführt ist. Dieser Quaderbau, eine Stiftung des Stanislaus Żółkiewski aus dem Jahre 1618, ist voll von Familiendenkmälern und Schlachtenbildern. Eine Eigenthümlichkeit ist die Anwendung des Reliefs, polnischer Ritter, sogenannter Husaren und der Wappenschilder in den Metopen; am Portale überwiegen noch immer mittelalterliche Einflüsse.

Die Klosterkirche der Carmeliter in Wisnicz — heute Gefängnißkirche — eine Stiftung des Oberstkronmarschalls Stanislaus Lubomirski aus dem Jahre 1624, erbaut in der Mitte der Fortificationen, ein schönes Werk im Charakter der deutschen Renaissance, zeichnet sich durch ihr erhabenes Innere voll Adel auf einem kreuzförmigen Grundrisse aus und birgt unter der Erde die Familiengräber der Stifter.

Lemberg hat eine schöne Kirche mit edler italienischer Façade, die Kirche der Opferung der heiligen Jungfrau, die einst den barfüßigen Carmelitern gehörte, eine Stiftung

des Jakob Sobieski, gleichfalls mit einer Kuppel über der Bierung. In Krakau zeigen die alte Kirche der Trinitarier mit einer Façade im übertriebenen Barock und eine Klosterkirche der Bistitennonnen, beide aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts, den ausgeprägten Charakter des dem Verfall zuneigenden Renaissancestiles. Ein herrlicher Bau in italienischem Geiste ist das Dominicanerkloster in Podkamin, eine Stiftung der Potocki, mit einer Kirche inmitten der Fortificationen, ähnlich wie die Klosterbauten der Bernardiner in Leżajsk bei Łańcut.

Es ist nicht möglich alle Kirchen aufzuzählen, die im Laufe des XVII. Jahrhunderts entstanden sind, aber wir können nicht umhin, die Aufmerksamkeit auf die St. Annenkirche in Krakau zu lenken, die zu Ende des XVII. und zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts von der Krakauer Universität gebaut worden ist. Die mit dem Namen des italienischen Architekten Francesco Solari verbundene Kirche hält sich an den damals allgemein üblichen Typus mit der Kuppel über der Bierung, aber ihre schöne, in classischen Formen durchgeführte, mit Statuen geschmückte Außenseite bereichern außer Dachgiebeln zwei Frontthürme, die organisch miteinander verbunden sind. Was das Innere der Kirche betrifft, so zeugt dessen lebensvoller Stil von den hervorragenden Schulen, aus denen die aus Italien gekommenen Schöpfer hervorgegangen sind. Die Gewölbe des Hauptschiffes und die Seitenkapellen wurden von Balthasar und Francesco Fontana aus Como decorirt. Die Stuccodecoration ergänzen figurale Malerei und Vergoldung im Barockstil, der mit einer Beschränkung der Bildflächen nicht spart. Der Anfang des XVII. Jahrhunderts sieht den Bau der Kirchen in der Nähe von Sokal und Beż, in die das Ausschmückungssystem des Innern aus der Annakirche übertragen wird. Von dieser Art sind: die Kirche in Wargż, eine Stiftung des Marins Matczyński mit zwei Frontthürmen und italienischer Außenseite, welche eine Mauer mit Statuen und ein Eingangsthor mit Glockenthurm umgeben; die Kirche der Bernardiner in Krystynopol, die der Basilianer in demselben Städtchen neben einer griechisch-katholischen Kirche mit achteckigem Tambour, welcher anstatt der Pendantive durcheinander greifende Bogen hat, die Kirche in Tartaków u. s. w.

Ein charakteristisches Denkmal der Epoche sind die Kapellen, welche in diesen Kirchen Magnaten und sogar Adelsgeschlechter, die durch ihre auf Reisen im Auslande gewonnene Bildung zu glänzen wünschten, bauen. Derartige Kapellen entstanden auch innerhalb der Schloßgrenzen, wie der schöne Kreuzkapellenbau in dem Schlosse Brzezany mit den Grabdenkmälern der Sienianski. Kapellen der Lubomirski finden wir in der Dominicanerkirche in Krakau, in der Pfarrkirche in Niepolomice und in Przeworsk. Eine Kapelle für die Dówięcim baute der Italiener Petroni, der sich kaiserlicher Architekt nennt, der Schöpfer der Jesuitenkirche in Przemysł, in der Franciscanerkirche in Krosno mit der herrlichen, von dem Italiener Succatori vollendeten Decoration im Innern der Kuppel.

Von den für wunderthätige Heiligenbilder in Krakau erbauten Kapellen ist die in der Carmeliterkirche auf Sand, mit einer über der Kreuzung des Schiffes errichteten Kuppel, besonders schön und stilvoll, im Innern mit corinthischen Pilastern geschmückt. Die Kapelle in der Kirche Corpus Christi ist außen mit Rustica und innen mit schönen Stuccaturdetails versehen. Von Lemberger Kapellen citiren wir die Kapellen, welche die Kathedrale umgeben und speciell die zwei ersten beim Eingange (Kampiana), die im Geiste der flandrischen Renaissance mit Verwendung von Maaflaster durchgeführt sind.

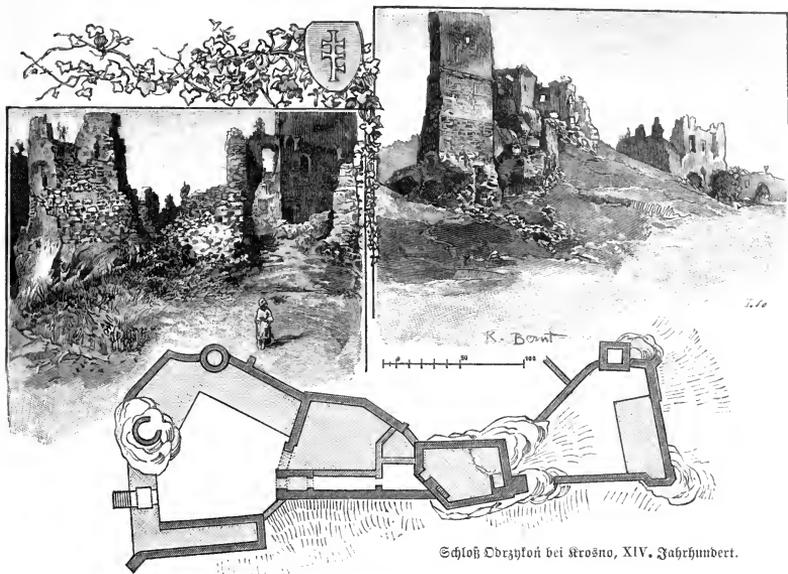
Die Sitte des italienischen Kapellenbaues verfällt am Ende des XVII. Jahrhunderts und damit zugleich die Anwendung der Kuppel für kleinere Kirchenbauten.

Das letzte Stadium zopfiger Kirchenbaukunst in Galizien zeigen in Lemberg die Dominicanerkirche und die griechisch-katholische St. Georgskirche auf einer Anhöhe hinter der Stadt. Sie sind sowohl durch ihre Dimensionen, durch ihr Prunkten mit der Combination des Centralbaues, mit Kuppeln auf elliptischer Grundlage, als auch durch merkwürdige Säulenstellung zuoberst mit der Bekrönung durch Attiken, Obelisken und Spizen interessant. Im Innern imponiren Nischen und überkräftige Gesimse. Es ist etwas Theatralisches in diesen im Geiste des Rococo reich ausgestatteten Innenräumen, das an die sächsischen Zeiten in Polen und an die Residenzstadt Warschau erinnert. Doch das sind Ausnahmsobjecte in Galizien. Die Zeiten des Stanislaus August documentiren sich durch den Bau der Kirche in Bodhorce mit ihrem Pseudoclassicismus und durch die Kirche in Dutka, eine Stiftung des Mniszef. Die Synagogen, die meist aus dem XVII. Jahrhundert stammen, weisen schöne Typen des Ziegelbaues in galizischen Städten und Flecken auf; am gewöhnlichsten ist der Typus der Bauten mit Attiken, die eine Reihe von Blendern tragen. Diese Attiken, hinter denen sich die Dächer verbergen, tragen hübsche Zinnen, wie wir sie in der alten Synagoge in Żółkiew sehen. Eine Charakteristik des Innern oder eigentlich des einzigen geräumigen gewölbten Saales der Synagoge bilden vier concentrisch stehende, mit Bogen verbundene Säulen oder Pfeiler, die meistens eine kleine Mittelkuppel tragen. Sie dienen als Grundlage für die Gurten, welche sich gegen die Wände stützen und das Saalgewölbe in neun Kreuzfelder theilen. Häufig wird ein erhabenes Emporium für Frauen in der Etage über der Vorhalle des Einganges angebracht, wie in den schönen Synagogen in Rzeszów. Stilunterschiede mit einer gewissen Beimischung der orientalischen Ornamentation lassen sich in der barockartigen Durchführung der Decoration in der Synagoge von Przeworsk bemerken, die schon aus dem XVIII. Jahrhundert stammt. Den Typus jüdischer Synagogen mit Attiken im Charakter des Barockstiles finden wir in der Umgebung von Belz und Sokal, in Nowy Sacz und an vielen Orten unter den galizischen Ruthenen.

Die Architektur der jüngsten Zeiten. Die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts ließen hervorragende Bauwerke in Galizien nicht erstehen. Die Verwaltung des Landes und

der Städte fühlte kein Bedürfnis, öffentliche Bauten herzustellen, die Frömmigkeit reizte nicht zu neuen Kirchenbauten, da die Aufhebung der geistlichen Orden am Ende des vorigen Jahrhunderts die alten Klostergebäude in der Landeshauptstadt zur bequemen Unterbringung von Ämtern, Schulen, Spitälern u. s. w. frei machte und die Kirchen niedergerissen wurden, um Raum für die Erweiterung der Städte zu gewinnen. So war es in der Hauptstadt des Landes, so in der Provinz. Die Gleichgiltigkeit für die alten Denkmäler der einheimischen Baukunst gestattete ihre Vernichtung; die Behörden bemühten sich nicht, den Kunstsinne zu heben und gaben ein schlechtes Beispiel bei dem Bau der neuen stillosen Kirchen in den Dörfern und Städtchen. Von dem in der abendländischen Welt sich entwickelnden Romantismus, welcher sich zuerst in der Wiederaufnahme der mittelalterlichen Stile bemerkbar macht, erfährt Galizien und das Großfürstenthum Krakau erst nach dem Jahre 1830.

Die Familie des Grafen Potocki eröffnet hier die Bahn. Die Restauration der Kapelle des Bischofs Padniewski in der Kathedrale am Wawel in den Jahren 1832 bis 1840 im Geiste der griechischen Renaissance mit Verwendung von Marmor, Stucco, Bronze, von Meisterwerken der Bildhauerkunst und italienischer Malerei, wird von Peter von Nobile durch aus Wien mitgebrachte Arbeiter vollendet; ebenso der Bau der gothischen Kirche in Krzeszowice nach dem Plane des berühmten Karl Friedrich Schinkel. Dieses Monumentalwerk ist der erste gewichtige Zeuge der neuen Richtung in der heutigen Baukunst Galiziens, da es schwer fällt, dasjenige ernst zu nehmen, was gleichzeitig als Gothicismus bei dem Baue der Paläste, Höfe, Kapellen zur Mode wird und sich an den Namen des Italieners Lanzi knüpft, der sich in Polen ansiedelte, eines Lieblings der Herrenhäuser, welche den Romantismus und das Mittelalter begünstigen. Einflüsse des Münchener Romantismus und richtige Auffassung des Gothicismus und Anpassung an dessen locale Abarten bringt die vom Architekten Karl Kremer begonnene Restauration des alten Collegium majus in Krakau im Jahre 1848 und liefert durch die in die Wände eingemauerten Fragmente, welche aus den zerstörten Krakauer Gebäuden stammen, den Beweis für die neu aufkeimende Verehrung für die Kunst der heimischen Vergangenheit. Diese Verehrung documentirt sich auch in der Restauration der im Jahre 1850 abgebrannten Krakauer Kirche, sowie in der Gründung einer archäologischen Commission im Schoße der „wissenschaftlichen Gesellschaft“ (Towarzystwo naukowe) und in der Thätigkeit der von der Regierung bestellten Conservatoren für die Kunstdenkmäler. Als Resultat der Studien über die Architekturdenkmäler des alten Krakau folgt die verständige Restauration des mittelalterlichen Collegium majus, welche durch den Architekten Felix Ksiezarski unter unmittelbarem Einflusse des Regierungsvertreters Baurathes Josef Bergmann aus Wien im Jahre 1864 zu Ende geführt wurde, und dann der Umbau der



Schloß Odrzytów bei Skośno, XIV. Jahrhundert.

alten Sukiennice am Krakauer Ring, mit Anwendung von Motiven der Krakauer Renaissance in den Jahren 1876 bis 1879 durch den Architekten Thomas Pryliński. In der letzten Zeit erhielt das Innere der Marienkirche ihr gothisches Gepräge wieder, das durch die Decoration der Barockepoche vernichtet worden war, Dank den Bemühungen eines sachverständigen Comité's, Dank dem Architekten Thaddäus Stryjeński und dem Genie Matejko's, der die herrliche Polychromie der Wände durchführte. Nach dem Muster Krakau's begann jetzt die stilgemäße Restauration der Kathedralekirche in Tarnów, die unter der Leitung des Lemberger Architekten Professors Zacharjewicz mit tiefem Verständnisse durchgeführt wurde.

Als Resultat der Studien über die mittelalterliche Kunst Krakau's und fremder wie einheimischer wissenschaftlicher Arbeiten auf diesem Gebiete entsteht die Bauerschule, welche sich zum Grundsatz macht, neue Gebäude mit Anwendung des architektonischen Formenapparates aus der Vergangenheit aufzuführen. Ein schönes Ergebnis dieser Bestrebungen ist das Gebäude der neuen Universität, das sogenannte Collegium novum, im Geiste der Krakauer Spätgotik, durch den obgenannten Architekten Felix Ksiezarski conceipirt, der noch vor der Vollendung des Werkes starb. Motive des alten Collegium majus wurden, was speciell die Einwölbung anlangt, in dem herrlichen Treppenhaus und in den Etagen-corridoren in großartigem Maßstabe angewendet. Die Autonomie des Landes, seit dem

Jahre 1871, erweckte in Lemberg eine künstlerische Bewegung in der Richtung neuer monumentaler Bauten im Geiste der Renaissance. Noch zuvor, namentlich 1863, entsteht hier ein herrliches Gebäude, das sogenannte Zwahlenhaus nach dem Projecte des berühmten Wiener Architekten Theophil Hansen. Um zehn Jahre später baut Julian Zachariewicz das Gebäude der Polytechnik, ein Werk im Geiste der italienischen Renaissance mit herrlicher Frontcolonnade, einem in großen Dimensionen entwickelten Treppenhause und einer herrlichen Aula, für welche Matejko die Bilder malt. Derselbe Architekt schafft die schöne Kirche und das Kloster der Franciscanerinnen, mit farbigen Ziegeln im Außern und delikater Polychromie im Innern. Der tüchtige Architekt vollführt schließlich den Bau des Sparcassengebäudes, in welchem er den Prunk kostbaren Materials im Stile der italienischen Renaissance anwendet. Man findet noch andere ebenso originell ausgedachte Arbeiten desselben Künstlers in der Provinz, wobei wir an die gothische Kirche in Bucniów denken.

In der Entwicklung der Architektur Lembergs macht der Bau des Landtagsgebäudes Epoche, der nach dem Plane des Lemberger Architekten Hochberger in den Jahren 1877 bis 1881 im Stile der italienischen Renaissance erstand, mit herrlichen Nischen bei Anwendung von Säulen, korinthischen Pilastern und Figurengruppen. Das herrlich angelegte Treppenhause führt im oberen Stockwerk in den Landtagsaal mit Gallerien und Emporien, der durch Schönheit und künstlerische Einfachheit von der Hebung des Kunstsinnes in den Zeiten der Autonomie des Landes Zeugniß ablegt.

Unter den öffentlichen Bauten in Lemberg concurriren die Regierungsbehörden (Statthaltereigebäude, Universität, Kliniken u. s. w.) mit dem Stadtrathe (öffentliche Schulen, wissenschaftliche und Wohlthätigkeitsanstalten) und mit den Besitzern der Wohnhäuser und herrschaftlichen Palästen. Es ist gewiß, daß man in ihnen nicht immer originellen Schöpfungen begegnet, daß Wien die Muster beistellt, aber ebenso gewiß ist es, daß in Lemberg eine Baubewegung besteht, die neben jener auf dem Gebiete der Malerei und Bildhauerei Beachtung verdient.

Burgen, Schlösser und Herrenhöfe. — Galizien ist reich an Ruinen, Schlössern und Burgen, aber die ältesten reichen nicht über das Ende des XIV. und XV. Jahrhunderts zurück. Die Schlösser auf ruthenischem Boden stammen hauptsächlich aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. Der Grund ist leicht begreiflich, da Brände und Umbauten die älteren, lange Zeit hindurch aus Holz erbauten Burgen, mit ihren hölzernen Wästen, in der Umfassung mit Erdwällen, Gräben und Falljaden versehen, vernichteten. War ja doch selbst das Schloß am Wawel noch im Jahre 1245 ganz aus Holz aufgeführt und das war wohl auch in den Residenzen der ruthenischen Fürsten und in den Stammstätten der polnischen Großen der Fall. In den heutigen Bezeichnungen der Niederlassungen Grodet,

Grodzisko, in den Resten der Erdbauwürfe (Krylos bei Halicz) erhielt sich die Erinnerung an diese frühmittelalterlichen Schlösser.

Als die ältesten Reste gemauerter Burgen, die heute überwiegend Ruinen sind, haben wir das Schloß Tenczyn, den Stammsitz der Toporczyk, Melsztyn am Dunajec, Odrzykóu bei Krosno, geringfügige Reste des Schlosses bei Tarnów, des Stammsitzes der Leliwiten in Sobień bei Liszko und kleine Starostenburgen am Dunajec und Poprad bei Czorsztyn, Nytro, Tropic, Czchów u. s. w. zu betrachten. Sie weisen die mittelalterliche Anlage auf, obwohl Schmuckdetails der Gothik, welche ihnen architektonische Bedeutung geben würden, fehlen.

Eine der schönsten Ruinen mittelalterlicher Schlösser in Galizien ist Kamieniec, das heute den Namen Odrzykóu trägt, in der Nähe der Stadt Krosno, der Stammsitz der Moskorzewski, welche von diesem Schlosse den Namen Kamieniecki angenommen haben. Es erhebt sich auf einem Felsrücken, dessen höchsten Theil ein umfangreicher Donjon einnimmt, im Fünfeck mit Hurdengallerien am Giebel gebaut, von denen Kragsteine übrig geblieben sind. Es umfaßte die zweistöckige Wohnung der Herrschaft, eine Kapelle und Poterne. Der Eingang führte durch ein gothisches Thor und durch eine Zugbrücke von dem niedriger gelegenen Theile, der die Wohnung der Hofleute und die Zimmer der Besatzung umfaßte. Im Schloßhofs befand sich ein einziger Brunnen inmitten der Vertheidigungsmauern mit einer hervortretenden viereckigen Vase. Hier war die Küstammer. Die Hofleute und die Besatzung erhielten kein Wasser, wenn sie nicht durch den Donjon gingen. Die niedriger gelegene Vorburg bewahrte die Überreste der Wirthschaftsgebäude und einen am Eingange als Wachtthurm dienenden Felsen. Das Schloß wurde 1657 von Rakoczy niedergebrannt und erhob sich seitdem nicht wieder.

Die Burg Melsztyn liegt auf einer bedeutenden, oben künstlich bepflanzen Anhöhe am Dunajec. Sie wurde im Jahre 1340 von Spytek, dem Kastellan von Krakau, erbaut. Erhalten sind noch der hohe Thurm mit Wohnungsetagen und Schießscharten, die in den Zimmerwänden neben den gothischen Fenstern abwechselnd angebracht sind, mit einer Communication und mit guten Stapelplätzen, zu denen man auf Leitern gelangt, ferner Reste der Umfassungsmauern und Spuren der Paläste des Laurentz Spytek aus dem XVI. Jahrhundert.

Das Schloß Tenczyn bei Krzeszowice erbaute um das Jahr 1319 Rawój, der Ahnherr des Geschlechtes Teczynski, vom Wappen Topór. Die herrlichen Ruinen erheben sich auf bedeutender Anhöhe inmitten von Wäldern, mit dominirendem altem Donjon, Resten der Kapelle und zweistöckigem Wohngebäude. Der Weg zum Thurm führt aus der Vorburg zwischen Mauern, den Eingang zur Vorburg vertheidigt ein im Grundriß kreisförmiger Barbakan mit zwei Reihen von Schießscharten, vor ihnen finden wir Spuren der

Gräben und der Zugbrücke. Das Ganze umgibt eine Mauer mit Zinnen und Schießscharten und eine Reihe von cylindrischen aus Ziegeln gebauten Bastionen. Das XVI. Jahrhundert bringt hier als Zubauten Verteidigungsmauern nach außen, welche durch ihre Attika charakteristisch hervortreten, zugleich Gallerien um den inneren Hof des Schlosses. Sie sind das Werk des Restaurators des Schlosses Jan Tęczyński, Kastellans von Wojnicz, der 1593 starb.

Wir gehen zum Krakauer Schloß über, insoweit von ihm ins XIV. Jahrhundert gehörige Theile übriggeblieben sind. Jetzt für militärische Zwecke eingerichtet, umfaßt es die Plattform einer hervortretenden felsigen Anhöhe, deren Fuß an der Westseite die Weichsel bespült. Mittelalterliche Theile des Schlosses bilden die sogenannte Hühnersteige (Kurza Stopa), ein thurmartiger Bau, der gegen Osten aus dem Palastkörper hervortritt, und das benachbarte zweistöckige gothische Gebäude, beide aus der Zeit König Ludwigs von Polen und Ungarn und Jagiello's (1390). Die Hühnersteige ist die alte Schloßkapelle. Der anliegende gothische Bau hat in einem unteren Saale ein Kreuzgewölbe mit Rippen, dessen Schlusssteine aus Stein gemeißelte ungarische und polnische Wappen tragen. Mauern mit Zinnen und einige riesige Thürme kann man ins XV. Jahrhundert verlegen. An die Vorburg erinnert der Platz, der seit einiger Zeit mit einem Militärkazareth verbaut ist. Von dem vertheidigten Haupteingang an der Nordseite besteht noch der untere Theil des Barbakans und der gewölbte Corridor. Die Vorburg umfaßte die Häuser der Adligen, die Wohnungen der Priester und Kirchen, wodurch er sich von den Flecken der oberwähnten Burgen unterschied, deren Vorwerkbauten die Wirthschaftsverwaltung der Herrschaftsgüter beherbergten.

Kleinere Burgen finden wir am Fuße der Karpathen, am Dunajec und Poprad an der Grenze von Ungarn, ebenfalls in Ruinen. Von geringem Umfang, auf schwer zugänglichen felsigen Anhöhen liegend, sind sie mit einer Mauer umgeben und zeigen einen Hof, in dem sich ein bescheidenes Gebäude für die Wache befindet. Charakteristisch für diese kleinen Schlösser ist der hohe Wachtthurm im Umkreise der Mauern und der Verteidigungseingang in den Festungsraum. Wir nennen hier die Schlösser Czorsztyn, Mytko, Muszyna, Tropie, Czchów und die Mauerreste des Schloßleins der seligen Kinga in Pieniny in der Nähe von Szczawnica. Dem XIV. Jahrhundert gehören der runde Gefängnißthurm im Schlosse Lipowiec bei Zator und ein Schloßthurm in Dźwięcim an.

Aus den bescheidenen Herrschaftswohnungen in den Familienburgen des XIV. Jahrhunderts wachsen am Ende des folgenden Jahrhunderts Wohngebäude heraus, in denen das Befestigungswerk der Bequemlichkeit untergeordnet ist. Beispiele dieser Art sind das Schloß in Dębno bei Wojnicz und die alten Theile des Schlosses in Wiśnicz. Von diesen ist das erstere bewohnt, das letztere eine Ruine. Sie wählen ihre Fundamente auf

Anhöhen und werden von Befestigungsmauern und Erdwällen umgeben, aber Thürme und Basteien treten an das mehrstöckige Wohngebäude heran und sind mit ihm an den Ecken verbunden; der innere Hof des Gebäudes ist bedeutend erhöht und auch durch äußere Stiegen zugänglich. Er besitzt an drei Seiten eine Reihe von Zimmern, an der vierten liegt der Eingang und eine Festungsmauer mit Erenelirungen. Die Communication mit den Zimmern vermitteln hölzerne Gänge, die auf Kragsteinen im Schloßhofe ruhen. Das Schloß in Dešno bewahrt Spuren der Ausschmückung im Charakter der späten Gothik in den Erkern und in den Hochbauthürmen, die mit kleinen Vierecken aus dunklen und hellen Ziegeln decorirt sind. Trotz einzelner Stilveränderungen aus späterer Zeit, so des Hauptportales aus dem XVII. Jahrhundert, ist doch die Plananlage die alte geblieben.



Schloß Wisznice bei Wodznia, XVII. Jahrhundert.

Das Schloß in Dešno erbaute Jakob Debiński, Kastellan von Krakau aus dem Geschlechte Odrowąż, in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts aus Stein und Ziegel. Das Schloß in Wisznice bauten die Herren von Kmit als Besitzer der umliegenden Gebiete. Die Gothik verräth sich in runden Eckbasteien und in der Anlage eines erhöhten inneren Schloßhofes. Doch vernichtete das gothische Detail ein Umbau des Schloßes durch Stanislaus Lubomirski im Anfang des XVII. Jahrhunderts.

In den Anfang des XVI. Jahrhunderts muß man die so wichtigen Reste in Koźnów am Dunajec verlegen, den einstigen Besitz des Vaters des Hetman Tarnowski. Es ist das eine große Beste, die niemals vollendet wurde, welche aber die Absicht zeigt, sich des neuesten Fortificationsystems zu bedienen. Wir finden hier einen Belluard in der Ecke, umfangreiche, gewölbte Localitäten mit Öffnungen für die Geschütze, mit denen man nach zwei Richtungen schießen konnte. Die Mündungen sind in einer äußeren, festen Gurdengallerie aus Stein angebracht, die sich als gothisch repräsentirt. Der ganze Belluard oder die bedeckte Bastei ist aus riesigen Quadern erbaut und mit Renaissance-Wappenschilberu,

geschmückt. Daneben erhielten sich eine Rustikabastei mit einem Einfahrtsthor und einem Eingang für Fußgänger, die Spuren einer Zugbrücke und ein Ausfallskanal oder Poterne. Es ist schade, daß dieser Überrest, einschließlich der Mauer, welche den Belluard mit dem Thore verbindet, zum Wirtschaftsgebrauche (Brennerei) umgestaltet worden ist.

Das bei den vermögenden Geschlechtern zu Ende des XV. Jahrhunderts erwachte Verlangen nach Prachtgebäuden brachte es mit sich, daß auch dem Hofe der Jagellonen seine Wohnungen in dem Krakauer Schlosse am Wawel eng und unbequem wurden. Dies hatte einen vollständigen Umbau desselben im Geiste der italienischen Renaissance durch König Sigismund I. zur Folge. Das ist der Anfang der königlichen Paläste, wie wir sie heute noch allerdings im Zustande der Vernichtung, aber mit ausgeprägten Stilmerkmalen vorfinden. Francesco aus Florenz, Sohn des Philipp Lori und seiner Frau Angela Balsinello aus Settignano, dessen Onkel unter Alberti und Rossellini gearbeitet hatte, wurde vom König Sigismund aus Italien berufen, um die neuen Wohnräume zu bauen. Er zeichnete die Pläne für das Gebäude, welche nach seinem, im Jahre 1516 eingetretenen Tode der Schöpfer der Sigmundkapelle in der Krakauer Kathedrale Bartolomeo Berecci ausführte, dessen Oheim Antonio Soliari, der Autor der Freskogemälde im Kloster St. Marco in Florenz war. Der Bau wurde 1534 vollendet. Ein Zeuge der ursprünglichen Pracht ist der geräumige Schloßhof in Form eines Rechtecks, mit zwei-stöckigen Flügeln im Norden und Osten, zum Theile auch im Westen und mit Arkadengalerien unten und im ersten Stockwerk, während die Säulen des zweiten einen einzigen zierlichen Plafond tragen. Die Stockwerke umfassen eine Reihe von Sälen, die ihres Schmuckes beraubt sind, mit Ausnahme der Fenster- und Thüröffnungen, welche auf die Gallerien des Schloßhofes hinausgehen. Das sind Arbeiten zünftiger Krakauer Steinmeße im gothischen Charakter, mit Renaissancegesimsen von eigenthümlicher Schönheit gemischt, die von einem Zusammenarbeiten einheimischer Arbeiter mit den Italienern Zeugniß geben. Schön ist ein hervortretendes Renaissancefenster an dem westlichen Flügel, herrlich das Eingangsthor mit Füllungen und Rosetten ober den Bogen der Arkade. Es fehlt nicht an Erinnerungen an die Pracht der Schloßsäle und Zimmer; den Decorationen der Renaissancedecke entsprach hier der Prunk der mit Arrazen bedeckten Wände. In dem Palastthurm neben der Kurza Stopa findet man die schöne Stuckdecoration einer Kapelle, ein Werk Sigismund III. Wasa, auf dessen Kosten dieser Schmuck der Paläste am Wawel entstanden ist.

Es fehlt nicht an Beweisen, daß am Abhang der Carpathen der polnische Szlachic aus seinem hölzernen Schloßlein auf den Anhöhen in ein neugebautes, mehrstöckiges Herrenhaus ins Dorf übersiedelte, das zwar im Innern keinen Hof hatte, aber bequem und vor Anfällen des Gefindels gesichert war. Ein großer Speisesaal, daneben kleine

Ubicationen, an den Ecktürmchen die sogenannten Seitenzimmer (Alkierze), unten ein Flur, Stapelplätze, dabei ein Thor mit einer Zugbrücke und hochgelegene Parterrefenster charakterisiren diese Herrenhäuser der Dörfer, die wie aus Stein erbaut aussehen und oben mit einer Attika geschmückt sind. Ein Beispiel solcher Edelhöfe des XVI. Jahrhunderts ist das bis jetzt bewohnte Herrenhaus in Sezów bei Bobowa aus dem Jahre 1525 mit



Aus dem Wawel in Krakau, XVI. Jahrhundert.

Renaissance-Umrahmung der Fenster, mit Balkendecken und gemalter Wanddecoration. Ebenso das sogenannte Schloß zu Szymbark bei Grybów, herrliche Reste eines umfangreichen Baues mit Thürmchen an den Ecken und einer schönen Attika. Der untere Theil der Thürmchen ist massiv, im Oberstock trägt er mit Hilfe von Kragsteinen die Seitenstubenlocalitäten.

Dieser Typus des Edelhofes entwickelt sich im großen Maßstabe auf den Besitzungen der Magnaten. Es sind dies Palastbauten mit einem Schloßhofe im Innern, mit Kapelle,

Thürmen und Reihen von Sälen und Zimmern, wie sie das lärmende Leben der Magnaten erforderte. Man könnte diese Edelhöfe nicht etwa Burgen nennen. Höchstens sind sie ringsum mit einem Graben umgeben. Hierher gehört das Schloß in Baranów an der Weichsel, erbaut von Andreas Leszczyński von Leszno, Wojwoden von Brzesk-Kujawien, in den Jahren 1579 und 1602, in Gestalt eines verlängerten Rechteckes, mit einem großen Schloßhofe, der durch zwei Stockwerke von Gallerien umgeben war. Von außen hat es an den Ecken runde Wohnungsbausteine und in der Mitte einen Thurm, durch den der Eingang führt. Die Arkadensäulen stehen auf Stylobaten, zahlreiche schöne Thüröffnungen im Charakter der Spätrenaissance zeugen von den Fähigkeiten des Architekten. Das Gebäude ist zum Theile bewohnbar. Hierher gehören auch die alten Theile des Schlosses in Sucha in der Nähe von Kalwarya Zebrzydowska, welche die Wielopolski aus Zywiec bauten, vor Allem aber das Schloß in Krasieczyn bei Przemyśl, das bis vor kurzem gut erhalten war und sich jetzt von den Beschädigungen eines Brandes im Jahre 1850 erholt. Dieser in feinen Proportionen erhabene Bau entstand im Jahre 1592 auf Kosten des Besitzers der benachbarten Landgüter, des Stanislaus Krasiecki aus Sien, Kastellans von Przemyśl; vollendet wurde er von seinem Sohne Martin Krasiecki, Wojwoden von Podolien (1603). Er ist im Viereck gebaut, mit riesigen Thürmen an den Ecken, deren unteres Stockwerk Geschüßscharten einnehmen, während das obere Raum für die Zimmer bietet. Am Eingange steht ein imposanter Thurm, auf einer der Bausteine eine mit einer Kuppel gedeckte Kapelle. Die herrliche Decoration des Innern, die stilvolle Umfassung der Marmorthüren, die Kranzattika an der Spitze der Bausteine und Schloßwände erinnern an die Spätrenaissance. Die Burg wird von ihrem Besitzer, dem Fürsten Adam Sapieha, bewohnt.

Zu dieser Art von Herrenhöfen gehören auch die Reste der Burg in Niepokojice. Ferner der älteste Theil der Ruine in Żółkiew, und zwar der Pavillon in der Tiefe des Schloßhofes mit einer Reihe gewaltiger Fenster im oberen Stockwerke, mit edler italienisch profilirter Umrahmung und Aufschriften an den Friesen. Der Bau ist mit dem Namen des Stanislaw Żółkiewski, der im Jahre 1620 bei Cecora fiel, verknüpft.

Mit dem Namen des Stanislaus Lubomirski, Wojwoden von Krakau, über dessen Schloß, sowie über die Erhaltung einer eigenen Armee heute fast fabelhafte Erzählungen im Umlaufe sind, ist die Entwicklung der Architektur der großen polnischen Schlösser in Galizien verbunden.

Zu den Denkmälern, welche ihre Entstehung dem Stanislaw Lubomirski verdanken, gehören in Galizien die Schlösser in Wisnicz und Lascut. Wisnicz ist eine herrliche Ruine mit architektonischen Fragmenten ersten Ranges. Ganz sind seine muffinisch decorirten Fortificationen erhalten. Ein herrliches Thor im Renaissancestile führt uns auf einen

umfangreichen Platz, auf welchem sich ein zweistöckiger Palaſt erhebt, in deſſen Schloßhof man den Reſt einer ſchönen Renaissancegallerie, ein Treppenhaus und eine Kapelle findet. Łańcut hat allerdings zum großen Theile ſeine Wiśnicz ähnlichen Vertheidigungswerke verloren, dafür dienen aber die umfangreichen Bauwerke des Palaſtes bis heute als eine wahrhaft königliche Wohnſtätte des Geſchlechtes der Potocki und beherbergen eine reiche Sammlung von Denkmälern und Kunſtwerken, die durch die Bemühungen der Marſchallin Fürſtin Lubomiſka geſammelt worden ſind. In das Innere des Gebäudes führt ein



Altpolniſcher Edelhof zu Szymbark bei Grybów, XVI. Jahrhundert.

herrliches Portal durch einen gewölbten Flur, über welchem ſich ein Thurm erhebt. Ähnliche Thürme finden ſich an den Ecken der Frontwand.

Das Schloß von Kzeżów beherbergt heute das Gericht. Sein Feſtungsplatz iſt in einen Garten umgewandelt. Die Befeiſtigung, jene Steinoſcarpen und Contre-Éſcarpen, Gräben und Wallſagen ſind hier beſſer erhalten als an den früher genannten Bauwerken.

Den ſüdöſtlichen Theil Galiziens an den Flüſſen Dnieſter, Zbrucz, Złota Lipa, Sereth, Strypa und Byſtryca hat das XVII. Jahrhundert mit einer außergewöhnlichen Zahl herrlicher Adelswohnungen in Geſtalt von vertheidigten Burgen, zugleich Befeiſtigungswerken

oder ruthenischen Fortalitionen erfüllt, in denen die Bevölkerung der Umgebung und der Adel bei Türken- und Tatareneinfällen und in den Kosakenkriegen Zuflucht suchten. Lateinische und ruthenische Klöster umgeben Vertheidigungsmauern mit ihren Bastien und Bastionen und an den Verschanzungen der heiligen Dreifaltigkeit (S. Trójca) schwingt sich die Befestigungskunst zur Schöpfung eines stark besetzten Vertheidigungspunktes auf, der einer weiten Umgebung diene. In diesen Grenzgebieten des alten Polens siedelten sich im XVII. Jahrhundert die hervorragendsten polnischen Geschlechter an und entfalteten ein glänzendes Leben, umgeben von zahlreichen Hofleuten, einem eigenen Heere und all dem, um was sie der Hof eines souveränen Fürsten beneiden mochte. Mit ihnen entstehen stilvolle Werke fremder Architekten und ausländische Reisende beschreiben mit Verwunderung den Prunk der Gemächer, der herrschaftlichen Schatzkammern und der Suite, die den polnischen Magnaten zu Hause und auf kriegerischen Zügen umgab. Von all diesem Reichthum trifft man heute nur noch Ruinen und Schutthaufen in der Nähe der Städte und Flecken, meist auf Anhöhen an.

Paläste, wie in Wiśnicz, Łańcut, Rzeszów u. s. w. finden hier selten eine Wiederholung; häufiger findet man die Wohnungen des Adels an Festungsmauern neben einem ungemein großen Festungshofe mit Verschanzungen, Mauern und Belluarden gebaut, welche zugleich von der Bestimmung des Ortes als öffentliches Fortalitium zum Schutze der Bevölkerung der Umgebung Zeugniss geben. So repräsentirt sich in seinen Ruinen das Schloß in Brzezany am Flusse Błota Lipa, der Sitz des Geschlechtes der Siemiawski, erbaut am Ende des XVI. Jahrhunderts. Es zeigt eine ursprünglich im Fünfeck aufgeführte Umfassung mit Mauern und Bastien, neben denen sich die Palastflügel hinziehen. Im Schloßhofe steht die obgenannte Renaissancekapelle mit den Grabmälern der Siemiawski.

Die Ruinen des Schlosses in Buczacz an der Strypa sind ein mächtiges Festungswerk mit Mauern und Bastien von ovalem Grundrisse, das dem Geschlecht der Potocki gehörte und auf einer Anhöhe erbaut wurde. Man sieht jetzt noch Reste herrlicher Wohnungen mit Gallerien vom Schloßhofe aus, in diesem selbst die Spuren einer Fontaine. Peter Potocki, Kastellan von Kamieniec, erhob im Jahre 1672 zu neuem Glanze das alte Schloß in Czortków, dessen herrliche Rudera dasselbe Vertheidigungssystem darstellen.

Das Schloß in Łoczoń, heute als Strafhaus benützt, imponirt durch seine Lage auf der Anhöhe und durch die Reste seiner Fortificationen. Bewohnt wurde es von König Jan Sobieski, dem Besitzer der benachbarten Gebiete.

Mit dem Typus dieser bewohnten Schlösser stehen in keinem Zusammenhange die verhältnißmäßig gut erhaltenen Reste in Żbaraż, dem Stammsitz des verdienstvollen Geschlechtes der Fürsten von Żbaraski, der später an die Fürsten Wiśniowiecki über-

gegangen ist. Das zwischen Sümpfen gelegene Schloß ist durch Mauervälle in ein großes Viereck gefaßt, mit Casematten und Bastionen an den Ecken versehen. In der Mitte des inneren Schloßhofes stehen noch Reste eines Renaissancepalais im flandrischen Stile.

Ein Palaßfortalium, dessen Reste sich in der Nähe von Lemberg herrlich repräsentiren, dessen Kranzattiken und schöne Einfahrtsbastionen die architektonischen Merkmale des XVII. Jahrhunderts zeigen, ist das Schloß Starejsko, von Ladislaus Dominik, Fürsten von Ostrog und Zaslaw im Jahre 1642 begonnen, im Jahre 1649 vollendet, heute für industrielle Zwecke verwendet und zum Theil Ruine.



Schloß Krasieczyn bei Przemyśl.

Aber nicht immer waren die Schlösser des XVII. Jahrhunderts in Ruthenien mit einer Befestigung zum Schutze der Umgebung verbunden. So Nesko, das heute als Aufenthaltsort der Familie des Königs Johann III. und als Geburtsstätte dieses Königs und Helden berühmt ist, erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe, durch Mauern ovalförmig gestaltet, mit dem Eingang im Untertheile des Thurmes. Inmitten der Ruinen trifft man schöne Details der Renaissance-Architektur und Rococodecoration der Zimmer aus Stuck an. Es sind dies Arbeiten französischer Künstler, welche die Königin Maria Kazimira in den Jahren 1683 bis 1687 ausführen ließ.

Malerisch sehen die Ruinen des Schlosses in Halicz aus, die umso interessanter sind, als ihre Reste das mittelalterliche Fortificationsystem zeigen, obwohl das Schloß erst Andrzej Potocki, der Starost von Halicz, 1658 erbaute. Die Pläne entwarf der Ingenieur Franz Corazzini aus Avignon. Ebenfalls malerisch erscheint die Schloßruine im Städtchen Skala am Bzucz, welcher Bau im XVI. Jahrhundert von dem Geschlecht Lanckoroński aufgeführt wurde.

Von der Reihe von Schlössern mit Magnatenwohnungen in Ruthenien ist doch wenigstens eines intakt geblieben: das Schloß Bodhorce unfern Olesko, das wegen der darin aufgehäuften und gehüteten herrlichen Culturobjecte des XVII. Jahrhunderts, wegen der in ursprünglicher Reinheit erhaltenen Decoration der Decken, der Täfelung der Wände und der Kamine und wegen der allgemeinen Stimmung des ganzen Bauwerkes ein wahres Kleinod ist. Wackaw Rzewuski, der Sohn des Hetmans, hat zahlreiche Andenken an die Sobieski gesammelt. Das Schloß erbaute der Oberstkronhetman Stanislaw Koniecpolski. Es bildet ein Rechteck mit zwei Seitenpavillons im Stil der Spätrenaissance und macht trotz seiner Einfachheit einen erhabenen Eindruck. Das Ganze umgibt eine starke Mauer mit schönem Einfahrtsthor; Terrassen mit Balustraden erheben sich über den Verschanzungen, in ihrer Gesellschaft befinden sich achteckige, auf Consolen vorgeschobene kleine Wachtthürme. Im oberen Stockwerke des Schlosses gibt es eine Loggia und die Stelle des alten Treppenhauses nimmt eine Kapelle ein. Das Schloß ist gegenwärtig Eigenthum des Fürsten Gustavus Sanguszko.

Von diesen Repräsentanten des Magnatenthums kehren wir zu denjenigen Festungswerken zurück, die heute Ruinen sind, einst aber der Bevölkerung in diesen, den Einfällen der Feinde so sehr ausgesetzten Gegenden des Landes Schutz boten. Sie finden sich längs der alten Tatarenstraßen, auf denen diese Feinde ins Land zogen. Sie finden sich auf hervorragenden Anhöhen als ein umfangreicher Platz, der durch starke rechteckig oder häufiger vieleckig herumlaufende Mauern mit Bastionen und riesigen runden Belluarden und mit einer Reihe von Schießscharten in den Stockwerken für Geschütze und Handwaffen abgeschlossen ist. Der häufig zierliche Eingang ist im unteren Theile des Thurmes angebracht. Alles umgab ein Wall und Graben. Die Einrichtung einer solchen Festung zeugt häufig von Verständniß des Ingenieurs, der von dem Gründer aus der Fremde berufen wurde; der Gründer verkündigt sein Verdienst durch eine Marmorinschrift unter dem Hauptthor. Solche Fortalitionen schließen mit ihren Bauwerken nicht in die Höhe, sondern sind ausgebreitet und in den Proportionen gedrückt.

Die Ruinen des Schlosses Herburta bei Dobromil repräsentiren einen Typus, der sein Fundament auf dem Gipfel eines hohen und mit Wald bedeckten Berges aufgesucht hat. Der Zutritt ist hier schwierig; Mauern schließen die zum Schutze der Bevölkerung

bestimmte Fläche ab, die von vorne ein riesiger vieleckiger Belluard mit Schießscharten verstärkt. Dieses Schloß baute das Geschlecht der Herburt von Julstyn. Im Anfang des XVII. Jahrhunderts schmückte Szczyżny Herburt die Mauern mit einer zierlichen Attika und benützte den alten Belluard für die Einrichtung von Wohnungen.

Herrlich ist die Ruine des Schlosses Rakowiec am Dunajec mit einer Umfassungsmauer im Quadrat, mit einer sechseckigen Bastei, mit einem Brunnen und einer Kapelle. Es entstand in der Mitte des XVII. Jahrhunderts durch Fürsorge des Dominik Wbalbert Bieniawski, königlichen Mundschenk von Galicz.

Die Ruinen von Trembowla rufen die Erinnerung an die wirksame Bertheidigung gegen die Türken wach. Die äußeren Mauern umschließen ein unregelmäßiges Fünfeck, dessen Spitze am Gipfel des Berges ein großer ovaler Belluard abschließt. Zwei durch Mauern verbundene Basteien vertheidigen es von der entgegengesetzten Seite.



Stadt Szala in Podolien.

Das Fortalitium Czarnelica am Dniester, im Jahre 1659 von Michael Georg Czartoryski, dem Wojwoden von Brackaw erbaut, zeigt inmitten der Ruinen eine erhabene Einfahrtsbastei im Charakter der niederländischen Renaissance. Pniów hat Umfassungsmauern, deren Plan einem Rechteck sich nähert, mit zahlreichen Basteien. Ein Werk des Geschlechtes Kuropatny, gehörte es zu den starken Befestigungen, in denen das eingeschlossene Volk die Belagerung der Kosaken im Jahre 1648 bestand. Sidorów, in der Nähe des Flusses Zbrucz, zeigt sich auf hohem Gipfel als ein durch Mauern in Gestalt eines länglichen Rechteckes eingefaster Raum mit Belluarden an den Ecken und zahlreichen Basteien mit Reihen von Schießscharten. Materisch repräsentiren sich die Ruinen von Zaskowiec auf der Spitze eines hohen Felsens, ein Bau der Zaskowiecki, der im Jahre 1643 an die Roniecpolski übergegangen ist. Auch Kudryńce am Zbrucz, Czerwonogród am Dniester u. s. w. sind hier zu nennen. Bei drohender Gefahr wurden

die Festungsräume der ruthenischen Fortalitäten mit sogenannten Horodnien oder provisorischen Holzbaracken erfüllt, die für Einwohner des benachbarten Dorfes bestimmt waren, und daß der Schutzsuchende hierher mit Waffen, Munition und Speisevorräthen kam.

Das XVIII. Jahrhundert ließ wenig an Bauten neuer Schlösser und Fortalitäten zurück; dafür begannen aber die polnischen Magnaten ihre Wohnstätten zu verschönern, herrliche Gärten, Theater und Carrouffels anzulegen, indem sie hierin dem Beispiel Frankreichs und Deutschlands folgten. Das Schloß in Rzeszów hinterließ in dieser Richtung das Andenken an die herrlichste Residenz der Fürsten Lubomirski.

### Malerei und Plastik.

Galizien besitzt zwei Hauptcentren der Entwicklung seiner Cultur, also auch seiner Malerei und Plastik: Krakau, die einstige Hauptstadt des vormaligen Königreiches Polen, und Lemberg, die gegenwärtige Hauptstadt des Landes. In beiden Städten war die Bevölkerung bis zum Ende des Mittelalters vorwiegend eine deutsche und wurde erst in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts vollständig polnisch. Infolge dessen hatte sowohl die Malerei, als auch die Sculptur jener Zeit einen vorwiegend deutschen Charakter. Außerdem hatte Lemberg neben der deutschen und der polnischen eine ruthenische Bevölkerung, welche andersgläubig war und die Bedürfnisse ihres Cultus auf Grundlage byzantinischer, aus dem Osten ihr zufließender Traditionen befriedigte. Hier muß jedoch gleich bemerkt werden, daß, während die Malerei des Westens schon in frühesten Zeiten auf die byzantinisch-ruthenische Malkunst Einfluß übte, diese letztere hingegen nicht den geringsten Einfluß auf die Entwicklung und die Erscheinungen in umgekehrter Richtung genommen hat. Wir werden uns vor Allem mit der Malerei und Plastik des Westens beschäftigen, deren Entwicklung Glanzperioden aufweist, welche mit vollem Pulschlag zum Leben der gesammten Civilisation stimmten; dabei fällt Krakau naturgemäß in den Mittelpunkt unserer Darstellung, während Lemberg nur in einer ergänzenden Weise berührt werden soll. Wir werden dann auch über die byzantinische Malerei sprechen, welche eines allgemeinen Interesses nicht ermangelt und es wohl verdient, besser bekannt zu werden.

Die Kunst der Maler finden wir in Krakau im Jahre 1490 schon vollständig organisiert, ihr Bestehen aber, durch viele Namen bezeugt, läßt sich bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts zurückführen. In Lemberg begegnen wir ihr in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, obwohl sie zweifellos schon im XV. Jahrhundert existirte. Einen äußerst wichtigen Einfluß auf die Anfänge dieser Malerei gewann die in der mittelalterlichen Kunst eine so große Rolle spielende Schule von Prag. Schon die lebhaften Beziehungen zwischen

Krakau und Prag, sowie zwischen dem Polenkönig Kazimir dem Großen und Kaiser Karl IV. lassen von vorneherein darauf schließen.

Seit der Mitte des XV. Jahrhunderts läßt sich der stets wachsende Einfluß Nürnbergs nachweisen. Die Krakauer Kirchen besitzen eine ganze Reihe von Gemälden, welche nach Stil und Charakter ohne Zweifel Überbleibsel ehemaliger, aus den Werkstätten der Krakauer Zunft hervorgegangener Altartriptychen sind. In der kleinen Sanct Georgskirche finden sich elf Gemälde, welche auf beiden Seiten mit Passionscenen bemalt sind. In der Sanct Katharinenkirche kann man eine noch interessantere Darstellung desselben Gegenstandes sehen, gleichfalls beiderseitig gemalt. Diese sind auf Goldgrund ausgeführt, bei diesen nehmen bereits Architektur und Landschaft die Stelle des Goldgrundes ein. In der Heiligen-Kreuzkapelle in der Kathedrale auf dem Wawel haben sich zwei mittelalterliche Flügel-Altäre erhalten.

Einer davon, auf welchem die heilige Dreifaltigkeit aus Holz geschnitzt dargestellt ist und die Flügel mit Malereien aus verschiedenen Heiligenlegenden geschmückt sind, stammt aus dem Jahre 1469, der zweite aus dem Jahre 1470, zeigt auf den Flügeln Szenen aus

Gallien.



Hans Süss von Künzbach: Tod der heiligen Katharina.

dem Leben Christi und verdient besonders deshalb Beachtung, weil er in der Gestalt eines der drei Könige das Bildniß des Königs Ladislaus Jagiello, des Gründers der jagellonischen Dynastie aufweist. Endlich besitzen wir in der St. Katharinenkirche das ausgeprägteste Werk, das nach unserem Dafürhalten ebenfalls aus der Krakauer Kunst hervorgegangen ist: einen großen, aus den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts stammenden, dem heiligen Johannes dem Almosenpender geweihten Altar mit einer großen Anzahl von Bildern auf den auf beiden Seiten bemalten Flügeln, der mit der kräftigen Charakteristik seiner Figuren und seinem lebhaften, zum Goldgrund gestimmten Colorit zu den besten Schöpfungen der Krakauer Malerei jener Zeit gehört.

Wenn man auch in jüngster Zeit mit Recht dem flandrischen Einfluß auf die gesammte Malerei des Nordens nicht mehr die große Bedeutung beimißt wie früher, so ist doch bei den erwähnten Werken die Annahme eines solchen Einflusses nicht unbedingt zu verwerfen. Die Stadt Krakau stand ebenso wie die anderen Hansestädte durch ihre Kaufleute mit Flandern in Berührung. Ja, noch mehr, ebenso wie nach Lübeck und Danzig, wurden auch nach Krakau und seiner nahen Umgebung flandrische Gemälde aus Gent und Brügge verschrieben. Zu Ende des XV. Jahrhunderts bestellte Jakob Szyblowiecki, einer der Würdenträger am Hofe der Jagellonen, Bilder aus Flandern zur Ausschmückung der Altäre in den von ihm gestifteten Kirchen. So können diese Bilder allein schon auf manchen der Krakauer Maler Einfluß ausgeübt haben, abgesehen davon, daß in einzelnen Fällen einer oder der andere der Malerlehrlinge nach dem Freispruch seines Herrn die pflichtmäßige Wanderschaft nach dem fernen Flandern unternommen haben mag. Am auffallendsten scheint sich dieser Einfluß in jenem Bilde des fürstlich Czartoryski'schen Museums zu zeigen, das mit dem Monogramm M. G. und dem Datum 1517 versehen ist und aus der nun abgetragenen Kirche des heiligen Michael auf dem Wawel stammt.

Allein nicht nur die fernere oder nähere Verwandtschaft mit der Nürnberger Schule oder der flandrischen Malerei ist es, was uns bei den Krakauer Malern auffällt; es gibt unter den von uns erwähnten und sonstigen Gemälden auch solche, in welchen der schwäbische Charakter vorherrscht. Das Krakauer National-Museum besitzt ein Gemälde — die sogenannte „heilige Sippe“ — mit blassen Fleischton, langgezogenen Gesichtszügen und Inschriften tragenden, flatternden Bandrollen, deren Charakter die untrüglichsten Merkmale schwäbischer Schule trägt. Da jedoch Leute aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zu verschiedenen Zeiten nach Krakau und anderen Städten Galiziens einwanderten, wie dies die städtischen Bücher nachweisen, so kann es gar nicht Wunder nehmen, daß sich bei einem Überblick über die ganze Hinterlassenschaft mittelalterlicher Malerei außer den ange deuteten auch noch die verschiedensten anderen Richtungen vorfinden.



Hans Zues von Kufmbach: Himmelfahrt der heiligen Katharina.

Von der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an stoßen wir unter den Namen der Krakauer Maler immer öfter auf solche, welche von polnischer Herkunft zeugen. Obwohl wir einerseits eine bedeutende Anzahl von Malernamen besitzen, andererseits aber eine ganze Reihe von Gemälden, welche wir mit diesen Namen nicht in Verbindung zu bringen vermögen und es sehr leicht sein kann, daß sich unter diesen Schöpfungen solche befinden, die von polnischen Malern herrühren, so haben dennoch bis an das Ende des XV. Jahrhunderts alle ein rein deutsches Gepräge. Mit der völligen Polonisierung der Städte im XVI. Jahrhundert beginnt sich dies allmählig und unmerklich zu ändern. Trotz des Stilgepräges, welches von deutschem und insbesondere von nürnbergischem Ursprung Zeugniß ablegt, kann man in den Gemälden jener Zeit gewisse locale, man kann sagen, polnische Merkmale entdecken. Die Typen der dargestellten Figuren mit den runden, jugendlichen Gesichtern, den hervortretenden Backenknochen und anderen slavischen Eigenthümlichkeiten geben Zeugniß von der neuen Richtung. Man kann diese Beobachtung auf einer Serie von Gemälden im National-Museum bestätigt finden, welche hauptsächlich kleinen Landkirchen der Provinz entnommen sind. Es gab wohl in diesem Mittelpunkte culturellen und künstlerischen Lebens Anfänge einer Schule, allein sie waren nicht reif genug, um eine eigentliche Schule mit charakteristischen Merkmalen zu schaffen.

Die Könige von Polen und ihnen nachstrebend die Würdenträger der Krone ließen, um ihre künstlerischen Bedürfnisse zu befriedigen, fremde Maler kommen, welche nicht in die städtischen Zünfte einverleibt wurden und von denen wir infolge dessen in den städtischen Acten nur ganz ausnahmsweise eine Erwähnung finden. Diese wurden erklärlicherweise zumeist aus Nürnberg berufen. Auf diese Art trat Hans Dürer, ein jüngerer Bruder des großen Albrecht Dürer, in die Dienste des Königs Sigismund I.; ebenso soll Hans Sues von Kulmbach, welcher so innig mit der Schule Dürers verbunden war, durch die Familie Boner berufen worden sein. Des ersteren Hauptwerk war die Ausschmückung der Wände des damals im Renaissancestil neuerbauten königlichen Schlosses. Auch existirt von ihm in Krakau nebst einem kleinen Bildchen des heiligen Hieronymus aus dem Jahre 1526 im National-Museum das mutmaßliche Porträt des Bischofs Tomicki im Kreuzgange des Franciscaner Klosters mitten unter den Bildnissen anderer Bischöfe, welche von den Händen ansässiger Maler herrühren. Was aber Hans von Kulmbach anbelangt, so kann Krakau sich einer ganzen Reihe von zum Theile sehr schönen Gemälden seiner Hand rühmen. Vier von seinen Gemälden aus dem das Leben des heiligen Johannes des Evangelisten darstellenden Cyklus werden in der St. Florianuskirche aufbewahrt, während neun andere mit der Legende der heiligen Katharina von Alexandrien, sowie eine Scene, welche zum ersteren Cyklus gehört, sich in der Marienkirche befinden. Diese Gemälde sind mit den Jahren 1514, 1515 und 1516 bezeichnet und mit Monogramm und Unterschrift des

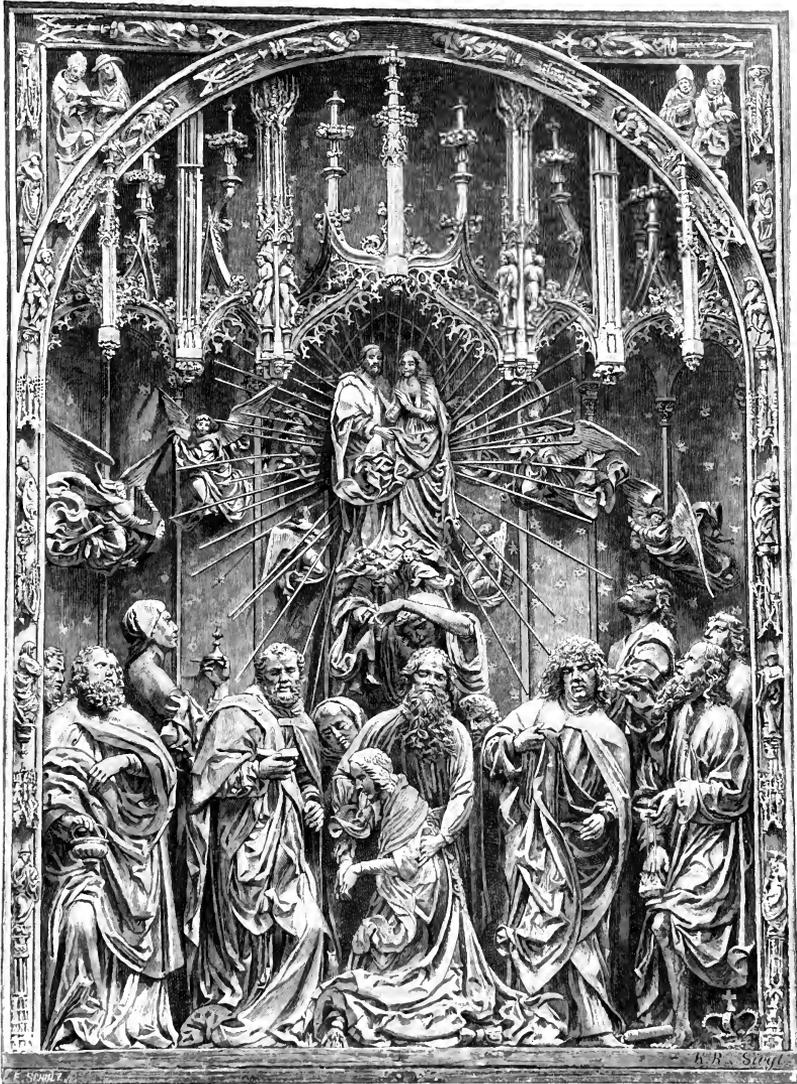


Titelblatt aus dem Codex Pictoratus des Galtthasar Hochheim.

Meisters versehen. Ob Kulmbach in den Jahren, aus welchen unsere Bilder stammen, sich persönlich in Krakau aufgehalten und hier gearbeitet hat, oder ob diese zwei großen Altar-cyklen aus Nürnberg hergebracht worden sind, wissen wir nicht. Für die erstere Annahme scheint jedoch die Thatsache zu sprechen, daß wir aus den erwähnten Jahren keine anderen Werke von ihm in Deutschland antreffen, besonders aber der Umstand, daß die Bilder in den beiden erwähnten Kirchen nicht die einzigen von seiner Hand in Krakau sind. In der

reichen Gemäldegallerie des Grafen Potocki finden wir einen auf beiden Seiten bemalten Altarflügel von Kulmbach, welcher ebenfalls aus der Marienkirche stammt und die Opferung im Tempel und die heilige Barbara darstellt. Im Museum des Fürsten Czartoryski befindet sich ein Gemälde mit dem Tode Maria's, welches aus der nun abgetragenen St. Michaelskirche auf dem Wawel stammt und unzweifelhaft aus der Werkstatt Kulmbachs hervorgegangen ist. So zeigen ferner auch zwei andere uns bekannte, in einem Krakauer Kloster befindliche Bildchen dieselben Merkmale und sind, wie es scheint, gleichen Ursprungs. Dies Alles würde demnach den Beweis liefern, daß der Meister in jenen Jahren in Krakau arbeitete und daselbst eine förmliche Werkstatt hatte.

Tragen die Gemälde der Krakauer Zünfte noch lange Zeit ein mittelalterliches Gepräge an sich, so repräsentiren die Werke jener Meister, welche vorübergehend in Krakau Aufenthalt nahmen, die Renaissance und tragen zur allgemeinen Verbreitung ihrer Formen und Compositionsprincipien im Stadtgebiete bei. So sind denn auch die von Krakauer Malern ausgeführten Epitaphien im Kloster der Missionsbrüder aus den Jahren 1527, 1531 und 1542 durchaus im Geiste der Renaissance entworfen. Einen unmittelbaren italienischen Einfluß jedoch kann man an ihnen keineswegs wahrnehmen. Trotzdem, daß seit Beginn des XVI. Jahrhunderts nicht nur italienische Steinmetze und Bildhauer sich in bedeutender Anzahl in Krakau niederlassen, daß daneben ein Zugzug von italienischen Handels- und Gewerbeleuten stattfindet und diese zur Zeit der Königin Bona Sforza, der Gemalin Sigismunds I., und unter ihrem Schutze nicht nur am Hofe, sondern auch in der Stadt und auf dem flachen Lande eine große Rolle spielen, begegnen wir zu Anfang des XVI. Jahrhunderts keinem italienischen Maler, finden wir nicht einmal die Spur einer unmittelbaren italienischen Einwirkung auf die Krakauer Meister oder die eines Zeugnißes dafür, daß die localen Bedürfnisse auf diesem Gebiete durch italienische Kräfte befriedigt worden wären. Erst zu Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ändert sich dies. Von da an, sowie das ganze XVII. und sogar das XVIII. Jahrhundert hindurch siedeln sich hier italienische Maler an und italienische Malerei wetteifert mit der niederländischen um Einfluß und Herrschaft über das locale künstlerische Schaffen. Es ist dies jedoch das Zeitalter der Reformation, eine Epoche der Gährung in den Gemüthern, eine Zeit, die uns eine sehr unbedeutende Anzahl von Denkmälern hinterlassen hat. Am Hofe Sigismund Augusts verweilt einige Zeit hindurch der venetianische Maler Giovanni de Monte, welcher später in die Dienste der Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf trat. Der König läßt die Säle seiner Wohnstätte mit Gemälden niederländischer Romanisten ausschmücken, und gegen das Ende des Jahrhunderts kommt der Antwerpener Maler Jacob Mertens nach Krakau, wovon die städtischen Bücher Zeugniß ablegen. In Lemberg, wo wir schon mit dem Ende des XIV. Jahrhunderts Maler vorfinden und dessen erster,

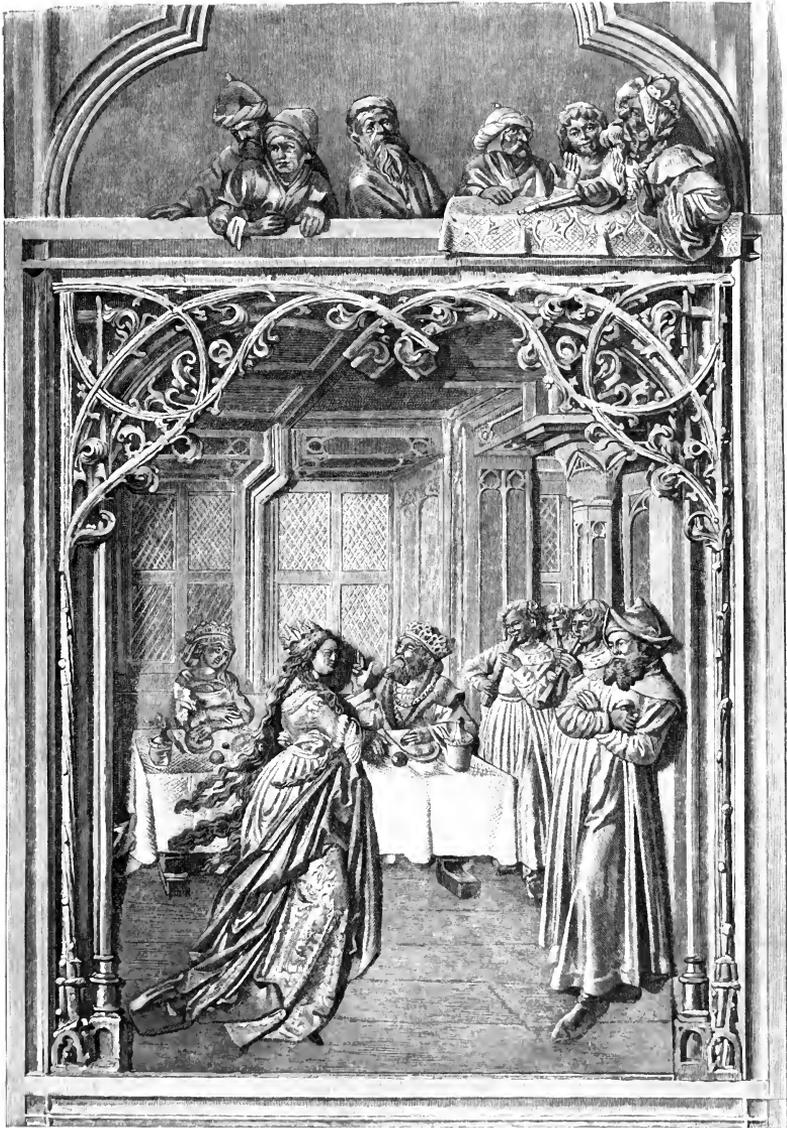


Mittelbild des Hochaltars von Veit Stof in der Marienkirche zu Kratau.

mittelalterlicher Glanz seit der Mitte des XV. Jahrhunderts infolge der Eroberung Constantinopels durch die Türken und der dadurch entstandenen Schwankungen im Handelsverkehr erheblich herabgemindert war, ruft man, obwohl es dort keinen Mangel an Malern gibt, in Fällen, welche die Grenzen ihres Könnens überschreiten, Mitglieder der Krakauer Zunft und übergibt ihnen die wichtigeren Arbeiten. Zu Ende des XVI. Jahrhunderts hören wir dort schon von polnischen Namen, die in den zeitgenössischen Chroniken gelobt werden. Wir müssen annehmen, daß diese Künstler, deren Arbeiten wir übrigens nicht kennen, dem Geiste der Zeit angemessen, in den Fußstapfen der niederländischen Renaissance wandelten.

Wir haben oben bemerkt, daß es unmöglich sei, jene Namen, welche uns die schriftlichen Quellen übermittelt haben, mit den Gemälden des Mittelalters in Zusammenhang zu bringen. In einer weit glücklicheren Lage befinden wir uns angesichts der Miniaturen, dieses in jener Zeit so wichtigen Zweiges der Malerei. Wir besitzen Codices mit Miniaturen, welche mit Daten und Namen der betreffenden Künstler versehen sind, und unter diesen finden wir schon in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts polnische Namen. Die Miniaturmalerei blühte in Krakau seit dem XIV. Jahrhundert. Die reichen Biihereien der Benedictiner am Tyniec bei Krakau, der Cistercienser in Mogiła ebenda, endlich das Kloster der Dominicaner in Krakau selbst besaßen die nur in letzterem in Überresten aufbewahrten mächtigen, mit Gold und Farben ausgeschmückten Kirchenbücher mit prächtigen Miniaturen auf Pergament, welche vornehmlich von dortigen Mönchen gemalt sind, deren Namen wir kennen. Die Weltgeistlichen an der Kathedrale und an der Marienkirche beschäftigten sich gleichfalls mit Miniaturmalerei, in welcher Kunst Bartholomäus, der Sacristan dieser letzteren Kirche, um das Jahr 1482 Unterricht ertheilte. Umso mehr befaßten sich hiermit die weltlichen Maler, welche zur Krakauer Zunft gehörten, und neben ihnen die sogenannten „Kartowniki“ oder „Briefmaler“.

Zu den bedeutendsten Miniaturmalern der ersten Jahre des XVI. Jahrhunderts gehört „Stanislaus Capellanus ex Mogiła“, welcher um 1522 bis 1533 Horarien und Gebetbücher für den Hof ausschmückte. Aus seiner Werkstatt gingen, wie es scheint, die prächtigen Andachtsbücher des Königs Sigismund I. und der Königin Bona hervor, welche im britischen Museum in London und zu Oxford aufbewahrt sind, mit dem deutlichen Gepräge der Renaissance und Reminiscenzen, welche die Schule Dürers verrathen. Das National-Museum in München besitzt ebenfalls ein Andachtsbuch, welches nach der allgemeinen Annahme gleichfalls Sigmund dem Alten gehört haben soll, während es in Wirklichkeit das Gebetbuch des Krakauer Bischofs Chojeński ist, der im Jahre 1538 starb. Seine zahlreichen Miniaturen, welche einen viel geringeren künstlerischen Werth haben als jene, welche für den königlichen Gebrauch entstanden, sind mit vielerlei Monogrammen



Die Herodias aus dem Flügelaltar der Floriani-Kirche zu Krakan.

versehen, was ein Zusammenwirken verschiedener Maler bei deren Ausführung beweist. Der berühmteste und bekannteste Krakauer Miniaturencodex jedoch ist der in seiner Art einzig dastehende „Codex picturatus“ von Balthasar Behaim in der Jagellonischen Bibliothek aus den Jahren 1500 bis 1508, dessen Abbildungen das ganze städtische und zünftige Leben jener Zeit illustriren. Sie sind unbestreitbar von einem weltlichen Maler verfertigt, an dem man den Einfluß der Holzschnitte aus Brandts „Narrenschiff“ erkennen kann. Von demselben Meister stammen viele und noch weit reichere Miniaturen in dem Pontificale des Erasmus Ciolek, Bischofs von Plock, welches im fürstlich Czartoryski'schen Museum aufbewahrt ist und Darstellungen enthält, welche sich auf das kirchliche und sogar auf das höfische Leben (Krönung des Königs und der Königin) beziehen. Die Bibliothek des Domkapitels besitzt als Spende Sigismunds I. ein Evangelienbuch, das reich und prächtig von verschiedenen Malern illuminiert worden ist, unter welchen man leicht auch jenen erkennen kann, welcher die beiden anderen Codices illuminierte. Endlich können wir die prachtvollen Pergamentfolianten der Bibliothek der Grafen Zamojski in Warschau nicht unerwähnt lassen, welche die Lebensgeschichte der Erzbischöfe von Gnesen enthalten, ferner den „Liber Geneseos“ der Szydlowiecki's in der Dziatynski'schen Bibliothek in Kurnik im Großherzogthum Posen und noch ein Evangelienbuch der Domkapitel-Bibliothek, welche alle mit unzähligen, ganze Seiten bedeckenden Miniaturen angefüllt sind und alle einer und derselben, aber von den früher erwähnten verschiedenen Schule angehören, jedenfalls aber in Krakau angefertigt sind. Die ganze Pracht der Renaissancezeit leuchtet uns in den Gold- und Lazurfarben dieser Bücher entgegen. Wir sehen aus ihnen, daß die Entwicklung der Krakauer Miniaturmalerei zu Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts gleichen Schritt hielt mit dem Glanze des königlichen Hofes und dem Aufblühen der jagellonischen Universität. Auch die ersten Krakauer Drucke waren in vielen Fällen mit Holzschnitten nach den Zeichnungen von Krakauer Miniaturisten geschmückt. Dies gilt hauptsächlich von den Drucken Caspar Hochfeders aus dem Jahre 1504 und Johann Hallers von Rothenburg an der Tauber aus den Jahren 1508, 1511, 1526 und 1528. Diese Herausgeber haben übrigens auch viele Holzschnitte zu ihren Publikationen aus Nürnberg und Augsburg entlehnt. Allein nicht nur die Miniaturmalerei und theilweise der Holzschnitt blühten in Krakau, sondern es begann auch der Kupferstich sich hier zu entwickeln. Die Kupferstiche von Veit Stoß, welche heute so selten und von den Sammlern so sehr gesucht sind, wurden zum größten Theile hier ausgeführt, wie dies nicht nur ihr Stil beweist, welcher der ersten Periode des Meisters entspricht, sondern das Wasserzeichen ihres Papiers, das wir gleicherweise auf den damaligen Krakauer Handschriften wahrnehmen. Wenn wir hinzufügen, daß im XV. Jahrhundert in Kirchen und Palästen der damaligen jagellonischen Residenzstadt neben den Künstlern des



Grabirte Platte vom Grabmal des Cardinals Friedrich in der Kathedrale zu Krakau.

Westens oder solchen, die unter dem Einfluß der westlichen Cultur standen, gleichzeitig ruthenische Maler Wandgemälde im byzantinischen Stil ausführten, wovon wir später eingehender sprechen werden, so erschließt sich vor unseren Augen ein reiches und in der Verschiedenartigkeit seiner Elemente sehr interessantes und farbenreiches Bild, das höchst charakteristisch ist für diese Stadt und dieses Centrum an der Grenzschiede östlicher und westlicher Cultur.

Mit der Malerei ist in der Organisation der mittelalterlichen Zünfte die Holzschnitzerei enge verbunden. Der bedeutendste ihrer Repräsentanten ist Veit Stoß, unzweifelhaft der größte Künstler, welchen Krakau in jenen Zeiten besessen hat. Der bedeutendste Abschnitt seines Lebens, von der Mitte des XV. Jahrhunderts an, wenigstens von 1464 bis 1496, fällt mit seinem Aufenthalt und seiner Thätigkeit in Krakau zusammen. Er gehört zu den zahlreichen Malern und Schnitzern, die damals aus Nürnberg hierher kamen. Hier verheiratete er sich, hier ließ er sich nieder und hier ließ er, nach seiner Vaterstadt zurückkehrend, wo ihn eine so tragische Katastrophe ereilen sollte, seine Familie zurück. Er war eine mächtige Individualität, von seltener Vielseitigkeit und beherrschte ebenso wie andere große Meister jener Zeit alle Techniken, welche mit seiner speciellen Kunst in näherem oder fernem Zusammenhang standen. Nicht bloß Bildschnitzer, sondern auch Maler, Holzschnitzer, Architekt und Ingenieur, aller Wahrscheinlichkeit nach auch Goldschmied und jedenfalls Bronzegießer, drückte er mit seinem unruhigen, hartnäckigen, habgüchigen und rücksichtslosen Charakter, aber auch mit seinem leidenschaftlich heftigen Temperament, seiner Beweglichkeit und rastlosen Thätigkeit dem Kunstleben Krakau's und in Folge dessen auch des ganzen Landes am Ende des XV. Jahrhunderts ein unverwischbares Gepräge auf. Nicht Zartheit und Anmuth, sondern ein Zug zum Naturalismus, Kraft und Energie im Nachbilden der Natur mit allen ihren Zufälligkeiten, bei einer gewissen Unruhe und Neigung zur Manierirtheit und zum Barocken, welches die sinkende Gothik kennzeichnet, zum Dramatischen und Pathetischen — das sind die hervorragendsten Merkmale seines großen Talents.

Der berühmte Altar der Marienkirche, welcher zu den größten Werken dieser Gattung gehört und zwischen 1477 und 1481 ausgeführt wurde, stellt in nahezu lebensgroßen Figuren die Himmelfahrt oder vielmehr das Entschlummern Mariä inmitten der Apostel dar, während die heilige Dreifaltigkeit mit der Krönung Marias darüber in den gothischen Nischen schwebt. Der Altar hat doppelte Flügel, auf welchen in Schnitzarbeit Vorgänge aus dem Leben Jesu und Mariä, sowie eine Predella, auf welcher der Baum des Jesse dargestellt ist. Die reiche Polychromie, der verschwenderische Gebrauch von Gold und Lazuifarbe erhöhen noch den Eindruck dieses ungewöhnlichen Werkes. Während in dem verwandten Altare Pachens zu St. Wolfgang vor Allen die Gestalt Maria's voll Süßigkeit und weiblichem Reiz,



Bronzerelief vom Grabmal des Cardinals Friedrich in der Kathedrale zu Krakau.

die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenkt, ist es hier die Gruppe der Apostel und in ihr einzelne Gestalten, die uns am meisten hinreißen. Keine Reproduktion vermag hiervon einen Begriff zu geben. Man muß diese Gestalten in der Nähe, in ihren natürlichen Verhältnissen sehen, um ihren künstlerischen Werth vollauf zu würdigen. Eine von ihnen, rechts der abgemagerte, vertrocknete Mann mit nackten, sehnigen Beinen und derben Kniekehlen, mit gestrecktem Halse und erhobenem Kopfe, ist eines Künstlers von erstem Range würdig. Zwei andere Werke dieses Meisters in Krakau sind das Grabmal des Königs Kazimir des Jagellonen auf dem Wawel, mit Monogramm und dem Datum 1492 versehen, und ein Basrelief, Christus auf dem Ölberge darstellend, das heute in die Mauer eines Hauses gegenüber der Marienkirche eingefügt ist. Das erstere, in einer manierirten Architektur aus rothem mit weißen Punkten geslecktem Marmor ausgeführt, was seine Unruhe noch erhöht, seine Schönheit aber schädigt und verwischt, hat sowohl in der Hauptfigur, als in den Nebenfiguren alle jene hohen Vorzüge, welche wir hervorzuheben versuchten. Was aber das Basrelief anbelangt, so ist es gleichfalls durch die für den Künstler charakteristischen Merkmale ausgezeichnet. Wenn jedoch die Holzschnitzerei enge mit der Malerei und Goldschmiedekunst verknüpft und mit diesen in denselben Zünften vereinigt war, so war die Bildhauerkunst in Stein, welche einen Zweig der Steinmetzkunst ausmachte, davon völlig geschieden. So ist es denn sehr wahrscheinlich, daß Veit Stoß zu beiden Kunstwerken nur die Modelle geschaffen hat, wenn er auch die Ausführung des ersteren wohl persönlich überwacht haben mag. Jörg Huber aus Passau hat das königliche Grabmal in Marmor, das Basrelief aber hat wohl ein uns unbekannter gewöhnlicher Steinmetz ausgeführt. Als ein drittes Werk Stoß' betrachten wir noch das Grabmal des Humanisten Philippus Kallimachus, Lehrers der Kinder Kazimir des Jagellonen, aus dem Jahre 1497. Wenigstens scheint uns das Mittelstück des Grabmals, das die Person des Dahingeschiedenen darstellt, von des Meisters Hand herzurühren. In Bronze ausgeführt, ging es allem Anschein nach aus der berühmten Nürnberger Gießerei Peter Bischers hervor. Sowohl die Schönheit des Gusses, als auch die Sorgfalt der Ciselirarbeit zeigen alle Merkmale dieses Ursprunges; das Modell zur hergestellten Figur aber mußte Bischer von Veit Stoß erhalten haben, welcher Kallimachus persönlich gekannt, manche Arbeit für ihn ausgeführt hatte und sowohl der Gestalt selbst, als auch den interessanten Details des inneren Planes, aus dessen Hintergrunde sie hervortritt, jene charakteristischen Züge verlieh, die wir auf seinen Basreliefs in der Marienkirche sehen. Möglicherweise ist auch der in der St. Floriankirche befindliche schöne Altar aus Holzschnitzarbeit, welcher Scenen aus dem Leben Johannes des Täufers darstellt, auf die Schule Veit Stoß' zurückzuführen. An Stil und Charakter der Bildwerke dieses Altars, welcher höchst wahrscheinlich schon aus den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts stammt, erkennt man jedoch eine viel ruhigere und



Grabmal des Severin Vouar in der Marienkirche zu Straßau.

zartere, ja sogar eine von edlem und poetischem Gefühl befeelte Individualität. Mit dieser Schule steht jedenfalls in mittelbarem Zusammenhange das in der Sammlung der Akademie der Wissenschaften befindliche Triptychon mit den legendarischen Scenen aus dem Leben Mariä, dessen Hauptdarstellung einem Stiche des Nürnberger Meisters getreu nachgebildet ist.

Der Einfluß des großen Künstlers spiegelt sich nicht nur in vielen Steinornamenten Krafau's wieder, was sich schon aus seinem Verhältniß zu den Steinmetzen seiner Zeit am besten erklärt, sondern in manchen Holzbildwerken, welche hier und da in Landkirchlein aufbewahrt werden und in Typen und Charakter locale und polnische Abstammung verrathen.

Wir haben oben der Bronzearbeiten Erwähnung gethan. Wir kennen nicht viele Städte, welche einen so bedeutenden und so werthvollen Reichthum an Bronzebekimälern hätten wie Krafau und wer weiß, ob es nach Nürnberg eine Stadt gibt, in welcher die Bronzegießerei sich als so hochstehend und blühend erweist. Im Mittelalter waren gleichwie im nördlichen Deutschland, so auch in vielen Krafauer Kirchen zahlreiche in Bronze ausgeführte Grabmalplatten aus Flandern bezogen worden. Seit dem Ende des XV. Jahrhunderts bestellt und verschreibt Krafau seine schönsten Bronzegrabmäler aus Nürnberg, namentlich aus der Gießerei des Peter Wischer. Das berühmteste Grabdenkmal dieser Gattung ist jenes des Kallimachus, dessen wir schon Erwähnung thaten. Bald darauf kommt aus derselben Werkstätte das prächtige Denkmal des Cardinals und Bischofs von Krafau, Friedrichs des Jagellonen, das im Jahre 1510 vollendet wurde. Die in einer architektonisch aufgebauten Nische stehende Figur des Hingeshiedenen, voll Ernst und Würde, trägt sammt ihrer Umrahmung noch ganz den gothischen Charakter; das Vasrelief jedoch am Sockel und an den Seiten, worauf der Cardinal vor der heiligen Jungfrau kniend, sowie der heilige Stanislaus, der Patron der Kathedrale dargestellt ist, sind ganz im Stile der Renaissance gehalten, und wer weiß, ob an ihrer Ausführung nicht Peter Wischer der Jüngere oder sein Bruder Hermann theilhaftig war, über dessen Arbeiten wir übrigens sehr wenig wissen. Die Grabplatten des Peter Kmita in der Kathedrale, sowie der beiden Krafauer Patrizier Salomon, aus den Jahren 1505 und 1516 stammend, müssen gleichfalls aus der Gießerei Peter Wischers hervorgegangen sein. Sie gehören jedenfalls zu den allerschönsten Gebilden dieser Art. Mit dem zweiten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts beginnt Krafau seine Bedürfnisse in dieser Richtung aus eigenen Kräften zu bestreiten. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gelangt der hier ansässige Bronzegießer Meister Servacius, vermuthlich ein aus Nürnberg stammender Schüler Wischers, zur Berühmtheit, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber, zur Zeit des Königs Sigmund August, der ebenfalls aus Nürnberg stammende, doch schon als Krafauer Meister und Bürger hier sesshafte Oswaldus Waldner. Viel später tritt an ihre Stelle der ungewöhnlich begabte Bronzegießer Michael Otten, welcher das Krafauer Bürgerrecht im Jahre 1595 annahm. Meister Servacius hat im Jahre 1528 das herrliche Bronzealtar der Sigmundskapelle nach den Zeichnungen Meister Sebalduß, ebenfalls eines Nürnbergers, gegossen. Manche der daran befindlichen Ornamente verrathen den Einfluß der Wischer'schen Schule und zeigen Verwandtschaft mit dem Grabmal des Cardinals Friedrich.



Grabmal der Barbara Gräfin Tarnowska in der Kathedrale von Tarnów, 1521.

Vor Jahren zog in einer der Berliner Ausstellungen eine Kanone aus Bronze aus den Sammlungen des königlich preussischen Zeughauses die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, worauf der Kampf des Herkules mit Antäus abgebildet war und welche die Inschrift trug: „Oswaldus Baldnerus Cracoviae me fecit A° 1561.“ Die herrliche Balustrade vor dem Hochaltar der Marienkirche, mit dem Wappen Polens und dem der Stadt Krakau geziert, wurde von Michael Ditten ausgeführt. Die schönen, in der Marienkirche befindlichen

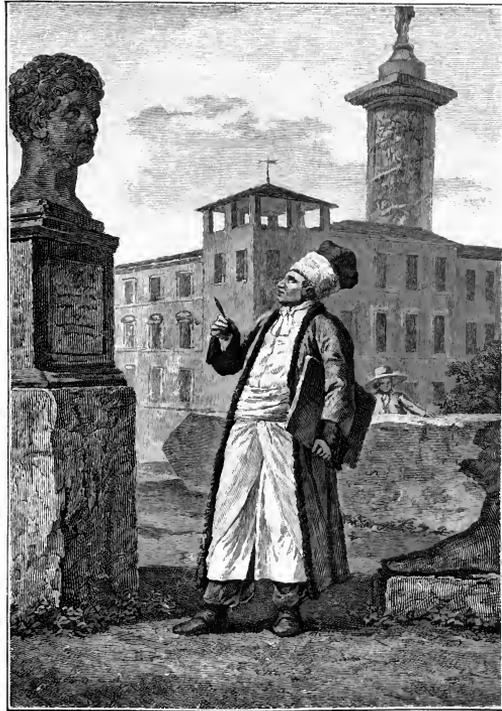
Grabmäler Severin Boners und seiner Ehefrau Sophie, gebornen Bethmann, aus dem Jahre 1538 sowie ferner das Grabmal des Canonicus Roznowski aus dem Jahre 1540 und jenes des Canonicus Borek aus dem Jahre 1558, welche sich in der Kathedrale befinden — vieler anderer gar nicht zu gedenken — sind ohne Zweifel aus den Werkstätten des Servacius oder des Baldner hervorgegangen. Wie hoch die Bronzegießerei in Krakau stand, davon geben vier bronzene Säulen mit corinthischen Capitälern ein bereedtes Zeugniß ab, welche heute in einem Barockaltar der Marienkirche eingefügt sind und aus der Grabkapelle der Krakauer Bürger-Familie Wißenburg aus den letzten Jahren des XVI. oder den ersten des XVII. Jahrhunderts stammen.

Wenn jedoch solchermaßen das Land auf dem Gebiete der Bronzetechnik seine eigenen wenn auch durch Abkunft fremden, so doch aller Wahrscheinlichkeit nach polonisirten Arbeitskräfte besaß, so wendete es sich doch noch in Ausnahmefällen auf dem ausgetretenen Wege alter Beziehungen und nach altem Branch nach Nürnberg. Im Jahre 1551 verfertigte Pancratius Labenvolff in Nürnberg ein Bronzegrabmal mit der ganzen Figur des Verstorbenen für Lemberg, welches jedoch nicht auf uns gekommen ist. Der Name desselben Nürnberger Meisters ist mit einem der schönsten Denkmäler deutscher Renaissance in Krakau verknüpft. Es ist dies der silberne Feldaltar des Königs Sigismund I. aus dem Jahre 1538, welcher in der Sigismundskapelle untergebracht ist. Von Peter Flöner aus Holz geschnitten, wurde er von Labenvolff in Messing gegossen und zuletzt von dem Nürnberger Goldschmied Melchior Bayer in Silber getrieben, welcher letzterer die ersten Buchstaben seines Vor- und Zunamens darauf anbrachte.

Ungleich schwieriger ist es, den Ursprung der aus Stein verfertigten Denkmäler zu verfolgen, die uns das XIV. Jahrhundert hinterlassen hat. Aus diesem Jahrhundert besitzt Krakau eine gewisse Anzahl von plastischen Ornamenten und Grabmälern von ungewöhnlichem Werthe. Die Marienkirche ist in ihren ältesten Theilen, außen, am Presbyterium, an den obersten Bogen seiner gothischen Fenster mit Figuren und Gruppen geschmückt, an denen wir einen fließend edlen Faltenwurf der Gewandung, sowie Köpfe voll frischen, naturalistischen Reizes bewundern; in dem Brunnsaale, dem sogenannten Hetmannssaale eines Hauses am Ring, befinden sich plastische heraldische Ornamente, welche sowohl durch die Sorgfalt ihrer Ausführung als durch ihre Charakteristik auffallen.

Das älteste der königlichen Grabmäler in der Kathedrale stellt uns den König Ladislaus Lokietek dar, welcher im Jahre 1333 starb. Es wurde bald darnach von dessen Sohne Kazimir dem Großen errichtet. Um vieles großartiger als dieses Denkmal, welches an die besten Grabmäler der schlesischen Fürsten in Breslau erinnert, ist das nicht aus Stein wie das vorhergehende, sondern aus rothem ungarischen Marmor gefertigte

Grabmal des Königs Kazimir mit seinem edlen, leichten Baldachin und der Gestalt des Dahingefahrenen in Lebensgröße, dessen Füße sich auf einen heulenden Löwen stützen. Ein Vergleich dieser beiden Denkmäler des Vaters und des Sohnes veranschaulicht uns mit voller Deutlichkeit den Unterschied zweier Zeitalter, einerseits das sich aus Trümmern erhebende, andererseits das zu ungeahnter Machtfülle emporgestiegene Reich. Das Grabmal Kazimir des Großen, welches aller Wahrscheinlichkeit nach von seinem Nachfolger Ludwig dem Großen, König von Ungarn und Polen, und vielleicht auch von der Mutter des letzteren, Elisabeth, Kazimirs Schwester errichtet wurde, welche eine Zeit hindurch als Stellvertreterin des Sohnes in Krakau regierte, erinnert in Stil und Technik an das vornehme Grabmal der Gattin des Krakauer Bürgers Borek aus dem Jahre 1373 in der Franciscanerkirche, welches vielleicht seine Entstehung demselben Meißel verdankt. Es ist gegenwärtig durch einen der Altäre verdeckt; wir besitzen davon jedoch getreue Abbildungen. Das Grabmal Ladislaus Jagiello aus dem Jahre 1434 steht,

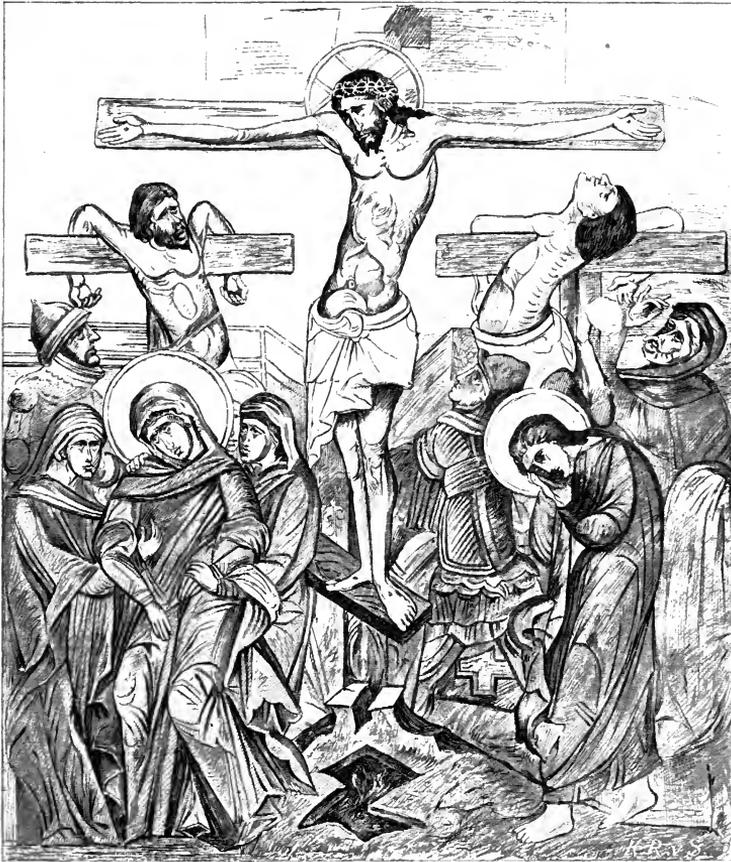


Thaddäus Koniec: Selbstbildniß.

trotzdem daß auch hier eine Porträtfigur angebracht ist in jeder Beziehung um vieles tiefer. Es verliert umsomehr, als es in der Nachbarschaft des Grabmals Kazimir des Jagellonen von Veit Stoß errichtet ist. In einer schönen Marmorplatte in der Marienkirche, welche den im Jahre 1510 verstorbenen Krakauer Bürger Bethmann darstellt, sieht man noch deutlich die Traditionen des Mittelalters. Gleichwohl ist zur selben Zeit in Krakau bereits die italienische Renaissance aufgetaucht, die nun eine neue Epoche anbahnt und die Denkmäler der Hauptstadt wie des Landes in Bezug auf Ursprung, Stil und Charakteristik

umzugestalten beginnt. Die deutschen Einflüsse treten nun in den Hintergrund und räumen den Platz, den sie in der Entwicklung der Kultur eingenommen, den sich immer kräftiger und mächtiger entfaltenden Einwirkungen Italiens.

Das erste Denkmal der Renaissance in Krakau und, wie es scheint, im ganzen damaligen Polen ist das große Grabmal des Königs Jan Olbracht, das ihm von seiner Mutter Elisabeth von Österreich und seinem Bruder, dem damaligen Prinzen Sigmund, in den Jahren 1502 bis 1503 errichtet wurde. Es ist unso charakteristischer, als es beide Kunstrichtungen in sich vereinigt. Die Figur des Hingeshiedenen ist von einem untergeordneten Schüler Veit Stof' ausgeführt und eine nahezu getreue Abbildung des Grabmals Kazimir des Jagellonen, wenigstens was Gewandung und Anordnung betrifft, während die Nische, in welcher diese Figur untergebracht ist, vollkommen italienisch und im Renaissancestil in den Proportionen und dem Umfange eines großen Portals gehalten ist, mit Ornamenten im Stil des nördlichen Italiens vom Ende des XV. Jahrhunderts und mit einem Gepräge, welches im Aufbau an das berühmte Grabmal des Bischofs Novarelli in Ferrara erinnert. Von dem nämlichen Künstler stammt die Ausschmückung der ältesten Theile des Krakauer Schlosses. Jenes Grabmal war übrigens in diesen Jahren keine Ausnahme und kein sporadisches Ereigniß, sondern erklärt uns sowohl durch seinen Stil als durch das Datum seiner Entstehung die sehr verschiedenartigen, aber stets mit dem erwähnten Denkmal verwandten Renaissance motive, welche die gotische Ornamentik einiger gleichzeitiger Bauten durchziehen. Es ist der Anfang jener großen Bewegung und jener so fruchtbaren Thätigkeit italienischer Künstler am Hofe der Jagellonen, welche von nun an die künstlerische Eigenart der auf uns gekommenen Denkmäler Krakaus und Polens bestimmen. Im neuen Geiste und Charakter ausgearbeitet sind schon die Grabmalplatten der Bischöfe Konarski und Chojeński aus den Jahren 1525 und 1538; am glänzendsten bethätigte sich aber die neue Richtung unter der Regierung Sigismunds I. bei dem Bau der Sigismundskapelle, welche in den Jahren 1520 bis 1530 durch den Florentiner Architekten und Bildhauer Bartolomeo Berecci vollendet wird. Zur Ausführung der Details ihrer ungemein mannigfaltigen und so reichen Ausschmückung wird ein Schüler Lorenzo di Marina's, Giovanni Cini aus Siena berufen und später der im nördlichen Italien schon ein gewisses Ansehen genießende Gian Maria Padovano. Nach ihnen kommt, um nur der Allerbedeutendsten Erwähnung zu thun, der Medailleur, Goldschmied und Kupferstecher Jacopo Caraglio, wohl auch Domenico Veneziano und zuletzt auch der Stuccator Bartolomeo Ridolfi. Ganze Reihen prächtiger Grabmäler, gewöhnlich in rothem und, wie es scheint, theilweise in polnischem Chenciner, vornehmlich aber in ungarischem und Salzburger Marmor ausgeführt, erheben sich in Krakau und in den verschiedenen Kirchen des Landes. Nicht nur der Hof, sondern nach ihm auch die



Kreuzigungsgruppe aus dem Frescencyclus der Jagellonischen Kapelle in Krakau.

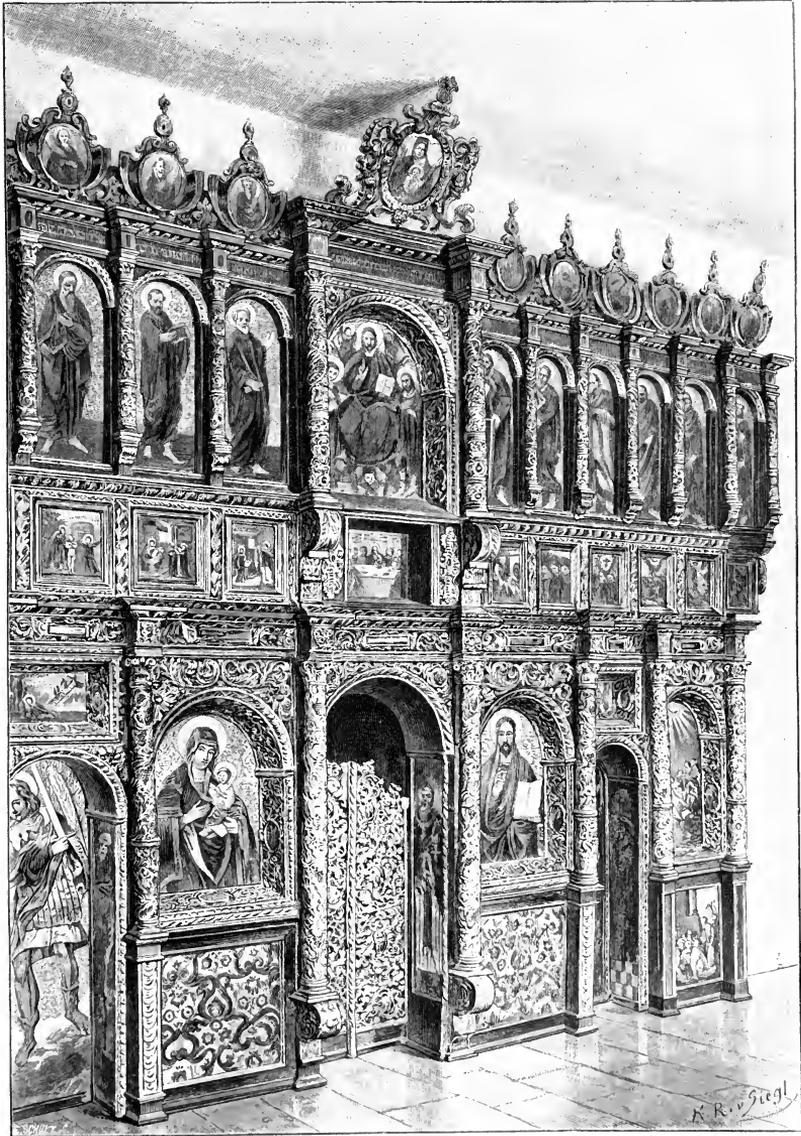
großen Herren, die weltlichen und geistlichen Würdenträger bestreiten ihre verfeinerten Kunstbedürfnisse vermittelt durch diese, aus Italien kommenden Kräfte. Padovano beginnt, wenn der Augenschein nicht trügt, unter Beihilfe und Mitarbeiterschaft des Giovanni Cini die Reihe der Grabmäler der Jagellonen in der Sigmundskapelle mit dem Denkmal Sigmunds I. in einer der zu diesem Zwecke in den Hauptmauern des Gebäudes vorbereiteten Nischen und läßt soviel Platz übrig, um später das Grabmal seines Nachfolgers und Sohnes anbringen zu können. Er schafft die einander vollkommen ähnlichen Grabmäler der Bischöfe

Tomicki und Ganrat, das erstere 1535, das letztere um zehn Jahre später auf Veranlassung der Königin Bona; er stellt dem 1550 verstorbenen Bischof Maciejowski ein Denkmal auf, baut und schmückt in dem Dome einen schönen Altar, in der Marienkirche ein Ciborium, nimmt Theil an dem Bau des städtischen Kaufhauses (Sukiennice), wovon die ursprünglichen Masken auf der heutigen Attika dieses Gebäudes zeugen, baut den Palaß der Bischöfe von Krakau um, in welchem es sicher nicht an Ornamenten gefehlt hat, und spielt bei den bedeutendsten künstlerischen Unternehmungen des Landes die erste Rolle. Große Herren rufen ihn in die Provinz und vertrauen ihm die Ausführung der großartigsten Grabmäler jener Zeit an. Die Stadt Tarnów mit ihrer mittelalterlichen, aus der Zeit der Gothik stammenden Kathedrale besitzt unter ihren Renaissanceedenkmalern zwei, welche aus dieser Epoche herrühren: jenes der Sophie Tarnowska, gebornen Tenczynska, aus dem Jahre 1521, welches zu den schönsten Denkmälern des Nordens zählt, und jenes des Hetmanns Tarnowski und seiner neben ihm ruhenden Gattin aus den Jahren 1564 bis 1567 von überraschender Größe und geistreicher Behandlung. Der Schöpfer des ersteren ist uns nicht bekannt, das zweite ist ein Werk Padovano's.

Gegen das Ende des Jahrhunderts tritt die florentinische Familie der Gucci in den Vordergrund, welche sich hier ansiedelt und mehrere Bildhauer zu ihren Mitgliedern zählt. Santi-Gucci verfertigt die marmorne Grabfigur Sigismund Augusts und vollendet damit das von seinen Vorgängern in der Sigismundskapelle begonnene Werk. Außerdem meißelt er für dieselbe Kapelle die höchst charakteristische Grabmalplatte, welche die Königin Anna, die letzte aus dem Hause der Jagellonen, darstellt. Ein zweiter Bildhauer dieses Namens, wahrscheinlich ein Sohn des Ersteren, führt das Grabmal Stefan Bathory's aus.

Wenn wir jedoch, von der Malerei und Holzschnitzerei sprechend, auf die Künstler polnischer Abkunft hinweisen, welche aus den mittelalterlichen Zünften und den deutschen Schulen hervorgingen, so müssen wir auch hier jene polnischen Bildhauer hervorheben, welche die Renaissance repräsentirten und sich an italienischen Mustern bildeten. Das prächtige Denkmal Spytek Jordans in der Katharinenkirche in Krakau war im Jahre 1593 von Peter Wadowski geschaffen und der uns durch seine Werke und seine Stellung viel besser bekannte Jan Michalowiez aus Urzędów vollendete in den Jahren 1572 bis 1575 das schöne Grabmal des Bischofs Felix Padniewski im Renaissancestil in einer der Kapellen des Domes. Diese italienische Renaissance verflocht sich nicht nur sehr frühzeitig mit der localen Gothik, sondern sie trug auch in der Epoche des Barock sehr lange zur Erhaltung edler Formen bei, beeinflusste die Ausgestaltung bedeutender Steinschneideschulen und verlieh den Baudenkmalern Krakau's ihren eigenthümlichen Charakter.

Die Medaillenkunst spielt in Bezug auf die große Plastik dieselbe Rolle wie die Miniaturmalerei in Bezug auf die Malerei. Aus dem XVI. Jahrhundert sind ganze Serien



Iconostas aus der griechisch-katholischen Kirche in Kobatyn, XVII. Jahrhundert.

A. R. v. Siegl.

von Medaillen auf uns gekommen, welche zu Ehren von Königen und Königinnen, sowie von hervorragenden Privatpersonen offenbar in Krakau geprägt worden sind. Die schönsten unter ihnen sind italienische Arbeit. Von demselben Giovan Maria Padovano, den wir oben nannten, kennen wir vier Medaillen: eine Sigismunds I. vom Jahre 1532, eine der Königin Bona Sforza und zwei des Königs Sigismund August. Domenico Veneziano hat im Jahre 1548 eine Medaille dieses letzten Jagellonen verfertigt und Gian Jacopo Caraglio, welcher viele Jahre am königlichen Hofe zugebracht hat, führte gegen das Jahr 1540 Medaillen sowohl des Königs Sigismund I. als auch seiner Gemalin Bona aus, welche jedoch nicht auf uns gekommen sind. Wer weiß jedoch, ob nicht unter den schönsten Medaillen der Jagellonen, die wir kennen und die bis heute noch nicht bestimmt worden sind, eine oder die andere auf ihn zurückzuführen ist. Wir werden hier nicht über die Medaillen nürnbergischer Arbeit sprechen, welche dieselben Herrscher vorstellten; wir erwähnen nur deren Vorhandensein, um zu zeigen, wie reich das Kunstleben am Hofe der Jagellonen entwickelt war.

Fassen wir den gewonnenen Rundblick als Ganzes ins Auge, so sehen wir, daß das Kunstleben Krakaus und infolge dessen auch des ganzen Landes sich bis in die Hälfte des XV. Jahrhunderts unter den Einflüssen Prags entwickelte, von da ab aber Nürnberg eine hervorragende Rolle zu spielen begann, was bis in die Hälfte des XVI. Jahrhunderts und in manchen Zweigen der Kunstindustrie noch länger dauerte. Doch schon zu Anfang des letzteren Jahrhunderts begann allmählig der italienische Einfluß, der die neuen Formen der künstlerischen Wiedergeburt mit sich brachte. Er kam zum Theil aus Florenz und Siena, zum Theil aus der Lombardei, vorwiegend aber aus dem nördlichen Italien.

Im ersten Stadium der Entwicklung werden die localen Bedürfnisse zumeist durch Werke befriedigt, welche jenseits der Landesgrenzen verfertigt aus den großen fremden Culturcentren verschrieben werden. Später kommen Fremde, deutsche und italienische Künstler persönlich ins Land, siedeln sich hier an, vermählen sich hier, gründen Familien, die sie hier hinterlassen, polonisiren sich und sind hier schöpferisch thätig. Endlich bilden sich unter ihrem Einflusse und in ihrer Schule, und das sowohl im XV. als auch im XVI. Jahrhundert, Maler und Bildhauer hiesiger Abkunft, Polen, welche sich Stil und Charakter ihrer Lehrer aneignen und bis zu einem gewissen Grade vermittelt der Eigenthümlichkeiten ihrer Race umgestalten. Diese ganze Entwicklung wird von den sich kreuzenden und einander ergänzenden nürnbergischen und italienischen Einflüssen beherrscht, und die letzteren verleihen durch das Hinzutreten florentinischer Elemente zu den das nördliche Europa beherrschenden lombarbo-venetischen dieser Bewegung eine originale locale Schattirung.

Am Eingang des XVII. Jahrhunderts beginnt Krakaus Bedeutung zu sinken. Zwischen 1596 und 1602 wird der Sitz der Regierung und die Residenz der Könige nach

dem Norden, nach Warschau verlegt. Krakau bleibt freilich die Krönungsstadt, der Sitz eines reichen und mächtigen Bisthums und bis zu einem gewissen Grade die zweite Landeshauptstadt. Seine Ausnahme- und Führerstellung jedoch geht verloren, die Bevölkerung vermindert sich und infolge dessen ermattet sein Culturleben und erlischt allmählig. Nach den Kämpfen der Reformationszeit beginnt jedoch eine Zeit der katholischen Reaction und die monumentalen Unternehmungen, welche sich den Sieg der Kirche zum Ziele setzten, hören daher nicht auf. Man baut neue Gotteshäuser, errichtet neue Altäre, malt Altarbilder, errichtet Grabmäler, erneuert das Innere der Kirchen im Geiste des auf bombastischen Effect berechneten Barockstiles, wobei man oft Überreste des Mittelalters und der Renaissance zerstört und abträgt, welche einen viel größeren Werth haben als die, welche ihren Platz einnehmen. In dieser Epoche herrscht anfänglich der italienische, später der niederländische Einfluß; in der durchaus polnischen Stadt, sowie in den anderen Städten des Landes wird aber das Kunstbedürfniß, wenn nicht ausschließlich, so doch zum großen Theil durch polnische Arbeitskräfte bestritten, die bald dem einen, bald dem anderen dieser Einflüsse unterworfen, sich in den Schulen ausgestaltet haben, welche eine oder die andere Richtung vertreten.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts spielt die venetianische Schule die Hauptrolle, voran die Epigonen Paolo Veronese's und Tintoretto's. Thomas Dolabella aus Belluno, ein Schüler Antonio Vasilachi's, genannt Allense, wird zum Hofmaler Sigismunds III. ernannt, läßt sich in Krakau nieder und hinterläßt eine ziemliche Anzahl von Schülern. Seine Gemälde, sowie die der polnischen Maler, welche er ausgebildet hat, sind in der St. Katharinen-, der St. Markuskirche und bei den Dominicanern in Krakau zu sehen. Mit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts tritt der allgewaltige Einfluß Rubens, auch der Van Dycks auf, der sich vornehmlich vermittelt der damals so verbreiteten niederländischen Kupferstiche mittheilt. Unter den einheimischen Malern, welche unter der Einwirkung dieses Geistes schaffen, verdient P. Franz Leczycki, ein Bernhardiner, besonders hervorgehoben zu werden. Seine Niesenbilder in den Bernhardinerkirchen in Krakau, Przeworsk und Lemberg hat er wohl zum großen Theile, den Kupferstich in der Hand, ausgeführt; trotzdem zeugen sie von großer Geschicklichkeit, Sicherheit und in vielen Fällen von coloristischem Talent. Als Porträtmaler verdient Erwähnung der Krakauer Bürger Daniel Treherus, dessen Porträt des Bischofs Trzebicki aus dem Jahre 1664 im Franciscanerkloster zu den besten Bildnissen von Krakauer Bischöfen gehört, die auf uns gekommen sind. Zwischen den Jahren 1684 bis 1703 erscheint im Gefolge Johann Sobieski's Martino Altomonte (eigentlich Hohenberg), welcher eine bedeutende Anzahl von Gemälden in den Residenzen Sobieski's: Zolkiew und Podhorce bei Lemberg und auch in Lemberg selbst hinterläßt. An der Scheide des XVII. und XVIII. Jahrhunderts üben die niederländischen

und römischen, also abermals italienische Manieristen Einfluß auf die Schöpfungen unseres Landes aus. Die polnischen Maler, welche im Auslande zu lernen suchten, zieht zuerst Gérard de Lairesse, später aber Carlo Maratta an sich. Aus ihrer Schule gehen die ersten polnischen Künstler hervor, welche einen größeren Ruf erwerben und größere Bedeutung haben als ihre Vorgänger. Ein Schüler Gérard de Lairesse's ist der in Krakau geborene Bogdan Lubieniecki, ein bekannter Genremaler, Landschaftler und Kupferstecher. Er arbeitet vornehmlich in Holland und Deutschland, tritt in den Dienst des großen Kurfürsten in Berlin, und obgleich er gegen das Ende seines Lebens in die Heimat zurückkehrt, hinterläßt er hier so spärliche Spuren seines Schaffens, daß von ihm stammende Gemälde in den Sammlungen Polens zu den Seltenheiten gehören. Weit wichtiger für das Land ist die Thätigkeit zweier Schüler des Maratta, deren Leben und Arbeit schon dem XVIII. Jahrhundert angehören. Es sind dies: Simon Czeczowicz, der beste kirchliche Maler, welchen Krakau hervorgebracht, und der für seine Zeit der Kraft und des Charakters nicht ermangelnde, auch aus Krakau stammende Thaddäus Koniecz. Czeczowicz hinterließ in verschiedenen Kirchen Krakau's und des Landes, namentlich in Podhorce bei Lemberg eine Anzahl von Gemälden. Seine bedeutendste und reifste Thätigkeit aber ist mit Wilno und Warschau verknüpft, in welcher letzterer Stadt er, nachdem er das Habit eines Laienbruders im Kapuzinerkloster genommen, in hohem Alter stirbt. Bei einer gewissen Süßlichkeit, die von der Schule, aus welcher er hervorging, untrennbar ist, bei einer gewissen Eintönigkeit der sich immer wiederholenden Figuren und Typen versteht er doch in unendlichen Variationen eines und desselben Themas den besten seiner Schöpfungen eine gewisse stille, musikalische Stimmung zu verleihen, welche sich dem Beschauer mittheilt und zu seiner Seele spricht. Koniecz, eigentlich Kunze, welcher aus einer deutschen, in Krakau ansässigen Familie stammt, ist kräftiger im Colorit, getreuer in der Wiedergabe der Natur, hat mehr Energie und Lebenswahrheit, allein viel weniger Feinheit und Zartheit der Empfindung. Die Missionskirche in Krakau besitzt die besten seiner Bilder, außerdem ist vieles in Privatsammlungen erhalten. Die Malerei sowohl des XVII. als auch des XVIII. Jahrhunderts hat einen zu decorativen und nachahmenden, überhaupt einen zu oberflächlichen Charakter, um ein wirklicher Ausdruck des Lebens und der nationalen Eigenthümlichkeiten sein zu können. Sie ist eine durchaus kosmopolitische und trotz der polnischen Namen, die mit ihren Schöpfungen verknüpft sind, ihrer Wesenheit und ihrem Inhalte nach weit weniger krakauisch und polnisch als die Malerei der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Allerdings prägt sich in Czeczowicz und namentlich in Koniecz der locale Charakter etwas deutlicher aus. Letzterer ist trotz seiner deutschen Abstammung der am meisten polnische unter allen zeitgenössischen Künstlern. Allein es ist eben schon eine Zeit des Niederganges, nicht nur der Kunst, sondern auch des Landes, was auf allen Gebieten fühlbar werden mußte.



Aus dem Monoflas in Bohorodczany bei Stanislaw, XVII. Jahrhundert.

Es ist charakteristisch, daß in einer Zeit, da die Polenkönige fremde Maler an ihre Höfe beriefen, polnische Künstler oftmals ein Feld der Thätigkeit auf fremdem Boden suchen mußten. Lubieniecki's Schöpfungen sind, sowie auch sein Leben, vollständig von der Heimat losgerissen; Konicz aber, der gegen sein Lebensende nach Rom und Spanien ging, kehrte von dort nicht mehr zurück.

Der Charakter der Plastik ist in dieser Epoche von denselben oder ihnen verwandten Richtungen beeinflusst. Ein uns unbekannter Meister meißelte 1620 in Stein die Barockfiguren der Apostel vor der Fassade der Peterskirche in Krakau und in den letzten Jahren des Säculums decoriren die äußerst tüchtigen Stuccatoren Brüder Fontana aus Como mit großer Berbe die Annenkirche daselbst. Einheimische, aus deutschen Schulen hervorgegangene Steinmeße bekleiden mit ziemlich grober, doch eines gewissen decorativen Effects nicht entbehrender Plastik die Kapelle der Familie Boim an der Kathedrale in Lemberg. Die vornehmste Rolle jedoch spielt der talentvolle Bildhauer Johann Pfister, welcher, aus Breslau stammend und in Polen angesiedelt, in den Jahren 1612, 1626 bis 1640 in Lemberg eine berühmte Werkstätte besaß. Er hat die prächtigen Grabmäler der Fürsten Ostrogski in Tarnów ausgeführt, ebenso die schönen Grabmäler der Familie Sieniawski in Brzezany bei Lemberg. Besonders das erste dieser Denkmäler mit seinen kolossalen Proportionen, mit seinem Marmor und Mabafter, welche hier und da durch Vergoldung und Farben belebt sind, überrascht durch pomphaften Schmuck und malerische Wirkung. Am bezeichnendsten aber ist es für diese Zeit, daß die Bronzetechnik, welche im XVI. Jahrhundert in Krakau so ausgezeichnete Repräsentanten hatte, nun verfällt, keine Kräfte mehr im Lande findet und daß die meisten Metallwerke, welche die Grenzen der Goldschmiedekunst überschritten, nun nicht mehr aus Nürnberg, dessen Kunstleben seine weittragende Bedeutung verloren hatte, sondern aus Danzig verschrieben wurden. Diese nordische Seestadt, die zum Gebiete des polnischen Reiches gehörte, spielt in dieser Epoche eine ähnliche, wenn nicht dieselbe Rolle in Bezug auf die Culturbedürfnisse des Landes, wie sie ehemals der Mittelpunkt des Kunstlebens an der Pegnitz gespielt hatte. Es scheint, daß das in der Marienkirche zu Krakau befindliche Bronzedenkmal des Krakauer Insaßen Erasmus Danigiel aus dem Jahre 1624, welches durch Adel und Einfachheit der Composition an die alten, glänzenderen Zeiten erinnert, in Danzig verfertigt worden ist. Das schwere Barockgitter in der Wafakapelle der Kathedrale, das im Jahre 1673 von Michael Weinhold in Bronze gegossen worden, ist auch eine Danziger Arbeit, wie dies die darauf angebrachte Inschrift bezeugt. Die Zinnsärge in den Königsgräbern mit den reichen getriebenen und figürlichen Darstellungen sind meistentheils von Danziger Herkunft. Endlich sei auch der in der Kathedrale stehende silberne Sarg mit den Reliquien des heiligen Stanislaus erwähnt, welcher in Basrelief Scenen aus dem Leben und der Wunderthätigkeit des heiligen darstellt,

mit Engelsfiguren, welche den Sarg auf ihren Schultern tragen. Er ist im Jahre 1671 aus der Danziger Werkstätte des Peter van den Kellen hervorgegangen. Alle diese Arbeiten nähern sich dem späteren niederländischen Barock, das bekaunntlich eine sehr starke Einwirkung auf das künstlerische Schaffen Danzigs übte. Will man jedoch über die damaligen Zustände des Landes ein gerechtes Urtheil fällen, so muß man sich die inneren



Franz Tepe: Selbstporträt.

und äußeren Verhältnisse gegenwärtig halten, in welchen es sich zu jener Zeit befand. Die Städte sinken im Ansehen und verarmen; die fortwährenden Kriege, welche so lange Zeit zum Schutze der Christenheit gegen die türkische Invasion geführt werden, endlich die Einfälle der Kosaken und der Schweden, alles dies hemmt nicht nur den natürlichen Fortschritt des Landes, sondern bringt auch die Zerstörung vieler Denkmäler seiner einstigen Cultur mit sich. Es kam langsam und stufenweise die Katastrophe heran, welche das Buch schloß,

in dem die bisherigen Geschichte Polens verzeichnet waren und eine neue, auf andere Grundlagen gestützte Ära der Entwicklung öffnete.

Was nun die Denkmäler anbelangt, welche in dem ruthenischen Theile Galiziens unter byzantinischem Einfluß entstanden waren, so kommt uns schon durch die Chroniken des XIII. Jahrhunderts von ihnen Kunde zu. Jedoch finden wir in dem ganzen Umfang des Landes keine Denkmäler byzantinischer Kunst, welche weiter als bis zum XV. Jahrhundert zurückgingen, und diese befinden sich nicht in Ostgalizien, sondern in der alten Hauptstadt des polnischen Reiches, in Krakau. Wir denken hier an die Wandmalereien der heiligen Kreuzkapelle in der Kathedrale auf dem Wawel, deren wir oben flüchtig Erwähnung gethan. Schon Wladyslaw Jagiello, dessen Mutter eine russische Fürstin griechischen Bekenntnisses war, berief, nachdem er König geworden war und zu Ende des XIV. Jahrhunderts die Taufe empfangen hatte, aus seiner Vaterstadt, dem lithauischen Wilno, ruthenische Maler, welche gewisse Theile des Krakauer Königsschlusses und der Kathedrale, sowie viele Kirchen im byzantinischen Stile anschmücken sollten. Seine Witwe, die Königin Sophie, eine weißrussische Fürstin, und ihr Sohn Kazimir der Jagellone mit seiner Gemahlin Elisabeth von Oesterreich lassen die zwei Grabkapellen in der Kathedrale, deren Bau sie anordnen, durch ruthenische Maler mit griechischen Malereien anschmücken. Von diesen Kapellen hat sich nur in einer und zwar in der von Kazimir und Elisabeth gestifteten heiligen Kreuzkapelle (Jagellonischen Kapelle) der ursprüngliche Schmuck erhalten. An der gotischen Wölbung, zwischen den Rippen derselben sehen wir Engelschöre auf Goldgrund gemalt und an den Wänden Scenen aus dem Leben Jesu, welche jetzt größtentheils durch Denkmäler und Altäre verstellt sind. Bei dieser Ornamentirung fällt uns der orientalische, an Mosaikbildwerke erinnernde Charakter, sowie jene feierliche Stimmung auf, welche in der byzantinischen Malerei, auch der späteren, nicht verschwindet. Die in ruthenischer Sprache an den Wänden angebrachte Inschrift besagt, daß diese Compositionen im Jahre 1470 ausgeführt worden sind. Es ist dies vielleicht das einzige und darum so werthvolle Überbleibsel byzantinischer Kunst, welches so weit nach Westen vorgehoben ist. Sonst kennen wir hierzulande keine zuverlässigen und mit Daten versehene Überreste von ruthenisch-byzantinischer Malerei aus dem XV. und dem XVI. Jahrhundert. Erst aus dem XVII. Jahrhundert stammen zahlreiche Beispiele dieser Kunst in Ostgalizien, doch sind diese schon von ganz anderer Art: nicht Wandmalereien, sondern Ikonen und ruthenische Kirchenbilder verschiedener Gattung, auf Holz gemalt, welche zumeist von ehemaligen Ikonostafen herkommen, sowie vollständig erhaltene große Ikonostafen, in ihrem vollen Glanze heute noch vor den Altären stehend und diese den Augen der Gläubigen verdeckend.

Es gibt in Galizien zwei Museen, welche eine bedeutende Anzahl ruthenischer Gemälde besitzen: das Museum des Staurupigial-Instituts in Lemberg und das National-

Museum in Krakau. Man muß gestehen, daß der Anblick dieser Gemälde auf den ersten Blick und vom rein ästhetischen Standpunkt aus den Westländer durch Fremdartigkeit, ja unangenehmen Charakter frappirt. Lebt man sich aber tiefer in diese fremde Kunstwelt ein,



Heinrich Rodakowski: Bildniß seiner Mutter.

so findet man nicht nur hier und da Äußerungen menschlicher, wenn auch anders, als bei uns Westländern ausgedrückter Gefühle, sondern entdeckt oft auch einen höheren wissenschaftlichen und ikonographischen Werth an ihnen als Beispielen uralter Traditionen, welche die Schöpferkraft des Volkes manchmal nach der eigenen Empfindung umgestaltet hat. Unter den Ikonostasen begegnen wir oft Werken, die zur wirklichen Kunst gehören.

Auf solchen Bilderwänden findet man kleine Gallerien von Bildern nebeneinander gestellt, die man sonst abseits der gebahnten Wege an unbekanntem Orten suchen muß. Die schönsten Ikonostasen findet man in Rohatyn unweit Lemberg, in Bohorodeczany bei Stanislan und in Lemberg selbst. Die Rohatynner Bilderwand aus dem Jahre 1649 hat 47 Bilder, die von Bohorodeczany aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts 43; die Wan daber, welche den Altar der Kirche der heiligen Paraskewe in Lemberg verdeckt und späteren Datums ist, zählt 70. Die Bilder sind von sehr ungleicher Größe, die meisten sehr klein. Bei allen fällt die schöne und sorgfältige Technik, die Lebhaftigkeit der Farben und der Glanz des Colorits auf. Den größten Werth jedoch hat unter ihnen die Ikonostasis von Bohorodeczany. Auf einem Hintergrund byzantinischer Traditionen kann man bei ihnen bald mehr oder weniger ins Auge springende westländische Einflüsse wahrnehmen. So in Rohatyn, vor Allem aber in Bohorodeczany in untrüglicher Weise den niederländischen Einfluß, welcher übrigens an vielen, aus derselben Zeit stammenden Werken der Malerei vom Berge Athos ebenso ersichtlich ist. Hingegen zeigen sich in den Gemälden der Ikonostasis der Kirche der heiligen Paraskewe in Lemberg italienische Einflüsse. Der locale Charakter des Schmuckes und der Typen tritt hier verhältnißmäßig weniger als in den bescheidenen Ikonostasen der Dorfkirchen hervor, welche keinen Anspruch auf künstlerische Bedeutung erheben. Einige Namen ruthenischer Maler aus der Entstehungszeit unserer Ikonostasen sind uns überliefert, so: Fedor Sienkowiez, dessen im Jahre 1630 Erwähnung geschieht, ferner Nicolaus Petrachnowiez, im Jahre 1637 genannt, beide in Lemberg; es berechtigt uns jedoch nichts, sie mit den bekannten Ikonostasen oder anderen erhalten gebliebenen Werken der ruthenischen Kirchenmalerei in Verbindung zu bringen.

Die Bildhanerei fand in Ostgalizien, wie überhaupt in der ganzen byzantinischen Welt keinerlei Feld für ihre Entwicklung; sie beschränkt sich auf die Holzschnitzerei an den Thüren und den Rahmen der Ikonostasen, zeigt uns jedoch innerhalb dieser engen Grenzen Beispiele eines Reichthums, ja, einer Leichtigkeit und Anmuth, die dem Stile der Renaissance, namentlich der Spätrenaissance entspricht.

Nach dem großen Zusammenbruche, der die Bestandtheile des einst mächtigen Reiches auseinanderriß und jeden der Theile in andere Verhältnisse und unter eine andere Herrschaft versetzte, ist es nicht zu verwundern, daß diese Theile sich lange Zeit hindurch als eine zertrümmerte Einheit betrachteten und nur daran dachten, in ihren früheren Zustand zurückzukehren, sich wieder miteinander zu vereinigen. In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts träumte man nur von diesem Ideal und lebte nur im Streben nach dessen Verwirklichung. Es kam die Zeit der größten Dichter, welche die polnische Nation hervorgebracht hat: Mickiewicz, Slowacki, Krasiński, Namen, welche das ganze Leben des Volksgeistes in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in sich zusammenfassen.

Dieser Zustand und diese Stimmung bezieht sich sowohl auf Galizien unter der Herrschaft Oesterreichs, als auch auf die anderen Theile des alten Polens, die mit den Nachbarreichen verbunden worden waren. Es hat einerseits vieler Selbsttäuschungen und schrecklicher Erfahrungen, anderseits eines Überganges aus dem Stadium der Träume und des Strebens nach unerreichbaren Idealen in das Getriebe positiver Wirklichkeit bedurft, bis die unfaßbaren Gestalten eine abgegrenzte Form fanden und in der Schöpferkraft der Nation greifbarere Künste, nämlich Malerei und Plastik die Stelle der Poesie einzunehmen begannen. In dem Maße, als die Stimme der großen Dichter verhallte und einer von ihnen nach dem andern zu Grabe ging, kam die Zeit des Erwachens, des Entstehens und der Entwicklung der bildenden Künste heran. Sie waren zum inneren Bedürfnisse der Gesellschaft geworden, und namentlich die Malerei, welche in dieser Hinsicht die Hauptrolle spielte, wuchs auf dem nationalen Boden selbständig empor. Ohne directe Anlehnung an die Erbschaft älterer heimischer Kunstdenkmäler, ohne an die Fäden der künstlerischen Tradition anzuknüpfen, welche durch die Theilung, sowie durch die Schicksalsschläge des Landes zerrissen worden waren, schöpfte sie neuen Lebenssaft in den Eigenthümlichkeiten der Race und des Volksthums und wurde eben dadurch eine durchaus polnische Kunst.

In der Geschichte geht jedoch, sowie in der Natur, nichts verloren. Jene Vergangenheit, deren Bild wir zu entwerfen versucht haben, ist nicht ohne Wirkungen verhallt. Ehe jedoch diese Entwicklung um die Mitte unseres Jahrhunderts begann, ehe die Schleusen geöffnet waren und die Fluth als reiner Strom dahinzufließen anfing, finden wir im Lande Ansätze zu einer künstlerischen Bewegung, durch welche das Interesse an der Kunst belebt und ihre Blüthe vorbereitet wurde.

Schon um die Reize des vorigen Jahrhunderts wurde in Krakau ein Maler geboren, dessen Thätigkeit in die Zeit der größten Wirren und fruchtlosen Bemühungen für die Wiedergeburt des Landes fällt. Es ist dies Michael Stachowicz. Als Künstler von untergeordneter Bedeutung verdient er dennoch Erwähnung, da den Gegenstand seiner sehr fruchtbaren, wenn auch oberflächlichen Kunstthätigkeit die Zeitereignisse, das Leben der Gegenwart, Krakau mit seiner Bevölkerung, seiner Natur und Umgebung bilden. Man kann sagen, daß der blasser, verwischte, den Mitteln, wie dem Gehalt nach oberflächliche Charakter, welcher die schlechtesten Arbeiten der letzten Zeit des XVIII. Jahrhunderts kennzeichnet, sich in der mäßigen Kunstfertigkeit dieses Malers wieder spiegelt, der vom besten Willen beseelt war und seinerzeit große Beliebtheit genoß. Nicht die Form, sondern der Inhalt seiner Werke hat die Zeitgenossen interessirt, und das ist es auch, was ihnen heute noch einen historischen Werth sichert. Ernste Bestrebungen, welche ein bestimmtes Ziel vor Augen hatten, treten erst in den Dreißiger-Jahren auf, als zur Leitung der zu Beginn des Jahrhunderts aus bescheidenen Anfängen entstandenen Krakauer Kunstschule der Maler Stattler berufen wurde.

Zu Krakau geboren, hatte Adalbert Stattler — Stański. ein Schüler Vicenzo Camuccini's, drei Jahre in Italien, vornehmlich in Rom zugebracht. Mit seinem umfangreichen, die Maccabäer darstellenden, im Stile von Overbecks Fresken der Casa Bartoldy gehaltenen Gemälde erlangte er einen großen Ruf, namentlich da ihm in Paris ein Preis dafür zuerkannt wurde. Ein Theoretiker von edlen und weitblickenden Bestrebungen, wie sie jenem Kreise römischer und deutscher Künstler in Rom eigen waren, mit denen ihn nähere Beziehungen verbanden, befandete er, außerhalb seiner größeren und kleineren religiösen Gemälde, welche heute, sowie die seines Meisters, nur ein historisches Interesse haben, ein gewisses Talent im Porträtfach. Die unmittelbare Berührung mit der Natur verlieh einigen seiner Porträts eine gewisse subtile Genauigkeit, welche ihnen das Interesse bis auf den heutigen Tag sichert. Er hat eine nicht unbedeutende Anzahl von Schülern ausgebildet und nicht geringen Einfluß auf die folgende Generation geübt. So wie Stattler, so haben auch Alois Rejchan und Jan Mączyński als Lehrer für Zeichnen und Malerei in Lemberg gewirkt. Diese steckten sich weniger hohe Ziele und zeichneten sich namentlich in der Porträtmalerei aus. Dies Alles waren indeß nur Anfänge. Sie bereiteten nur den Boden für die Zukunft vor, und darin liegt ihr Hauptwerth. Es gibt jedoch in der Entwicklung der Kunst Momente, in welchen plötzlich und unvermuthet eine Individualität auftritt und gleichsam vorahnend eine neue Blütezeit verkündet. Eine solche Individualität war Peter Michalowski. In Krakau im Jahre 1801 geboren, gehörte er einer seit Jahrhunderten in der Umgebung dieser Stadt ansässigen Familie an. Geistig hochgebildet und hochbegabt, bildete er sich nicht eigentlich zum Künstler aus, und da er thätigen Antheil an dem öffentlichen Leben Krakau's und Galiziens nahm, betrachtete er die Malerei bloß als eine Zerstreuung, zu der ihn angeborene Neigung hinzog. Doch da er Talent in sich fühlte, trat er, nachdem er in Göttingen seine Universitätsstudien vollendet hatte, in Paris in die Schule Charlets, und wenn man heute die Gesammtheit seines malerischen Nachlasses überblickt und die Wahrheit, die Kühnheit und den Realismus aller seiner Schöpfungen bewundert, so muß man bekennen, daß er das, was er leistete, nicht im Osten Europa's hätte lernen können. Bei den Umständen, unter denen er lebte, ist es nicht auffallend, daß er uns keine größeren und vollendeteren Werke hinterlassen hat. Alles, was er schuf, war nur für Freunde und Verwandte bestimmt; — er hatte dabei kein größeres Publikum im Auge. Es sind größtentheils Aquarelle und Zeichnungen, sowie Ölstudien und in Ausnahmefällen Porträte, Scenen aus dem Soldatenleben, Volkstypen, Pferde, Ochsen und sonstige Hausthiere. Hier und da flechten sich in dieses Thema alltäglicher Eindrücke wie eine Reminiscenz aus der Charlet'schen Thätigkeit, durch Familientradition belebt, Episoden aus den napoleonischen Feldzügen und die wiederholt angebrachte Figur des „kleinen Korporals“ auf seinem weißen Pferde ein. Ausnahmsweise erhebt sich einmal seine Phantasie und die „Einnahme des Engpasses von Somosierra“,

an welcher die Polen rühmlichen Antheil genommen haben, wird die Skizze zu einem großen, in des Wortes vollster Bedeutung ungewöhnlichen Gemälde voll Zug und Leidenschaft, das sogar, trotz der so bescheiden angebrachten Farbe, ein außerordentliches coloristisches Talent verräth. So wie man seine Köpfe und Brustbilder in Lebensgröße sieht, fühlt man, daß ein großer Porträtmaler hätte aus ihm werden können. Michalowski legte nicht



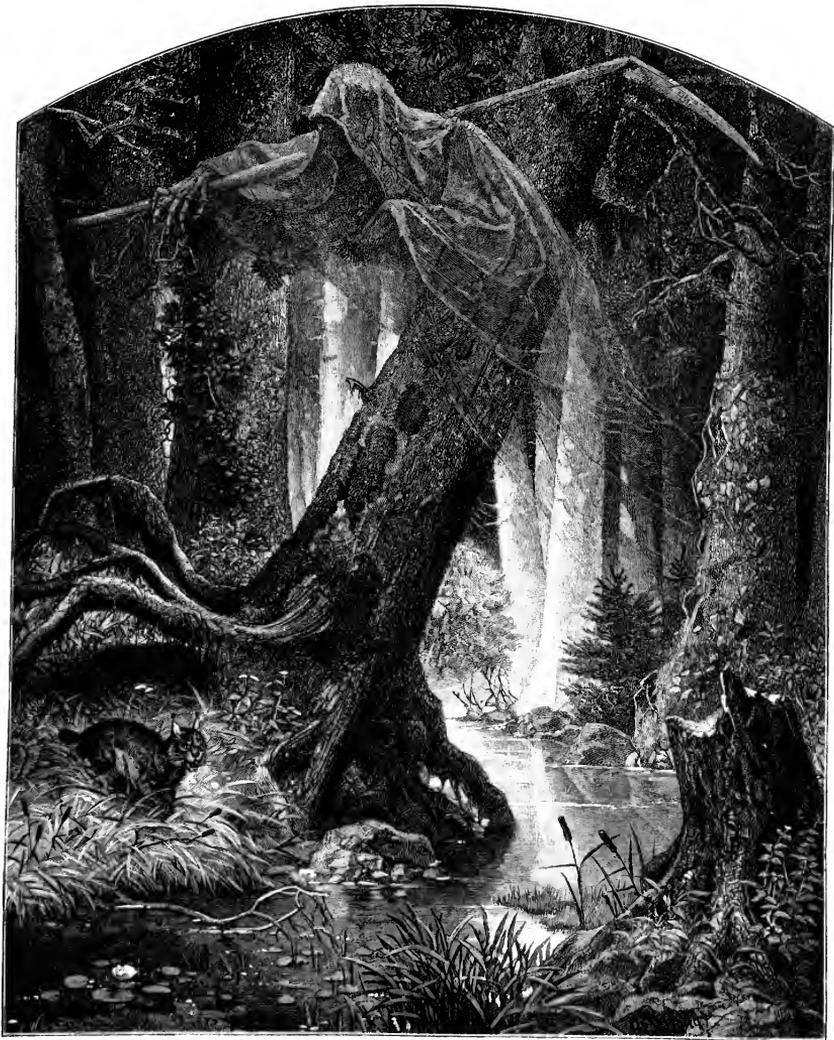
Alexander Koffis: Das Gebet.

nur keinen Werth auf seine Werke, sondern er glaubte auch niemals, daß auf dem Boden seines Vaterlandes die Kunst sich entwickeln und aufblühen könnte. Alles, was er geschaffen hat, war verhältnißmäßig so wenig zugänglich, daß erst die letzte Ausstellung in Lemberg ihn einem weiteren Kreise thatsächlich bekannt gemacht hat.

Gegen sein Lebensende begann jedoch die künstlerische Thätigkeit eines Malers, welcher der Natur seines Talents und dem Charakter seines Schaffens nach den allgemeinen Bedürfnissen und Gefühlen am besten entsprach und der Zeitstimmung den beredtesten

Ausdruck verlieh. Dieser Maler war Julius Kossak, der im Jahre 1824 in Wisniez geboren wurde und heute noch zu den Lebenden zählt. Nach den großen Dichtern und in den letzten Jahren ihrer schöpferischen Thätigkeit kam die Reihe an kleinere Poeten, wie etwa Wicenty Pol. Die „Gawendy“ Pol's lagen auf allen Tischen und seine „Lieder aus der Heimat“ gingen von Mund zu Munde. Das Landleben, das gesellige Leben des polnischen Landadels und das, was jenen, die daran theilnehmen, am theuersten war, die Familientradition, nicht die Geschichte mit ihrem sonnenshellen Blick, sondern die Reminiscenzen, Erzählungen der Großväter an ihre Enkel von den Thaten der Ahnen, bei der Tabakspfeife in der Abenddämmerung und am winterlichen Kaminfeuer, diese ganze Summe von Eindrücken, welche umso mehr Reiz besaß, je unbestimmter sie war und der Einbildungskraft freieren Spielraum ließ, entsprach am besten dem Zustande der Gesellschaft nach den napoleonischen Kriegen und dem Aufstande von 1831 und forderte zur Behandlung mit Meißel und Pinsel heraus, da sich diese Eindrücke am besten mittelst der leichten, durchsichtigen Farbtinten des Aquarells wiedergeben ließen. So war denn auch Julius Kossak fast ausschließlich Aquarellist. Ein Schüler Horace Vernet's, später Adam's, schuf er eine Menge von Aquarellen von ungewöhnlichem künstlerischen Werthe, welche sich über das ganze Land verbreiteten, bis in die bescheidensten Landhöfe des kleinen Adels, sowie in die herrschaftlichen Paläste gelangten und nicht nur von dem Talente Zeugniß ablegen, das sie schuf, sondern auch von dessen außerordentlicher Fruchtbarkeit. Zu den besten Werken Kossak's gehören: „Mohort (der Held einer Dichtung Wicenty Pol's) zeigt dem Fürsten Poniatowski sein Gestüt“; „Kewera Potocki, dem nachmaligen Hetman, übergibt ein Bauer auf dem Felde den zur Zeit seiner Durchreise ausgegrabenen Commandostab“; „Ein Gestüt in Taurowo im galizischen Podolien“; ein ebensolches Gestüt, vermuthlich auf podolischer Steppe bei herbstlicher Beleuchtung, welches Bild Eigenthum des Nationalmuseums in Krakau ist.

Kossak findet seine Ergänzung in Franz Tapa (geboren in Lemberg 1828, gestorben 1889), welcher bedeutend weniger fruchtbar war, sich aber durch eine kräftigere Charakteristik der dargestellten Figuren, vollendetere Technik und lebhafteres Colorit auszeichnet. Schüler Waldmüller's, später Kaulbach's und dann Cogniet's und Aey Schaffer's, malte er vornehmlich Aquarelle, besonders Porträte; namentlich solche, die als Genrebilder aufgefaßt waren. Hier müssen noch zwei Maler genannt werden, ein Genremaler, welcher sowohl sein Können, als auch seine Richtung Waldmüller verbankt, und ein kirchlicher Maler, ein Schüler Fühlich's. Der Erstere, Leopold Löffler-Nadymno (geboren 1830 in Rzeszów, heute noch lebend) malte seine kleinen Bildchen zunächst auf dem Hintergrunde historischer Tradition, so: der „Tod eines großen Feldherrn“ — die „Begrüßung eines Kriegers“ mit einer gewissen sentimentalen Stimmung.



Arthur Grotger: Puszeja, aus dem Cyclus Lituania.

Der zweite, Felix Szyualewski (geboren in Krakau 1825, gestorben 1892), schuf wenig, arbeitete aber jede Composition auf das Gewissenhafteste aus und hielt sich getreulich an die edlen Vorbilder Führichs. Gemälde des ersteren kann man in den kaiserlichen Museen, sowie in der Akademie der bildenden Künste in Wien sehen; einige kleine Bildchen des letzteren befinden sich im Krakauer National-Museum. Die ausgeprägteste künstlerische Individualität dieser Periode war jedoch Heinrich Rodakowski (geboren in Lemberg 1823, gestorben 1894). Nach in Wien vollendeten Rechtsstudien trat er in Paris in die Malkschule Cogniets ein und erhielt für seine Porträte auf den Ausstellungen 1852 und 1858 erste Preise. Ein Künstler von größerem Zug und durch enge Beziehungen mit den ersten Künstlern Frankreichs verbunden, malte er historische Gemälde, Wanddecorationen, Skizzen zur Ilias und zur Odyssee; allein er fühlte, daß in der Bildnißmalerei seine eigentliche Kraft liege und hinterließ auch zumeist Porträte. Zu den vorzüglichsten darunter gehören: das Bildniß des Generals Dembinski, gegenwärtig im Krakauer Nationalmuseum, sowie dasjenige von des Künstlers Mutter, das im Besitze der Familie ist. In allen seinen Porträts erkennt man tiefstes Eingehen in die Individualität des Dargestellten, bei subtiler Herausarbeitung der charakteristischen Seiten und Beherrschung der technischen Mittel, sowohl was das Colorit, als auch was die Manier betrifft, welche sie in die Reihe der besten zeitgenössischen Arbeiten dieses Genres erhebt.

So erfüllte sich denn Michalowski's Pessimismus nicht. Vielmehr erweckten solche Künstler in der Gesellschaft die Liebe zur Kunst, pflanzten in den durch das Unglück des Zusammenbruchs verwüsteten Boden neue Anregungen; andere wieder verbreiteten unter dem Einflusse der westlichen Cultur den Unterricht im Zeichnen und der Composition und stellten endlich vor aller Augen Muster inhaltlich tieferer, formell vollendeterer und im Lande noch nicht gesehener Kunstschöpfungen hin. Szyualewski war bis an sein Lebensende Lehrer an der Kunstakademie in Krakau und Löffler ist es noch heute. Rodakowski endlich zeigte zum ersten Male der Welt, daß es polnische Maler gibt, die werth sind, bekannt zu sein, und das zu einer Zeit, da es noch keine eigentliche polnische Malerei gab.

Auf den Schultern dieser noch lange Zeit mit der nachfolgenden zugleich lebenden und schaffenden Generation und unter ihrem Einflusse erhob sich ein neuer stärkerer Nachwuchs. Die Epoche der Poesie war vorüber, doch ihr Einfluß hatte tiefe Spuren in der Gesellschaft zurückgelassen; er vibrirte durch die idealistische Stimmung der Sechziger-Jahre und fand in der nationalen Bewegung des Jahres 1863 endgiltigen Ausdruck, dann kam die Krisis und die Ernüchterung und in ihrem Gefolge die Wendung zu positiverer Arbeit. Wenn die Schrecknisse fruchtlos gebrachter Opfer Schmerz und Mitleid erzeugten und schon an und für sich den Menschen die Augen für die Wirklichkeit öffneten, so riefen sie andererseits das Bedürfniß hervor, jene Ereignisse zu begreifen, deren Schwere die



Jan Marjole: Afschietdag in Esarjhouw im Jahre 1773.

noch lebende Generation hatte tragen müssen, Antwort auf die Frage zu finden, warum ein ehemals großes Reich zu bestehen aufgehört habe und dessen Theile in den Complex anderer Reiche eingefügt worden seien. Nun begann eine Bewegung auf dem Felde der geschichtlichen Forschung. Die Gesellschaft kam allmählig zur Überzeugung, daß die Ursache ihres Falles nicht außer ihr, sondern in ihr selbst lag, nicht so sehr in den äußeren Umständen, als in den inneren Zerwürfnissen, in der mangelhaften Organisation des Reiches, wovon sich die Folgen nahezu in allen Lebensäußerungen fühlbar machten. In diesem kritischen Augenblicke begann der Samen, welchen die vorhergegangene Generation ausgestreut hatte, Früchte zu tragen. Es entfaltete sich die Blüthezeit der polnischen Malerei, welche in ihren Hauptrichtungen den Zustand der Bevölkerung wiederspiegelte und den sie bewegenden Strömungen Ausdruck verlieh. Der Künstler, in dessen Seele sich die ganze Tragödie des nationalen Idealismus abspielte und der die Blüten seiner Kunst auf dessen Sarg gestreut, indem er aus dessen Tiefen dasjenige emporholte und personifizierte, was allgemein menschliche und ewige Bedeutung hatte, war Arthur Grotger. Der Meister jedoch, welcher sich in die Vergangenheit vertiefte und ihre Bilder, eines nach dem anderen, vor den Augen der Welt wieder aufleben ließ als Lehre für Gegenwart und Zukunft und um in Zeiten der Demüthigung den Stolz der Nation zu erwecken, dieser Meister, der größte polnische Maler und einer der größten Historienmaler des Jahrhunderts war Jan Matejko.

Ehe wir des Näheren auf diese Weiden eingehen, werfen wir einen Blick auf die hervorragendsten gleichzeitigen Künstler von geringerer Bedeutung, welche gleichsam den Hintergrund für ihre künstlerische Thätigkeit bilden. Andreas Grabowski (geboren in Krakau 1833, gestorben in Lemberg 1886) war ein oft schwerfälliger, aber durch die ausgeprägte Charakteristik seiner Bildnisse hervorragender Porträtmaler; Alexander Gryglewski (geboren in Brzostek in Westgalizien 1833, gestorben durch Selbstmord in Danzig 1879) ein talentvoller Schöpfer architektonischer Interieurs, ein polnischer Rudolf Alt. Alexander Kotjiz (geboren zu Krakau 1836, gestorben 1878) verstand es, das Leben der Kleinstadt und des Landvolkes, mit einer gewissen poetischen Stimmung und einer tieferen Empfindung für Natur und Landschaft wiederzugeben, welcher er einen intimen, localen Charakter zu verleihen wußte. Wilhelm Postel-Leopolski (geboren in Drohobycz 1830, gestorben 1892) endlich malte außer Porträts Bilder historisch-aneddotischen Inhalts mit kräftigem Farbengefühl. Alle diese Künstler vollendeten ihre Studien an der Krakauer Akademie der bildenden Künste, deren Leitung nach Stattler's Abgang der verdienstvolle Professor der Malerei Wladyslaw Luszczykiewicz übernahm. Sie vollendeten ihre Studien in Wien bei Ruben, in München bei Schwind oder Seeberger, manchmal auch in Paris, allein Krakau drückte ihren Arbeiten ein unverwischbares



Jan Matejko: Boleslaw Wielki (Chrobry).

Gepräge auf und trotz der verschiedenartigen Einflüsse, welche auf sie wirkten, verloren sie ihren heimatlichen Charakter nicht. Sie schöpften ihre Kraft im localen Boden und empfingen von ihm ihre Vorbilder und ihre Eingebungen. Aus diesem Niveau heraus erheben sich jene zwei Künstler, die wir nannten und deren Namen überall bekannt sind.

Arthur Grotger (geboren in Dttyniowice in Ostgalizien 1837, gestorben in Amélie les Bains 1867) war ein Schüler Maszkowski's in Lemberg, eine Zeitlang an der Krakauer Schule, später ein Schüler Ruben's und Schwind's. Er malte Ölgemälde, Porträts und Genrebilder, Aquarelle verschiedener Art, doch seine bedeutendsten Werke waren die auf Cartons mit Kreide gezeichneten Cyclen, wie: „Warschau“, „Polonia“, „Lithuania“, endlich der im Besitze Seiner Majestät befindliche „Krieg“. Beim Anblick dieser Werke voll Poesie und Anmuth neben oft genialer Erfindungsgabe im Benützen der Motive und in der Composition ergreift uns ein gewisser schwermüthiger, gleichsam zu Chopin'scher Musik gestimmter Zauber, welcher in unserem Gedächtnisse haften bleibt. Das Bild: „Der Tod, durch Lithauens Urwälder eilend“, gibt uns einen Maßstab dieses Gefühls und dieser patriotischen Stimmung.

Jan Matejko wurde zu Krakau im Jahre 1838 geboren und starb daselbst im Jahre 1893. Man kann sagen, daß Krakau, dieselbe Stadt, in welcher die polnische Geschichtsforschung unseres Jahrhunderts begründet wurde, seine Wiege, seine lebenslängliche Wohnstätte und das Feld seiner so ungewöhnlichen und fruchtbaren Thätigkeit gewesen ist. Ganze Reihen kolossaler Gemälde, wie „Reitan auf dem Reichstage zu Warschau“ welches sich im Besitze der kaiserlichen Hofmuseen befindet, ferner: „Pater Skarga, am Hofe Sigismunds III. den Verfall des Reiches vorhersehend“, „Die Schlacht bei Tannenberg“, „Die Huldbigung des Herzogs Albrecht von Preußen“, „Die Lubliner Union“, „Johann Sobieski vor den Thoren Wien's“, „Kościuszko vor Macławice“, endlich zwanzig geniale Skizzen zur Geschichte der Civilisation in Polen, einer Anzahl größerer und kleinerer Bilder und Skizzen nicht zu gedenken, haben die gesammte Geschichte Polens in ihren glücklichsten und traurigsten Momenten vor den Augen der Nation, ja der ganzen Welt vorüberziehen lassen und durch die kraftvolle Charakteristik historischer Gestalten dauernde Typen hingestellt, welche auch künftige Geschlechter noch erkennen werden. In seinen letzten Lebensjahren schmückte er das Innere der Marienkirche in Krakau aus, und man kann sagen, daß er mit dem Pinsel in der Hand hingeschieden ist, ehe er sein letztes Gemälde vollendet hatte, welches die Stadt Lemberg nach seinem Tode erwarb. Man hat ihn mit Recht als den letzten Historienmaler des Jahrhunderts bezeichnet, „welcher tiefe Überzeugung besaß und gläubig war“. Er malte so, als ob er eine Mission zu erfüllen hätte. Bei aller archäologischen Treue der Details waren weder der Schmuck noch das Costüm oder die äußere mehr oder minder malerische Einkleidung die Hauptsache in seinen Werken,



Jan Matejko: Królowa Hedwig.

sondern der Mensch, seine historische Rolle und die Umstände, auf deren Hintergründe wir ihn dargestellt sehen. Edelgesinnt und durchaus uneigennützig, verschenkte er seine Gemälde, als ob sie ihn nichts kosteten und trug, durchdrungen von dem Priestertum der Kunst, den Ruhm seines Vaterlandes auf den Flügeln seines eigenen Ruhmes nach den beiden Hemisphären der Erde. Man kann nicht sagen, wer sein Lehrer gewesen sei. Sein größter Lehrer war die historische Vergangenheit seiner Heimat und vor allem Krakau mit seinen Denkmälern und Wahrzeichen entschwundener Größe. Derjenige, welcher seit Matejko's Jugendzeit am meisten auf den Charakter seiner künstlerischen Thätigkeit eingewirkt hat, war Veit Stofz mit seinem Altar in der Marienkirche. Wenn wir jedoch einerseits in Matejko's Gemälden insofern eine Ähnlichkeit mit Veit Stofz finden, als auch bei ihm die Tendenz hervortritt, die Gestalten im Detail und in der Gewandung mit Nachdruck, ja manchmal mit Übertreibung herauszuarbeiten, so finden wir andererseits auch einen Wiedererschein der in Krakau so zahlreichen und bedeutenden Denkmäler der italienischen Spätrenaissance mit ihrem barocken Zuschnitt in seiner Kunstthätigkeit. Der so kräftig accentuirte Naturalismus der späten Gothik, sowie die barocke Breite des Contours und der Formen, das sind, bei einer gewissen Hinneigung zur Üppigkeit und einem außerordentlichen Reichthum, die charakteristischen Merkmale von Matejko's Talent. In ihnen liegt seine Kraft, in ihnen aber zugleich auch in vielen Fällen seine Schwäche. So ist Matejko derjenige polnische Maler der Neuzeit, an welchem sich der Einfluß jener Culturentwicklung, die wir oben zu schildern versuchten, greifbar nachweisen läßt. Auch bei Grotger fehlt dieser Einfluß nicht, allein er tritt bei ihm nicht so unmittelbar, weniger bestimmt unschrieben, weniger greifbar und plastisch hervor. In diesen zwei Künstlern hat die polnische Malerei des XIX. Jahrhunderts ihre hervorragendsten und charakteristischsten Repräsentanten gefunden. In Grotger's Kunst spiegelten sich Phantasie und Gefühl wieder, in jener Matejko's aber die Lebens Elemente des Volkes und der Charakter, welchen ihr die Vergangenheit verliehen hatte. Man kann sagen, daß sie einander gegenseitig ergänzten.

Mit dem Tode Matejko's waren die Zeiten der historischen Malerei vorüber. Die jüngste, schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geborene Generation, welche ihrer großen Mehrzahl nach die jetzt lebende Phalang ausmacht, wandelt auf anderen Wegen. So wie die Gesellschaft heute vor allem mit ihrer inneren Entwicklung, mit ökonomischen und socialen Angelegenheiten beschäftigt ist, so haben sich auch die heutigen polnischen Maler dem Volke, der Natur und den modernen Ideen und Bestrebungen zugewendet. Alle Strömungen, welchen die Kunst der letzten fünfzig Jahre unterworfen war, spiegelten und spiegeln sich in ihrer Kunstthätigkeit wieder. Der bis zur höchsten Übertreibung gehende Realismus, der Naturalismus mit all seinen Folgen, der Impressionismus mit seinem Raffinement coloristischer Abtönung, das aus vielen Gründen so berechtigte „plein-air“,



Jan Matejko: Engel aus der Innenbemalung der Marienkirche zu Krakau.

welches jedoch, wie das immer in Übergangszeiten der Fall ist, oft zu Resultaten gelangt, die dem vorgesteckten Ziele gerade entgegengesetzt sind, und dort die Natur fälscht, wo es diese am getreuesten darzustellen gestrebt, endlich der Neo-Idealismus, der ein Protest gegen den groben und plumpen Realismus ist und in mancher Hinsicht bezüglich des Inhaltes ähnlichen Bedürfnissen entspricht, wie sie das plein-air bezüglich der Form erfüllt: diese ganze Reihe veränderlicher Erscheinungen der modernen Evolution spiegelt und spiegelt sich in der heute aufblühenden und aus der Fülle des Lebens schöpfenden Malerei unseres Landes wieder. Immer neue Talente treten hervor, ihre Zahl wird immer größer, wir müssen uns daher beschränken, nur die ausgeprägtesten darunter zu nennen und nur denen einige Worte zu widmen, welche die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Hyppolit Lipiński (geboren 1848 in Nowy Targ, gestorben 1884 in Krakau), obwohl älter als andere, gehörte thatsächlich der letzten Generation an und machte mit großer Realität und Wahrheit vornehmlich Volksscenen. Thaddäus Pociel, Anton Piotrowski (geboren 1853 im Königreich Polen, hier ansässig), Ladislaus

Tetmayer, Julius Makarewicz (geboren 1856 in Lemberg), Sigmund Ujdukiewicz, Vincenz Wodzinowski (geboren 1864 in Zgotomia) endlich der bedeutendste von allen, ein Künstler ersten Ranges, Julius Jasat (geboren 1853 in Teligłovy, Ost-Galizien), gegenwärtig Director der Kunstakademie in Krakau, malen Genrebilder aus dem Volksleben, stellen Volkstypen dar, Schnitter oder Mähder, Jahrmärkte in kleinen Städtchen, oder auch Hochwildjagden auf dem Hintergrunde der Natur, im Dickicht undurchdringlicher Wälder, alles voll Wahrheit und Treue. Adalbert Kossak malt mit großer Lebendigkeit und Berve Schlachtenbilder und Scenen aus dem Soldatenleben, Lubomir Benedyktowicz, besonders aber Roman Kochanowski schildern die heimliche Landschaft, die Fichten- und Tannenwälder mit den von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Wipfeln, die Ufer der Weichsel am Horizont, inmitten der dürftigen Vegetation des Nordens mit den zarten Abtönungen, mit den geschwärzten Strünken alter Weiden oder Silberpappeln und den das graue Firmament wieder-  
 spiegelnden Gewässern. Ein anderes Genre repräsentirt der früh verstorbene Moriz Gottlieb (geboren 1856 in Drohobycz, gestorben 1879) mit seiner der Heine'schen Dichtungsart verwandten Gefühlsrichtung, welcher es verstand, in Darstellungen und Compositionen, welche auf die alttestamentarische Tradition Bezug hatten, etwas von biblischer Melodie hineinzulegen. Der hochbegabte und groß angelegte Witold Pruszkowski schöpft seine Ideen aus den Sagen des polnischen Volkes oder aus dem Volksleben, versteht es, bald die innige und schwermüthige Seite seines inneren Lebens zu erfassen, bald sich in die Welt der von der Dichtung verkärten nationalen Kämpfe und Niederlagen und Leiden zu versetzen und trägt deren Inhalt mit einer unaussprechlichen Zartheit der Empfindung vor. Jacek Malezewski (geboren in Radom, Ruffisch-Polen, 1855, in Krakau anässig), ein Künstler in des Wortes vollster Bedeutung, schlägt dem Pruszkowski verwandte Saiten an, besitzt jedoch eine ihm ganz eigene und ganz selbständige Subtilität der Erfindung. Eine wahre Dichternatur, lebt er ausschließlich in der idealen Sphäre und obgleich in seiner Wirksamkeit nicht immer sich selber gleich bleibend, sucht er doch stets nach neuen Wegen und Mitteln, welche seinen Conceptionen am meisten adäquat wären und seine Gefühle am reinsten wiedergeben könnten. Peter Stachiewicz (geboren in Nowojolki, Ostgalizien, 1858) endlich, nicht allein Maler, sondern vor allem Illustrator und Zeichner, breitet vor unseren Augen vielfältige Bildermotive aus der Heiligenlegende aus und schafft eine ungezählte Menge der verschiedenartigsten, immer aber anmuthigen Compositionen. Die kirchliche Malerei besitzt einen Vertreter in Franz Krudowski (geboren in Krakau 1860), welcher durch einige Zeit ein Schüler Griepenkerls gewesen ist und seinen Scenen aus dem Leben Jesu, seinen Madonnen und Heiligen, welche wie ein leises Echo an die bekannnten Typen der großen italienischen Vergangenheit erinnern, eine Art



Peter Stachewicz: Vom sonnenabendlichen Strahle, aus dem Coelus der Gottesmutter leuchtet.

ekstatischen und modern-nervösen Charakters verleiht. Hier ist auch Jan Styka in Lemberg nicht zu vergessen, dessen Madonna, als „Königin von Polen“ ganz modern aufgefaßt, vor Jahren viel besprochen wurde, dessen Thätigkeit jedoch auch verschiedene Gebiete der Malerei umfaßt. Das Porträtfach endlich besitzt seinen bedeutendsten Vertreter in dem jetzigen Professor an der Wiener Akademie der bildenden Künste, Kazimir Pochwalcki (geboren in Krakau 1855), welcher auch die Deckengemälde im SitzungsSaale der Pfandleihanstalt in Krakau ausgeführt und dem Lande eine beträchtliche Zahl seiner Genrebildchen hinterlassen hat. Als Porträtisten haben sich in den letzten Jahren außerdem noch ausgezeichnet, der etwas derbe, aber talentvolle Alexander Augustynowicz und die begabte Malerin Olga Boznańska. Diese Künstlerin hat mit zartem Gefühl und manchmal mit großem Erfolge die moderne Helllichtmalerei in ihren Pastell- und Öl-Porträts angewendet. Vor kurzem sind zwei neue Professoren an die Krakauer Kunstschule berufen worden, Leo Wyczkowski und Theodor Argentowicz. Der erstere, im Jahre 1852 in Warschau geboren, verbindet in seinen Bildern Energie der Zeichnung und des Kolorits mit einer sehr stark ausgesprochenen Selbstständigkeit; bei einem lebhaften Naturgefühl versteht er auch in die Sphären der Phantasie sich einzuleben. Der jüngere, Argentowicz (geboren in Kronstadt, Siebenbürgen 1859), verbrachte mehrere Jahre in Paris und dann einige Zeit in London, wobei er die Werke der zeitgenössischen französischen und englischen Maler kennen lernte. Die Feinheiten der modernen Gefühlsart und der modernen Technik weiß er in seinen zahlreichen Zeichnungen, Studien und in seinen Porträts glücklich zu verbinden. Von diesen Künstlern sind die einen in Krakau, die anderen in Lemberg geboren; es gibt auch solche, deren Geburtsstätte jenseits der Grenzen des Landes liegt, alle jedoch haben sich in Österreich angesiedelt, alle arbeiten und schaffen hier und fast alle haben ihren Weg durch die Krakauer Schule genommen. Sehr verschiedenartige ethnographische Grundelemente lassen sich bei ihnen nachweisen; das der Natur der Sache nach wichtigste und bedeutendste, dasjenige, welches der Gesamtheit Grundton und Stimmung verleiht, ist das polnische Element. Makarewicz jedoch ist von ruthenischer Abstammung und Argentowicz von armenischer Herkunft; das in dieser Provinz so zahlreich vertretene semitische Element aber wird durch Gottlieb repräsentirt. Nach den ersten grundlegenden und für das ganze Leben wichtigsten Studien an Ort und Stelle suchten die meisten von ihnen ihre höhere Ausbildung in Wien oder München; einige aber, wie Malezewski, welcher eine Zeitlang Lehmanns Schüler war, studirten in Paris. Die Eigenthümlichkeit des localen Grundtones vermochte nichts in ihnen zu verwischen und das ist es eben, was in den internationalen Wettbewerben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie lenkt, das ist es, was ihnen Originalität und sicherlich auch Werth verleiht. Der Inhalt ihrer Schöpfungen, die Scenen, die Typen, der Hintergrund sind vornehmlich local,

unterscheiden sich von anderen und erwecken dadurch das Interesse. In allen ist eine gewisse Frische, sogar wenn sie roh sind und manchmal einen brutalen, rücksichtslosen Charakter an sich tragen, eine Unmittelbarkeit, die das Auge auf sich zieht, eine Fülle von Temperament und Leidenschaft, die sich sowohl in der Mache, als in der Zeichnung und dem Colorit kundgibt; endlich ist in den Werken, namentlich der tieferen unter ihnen, eine gewisse Trauer, eine Sehnsucht, welche der Natur des Landes, dem Ton der Volkslieder und der Stimmung der polnischen Poesie entspricht. In Bezug auf die Form nimmt unter allen Strömungen des Jahrhunderts, welche sich in ihren Schöpfungen wieder spiegeln, das „plein-air“ die erste Rolle ein. So wie überall auf der ganzen Welt, so ist es auch hier: auf allen Gebieten dürstet das dahinschreitende Jahrhundert nach Sonnenhelle und ruft wie der sterbende Goethe: „Mehr Licht!“ Alle Kunstevolutionen unseres Zeitalters endigen mit diesem Ausruf, und schon die Menge der immer neuen, immer kräftigeren und immer selbständigeren Talente allein beweist, daß diese Malerei bei uns eine Zukunft hat.



Anton Pleiszowski: Grabfigur.

Zum Schluß noch einige Worte über die Plastik des XIX. Jahrhunderts. Die Skulptur hatte und hat bis heute in unserem Lande kein Feld für ihre Entwicklung. Dort, wo es an monumentalen Unternehmungen fehlt, wo keine öffentlichen Gebäude neu aufgeführt werden, oder wo dies zu den seltenen Ausnahmen gehört, dort ist es schwer, daß die plastische

mit der Architektur so eng verbundene Kunst sich voll entwickeln könne. Es folgt jedoch daraus nicht, daß es im Lande an Gefühl für den Werth der Bildhauerei fehle und daß unser Land keine Bildhauer besitze. Wir werden hier nicht von in Krakau und Lemberg befindlichen Statuen und Reliefs Thorwaldsens sprechen, auch nicht von den florentinischen oder römischen Bildhauern, wie Ricci oder Taddolini, deren Grabmalarbeiten aus weißem Marmor man hier wie anderwärts sehen kann. Es gehen uns hier vor allem die heimischen Bildhauer an. Der Erste unter ihnen, welcher die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war Heinrich Stattler — ein Sohn des Malers Adalbert Stattler — (geboren in Krakau 1834), welcher unter anderem die Figur der Prinzessin Sapieha auf ihrem Grabmal in der Schloßkapelle von Krasiczyn bei Przemyśl ausführte. Neben ihm wirkte Leon Szubert (geboren in Dźwiżeim bei Wadowice 1830, gestorben 1857). Sein vorzüglichstes Werk war „Des Sängers Fluch“, eine durch Uhlands Gedicht inspirirte und besetzte Gruppe. Paris Filippi (geboren in Krakau 1836, gestorben 1874) hat uns eine namhafte Zahl von Grabfiguren, Brustbildern in Relief und Marmorbüsten hinterlassen, welche seinerzeit Bewunderung erregten. Von den heute lebenden Bildhauern nennen wir den verdienstvollen Professor an der Akademie der bildenden Künste in Krakau, Valerian Gadowski (geboren in Krakau 1834), welcher viele Büsten, Reliefs und Figuren ausgeführt hat; unter anderen die Marmorstatue des Kopernikus im Vestibul der Akademie der Wissenschaften in Krakau. Als Gadowski das Augenlicht verlor und infolge dessen aufhören mußte, seine Lehrerpflichten zu erfüllen, nahm Alfred Damm, ein Schüler Hellmers in Wien, seine Stelle an der Krakauer Kunstschule ein (geboren 1854 in Waranów), ein begabter und gewissenhafter Lehrer, welchem Krakau nicht nur eine bedeutende Anzahl von decorativen Figuren, sondern auch viele und vielversprechende Kunstjünger verdankt. Die Arbeiten der jungen, jetzt schaffenden Bildhauer sind meistens beachtenswerth. Thaddäus Bargez (geboren in Lemberg 1849), Thomas Dykas (geboren in Gumniska bei Debica 1853), Roman Lewandowski (geboren in Kottliny in Russisch-Polen 1859), Miecislans Zawiejski (geboren in Krakau 1857), Thaddäus Plotnicki (geboren in Lemberg 1858) sind theils in Lemberg, theils in Krakau anständig. Alle sind durch die Wiener Akademie und die Schule Zumbuschs, Rüdmanns und Hellmers gegangen. Manche haben in Florenz bei Rivalta ihre Studien fortgesetzt.

Eine besondere Stellung behauptet der tüchtigste unter den polnischen Bildhauern, Marcelli Guiski, welcher in den letzten Jahrzehnten seines Lebens in Krakau dauernden Aufenthalt genommen hat. Geboren 1830 in Krzywezyńce in der Ukraine, gestorben 1894, war er ein Schüler des Luigi Amici in Rom, hierauf weilte er längere Zeit in Frankreich und besonders in Paris. Diese französischen und italienischen Einflüsse sind in seiner späteren Wirksamkeit stets erkennbar geblieben. Eine echte Künstlernatur,

war er von einer warmen Begeisterung für seine Kunst befeelt und hinterließ eine ganze Reihe weiblicher Büsten aus weißem Marmor, in welchen die Feinheit und Wärme der Modellirung, der Adel und die Vornehmheit der Auffassung Hand in Hand gehen. Das Brustbildnis der berühmten polnischen Schauspielerin, Helene Modrzejewska, gehört zu den schönsten Erzeugnissen seines Meißels. Seine größeren Compositionen dagegen, seine Vasreliefs und Grabmal-Sculpturen, obgleich immer schön in den Linien und zart und edel in der Empfindung, sind etwas kühl ausgefallen und verrathen eine gewisse Befangenheit der Antike gegenüber.

Unter den Bildhauerinnen verdienen Erwähnung die Fräulein Antonie Koźnia-towska und Tolla Certowicz (beide geboren in Rußland, Gouvernment Kiew, die erste 1860, die zweite 1863; hier anjässig), welche ihre Ateliers in Krakau haben. Ein Künstler von vielem Talent war der früh verstorbene Stanislaus Lipiński (geboren 1840, gestorben 1882); durch außergewöhnliche Begabung aber haben sich ausgezeichnet der jetzt lebende Peter Wojtowicz und der jung verstorbene Anton Plezowski. Der Erstere, in der Umgebung von Przemyśl 1862 geboren, war ein Schüler Kundmanns, lebte eine Zeitlang in Budapest und hat sich gegenwärtig in Lemberg niedergelassen. Die meiste Aufmerksamkeit hat seine Gruppe „Kranb der Sabinerinnen“ auf sich gelenkt, besonders aber die im Privatbesitz befindliche nackte Figur eines dem Bade entsteigenden jungen Mädchens, das in Bronze ausgeführt ist und sich durch Adel und Anmuth auszeichnet. Plezowski wurde in Lagiewniki bei Krakau 1857 geboren, studirte in Rom und arbeitete auch lange Zeit hindurch dort. Seine Denkmalsstatue, deren Abbildung wir hier bringen, durch den Eindruck der Meisterwerke der großen Kunstpoche inspirirt, ist voll concentrirter Empfindung, schön in den Linien und zeigt von einem guten Verständniß der Grundbedingungen plastischer Kunst. So ergänzt denn, wie wir sehen, eine ganze Reihe von Bildhauern die künstlerische Thätigkeit der Maler in unserem Lande und erweckt in uns die Hoffnung, daß sich in unserer Heimat auch auf dem Felde der Plastik ein thätigeres und an künstlerischen Resultaten fruchtbareres Leben entwickeln werde, sobald sich das Niveau der Cultur noch mehr heben wird und die allgemeinen Bedingungen es gestatten werden.

### Kunstindustrie.

Wie kaum ein Land hat das ehemalige Polen, dessen Bestandtheil Galizien bis zu den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts bildete, scheinbar die günstigsten Bedingungen vereinigt, um neben der großen Kunst auch den Kleinkünsten fruchtbaren Boden zu bieten. Ein glänzender, freigebiger Fürstenhof, dem keine von den edelsten Verfeinerungen der gleichzeitigen Cultur fremd blieb und der immer in nahen Beziehungen

zu den deutschen und italienischen Kunststätten stand, ein reicher bis zur Verschwendung prachtliebender, an den Universitäten zu Padua, Bologna und Paris gebildeter Magnatenstand, eine oft bis zum Selbstruin gehende Opferwilligkeit in Errichtung und Ausschmückung großartiger Gotteshäuser, zwar wenige, aber bis zum XVI. Jahrhundert sehr culturkräftige Städte mit wohlhabendem, vornehm angelegtem Bürgerstande — dies Alles schien berufen zu sein, die Entwicklung der Kunstindustrie in ausgiebiger Weise zu fördern. Aber was große Vortheile bot, barg zugleich hemmende Hindernisse in sich. Der Hof war zu weit dem Lande, der Großhandel zu weit dem Bürgerstande, der Bürgerstand zu weit dem Volke voraus; der Reichtum, die Bildung, die Sittenverfeinerung waren zu unvermittelt, zu jäh aufsteigend und abfallend, ihrem Werthe und ihrem Grade nach gleichsam schluchtartig getheilt. So fehlte nun die allmähliche sanfte Abstufung, das durchschnittlich hinreichende Maß höherer Lebensanforderungen, dessen die Kunstindustrie, eben weil sie eine Industrie ist, nicht gut entbehren kann.

Die heimatische Kunstindustrie der Vergangenheit harret noch der Forschung. Die bisherige Kenntniß nicht nur der schriftlichen Quellen, sondern auch der noch erhaltenen Objecte ist sehr lückenhaft und darin liegt auch der Grund, daß bis in unsere Tage hinein über die nationale Kleinkunst zwei ganz extreme, sich einander ausschließende Auffassungen sich behaupten konnten, von denen die eine Alles, was sich in Palästen, Gotteshäusern und Museen des Landes erhalten hat, auf exotische, italienische, deutsche oder orientalische Abkunft zurückführte, die andere hingegen in Vausch und Bogen der kunstfertigen Hand autochthoner Arbeiter zuschrieb. Neueste Forschungen, wenngleich noch nicht hinlänglich fortgeschritten, ergaben, daß beide Annahmen willkürlich sind und daß auch hier die Wahrheit in der goldenen Mitte zu finden ist. Es gab in der Vergangenheit unstreitig ein heimatisches Kunstgewerbe, wenngleich es nicht immer national zu nennen ist. Denn zwischen der localen, heimatischen und der ursprünglichen freinationalen Kleinkunst muß in unserem Falle unterschieden werden. Die letztere entwickelt sich frei heraus, von äußeren Einflüssen unberührt, aus dem Volksleben selbst, aus seinen ganz specifischen Bedürfnissen und Sitten, aus seiner exclusiv nationalen Eigenart; die erstere ist eine Aneignung, eine mehr oder minder organische Anpassung fremder Formen und Motive, welche jedoch über eine rein mechanische Nachahmung hinausreicht und durch selbstständige Fortentwicklung einen originellen, beinahe schöpferischen Charakter erhält. Von den ganz autochthonen, ursprünglich nationalen Kunstdenkmalen ist uns aus der Vergangenheit nur Weniges übriggeblieben und dieses Wenige selbst steht der noch fortlebenden uralten Haus- und Volksindustrie so nahe, daß eigentlich die letztere als der Ausdruck des streng Nationalen, Angebornen und Vererbten in Form und Decoration zu betrachten ist. Da nun in neuester Zeit eifrig versucht wird, diese althergebrachten, mit conservativer Zähigkeit festgehaltenen



Die Amittische Cafel, mit Szenen aus dem Leben des heiligen Stanislaus (Anfang des XVI. Jahrhunderts).

Volkskunst motive zu entwickeln und zur originellen Stileigenheit heranreifen zu lassen, so werden wir Gelegenheit haben, bei der Besprechung der neuen Kunstindustrie Galiziens darauf zurückzukommen, und gehen nun zu der Kleinkunst der Vergangenheit über, wie sie sich im Laufe des den verschiedensten Einflüssen ausgesetzten Culturlebens herausgebildet hat.

Der mächtigste Einfluß war wohl der deutsche. Bis in das XVI. Jahrhundert hinein sind beinahe alle Zünfte deutsch und selbst, als sie polnisch geworden, bedienen sie sich der deutschen, wenngleich häufig bis zur Unkenntlichkeit verunstalteten technischen Kunstausdrücke. Eben in denjenigen Handwerken, welche mit der Kunst am engsten verwandt sind, beispielsweise in der Metallgießerei und Goldschmiedekunst, waren Deutsche die frühesten Lehrmeister. Beachtet man noch dazu, daß es die zu Polen gehörige Stadt Danzig war, welche das Land mit feineren Artikeln des Kunstgewerbes versorgte, so wird man begreifen, daß die deutsche Kleinkunst die weitaus populärste, weil die nächststehende und wohl die billigste war. Mit Anfang des XVI. Jahrhunderts wird der italienische Einfluß fühlbar, und während das deutsche Kunstgewerbe sich in den niederen Classen einbürgert und gleichsam nationalisirt, wird es aus dem königlichen Hofe und aus den Palästen des hohen Adels durch das italienische verdrängt. Die zweite Gemalin Königs Sigismund I., Bona Sforza, bringt mit sich italienischen Geschmack, italienische Sitten und italienische Meister an den Krakauer Hof. Die zur Ausführung und Ausschmückung monumentaler Bauten aus Italien berufenen Architekten und Bildhauer, wie z. B. Bartholomeo Berecci und Giovan Maria Padovano, fördern den italienischen Einfluß auf das polnische Kunstgewerbe, welches auch hier in den meisten seiner Abzweigungen, vorzugsweise aber in der Kunstschlerei, Schlosserei und den decorativen Handwerken überhaupt, dem Stile der gleichzeitigen Architektur zu folgen pflegte. Nach und nach beginnen diese zwei Kunstrichtungen, die deutsche und die italienische, von denen die erste ohnedies von der zweiten stark beeinflusst war, mit einander zu verschmelzen und indem beide etwas von ihrer Eigenart an einander abgeben, werden sie wieder beide von den specifisch localen Bedingungen beeinflusst, und in dieser Wechselwirkung auf fremdem Boden, dem sie sich anpassen müssen, werden sie gewissermaßen zu einer neuen Stilart. Es ist auch eine Eigenthümlichkeit vieler noch erhaltener Denkmale des Kunstgewerbes auf polnischem Boden, daß man sie, wo bestimmte Angaben fehlen, gleichzeitig auf deutsche und italienische Provenienz zurückzuführen versucht wäre. Dazu gesellte sich aber noch ein dritter, ebenfalls mächtiger Factor: der stetige, lebhafte Einfluß des Orients. Polen stand immer in einem regen Verkehr mit dem ottomanischen Osten, und selbst das, was nur zu trennen berufen war, die fast ewige Fehde, mußte ja fortwährend zur gegenseitigen Berührung führen. Unvergleichlich mehr als der politische wirkte hier der Handelsverkehr. Polen unterhielt Handelsbeziehungen mit den fernsten Orten, und eben Lemberg, die jetzige Hauptstadt Galiziens, war der



Zob der heiligen Jungfrau; nach einer rathenigen Heupicure.

A. R. v. Siegl

Centralpunkt und der Stapelplatz des orientalischen Handels für das ganze Reich. Von hier aus gingen alle diejenigen morgenländischen Handelsartikel ins Land, welche, in das eigentliche Kunstgewerbe einschlagend, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die heimatische Industrie blieben, und dieser Einfluß ist es, dem sehr viele unzweifelhaft polnische Erzeugnisse der Kleinkunst jenen eigenthümlich zwitterhaften Zug verdanken, welcher den fremden Forscher verwirrt. Dies gilt vornehmlich von der Textil- und Goldschmiedekunst und in zweiter Reihe auch von der Keramik.

Im Textilwesen, mit welchem wir unsere Übersicht beginnen, kommt dieser zwitterhafte, irreführende, zwischen Orient und Occident schwanckende Charakter der Ornamentik und ihrer Stilföhrung vielleicht am auffallendsten zum Vorschein. Dies hat auch eine offene, strittige Frage geschaffen, mit welcher sich sowohl polnische als deutsche Kunsthistoriker und Fachschriftsteller beschäftigten, die Frage der sogenannten „altpolnischen“ Teppiche. Es gibt eine Art seidener, häufig mit Gold- und Silberfäden durchwirkter Teppiche, zu deren Mustern zwar orientalische, zumeist altpersische Motive benützt werden, die jedoch eine mehr oder weniger entschiedene, zuweilen in recht derber Weise durchgeführte europäische Stilföhrung aufweisen. Die aus Ranken, Palmetten, Lanzettenblättern und Wolkenbändern auf wechselndem goldenem oder silbernem Grunde combinirte Ornamentation hat einen scharf ausgeprägten europäischen Zug, welcher den ganzen Gesamteindruck solcher Teppiche beherrscht und um so mehr gehoben wird, als auf sehr vielen Exemplaren dieser Gattung polnische Familienwappen angebracht sind. Einige Fachschriftsteller haben diesen Teppichen den polnischen Ursprung abgetritten und sie einfach als persische Fabrikate, die auf europäische Bestellung eigens angefertigt worden sind, hingestellt, ohne jedoch den Umstand aufzuklären, wie denn eigentlich der bloße Wohnort des Bestellers — denn von einer Bestellung, der etwa ein Vorlegecarton beigefloffen wäre, kann wohl keine Rede sein, da ja doch in einem solchen Falle das Muster entschiedener oder gar gänzlich europäisch ausfallen würde, was unseres Wissens niemals eintritt — wie der bloße Wohnort des Bestellers einen gleichsam zwingenden Anlaß zur fremdartigen Stilföhrung abgeben sollte, und weiter, ohne auf die Frage zu antworten, weshalb denn derartige Teppiche in den ältesten Inventaren der fürstlichen und Magnatenhäuser beinahe stets als „polnische“ bezeichnet werden. Nun sind allerdings die polnischen Quellen in kunstgeschichtlicher Richtung höchst unzulänglich durchforscht worden, so viel aber läßt sich schon heute feststellen, daß Teppiche in orientalischer Manier auf polnischem Boden, und zwar gerade im Gebiete des jetzigen Galizien wirklich erzeugt wurden. Der für die Gegner der polnischen Abkunft besagter antiker Teppiche maßgebende Einwurf, daß man in Polen keine Fabrikstätten für Erzeugung solcher Textilwerke aufweisen kann, ist hinfällig. Erzeugungsstätten im heutigen Sinne des Wortes, mit commercieller

Leistungsfähigkeit, gab es wohl nie, es war aber eine Art von Liebhaberei der altpolnischen Magnaten, an ihre Höfe in- und ausländische Meister zu berufen, sehr kostspielige Werkstätten für verschiedene exotische und luxuriöse Kunstgewerbe einzurichten und deren Erzeugnisse theilweise für sich zu behalten, theilweise an Freunde und hervorragende Persönlichkeiten und Machthaber abzugeben. Beispiele dieser Art können für verschiedene Arten der Kunstindustrie nachgewiesen werden; was die hier speciell berührte Frage anbelangt, kann angeführt werden, daß eine solche Werkstätte für die kostbarsten golddurchwirkten Seiden- und Teppicherzeugnisse um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in der galizischen Stadt Brody bestand. Der Großfrontsfeldherr Stanislaus Koniecpolski



Hebräisch-liturgische Gegenstände: Thora-Lambrequin.

(gestorben 1646) hat dieselbe an seinem Hofe ins Leben gerufen und nach seinem Tode hat sie sein Sohn Alexander, Wojwode von Sandomir, fortbestehen lassen. Zu dieser *Officina Brodensis*, wie sie die Quellen benennen, wurden neben Seidenstoffen in orientalischer Manier auch Teppiche (*tapetia et peristromata*) angefertigt. Einen zweiten urkundlichen Beleg liefern uns die Consularacten des Lemberger Stadtarchivs, durch welche festgestellt wird, daß in Lemberg ein gewisser Emanuel Korziński eine Werkstätte für golddurchwirkte Stoffe errichtete und es ist vielleicht keine zufällige Coincidenz, daß er auch einmal in einer Streitsache als Eigenthümer golddurchwirkter seidener Teppiche auftritt (1639). Wenn nun auch diese spärlichen Quellenangaben die Frage nicht endgiltig in bejahendem Sinne lösen, so stellen sie sich doch ihrer negativen Entscheidung entgegen.

Daß die gewöhnlichen wollenen Teppiche in orientalischer Manier und Technik, und zwar sowohl die auf persische Art geknüpften, als auch die kilimartig gewirkten, im Lande erzeugt wurden, steht außer Frage; die in unseren Tagen neu belebte Teppichwirkerei gründet sich ja auf alt-traditioneller, heimatlicher Kunstfertigkeit. Auf der letzten Landesausstellung in Lemberg wurden in der kunsthistorischen Abtheilung neben zwei farbenprächtigen, gold- und silberdurchwirkten seidenen Teppichen aus polnischem Familienbesitz, welche zur Gattung der „altpolnischen“ gehörten, auch zwei einfache wollene Teppiche viel bemerkt, deren Ornamentik durch derbe Umstilisirung orientalischer Motive und ihre Vermengung mit rein europäischen und localen zur Charakterisirung der althergebrachten heimatlichen Teppichwirkerei lehrreiches Material bot. Beide verrathen identische Abstammung; einer von ihnen war mit zehn polnischen Familienwappen versehen, der andere trug das eingewirkte Datum 1698. Auch diese Teppiche entstammen gewiß keiner fabrikmäßig betriebenen Werkstätte, die es nachweislich zu jener Zeit nicht gab, sie sind vielmehr auf jene Liebhaberei der Edelleute zurückzuführen, deren wir oben gedacht haben und der merkwürdiger Weise auch die Hebung der gegenwärtigen galizischen Teppichwirkerei zu verdanken ist. Die galizischen Teppiche, ausschließlich kilimartig gewickt (auch Kilimki benannt), gehören eigentlich in den Bereich der Hausindustrie, in neuerer Zeit wurden jedoch nicht ohne Erfolg Versuche gemacht, durch Verbesserung der primitiven Technik und durch Veredlung des Ornamentes und des Farbmusters diesem Hausgewerbe einen mehr kunstindustriellen Werth und durch entsprechende Hebung und Regelung der Production eine breitere mercantile Grundlage zu verleihen. Dieser Aufgabe unterzogen sich vermögende Liebhaber, welche größere Webereien errichteten und diesen heruntergekommenen Zweig des heimatlichen Gewerbes sehr merklich gefördert haben, wie es z. B. mit der Kilimfabrik des Herrn Ladislaus Fedorowicz in Okno der Fall ist. Die Ornamentik dieser Teppiche kann nicht immer originell genannt werden, das monoton Typische aller solchen, mit verarmten orientalischen Motiven decorirten Kilims, mögen sie aus der Balkan-Halbinsel, aus Ungarn oder Bukowina kommen, haftet auch ihnen an, dennoch kann ihnen ein gewisser decorativer Werth nicht abgesprochen werden, und unter den in Okno erzeugten Exemplaren befinden sich viele, deren veredelte Zeichnung und vornehm gestimmter Farbenton volles Lob verdienen.

Was hier von Teppichen gesagt wurde, gilt auch von einer anderen Textilspecialität, von Brocat- und Seidenstoffen, unter denen die als Wandtapeten gebrauchten Makaten und die zum Nationalcostüm unentbehrlichen Gürtel den ersten Rang einnehmen. Die sogenannten polnischen Makaten, seidene, mit discretem, gold- oder silbergewirktem Ornament auf meistentheils rothem Grunde decorirte Stoffe, welche einst in keinem Edelhause fehlen durften und selbst auf Reisen mitgenommen wurden, und von denen sehr

zahlreiche Exemplare sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, sind, wie schon ihr polonisirter Name, eine Abänderung des ursprünglichen makhta, lehrt, orientalischer Herkunft; es wurden aber auch in Polen an verschiedenen Orten, und zwar gegen Ende des XVII. und im Laufe des XVIII. Jahrhunderts mehr oder weniger erfolgreiche Versuche gemacht, diese Tapissiererei zu erzeugen. Es waren in diesem Falle wieder Magnaten, die an ihren Höfen Werkstätten errichteten, und es ist ein sehr kennzeichnender Umstand, das man solchen



Goldenes Reliquiar mit dem Haupte des heiligen Stanislaus in der Dombirche zu Krakau (polnisch, 1504).

Werkstätten den Namen „Perserei“ zu geben pflegte. Die kaiserlich Radziwill'sche „Perserei“ in Stuck wurde hauptsächlich durch Erzeugung goldgewirkter und seidener Gürtel berühmt und hat durch Heranbildung tüchtiger Arbeiter ein bedeutendes Kunstgewerbe geschaffen, das bis in die ersten Jahre des laufenden Jahrhunderts blühte und die früher aus dem Orient, hauptsächlich aus Persien und Indien bezogenen, äußerst theueren Gürtel verdrängte. Nach dem Muster der Stucker Fabrik entstanden zahlreiche kleinere Werkstätten, und wie populär und wichtig dieser Artikel gewesen, wie hoch der ökonomische Werth der Verheimatlichung der Gürtelweberei angeschlagen wurde, kann daraus ersehen werden,

daß man einige der Hauptfabrikanten im Jahre 1788 durch Landtagsbeschuß in den Adelsstand erhob. Die bekanntesten Fabrikanten, die ihre Erzeugnisse in der Regel theils mit vollem Namen oder dessen Anfangsbuchstaben, theils mit symbolischen Marken bezeichneten (z. B. Agnus Dei) waren Johann und Leo Mazarski (Stuck), D. Chmielewski, Franz Maslowski und Anton Pucilowski (Krakau), Jakob Paschalis (Liptów), Salimond und Jilsjean (Nobyli), Besz (Danzig) und andere. Außerdem wurden geringere, meistens nur seidene Gürtel in Kutforz (unweit Lemberg), in Przeworsk, Sokal, Żmigród und in vielen noch unermittelten Orten erzeugt. Die polnischen Gürtel, die auch noch heute einen integralen Theil des Nationalcostüms bilden, sind 30 bis 50 Centimeter breit und bis vier Meter lang, fast in der Regel der Breite nach quer gestreift, seltener gesprenkelt oder diapriert, durch schmale Randbordure der Länge nach begrenzt und haben an ihren beiden Enden größere Blumensträuße. Das Hauptmotiv des Ornamentes besteht fast durchwegs aus Blättern, Blumen und Ranken in originell zierlicher Stilisirung, die Blumen und Blätter der Endsträuße sind nur in den seltensten Fällen und blos auf minderwerthigen Exemplaren naturalistisch gehalten, der Regel nach sind sie mit feinem Formensinn umstilisiert. Manche Gürtel haben auch an Stelle der Sträuße und Blumenvasen Panoplien oder Wappen. Die schönsten und gefuchtesten sind aus schwerem, sehr biegsamem Gold- oder Silberstoff mit fein gestimmtem Farbmuster und in zwei, seltener in drei oder vier schmale Felder, der Länge nach, getheilt, mit abwechselndem Gold- oder Silbergrunde, wodurch es ermöglicht wird, zwei bis viermal, und wenn auch die Rückseite entsprechend getheilt und gemustert ist, vier- bis achtmal dem Gürtel ein anderes Aussehen zu geben, da auch mit dem Grunde die Farbe des Musters entsprechend variiert. Sie erinnern lebhaft an ihre Vormuster, die persischen Gürtel, welche vor Errichtung der Landesfabriken von polnischen Armeniern importirt wurden; bei näherer vergleichender Prüfung tritt jedoch der Unterschied in Decoration und Stilisirung deutlich hervor. Wie gesagt, erstreckte sich die Gürtelfabrikation bis in die ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts und noch der Dichter Mickiewicz hat sie mit angesehen, denn er widmet ihr in seinem berühmten Epos „Pan Tadeusz“ die folgenden (von Siegfried Lipiner übersehten) Verse:

Ausbreitet der Wind die Hände  
 Und streichelt den Nebel, glättet ihn über's Gelände,  
 Und niederseudet die Sonne halbblinkende Strahlengarden,  
 Durchwirkt den Grund mit Silber- und Gold- und Rosenfarben  
 Wie zwei Meister in Stuck an einem Gürtel weben,  
 Das Mädchen hat den Webstuhl mit Seidengepinnst umgeben,  
 Glättet den Grund mit der Hand — und droben vom Weber rollt  
 Ihr Fädchen auf Fädchen herab aus Purpur, Silber und Gold  
 Zu Farben und Blumen . . .

Mit dem Umsturz der politischen Verhältnisse und mit der Ablegung der Nationaltracht wurde der Absatz der Gürtel so gering, daß alle Webereien eingehen mußten. In neuester Zeit werden Versuche gemacht, nicht nur polnische Makaten, sondern auch Gürtel zu erzeugen. Mit den ersteren ist die Probe glücklich gelungen; die Werkstätte des Grafen Oscar Potoczi in Buczacz erzeugt sehr geschmackvolle, vornehm mit Gold



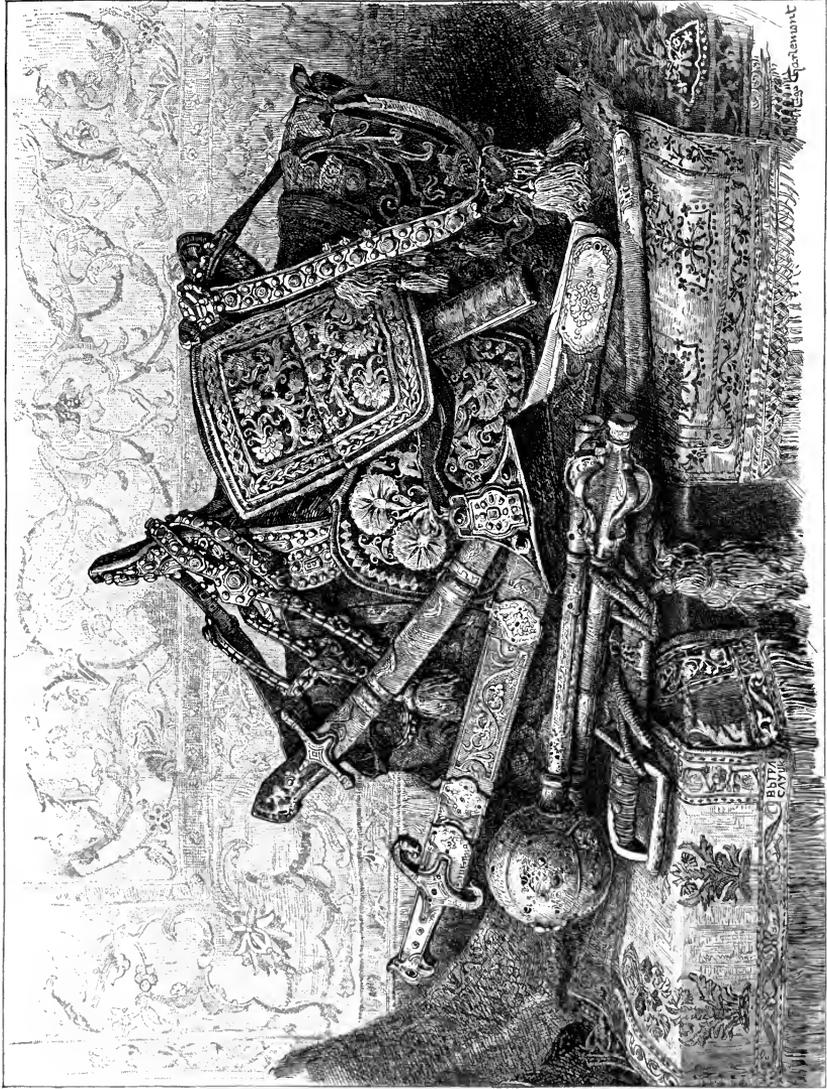
Hebräisch liturgische Gegenstände: Thora-Kronen (fog. Keter) und ein Thorapanzer.

und Silber durchwirkte seidene Makaten, welche auf der letzten galizischen Ausstellung viel bemerkt und von den fremden Gästen als polnische Specialität gern gekauft wurden.

Wir können das Gebiet des Textilgewerbes nicht verlassen, ohne vorher der ihm verwandten Stickerei Kunst zu gedenken. Sie war einst im Lande hoch entwickelt und die galizischen Kirchen beider Riten, sowie auch die israelitischen Synagogen bergen noch die kunstreichsten Meisterstücke der Stickerei und der an die wahre Kunsthöhe herareichenden

Neupictur. In der historischen Abtheilung der galizischen Landesausstellung vom Jahre 1894 fanden sich höchst interessante Muster alter Nadelmalerei zusammen, darunter auch ruthenisch-liturgische und israelitische. Den Sieg trug die berühmte Kmita'sche oder Sanct Stanislaus-Cajel aus dem Domschatz in Krakau davon, eine herrliche, einzig und unübertroffen in ihrer Art dastehende nadelplastische Arbeit, eine Neupictur im vollsten Sinne des Wortes, mit meisterhaft modellirten, beinahe vollrund heraustretenden, in technischer Hinsicht mit erstaunlicher Kunstfertigkeit ausgeführten Figuralscenen aus dem Leben des heiligen Märtyrers, ein unvergleichlich interessantes Denkmal der plastischen Stickerie aus dem Jahre 1504. Sehr beachtenswerth waren aber auch die ruthenischen kirchlichen figuralen Stickerien mit Darstellungen des Todes Maria's, der zwölf Apostel u. s. w., in welchen die durch farbigen Grund erzielte schillernde Polychromie der Gold- und Silbertöne besonders auffiel. Diese Muster der alten Nadelmalerei waren um so interessanter, als sie fast sämmtlich den Hauptstätten der Kunststickerie, Lemberg und Krakau, entstammten. Ein großes Gebiet des ehemaligen Polen versorgten mit ornamentalem und figuralem Nadelwerk die Werkstätten Lembergs, wo zu alter Zeit, bis in das XVIII. Jahrhundert hinein, eine besondere, verhältnißmäßig sehr zahlreiche Kunststicker-Zunft (phrygiones) bestand, die dem interconфессионаllen Charakter dieser Stadt entsprechend aus Polen, Ruthenen und Armeniern gebildet war. Gleichzeitig aber gab es auch unter den Juden Lembergs zahlreiche Kunststicker, die, wenngleich aus der Zunft ausgeschlossen, in ihrer Kunst Vorzügliches zu leisten im Stande waren, sobald sie von den Stadtconsuln bedeutende Aufträge erhielten, wie z. B. im Jahre 1659 die Anfertigung eines seidenen, mit Jagdsceenen decorirten Zeltes, welches die Stadt Lemberg als Geschenk für den König Johann Kazimir bestimmte. Die einst so blühende Kunststickerie wurde im Laufe der Zeit arg vernachlässigt und der Kirchenbedarf wurde durch banale und geschmacklose ausländische Fabrikate gedeckt. Erst in neuester Zeit, Dank dem Erwachen des kunstgewerblichen Sinnes und unter dem segensreichen Einflusse der durch den Staat und auch aus Landesfonds erhaltenen oder subventionirten Fachschulen, hauptsächlich aber der Gewerbeschule, in welcher die Stickerie-Abtheilung von tüchtigen, an dem Wiener Museum für Kunst und Industrie herangebildeten Lehrerinnen geleitet wird, beginnt auch dieser edle Zweig des Kunstgewerbes lebensfrisch aufzukeimen, und auf der letzten Landesausstellung waren stilvolle Proben der Kunststickerie zu sehen, welche über das Maß gewöhnlicher Liebhaberei und häuslicher Frauenarbeit weit hinausragten.

Zur Metallkunst übergehend, müssen wir den ersten Platz der Goldschmiedekunst einräumen, einer Kleinkunst, welche den nationalen Geschmack und die Sitten eines jeden Volkes vielleicht am besten kennzeichnet, da sie die mannigfaltigsten Erscheinungen seines socialen Lebens sozusagen mitbegleitet, Altar und Tisch, Weib und Mann, Tracht und

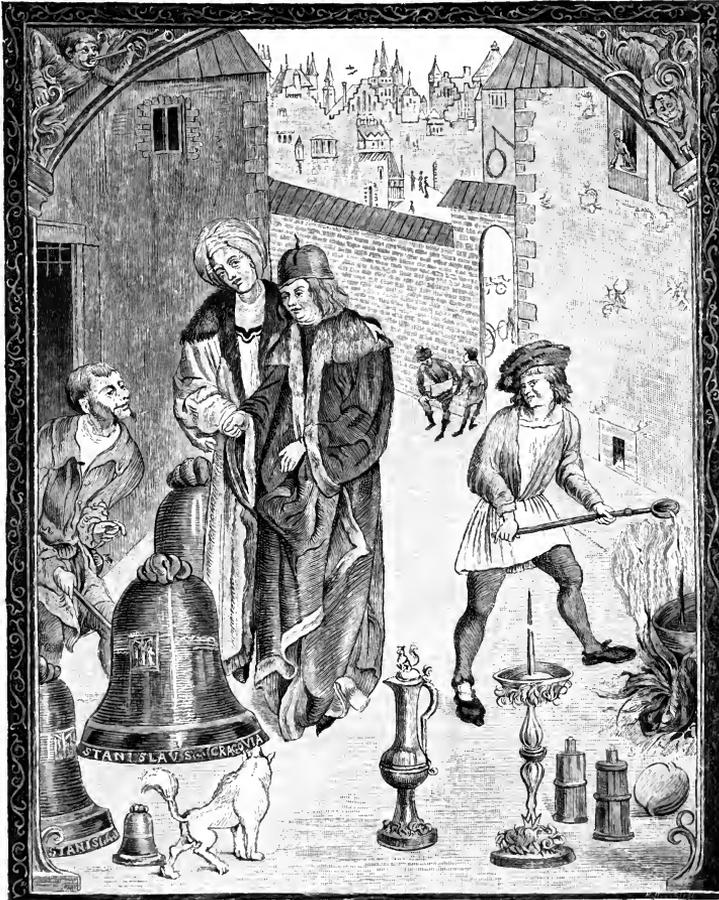


Gürtel, Reitzeuge und Sesseln.

Waffe schmückt. Daß die Goldschmiedekunst einst in Polen und insbesondere auf dem jetzigen galizischen Gebiete hoch entwickelt war, dies bezeugen unzählige einheimische und fremde Schriftquellen, wenngleich alte Denkmale dieser Kunst bis auf die wenigsten Ausnahmen verloren gingen. Was uns Bernardo Bongiovani, Bischof von Camerino, über den märchenhaft reichen Privatchatz des Königs Sigismund August zu erzählen weiß, welcher prachtvolle, meisterhaft gefasste Edelsteine und Kleinode, kunstvoll getriebene, emailirte und mit allen anderen Mitteln der Technik ausgestattete Gefäße, Geräthschaften, Waffen und dergleichen in einer Menge und künstlerischen Auswahl enthielt, wie sie keiner der prachtliebenden und kunstsinigen Höfe Italiens aufzuweisen im Stande wäre, das könnte man in nicht allzusehr reducirtem Maße von dem Besitze vieler Kirchen und Magnatenhäuser wiederholen, deren Schatzinventarien auf uns gekommen sind. Unzählige Kriegscontributionen haben diese Schätze verschlungen, und was nicht in Feindeshand gerieth, ging zu verschiedenen Zeiten als opferwillige patriotische Gabe in die Münze. Der Rest wurde in der Zeit des verdampften Kunstsinnes und der unseligen, wahrhaft vandalischen Neuerungsfucht umgeschmolzen, und die Raubzüge ausländischer Kunstschacherer und Antiquitätenhändler haben zur Verschleppung des Werthvollsten reichlich beigetragen. Was wie durch ein Wunder bis auf unsere Zeit geblieben, ist sozusagen das Allerletzte, der Rest der Reste, und dennoch gibt es noch hinreichenden Begriff von der unermesslichen Fülle der Kunstschätze in Edelmetall, die auf dem Gebiete des ehemaligen Polenreiches aufgespeichert waren. Wie viel von diesen goldenen und silbernen vasis sacris (heiligen Gefäßen), von diesen kunstvoll getriebenen, gegossenen, emailirten, niellirten, gravirten Geräthschaften, von denen uns die ältesten Inventarien berichten, den fremden, wie viel den einheimischen Meistern zuzuschreiben ist, läßt sich schwer ermitteln — gewiß bleibt es dennoch, daß neben den deutschen und italienischen Meistern auch die inländischen zahlreich vertreten waren. Dies bezeugen mehrere noch erhaltene Meisterwerke der Goldschmiedekunst aus der romanischen und gothischen Epoche, welche ausdrücklich als polnische Arbeiten bezeichnet sind, wie beispielsweise die sogenannte heilige Sigmundskrone im Dome von Ploek, ein Werk des Stanislaus Zemekka, aurifaber plocensis, aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts, oder das Reliquiar des heiligen Stanislaus in dem Krakauer Domschatz, mit herrlich modellirten und ausgeführten Scenen aus dem Leben des heiligen Bischofs, eine meisterhafte Arbeit des Krakauer Goldschmieds Martin Marciniac (1500) und dergleichen.

Wie in der großen Kunst und in allen Kleinkünsten, war auch in der Goldschmiedekunst bis zum XVI. Jahrhundert der deutsche Einfluß ausschließlich maßgebend; namentlich waren es Nürnberger Meister, welche nachgeahmt wurden, wenn auch gleichzeitig sich Einwirkungen der siebenbürgischen und der ungarischen Technik und Decorationsweise hier

und da kundgaben. Mit Sigismund I. und Bona Sforza bricht sich auch auf diesem Felde der italienische Einfluß Bahn, ist aber bei weitem nicht so siegreich als im Baumwesen und in den decorativen Künsten und läßt die deutsche Richtung in der Goldschmiedekunst lange

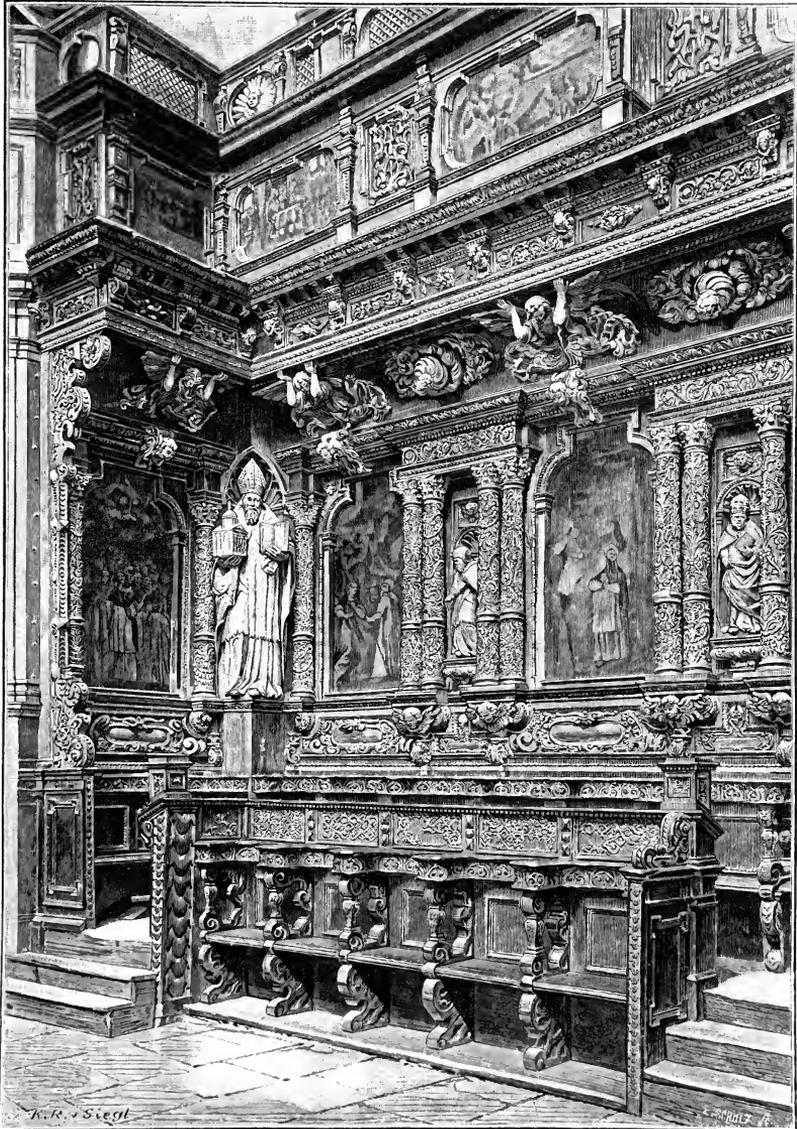


Erzgießer, aus dem Codex Vindobonensis des Valthasar Voehaim.

beinahe unberührt. Neben den deutschen und italienischen Einflüssen machen sich aber nach und nach in der heimischen Goldschmiedekunst noch andere, beachtenswerthe Einflüsse geltend, und zwar der im Kirchenleben der Ruthenen traditionell gepflegte byzantinische,

der siebenbürgisch-ungarische und schließlich der immer im profanen Schmuck, namentlich in der Costüm- und Waffendecoration stark accentuirte orientalische. Die byzantinische Stilrichtung, welche auch in dem berühmten goldenen Kreuze Kasimirs des Jagelloniden im Krakauer Domschatz ihren Ausdruck findet, beschränkt sich auf die ruthenische religiöse Kunst, wo sie auch mehr rituell als rein stilistisch auftritt, und erhält sich spurenweise bis in das XVII. Jahrhundert, bis sie auch hier vor der westländischen beinahe gänzlich zurückweicht. Eine sehr interessante Übergangserscheinung ist ein Denkmal der Goldschmiedekunst aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, ein großes silbernes Altarkreuz der Stanropigialkirche in Lemberg, ein Werk des ruthenischen Goldschmieds Andreas Raffhanowicz (1638), welches bloß in der figuralen Darstellung der Leiden Christi byzantinisch-ikonographische Motive aufweist, sonst aber ein aus gothischen und Renaissance-Motiven mechanisch zusammengefügtcs, stilloses Ganzes vorstellt.

Wenn wir nur dasjenige Gebiet des alten Polenreiches berücksichtigen, welches das heutige Königreich Galizien bildet, so sind Krakau und Lemberg die alten Hauptstätten der Goldschmiedekunst, wie auch überhaupt diese beiden Städte, neben Warschau, Wilna und Posen, Hauptcentralpunkte der polnischen Kunstindustrie in der Vergangenheit waren. Krakau war die überaus vornehmere Kunststätte und bis zur Verlegung des königlichen Hofes nach Warschau nahm es den ersten Platz wie in der Kunst so im Kunstgewerbe ein. Lemberg tritt viel später und bescheidener auf, ist aber in seiner kunstindustriellen Thätigkeit schon deshalb von wichtiger Bedeutung, weil es als eine internationale Stadt eben den Schauplatz abgab, auf welchem sich die verschiedensten Einflüsse kreuzten, welche nicht nur culturell, sondern auch kunsthistorisch sehr merkwürdige Erscheinungen hervorriefen. Lemberg war es auch, welches das orientalische Element in den Kleinkünsten und hauptsächlich in der Goldschmiedekunst am meisten und am längsten pflegte, und zwar waren es seine armenischen Einwohner, welche jenen auffallenden, local stilisirten, den einheimischen Sitten angepaßten, polnisch-orientalischen Charakter den Kleinkünsten und speciell dem Goldschmiedwesen verliehen haben. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die polnische Goldschmiedekunst ein eigenes, sehr beträchtliches Gebiet hatte, welches diesem Kunstgewerbe in anderen europäischen Ländern gewiß nicht so weit offen stand, das Gebiet des Costüms, der Bewaffnung und des Reitersports. Bei der Prachtliebe und den ritterlichen Lebensgewohnheiten des Adels war dies eine unverfiegbare Absatzquelle für die Goldschmiedekunst, welche in der Decorirung der Waffen und der Reitgeschirre sich zu einer Specialität ausbildete und einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichte. Der Schwerpunkt der Lemberger Goldschmiedekunst lag in dieser Specialität, namentlich im XVII. Jahrhundert. In Lemberg wurden die Säbel und Karabelas in kostbarer und geschmackvoller Art gefaßt und beschlagen, die prachtvollen, in Gold und Edelsteinen erglänzenden



Von Chorgestühl in der Corpus Domini Kirche in Strassau.

Reitgeschirre angefertigt, die theuersten Agraßen, Spangen und Knöpfe erzeugt. Der Waffenschmied, der Sattler gab gleichsam nur die Fläche, das Canevas, den nöthigen Untergrund, auf dem nun der Goldschmied seine ganze Kunst entfaltete. Die große Nachfrage nach Prunkwaffen hat alle diejenigen technischen Fertigkeiten auf eine hohe Stufe der Entwicklung gebracht, welche vielleicht sonst nicht geübt worden wären; man schmückte die Waffe, wie nur die reichste und schönste Braut geschmückt werden kann, mit Gold und Edelsteinen, mit Perlen und Diamanten. Gravirung, repoussirter und geschnittener Zierrath, Edelsteinfassung, Goldincrustation in harten Steinen, Taufschirung, Damascirung, das Verfahren all' Azzimina, Gruben- und Zellenemail, Filigran, kurz alle möglichen Mittel, welche die Goldschmiedekunst zur Verfügung hat, wurden bei der Ausschmückung der Waffen, Schilder (sogenannter Kalkans), Feldherrnstäbe (bulawy), Buzdygans und der Reitgeschirre angewendet. Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts verdrängt diese Specialität beinahe alle anderen Zweige der Goldschmiedekunst, und es sind vornehmlich die vom König Johann III. protegirten polnisch-armenischen Goldschmiede Lemberg's, welche in diesen Arbeiten eine vollendete Meisterschaft erreichen. Die so prachtvoll geschmückten Waffen wurden auch exportirt und gingen nach Ungarn, nach der Walachei und nach Rußland.

Wir würden einen recht charakteristischen Zug der älteren Goldschmiedekunst außer Acht lassen, wenn wir nicht auch die jüdischen Goldschmiede erwähnten, welche auch auf diesem Gebiete des Kunstfleißes die Eigenthümlichkeit und die Begabung ihres Stammes bethätigten. Aus den Zünften ausgeschlossen, in obscurer hausgewerblicher Weise ihre Kunst ausübend, haben sie dennoch Resultate ihrer Winkelthätigkeit zurückgelassen, die heute um so beachtenswerther sind, als sie unzweifelhaft echte Denkmale einheimischer Goldschmiedekunst sind. Es war ein glücklicher Gedanke, dem wir eine besondere israelitische Gruppe in der historischen Abtheilung der letzten galizischen Landesausstellung zu verdanken hatten; diese kleine Specialausstellung jüdischer liturgischer Geräthe war eine Neuheit und lehrreich, wenn auch die Hoffnung, in die fernere Vergangenheit zurückreichende Objecte zu finden, getäuscht worden ist. Die jüdisch-liturgische Goldschmiedekunst hat sich hier in ihrem bunten Eklekticismus der Form und Decoration gezeigt; der bizarr-originelle Zug, die zudringliche Sucht, mit dürftigen Mitteln einen großartigen oder vielmehr prächtigen Scheineffect zu erreichen, die Überhäufung des Zierrathes und die beinahe verblüffende Verschwendung aller möglichen technischen Mittel und Kunstgriffe an einem und demselben Objecte, neben namhaftem Geschick und technischem Talent, sind die Hauptmerkmale dieser Kunst, die mit ihrem unverkennbaren exotischen Zug und mit ihrer orientalisirenden Ornamentik, mit der stereotypen biblischen Emblematis und dem übrigens beschränkten Vestiarium (Hirsch, Bär, Ochs, Löwe, Einhorn, Adler) lebhaft an andere Muster jüdischer

Kunsthertigkeit, und zwar an die gemalten Wanddecorationen der Synagogen in Bablonów und Rozdól erinnert, die ebenso bizarr, aber theilweise sehr geistreich und mit ungewöhnlichem Gefühl für das Flächenornament gedacht und ausgeführt sind.

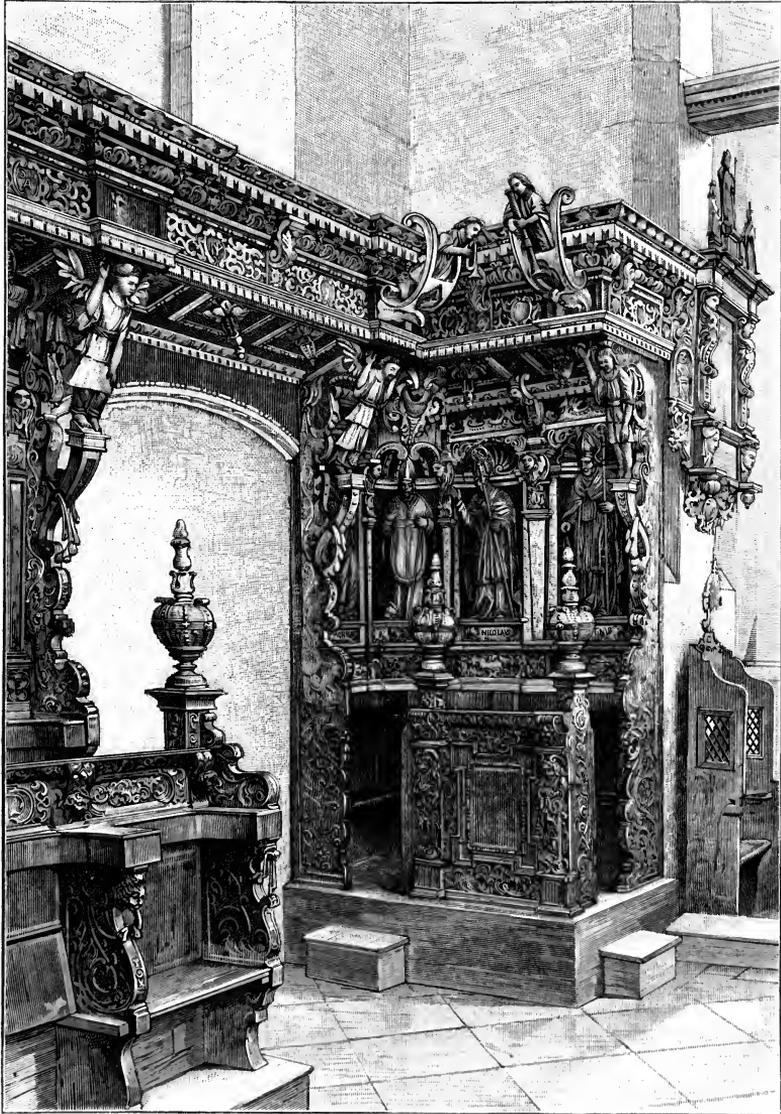
Zu dem Maße, als das Goldschmiedewesen überall in vielen seiner Abzweigungen den Charakter eines Kunsthandwerkes wenigstens insofern eingebüßt hat, als die gangbaren Bedarfsartikel fabrikmäßig und mit Maschinenhilfe angefertigt werden, hat auch die galizische Goldschmiedekunst ihre alten manuellen Vorzüge verloren und das Handwerk ist zum Handelsgeschäft geworden. Sobald die speciellen Bestellungen außer Brauch kommen und der Käufer sich mit Fabrikwaare begnügt, muß der Kunstcharakter dieses Gewerbes eine wesentliche Schmälerung erleiden und beschränkt sich bloß auf wenige Luxusbedürfnisse und ausnahmsweise Bestellungen. Trotzdem zählen noch Krakau und Lemberg viele tüchtige und kunstgewandte Meister, die auch den schönsten und schwersten Aufgaben ihrer Kunst gewachsen sind, und denen die alte edle Technik des Niello, der Gravirung, des Treibens und der Incrustation nicht zu einem dunklen Geheimniß



Abtstuhl aus der Corpus Domini Kirche in Krakau.

geworden ist. Hauptsächlich gilt das von der getriebenen Arbeit, jener echt künstlerischen Technik, deren alte Muster den Werken der großen Kunst beinahe ebenbürtig und deren schönste Proben aus der Vergangenheit in den galizischen Kirchen und Sammlungen noch zu finden sind, um nur beispielsweise der Flötner'schen Reliefbilder in dem Flügelaltar der Sigismundkapelle in Krakau, des Sarkophags des heiligen Stanislaus, einer Arbeit des Danziger Goldschmiedes Peter von den Kennen, in der Domkirche daselbst zu erwähnen. Wir sind auf der letzten galizischen Landesausstellung manchen getriebenen Reliefarbeiten mit reichen figuralem Darstellungen begegnet, welche den besten deutschen und französischen Arbeiten dieser Art sich würdig anreihen, wie z. B. die vortrefflich repoussirten und ciselirten Wiedergaben der figurenreichsten Bilder Matejko's, deren Urheber, Hakowski aus Krakau und B. Dornhelm aus Lemberg, sich als echte Meister in dieser vornehmen Technik erwiesen haben.

An werthvollen alten Vorbildern der Metallkunst in allen ihren Hauptarten, im Erz- und Zinnguß, sowie in der Schlosserei fehlt es Galizien nicht. Ohne derjenigen Muster zu gedenken, die schon, wie z. B. das dem Peter Bischer zugeschriebene Grabdenkmal des Cardinals Friedrich (gestorben 1503) und die vielen Bronzedenkmale in anderen Krakauer Kirchen und auf dem flachen Lande, in das Gebiet der eigentlichen Kunst fallen, könnten wir eine große Anzahl der herrlichsten Arbeiten aus alter Zeit anführen, welche, ohne die gewerblichen Grenzen zu überschreiten, von der einst hoch entwickelten Kunstfertigkeit in der Bearbeitung der Bronze und des Eisens ein beredtes Zeugniß geben. In Lemberg stand einst die Erzgießerei in Blüte; in der von der Stadt selbst erhaltenen „Nothgießerei“ wurden nicht nur Kanonen, sondern auch Glocken, Kronleuchter und selbst Statuen gegossen. Die Kanonen Lemberger Gusses, welche über das ganze Gebiet Polens verbreitet waren, sind auch in künstlerischer Hinsicht erwähnenswerth, weil sie beinahe stets hübsch modellirt und mit zierlicher Ornamentalsculpatur geschmückt waren, wie dies aus den noch erhaltenen Exemplaren aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert zu ersehen ist. Das städtische Gußhaus wagte sich, wie gesagt, auch an höhere Kunstaufgaben heran, und wenn es nicht festgestellt ist, daß die Grabstatuen aus Bronze in der Lemberger Domkirche aus seinen Modellöfen hervorgegangen sind, so läßt sich dies von der Zinnstatue des heiligen Michaels aus dem XVII. Jahrhundert und von dem bronzenen, viel älteren Drachen, welchen der Erzengel erlegt, mit aller Sicherheit behaupten. Eine Menge kleinere Bronze- und Kupferobjecte aus alter Zeit und von einheimischer Arbeit, mit künstlerischem Formensinn und hohem Grade technischer Gewandtheit hergestellt, hat sich im Lande bis auf unsere Zeit erhalten, darunter trefflich repoussirte Schüsseln, Taufbecken, Lichtreflectoren, Kronen- und Standleuchter. Der riesige neunarmige Kandelaber, Eigenthum einer Lemberger Synagoge, der in der historischen Abtheilung der letzten galizischen



Das Chorgestühl der Pfarrkirche zu Biez.

Landesausstellung viel bemerkt wurde, ist eine Breslauer Arbeit, aber gleichzeitig sahen wir hier die schönsten Kronleuchter aus Messing, von stil- und schwungvoller Zeichnung und sehr sauberer Ausführung, mit den Wappen Lemberger Patrizierfamilien des XVI. Jahrhunderts geschmückt, welche unstreitig localer Abkunft sind. Nach sehr langer Erstarrung ist in der letzten Zeit die Metall-Kunstindustrie Galiziens zu neuem Leben erwacht; die Bronze-Kunstindustrie hat sich merklich gehoben und sowohl in künstlerischer, als in technischer Richtung erhebliche Fortschritte gemacht. In Lemberg, Krakau, Przemyśl und vielen anderen größeren Städten des Landes bestehen leistungsfähige Bronzewerkstätten, welche den Kirchenbedarf mit recht guten, stilgerechten Arbeiten zu versehen im Stande sind. Die größten Fortschritte aber hat die Kunstschlosserei aufzuweisen. Seit dem Erwachen der Baukunst ist sie in rascher, vielverheißender Entwicklung begriffen und zahlreiche neu erstehende Monumentalbauten haben ihr die so lange vermißte Gelegenheit geboten, sich in den schönsten Aufgaben zu versuchen. Die neuen Prachtbauten Lembergs und Krakau's, wie z. B. die neue Universität, das Landhaus, die Sparcasse, die Staatsbahnpaläste u. s. w. weisen vortreffliches, mit meisterhafter Beherrschung des Materials geschmiedetes Gitterwerk auf, und in der Landesausstellung vom Jahre 1894 waren große Gitterthore, Oberlichte, Thürbeschläge, Hängeleuchter, Flur- und Grablaternen, Fackelträger u. s. w. zu sehen, deren stilgerechte Ausführung das Kennerauge erfreute.

Nach den zahlreichen herrlichen Denkmälern zu urtheilen, die in den Kirchen, Palästen, öffentlichen und Privatsammlungen Galiziens erhalten sind, stand einst die einheimische Kunstschlosserei auf hoher Stufe der Entwicklung. Die prächtigen Chorgefülle in der Corpus Christi Kirche zu Krakau, in den Bernhardinerkirchen zu Lemberg und Leżajsk, in der Kirche zu Wiecz und an vielen anderen Orten, vereinigen in ihrer Ausführung alle technischen und künstlerischen Mittel, deren sich je die Kunstschlosserei bediente, um ihre schönsten Erfolge zu feiern: die Schnitzerei, die Intarsia, die Polychromie. Die noch erhaltenen alterthümlichen Möbel, Schränke, Truhen, Pulte, Cassetten und dergleichen, der Mehrzahl nach einheimischer Arbeit, wenn auch vieles davon aus den berühmten Tischlereiwerkstätten des zu Polen gehörigen Danzigs herkommt, dann die sehr reichen, mit fast überschäumender Üppigkeit geschmückten Barockeinrahmungen der ruthenischen Ikonostasen, auch alte Vertäfelungen und Zimmerdecken, von denen leider die wenigsten der Vernichtung oder Verstümmelung entgingen, liefern nebst den auch allmählig zur Geltung kommenden, in der Fachschule zu Zakopane gepflegten Tatrarnotiven und neben den naiven, originellen ruthenischen Bauornamenten eine solche Fülle der schätzenswerthesten Anregungen, daß die in neuerer Zeit der Höhe eines Kunstgewerbes entgegenstrebende Holz-Kunstindustrie Galiziens nur aus diesem Schätze zu schöpfen braucht, um im Anschlusse an die traditionell-volksthümliche Richtung ihre Kunstformen eigenartig zu entwickeln.

Nur sehr wenige Objecte der heimatischen keramischen Kunstindustrie sind aus der Vergangenheit bis auf unsere Zeit erhalten worden, was nicht mit der Gebrechlichkeit allein des Materials, sondern vielmehr mit dem Umstande zu erklären ist, daß die Keramik als Kunstgewerbe in den Ländern der polnischen Krone sich nicht auf derselben Höhe befand, welche von anderen Zweigen der Kunstindustrie erreicht wurde. Wir begegnen zwar wiederholt selbst in der entlegensten Zeit Spuren keramischen Kunstgewerbes, aber der Mangel an Continuität und die sehr unzureichende Anzahl der vorhandenen Muster lassen einen organischen Anschluß der gegenwärtigen Keramik an deren alterthümlichen nationalen Bestand nicht zu. Bei den Nachgrabungen in Halicz, der alten ruthenischen Fürstenstadt,



Mittelthür aus dem ehemaligen Monoslas der ruthenischen Pfarrkirche in Lemberg.

hat man ornamentirte und gemalte Fliesen gefunden, welche auf eine locale Production

im XIII. Jahrhundert schließen lassen, es gibt auch historische Belege dafür, daß hier und da Versuche gemacht wurden, kunstkeramische Werkstätten zu errichten, der Erfolg jedoch scheint nicht dauernd gewesen zu sein. In Krakau haben beispielsweise zwei Italiener aus Faenza, Tonduzzi und Wezuda genannt, im Jahre 1583 eine Majolikafabrik in Faenza'ar Art errichtet, die aber nur kurzen Bestand hatte; dasselbe Schicksal scheint auch die Majolikafabrik getheilt zu haben, welche König Johann Kazimir in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Warschau gegründet hat. In Lemberg wurden im XVI. und XVII. Jahrhundert sehr gesuchte und der Beschreibung nach hübsch gemalte Ofenfacheln erzeugt — sonst aber wurde der Bedarf an Erzeugnissen der Luxus- und Kunstkeramik durch den Import deutscher Waare via Danzig, wie auch durch italienische und orientalische Majolik gedeckt; namentlich sind es die letzteren, welche unter der Benennung „türkischer Thon“ in den meisten Hausinventarien der bürgerlichen und Adelsfamilien bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts zahlreich vorzukommen pflegen. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wurden wiederholte Versuche gemacht, eine nationale keramische Industrie zu schaffen; es entstanden Porzellan- und Fayencefabriken in Warschau (Belvedere), Korzec, Baranówka, Horodnica, Glińsko u. s. w., die aber beinahe alle eingegangen sind. In dem letzten der angeführten, unweit Lemberg gelegenen Orte wurde nach langjähriger Unterbrechung der Betrieb wieder aufgenommen, und gleichzeitig sind auch in Krakau und Lemberg Kachel Fabriken ins Leben getreten, welche auch reich decorirte, gemalte Kachelöfen und Kamine von geschmackvoller Zeichnung liefern und ausländische Erzeugnisse allmählig zu verdrängen beginnen. In den letzten Jahren werden überhaupt erfolgreiche Anstrengungen gemacht, die einheimische Keramik zu heben und ihren Producten eine kunstgewerbliche Bedeutung zu verleihen, wobei, was Form und Decoration anbelangt, eine rationelle Anlehnung an die naiven und derben, aber eigenartig malerischen Muster der Bauernmajolik stattfindet. Dank der Gründung besonderer keramischer Fachschulen und der Bestellung tüchtiger, an den österreichischen und ausländischen Anstalten technisch gebildeter Lehrkräfte, wie auch Dank der Schaffung einer Versuchsstation und dergleichen sind auf diesem Gebiete Erfolge erzielt worden, denen in der letzten galizischen Landesausstellung gerechte Anerkennung zu Theil wurde. Wir hatten hier Gelegenheit, namentlich in der Gruppe industrieller Fachschulen, musterhafte Werke der Kunstkeramik, trefflich und originell decorirte, polychromische Majolikamine, kunstreich ausgeführte Vasen, Schüsseln, Fliesen, Decorationsplatten u. s. w. zu sehen, denen nur zu wünschen wäre, daß sie bei steigender Leistungsfähigkeit der Werkstätten auch die Bedeutung eines commerciellen Objectes erlangen.

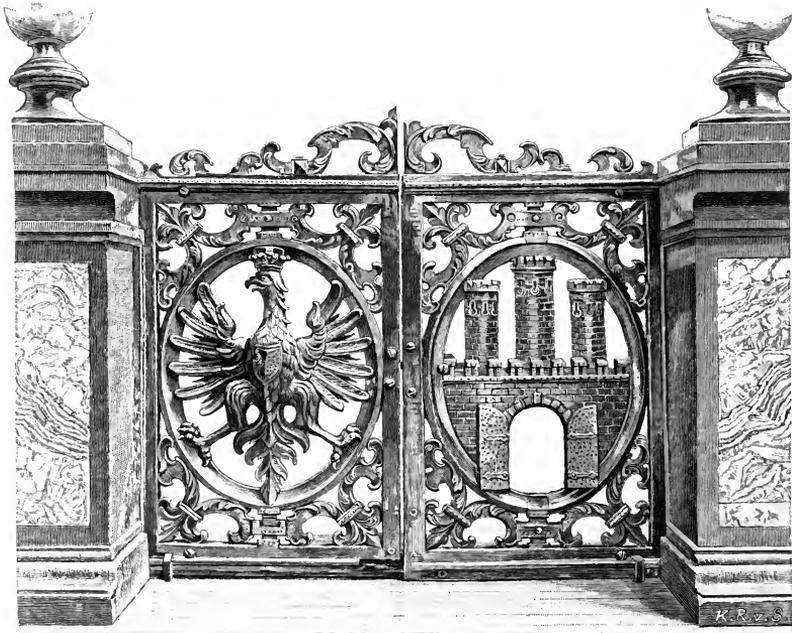
Das Kunstgewerbe und die Volks- und Hausindustrie Galiziens sind von einander durch flüßige Grenzen geschieden; sie bedingen sich auch wechselseitig, wenn nicht in technischer, so doch in stilistischer und ornamentaler Richtung, wir bescheiden uns aber mit



Motive aus verschiedenen Monofasien in Galizien: a Kreschów bei Gottkiew,  
b Buczacz, c Rohatyn, d Bohorodczany, e Krasno-Puszcza.

einer nur flüchtigen Berührung dieser theils natürlichen, theils künstlich hergestellten Verwandtschaft, da uns die nähere Behandlung dieses Thema's zum Eindringen in ein Gebiet verleiten könnte, welches in diesem Buche einer anderen Feder vorbehalten ist. Es gibt sich ein lebhaftes Bestreben kund, der galizischen Kunstindustrie durch Verwerthung der Volkskunstmotive ein besonders nationales Gepräge, einen eigenartigen Stilcharakter zu geben, in der Kunsttischlerei die ruthenische Kerbschnittmanier, die Tatrafschnörkel und die huzulische Drahtinerustation, in der Metallkunst die ebenfalls huzulische Kreisel- und Zackengravirung, in der Kunststickerei die ländlichen Kreuzstichdessins, in der Keramik das urwüchsig derbe Blätter- und Blumenwerk der Bauernmajoliken anzuwenden — gewiß eine lobenswerthe Tendenz, insofern sie nicht in langweilige Einseitigkeit und allzuzähes Festhalten an dem Primitiven, Erstarrenden, gleichsam Stiltodten ausartet, und es darf nicht geleugnet werden, daß es an solchen sterilen Volksmotiven nicht fehlt. Mehr aber als von der nach Liebhaberart gepflegten Volkskunst, mehr als von dem

pietätvollen Cultus der alten Denkmale nationalen Kunstfleißes — wemgleich beiden gewiß der hohe Werth fruchtbarer Anregung nicht abzuspochen ist — mehr ist von der gründlichen, systematischen, kunstindustriellen Erziehung anzuhausen. Für diese Erziehung ist in letzter Zeit Wichtiges geschehen: die Errichtung einer Gewerbeschule mit einer Zeichen-, Modellir-, Schnitzerei-, Kunsttischlerei- und Decorationsmalerei-Abtheilung, die zahlreichen Fach- und Hausindustrieschulen, der im Schulwesen immer mehr an Boden gewinnende Zeichenunterricht, zwei Kunstgewerbemuseen (in Krakau und Lemberg), die Verleihung von Stipendien zur Ausbildung künftiger Lehrer an den österreichischen und ausländischen Kunst-Unterrichtsanstalten, die nun zahlreicheren Preisausreibungen und die unlängst in Angriff genommene Publication hervorragender Vorbilder aus den besten Epochen des Kunstgewerbes — das sind die richtigen Wege, die eingeschlagen wurden und die sicherlich zur Veredlung des Handwerkes und zur Stärkung des kunstindustriellen Lebens in Galizien führen werden. Und wo Wissen und Können ist, dort stellen sich auch schöpferische Talente ein, und nur diesen ist es beschieden, Herbes und Überreifes, Altes und Neues, Eigenes und Fremdes zu einer originellen harmonischen Stileigenheit zu verschmelzen.



Brongezitter in der Marienkirche zu Krakau (XVII. Jahrhundert).



Ein Lattabewohner seine Sense schärfend.

## Volkswirthschaftliches Leben.

### Landwirthschaft und Viehzucht.



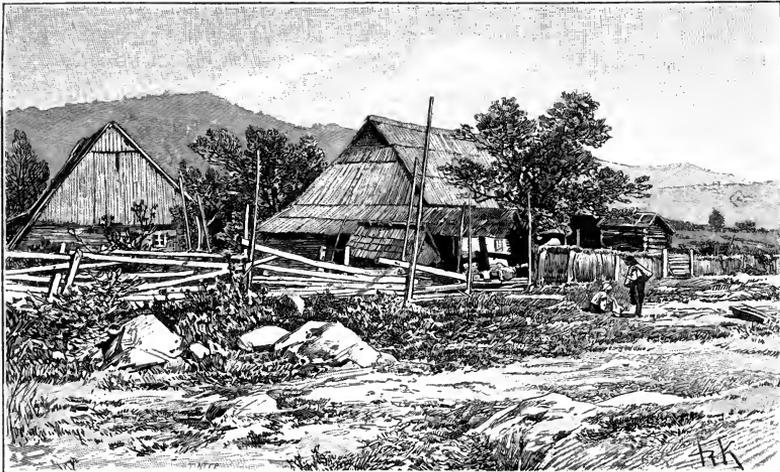
**D**on der gesammten anwesenden Bevölkerung Galiziens, welche nach der Zählung vom 31. December 1890 6,607.816 Seelen betrug, leben von der Landwirthschaft, Viehzucht und Gärtnerei 5,087.985 Menschen, somit 77 Procent der Gesamtbevölkerung, und zwar 3,187.182 als Berufsthätige und 1,900.203 als Berufszugehörige. Diese Ziffern reichen hin, um Galizien als ein agricultales Land zu charakterisiren und ihm in Bezug auf die überwiegende Stellung der Landwirthschaft unter den Nahrungszweigen der Bevölkerung den zweiten Platz in der Reihenfolge der österreichischen Kronländer einzuräumen, da lediglich Dalmatien einen noch höheren Procentsatz der landwirthschaftlichen Bevölkerung aufweist. Die Landwirthschaft ist in Galizien der Hauptnahrungszweig der Bevölkerung in allen Theilen des Landes, denn abgesehen von den Hauptstädten Lemberg und Krakau haben unter den übrigen 74 politischen Bezirken nur der Bezirk Wiata unter 60 Procent (blos 57 Procent) und sechs weitere Bezirke, die zumeist größere Städte enthalten,

unter 70 Procent landwirthschaftliche Bevölkerung, während 21 Bezirke über 90 Procent dieser Bevölkerungskategorie aufweisen.

Die Fläche, welche der Landwirtschaft gewidmet ist, besteht, bei Berücksichtigung der Culturänderungen bis Ende 1892, aus 3,810.033 Hektaren Ackerland, 109.351 Hektaren Gärten, 875.776 Hektaren Wiesen und 753.296 Hektaren Weideland (einschließlich 33.395 Hektaren Alpen), im Ganzen daher 5,548.454 Hektare oder 70·69 Procent der Gesamtfläche des Landes. Von diesem Procentantheil entfallen auf die Acker 48·54 Procent, auf die Gärten 1·39 Procent, auf die Wiesen 11·16 Procent und auf die Weiden 9·60 Procent. Nach der Vermessung für den stabilen Cataster, welche in Galizien größtentheils in den Jahren 1848 bis 1852 durchgeführt wurde, nahmen die Acker 3,590.376 Hektare oder 45·74 Procent, die Gärten 109.338 Hektare oder 1·39 Procent, die Wiesen 813.465 Hektare oder 10·36 Procent, die Weiden 768.943 Hektare oder 9·80 Procent der Gesamtfläche des Landes ein. Damals betrug somit die landwirthschaftlich benützte Fläche im Ganzen 5,282.122 Hektare oder 67·29 Procent der Area des Landes. Der Zuwachs an landwirthschaftlich benützter Fläche in den letzten vierzig Jahren beträgt 266.332 Hektare, der Zuwachs an Ackern allein, der auf Kosten des Wald- und des Weidelandes erfolgte, 219.657 Hektare oder 6·1 Procent der ursprünglichen Ackerfläche. Diese Ziffern bieten einen Maßstab für den landwirthschaftlichen Fortschritt in extensiver Beziehung.

Die Antheile, welche den obigen Hauptculturgattungen an der Gesamtfläche des Landes in den einzelnen Theilen desselben zufallen, sind sehr verschieden, wie das übrigens in einem ausgedehnten Lande nicht anders sein kann, welches längs des daselbe von Süden her begrenzenden Gebirgszuges der Karpathen hingestreckt ist und wellenförmig gestaltet, von zahlreichen Flüssen durchzogen in allmäliger Abdachung bis an die Weichselniederung im Westen, bis in das Steppenplateau im Osten hineinreicht. In den acht politischen Bezirken im Südosten, welche das Gebiet des östlichen Gebirges bilden, und die geringste Dichte der Bevölkerung aufweisen, entfallen im Durchschnitte auf die Acker 22 Procent der Gesamtfläche, auf die Gärten 0·64 Procent, auf die Wiesen 16 Procent, auf die Weiden und Alpen 14 Procent, im Ganzen auf die landwirthschaftlich benützte Fläche 53 Procent. In einzelnen Gegenden dieses Gebietes ist der Antheil der Acker an der Gesamtfläche noch weit geringer; er beträgt zum Beispiel im Gerichtsbezirke Kosów 4 Procent, in den Gerichtsbezirken Kutu und Delatyn 6 Procent, im Gerichtsbezirke Dolina 8 Procent. Im Gebiete des westlichen Gebirges, welches sieben politische Bezirke von der schlesischen Grenze an bis Krosno umfaßt, ist der durchschnittliche Antheil der landwirthschaftlich benützten Fläche viel größer. Er beträgt im Ganzen 68 Procent der Gesamtfläche, wovon auf die Acker beinahe 45 Procent, auf die Gärten 0·72 Procent, auf die Wiesen 7·24 Procent entfallen. Kein einziger Gerichtsbezirk hat hier weniger Acker als

25 Procent seiner Gesamtfläche. Das Gebiet des westlichen Hügellandes, ein mehr oder minder fruchtbarer Lehmboden, welcher an das vorhergehende in Norden grenzt, und zwölf politische Bezirke umfaßt, sowie die beiden am linken Weichselufer liegenden politischen Bezirke Krakau und Chrzanów, weisen einen noch viel größeren Antheil des Grablandes auf. Von diesen zwei Gebieten, welche am dichtesten bevölkert und im Allgemeinen auch am intensivsten cultivirt sind, hat im Durchschnitte das zweite, das westliche Hügelland 58·7 Procent Acker, 0·96 Procent Gärten, 6·81 Procent Wiesen und 8·9 Procent Weiden, das erste, nämlich das Krakauer Gebiet, 53·6 Procent Acker, 1·2 Procent Gärten, 8·3 Procent Wiesen und 8·3 Procent Hutweiden. Der Antheil der Acker an der Gesamtfläche, der in diesen



Bauernhaus im Bezirk Kotosza.

Gebieten in keinem Gerichtsbezirke unter 40 Procent sinkt, steigt in mehreren derselben über 60 Procent, ja bis 71 Procent (Krakau Umgebung, Rzeszów). Das Gebiet der Weichselniederung im Dreieck zwischen dem rechten Weichsel- und dem linken San-Ufer, fünf politische Bezirke umfassend, hat einen minder günstigen, theilweise sandigen Boden, theilweise Moorland, und ist größtentheils stärker bewaldet als das Hügelland. Die Acker nehmen hier im Durchschnitte des ganzen Gebietes doch 46 Procent, die Gärten nur 0·4 Procent, die Wiesen gegen 11 Procent, die Weiden 9·5 Procent der Gesamtfläche ein. In den Gerichtsbezirken Tarnobrzeg, Rozwadów, Nisko und Ulanów sinkt der Antheil der Acker auf 33 Procent. Das nun folgende Gebiet der Flussniederungen am San und Dniester, das ausgedehnteste von allen wirtschaftlichen Gebieten Galiziens, da demselben fünfzehn politische Bezirke

angehören, enthält sehr fruchtbare Böden am oberen und mittleren San und zum Theil sehr üppige Weiden am mittleren Dniester und im unteren Laufe seiner rechtsseitigen Nebenflüsse; es kommen hier aber auch ärmere Thonböden, undurchlässige und übermäßig feuchte Gründe vor. Im Durchschnitte entfallen auf die Äcker 47·5 Procent, auf die Gärten 1·5 Procent, auf die Wiesen 13 Procent und auf die Weiden 10·5 Procent der Gesamtfläche. In den zum Theil gebirgigen, stark bewaldeten Gerichtsbezirken Podbuż (politischer Bezirk Drohobycz) und Katusz beträgt der Antheil der Äcker blos 23, beziehungsweise 25 Procent, in fünf weiteren Gerichtsbezirken bleibt er noch unter 40 Procent, während er in den meisten übrigen über 50 Procent, ja bis 65 Procent der Gesamtfläche erreicht. Im mittleren Gebiete Dsagalziens, welches zehn politische Bezirke umfaßt und von der russisch-polnischen Grenze über Lemberg nach Südosten sich hinzieht, beträgt der Antheil der Äcker an der Gesamtfläche im Durchschnitte 51·7 Procent, jener der Gärten 1·6 Procent, der Wiesen 13·6 Procent, der Weiden 7·31 Procent. Die einzelnen Gerichtsbezirke bleiben jenem Durchschnitte ziemlich nahe, mit Ausnahme des stark bewaldeten Gerichtsbezirkes Mosty wieke (Großmosty), wo der Antheil der Äcker (23 Procent) von jenem der Wiesen (27 Procent) übertroffen wird und der Gerichtsbezirke Podhajce, Kozowa und Wiśniowczyk, welche mit ihrem bedeutend überwiegenden Antheile an Äckern (bis 86 Procent der Gesamtfläche) sich den angrenzenden podolischen Bezirken gleichstellen. Das siebente Gebiet bilden vier politische Bezirke im Nordosten des Landes, Zloczów, Brody, Kamionka und Sokal. Außerhalb des Gebirges ist dies die waldbreichste Gegend Galziens, die auch ausgedehnte Waldwiesen aufweist. Großentheils sehr fruchtbar, besonders bei Bezj im Bezirke Sokal, hat dieselbe erst in den letzten dreißig Jahren in Folge des Baues von Eisenbahnen und Straßen eine größere Ausdehnung und Steigerung ihrer landwirthschaftlichen Production erfahren. Der Antheil der Äcker beträgt im Durchschnitte 49, je nach der Stärke der Bewaldung sinkt er in einzelnen Gerichtsbezirken bis 35 oder steigt bis über 70 Procent. Auf die Gärten entfallen hier 1·9, auf die Wiesen 16, auf die Weiden 5·4 Procent der Gesamtfläche.

Das letzte, von den vorher angeführten sich ziemlich scharf abhebende Gebiet bildet das galizische Podolien und Pokutien, ein Complex von elf politischen Bezirken an der östlichen Grenze des Landes, dessen südlichem Theile das Bauernhaus im Bezirke Kolutomea entnommen ist. Das charakteristische Merkmal dieses ganzen den Steppencharakter nicht verleugnenden Gebietes ist die höchste durchschnittliche Antheilziffer der Äcker mit 74 Procent der Gesamtfläche, wobei in den einzelnen Gerichtsbezirken dieser Antheil zwischen 51 und 84 Procent schwankt, ferner ein hoher Antheil der Gärten (2·96 Procent), während der Antheil der Wiesen im Durchschnitte nur 3·4 Procent, der Antheil der Weiden bloß 3·8 Procent der Gesamtfläche erreicht, somit unter allen Gebieten der geringste ist. Innerhalb dieses Gebietes macht sich in Bezug auf die klimatischen Bedingungen der

Landwirthschaft ein Unterschied bemerkbar, welcher die Scheidung desselben in einen nördlichen und einen südlichen Theil begründet. Das nördliche Podolien ist ein gegen Norden nicht geschütztes Plateau mit sehr kaltem Winter und kalten Winden auch in der milderen Jahreszeit, während das südliche Podolien und Pokutien, an der Abdachung gegen den Dniester- und Pruthfluß gelegen, ein wesentlich milderes Klima aufweist, welches den Anbau von Mais und Tabak, sowie einen ausgedehnteren Gartenbau gestattet.

Von einem sehr wesentlichen Einfluß auf die Richtung und Intensität der landwirthschaftlichen Production sind die Besitzverhältnisse, die von jenen der westlichen Kronländer vielfach abweichen. In Galizien findet sich in der Regel innerhalb jeder Ortschaft mit ländlichem Charakter, ob sie nun Dorf oder Markt (Städtchen) heißt, eine ehemals dominicale Besizung von über 100 bis 500, ja nicht selten bis 1000 Hektaren, welche im eigentlichen Gebirge zumeist bloß aus Wald- und Weidegründen, beziehungsweise auch aus Wiesen besteht, sonst aber beinahe überall, neben dem Waldbesitz, oder in waldbarmen Gegenden öfters auch ohne denselben, einen oder je nach der Größe des Besitzes auch mehrere Meierhöfe mit einem Complex von landwirthschaftlich benützten Gründen: Aekern, Gärten, Wiesen und Weiden, kurz einen landwirthschaftlichen Großbetrieb enthält. Diesem in die landtässlichen Bücher eingetragenen Besitz steht in jeder Ortschaft der in den bei den Bezirksgerichten geführten Grundbüchern eingetragene ehemals unterthänige Kleingrundbesitz gegenüber, welcher in Folge des raschen Wachstums der landwirthschaftlichen Bevölkerung und der Sitte der Erbtheilung in natura (trotz der beschränkenden Vorschriften, die bis zum 1. November 1868 bestanden), stark zersplittert ist. Bauernwirthschaften in dem in den westösterreichischen Ländern üblichen Ausmaße sind in Galizien selten und bestehen zumeist aus in neuerer Zeit zusammengekauften Grundstücken. Bei einer Erhebung über die Zersplitterung des Grundbesitzes, welche das statistische Landesbureau in 249 aus sämmtlichen Gerichtsbezirken als Typen gewählten Gemeinden durchgeführt hat, wurden unter 89.102 Besitzungen bloß fünf mit einem Umfange von über 200 Joch und bloß 1503 Besitzungen oder 1.68 Procent der überhaupt in die Erhebung einbezogenen mit einer Fläche von über 25 Joch vorgefunden. Schon vor 18 Jahren hat eine vom galizischen Landesauschusse veranstaltete Enquôte über die Lage des Kleingrundbesitzes ergeben, daß das häufigste Ausmaß dieses Besitzes in Galizien 2 bis 8 Joch, im Osten des Landes bis 12 Joch beträgt.

Über die Verbreitung des Groß- und des Kleingrundbesitzes im Lande und deren Antheil an der Gesamtfläche des Landes und der einzelnen Culturgartungen gibt eine nach dem Stande des Jahres 1890 durchgeführte Erhebung Aufschluß,<sup>1</sup> von der hier nur die allerwichtigsten Resultate mitgetheilt werden:

<sup>1</sup> Pitat: der landtässliche Grundbesitz in Galizien. Statistische Monatschrift. XVIII. Jahrgang (1892). Galizien.

Nach Ausschcheidung von zwei Procent der Landesfläche für Gewässer und Wege, nach Ausschcheidung des Flächenumfanges der 32 größeren Städte (0·9 Procent der Landesfläche) und des Gemeindevermögens (4·36 Procent der Landesfläche, zumeist Weidegründe) entfallen auf die Besitzungen mit einem Umfange über 1000 Joch oder den Großgrundbesitz 4,453.430 Joch oder 32·64 Procent, worunter 2,672.491 Joch Waldungen; auf die Besitzungen mit einem Umfange über 200 bis 1000 Joch, oder nach galizischen Verhältnissen den mittleren fast durchgehends auch noch landtäfflichen Besitz, 831.959 Joch oder 6·10 Procent, worunter 374.571 Joch Waldungen; endlich auf den Kleingrundbesitz, zum weitaus größten Theile unter 25 Joch, ja meistens unter 10 Joch, 7,380.000 Joch oder 54 Procent der Landesfläche, beinahe ausschließlich landwirthschaftlich benützter Boden.

Die Vertheilung des Grundbesitzes in Galizien leidet somit an dem sehr bedeutenden Uebelstande, daß die beiden extremen Größenkategorien einen sehr großen Antheil an der Gesamtarea ( $\frac{3}{4}$ ) haben, während der in ökonomischer, socialer und politischer Hinsicht so wichtige mittlere Besitz sehr spärlich vertreten ist.

Die Veränderungen im Besitzstande, die in der neuesten Zeit in Galizien rascher vor sich gehen, als es für die Stetigkeit und die fortschreitende Entwicklung des landwirthschaftlichen Betriebes erwünscht wäre, bringen eine weitere Schmälerung des mittleren Grundbesitzes mit sich. Einerseits werden nämlich die großen Besitzungen durch weitere Zukäufe aus dem mittleren Grundbesitz vergrößert,<sup>1</sup> andererseits wächst die vom Kleingrundbesitze eingenommene Fläche durch fortgesetzte Parcellirungen, zumeist solche mittlerer Besitze, besonders im westlichen Theile des Landes. Daneben schreitet die Zerspitterung innerhalb des Kleingrundbesitzes durch fortgesetzte Erbtheilungen fort. Es ist zu befürchten, daß die Besitzkategorie über 200 bis 1000 Joch und mit ihr höchst wahrscheinlich auch die weitere Kategorie über 50 bis 200 Joch noch weiter zusammenschrumpft, falls es nicht gelingt, Maßnahmen zu treffen, welche es dem mittleren Grundbesitz möglich machen würden, sich zu behaupten und zu vermehren.

Im Landesdurchschnitte entfallen auf den landtäfflichen Besitz 39·38 Procent, auf den sonstigen Besitz 60·62 der Gesamtfläche. In einzelnen Gebieten äußert sich dieses Verhältniß im Großen und Ganzen in der Weise, daß der Antheil des landtäfflichen Besitzes zunächst in den walddreichen Gegenden, namentlich im Gebirge, am stärksten ist. Dies gilt besonders vom östlichen Gebirgsgebiete und von den längs der Nordgrenze des Landes sich hinziehenden stark bewaldeten Bezirken, da der bei weitem größte Theil der Waldarea dem

<sup>1</sup> Eine Übertragung von nichtlandtäfflichen Gründen in die landtäfflichen Bücher war bis zum Landesgesetze vom 2. Jänner 1894, L. G. Bl. Nr. 16, unzulässig, seitdem ist sie nur gegen eine gleichzeitige Übertragung aus den landtäfflichen in die nichtlandtäfflichen Grundbücher eines Grundstückes von gleicher oder nicht viel geringerer Steuerleistung gestattet.

landtäflischen Besitzes angehört. Ferner zeichnen sich noch durch einen bedeutenden Antheil des landtäflischen Besitzes an der Gesamtfläche (40 bis 50 Procent) aus: im äußersten Osten die walddarmen Bezirke im podolischen Gebiete am linken Dniewerufer, im äußersten Westen die Bezirke des Krakauer Gebietes am linken Weichselufer. In den mittleren Gebieten des Landes entfallen auf den landtäflischen Besitz vorherrschend 30 bis 40 Procent der Gesamtfläche, während in den Bezirken im Südwesten, somit im westlichen Theile der Karpathen und



Erntebild aus Westgalizien.

am Tatragebirge, das Übergewicht des Kleingrundbesitzes am entschiedensten hervortritt, da derselbe hier gegen 80 Procent und oft sogar über 80 Procent der Gesamtfläche einnimmt.

Von der Gesamtfläche der Äcker entfallen auf den landtäflischen Besitz im Landesdurchschnitte 26 Procent, auf den Kleingrundbesitz 74 Procent, somit beinahe drei Viertel. Im Gebirge, wo der landtäflische Besitz vorherrschend Waldbesitz ist, gehören bis über 90 Procent der Äcker dem Kleingrundbesitze an, im südlichen Podolien dagegen entfallen nur gegen 60 Procent der Äcker auf diese Besizkategorie. Von der Fläche der Gärten gehören 14·5 Procent dem landtäflischen, 85·5 Procent dem Kleingrundbesitze an, von den Wiesen 22·5 Procent dem ersteren, 77·5 Procent dem letzteren, endlich vom Weideland

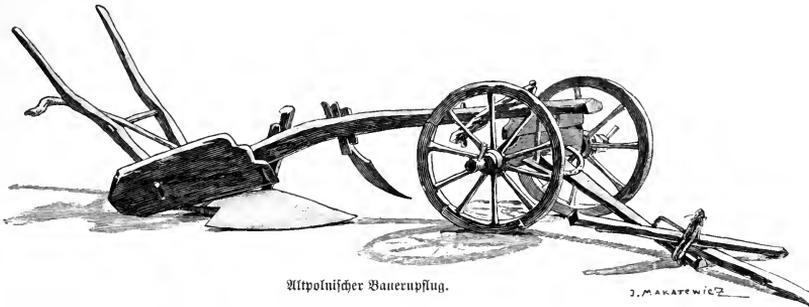
16 Procent dem landtäflichen und 83·5 Procent dem Kleingrundbesitz; letztere sind zumeist Gemeinbeweiden.

Zur übermäßigen Zerpfitterung des Kleingrundbesitzes, dessen Umfang sehr oft für den landwirthschaftlichen Anbau zu gering ist, während andererseits Klima und örtliche Lage eine regelrechte Gartenwirthschaft nicht gestatten, tritt als weiterer wirthschaftlicher Übelstand die Gemenglage der einzelnen Parcellen hinzu. Dieselbe wird durch fortgesetzte Theilungen noch gesteigert, insbesondere dort, wo das Bestreben dahin geht, allen Theilhabern von jedem abge sondert gelegenen Grundstück je einen Theil zuzuwiesen. Die einzelnen Parcellen erstrecken sich weithin in schmalen Streifen und es geht, abgesehen von der Erschwernung des Anbaues, viel Boden für Wege und Raine verloren. Der landtäfliche Grundbesitz ist im Allgemeinen besser arrondirt. Die erwarteten Landesgesetze über die Commassation der Grundstücke und die Beseitigung von Waldenclaven werden auch dem landtäflichen Besitz große Vortheile bringen, obgleich sie, zumal die erstere, in überwiegendem Maße im Interesse des Kleingrundbesitzes dringend erwünscht sind.

Eine Lichtseite der landwirthschaftlichen Besitzverhältnisse Galiziens bildet die fast vollständige Ablösung der Feldservituten, insbesondere der Weiderechte, für welche letztere die Berechtigten beinahe ohne Ausnahme durch Grund und Boden entschädigt worden sind. Es wurden hiefür im Ganzen 116.240 Joch an die Berechtigten, zumeist vormalige Gutsunterthanen, abgetreten. (Außerdem sind noch 162.522 Joch Wald und 1,238.742 Gulden ins Eigenthum der Berechtigten übergegangen.) Nur in einzelnen Gegenden des Hochgebirges wurde mit Rücksicht auf den Hauptbetrieb der bäuerlichen Wirthschaften, den dort die Alpenwirthschaft bildet, auf Regulirung der Weiderechte erkannt. Eine rechtliche Beschränkung des Wirthschaftsbetriebes bilden somit in Galizien die Weiderechte auf fremdem Grund und Boden nicht mehr, wohl aber bringt es die Zerpfitterung des Grundbesitzes und die Gemenglage der Grundstücke mit sich, daß der Anbau der Feldfrüchte unmöglich wird, wenn die Nachbarn die Brache zur Weide benützen, daß somit ein indirecter Flurzwang besteht — ein weiterer Grund für die Dringlichkeit der Durchführung der Zusammenlegung.

Innerhalb des landwirthschaftlichen Betriebes bildet gegenwärtig im Allgemeinen der Anbau der Feldfrüchte den Hauptzweck, dem die sonstigen Zweige der landwirthschaftlichen Production untergeordnet sind. Noch vor etwa sechzig Jahren konnte dieß blos von der mittleren Region des Landes, die zwischen den Gebirgsgebieten und der Waldregion an der Nordgrenze liegt, sowie von dem podolischen Gebiete (inclusive Pokutien) behauptet werden. Im westlichen, noch mehr aber im mittleren und östlichen Gebirge hatte bis weit ins Vorgebirge und die daran stoßende Ebene hinab die Viehzucht und die Waldwirthschaft über den Ackerbau die Oberhand. Eine ausge dehnte Schafzucht, namentlich im eigentlichen

Gebirge, die Aufzucht von Ochsen für die Stallmastungen bei den Brennereien in der Ebene und für die Ausfuhr nach dem Westen (insbesondere für den Olmützer und Wiener Markt), endlich die Holzflößerei und die Zufuhr des Holzes zu den Salzfiedereien und den damals zahlreichen Hüttenwerken, wo sich die Verarbeitung der minder ergiebigen Eisenerze damals noch lohnte, das waren die Hauptnahrungsquellen der ländlichen Bevölkerung in dem breiten Landstriche längs der Karpathen. In den Waldgegenden an der Nordgrenze des Landes bildete wieder die Gewinnung von Theer und Holzkohle neben der Arbeit im Walde und einiger Holzindustrie die Grundlage des Unterhaltes der damals spärlichen Bevölkerung. Seit den Zwanziger-Jahren dieses Jahrhunderts wurde nun zunächst in der südlichen Region längs des Gebirgszuges durch Walddroungen, durch Urbarmachung öder Flächen und Trockenlegung mittels offener Gräben die Ackerfläche anscheinlich erweitert und später wurde mit dem raschen Anwachsen der Bevölkerung und der fortschreitenden Theilung



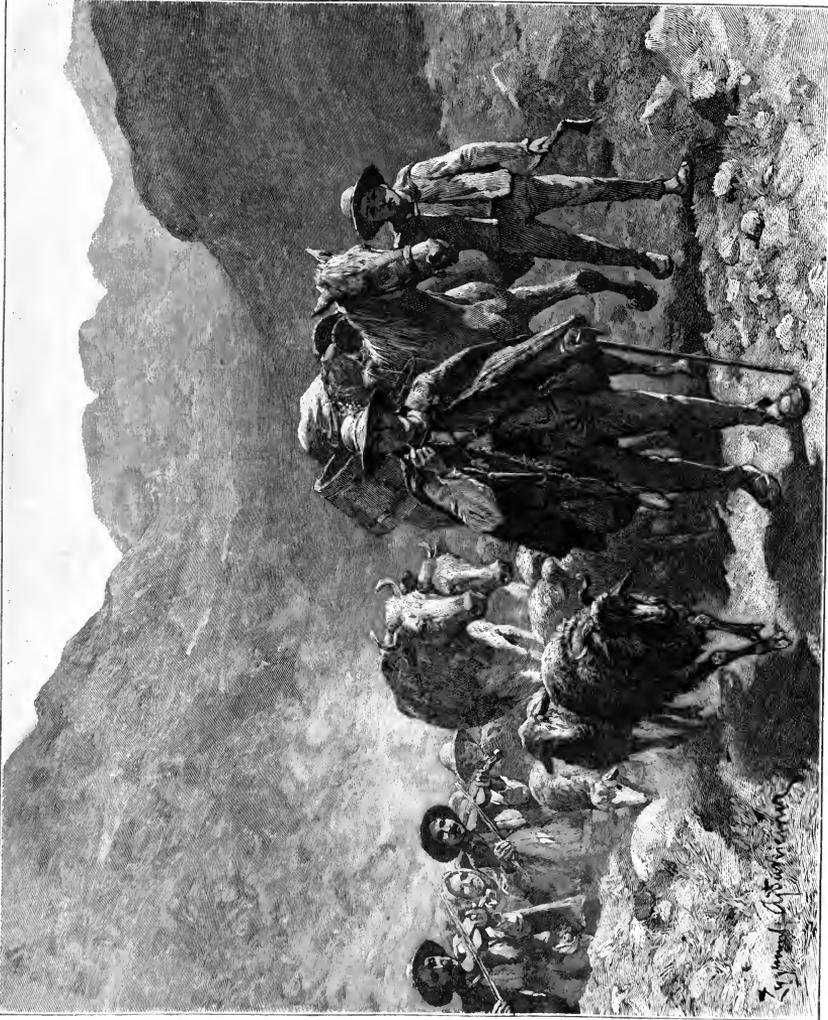
Ukrainischer Bauerupflug.

des Grundbesitzes, besonders im Westen, jedes benüzbare Stück Boden der Cultur unterzogen. An der Nordgrenze des Landes ging diese Erweiterung der Ackerfläche verhältnißmäßig später vor sich und bewegte sich zum Theil in engeren Grenzen, insbesondere in sandigen Gegenden, die viel absoluten Waldboden aufweisen.

Das in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in der Bewirthschaftung der Acker entschieden vorherrschende System war die Dreifelderwirthschaft. Zu Ende des dritten Jahrzehnts begann indessen die allmähliche Einführung der Fruchtwechselwirthschaft zunächst auf einzelnen großen Gütern, die auswärtige Vorbilder nachahmten und von der wissenschaftlichen Bewegung auf dem Gebiete der Landwirtschaft Nutzen zogen, dann aber auch auf anderen landtäfelichen Gütern, insbesondere seit dem Aufkommen zahlreicher Branntweinbrennereien, für die der Anbau der Kartoffeln sich immer mehr ausbreitete und welche zugleich durch die in Verbindung mit denselben betriebene Viehmaast eine intensivere Düngung ermöglichten. In dem podolischen Gebiete fand erst um diese Zeit, zum großen Theile auch noch später, eine regelmäßige, wenn auch nur in längeren Zwischenräumen

wiederkehrende Düngung der vom Meierhofs nicht allzu entfernten Acker Eingang. Bis zum Jahre 1848 wurde auf dem weitaus überwiegenden Theile der Acker innerhalb des landtäflichen Grundbesizes entweder der Fruchtwechsel von Getreide und Knollengewächsen durchgeführt oder wenigstens die Dreifelderwirtschaft durch Benützung der Brache zum Anbau von Futterpflanzen und durch andere Einschaltungen modificirt, respective erweitert. Auf dem Kleingrundbesitze erhielt sich die hergebrachte Dreifelderwirtschaft, abgesehen von der Umgebung der größeren Städte, noch länger. Erst als die fortschreitende Zerpfitterung des Grundbesizes die Ackerarea der einzelnen Besitzungen soweit verminderte, daß zur Bestreitung des Unterhaltes der Familie die Gewinnung einer größeren Menge von Producten von derselben Fläche nothwendig wurde, ging die vorhin schon durch die Ausbreitung des Kartoffelbaues modificirte Dreifelderwirtschaft in einen unregelmäßigen, keinem festen Principe folgenden Wirtschaftsbetrieb über. In den letzten fünfzehn Jahren hat sich indessen der Wirtschaftsbetrieb des Kleingrundbesizes, insoweit die übermäßige Bodenzerpfitterung nicht hinderlich ist, wesentlich gebessert, besonders im westlichen Theile des Landes. Das Beispiel des fortschrittlichen Anbaues auf den landtäflichen Besitzungen, an dem die Kleingrundbesitzer und ihre Familien als Lohnarbeiter theilnehmen, die Bemühungen der landwirtschaftlichen Vereine, endlich in den letzten Jahren auch die Belehrungen seitens der landwirtschaftlichen Wanderlehrer haben bewirkt, daß die Bestellung der Acker eine bessere geworden ist und die ungenügenden althergebrachten Geräthe: das radlo = Rührhacken und ebenso der frühere Pflug, nach dem Vorbitte des landtäflichen Besitzes neueren Geräthen fremden Ursprungs den Platz geräumt haben. Auch die Düngung wird immer besser und selbst die Anwendung künstlicher Düngmittel (insbesondere von Dungkalk, Dünggyps u. s. w.) verbreitet sich von Westen her immer weiter. Die Brache wird mehr und mehr eingeschränkt und hat sich im Decennium 1884 bis 1893, im Vergleich mit dem unmittelbar vorausgegangenen, um circa ein Viertel ihrer früheren Fläche vermindert. Der Anbau von Klee und verschiedenen anderen Futterkräutern hat, nicht nur innerhalb des landtäflichen Besitzes sondern auch beim Kleingrundbesitze, bedeutend zugenommen.

Abweichend von dem Wirtschaftsbetriebe in der Ebene und dem Mittelgebirge gestaltet sich der verhältnismäßig sehr eingeschränkte Feldbau im eigentlichen Gebirge. Hier werden vielfach als Wiesen oder als Weiden benützte günstiger gelegene Flächen einige Jahre hindurch als Acker bestellt, worauf die Grundstücke wieder als Grasland benützt werden. Ebenso kommt es vor, daß mit jüngerem Gehölz bestockte Flächen (zumeist Wiesen mit Holzungen) einige Jahre hindurch mit Hafer oder zuweilen auch mit anderen Feldfrüchten bestellt werden. Es wird zu diesem Zwecke das Gehölz abgestockt, die stärkeren Stämme werden zurückbehalten, während der Rest verbrannt und die Asche zur Düngung des Bodens verwendet wird.



Gesandtschaft bei den Gobi-Tauern im Frühjahre.

*J. G. Schlegel del.*

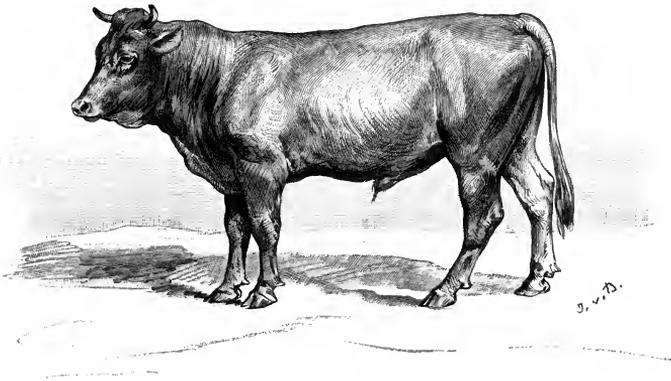
In Bezug auf die Ausdehnung der Anbauflächen nehmen in Galizien, nach dem Durchschnitte der Jahre 1884 bis 1893, Hafer und Roggen den ersten Platz ein, jener mit beinahe 18 Procent, dieser mit über 16 Procent des gesammten Ackerlandes. Dann folgen Weizen mit 11·4 Procent, Kartoffeln mit 10·4 Procent und Gerste mit 9·5 Procent der Ackerfläche. Auf den Mais entfallen blos 2·6 Procent der Ackerfläche; der Anbau desselben concentrirt sich aus klimatischen Gründen hauptsächlich auf den im Südosten zwischen dem Pruth und dem Dniester gelegenen Landstrich und das südliche Podolien, woselbst 8 bis 18 Procent der dortigen Ackerfläche dieser Pflanze gewidmet sind, die das Hauptnahrungsmittel der ländlichen Bevölkerung bildet und den Vortheil bietet, den Anbau einer Zwischenfrucht, namentlich Erbsen, Bohnen oder Kürbisse zu gestatten. Der Buchweizen, auf den beiläufig der gleiche Antheil an der Gesamtackerfläche entfällt, wird hauptsächlich im nördlichen Podolien und im angrenzenden Nordosten des Landes angebaut. Der Anbau von Hülsenfrüchten nimmt etwa 3·6 Procent der Ackerfläche in Anspruch.

Die wichtigsten Veränderungen, welche im Vergleich mit früheren Jahren in den Anbauverhältnissen stattgefunden haben, lassen sich dahin zusammenfassen, daß von den angeführten Kulturpflanzen die bedeutendste Erweiterung der Anbaufläche erfahren haben: zunächst der Mais, und zwar aus den bereits angegebenen Gründen, die bei dem starken Anwachsen der Bevölkerung und der übermäßigen Bodenzersplitterung für ihn den Ausschlag geben, dann der Weizen, der sich in einer längeren Reihe von Jahren klimatischen Einflüssen gegenüber widerstandsfähiger als der Roggen erwiesen hat, die Hülsenfrüchte, für welche sich die Marktverhältnisse günstiger gestaltet haben, und schließlich die Kartoffeln, deren Antheil an der Ackerfläche sich mit der wachsenden Dichte der Bevölkerung vermehrt hat, obzwar die Verwendung der Kartoffeln zur Branntweimbrennerei in den letzten Jahren eine nicht unbedeutende Einschränkung erfahren hat. Das bedeutendste Zurückgehen der Anbaufläche ist beim Buchweizen vorgekommen, was zum Theile dadurch erklärt wird, daß dieser Frucht, richtiger der aus derselben bereiteten Grütze, die bei herabgesetzten Frachten in das Land kommenden billigen Reiszorten Concurrenz machen. Außerdem hat auch die als Brache ausgewiesene Ackerarea im Vergleich mit dem vorausgegangenen Decennium um mehr als ein Viertel abgenommen und zwar aus den bei Besprechung der Wirthschaftssysteme entwickelten Gründen. Damit steht wohl die bedeutende Vermehrung des Anbaues von Klee und sonstigen Futterkräutern namentlich auch Futterrüben im engen Zusammenhange.

Lein und Hanf werden im ganzen Lande angebaut, ersterer besonders stark in einzelnen Gegenden des Hügellandes. Diese Faserpflanzen bilden die Grundlage für die uralte, noch vor einigen Decennien in jeder ländlichen Wirthschaft betriebene, in eingeschränktem Umfange bis auf den heutigen Tag erhaltene hansindustrielle Arbeit der Spinnerei und Weberei. Der Anbau der genannten Pflanzen, der lediglich für den Kleingrundbesitz

Bedeutung hat, wird seit einer Reihe von Jahren durch Bezug guten Samens aus dem Auslande, namentlich aus Riga und Bernau, durch die Thätigkeit eines eigenen Wanderlehrers und durch eine Flachsbauschule in Gródek gefördert.

Der Tabakbau wird im südlichen Podolien und Pokutien und in den angrenzenden Gegenden, zusammen in dreizehn politischen Bezirken im Südosten des Landes betrieben. In den letzten Jahren hat sich derselbe auf dreihundert Gemeinden erstreckt mit etwa 25.000 Pflanzern, mit sehr geringen Ausnahmen Kleingrundbesitzern. Die dem Tabakbau gewidmete Area beträgt über 2000 Hektar, die in ganz kleinen Anbauflächen unter die einzelnen Pflanzler vertheilt sind. Die Jahresernte schwankte in der letzten Zeit zwischen 30.000 bis 40.000 Metercentner. Für den übermäßig zerstückelten Kleingrundbesitz ist diese Cultur, ungeachtet der durch das Monopol bewirkten Beschränkungen, ein wahrer Segen



Stier der fennelfarbenen Landrace aus dem westlichen Hügelland.

und es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß in den letzten Jahren die Regierung, das Land und die Landwirthschaftsgesellschaften diesem Zweige des Landbaues durch Anstellung von Wanderlehrern und Anleitung zur besseren Cultur und rationeller Behandlung des Productes zu Hilfe kommen.

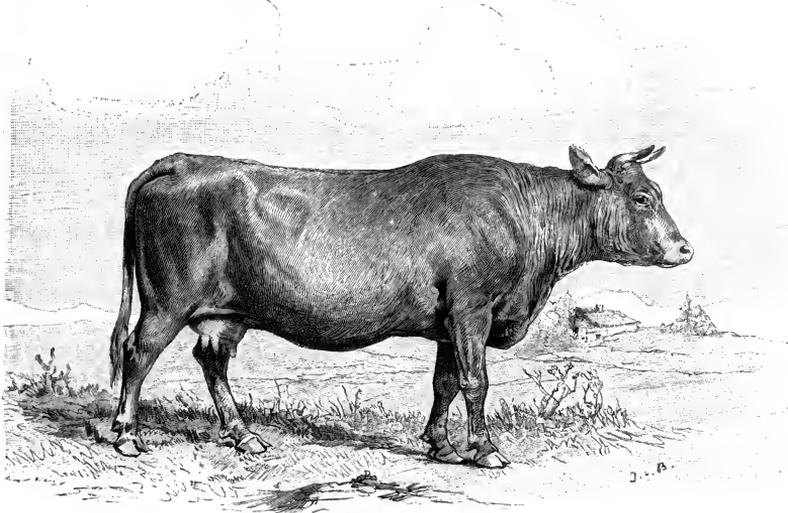
Zwei beinahe nur innerhalb des landtäfflichen Besitzes vorkommende Culturen sind hier noch zu erwähnen: der Kaps und der Hopfen. Der Anbau des ersteren geht seit einer Reihe von Jahren infolge häufiger Mißernten stark zurück, wogegen der Hopfenbau fortwährend an Ausdehnung gewinnt. Das Hauptgebiet dieser Production bilden die politischen Bezirke Brody, Kamionka und Hoczów im Nordosten des Landes, ferner eine Reihe von Bezirken von Lemberg gegen Nordwesten. (Lemberg, Hótkiew, Cieszanów, Mościska, Jaroslaw, Nzeszów, Tarnobrzeg.) Die Area der Hopfengärten umfaßt

1800 Hektar, wovon 206 auf den Kleingrundbesitz entfallen. Der Antheil des Kleingrundbesitzes an der Hopfencultur, der in Zunahme begriffen ist, ist ein erfreuliches Zeugniß für das Bestreben sich anderwärts beobachtete Fortschritte anzueignen. Die Gesamtproduction von galizischem Hopfen, der sehr geschätzt wird, beträgt 7160 Metercentner.

Die Erträge, welche der Ackerbau in Galizien liefert, bleiben hinter jenen der westlichen und südlichen Länder nicht unbedeutend zurück. Die Ursache dieser Erscheinung liegt zunächst in den klimatischen Verhältnissen des gegen Norden und Nordosten gänzlich ungeschützten, gegen Süden aber durch den Karpathenwall abgegrenzten Landes, was häufige Rückschläge des Winters bis tief in die Frühjahrszeit und dessen frühzeitiges Auftreten in den Herbstmonaten, außerdem aber kalte Winde im Sommer, besonders im podolischen Hochplateau zur Folge hat. Eine weitere Ursache, glücklicherweise nicht unabänderlich wie die erstere, liegt in dem nicht genügend intensiven Anbau und in der den Verhältnissen oft nicht angepaßten Fruchtfolge. In diesen Beziehungen besteht zwischen dem landtäflichen und dem Kleingrundbesitze, insbesondere im mittleren und östlichen Theile des Landes ein weitgehender Unterschied. Der weitaus überwiegende Theil des landtäflichen Besitzes hat sich die Fortschritte des modernen Ackerbaues in Bezug auf Ackergeräthe und Maschinen, sorgfältigere Bearbeitung des Bodens, Behandlung des Düngers und Anwendung künstlicher Düngemittel u. s. w. im Großen und Ganzen angeeignet und erzielt wesentlich höhere Erträge. Der Kleingrundbesitz hat zwar auch die primitiven Geräthe, den Nährhacken (radło), die socha und zum größten Theile auch den alten bäuerlichen Pflug aufgegeben. Ein stetiger und bedeutender Fortschritt in der Anwendung verbesserter Ackergeräthe ist nicht zu verkennen; allein die Bestellung der Acker läßt im allgemeinen viel zu wünschen übrig, theilweise wegen unzulänglicher Zugkraft, theilweise wegen fehlerhafter Behandlung des Düngers und unzulänglicher Düngung, zum Theil endlich auch wegen unrichtiger Fruchtfolge, Gebrauch minderwerthigen Samens und der überwiegend noch angewandten Handansaat. In allen diesen Beziehungen ist indessen ebenfalls ein Fortschritt bemerkbar, namentlich im westlichen, aber auch im mittleren Theile des Landes, welcher zunächst dem Beispiele des landtäflichen Besitzes, dann aber den landwirthschaftlichen Vereinen und der wachsenden Volksbildung zu verdanken ist.

Ein sehr großer Theil Galiziens besitzt einen Boden, welcher der Entwässerung bedarf. Mit Ausnahme Podoliens, welches durchlässige Böden hat, und des in gleicher Lage befindlichen Theiles des Krakauer Gebietes kommen, sowohl im Mittelgebirge, als auch im Hüggelände und in der Ebene, ausgedehnte Bodenlagen vor, denen diese Melioration notwendig ist, weil sie eine bei den ungünstigen klimatischen Verhältnissen äußerst erwünschte frühere Vornahme des Anbaues gestatten würde. Andererseits ist zur Hebung des verhältnismäßig zumißt geringen Wiesenertrages, namentlich in dem an Wiesen und

Weiden armen Podolien, die Herstellung von Bewässerungsanlagen nothwendig. Beide Arten von Bodenmeliorationen beschränken sich derzeit auf den landtäflichen Besitz und reichen in ihren Anfängen bis zum Jahre 1853 zurück, wo mit denselben beinahe gleichzeitig auf den Gütern Seiner kaiserlichen Hoheit weiland Erzherzog Albrecht, auf den gräflich Potocki'schen Gütern in Krzeszowice und auf dem kleinen Gute Morszyn bei Struj von dem späteren Präsidenten des Abgeordnetenhanfes Dr. Smolka begonnen wurde. Diese Beispiele fanden Nachahmung, besonders seitdem im Jahre 1872 von beiden Landwirthschaftsgesellschaften aus den vom Ackerbauministerium gewährten Mitteln eigene Culturingenieure



Kuh der fennelfarbenen Landrace aus dem westlichen Hügelland.

angestellt wurden und im Jahre 1878 der galizische Landtag, der erste in den österreichischen Ländern, ein eigenes Landesmeliorationsbureau errichtete, welches im Laufe der Jahre bedeutend erweitert wurde und fünf Filialen im Lande besitzt. Bis zum Schlusse des Jahres 1893 sind einer Specialerhebung zufolge 16.102 Joch durch Legung von Drainröhren entwässert worden, und zwar vornehmlich in den Gebieten des westlichen Hügellandes und des westlichen Gebirges. Außerdem sind über 3500 Joch mittelst gedeckter mit Steinen oder Faschinen ausgelegter Gräben entwässert worden. Bewässerungsanlagen wurden nur hie und da und zwar in der Gesamtausdehnung von über 2000 Joch Wiejen hergestellt. Der Kleingrundbesitz, welcher an diesen Meliorationen beinahe keinen Antheil hat, zieht dagegen einen erheblichen Nutzen aus der Regulirung der Wasserläufe,

welche unter der Leitung des Landesmeliorationsbureaus auf Kosten des Landes, des staatlichen Meliorationsfonds und der localen Interessenten in mehreren Gegenden des Landes ins Werk gesetzt wurde. Einzelne von diesen Unternehmungen sind schon vollendet und haben ansehnliche Flächen der landwirthschaftlichen Cultur erhalten oder derselben wiedergewonnen; bei weitem mehr bleibt in dieser Richtung indeß noch zu thun übrig. In der neuesten Zeit wurden bemerkenswerthe Versuche auf dem Gebiete der Torfmoorcultur angestellt, namentlich in Rudnik, Bezirk Nisko, und in Korsów, Bezirk Brody.

In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, als der Ackerbau in Galizien immer weitere Flächen in seinen Bereich zog, wurden mit Ausnahme der eigentlichen Gebirgsgegend und der waldigen Landstriche an der Nordgrenze des Landes überall im Lande die sonstigen Zweige der ländlichen Wirthschaft dem Streben nach einer möglichst ausgedehnten Getreideproduction untergeordnet. Dies war in hohem Maße auch mit der Viehzucht der Fall. Im ganzen Osten des Landes fand der Großgrundbesitzer seine Rechnung darin, die aus Südrußland, namentlich aus Bessarabien, zum Theil auch aus der Moldau, in großen Heerden eingeführten Ochsen billig einzukaufen, als Zugvieh zu gebrauchen, hierauf bei den Brennereien zu Mast einzustellen oder aber auf den üppigen Weiden am Dniester zu mästen und nach Westen, insbesondere auf den damals weitberühmten Olmützer Markt zu führen.

Diese Vermittlerrolle im Viehhandel mußte nothwendigerweise auf die Aufzucht von Rindern im Inlande ungünstig einwirken, die sich dem auch immer mehr auf den Westen des Landes und das Gebirge beschränkte, während außerhalb dieser Gegenden die Kälber, insofern sie nicht zur Ergänzung der nothwendigen Zahl von Kühen verwendet wurden, zur Schlachtung gelangten. Bei den damaligen Communicationsverhältnissen konnte von einer ausgedehnten Milchwirthschaft keine Rede sein; dieselbe war nur auf den eigenen Bedarf und höchstens noch auf die Versorgung des nächsten Marktes berechnet. Nichtsdestoweniger fand sich auch damals schon, namentlich im westlichen und mittleren Theile des Landes eine Anzahl von Gutswirthschaften, auf denen die Rindviehzucht mit Sorgfalt und Vorliebe betrieben wurde. Zumeist wurden hier fremde Racen gepflegt, am häufigsten das zum Theil noch im vorigen Jahrhunderte eingeführte „Holländer Vieh“, worunter sowohl die holländische Race als auch verwandtes Niederungs Vieh verstanden wurde, dann aber auch fremde Gebirgsraeen unter der Benennung „Tiroler“ oder „Schweizer“ Vieh.

Die fortwährende Einfuhr von Steppenvieh aus Rußland und Rumänien hatte aber eine immer häufigere Einschleppung der Rinderpest zur Folge, welche wieder von der Zucht werthvolleren Materiales abschreckte und den Erfolg der nach dem Jahre 1870 vom Staate durch Vermittlung der Landwirthschaftsgesellschaften gewährten Subventionen zur Hebung der Rindviehzucht gefährdete. Es erfolgte demnach mit dem Jahre 1882 die Sperrung der russischen und rumänischen Grenze für die Einfuhr von Rindern, eine Maßregel, welche für

die auf den Ankauf von Steppenvieh eingerichteten podolischen Wirtschaften eine schwere Übergangszeit brachte, sich aber für die Hebung der Rindviehzucht im ganzen Lande überaus segensreich erwiesen hat. Nunmehr konnten die zur Zeit des Beginnes der Staats-Subvention in den Siebziger-Jahren von den Landwirtschaftsgesellschaften entworfenen Pläne zur Hebung der Rindviehzucht im Lande in Ausführung gebracht werden ohne die Gefahr, daß das mühsame Werk durch die Seuche zerstört und die bedeutenden Staats- und in den letzten Jahren auch Landes-Subventionen fruchtlos verwendet werden. Es wurden nunmehr im ganzen Lande zahlreiche Stammheerden gegründet, aus denen das gezogene Material an die Züchter verkauft wird oder zur Verwendung in Stierstationen gelangt. Diese Action



Ruh des Majdaner Schlages.

der landwirtschaftlichen Vereine hat im allgemeinen sehr wenig brauchbares einheimisches Material vorgefunden, denn das einheimische Vieh hat durch verschiedene planlose Kreuzungen seinen festen Typus verloren. Man ist somit an die Einführung fremden Zuchtmaterials geschritten und zwar des Oldenburger Viehes für die Niederungen und des Bern-Simenthaler Viehes und verwandter Gebirgsrassen für das Hügelland und das Gebirge. Beide Rassen haben in den betreffenden Gegenden eine weite Verbreitung gefunden und zur Ausgleichung des Rindviehschlages wesentlich beigetragen.

Gleichzeitig wird aber auch auf die Hebung der einheimischen Schläge in den Gegenden hingearbeitet, wo sich dieselben in einem erheblichen Grad von Reinheit erhalten haben. In dieser Beziehung kommt zunächst das Hügelland von der Westgrenze des Landes

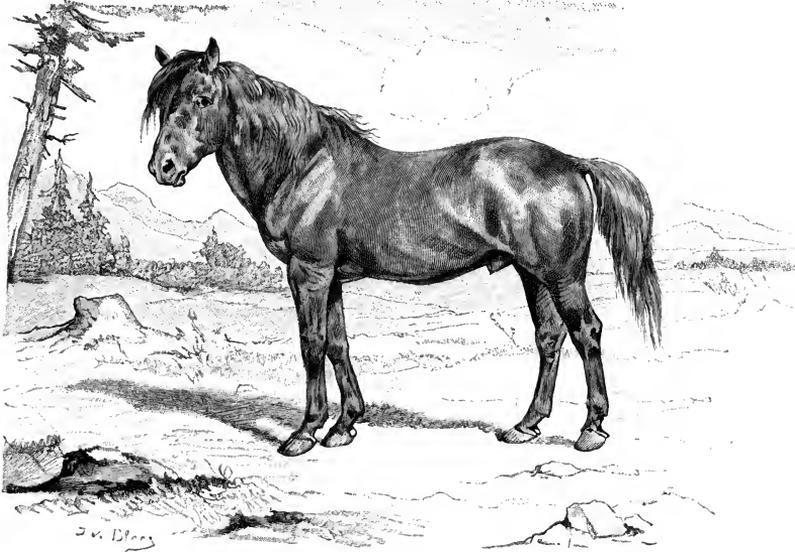
bis zum Dunajec in Betracht, wo beim Kleingrundbesitze ein fennelfarbener, gelbbranner Schlag sehr verbreitet ist, der mit der deutschen Colonisation im XIII. und XIV. Jahrhundert in jene Gegend gelangt sein soll. Derselbe zeichnet sich durch eine breite Stirne, gelbliche Hörner und Hufe und pigmentlose Schleimhäute aus. Ein zweiter Schlag einheimischen Viehes ist in dem walbigen, sandigen und zum Theil morastigen Landstriche an der Nordgrenze des Landes verbreitet. Es ist ein kleines, äußerst ausdauerndes und genügsames, bei einigermaßen sorgfamer Pflege sehr milchreiches Rind von ausgesprochen kurzhörnigem Typus und dunkelbrauner Farbe, welches auch jenseits der russischen Grenze ziemlich weit nach Norden heimisch ist. Dieses Rind, das altpolnische Braunvieh, hat sich in Galizien in besonderer Reinheit vornehmlich in der Gegend von Majdan, Bezirk Kolbuszowa, erhalten und wird daher gewöhnlich Majdaner Vieh genannt. Eine Abart desselben Schlages scheint das im östlichen Theile des Karpathengebirges im Huzulenlande (Bezirk Kolomea und Kosów) vorkommende dunkelbraune Rind zu sein.

Während die beiden vorgenannten einheimischen Schläge gegenwärtig den Gegenstand einer besonderen Fürsorge bilden und eine Kreuzzucht desselben in eigenen Stammeerden versucht wird, ist ein anderer Schlag, welcher im podolischen Gebiete und den angrenzenden Gegenden früher allgemein verbreitet war, das graue podolische Rind, eine Abart des südeuropäischen Steppenviehes, dem Untergange preisgegeben, woran zunächst seine Verwandtschaft mit dem Steppenvieh Schuld ist, die bewirkt, daß es für die Ausfuhr nach dem Westen nicht gesucht wird, dann aber seine geringe Ergiebigkeit an Milch und sein langsamerer Wachsthum, Eigenschaften, welche durch die vorzügliche Eignung als Zughier nicht hinreichend aufgewogen werden. Außerdem ist noch einer eigenthümlichen Abart zu gedenken, nämlich des milchweißen Kindes aus der Umgebung von Rańczuga, welches von dem in früheren Zeiten aus Norddeutschland eingeführten Niederungsvieh stammen soll.

Die Schafzucht wird in Galizien hauptsächlich vom Kleingrundbesitze in den beiden Gebirgsgebieten, dem westlichen, mehr noch im östlichen, dann aber im Nordosten, nämlich in Podolien und den angrenzenden Bezirken betrieben. Von 630.994 Schafen, welche die Zählung im Jahre 1890 in Galizien aufgewiesen hat, entfällt mehr als die Hälfte auf das östliche Gebirgsgebiet und den podolischen Landstrich. Im Gebirge werden die Schafe sowohl wegen der Wolle als auch wegen des aus ihrer Milch bereiteten Käses (bryndza) gezüchtet; im podolischen Gebiete und in den übrigen Gegenden des Landes tritt die Käsebereitung in den Hintergrund. Außerdem werden die Schaffelle zur Verfertigung der Winterkleidung und der Mützen für das Landvolk im ganzen Lande verwendet und dieser große Bedarf, sowie der Bedarf an grober Wolle für Kleidungsstücke und Decken sichert der Schafzucht einen entsprechenden Absatz ihres Hauptproductes im Lande selbst. Neben den gemeinen grobwolligen Landschafen wurden vor etwa dreißig oder vierzig Jahren auf

vielen größeren Gütern, namentlich im westlichen und mittleren Theile des Landes aus dem Auslande eingeführte feinvollige Schafe gehalten. Die überseeische Concurrnz in der Wollproduction hat indessen das allmälige Eingehen der Zucht feinvolliger Schafe nach sich gezogen, so daß nur hie und da Überreste derselben vorhanden sind.

Die Schweinezucht wird im ganzen Lande mit Ausnahme des Hochgebirges betrieben, vornehmlich aber auf dem Kleingrundbesitze, wo deren Ertrag die Quelle zur Deckung von größeren Barauslagen zu bilden pfl egt. Die altherkömmliche Landrace, das polnische Schwein, durch hohe Beine, Schlappohren und nicht sehr langen Rumpf kenntlich,



Huzulenhengst aus dem ärarischen Gestüt in Madauy (Rufowina).

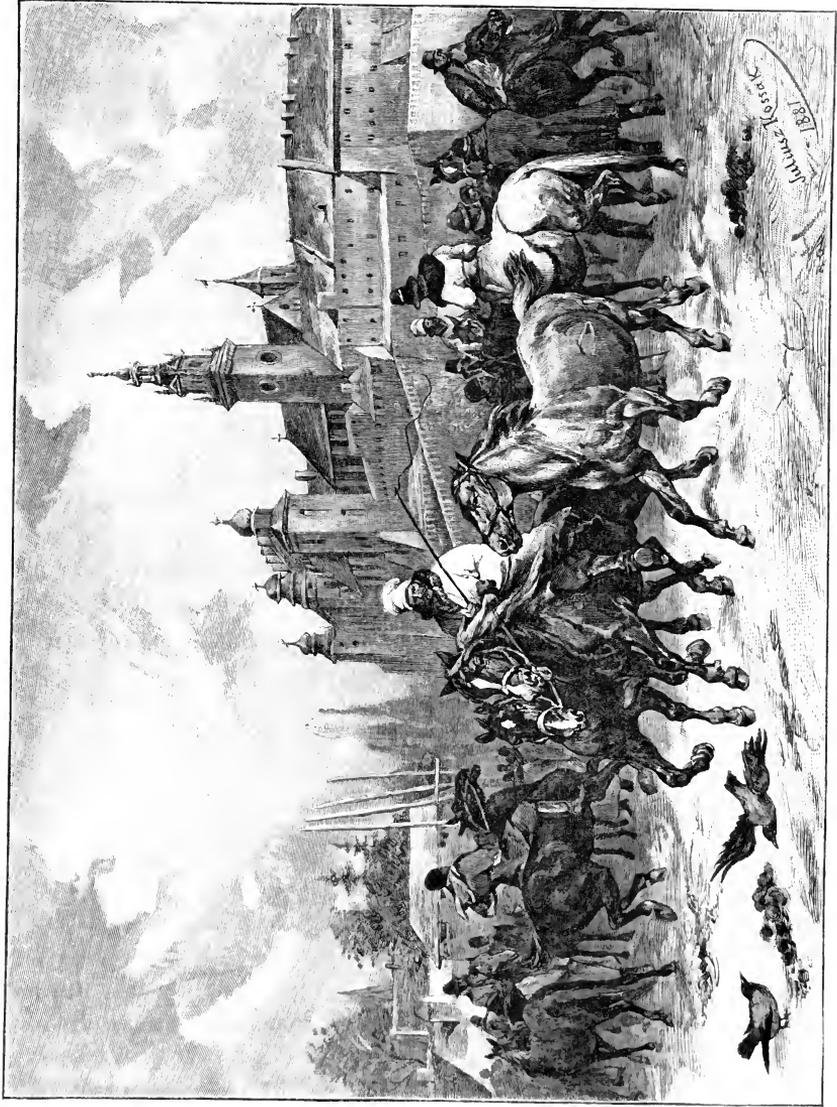
hat sehr starke Borsten, welche für die Ausfuhr gesucht sind, und zeichnet sich durch ein weniger mit Fett durchsetztes Fleisch aus, weshalb dasselbe für einige Arten von Selchwaaren (Schinken) sich besonders eignet. Seit einigen Jahren wird, besonders im Gebiete der Landwirthschaftsgeellschaft in Lemberg, im mittleren und östlichen Galizien die Züchtung des Landschweines durch eingeführte Yorkshire-Schweine betrieben, zu welchem Zwecke mehrere Vollblutställe gegründet wurden, die Zuchtthiere an Halbblutheerden und für Oberstationen liefern. Die inländische Schweinezucht deckt den nicht unbedeutenden Consum des Landes und es werden außerdem noch jährlich gegen 540.000 Stück nach den westlichen Kronländern und nach Norddeutschland, hauptsächlich nach Preussisch-Schlesien,

ausgeführt. Dieselben werden von Unternehmern auf dem Lande angekauft und, in größere Partien vereinigt, zur Bahn verladen. In den letzten Jahren hat diese Ausfuhr eine empfindliche Schmälerung, zeitweise sogar eine gänzliche Unterbrechung erfahren, und zwar infolge der veterinärpolizeilichen Maßregeln, die zur Unterdrückung der ausgebrochenen Thierseuche verhängt worden sind. Die Aufhebung dieser Beschränkungen, insoferne der Anlaß zu denselben nicht mehr vorhanden ist, bildet den sehnlichsten Wunsch der galizischen Kleingrundbesitzer, für die der Export der Schweine von größter Wichtigkeit ist.

Der Geflügelzucht wird, mit Ausnahme der nächsten Umgebung der größeren Städte, weit weniger Sorgfalt zugewendet, als dieser Zweig der Landwirtschaft verdient, der einen nennenswerthen und der Steigerung fähigen Export aufweist. In der letzten Zeit hat sich zur Pflege der Geflügelzucht ein besonderer Verein in Jaroslaw gebildet.

Die Bienenzucht war in den östlichen Theilen des ehemaligen Polens von altersher ein mit Vorliebe gepflegter Nebenzweig der Landwirtschaft. In dem Maße als das Wachs als Beleuchtungsmaterial verdrängt wurde und der Meth aufgehört hat, ein allgemein verbreitetes Getränk der wohlhabenderen Classen im Lande zu bilden, ging auch die Bienenzucht dem Verfall entgegen, aus dem sie sich indessen in den letzten zwei Decennien allmählig erholt, vornehmlich infolge der Wirksamkeit des galizischen Bienenzuchtvereins. Nach der Zählung vom Jahre 1890 waren im Lande 261.047 Bienenstöcke vorhanden, wovon die überwiegende Mehrzahl auf die Bezirke östlich von Lemberg, zwischen dem linken Dnjestrufer und der Nordgrenze Galiziens entfällt. In diesen Bezirken concentrirt sich hauptsächlich der Anbau des Buchweizens. Die Bienenzucht wird vornehmlich von bäuerlichen Grundbesitzern, Lehrern und Geistlichen betrieben.

Schließlich sei noch eines Nebenzweiges der Landwirtschaft gedacht, welcher im ganzen Umfange der polnischen Länder ohne Rücksicht auf Rentabilität mit traditioneller Vorliebe gepflegt wird, der Pferdezuucht, welche in Galizien auch jetzt noch eine besondere Wichtigkeit hat. Diese Bedeutung ist aus der Geschichte zu erklären. In den weiten Ebenen des ehemaligen Polens mußte die Reiterei naturgemäß eine hervorragende Rolle spielen und sie bildete auch stets den Hauptbestandtheil der Heere. Außerdem war ja bis zur letzten Zeit der politischen Selbständigkeit jeder Adelige verpflichtet, Heerfolge zu Pferde zu leisten. Man reiste und jagte auch vorwiegend zu Pferde. Dieser allgemeine und andauernde Gebrauch des Pferdes als Reithier entwickelte die Vorliebe für die Pferdezuucht und führte andererseits zur Ausbildung jener Eigenschaften, welche an dem altpolnischen Pferde gerühmt werden, namentlich dessen vorzügliche Verwendbarkeit als Reityferd, dessen Schnelligkeit und große Ausdauer. Dazu kam noch, daß während der Kriege gegen die Türken und Tataren im XVI. und XVII. Jahrhundert eine starke Beimischung orientalischen Blutes die ursprüngliche Steppenrace veredelte. Andere Beimischungen durch Einführung von



Ferbmart in Krafau.

Pferden westlicher Racen, namentlich von spanischen und friesischen Pferden hatten eine weit geringere Bedeutung. Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts hat das polnische Pferd infolge veränderter Verhältnisse in seiner Verwendung vieles von seinen Vorzügen eingebüßt. Nichtsdestoweniger wurde dasselbe nicht nur in großen Gestüten, sondern auch auf den adeligen Gütern mit Vorliebe gezüchtet. Während der großen Kriege zu Anfang des XIX. Jahrhunderts war das von denselben verschonte Galizien der ständige Lieferant von Pferden für verschiedene Armeen, was die Pferdezuucht noch mehr aufmunterte. Diese Nachfrage nach Pferden leichtes Schlages für die Cavallerie und zu Privatgespannen ist auch bis jetzt zum großen Theile unserem Lande treu geblieben, obgleich der Typus des altpolnischen Pferdes nunmehr sich gänzlich verwischt hat und fortgesetzte Beimischungen orientalischen und englischen Blutes große Veränderungen der inländischen Pferdetyphen hervorgebracht haben.

Galizien ist reich an Pferden, wie wenige Länder in Europa, und läßt in dieser Beziehung die übrigen österreichischen Länder weit hinter sich. Die Zählung des Jahres 1890 hat 765.570 Pferde nachgewiesen, das ist 10·1 Pferde auf 100 Hektare productiver Fläche und 11·6 Pferde auf 100 Einwohner. Innerhalb dieses Pferdebestandes ist einerseits das auf den landtäflichen Gütern vorhandene Zucht- und Gebrauchsmaterial und andererseits die große Masse der bäuerlichen Pferde zu unterscheiden. Für die erstere Kategorie bestehen über hundert Gestüte mit Pferden theils orientalischer, theils englischer Abstammung; einzelne dieser Zuchtaustalten, namentlich die der Grafen Tarnowski in Dzików und Chorzelów, des Grafen Siemiński-Lewicki in Chorostków und das erst vor Kurzem aufgelöste des Grafen Julius Dzieduszycki in Sarezowce haben sich einen großen Ruf erworben. Außer den Gestüten beschäftigt sich eine große Anzahl von Grundbesitzern in bescheidenem Maße mit der Pferdezuucht. Ungeachtet jetzt die Pferdehaltung auf den mittleren Gütern gegen früher wesentlich eingeschränkt ist, bewirkt doch die traditionelle Vorliebe für diesen Wirtschaftszweig, daß dieser Zweig der Thierzuucht vielfach auch ohne Rücksicht auf Rentabilität gepflegt wird. Unter den bäuerlichen Grundbesitzern zeichnen sich als Pferdezüchter die wohlhabenderen Bauern in den Bezirken Wieliczka, Bochnia und weiter nach Osten bis nach Jaroslaw, somit in der Ebene und dem Hügellande des westlichen Galiziens aus. Dieselben liefern Armeepferde für das Inland und für die Ausfuhr. Im mittleren und östlichen Theile Galiziens werden die Pferde der bäuerlichen Besitzer allzufrüh zur Arbeit verwendet, schlecht genährt und gepflegt, verkümmern daher im Wuchse (130 bis 150 Centimeter) und in der Kraftentwicklung, sind aber sehr genügsam, ausdauernd, und unempfindlich gegen klimatische Einflüsse. Auch dieser degenerirte Schlag zeigt unverkennbare Spuren der Beimischung von orientalischem Blute. Einen besonderen Typus unter den bäuerlichen Pferden in Ostgalizien weisen die Huzulenpferde in dem südöstlichen Winkel

zwischen den Karpathen und der Bukowiner Grenze auf. Dieselben stammen von den polnischen Pferden ab, haben aber durch fortgesetzte Verwendung im Hochgebirge Eigenschaften angenommen, welche sie zu Reit- und Tragthieren in diesen Gegenden besonders geeignet machen. Sie bewegen sich mit Sicherheit auf den steilsten Pfaden und vermitteln den gesammten Verkehr außerhalb der dort seltenen Fahrstraßen. In Würdigung dieser Eigenschaften hat die Heeresverwaltung während des Krieges in Bosnien und der Herzegowina eine größere Anzahl von Huzulenpferden angekauft.

Zur Förderung der Pferdezuucht im Lande dienen die Staatshengstendepots zu Drohowyze und Olchowce und die von denselben ressortirenden Hengststationen. Vor kurzem wurde in Mleca dolna, Bezirk Wadowice, ein ärarischer Fohlenhof gegründet.

### Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei.

Der Wald und die Forstwirthschaft. — Zu Ende des vorigen Jahrhunderts gehörte Galizien noch zu den walddreichsten Ländern Europas. Es hatte wohl auch damals schon bedeutende walddlose Flächen, sogar einige Theile der westlichen Karpathen waren sehr stark abgeholzt, aber das übrige Land war im Allgemeinen reich gesegnet mit Wäldern, die vielfach noch gar nicht genutzt wurden oder in denen nur schwach gepläntert wurde, um ausgefucht schönes Werkholz zum eigenen Gebrauche oder zur Flößerei nach Danzig zu gewinnen. Große Strecken der Karpathen bedeckten Urwälder, deren Überreste in den östlichen Karpathen bis auf unsere Tage sich erhalten haben.

Der Verkauf der Nationalgüter an Private, die nur zu oft den Kaufpreis auf Rechnung des zu schlagenden Waldes erschwangen, wie auch die Theilung großer Gütercomplexe in kleinere, gaben den ersten Anstoß zur rascheren Abnahme unserer Wälder. Unbedachte Rodungen und besonders eine übermäßige Waldnutzung bei fast alldem Mangel wirklicher Forstmänner beförderten die Entwaldung, welche sich rapid steigerte, als die erleichterten Verkehrsverhältnisse den Absatz in größere Entfernungen nicht nur auf Wasser-, sondern auch auf Landwegen ermöglichten.

Als das Forstgesetz vom 3. December 1852 erlassen wurde, waren schon große Flächen Galiziens entwaldet. In der westlichen Niederung breiteten sich ausgedehnte Fluglandflächen aus, die an sich steril, bei ihrer Beweglichkeit eine wachsende Gefahr für die benachbarten Wiesen und Acker wurden. Im Hügellande und in Podolien traten an die Stelle ehemaliger Wälder meilenbreite, oft fruchtbare, oft aber auch geringe Acker, in Vorbergen aber entstanden, besonders auf strengeren Bodenarten, ausgedehnte noch gegenwärtig mit tausenden moosbewachsenen Mantwurfshügeln bedeckte schlechte Weiden. Das Gebirge wurde auch immer kahler, große Berglehnen wurden nach der

Entwaldung als magere Hafer- oder Kartoffelfelder bebaut oder verwandelten sich in armfelige, mit verbissenen Wachholdersträuchern bewachsene Weiden; die früher regelmäßig fließenden Bäche wurden zu Wildbächen, welche die dem Gebirge entströmenden Flüsse derartig verschottern und versanden, daß nach jedem etwas länger dauernden ausgiebigeren Gebirgsregen die Wasser aus den Flußbetten heranstreten und durch Überschwemmungen fast alljährlich ungeheuren Schaden anrichten.

Seit dem Erlasse des Forstgesetzes, dessen Bestimmungen lange Zeit sehr gelinde angewendet und durchgeführt wurden, ist die Entwaldung etwas eingeschränkt, jedoch nicht aufgehoben, indem Gesuche um die Erlaubniß zur Umwandlung des Waldbodens in Ackerland nur zu oft eingereicht und ungeachtet der jetzt strengeren Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften doch nicht immer abweisend erledigt werden können, namentlich wenn dieselben aus noch sehr waldbreichen Gegenden einlangen und keine gewichtigen Gründe gegen die Erlaubniß sprechen. Die Einsicht, daß der Wald als Factor der allgemeinen Wohlfahrt und sogar als sichere Kapitalanlage geschont werden soll, bricht sich wohl in gebildeten Kreisen allmählich Bahn. Manche Waldbesitzer würden dieser Ansicht auch unbedingt huldigen, wenn sich nur die allgemeinen ökonomischen Verhältnisse besserten; gegenwärtig aber muß der Wald sehr oft aus der Noth helfen und fällt in die Hände von Industriellen, für welche die Zukunft des Waldes wie auch die Rücksichten auf das allgemeine Wohl Nebensache, der augenblickliche Nutzen der alleinige Zweck ist.

Der drohenden Entwaldung wird in den letzten Jahren einigermaßen entgegen gearbeitet. Große Flugandflächen sind mit Kiefern bewaldet, durch Viehweide oder durch unerlaubte Rodungen zerstörte Waldungen werden zwangsweise wieder aufgeforstet und besonders die Gemeindewälder, welche ohne das Einschreiten der Regierung sehr rasch verschwinden würden, werden amtlich beaufsichtigt und ihre Nutzung controlirt. Ein für die Zukunft der galizischen Wälder günstiges Zeichen ist auch die steigende Nachfrage nach gebildeten Forstleuten und eine wenn auch noch schwache Tendenz, die Wälder des mittleren Großgrundbesitzes schonend und nachhaltig zu bewirtschaften. Die vom Landes-Ausschusse im Jahre 1874 errichtete Landeslehranstalt für Forstwirtschaft in Lemberg erfreut sich auch einer steigenden Frequenz.

Ungeachtet dessen, daß die Wälder nicht geschont, theilweise sogar leichtsinnig verwüftet oder in Ackerland umgewandelt wurden, besitzt das Land noch einen sehr bedeutenden, an vielen Orten sogar noch sehr werthvollen Waldbestand. Nach den neuesten statistischen Erhebungen des k. k. Landes-Forstinspectorates im Jahre 1894 sollen in Galizien 1,954.074·20 Hektar wirklich bewaldet sein (nach amtlichen statistischen Tabellen in den letzten Jahren 2,014.922 Hektar). Die angegebene Waldfläche wird vielleicht nicht ganz genau der Wirklichkeit entsprechen, indem viele Waldparzellen wohl nicht mehr

bewaldet sind, obwohl dieselben noch als Wald angegeben werden; wenn man aber die nicht unbedeutende, von amtswegen eingeleitete, von Privaten und von Gemeinden stetig fortgeführte Bewaldung der Flugsandflächen, wie auch viele Wiederbewaldungen und Aufforstungen aufgelassener Äcker berücksichtigt, so wird die vorgenannte Ziffer wohl nicht weit von der Wirklichkeit abweichen.

Die größere Hälfte des Waldbestandes bilden theils reine, theils mit einem geringen Procent Laubholz durchsetzte Nadelwälder, namentlich im Gebirge und in der sarmatischen Niederung; die Vorberge, das Hügelland wie auch Podolien (letzteres ausschließlich) nehmen die Laubwälder ein, die wenigstens zur Hälfte als Niederwald genutzt werden.

Wenn man die vorgenannte Waldfläche als bestehend annimmt, so gehört Galizien zu den absolut walddreichsten Kronländern Oesterreichs, relativ aber ist es bei seiner 7,850.173 Hektar betragenden Gesamtfläche das walddärmste, indem es mit seinen 24.88 Procent Waldfläche (abgesehen von dem wirklichen Werthe) nicht einmal mit Dalmatien concurriren kann.

Die Vertheilung des Waldes in Galizien ist ziemlich ungleichmäßig; denn sogar in den Karpathen, die weitaus walddreicher sind als das übrige Land, ist das östliche Ende vorwiegend Wald (Gebirgsantheile der Bezirke Kosów, Nadwórna, Dolina, Skaszy, Strzy, Lisko), die Mitte hat sehr zerstreute Wälder, und erst gegen das westliche Ende der galizischen Karpathenkette treten wieder die Wälder in den Vordergrund (in den Bezirken Nowyśc, Nowyścarg und Żywiec). Noch auffallender ist die ungleichmäßige Vertheilung des Waldes im Hügel- und Flachlande mit Einschluß Podoliens, der sich hier längs der Karpathen und seiner Vorberge von Westen nach Osten und dann nach Südosten lang hingestreckt hinzieht. Der westliche Theil mit größtentheils trockenen Sandböden hat nur einige auffallend stärker bewaldete Bezirke (Chrzanów, Myślenice, Wochnia), dann folgen walddarme Gegenden bis in die Nähe des Sanflusses, wo wiederum große Wald-complexe auftreten und sich bis zur nordöstlichen Landesgrenze fortsetzen (in den Bezirken Tarnobrzeg, Miśko, Gieszanów, Nawa, Sokal, Kamionka, Brody, theilweise Żółkiew und Łoców). An diese anlehnend zieht sich wieder ein walddigerer Streifen von Lemberg nach Südosten (in den Bezirken Lemberg, Bóbrka, Przemyślany, theilweise nur Brzeczany, Podhajce, Buczacz) als Grenze gegen Podolien, wo die Wälder nur gruppenweise zerstreut auftreten (in den Bezirken Borszczów, Czortków, Trembowla, Husiatyn), indem ein großer Theil Podoliens und ein Theil Pokutiens ganz walddlos ist (Bezirk Horodenska und der größere Theil der Bezirke Brzeczany, Podhajce, Trembowla, Tarnopol, Skalat) und vor etwa 30 Jahren größtentheils noch eine echte, uncultivirte Steppe mit einer eigenthümlichen Gras- und Staudenflora war, die leider im Verschwinden begriffen ist.

Die Waldflora Galiziens ist im Wesentlichen von der mitteleuropäischen nicht verschieden, in der nur wenige Holzgewächse fehlen, wie z. B. von Hauptholzarten die Schwarzföhre und die Lärche, welche beide aber, besonders die Lärche, sehr oft künstlich eingeführt sind. Von Nadelhölzern sind die Kiefer, die Fichte und die Weißtanne herrschend.

Die Kiefer, ein Baum der Niederungen, bedeckt ausgedehnte Flächen auf sandigen und lehmig-sandigen, manchmal sehr trockenen, sehr oft aber auch feuchten, sogar nassen und moorigen Böden. Die Fichte und Tanne (Weiß- oder Edeltanne) sind eigentlich Gebirgsbewohner, die meistens miteinander gemischt, oft rein und nicht selten mit Buchen durchsetzt, im Gebirge große Wälder bilden. Nur ausnahmsweise verirren sich diese beiden Gebirgsbäume in die Niederungen. Die Zirbelkiefer, ein Hochgebirgsbaum, war früher häufiger, ist aber auch jetzt noch in den östlichen Karpathen nicht gar so selten. Sehr selten aber sind Taxusbäume, indem diese jetzt beinahe ausgerottete und doch so schöne Holzart meistens nur strauchartig vorkommt.

Von strauchartigen Nadelhölzern ist der gemeine Wachholder am häufigsten im Gebirge, weniger häufig in der sandigen Niederung; der Alpenwachholder (*Juniperus nana*) kommt nur im felsigen Hochgebirge (Czarnohora, Gorgany, Tatra) und nicht häufig vor, wo er mit der Krummholzkiefer (*Pinus pumilio*) die Grenze des Holzwachses bezeichnet. Nur in dem Pieninengebirge wächst der Sävenstrauch (*J. sabina*).

Zahlreicher sind die Laubholzarten. Auf kalkhaltigen Hügelzügen (Pieniaki, Dżanica, Bryńce), wie auch im Gebirge herrscht oft als reiner Bestand die Buche, auf lehmhaltigen tiefen und fruchtbaren Bodenarten die Stieleiche, welche aber auch auf sehr sandigen Böden mit der Kiefer vorkommt. Auf schweren Lehmböden, besonders im Südosten, waren seit jeher reine Bestände der Weißbuche, welche in letzter Zeit sogar an Ausdehnung gewinnt, indem viele zu licht gehaltene Eichenbesamungsschläge von der Weißbuche beinahe ausschließlich eingenommen werden. Auf feuchten und nassen Niederungen herrscht die Schwarzerle.

Ausnahmsweise bestandbildend kommt die Birke (*Betula pubescens* und *B. verrucosa*), die Esche und der Bergahorn vor; noch seltener die kleinblättrige Linde und die Traubeneiche. Mehr untergeordnet, aber doch als den Mischwald bildend sind beachtenswerth: die Ulmen und Rüstern, der Spigahorn, die Kirsche, die Eberesche, seltener und baumartig nur in Podolien der Feldahorn und die spitzblättrige Esche (*Fraxinus oxyphylla*). Überall verbreitet ist die Aspe.

Sehr zahlreich sind die Weidenarten, welche mit der Schwarz- und Silberpappel in Niederungen längs der Bäche und Flüsse wachsen.

Von Großsträucher ist auf besseren Bodenarten am häufigsten der Haselstrauch, dem sich sehr oft das Pulverholz, der gemeine Hornstrauch (*Cornus sanguinea*), die Traubenkirsche,

der Spindelbaum anschließen. Im Hochgebirge ist die Grünerle (*Alnus viridis*) sehr verbreitet; ihre eintönigen Gebüsche sind nicht selten durch die prächtig rothen Beeren des Traubenholunders erhellt. Die Zwergsträucher sind durch die Heidel- und Preiselbeeren vertreten, der Sumpfsporst ist ein nicht seltenes Unkraut in moorigen Kieferwäldern, wo auch manchmal *Andromeda polifolia* vorkommt. Zu den seltenen Erscheinungen gehört der schmalblättrige Seidelbast (*Daphne cneorum*).

Die krautartige Waldflora Galiziens ist besonders in den östlichen Gebirgs- und Niederungswäldern sehr mannigfaltig und oft von überraschender Üppigkeit, welche Eigenschaft den Viehzüchtern sehr erwünscht ist, aber dem Forstmanne oft schwere Sorgen bei der Verjüngung abgetriebener Schläge verursacht.

Wenn man von den ungünstigsten Standortverhältnissen, die nicht häufig vorkommen, absieht, so gehören die Wälder Galiziens im großen Ganzen zu den wuchsfähigsten der Monarchie, indem der jährliche Durchschnittszuwachs per Hektar auf 3.59 Kubikmeter berechnet wird; in einigen östlichen Bezirken erreicht derselbe über fünf Kubikmeter per Hektar. Auf die Zuwachsverhältnisse wirken meist zwei Factoren ein: der Boden und das Klima. Der Boden ist oft von ausgezeichnete Qualität und das Klima begünstigt den Waldwuchs.

Pflanzengeographisch gehören die Wälder Galiziens zwei botanischen Gebieten an: dem baltischen und dem pontischen.

Das baltische Gebiet nimmt den größten Theil des Landes ein, indem nicht nur das ganze Gebirge mit den Vorbergen, sondern auch der weitaus größte Theil des Hügel- und Flachlandes hierher gehört. Die klimatischen Verhältnisse dieses Florenreiches begünstigen in hohem Grade die Entwicklung der Wälder, welche auch meistens ausgezeichnetes Gebrauchsholz liefern. Als östliche Grenze des baltischen Gebietes in Galizien kann man eine über Sniatyn, Kolomea, Tlumacz, Podhajce, Zloczów, Zalozce, Podkamieć (Brody) gezogene Linie annehmen, die anderen Grenzen fallen mit den Landesgrenzen zusammen. Dieses weite Gebiet theilt sich ganz natürlich wieder in zwei wesentlich verschiedene Gaue ein: in den karpathischen und den sarmatischen, von denen der erste das Gebirge mit den Vorbergen, der zweite das Flachland und theilweise das Hügelland einnimmt. Die Grenze zwischen diesen Gauen einerseits und dem pontischen Gebiete andererseits nimmt eine eigene Übergangszone ein, in welcher die Wälder nicht nur aus den verschiedenen, oft reine Bestände bildenden Laubhölzern zusammengesetzt sind, sondern in denen oft auch Nadelhölzer mehr oder weniger reichlich eingesprengt sind.

Im karpathischen Walde herrscht in höheren Lagen die Fichte und die Tanne, zu denen sich sehr oft die Buche gesellt. Diese Holzarten bilden seltener reine Bestände, öfter aber sind dieselben in verschiedenen Mischungsverhältnissen miteinander gemengt;

am häufigsten ist die Mischung der Fichte und Tanne. In Hochlagen der östlichen Karpathen tritt die Zirbelkiefer, und zwar manchmal, wiewohl selten in reinen Beständen (f. k. Domäne Zasieli gegen 300 Hektar) auf, größtentheils, aber wächst dieselbe gruppenweise oder vereinzelt, und steigt mit der hier schon krüppelig wachsenden Buche und der Grünerle fast bis in die Höhe der Krummholzregion. Die Wälder entwickeln sich sehr kräftig und liefern auch ein gutes, auf höheren, das Wachstum mäßigenden Lagen sogar ausgezeichnetes Werkholz (Resonanzholz). Reichliche Samenjahre sind nicht selten, und wo die Forstantrücker, besonders die Himbeere nicht überhand genommen haben oder die Viehweide nicht übermäßig ausgeübt wird, ist die Ansammlang meistens sehr reichlich, der Nachwuchs rasch und gut geschlossen, das Altholz gesund. Insectenschäden sind nicht häufig, vielleicht seltener, als in anderen mitteleuropäischen Gebirgswäldern.

In den östlichen, beinahe ausschließlich mit Wäldern und Forsten bedeckten Karpathen, tief im Gebirge (Ludwikówka, Mizun, Worochta) findet man noch echte Urwälder, welche ihre Unzugänglichkeit und besonders das Fehlen geeigneter wilder Flößwässer vor den Angriffen des Menschen schützte und bis auf unsere Tage bewahrte. Durch Wälder, die schon mehr oder weniger forstmäßig genutzt wurden, gelangt man allmählig in eine Wildniß, die wirklich ergreifend ist. Den Boden, auf dem uralte geborstene Stämme lang hingestreckt oder oft haushoch übereinander gethürmt morschen, bildet vorwiegend eine tiefe, halbzerfetzte, mit dicken Moosspolstern belegte Humusschicht, aus der häufig größere Steinblöcke oder Felsen hervorragen, unter denen nicht selten eine Quelle hervorrieselt, deren Wasser nach kurzem Laufe im Gerölle und in moorigen, mit Straußfarn und sprossendem Bärlapp dicht bewachsenen Schichten verschwindet, um weiter unten desto reichlicher hervorzubrechen. Der Kronenschluß ist im Urwalde meistens sehr unvollkommen; denn über dem Gewirre von morschen Stamm- und Aststücken, Steinblöcken, Farnkräutern, Himbeeren und Nachwüchsen verschiedensten Alters erheben sich kerzengerade zu schwindelnder Höhe vereinzelt oder gruppenweise gewachsene Fichten und Tannen, gelegentlich auch Buchen, auf deren unförmlich dicken, knorrigen Stämmen nicht selten ungeheuerliche Zunderschwämme (*Polyporus fomentarius*) wuchern. Von alten Ästen senken sich lange, bleichgrüne, oft silberig schimmernde Bartflechten (*Usnea barbata*). Der gewöhnlich sehr ungleichartige und beinahe undurchdringliche dichte Nachwuchs bildet sich manchmal zu größeren und kleineren, beinahe gleichalterigen Horsten aus, namentlich an Stellen, wo größere Windbrüche oder eine andere Ursache eine mehr gleichzeitige Ansaat ermöglichte. Solche größere Horste sind aber Ausnahmen; denn der Urwald zeigt meistens die höchste Unregelmäßigkeit, welche noch dadurch gesteigert wird, daß der Anflug nicht nur auf dem Boden, sondern auch auf bemoosten Steinblöcken und auf dem absterbenden und todten Holze erfolgt. Oft sieht man meterhohe und höhere Baumstümpfe



Urwaldpartie aus den Marpathen.

mit angeflogenen, lustig wachsenden jungen Fichten geziert, nicht selten sind es aber auch schon ältere, auf solchen lustigen Standorten angeflogene Fichten, welche ihre Wurzeln längs der den Baumstumpf umhüllenden Moosschicht zur Erde sandten, anwurzelten und, sich kräftig entwickelnd, mit der Zeit, wenn ihre Stütze morsch auseinander fällt, auf hohen Stelzenwurzeln stehen werden. Aderwärts sieht man wieder Tannen, die im jungen Alter schief gedrückt, beinahe dem Boden aufliegend, mit dem Wipfel bogig aufstreiben oder längs des Stammes Adventivknospen gebildet haben, aus denen eine Reihe secundärer Stämmchen entstand. Wieder wo anders haben bis auf den Boden herabgebengte, mit immer feuchtem, von Preisel- oder Heidelbeeren durchwuchertem Moose halbbedeckte Fichtenäste Adventivwurzeln getrieben, mit denen an den Boden angeklammert dieselben dann förmliche Fallas bilden für Denjenigen, der das mühevollen Wandern, eigentlich Klettern, durch einen karpathischen Urwald gewagt hat; oft sind große Waldparzellen absolut unpassierbar.

Sehenswerth ist ein solcher Urwald, aber sein Werth als Nutzwald ist sehr gering, und darum schwindet er und muß endlich den regelmäßig bewirthschafteten Forsten weichen, die in den Karpathen auch immer mehr an Ausdehnung gewinnen, obwohl die karpathischen Wälder im Allgemeinen eine immer kleinere Fläche einnehmen. Wenn man die neuerdings durch den Zukauf der Herrschaft Madworna vergrößerten k. k. Domänen, einige Fondsgüter und einige wenige Großgrundbesitze ausnimmt, so ist die Bewirthschaftung, eigentlich die Nutzung der meisten karpathischen Wälder derartig, daß alljährlich die Waldfläche verringert und die Gebirge immer wüster und unproductiver werden.

In der Übergangszone, welche vorwiegend hügelig ist, sondern sich aus dem Gemische beinahe aller in unseren Wäldern wild vorkommender Baumarten oft reine Bestände aus, welche nicht nur durch die Holzart, sondern auch theilweise durch die krautartige Flora an einen der angrenzenden Pflanzengäue erinnern. So findet man in der Nähe von Lemberg mitten in der Übergangszone Kiefernwälder, welche den nicht sehr entfernten trockeneren Wäldern des jarmatischen Ganes ähnlich sind. Bei Pieniaki (im Brodyer Bezirk) aber, viele Meilen weit von den Karpathen, sind ausgedehnte Buchenwälder, welche an den karpathischen Wald um so mehr erinnern, als in ihnen die Eiche nicht nur vorkommt, sondern manchmal sogar auf Besamungsschlagen vorherrschend wird. Hart daneben (in Zakoze) sind ausgedehnte Eichenwälder, welche ausgeprägt podolisch sind und als Grenzwälder angesehen werden können; auch in anderen Gegenden der Übergangszone sind Eichenwälder, die sehr an den podolischen Wald erinnern. Die Wälder der Übergangszone sind in ihrer ganzen Ausdehnung vorwiegend Laubwälder, indem nur bei besonderen Bodenverhältnissen Nadelhölzer natürlich eingeprengt oder vorwiegend, beinahe als reiner Bestand, vorkommen. Die Qualität der Nadelhölzer ist

geringer als in ihren eigenthümlichen Verbreitungsbezirken, dagegen ist das Holz der Laubholzarten meistens ausgezeichnet.

Der Kiefernwald mit seinen verschiedenen Abänderungen kennzeichnet den sarmatischen Gau, welcher in Galizien die große, von unbedeutenden Hügeln kaum unterbrochene, von der Westgrenze des Landes bis zu dessen Ostgrenze reichende Niederung einnimmt. Diese durch den Sanfluß in eine größere westliche und in eine kleinere östliche Hälfte getheilte Niederung war vor Jahrhunderten in ihrer westlichen Hälfte bis an den San größtentheils eine riesige Wildniß (*puszcza sandomierska*), deren noch wildere, durch unwegsame Sümpfe am Bug und Styr unterbrochene Fortsetzung sich weit nach Osten hinzog; die jetzigen Wälder bei Niepolomice, Radłów, Rozwadów, Miśko, Kamionka, Lopatyn, Brody sind nur Reste der ehemaligen Waldwildnisse. Eine über Krakau, Bochnia, Tarnów, Rzeszów, Jarosław, Zaworów, Kreczów, Kraśne und Brody gezogene Linie kann als wirkliche Grenze des sarmatischen Gaues angenommen werden. Längs dieser Grenze in sehr wechselnder Breite zieht sich die oben genannte Übergangszone, wobei zu bemerken ist, daß den von Podolien scheidenden, nordöstlich gewendeten Theil derselben vorwiegend ziemlich hohe und breite Hügelzüge bilden, welche zugleich die europäische Wasserscheide bezeichnen.

Große Flächen dieses sarmatischen Gaues, besonders der ehemaligen Sandomirer Wildniß sind beinahe entwaldet (im Bezirke Krakau, Wieliczka, Dąbrowa, Mielec, Ropczyce, Pilzno, Rzeszów) und theilweise in Flugsandflächen umgewandelt, einige Gegenden aber sind noch sehr waldbreich (in den Bezirken Chrzanów, Tarnobrzeg, Miśko, Rawa, Sokal, Kamionka, Brody), obwohl der Wald unter dem Einflusse verschiedener Verhältnisse verschieden geartet und von sehr ungleicher Beschaffenheit ist. Bestimmend ist hier die Bodenbeschaffenheit. Trockene, manchmal sehr sterile, oft aber auch nasse sogar zeitweise überfluthete und dann moorige Sandböden nehmen den größten Theil dieses Gaues ein; ein kleiner Theil hat lehmig-sandigen Boden, die unbedeutenden Erhebungen des Bodens, die selten zu ausgeprägten Hügeln anschwellen, sind entweder Moränengebilde im Westen, oder im Osten Überbleibsel tertiärer Formationen.

Dieser Bodenbeschaffenheit entsprechend ist in hiesigen Wäldern die Kiefer vorherrschend, Eiche, Schwarzerle, Birke, Esche, Ulme manchmal eingesprengt, die beiden ersten aber manchmal vorwiegend oder sogar rein, wenn die Art des Bodens und dessen physikalische Eigenschaften der Entwicklung einer dieser Holzarten günstig sind. Selten verirrt sich in diese Niederung die Fichte und die Tanne; ausnahmsweise findet man die erstere z. B. in Bdzary bei Tarnow, die zweite auf den Moränenhügeln bei Kamien (Bezirk Miśko).

Sehr dürrig ist der Kiefernwald auf trockenen Sandböden, auch wenn das Streu rechnen nicht ausgeübt wurde, denn die lichten Kronen der von Insectenraupen oft

heimgejudchten Bäume beschatten den mit filzartig verwebten lichtbraunen Nadeln bedeckten Boden nur wenig, und ungeachtet dessen sieht man zwischen den schwächtigen, ob schon oft längst im haubaren Alter stehenden Stämmen nur selten etwas Grünes; Vorwüchse sind äußerst selten und sogar die bleichgrünen, runden Rissen des Weißmooses (*Leucobryum glaucum*) sind nicht häufig. Sehr oft lichtet sich der Wald noch stärker, den sich hebenden, schütter mit Nadeln bestreuten Boden betreten blänliche Kennthierflechten, die Kiefern werden immer krüppelhafter, um endlich auf einer vom Walde umschlossenen Sanddüne zu wirklichen Krüppeln einzuschrunpfen, die vereinzelt nicht einmal so viel Nadeln schütten können, um den überall hervorblickenden bleichen Sand zu festigen. Der umgebende Wald sollte hier nur schwach gepläntert werden, denn mit jeder größeren Entblößung des Bodens ist die Gefahr der Entstehung von Flugsandflächen verbunden.

Ansprechender gestaltet sich der Kiefernwald auf etwas fruchtbaren, wenn auch armen sandigen Standorten. Die Bäume sind wuchskräftiger, die Kronen dichter benadelt und in Folge dessen ist der stärker beschattete Boden größtentheils mit einer grünen Moosschicht bedeckt, manchmal dicht bewachsen mit Heidelbeeren oder, wo der Kronenschluß schwächer ist, mit Preiselbeeren, zu denen sich nicht selten eine Wintergrünart (*Pirola*, *Chimophila*) gesellt; noch lichtere Stellen nimmt oft die Besenhaide ein. In haubaren Beständen sind horstweise Vorwüchse recht häufig, und nicht selten zeigen sich Wachholderbüsche oder, was noch häufiger vorkommt, förmliche Eichenanflüge, aus denen sich bei geeigneter Pflege Eichenbestände, wie solche dort auch vorkommen, ansbilden ließen, was aber gewöhnlich unterlassen wird, indem das Holz der hiesigen Eichen minderwerthiger als das Kiefernholz ist. Die Samenjahre der Kiefern sind hier aber nicht sehr regelmäßig und manchmal ist der nicht genügend dichte natürliche Anflug in Gefahr, durch Besenhaide oder andere Unkräuter unterdrückt zu werden; mit einiger Hilfe oder künstlich angeeet schließt er sich aber leicht zu guten, rasch heranzwachsenden Jungholzern.

Ganz anders ist der Wald in der östlich vom San gelegenen Niederung. Auf lehmig-sandigem, welligem Terrain entwickelt er sich wuchskräftiger und wird noch mannigfaltiger, wenn die niedrigsten Stellen feucht und moorig werden, oder wenn durch den ebenen Waldgrund ein träger Wasserlauf schleicht, welcher, stellenweise den Boden vollständig durchtränkend, torfige Brüche bildet, die im Frühjahr oder in nassen Sommern ganz überfluthet sind. In trockeneren Stellen bildet hier die Kiefer manchmal herrliche reine Bestände, in denen man nicht selten noch einzelne riesige, wiewohl fehlerhaft gewachsene oder vom Blitze beschädigte Kiefern findet. Diese altersgrauen, aber oft noch kräftigen Bäume sind Überbleibsel derjenigen Wälder, welche das früher berühmte polnische Kiefernholz für Danzig lieferten. Das reichliche Auftreten ganz junger Eichen unter alten Kiefern ist auch auf dem hiesigen lehmig-sandigen Boden keine zu seltene

Erfcheinung, die um so auffallender wirkt, wenn weithin nichts als Nadelwald zu sehen ist. In nicht zu stark geschlossenen, auf mehr sandigem Boden erwachsenen Beständen, oft an sanften Hügelabhängen tritt als große Zierde des im Ganzen einförmigen Kiefernwaldes der rosmarinblättrige Seidelbast (*Daphne cneorum*) auf, dessen tiefrothe Blumen einen betäubenden Wohlgeruch aushauchen. An fruchtbaren Stellen ist die Kiefer mehr oder weniger mit Eschen, Ulmen und besonders mit Schwarzerlen durchsetzt, von denen die letztere an moorigen, aber von rinnenden Bächen durchtränkten Stellen gewöhnlich ganz in den Vordergrund tritt und dann, wenn auch nicht große doch reine, meist aus geraden, hochschäftigen Bäumen zusammengesetzte Bestände bildet. Im sumpfigen Kiefernwalde wächst oft der Sumpfporst (*Ledum palustre*), dessen düster grünes Gezweige manchmal die rosenrothen Sternchen der nicht häufigen poleiblättrigen Andromede erhellen. Den Wald unterbricht manchmal eine schwarze, mit Schilf, Moorweiden und hohen Binsen eingefasste, den Himmel und die nächsten Bäume wunderbar spiegelnde Wasserfläche oder eine Lichtung, deren schwankenden Boden verrätherisch ein mit Sonnenthan (*Drosera*) und Moosbeeren gezielter Torfmoossteppich deckt; seltener sind trockene, mit Besenhaide bewachsene oder nackte sandige Bodenerhebungen.

Den bisher beschriebenen Waldformen ganz unähnlich ist der podolische Wald, der sich unter ganz anderen Standortverhältnissen entwickelt hat.

Die podolische Hochebene, der auch ein großer Antheil Pokutiens vollkommen ähnlich ist, hat einen zwar lehmigen (oft Löß) und fruchtbaren, aber meistentheils auf durchlassenden tertiären Schichten lagernden Boden. Dieselbe gehört dem pontischen Gebiete an und hat demgemäß ein Steppenklima, das aber, weil diese Hochebene in Galizien zwischen den sehr waldbreichen karpatischen und noch waldbigeren karpathischen Gau eingeschoben ist, merklich gemildert erscheint. Ungeachtet dieser Milderung des Steppenklimas sind nur die nördlichen und westlichen Ränder wie auch einige wenige hügeligen Striche (die sogenannten Miodoboryberge, dann bei Trembowla, Czortkew, Ulaszkowce, Skala) stärker bewaldet, das übrige Land, besonders die große mittlere Ebene ist aber waldblos und war auch vor etwa 30 Jahren größtentheils noch wirkliches, mit einer eigenthümlichen Flora ausgestattetes Steppenland (Pantalicha-Steppe, Płosko bei Rozowa u. a.).

Eine Eigenthümlichkeit aller podolischen und pokutischen Wälder ist der absolute Mangel spontan erwachsener Nadelhölzer und immergrüner Sträucher. Die in den anderen Gebieten so häufige Besenhaide, die Preisel- und Moosbeere fehlen hier gänzlich und nur der (auch nicht häufige) Ephen vertritt hier die immergrünen Gehölze. Sogar Farrenkräuter (außer dem Adlerfarren) und Moose sind nicht häufig. Die Wälder sind hier, wo die Nadelhölzer nicht künstlich eingeführt wurden, Laubwälder, die theils als Hoch, theils als Niederrwälder bewirthschaftet werden.

Herrschend ist die Stieleiche, indem sie nicht nur ausgedehnte reine Bestände bildet, welche meistens ausgezeichnetes Eichenholz liefern, sondern beinahe in jedem gemischten Wald spärlicher oder reicher vertreten ist. Neben der Stieleiche ist am verbreitetsten die Weißbuche, welche auch reine Bestände bildet, überall vorkommt und, was schlimmer ist, immer mehr vorwaltet, indem überall, wo zu lichte Verjüngungsschläge in Eichenwäldern durchgeführt wurden, die Eiche von der Weißbuche stark verdrängt wird, und in Niederwäldern vielfach auch ganz verdrängt wurde. Die Buche kommt nur untergeordnet und nur in den Randwäldern als Bestand vor. In den gemischten Wäldern kommen vor: glattblättrige Ulmen, gewöhnliche Eschen (die scharfblättrige in den Miodobory am Zbrucz), Feld- und Spitzahorn, Kirschen u. s. w. Überall aber begegnet die Aspe, die zwar mit ihren Wurzelstöcklingen in Holzschlägen oft lästig wird, aber, aus Samen entstanden, langschäftige, gerade Stämme bildet, welche zu Bauzwecken statt des Nadelholzes Verwendung finden.

Der echte, typische podolische Wald ist der Eichenwald, der lange ins Frühjahr, wenn schon alles grünt und sproßt, noch mit seinen blattlosen Kronen an den Winter erinnert. Sehr oft bildet er dichtgeschlossene, aus geraden, langschäftigen Bäumen gebildete Bestände, in deren dichtem Schatten beinahe kein Unterwuchs fortkommen kann und nur vereinzelte halbunterdrückte Haselsträucher oder schwächliche Nesseln an die Möglichkeit eines solchen erinnern. Wo die Eichen mit anderen Holzarten gemengt sind oder wo der Kronenschluß überhaupt unterbrochen ist, dort siedelt sich auf dem meistens fruchtbaren Boden ein starker und mannigfaltiger Unterwuchs aus Sträuchern und großen Stauden, welche letzteren besonders an Waldrändern oder auf Waldblößen oft durch ihre Größe (*Senecio nemoralis*, *Cimicifuga foetida*, einige Umbelliferen) oder durch ihren Blumenreichtum (*Adenophora*, *Aconitum*, *Solidago*, *Dictamnus*, *Campanula*, *Centaurea* und andere) auffallen. In der Nähe des Dniester findet man unter den Sträuchern oft die Cornelskirche, die Heddenkirche (*Lonicera xylosteum*) und auch nicht selten den tatarischen, hier strauchartig wachsenden Ahorn (*Acer tataricum*), der besonders gegen die Wald-ränder die Stelle des Haselstrauches vertritt. Hier findet man auch manche seltene Pflanze, wie den röstlichen Nießwurz (*Helleborus purpurascens*) und viele andere.

Geschlossene Eichenwälder gehen manchmal durch vollständige Unterbrechung des Kronenschlusses in die sogenannten Dgbrowy (Eichenhaine) über. Alte, breitkronige, kurzschäftige, manchmal halbtodte, angebrannte oder abenteuerlich knorrige Eichen sind dann über eine wiesenartige Fläche zerstreut, welche meistens im Vorjommer gemäht, ausgezeichnetes Heu liefert, im Nachjommer aber als Weide benutzt wird.

Eine Podolien eigenthümliche Gehölzbildung sind die Gestrüppe, welche kaum als Waldbildungen angesehen werden können und doch verdienen, beim Walde erwähnt zu werden. Diese Gestrüppe, nur theilweise aus Bäumen, hauptsächlich aus Sträuchern und

zu Sträuchern verkrüppelten Holzarten gebildet, überziehen und festigen oft die steilsten felsigen Lehnen des tief eingeschnittenen, schmalen Flußthales des Dniester und der in ihn einmündenden podolischen Flüsse (Strypa, Sereth, Mizkawa, Zbrucz). Hier ist die Heimat einiger, in anderen Gegenden Galziens gar nicht oder selten vorkommender Sträucher, wie z. B. des vollblättrigen Schneeballs, der Zwergfirsche (*Prunus Chamaecerasus*), der Eisbeere (*Torminaria torminalis*), des bleichblütigen Gaisklee (*Cytisus leucanthus*), der orientalischen Quittenmispel (*Cotoneaster orientalis* A. K.), zahlreicher



Brettjäge zu Zawoja.

Rosen, Brombeeren und dazu vieler osteuropäischer Stauden. Diese Gestrüppe haben wohl eine an sich selbst nur geringe Bedeutung für die Forstwirtschaft, höchstens daß dieselben oft ausgezeichnete Fuchsbereiche sind und daß aus denselben mittelmäßige Nuthen zu Flechtzäunen bezogen werden können — aber an weniger steilen Orten bilden sich aus denselben manchmal sogar Hochwälder, die, mehr oder weniger weit auf die angrenzende Hochebene übergreifend, als Nuth- und besonders als Schutzwälder nicht ohne Bedeutung sind. Botanisch sind dieselben jedenfalls sehr interessant.

Wie aus der vorstehenden, in allgemeinen Umrissen gegebenen Schilderung zu ersehen ist, besitzt Galizien zwar noch viele, aber sehr ungleichmäßig vertheilte und in noch

höherem Grade ungleichwerthige Wälder, deren Erhaltung aber aus klimatischen und volkswirtschaftlichen Rücksichten sehr wichtig ist. Das ist aber keine leichte Aufgabe. Noch vor wenigen Jahren widersetzten sich viele Landgemeinden hartnäckig, oft gewalthätig der Ablösung von Waldservituten und der Einführung einer schonenderen Behandlung ihrer Wälder; sogar Aufforstungen von Flugsandflächen wurden anfänglich in vielen Gegenden zwangsweise durchgeführt; auf halbwegs besseren Bodenarten aber ist noch jetzt der Kampf zwischen der Land- und Forstwirtschaft sehr lebhaft und wird leider nur zu oft zu Ungunsten des Waldes entschieden.

Die Holznutzung ist in Galizien im Allgemeinen übermäßig, was für einige waldbreiche Gegenden damit begründet wird, daß das stockende Holz theils schon überständig ist, theils in kurzer Zeit überständig sein wird. Aber für viele Gegenden ist diese Begründung unzulässig, indem kaum ins haubare Alter eintretende, oft viel jüngere Bestände hingeopfert werden. In einigen wenigen Gegenden und bei sorgfältiger künstlicher Verjüngung kann ein solches Verfahren finanziell gerechtfertigt werden, nicht aber in der Mehrzahl der Fälle, wo die Besitzer des geschlagenen Waldes die Verjüngung desselben dem Zufalle überlassen oder dieselbe oft absichtlich vernachlässigen, um den Waldboden erst als Viehweide, dann unbemerkt als Acker zu benutzen.

Außer solchen und ähnlichen, leider noch sehr zahlreichen Mißwirtschaften, die in einem immerwährenden Kriege mit dem Landesforstinspectorate stehen, hat Galizien glücklicherweise noch sehr viele Wälder, deren Bestehen wenigstens auf viele Jahre gesichert erscheint. Außer den k. k. Domänengütern, in denen nach Zukauf der Herrschaft Radworna gegenwärtig 294.222 Hektar Wald ganz correct bewirtschaftet werden, außer den unter amtlicher Controle stehenden Fonds- und Kirchengütern gibt es noch viele private Waldwirtschaften, welche nicht nur sehr groß sind, sondern auch oft als wirkliche Pflanzstätten und Vorbilder des Fortschrittes in der Bewirtschaftung der Privatwälder angesehen werden können (Arzeszowice, Izdebnik, Lancut, Krasieczyn, Poturzyca und viele andere). Besonders gilt dies von solchen Forstwirtschaften, wo neben der sorgsamsten Verjüngung und Pflege des Waldes das Holz nicht nur in eigener Regie geschlagen und sorgsam fortirt wird, sondern wo das entsprechende Holz auch industriell in eigenen Fabriken verfeinert zum Verkaufe gelaugt und in dieser Weise die höchste Ausnutzung erzielt wird (erzherzogliche Domäne Zywiec; die Forste des Fürsten E. Sanguszko bei Tarnów).

Die Verjüngung der Hochwälder geschieht größtentheils durch natürliche Besamung, obwohl der Verkaufsmodus des haubaren Holzes sehr oft die regelmäßige natürliche Verjüngung erschwert, manchmal sogar in Frage stellt. Nur in wenigen, sehr intensiv bewirtschafteten Forsten wird die künstliche Verjüngung systematisch durchgeführt.

Meistens wird die künstliche Verjüngung (Säen und Pflanzen) nur als Aushilfe angesehen und dementsprechend nur dort angewendet, wo die natürliche Besamung nicht ganz gelungen ist oder einfach nicht angewendet werden kann.

Wenn wir von der nicht unbedeutenden Holzindustrie absehen, welche für den internen Bedarf arbeitet, so werden die galizischen Wälder bis jetzt eigentlich nur durch Sägewerke industriell ausgenützt, indem andere Zweige der Holzindustrie erst im Werden begriffen sind, und das Land noch sehr große Massen von Holzwaaren ungeachtet seines Reichthums an werthvollen Werkhölzern aus dem Auslande beziehen muß.

Die Sägewerkindustrie hat sich mit der Bervollkommnung der Verkehrsmittel auffallend schnell entwickelt, indem neben den primitiven, mit einer einzigen Säge arbeitenden Sägemühlen immer häufiger größere Wasser- und Dampf Sägen (die erste im Jahre 1851 in Mokrzyzów) entstanden, welche nicht nur die kleinen Sägemühlen, sondern auch die (in einigen Gegenden und ausnahmsweise übliche) Hand Sägerei beinahe vollständig verdrängten. Gegenwärtig besitzt Galizien nicht wie früher, so außerordentlich viele aber desto besser eingerichtete Sägewerke unter denen besonders zwei beachtenswerth sind, nämlich in Wygoda und Demnia.

Das Sägewerk in Wygoda gehört zur Herrschaft Wetzirz (Besitz der Aktiengesellschaft L. v. Popper) und ist wohl das größte in der Monarchie. Außer den sehenswerthen Einrichtungen zur Bringung des getrifteten Holzes, der elektrischen Beleuchtung und so weiter enthält es 24 Rundgatter, 12 Zirkularsägen, 2 Hobelmaschinen, 1 amerikanisches Spaltgatter, 3 Holzwoolmaschinen und 6 Ablängesägen.

Das Sägewerk in Demnia, zur Herrschaft Skole (Besitz der Brüder Grödl und Schmidt) gehörig, ist, was die technische Einrichtung betrifft, dem Sägewerke in Wygoda ebenbürtig, aber dadurch interessanter, daß das Holz beinahe ausschließlich nicht angetriftet, sondern per Bahn dem Sägewerke zugeführt wird, indem auf der Skoler Herrschaft statt der Trift die Waldeisenbahn eingeführt und immer weiter ausgedehnt wird, was nicht nur die Ausnutzung der Wälder rationeller gestalten, sondern gleichzeitig auch die Durchführung einer nachhaltigen, systematischen Waldwirthschaft den gegenwärtigen Besitzern erleichtern wird.

Die Producte der Sägewerksindustrie, durch welche hauptsächlich die galizischen Wälder ausgenützt werden, sind sehr mannigfaltig, denn dieselbe liefert dem Handel vom einfachsten Kistenbrett oder einer Dachlatte die verschiedensten Sortimente bis zum schönsten, fertig zugeschnittenen und gehobelten Tischler- und Musikinstrumentenholz. Diese weit über das Bedürfniß des Landes gehende Production bildet einen der wichtigsten Posten in den Ausfuhransweisen und wirklich beschickt dieselbe mit ihren ausgezeichneten Erzeugnissen nicht nur die west- und südeuropäischen, sondern auch viele der orientalischen Holzmärkte.

Außer den Sägewerkserzeugnissen liefern die galizischen Wälder Eisenbahnschwellen, große, mit Handarbeit zugerichtete Rund- und Kanthölzer, Faßdauben, Grubenhölzer u. s. w., wie es auch an gelungenen Versuchen nicht fehlt, dem inländischen Holze durch noch andere Bearbeitungs- und Verwendungsmethoden einen größeren Werth abzugewinnen. So erzeugt man Holzstoff, Holzstifte, Faßpfropfen, Paraffin- und Naphtahäffer aus Buchenholz, Klärspäne aus der Hasel, Terpentinöl und Theer aus gerodeten Kiefern- wurzeln u. s. w. Sogar größere Kunsttischlereien sind in letzter Zeit entstanden, was alles als ein günstiges Zeichen anzusehen ist, indem eine mannigfaltigere und verfeinerte Verwendung des Holzes nicht ohne Einfluß auf die Preise edlerer Holzarten und dadurch auch auf den Werth besser gepflegter Wälder sein wird.

Vieles hat sich schon jetzt gebessert und es ist zu hoffen, daß die Beispiele rationeller Forstwirtschaft immer häufiger nachgeahmt, der Schwämmerung galizischer Wälder kräftig entgegenwirken und deren Bestehen der Zukunft sichern werden.

Jagd und Fischerei. — Die Verschiedenheit und die noch in einigen Gegenden großartige Ausdehnung der in der Niederung und im Gebirge liegenden Wälder, die zahlreichen Sümpfe und oft schilfreichen Teiche, wie auch die im östlichen Theile des Landes steppenartigen Flächen tragen dazu bei, daß Galizien wohl von keinem anderen Kronlande der westlichen Reichshälfte durch die Mannigfaltigkeit des Haar- und Federwildes übertroffen wird, obwohl der Stand des friedlichen Wildes noch bei weitem nicht so stark ist, wie er sein könnte. Nur zu oft wurden früher die Schonzeiten nicht gehörig eingehalten, das Raubzeug wurde mit wenig Nachdruck verfolgt, nur ausnahmsweise wurde das Wild in Nothzeiten gefüttert, besonders aber schädigten den Wildstand die unberechtigten Jagd- eigentlich Wildliebhaber vornehmlich aus bäuerlichen Kreisen. Die Wilddiebe, zwar nicht so bössartig wie in den westlichen Kronländern, mehrten sich in den mittleren Decennien des laufenden Jahrhunderts (nach 1848) derartig, daß in manchen Gegenden dieselben zu einer wirklichen Landplage wurden und vielen Jagdbesitzern endlich alle Lust an der Hege und Pflege des Wildes benahmen. Erst seit Einführung der Jagdreviere und der festeren Handhabung der Jagdgesetze haben sich die Zustände insoweit gebessert, daß gegenwärtig oft sogar in Wäldern geringerer Ausdehnung das Wild gepflegt und geschont, die Jagd aber waidmännisch betrieben wird. Nur auf einigen großen Domänen nahm und nimmt die Jagd den ihr gebührenden Rang stetig ein, wie auf den Gütern der Grafen Andreas und Roman Potocki, des Grafen Wladimir Dzieduszycki, des Fürsten Adam Sapieha, des Fürsten Sanguszko und einiger anderen Herren. Die früheren großen Wildparke sind aber größtentheils aufgelassen; von den bestehenden sind bemerkenswerth der große und schöne Hirschpark in Krzeszowice (Graf Andreas Potocki), der Wildpark in Rudnik (Graf Ferdinand Hompesch-Vollheim) und der Dammhirschpark in Lancut (Graf Roman Potocki).

Außer vielen Besitzern größerer Jagdgebiete betreiben die Jagd waidmännlich auf größeren verpachteten Jagdgebieten auch einige Jagdgesellschaften, wie die St. Hubertus-Gesellschaft, die städtische Lemberger und die adelige Lisowicer Jagdgesellschaft, von welchen die letztere, seit 25 Jahren bestehende ein Jagdmuseum in Lisowice gegründet und ein interessantes Gedenkbuch herausgegeben hat.

Die Jagdmethoden sind nach Gegenden und Wildarten verschiedenartig. Die früher fast allgemeine Jagd mit Bracken beschränkt sich gegenwärtig nur auf die höheren, schwer zugänglichen Gebirgswaldungen, indem im Flachlande und in den Vorbergen die Treibjagden überall eingeführt wurden. Außerdem sind im Gebrauche die Suche mit dem Vorstehhunde, der Anstand, das Blatten, das Anfahren, die Brumftirschpürsche; nur auf wenige walddarme, flache Gegenden beschränkt sich die Hezjagd mit Windhunden auf Hasen und Füchse. Das Raubzeug wird verschiedenartig gejagt, vieles in Fallen gefangen, manchmal, besonders die Füchse, an Luderplätzen erlegt wie auch vergiftet. Wohl nirgends mehr wird die sehr gefährliche, früher zur Winterszeit nicht seltene Wolfsjagd auf Schlitzen mit schreiendem Ferkel vorgenommen.

Die Jagdmethoden der Wildddiebe sind selbstverständlich von der größten Mannigfaltigkeit, indem nicht so sehr die Schußwaffen, als die verschiedenen unwaidmännischen Schlingen und Fallen von denselben benützt werden, um des Wildes habhaft zu werden. Die von Wilddieben gebrauchten Schußwaffen sind oft eigenes Fabrikat mit Anwendung eines alten Gewehr- oder Pistolenlaufes, die abenteuerlichen Zündvorrichtungen erinnern manchmal an die ältesten Zeiten der Schießkunst. Die Unvollkommenheit der Schußwaffe ist aber dem Wildddiebe nebensächlich, denn seine ausgiebigsten Waffen sind Schlausheit, eine unglaubliche Geduld und Ausdauer.

Unter dem Haarwilde Galiziens ist das vornehmste der Bär, welcher nur die Hochgebirgswälder, vornehmlich in den östlichen Karpathen bewohnt, vereinzelt aber auch westwärts bis an die schlesische Grenze vorkommt. In niedriger gelegenen Waldungen streift er nur herum, in die eigentliche Niederung wagt er sich äußerst selten und entfernt sich nie weit vom Gebirge. Als ein Raubthier, welches oft die auf den Gebirgsmatten weidenden Hausthiere schlägt, wird er von den Huzulen gefürchtet aber auch sehr eifrig verfolgt. Aggressiv ist er nicht, aber gereizt oder verwundet wird er zu einem gar stattlichen Gegner, so daß die Jagd auf denselben nicht selten mit schweren Unglücksfällen verbunden ist. Viele Bären werden erschossen, aber mancher fällt auch, in einer Trittfalle (stepica) gefangen, unter den wuchtigen Schlägen des Fallentellers. Häufig ist der Bär nicht, aber nach statistischen Ausweisen vom Jahre 1885 bis 1893 wurden doch 151 Stück erlegt, von denen die meisten auf die östlichen Gebirgsbezirke entfallen, namentlich auf die Bezirke Dolina (45), Stryj (24), Kosów (20), Radworua (15); auf Westgalizien

entfallen nur 6 Stück, namentlich auf die Bezirke Żywiec (Eaubusch 4), Nowy targ (1), Wadowice (1).

Dieselben düsteren Waldungen, in denen der Bär angetroffen wird, beherbergen auch den Luchs, diesen ärgsten Schädiger des Haar- und Federwildes, der aber auch den weidenden Schafen und Kälbern sehr gefährlich ist. Da der Luchs sehr weit wechselt, in einer Gegend nie lange verweilt, dazu weit vernimmt, und dann leicht wegschleicht, so ist die Jagd auf ihn sehr unsicher. In manchen Jahren ist er selten, in anderen häufig, wie z. B. im Jahre 1889, wo in der Gegend von Spas (Bezirk Staremiaſto) 11 Stück erlegt wurden. Vom Jahre 1885 bis 1893 erlegte man 192 Stück. Verwandt mit dem Luchs ist die Wildkatze, auch eine arge Schädigerin des Wildes, von welcher in demselben Zeitraum 198 Stück erlegt wurden. Die Wildkatze erscheint vereinzelt in verschiedenen Waldgegenden und wird gelegentlich gejagt. Rasch verfolgt, bäumt sie leicht auf; durch einen ungezielten Schuß verwundet, springt sie manchmal ab, und kann dem Jäger sehr schwere Wunden beibringen.

Weit verbreiteter wie die vorgenannten ist der Wolf, welcher weil er nicht nur Hausthiere reißt, sondern nicht selten auch Menschen anfällt, gefürchteter ist. Die Wölfe bewohnen die Gebirgswaldungen, aber auch in den ausgedehnten nordöstlichen Wäldern der baltischen Region, wie in den an Rußland grenzenden östlichen Bezirken erscheinen manchmal Wölfe in Rotten, welche besonders im Winter die Gegend unsicher machen. Den Wölfen wird sehr eifrig nachgestellt und es fielen in den Jahren von 1885 bis 1893 726 Wölfe, von welchen die meisten auf die nordöstlichen und östlichen Bezirke entfallen, namentlich auf Rawa (54), Sokal (52), Skalat (40), Husiatyn (39), Worzeżów (32). Die größte Zahl, 111 Stück, wurde im Jahre 1886 erlegt, die Zahl derselben vermindert sich aber, indem beispielsweise im Jahre 1890 noch 89, im Jahre 1893 nur 44 Stück zur Strecke gelangten.

Das zahlreichste, gewandteste und schädlichste Raubthier ist wohl der Fuchs, welcher nicht nur dem friedlichen Haar- und Federwilde, sondern auch dem Hausgeflügel nur zu erfolgreich nachstellt. Wo das Terrain für seine Baue günstig ist und er nicht sehr verfolgt wird, vermehrt er sich schnell, umsomehr als er in Galizien einer gesegneten Schonzeit (vom 15. Februar bis 31. August) theilhaftig ist. Laut statistischen Ausweisen des Forstsrathes Goralczyk erlegte man in neun Jahren (von 1885 bis 1893) die bedeutende Anzahl von 57.410 Stück.

Zu ausgedehnteren, mit überständigen, hohlschaftigen Bäumen durchsetzten, besonders auf kuppigen Terrain stockenden Wäldern haust der Edelmarkder, welcher nicht nur nützlichcs Wald- und Sumpfigeflügel, sondern auch Hasen und sogar junge Rehe anfällt. Gleich schädlich, aber mehr für zahmes Geflügel, ist der Steinmarkder, wie der Fitis.

Das große Wiesel, dessen schneeweißes Winterkleid die früher so bevorzugten Hermelinfelle gibt, ist besonders der niederen Jagd schädlich, gehört aber zu den sehr seltenen Erscheinungen in den galizischen Wäldern. Endlich sei noch der vorsichtige Dachs als Jagdthier erwähnt, der zwar viele Engerlinge, aber gelegentlich auch ein junges Häschen oder einen halbflüggen Vogel vertilgt; leider aber wird er nicht selten aufgegraben selbst ein Opfer des Jägers.

Wie der Fuchs auf dem Lande, so ist der Fischotter zu Wasser ein sehr schädlicher Räuber, indem er auf seinen weiten Wanderungen die Fischwässer arg schädigt. Derselbe wird oft geschossen, nicht selten in Fallen gefangen und doch fielen nach dem genannten Gewährsmanne in 9 Jahren 2.236 Fischottern, was einen Jahresdurchschnitt von 248 Stück gibt.

Das zur hohen Jagd gezählte, vom Landwirth gehasste, von Waidmann dagegen sehr gern gesehene Schwarzwild ist in Galizien sehr zahlreich (von Jahre 1885 bis 1893 erlegte man 11.732 Stück) und ungeachtet der steigenden Cultur hat es sich so auffallend vermehrt, daß in vielen Bezirken, wo es früher unbekannt war, gegenwärtig zahlreiche Rudel umherstreifen. Die eigentliche Heimat der aufsehnlichsten, mit furchtbarem Gewerf bewehrten Keiler, wie der größten Bachen sind die mit nassen Gründen durchsetzten großen Wälder der baltischen Region, aber auch die Wälder der Vorberge mit reichlicher Eichel- und Buchelmaß. Die Jagd, bei welcher der Jäger beinahe allgemein ohne die anderwärts üblichen Schutzeinrichtungen zu ebener Erde das Wild erwartet, ist nicht nur aufregend, sondern auch für minder erfahrene, heißblütige oder ungeschickte Schützen oft sehr gefährlich; denn das galizische Schwarzwild ist ein urwüchsiger, starker und den Jäger leicht annehmender Schlag. Nach einem alten polnischen Sprichwort soll man zur Bärenjagd einen Wundarzt, zur Saujagd einen Priester einladen.

Obwohl die galizischen Wälder und Felder noch viel Raubzeug beherbergen und auch in den Lüften mancher mächtige Räuber kreist, fehlt es doch nicht auch an nützlichem (friedlichem) Haarwilde.

Das seltenste, gegenwärtig unter gesetzlichem Banne stehende, weit mit Aussterben bedrohte Wild ist die Gemse (Kozica), welche die witbesten Partien der hohen Tatra bewohnend, dieselben verschönert und belebt. In denselben einsamen Steinwüsten haust das sehr selten zu erschauende, auch gesetzlich geschützte Murmeltier (Swiszez), welches aber desto öfter seine Anwesenheit und Wachsamkeit dem ruhig schreitenden Bergsteiger durch weitschallende Piffe verräth.

Auch ein Gebirgswild ist der auf den östlichen Theil der Karpathen beschränkte Edelhirsch. Besonders in den theilweise mit Urwald bedeckten Hochgebirgstheilen kann man, wiewohl selten, in der Ferne ziehendes Edewild sehen; dort kann man auch zur

Brumfzeit das dröhnende Röhren eines oder mehrerer Capitalhirsche hören. Die Pirsch, nur zu oft ungünstig verlaufend, bringt doch dem glücklichen Jäger manchmal wundervoll ausgebildete, armdicke Geweihe als Jagdbeute, welche in den gewähltesten Sammlungen den bewundernden Blick des Kenners auf sich lenken. Die Zahl des Edelhwildes soll sich bedeutend vermehrt haben; durchschnittlich werden jährlich 60 bis 70 Stück Edelhirsche gestreckt, von denen die größte Zahl auf diejenigen Bezirke entfällt, wo noch ausgedehnte Gebirgswälder vorkommen, wie Dolina, Stryj, Radworna, Turka.

Die in den Wildparks wie z. B. in Arzeszowice gehegten Hirsche entwickeln sich befriedigend, erreichen aber nie die riesigen Dimensionen der in der Wildniß frei erwachsenen Capitalhirschen, unter denen selten Kümmerer vorkommen.

Das Rehwild hat sich in den letzten Jahrzehnten auffallend vermehrt und auch an Terrain gewonnen, indem gegenwärtig Rehwild bis an die Ostgrenzen des Landes vorkommt, in Gegenden, wo vor etwa 30 Jahren ein verpöngter Bock zu den größten Seltenheiten gehörte. Diese günstige Wendung verdankt das Land der Thätigkeit des galizischen Jagdvereines (Towarzystwo Lowieckie), welche durch ihre Bemühungen und die Herausgabe der Zeitschrift „Lowiec“ (der Waidmann) mächtig zur Hebung des Wildstandes und der Jagd beigetragen hat. Die schon citirten Zusammenstellungen aus den Jahren 1885 bis 1893 weisen die für Galizien bedeutende Zahl von 49.109 Stück, und diese würde noch bedeutender sein, wenn nicht einige sehr schwere Winter den Wildstand im Allgemeinen geschädigt hätten.

Auch die Hasen, welche sich wie das Rehwild mit steigender Cultur und der streng eingehaltenen Schonzeit schnell mehren, sind in vielen Gegenden sehr häufig, mit Ausnahme des Gebirges, wo das Raubzeug nicht in Schranken gehalten werden kann und die schneereichen Winter vielen Hasen verderblich sind.

Obwohl in Rudnik am 11. October 1887 ein junger Elch erlegt wurde, gehört das Elchwild nicht mehr zur galizischen Wildfauna, indem nach alten Urkunden die letzten Elche im Jahre 1730 bei Niepolomice erjagt wurden. Auf ihr früher häufigeres Vorkommen deuten viele Ortsnamen.

Um vieles mannigfaltiger und zahlreicher, aber auch wechselnder ist das galizische Federwild. Das Gebirge mit seinen walden Wäldern, die großen theilweise sumpfigen Niederungswälder, wie die großen steppenartigen Flächen, besonders aber die Sümpfe, Tümpel und Teiche bieten zahlreiche bequeme Nist- und Standplätze für das Federwild.

Vom Waldgestügel besitzt Galizien das Auerhuhn, welches, nicht nur im Gebirge, sondern auch in Niederungswäldern, wie z. B. bei Rozwadów vorkommt. Nicht selten ist das Wirt- und Haselhuhn. Die Waldschnepe zeigt sich in wechselnden Jüngen, nistet auch an manchen Orten.

Die Jagd auf Rebhühner ist in vielen Gegenden, vornehmlich Westgaliziens recht ergiebig; die Wachteln sind seit einigen Jahren nicht mehr so zahlreich, wie früher.

Das schöne, zur hohen Jagd gehörige Federwild, der große Trappe findet sich in Podolien truppweise, seltener ist der Zwergtrappe; der Kranich ist auch nicht häufig.

Aus der großen Gemeinschaft des Wasser- und Sumpfgesflügels besitzt Galizien außer den als seltene Gäste vorüberziehenden Schwänen und Pelikanen, Wildgänse und sehr viele Arten Enten, darunter manche nordische Art, wie z. B. die Eisentauchente (*Anas glacialis*). Der weiße Säger (*Mergus albellus*) ist im Winter sehr häufig. Unter



Fischzieb auf einem Rohrloß.

den Seetauchern erscheint manchmal der große Seetaucher (*Colymbus glacialis*), mit anderen Möven finden sich manchmal als seltener Gast die Silbermöve (*Larus argentatus*) und die Zwergmöve (*Larus minutus*).

Aus der Reihe der Stelzenfüßigen sind nicht selten der große und der kleine Silberreiher, seltener der weiße Löffelreiher (*Platalea leucorodia*) und der schwarze Storch, der bei uns nistet.

Sehr zahlreich sind die verschiedenen Brachvögel, darunter als Seltenheit der Regenbrachvogel (*Nimicus phaeopus*), verschiedene Strand-, Wasser- und Sumpfläufer, Rohr- und Wasserhühner, wie auch die drei europäischen Sumpfschneepfen.

Die Fasanen werden mit einigen Ausnahmen nicht sehr erfolgreich gehegt, das amerikanische Puterwild aber wurde in Krasiczyn probeweise eingeführt.

Neben dem zahlreichen friedlichen Federwilde und in diesem wie auch unter dem Haarwilde großen Schaden anrichtend, finden sich auch zahlreiche größere und kleinere Raubvögel. Die vornehmsten unter denselben sind die Abler, wie der große, im Hochgebirge nistende, im Winter in den Niederungen erscheinende Steinadler, der Goldadler, der sehr häufige Schreiadler, der Seeadler u. a. Nicht selten erscheint auch der graue Geier (*Vultur cinereus*). Die Buffarde, die Milane und besonders die Falkenarten sind reichlich vertreten; unter den letzteren bemerkenswerth sind der Wandersfalke (*Falco peregrinus*) und der Würgfalke (*Falco lanarius*) als seltener, und der Sperber mit dem Habicht als die schädlichsten. Als nordischer Gast erscheint im Winter der rauhfüßige Buffard (*Buteo lagopus*).

Unter den Nachtraubvögeln ist der größte der Uhu, wohl am schädlichsten ist die uralische Taugeule (*Ulula uralensis*), am seltensten aber die Schneeeule (*Ulula nyctea*).

Eine vollständige mit prächtigen Exemplaren vertretene Sammlung alles in Galizien vorkommenden Haar- und Federwildes findet der Waidmann in dem großartigen naturhistorischen Museum des Grafen Wladimir Dzieduzycski.

In Bezug auf die Fischerei ist Galizien sehr reich an Gewässern, dagegen auffallend arm an Seen, indem es nur einige kleine Hochgebirgsseen in der Tatra besitzt, die aber für die Fischerei ohne Bedeutung sind. Die Fischwässer sind ausschließlich fließende Gewässer und Teiche, welche vier Stromgebieten angehören. Den größten Theil des Landes nehmen zwei Flußgebiete, das Weichsel- und das Dniestergebiet ein; untergeordnet ist das Donaugebiet, welchem der Pruth mit dem Czeremoz angehört; ganz unbedeutend ist das Dniepergebiet mit dem Styr im Nordosten des Landes. Diese Flußgebiete gehören zwei Meeresbecken an, das Weichselgebiet dem baltischen, die drei anderen dem pontischen, was insoferne von Bedeutung ist, als die im Allgemeinen dem mitteleuropäischen Typus angehörende Fischfauna Galiziens in den drei letzten Flußgebieten durch das Vorkommen einiger osteuropäischer Arten wesentlich gekennzeichnet ist.

Allgemein in Gebirgsbächen und nur ausnahmsweise in der Niederung bei Szko im Bezirke Zavorów, im Abflusse einer sehr interessanten intermittirenden Quelle, lebt die gewöhnliche Forelle, in Flüssen und Teichen finden sich der Hecht, der Barsch, der Karpfen, der Brachsen, der gewöhnliche Kaulbarsch, die Barbe und der Semling (*Barbus Petenyi* Heck.), verschiedene Plöge, der Wels, der Sander u. a.; in langsam fließenden oder stehenden, schlammigen Wässern die Schleie, die Karauische, der Schlammpeitzger.

Nur im Flußgebiete der Weichsel findet sich der gewöhnliche Stör, der Lachs, der Hal (im Bug) und der eher schädliche als nützliche, nur auf den äußersten Westen

beschränkte Stichling. Dem Flußgebiete des Dnieſter ſind eigenthümlich die pontiſchen Störe (*Acipenser Schypa* Güld., *A. stellatus* Pall. und am häufigſten *A. ruthenicus* L.), ein Weißfiſch (*Leuciscus Wyrozub* Güld.), eine Braſe (*Abramis Sapa* Pall.), der oſteuropäiſche Kaulbarsch (*Acerina tanaicensis* Güld.), der Zingel (*Aspro Zingel* Cur.), der Streber (*Aspro Streber* Sieb.), und vier Grundeln (*Gobius fluviatilis* Pall., *G. Kessleri* Günth., *G. gymnotrochelus* Kessl., *G. Trautvetteri* Kessl.); im Ganzen 12 Arten. Nur im Flußgebiete der Donau im Pruth (Ezeremoſz) lebt der Suchen (*Salmo hucho* L.). Zu verzeichnen ſind noch die in Galizien beobachteten Fiſchbaſtarde: *Abramiodobsis Leukartii* Heck. (im Dnieſter), *Alburnus dolabratus* (in der Weiſchel) und *Carpio Kolleri* Heck. (in vernachläſſigten Teichen).

Die Fiſche Galiziens ſind größtentheils reine Süßwaſſerfiſche, denn von 54 (reſpective 57) beobachteten Arten begeben ſich nur neun zeitweiſe ins Meer, namentlich der Lachs, die vier Störarten, der Stichling (*Pelecus cultratus* L.) und die Braſen (*Abramis Sapa* Pall. und *A. vimba* L.).

In das Gebiet der Fiſcherei gehören auch Krebſe, von denen in Galizien zwei Arten leben (*Astacus fluviatilis* und *A. leptodactylus*); beide ſind gegenwärtig ein geſuchter Ausfuhrartikel.

Die wilde Fiſcherei wird gegenwärtig durch ein Fiſchereigeſetz und die Eintheilung des Landes in Fiſchereireviere geregelt und es fehlt auch nicht an Beſtrebungen, den Fiſchreichthum der fließenden Gewäſſer zu heben. Die Anregung dazu gab die Krakauer Fiſcherei-Geſellſchaft durch Anlage von Brutanſtalten in Poronin und anderwärts. Die erſten in Galizien künstlich ausgebrüteten Lachſe wurden am 20. April 1879 von dem derzeitigen Präſidenten der Geſellſchaft Max Nowicki bei Krakau in die Weiſchel ausgeſetzt. Seitdem wurden nicht nur Lachſe und Forellen, ſondern auch fremde Fiſcharten an verſchiedenen Orten probeweife ausgeſetzt, namentlich *Salmo quinnat*, *S. fontinalis*, *S. iridaeus*, *Salmo salvelinus*, *Trutta lacustris*; auch trachtete man Fiſcharten aus dem Weiſchelgebiete in das Dnieſtergebiet und umgekehrt zu verſetzen; die Verſuche werden weiter fortgeſetzt.

Die Teichwirthſchaft in Galizien iſt zweierlei Art. Die althergebrachte, in den großen und kleinen ſtändigen Teichen Oſtgaliziens (in Płotycza, Wertekla, Brzeſzany, Gródek, Janów, Zaworów u. ſ. w.) gebräuchliche wilde Teichwirthſchaft beſchränkt ſich nur auf das Abfiſchen in beſtimmten Zeiträumen, auf möglichſte Einſchränkung der Maubfiſche und auf die Erhaltung der Teiche im guten Stande; mit der eigentlichen Zucht befaßt man ſich nicht. In Weſtgalizien hingegen iſt die rationelle Teichwirthſchaft, meiſt in Weiſchelteichen, vorherrſchend, wobei der Zucht die größte Aufmerkſamkeit geſchenkt wird und auch wirklich glänzende Erfolge erzielt wurden. Eine der größten derartigen Teichwirthſchaften befindet ſich auf der Domäne Zator (120 Teiche), woran ſich kleinere,

aber immerhin Hunderte von Morgen benützende Teichwirthschaften reihen, wie in Skanów, Grojec, Tomice, Poreba wielka, Krzyż u. s. w. Die Rentabilität der rationellen Teichwirthschaft ist so augenscheinlich und hat so anregend gewirkt, daß gegenwärtig etwa 300 Sektar Land von Kleingrundbesitzern in Westgalizien zu kleinen Teichen verwendet sind.

Rationelle Waldteichwirthschaft hat sich auch auf Ostgalizien ausgedehnt, indem das in den Forsten des Fürsten Sanguszko in Wierzychostawice bei Tarnów gegebene Beispiel auf den Gütern des Grafen Stephan Zamojski und in den Forsten der Graf Skarbelschen Stiftung glücklich nachgeahmt wurde.

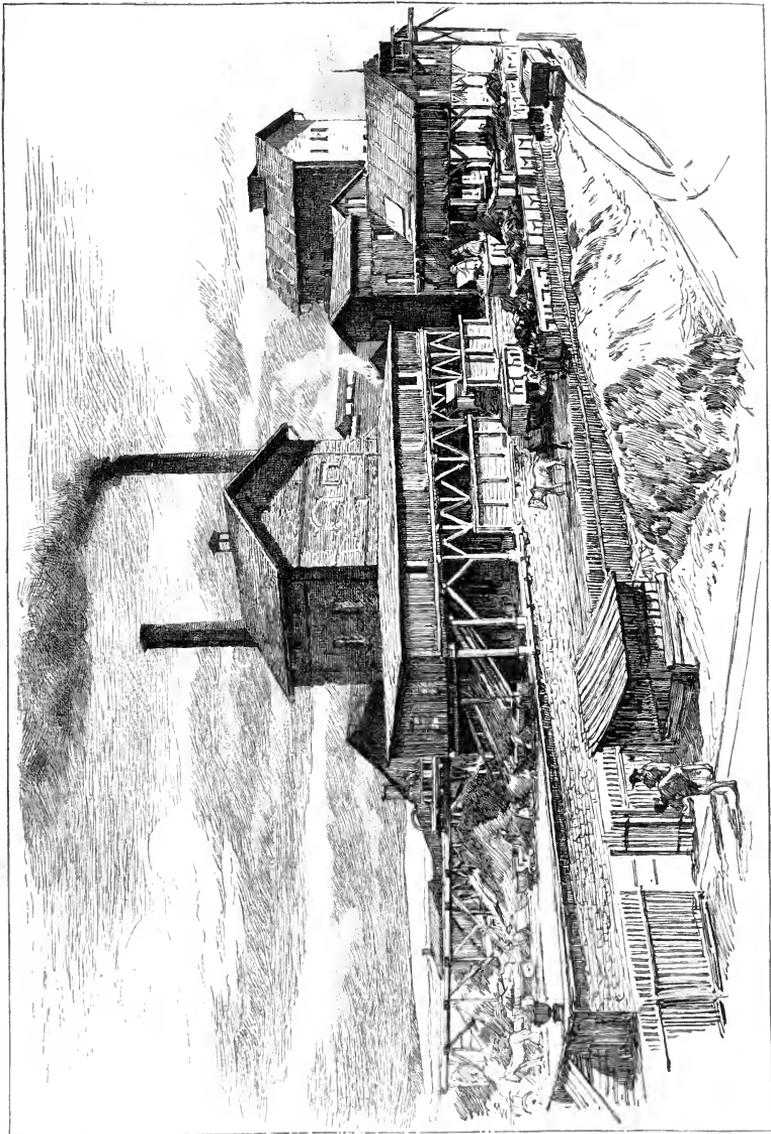
Bei der rationellen Teichwirthschaft ist der Karpfen der Hauptfisch.

In den Ortschaften, welche an größeren Flüssen gelegen sind, widmen sich dem Fischfange meistens ärmere, in keinem gewerblichen Verbande stehende Leute, nur in Krakau besteht eine neu organisirte Fischervereinigung, deren Entstehen bis ins XV. Jahrhundert hinaufreicht (Statuten 1481 bestätigt). Bei der Teichwirthschaft werden gelehrte Fischermeister verwendet, zum Abfischen aber werden aus den nächsten Ortschaften gewöhnliche Arbeiter gemiethet.

Das Fischen ist eine oft mühsame, wenig Abwechslung bietende Beschäftigung, darum zählt es nur wenige Liebhaber in den intelligenteren Kreisen des Landes. Da aber die Fische ein schwachhaftes Nahrungsmittel sind, der ungenügenden Production wegen theuer bezahlt werden und der unerlaubte Fischfang fast unmerklich betrieben werden kann, so finden sich unter den anwohnenden Landleuten immer einige, welche in fremden Fischwässern gern fischen und unter diesen wieder manche, denen der Fischfang zur Leidenschaft wurde, und welche dabei auch größere Gefahren nicht scheuen. Das Anschleichen ans Wasser, das Auswerfen einer Angelschnur, das Befahren eines Teiches im Rahne bei Nacht und Unwetter ist gefahrlos; anders gestaltet sich aber die Sache, wenn bei strengerer Aufsicht das Fischen nur weit vom Ufer im Röhricht möglich und die Benützung eines Rahnes unmöglich wird. Dann hilft einem verwegenen Fischdieb manchmal ein kleines, dreieckiges, aus Binsengarben gebundenes Floß, auf welchem kauend derselbe fast lautlos über das dunkle Wasser gleitet, dabei fleißig und selten erfolglos fischt, ohne zu bedenken, daß ein Zerreißen des Floßes oder das Festfischen im hohen Schilf oft lebensgefährlich sein kann.

### Bergbau und Hüttenwesen.

Galizien zerfällt in geologischer wie auch in orographischer und landschaftlicher Beziehung in vier scharf von einander getrennte Gebiete, und zwar in das Krakauer Gebiet zwischen Szezakowa und Krakau, in das Karpathengebirge mit der Tatraette und dem subkarpathischen Miocänstreifen, in das galizische Podolien zwischen Sokal und



Eisenhüttenwerke von Zamburgo.

Brody einer- und Stanislaw und Zaleszczyki andererseits und schließlich in die nordgalizische Tiefebene zwischen Weichsel und San. Jeder dieser Landestheile besitzt einen anderen geologischen Bau und demgemäß auch eigene nützliche Mineralien, welche die Grundlage eines ausgedehnten und an manchen Punkten Jahrhunderte alten Bergbaues bilden.

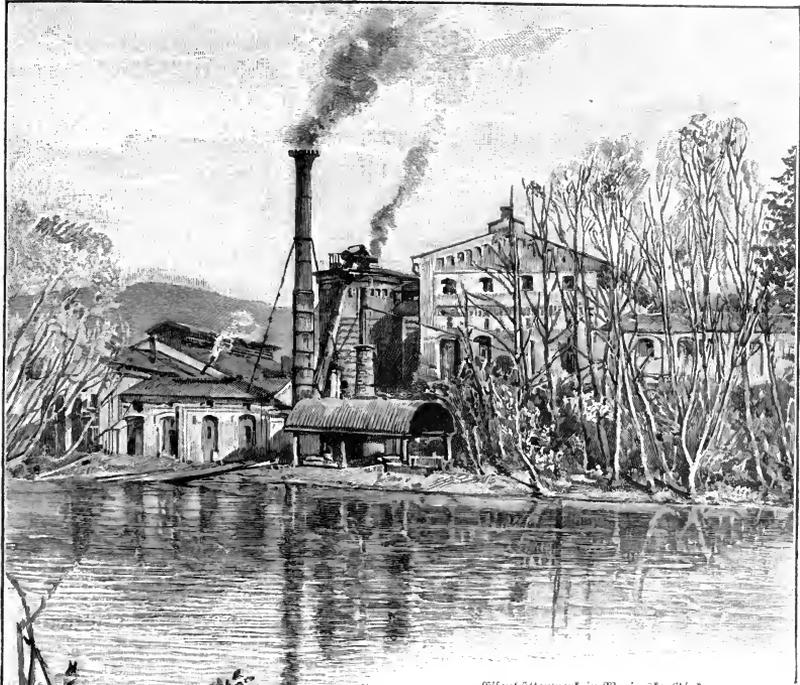
Das Krakauer Gebiet, einen nach Süden vorgeschobenen Posten des polnischen Mittelgebirges bildend und mit den benachbarten Theilen Preussisch-Schlesiens und dem Königreich Polen eng verknüpft, zeigt einen sehr complicirten geologischen Aufbau, an dem sowohl die palaeozoischen Formationen — vom Devon an — wie auch die sämmtlichen mesozoischen, Trias, Jura und Kreide, theilnehmen und der in Folge dieser stratigraphischen Mannigfaltigkeit neben einigen industriell wichtigen Gesteinsarten, dem devonischen Marmor, dem Muschelkalk, dem jurassischen Kalkstein, Porphyr und Melaphyr, auch mehrere für den Bergbau besonders wichtige Mineralien, wie Steinkohle und Eisen-, Blei- und Zinkerze, zu Tage treten läßt.

Das hauptsächlich aus Sandsteinen und Schiefeln der Kreideformation und des älteren Tertiärs zusammengesetzte Karpathengebirge ist in seinem Innern an bergbaulich nützlichen Mineralien — mit Ausnahme des Petroleums — arm; an seinem Nordrande dagegen, im Bereiche der miocänen Salzformation liegen im Westen die seit Jahrhunderten weltberühmten Salzlager von Wieliczka und Bochnia und die Schwefelerg-lager von Swoszowice, während weiter gegen Osten zahlreiche Salzquellen und vereinzelte Erdöl- und Zokeritvorkommnisse den Nordfuß der Karpathen bezeichnen.

Das galizische Podolien, im Wesentlichen nur aus vier Formationen: Silur, Devon, Kreide und Miocän bestehend, wurde von der Natur ebenso reich für die Landwirtschaft wie kärglich für den Bergbau ausgestattet. Außer einigen minderwerthigen Braunkohlenlagern und diluvialen Maseneisensteinen sind dort als nuzbare Mineralien nur, allerdings wirklich vorzügliche Baumaterialien, wie der rothe devonische Sandstein, der miocäne Gyps und mehrere Arten von Kalksteinen zu erwähnen.

Das an den Westrand der podolischen Platte angrenzende Flachland zwischen der Weichsel und dem San, ein großes, landwirthschaftlich hoch cultivirtes Gebiet, ist vom geologischen, landschaftlichen und bergmännischen Standpunkte betrachtet, wohl als der undankbarste und eintönigste Landestheil zu bezeichnen. Diluviale und alluviale Ablagerungen bedecken beinahe ausschließlich die weite Ebene und nur hie und da ragen einzelne, übrigens wenig hervortretende Tertiärkuppen auf. Sand, Thon, Mergel und Letten sind dort die einzigen Gesteinsarten, welche dem Landwirth einen meistentheils recht fruchtbaren Boden, dem Geologen jedoch und dem Bergmann nur wenig Freude bereiten.

Dem obbezeichneten geologischen Aufbaue des Landes folgend, hat sich der galizische Bergbau auf einzelne Mineralien in verschiedenen Gegenden concentrirt. Wir finden im



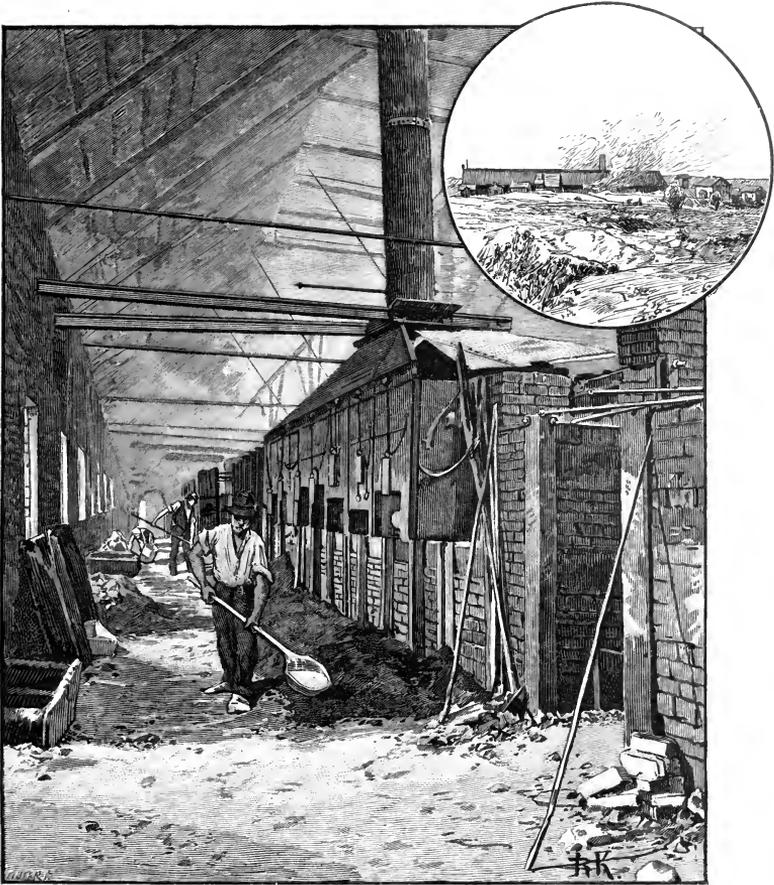
Eisenthümmert in Węgierska Górka.

Krakauer Gebiet zahlreiche und bedeutende Steinkohlen-, Blei-, Zink- und Eisenerzgruben, im Karpathengebirge einen uralten Salzbergbau und eine höchst wichtige Erdöl- und Ozokeritgewinnung, während auf der podolischen Hochebene und in dem nordgalizischen Flachlande außer den nicht seltenen Baumaterialien nur hie und da Braunkohlen und kosmopolitische Masenerze abgebaut werden.

Die Steinkohlenlager des Krakauer Gebietes, innigst zusammenhängend mit denen Oberschlesiens und des Königreiches Polen und in der Regel mit diesen beiden zusammen als Ablagerungen des schlesisch polnischen Steinkohlenbeckens bezeichnet, wurden erst am Ende des

XVIII. Jahrhunderts bei Zaworzno an der preußisch-russischen Grenze entdeckt. Bereits im Jahre 1797 existirte eine preußische Cameral-Kohlengrube bei Zaworzno, welche in diesem Jahre etwa 10.000 Metercentner Grob- und Kleinkohle erzeugte, und aus dem ersten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts werden schon mehrere private Kohlenwerke in Zaworzno, Dąbrowa, Łaszowice und Tenczynek mit einer Jahresproduction von über 100.000 Metercentnern erwähnt. Der größte Theil dieser Gruben ging später in den Besitz des Krars über, welches aber den Abbau und die Production wenig entwickelte. Erst im Jahre 1871, nach der Gründung der Zaworznoer Gewerkschaft, welche die ärarischen und denn auch mehrere benachbarte Privat-Kohlenwerke erwarb, begann in Zaworzno — nunmehr dem Hauptcentrum des Kohlenbergbaues im Krakauer Reviere — ein rationeller, ausgedehnter und den modernen Ansprüchen entsprechender Bergbau in größerem Maßstabe. Zwanzig Jahre später, um das Jahr 1890, nach dem Ausbau der Kohlenbahn Trzebinia-Siersza, steigerte sich auch bedeutend die Jahresproduction der gräflich Potocki'schen Kohlengruben in Siersza bei Trzebinia und heutzutage sind, außer einigen vorläufig ganz unbedeutenden Unternehmungen in Żeleź und Tenczynek, die Zaworznoer Gewerkschaft und das gräflich Potocki'sche Kohlenwerk in Siersza die zwei wichtigsten Steinkohlenproducenten in Galizien. Die ganze Steinkohlenproduction des Krakauer Revieres betrug im Jahre 1895; 7,600.306 Metercentner im Werthe von 1,337.884 Gulden, wovon auf Zaworzno 5,220.952 Metercentner, auf Siersza dagegen 2,312.247 Metercentner entfallen. Die Steinkohlen dieses Revieres sind im Allgemeinen von mittlerer Qualität, mager, nicht backend und zur Verkohlung nicht geeignet; der Heizwerth schwankt in den einzelnen Gruben und Gattungen zwischen etwa 4500 (Niedzielińska) 5000 (Zaworzno, Siersza) und 6000 (Dąbrowa) Calorien, wobei eine Art Gaskohle (Tenczynek) auch den Wärmeeffect von 7.000 Calorien erreicht. Die gesammte Jahresproduction des Reviers reicht keineswegs aus, um den Consumbedarf des Landes zu decken; alljährlich werden vielmehr bedeutende Quantitäten — bis etwa 5 Millionen Metercentner — preußischer (ober-schlesischer) und mährisch-schlesischer Steinkohle nach Galizien eingeführt.

Über den productiven Steinkohlen-schichten liegt im Krakauer Gebiete die stark entwickelte Triasformation, deren mittlere Stufe, der Muschelkalk, an zahlreichen Punkten Eisen-, Blei- und Zinkerze enthält. Wenn auch diese Erzlager den benachbarten ober-schlesischen und denen im Königreich Polen an Mächtigkeit, Reichhaltigkeit und Bedeutung weit nachstehen, hat sich doch hier ein ziemlich umfassender und lohnender Bergbau, hauptsächlich auf Zinkerze entwickelt, und die ersten Anfänge der Bleierzgewinnung datiren bereits aus dem XV. Jahrhundert, wie dies ein Bergprivileg des Königs Ladislaus Jagiello aus dem Jahre 1415 für die Bleierzgruben in Trzebinia besagt. Gegenwärtig



Zinzhütte in Siersza.

beschränkt sich die Bleierzgewinnung größtentheils auf die Gegend von Trzebionka bei Trzebinia und Kąty bei Chrzanów, an welchem letzteren Punkte sich ziemlich reiche Lagerstätten eines silberhältigen Bleiglanzes befinden, welche durch die den von Giesche's Erben gehörige Mathilden-Grube ausgebetet werden. Im Jahre 1887 betrug die Bleierzproduktion des Krakauer Revieres 38.057 Metercentner im Werthe von 172.758 Gulden; später fiel allmählig die Produktion infolge des großen Wasserandranges in die Mathilden-Grube, der, mehrmals bewältigt, immer von neuem große Hindernisse dem Bergbawe

bereitet, auf 9.346 Metercentner im Jahre 1893 und erst im Jahre 1895 wird die Productionsziffer von 33.375 Metercentner im Werthe von 157.162 Gulden ausgewiesen.

Die Bleierze werden nicht im Reviere verschmolzen, sondern wandern ausschließlich in die Bleischmelzhütten der Gegend von Schoppinitz in Oberschlesien und nur ganz minimale Quantitäten metallischen Bleies (im Jahre 1895: 80 Metercentner) werden gelegentlich in den Zinkhütten des Krakauer Revieres gewonnen.

Ein ähnliches Schicksal trifft auch die Eisenerze des Krakauer Gebietes. Wenig mächtig und mehr in einzelnen Nestern als in continuirlichen Lagern abgesetzt, bilden die stets zinkhaltigen Brauneisensteine dieser Gegend den Gegenstand eines immer mehr erlahmenden Bergbaues, dessen Gesamtproduction im Krakauer Reviere — und zugleich auch in ganz Galizien — im Jahre 1893: 85.641 Metercentner Eisenerze im Werthe von 17.405 Gulden, im Jahre 1895 dagegen kaum 7.009 Metercentner im Werthe von 1.201 Gulden erreichte. Diese Eisenerze werden größtentheils in die Eisenwerke von Wittkowitz und Oberschlesiens abgesetzt und nur ein geringer Theil gelangt hie und da in das einzige in Galizien befindliche, nunmehr Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Friedrich gehörige Eisenwerk von Wegierska Górka bei Saybusch, welches in zwei Hochöfen bloß Gußwaare und zwar meistens aus fremden Erzen erzeugt.

Weit bedeutender als die Blei- und Eisengewinnung ist die Zinkerz- oder Galmeiproduction des Krakauer Revieres. In mehreren Punkten, wie bei Trzebionka, Wodna, Nowa Góra, Długoszyn, „na Galmanie“ u. s. w. finden sich in sogenanntem erzführenden Dolomit reiche Lager eines stellenweise von der Zinkblende durchsetzten Kohlengalmeies oder Smithsonites mit einem mittleren Gehalte von 10 bis 16 Percent an metallischem Zink. Diese Lager werden von mehreren Unternehmungen ausgebeutet, unter denen die gräflich Potocki'schen Galmeigruben in Trzebionka und bei Wodna den ersten Platz einnehmen. Die Gesamtproduction von Zinkerz im Krakauer Reviere betrug im Jahre 1895: 71.575 Metercentner im Werthe von 59.950 Gulden und beschäftigte bis 509 Arbeiter. Zwei große Zinkhütten, die des Grafen Andreas Potocki „na Krzu“ bei Siersza und die der Firma E. Voebbecke aus Breslau gehörige in Niedzieliska bei Szejakowa, verarbeiten diese Erze und produciren ziemlich bedeutende Quantitäten von metallischem Rohzink (nebst Zinkasche und Zinkstaub) — im Jahre 1895: 25.260 Metercentner im Werthe von 414.539 Gulden — welches entweder direct in Platten als Handelswaare nach Wien geht oder an Ort und Stelle, in der Niedzieliskaer Hütte, zu Zinkweiß verarbeitet wird. Diese Zinkweißfabrik erzeugte im Jahre 1893 an 21.452 Metercentner Zinkweiß im Werthe von 514.848 Gulden, im Jahre 1895 dagegen nur 18.416 Metercentner im Werthe von 313.072 Gulden und das Product erfrent sich eines weiten Abjages nach Deutschland, England, Rußland, Skandinavien und Nordamerika. Diese Ziffern der



Fig. 2. Tunnel, Mountain, North, Middle, and South.

Rohzink- und Zinkweißproduction beweisen zur Genüge, welche Bedeutung überhaupt der Galmeibergbau und die Zinkhüttenindustrie für diesen sonst armen und recht unfruchtbaren Landstrich besitzen. Sie bewirkten, daß Galizien, welches allein 39.13 Percent (Jahr 1895) der ganzen österreichischen Production an Rohzink liefert, unter den Zink producirenden Provinzen der österreichisch-ungarischen Monarchie den ersten und überhaupt einen sehr maßgebenden Platz einnimmt.

Ein ganz anderes Bild der Bergbauthätigkeit stellt sich uns dar, wenn wir uns vom Krafauer Gebiete dem Karpathengebirge zuwenden. Steinsalz neben Salz- und Erdölquellen treten da an zahlreichen Punkten zu Tage und weiter im Osten gesellt sich hie und da noch das Erdwachs oder Ozokerit dazu, welches, in Europa in größeren Massen nur in Galizien bekannt, um so werthvoller erscheint, und außerdem harzt noch ein isolirtes, wenig erforschtes Schwefel- und Erzlager bei Truskawiec unweit Drohobycz einer besseren und fruchtbringenden Zukunft.

Die Salzgruben und Salinen Galiziens sind seit Jahrhunderten weit bekannt und bildeten seit jeher einen kostbaren Schatz des Landes und ehemals der polnischen Könige. „Regio polonica salis grävita“ schrieb bereits im XV. Jahrhunderte der polnische Historiker Dugosz, und der Salzreichthum Polens war damals in Europa weit berühmt. Die ersten durch Urkunden beglaubigten, auf Wieliczka und Bochnia bezüglichen historischen Spuren des polnischen Salzbergbaues datiren aus den ersten Jahrzehnten des XII. Jahrhunderts, und die Geschichte dieser beiden Bergwerke allein würde eines der wichtigsten Capitel in der Finanzgeschichte der polnischen Republik darstellen. Diese Bergwerke, wie auch die östlichen oder die sogenannten ruthenischen Salzfiedereien, waren durch sieben Jahrhunderte lang eine sehr bedeutende Einnahmsquelle der polnischen Könige und der Lehnsherrn und viele Tausende von Fässern des Wieliczkaer und Bochniaer Steinsalzes, wie auch des ruthenischen Sudsalzes wanderten Jahr aus Jahr ein in die anderen Provinzen Polens nach Norden, Nordosten und Osten, wobei Hunderte von Bergarbeitern, Beamten, Flößern, Fuhrleuten und Händlern eine fortwährende Beschäftigung fanden. Als im Jahre 1773 Galizien an Österreich kam, existirten in Ostgalizien über 90 Salzoccuturen mit einer Jahresproduction von etwa 560.000 Metercentner Sudsalz, die insgesammt nebst den Salzgruben von Wieliczka und Bochnia nach und nach in das Staatseigenthum übergingen und nach der späteren Einführung des Salzmonopols theils in den arabischen Betrieb übernommen, theils auch aufgelassen wurden. Rücksichten der Concentrirung und der Verbilligung des Betriebes waren die Ursache, daß im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte des XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts die meisten dieser wohl größtentheils kleinen und ursprünglich äußerst primitiv eingerichteten Salzjudwerke aufgelassen wurden. Gegewärtig stehen in Galizien nur zwei Steinsalzgruben, Wieliczka

und Bochnia, und neun im Osten am Nordfuße der Karpathen gelegene Sudsalinen: Lacko, Stebnik, Drohobycz, Boleschów, Dolina, Rakusz, Delatyn, Lanczyn und Kosów im Betriebe.

Die sämmtlichen galizischen Salinen haben im Jahre 1895 an 894.948 Metercentner Speisefalz, und zwar 411.285 Metercentner Steinsalz und 483.663 Metercentner Sudsals, und außerdem 399.729 Metercentner Industrialsteinsalz im Gesamt-Monopolswerthe von 8,448.925 Gulden erzeugt. Nebstdem wurden in der Saline Rakusz 29.078 Meter-



Steinsalzgrube von Wieliczka.

centner Kalinit im Werthe von etwa 29.000 Gulden gewonnen. Diese Ziffern geben wohl ein berechtetes Zeugniß für die außerordentliche nationalökonomische Bedeutung der heutigen Salzzeugung in Galizien und für den Gewinn, der dem Staate aus dem Salzmonopol erwächst.

Den Ehrenplatz unter den galizischen Salinen nimmt das altherwürdige Steinsalzbergwerk von Wieliczka ein. Wer je dasselbe besucht hat, dem bleiben die übermächtigen Eindrücke der kolossalen Hallen, der mehrere Stockwerke hohen glühenden Salzwände und des großen wunderbaren Salzsees in steter Erinnerung, und wenn bei einem feierlichen Anlasse diese gigantischen unterirdischen Räume in Tausenden von Lichtern und Lampions

erglänzen, wenn die Klänge der Salinentapelle in vielfachem Echo mächtig ertönen und aus dem Dunkel einer Salzkammer sich im Seilkorbe ein Knappenpaar zur „Höllenfahrt“ langsam emporhebt, bietet sich dem Zuschauer ein wahrhaft märchenhaftes Bild dar, welches seinesgleichen wohl nirgends in der Welt findet. Wieliczka und Bochnia produciren ausschließlich Steinsalz, das heißt Speisesalz, welches früher in Balvanen und großen Formateinen, nunmehr aber in formlosen Bruchstücken oder in gemahlener Zustände in Säcken und Fässern in den Handel gesetzt wird, und außerdem Fabriksalz, welches weniger rein, bis etwa 5 Percent Thon- und Gypsbeimengung enthält und dessen Verwendung in allerlei chemischen Fabriken, vor allem in den Soda- und Salzsäurefabriken und Metallhütten in fortwährender Steigerung begriffen ist. Die beiden Salzbergwerke beschäftigen jährlich gegen 1200 Arbeiter (im Jahre 1895: 1197), also beinahe doppelt so viel, als die neun ostgalizischen Sudwerke, deren Arbeiterzahl selten 650 (im Jahre 1895: 673) übersteigt. Diese ostgalizischen Sudwerke produciren aus der in ausgedehnten künstlichen Laugwerken erzeugten und concentrirten Soole (im Jahre 1895: 1,612,258 Hektoliter) beinahe ausschließlich Speisesalz, das in abgestuzten Regeln im Gewichte von 1 Kilogramm (sogenannte Hurmanen oder Topfi) abgesetzt wird.

Eine dieser östlichen Salinen: Rakusz hat eine ganz besondere Bedeutung durch die Kalisalz-, das heißt Kainit- und Sylvinlager, die bereits im Jahre 1853 entdeckt, in den Jahren 1868 bis 1874 abgebaut wurden und die Grundlage einer in großem Stile daselbst angelegten chemischen Fabrik bilden sollten. Leider ging in dem unglücklichen Börsejahre 1873 auch diese große Kali-Aktiengesellschaft zu Grunde und erst im Jahre 1887 wurde auf Andrängen der landwirthschaftlichen Kreise Galiziens der Abbau dieser für die Landwirthschaft so nützlichen Kainitlager neuerdings vom Staat aufgenommen. In viel zu geringem Maße werden jedoch gegenwärtig die Kalisalze gewonnen (im Jahre 1895 kaum 29.000 Metercentner im Verkaufswerthe von 29.000 Gulden) und es ist sehr zu beklagen, daß dieser Kalisalzbergbau, welcher im Stande wäre, Rakusz zum Centrum eines chemischen Großbetriebes zu machen, durch mißliche Umstände und infolge eines zu geringen Unternehmungsgeistes zu keiner günstigen Entfaltung gelangen kann.

Viel jünger als der galizische Salzbergbau, aber gegenwärtig wohl nicht weniger wichtig ist die Erdölindustrie Galiziens, welche, kaum seit 40 oder 50 Jahren bestehend, zu immer größerem Aufschwunge gelangt und gewiß bestimmt ist, in der österreichisch-ungarischen Monarchie zukünftig noch eine große Rolle zu spielen. Das hie und da an den Ufern der Karpathenbäche sowohl im Hochgebirge, wie auch am Nordfuße desselben hauptsächlich nach großen Regengüssen hervortretende, schwarze oder grünlich-braune Erdöl war schon im XVIII. Jahrhundert bei den dortigen Einwohnern unter dem Namen „ropa“ wohl bekannt und als Wagenschmiere benutzt; die Entdeckung seines eigentlichen



ASCIENDENDO IN QUANTO ALTO DI BIELLA

technischen Werthes gelang aber erst in den Fünfziger-Jahren. Als hochverdiente Gründer dieser neuen Erdölindustrie darf man den ursprünglich als Apotheker thätigen Ignaz Lukaszewicz und die Großgrundbesitzer Titus Ritter v. Trzeciecki und A. v. Klobassa nennen, welche dem zuerst in Boryslaw bei Drohobycz und in Wóbrka bei Krosno entdeckten Erdöle sofort große Bedeutung zuerkannten und versuchten, dasselbe zu reinigen, zu destilliren und zum Brennen in den Lampen zu verwenden. Nachdem die ersten Versuche gut ausgefallen waren und bereits im Jahre 1859 der Nordbahnhof in Wien mit galizischer Naphtha beleuchtet wurde, begann infolge des von Nordamerika gegebenen mächtigen Impulses die neue Ära der galizischen Petroleumindustrie, welche jedoch in Ermangelung eines geregelten Rechtszustandes — das Erdöl wurde nach mehreren sich widersprechenden Rechtserkenntnissen erst im Jahre 1862 auf Wunsch des galizischen Landtages mittelst eines kaiserlichen Patentes als Zugehör des Grundeigentums erklärt — zuerst nur langsam diesen großen Schatz des Karpathengebirges zu erschließen versuchte. Mit gegrabenen, wenig tiefen, schlecht ventilirbaren und sehr kostspieligen Schächten verfolgte man damals die an der Oberfläche erscheinenden Erdölspuren und in Klüften oder mittelst einfacher Pumpen brachte man das aus den Poren und Klüften des Gesteines hervorquillende Erdöl zu Tage. Es war damals, zwischen den Sechziger- und Achtziger-Jahren, ein schweres und gewagtes Unternehmen, nach Naphtha zu graben, da man nur in verhältnißmäßig geringe Tiefe — 100 bis 200 Meter — zu dringen verstand und weil der Bergbau infolge der tödtlichen Kohlenwasserstoffgase mit fortwährender Lebensgefahr verbunden war. Nur der damalige hohe Preis des Rohöles (z. B. im Jahre 1877 9·93 Gulden per 1 Metercentner) ermöglichte es, daß diese Industrie sich allmählig hob und im Jahre 1877 die ziemlich bedeutende Jahresproduction von circa 121.000 Metercentner (in ganz Galizien) erreicht wurde. Erst die allgemeine Anwendung der Bohrmethode, und zwar des aus Nordamerika eingeführten und den galizischen Schichtenverhältnissen angepaßten sogenannten canadischen Bohrsystems, ermöglichte, in immer größere Tiefen viel schneller und mit verhältnißmäßig geringeren Kosten zu dringen, wie auch das Grubenwasser abzuschließen; heutzutage sind Bohrschächte von 500 bis 600 Meter Tiefe oder auch darüber in den galizischen Ölfeldern eine nicht seltene Erscheinung.

Längs der ganzen mittel- und ostkarpathischen Gebirgskette, etwa von Meczany bei Neu-Sandec bis an die bukowinische Landesgrenze im Osten, tritt das schwarze, grünlich-braune, seltener dunkel- oder hellgelbe Erdöl an sehr vielen Punkten aus den Schichten der Karpathensandsteine, hauptsächlich in der Nähe der sogenannten Menilittschiefer — eines Complexes von schwarzen blätterigen Hornstein und Fischreste führenden bituminösen Mergelschiefeln — als ein Zerfallsproduct der Fischwärme des alttertiären Meeres auf. Vom salzigen Wasser emporgehoben oder durch Erdölgase hinaufgedrückt, wird

daselbe gegenwärtig nur mittelst der Bohrlöcher gewonnen, deren wohl mehrere Tausende im Laufe der letzten 25 Jahre in ganz Galizien niedergestoßen wurden. In mindestens 400 bis 500 Punkten im Bereiche des Karpathengebirges wurde das Vorhandensein von Erdöl constatirt und in circa 150 Gemeinden existirten oder existiren noch heute Petroleumgruben, welche seit dem Inkrafttreten des Reichsgesetzes vom 11. Mai 1884 und des galizischen Landesgesetzes vom 17. December 1884 wohl als Zugehör des Grundeigentums endgiltig erkannt, in bergpolizeilicher Beziehung jedoch den Bergbehörden



Letzte Fahrt: Das dreifache „Glück auf!“

unterstehen und deren Betrieb viele ausgezeichnet geschulte und intelligente (im Jahre 1895 an 4323) Arbeiter beschäftigt. Nicht alle diese Gruben haben eine glückliche Vergangenheit zu verzeichnen oder eine vielversprechende Zukunft zu erwarten. Nur wenige Gebiete in Ost- und Westgalizien, wie z. B. Stoboda Kungurska, Woryslaw, Siary, Krug, Potof, Bóbrka, Wietrzno-Kówne und in neuester Zeit Schodnica bei Woryslaw können sich rühmen, wirklich Millionenwerthe erschlossen zu haben. Viele Gruben haben bei intensivem Betriebe nur eine beschränkte Lebensdauer von einigen Jahren und müssen dann als erschöpft verlassen oder nachgeteuft werden. Manche der Eisfelder, wie z. B. Stoboda Kungurska, Wietrzno und Schodnica, wurden durch die geysierartigen Ausbrüche des erhobten Erdöls weit berühmt, und diese Berühmtheit ist wohl berechtigt, wenn man erwägt, daß z. B.

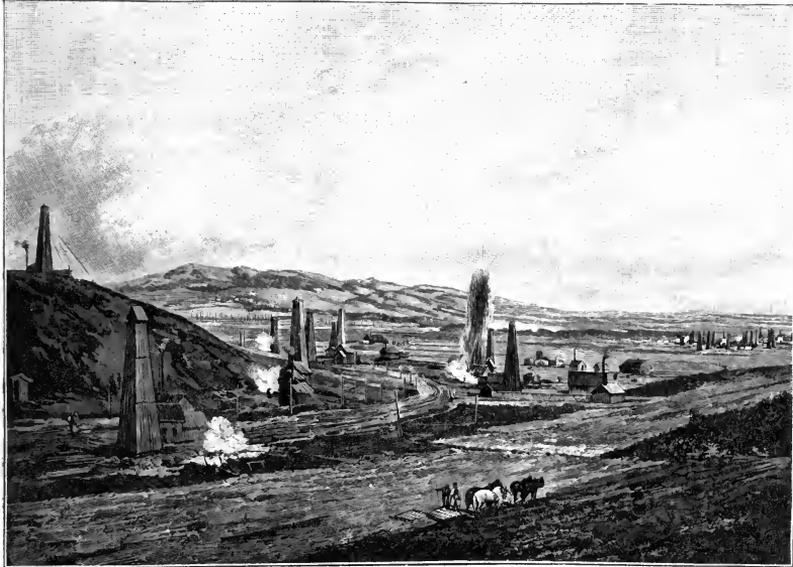
der neue im August 1895 in Schodnica bis 304 Meter erbohrte, der Anglobank gehörige Schacht Nr. 78 (Jakob) durch seinen ersten Ausbruch die ganze Gegend im Umkreis von  $\frac{1}{2}$  Kilometer halb überschwemmte und eine Tagesproduction von circa 10.000 Metercentner Öl im Werthe von etwa 25.000 Gulden aufzuweisen hatte, eine ganz außerordentliche Production, die wohl auch nach mehreren Monaten bis auf etwa 300 Metercentner per Tag herabsank.

Das Rohöl wird in den Raffinerien meistens innerhalb, doch auch außerhalb des Landes zum Handelspetroleum raffinirt, wobei leichte Benzinöle, das eigentliche Leucht-petroleum und die schweren Schmieröle nebst minderwerthigen Rückständen gewonnen werden. In Galizien existirten im Jahre 1893: 41 Raffinerien, welche zusammen 410.575 Metercentner Handelspetroleum im Werthe von etwa 8,200.000 Gulden erzeugt und dafür 2,704.000 Gulden Consumsteuer gezahlt haben. An Rohöl wurde in demselben (1893) Jahre in ganz Galizien nach amtlicher Statistik, welcher wohl etwas zu niedrige Ziffern als Grundlage dienen, 963.312 Metercentner im Werthe von 3,008.819 Gulden, im Jahre 1895 dagegen 1,886.344 Metercentner im Werthe von 4,464.353 Gulden gewonnen. Nach einer anderen aus Kreisen der Petroleumproducenten herrührenden approximativen Schätzung sollen im Jahre 1895 bereits über 2,120.000 Metercentner und im Jahre 1896 schließlich sogar gegen 3,400.000 Metercentner Rohöl gewonnen worden sein.

Diese Ziffern allein zengen schon von der sehr großen national-ökonomischen Bedeutung der galizischen Petroleumgewinnung, welche bereits heute einen Gesamtwertb von über  $6\frac{3}{4}$  Millionen Gulden darstellt und die gewiß den ganzen Consumbedarf der österreichisch-ungarischen Monarchie an Handelspetroleum decken und sich noch viel kräftiger und exportfähiger entwickeln könnte, wenn sie in dem Importe des kaukasischen bereits destillirten, aber noch als Rohöl verzollten Petroleums nicht einer übermäßigen und schwer zu bekämpfenden Concurrenz begegnen würde.

Nicht minder werthvoll, wenn auch viel seltener und in viel geringeren Quantitäten vorkommend, ist das Erdwachs oder Ozokerit, welches am Fuße der Karpathen im Bereiche der miocänen Salzformation in Boryslaw und Truskawiec bei Drohobycz und außerdem in Starunia und Dzwiniacz bei Radworna vorkommt. Eine nur halb feste und halbflüssige, schwarze oder dunkelbraune, seltener gelbliche oder grünliche, knetbare und leicht schmelzbare Masse bildend, tritt das Ozokerit als Residuum des in die Klüfte der salzführenden Thone und Mergelschiefer eingedrungenen und dann chemisch und physikalisch veränderten Erdöles in verschiedener Tiefe in Begleitung des flüssigen Rohöles, der salzigen Wässer und der betäubenden Kohlenwasserstoffgase auf und wird mittelst gegrabener Schächte und Strecken abgebaut. Die äußerst primitive Abbau- oder eigentlich

Raubbaumethode der Boryslawer Ozokeritlagerstätten, welche seit der zweiten Entdeckung dieses Minerals im Jahre 1856 bis etwa 1880 beinahe ausschließlich in Verwendung war und die zu allerlei in jeder Hinsicht berechtigten Klagen Anlaß gab, macht seit einigen Jahren, hauptsächlich seit dem Inkrafttreten der Petroleumgesetze vom Jahre 1884, dem mehr geregelten und rationellen Abbausysteme Platz, das in den größeren Grubencomplexen der galizischen Creditbank und der „Compagnie commerciale française“ systematisch durchgeführt werden soll. Seit jeher war Boryslaw durch seinen Raubbau, durch die auf einer



Petroleumgruben von Potof bei Krosno.

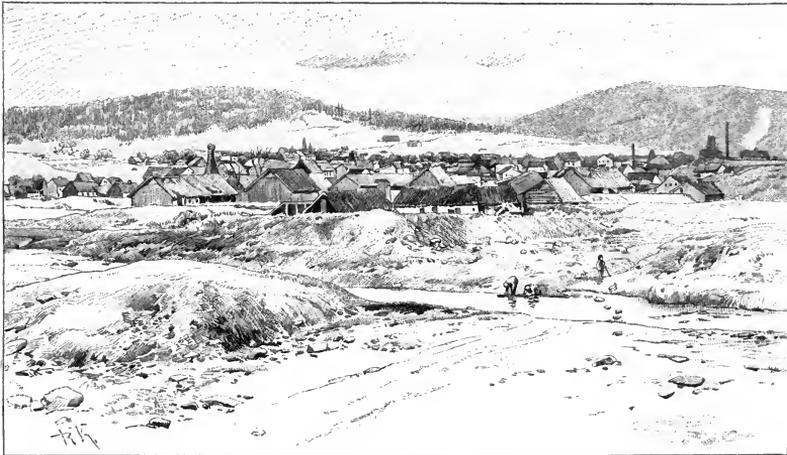
verhältnißmäßig kleinen Fläche in mehreren Tausenden angelegten, höchst lebensgefährlichen Schächte, seine heterogene Arbeiterbevölkerung, die wenig lobenswerthe Wirtschaft der meisten Unternehmer und die vielen Unglücksfälle eine berüchtigte Sühenswürdigkeit und der Schauplatz eines an kalifornische oder australische Verhältnisse erinnernden Naphtha- und Ozokeritfiebers gewesen und nur langsam bricht sich dort der wohlthätige Einfluß der fortschreitenden Cultur und der Bergbehörden Bahn.

Wenn auch die glücklichen Goldjahre für Boryslaw längst verschwunden sind, ist doch noch heute die Jahresproduction ziemlich bedeutend. Im Jahre 1893 wurden nach amtlicher Statistik in ganz Galizien 56.248 Metercentner Ozokerit im Werthe von

1,268.335 Gulden, im Jahre 1895 dagegen 67.655 Metercentner im Werthe von 1,860.119 Gulden gewonnen und davon entfallen über 60.000 Metercentner auf Boryslaw allein. Das Rohozokerit wird auf der Erdoberfläche sortirt und gewaschen und kommt dann an Ort und Stelle oder nach Drohobycz in die Schmelzwerke, wo es geschmolzen und in bestimmte Formstücke von etwa 50 Kilogramm Gewicht gegossen wird. Diese Handelswaare wird entweder in Drohobycz zu Ceresin und Ceresinkerzen verarbeitet oder wandert als Halbfabricat nach Mähren, Niederösterreich, Böhmen, Deutschland und Rußland, wo es in Paraffin- und Ceresinfabriken weiter verarbeitet wird. Im Jahre 1892 wurden aus Galizien mindestens 47.000 Metercentner Ozokerit im Werthe von circa 1,200.000 Gulden exportirt. Das aus Ozokerit erzeugte hellgelbe oder vollkommen weiße, wachsähnliche Ceresin findet in sehr vielen chemischen Betrieben Verwendung und hat hauptsächlich in der Kerzenfabrication das Bienewachs fast ganz verdrängt. Die technische und national-ökonomische Wichtigkeit dieser Ozokerit- und Ceresinindustrie kann man ermessen, wenn man berücksichtigt, daß der Gesamtwertb des in den letzten dreißig Jahren (1863 bis 1892) in Galizien gewonnenen Erdwachses mindestens 60 Millionen Gulden darstellt, wovon auf Boryslaw allein gegen 59 Millionen entfallen.

Mit Ozokerit schließt die Hauptreihe der gegenwärtig in Gewinnung stehenden nützlichen Mineralien des Karpathengebirges. Das Bild der Bergbauhätigkeit in den Karpathen wäre jedoch nicht vollständig, wenn wir die Eisenerz-, Schwefel- und Braunkohlenvorkommnisse des obigen Gebietes nicht wenigstens ganz kurz erwähnen würden. Die Eisenerze sind sowohl im Bereiche der cretacischen und alttertiären Sandsteine, wie auch in dem Innern der Tatrafette wohl bekannt und auf den karpathischen Sphärosideriten oder Thoneisensteinen beruhte die feinerzeit sehr ausgedehnte und bedeutende Eisenhüttenindustrie, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts etwa bis zum Jahre 1870 die weit entlegenen und kaum zugänglichen Urwälder Galiziens auf diese Weise einer wenigstens theilweisen Verwerthung zuführte. Mit der Vertheuerung des Bau- und Brennholzes und nachdem jene entlegenen Waldgegenden durch Bahnverbindungen einer viel lucrativeren Holzindustrie erschlossen worden, konnten sich diese auf arme — kaum 20 bis 30 Percent metallisches Eisen enthaltende — sehr wenig mächtige und in der Regel nicht anhaltende Eisenflöze gegründeten und ziemlich primitiv eingerichteten Eisenhütten nicht behaupten und nach und nach erloschen alle Frischfeuer und Hochofen des Karpathengebirges mit der einzigen Ausnahme der ehemals Erzherzoglich Albrecht'schen Eisenwerke bei Saybusch. Gegenwärtig existiren also in ganz Galizien als die einzigen Repräsentanten der Eisenindustrie nur das Eisenwerk in Wegierska Górka mit zwei Hochofen nebst dem gleichfalls nunmehr Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Friedrich gehörigen Blechwalzwerk in Obszar und das ärarische, ganz kleine und nur altes oder fremdes

Roheisen verarbeitende Eisenwerk in Pasieczna bei Radworna. Die Hochöfen von Wegierska Górka erzeugten im Jahre 1893: 34.811 Metercentner Gußroheisen im Werthe von 228.573 Gulden, im Jahre 1895 dagegen nur 25.028 Metercentner im Werthe von 158.520 Gulden, wovon 12.877 Metercentner auf die direct aus den Hochöfen producirte Gußwaare entfallen und in zwei Cupolöfen wurden außerdem 49.570 Metercentner Gußwaare im Werthe von 411.431 Gulden erzeugt. Zu dieser Production wurden im Jahre 1895: 58.222 Metercentner ungarischer, schlesischer, galizischer, preussischer, russischer, schwedischer und spanischer Eisenerze verbraucht. Die in Wegierska Górka erzeugte Gußwaare besteht größtentheils aus Wasserleitungsröhren, Eisenöfen und Kochgeschirr, welche Gegenstände



Das Erdwachsbergwerk zu Boryslaw.

infolge ihrer ausgezeichneten Qualität weit nach Westen und Osten abgesetzt werden. Das Blechwalzwerk in Obszar bei Szymbusch verfertigt eiserne und verzinkte Bleche in verschiedenen Sorten; dazu wird das schlesische, in den Hütten von Trzyniec erzeugte Roheisen verwendet.

Ebenfalls nur eine historische Bedeutung besitzt heute für Galizien die sehr alte, wenigstens bis in das Jahr 1598 zurück zu verfolgende Schwefelgewinnung in Swozowice bei Strakan. Die der subkarpathischen Miocänformation zugehörigen Schwefelerz führenden Mergel waren um die Mitte des XIX. Jahrhunderts Gegenstand eines regen und ausgedehnten ärarischen Bergbaues, und es gab um das Jahr 1860 Zeiten, wo Swozowice den größten Theil des in Osterreich erzeugten und verbrauchten Schwefels producirte. Mit dem Augenblicke jedoch, als der viel billigere sicilianische Schwefel seinen Weg nach Osterreich fand und in immer größeren Mengen auf den Markt kam, mußten

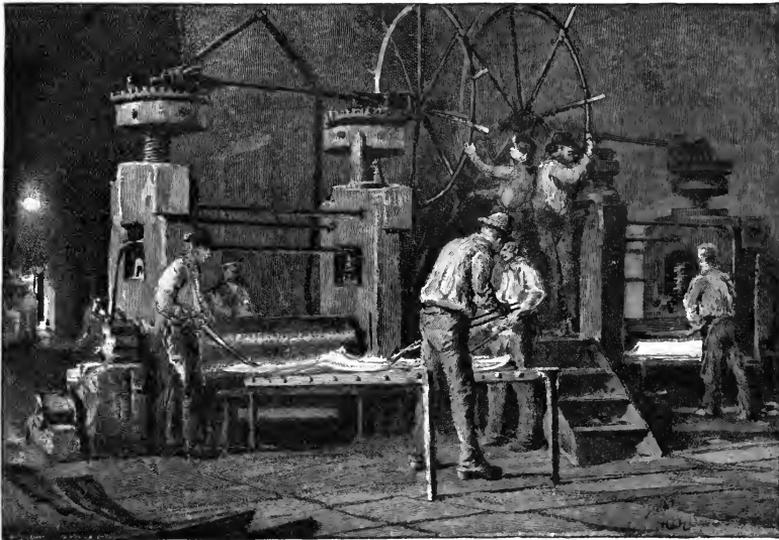
die Swošzowicer auf viel ärmere Erze — kaum 12 bis 16 Percent Schwefelgehalt — angewiesenen Gruben ihren Abbau zuerst beschränken und dann gänzlich auflassen. Seit dem Jahre 1884, in dem das ganze ärarische Schwefelwerk aufgelassen und alle Grubenrechte gelöst worden, hat Swošzowice ebenso wie das Schwefellager in Truskawiec nur einen geologischen Werth und außerdem als Schwefelbad eine ziemlich beschränkte Bedeutung.

Günstiger liegen die Verhältnisse für das letzte nutzbare Mineral der Karpathen, das hier noch kurz besprochen werden soll, für die Braunkohle. Miocäne Braunkohlenlager treten sowohl im Westen des karpathischen Nordrandes bei Grudna Dolna unweit von Debica, wie auch mitten im Gebirge, bei Neu-Sandec und Neumarkt, schließlich auch weit im Osten am Fuße der Karpathen in Myszyn und Nowosielica südlich und östlich von Kolomea auf. Die Sandecer Lignitlager haben gegenwärtig gar keine, die Grudnaer Flöze nur eine ganz geringe bergmännische Production aufzuweisen und die Jahresproduction dieser letzteren Gruben, die bei ziemlich guter Qualität der Kohle und der nicht unbedeutenden Mächtigkeit des Flözes gut prosperiren könnten, beträgt im letzten (1895) Jahre kaum 17.851 Metercentner im Werthe von 5.355 Gulden. Nur das ostgalizische Braunkohlenrevier von Myszyn und Nowosielica erfreut sich einer steten und günstigen Entwicklung und die verhältnißmäßig sehr gute Qualität der Kohle, wie auch der empfindliche Holzmangel in jener an das walddlose Podolien unmittelbar angrenzenden subkarpathischen Gegend können dem dortigen Braunkohlenbergbau eine vielversprechende und hoffnungsvolle Zukunft eröffnen.

Bereits dem podolischen Gebiete gehören die Braunkohlenlager von Glińsko und Skwarzawa bei Żółkiew und die anderen noch wenig erschlossenen Lignit-Ausbisse bei Rawa ruska, Złoczów und Czortków an. An zahlreichen Punkten sind auf diesem West- und Nordrande der podolischen Platte die Braunkohlen Spuren seit langer Zeit bekannt, nur in einer einzigen Gegend jedoch, bei Glińsko und Skwarzawa gaben solche Ausbisse Veranlassung zu einem größeren Bergbaubetriebe, der seit etwa 30 Jahren nicht unbedeutende Kohlenmengen geliefert hat. Die Reviere von Grudna Dolna, Glińsko und Myszyn mit Nowosielica sind daher gegenwärtig die einzigen Productionspunkte der galizischen Braunkohlen, die im Jahre 1895 im Ganzen eine wohl viel größere als früher, aber noch immerhin wenig beträchtliche Menge (457.800 Metercentner Braunkohle im Werthe von 227.659 Gulden) erzeugten.

Mit den Braunkohlen sind wir in Podolien angelangt, welches als das dritte geologische Gebiet Galiziens mit Ausnahme derselben nur verschiedene Arten von Baumaterialien als nützliche Mineralien aufweist. Diese Baumaterialien würden gewiß eine viel größere Bedeutung und Verwendung verdienen, als sie ihnen bisher zu Theil wurde. Der rothe devonische, äußerst feinkörnige und harte, in Platten leicht

spaltbare Sandstein ist an vielen Punkten der podolischen Platte zwischen Trembowla im Norden und Buczacz und Janów im Süden gut aufgeschlossen und könnte als ausgezeichnetes Material zu Treppen, Trottoirplatten und Wegsteinen weit über die Grenzen Galiziens exportirt werden. Bisher beschränkt sich jedoch seine Verwendung auf das östliche Galizien, und nur eine übrigens nicht ganz unbedeutende Menge von aus den am besten spaltbaren Varietäten des Sandsteines gefertigten halbgelassenen Seifenwegsteinen wird weit nach Osten, nach Süd- und Ostrußland, Persien und China ansgeführt. Der leichte poröse, gut zu bearbeitende Lithothamnienkalk oder der farnatische dichtere Kalkstein



Mehlwalze „Friedrichshütte“ in Dobzár.

geben auch ein sehr gutes Baumaterial ab. Die zahlreichen Abarten der verschiedenfarbigen dichten Gypse und des krystallinischen schneeweißen Maafters haben bisher in nur ganz geringem Maße zu Decorations- und Sculpturobjecten eine wenig allgemeine Verwendung gefunden. Es ist wohl zu hoffen, daß mit dem Ausbaue des podolischen Localbahnhafes, an dem jetzt eifrig gearbeitet wird, eine Wendung zum Besseren in der Richtung einer ansiebigigen Ausnützung der podolischen Baumaterialien eintreten dürfte.

Mit Podolien sind wir zum Schlusse der Bergbauthätigkeit in Galizien gelangt. Die nordgalizische Tiefebene zwischen der Weichsel und dem Zsanflusse besitzt außer den diluvialen und alluvialen Kieseisensteinen absolut keine erwähnenswerthen nützlichen

Mineralien; nur die massenhaft vorhandenen Thone und Letten, mit denen überhaupt Galizien von der Natur reich ausgestattet ist, werden an mehreren Punkten, wie z. B. in Niepokomice an der Weichsel, zur Erzeugung von Ziegeln, Dachziegeln, Drainageröhren und Kachelöfen verwertet.

Hiermit können wir diese kurze Übersicht der einzelnen Zweige des galizischen Berg- und Hüttenwesens abschließen und nur einige Ziffern sollen noch die Hauptzüge des obigen Bildes ergänzen. Von dem schwer berechenbaren Werthe der Baumaterialienproduction abgesehen, kann man den gesammten Geldwerth der jährlichen Bergbauproduction Galiziens an Stein- und Braunkohle, Eisen-, Blei-, Zinkerzen, Erdöl und Erdwachs, wenn wir die amtliche Statistik als Grundlage nehmen, mit etwa  $8\frac{1}{4}$  Millionen (im Jahre 1895: 8,108.328) Gulden beziffern. Die Stein- und Erdsalzerzeugung repräsentirt einen Monopolverth von beinahe  $8\frac{1}{2}$  Millionen (im Jahre 1895: 8,448.925) Gulden. Der gesammte Bergbau Galiziens bewerthet sich mithin mit circa  $16\frac{3}{4}$  Millionen (im Jahre 1895: 16,557.253) Gulden. Dem gegenüber beläuft sich der Geldwerth der galizischen Eisen- und Zink-Hüttenproduction mit der Cupolöfen- und Zinkweißerzeugung zusammen auf über  $1\frac{1}{4}$  Million (im Jahre 1895: 1,298.544) Gulden. Außerdem beziffert sich der Jahreswerth der galizischen Handels-Petroleumproduction mit circa 10 Millionen. Die Totalziffer des gesammten galizischen Bergbau- und Hüttenwesens mit Einschluß der Salz-, Zinkweiß- und Petroleumproduction erreichte daher im Jahre 1895 circa 28 Millionen Gulden, von welcher Summe jedoch ein sehr namhafter Theil als der ursprüngliche Werth der gewonnenen Rohstoffe in Abrechnung gebracht werden mußte.

Wie dem auch sei, erhellt schon aus diesen Ziffern, daß das galizische Berg- und Hüttenwesen, welches im Ganzen über 15.000 Arbeitern (im Jahre 1895: 15.328) Beschäftigung verschafft, einen bedeutenden national-ökonomischen Werth für das Land besitzt, und es steht zu erwarten, daß mit dem Steigen der Kultur und mit der Kräftigung des noch ziemlich schwachen Unternehmungsgeistes der galizische Bergbau und die Hüttenindustrie, auf gesunder Grundlage basirt, sich immer mehr und mehr entwickeln werden zum Wohle der einheimischen Bevölkerung und zum allgemeinen Nutzen des Reiches.

### Handel, Industrie und Gewerbe.

Es ist eine sehr schwierige Sache den Handelsverkehr Galiziens ziffermäßig genau darzustellen. Die mangelhafte österreichische Eisenbahnstatistik bietet kein hinreichend sicheres Material, um daraus ein vollendetes, wahrheitsgetreues Bild des Handelsverkehrs Galiziens mit den angrenzenden Gebieten zu entwerfen. In Folge dessen müssen wir uns auf einige charakteristische Details beschränken und mehr im allgemeinen Dasjenige hervorheben,

wodurch sich unser Kronland als Produktions- und Absatzgebiet von anderen Theilen der Monarchie unterscheidet.

Als agricoles Produktionsgebiet führt Galizien fast ausschließlich Rohstoffe aus, importirt dagegen aus den westlichen Provinzen und aus dem Auslande Fabrikate verschiedener Art, da die inländische Industrie bisher nur einen minimalen Theil des heimischen Bedarfs zu decken im Stande ist. Dies ist stets im Auge zu behalten, um die große wirtschaftliche Bedeutung Galiziens als nächsten und sichersten Absatzgebietes für die industriellen Erzeugnisse der westösterreichischen Kronländer gehörig zu würdigen. Als hauptsächlichste Exportartikel sind zu nennen: Getreide und Mehl, Horn- und Borstenvieh, Fleisch, Eier, Federn, Häute, Borsten, Holz in rohem und theilweise in verarbeiteten Zustande, Spiritus, endlich rohes und raffiniertes Petroleum und Steinsalz.

Weizen und Korn werden jetzt fast ausschließlich als Mühlenfabrikate ausgeführt, andere Getreidearten gelangen in rohem Zustande in den Handel. Merkwürdigerweise steigert sich von Jahr zu Jahr die Zufuhr des ungarischen Weizenmehls, welches trotz Frachtkosten in den südlichen Landestheilen concurrenzfähig ist und den inländischen Mülhenerzeugnissen ein höchst gefährlicher Nebenbuhler um die Gunst des consumirenden Publikums geworden ist. Von gut informirter Seite wird als Hauptursache dieses Eindringens ungarischen Mehles die Überlegenheit der dortigen Mühlenindustrie sowohl in technischer als in ökonomischer Hinsicht angeführt, was auch den Verfall zahlreicher Wassermühlen im südlichen Galizien, z. B. im Dunajcegebiete erklärt.

Höchst bedentfam und von Jahr zu Jahr mächtiger entwickelt sich die Viehproduction und der Export von lebenden und geschlachteten Thieren, sowohl nach den westlichen Provinzen (Wien, Prag etc.) als auch nach Deutschland (Schlesien, Bayern). In Folge streng durchgeführter veterinärpolizeilicher Vorschriften treten jetzt die ehemals so fürchtbar verheerenden Thierseuchen verhältnißmäßig sehr selten auf, und die Viehzucht des Landes erfreut sich seit Jahren besonderer Obforge sowohl von Seite der einzelnen Landwirthe als auch von Seite der landwirtschaftlichen Vereine, welche auf diesem speciellen Gebiete eine höchst erfpriessliche und hervorragende Thätigkeit entwickeln. Minder günstig gestaltet sich der Handel mit Butter und Käse. Die sogenannte galizische Butter erfreut sich auf manchen Märkten keines guten Rufes, wohl lediglich deshalb, weil es bisher leider noch nicht gelungen ist, eine genügende Anzahl kapitalsträftiger Molkereigenossenschaften zu gründen, weshalb der Butterhandel vielfach in die Hände von theils unredlichen, theils unfähigen Kaufleuten gerathen ist, welche mit der Waare nicht sachmännisch umzugehen wissen und sich meistens sehr bald die Gunst der auswärtigen Kunden verlieren. Erst in neuester Zeit haben sowohl Großgrundbesitzer als auch bäuerliche Grundbesitzer etliche Molkereigenossenschaften ins Leben gerufen, und es dürfte in nächster Zukunft ein Handelsverband

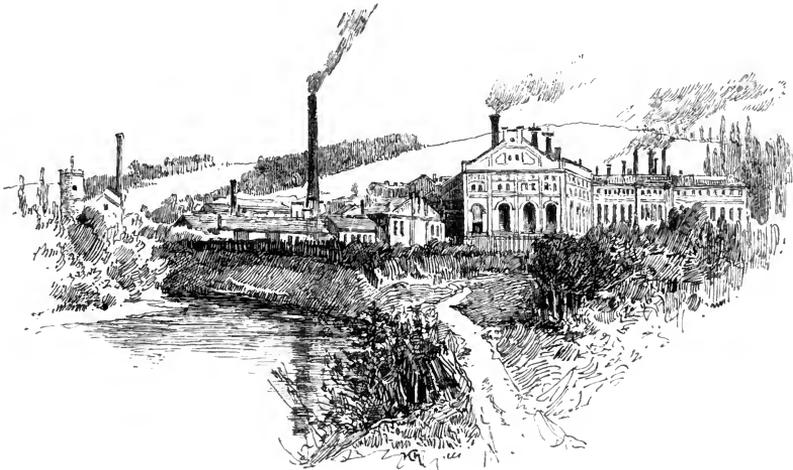
der inländischen Molkereigenossenschaften entstehen, um den Export von Butter für die galizischen Producenten vortheilhafter zu gestalten.

Um vieles günstiger hat sich der Ausfuhrhandel galizischer Eier entwickelt. Galizien exportirt jährlich tausende Waggons dieser Waare im Werthe von 12 bis 14 Millionen Gulden nach Deutschland, England und in die westlichen Kronländer. Der Eierhandel befindet sich, insbesondere in Ostgalizien, in finanziell kräftigen, im großen Durchschnitte auch ziemlich soliden Händen. Mancher galizische Eiergroßhändler hat einen Jahresumsatz von 500.000 bis 1.000.000 Gulden, besitzt eigene Verkaufs-Filialen in Deutschland, sowie Einkaufsagenturen in Rumänien, Rußland und Bulgarien. Die Eier werden fast ausschließlich von Kleinbauern zusammengekauft und passiren gewöhnlich drei bis vier Hände (Zwischenhändler), ehe sie an den Großhändler, also an den eigentlichen Exporteur gelangen. Hier werden sie im Magazin sorgfältig nach Größe und Frische sortirt und entweder sofort in Kisten verpackt und versendet oder in Kaltwasser in großen Reservoirs für die Winter-Campagne aufbewahrt.

Außer den genannten Artikeln sind noch im Ausfuhrhandel Galiziens besonders Spiritus, Holz, Petroleum und Erdwachs zu erwähnen. Galizien besitzt eine einzige Fabriks-Brennerei, dagegen circa 550 kleine und mittelgroße landwirthschaftliche Brennereien, wovon drei mit Preßhese-Erzeugung. In der Jahres-Campagne 1893 auf 1894 wurden im Lande über 38 Millionen Hektoliter-Grade Alkohol producirt, was mehr als 30 Procent der Gesamtproduction Oesterreichs ausmacht. Der zur Ausfuhr in die westlichen Kronländer, nach Deutschland, in die Schweiz und mehrere andere europäische und überseeische Länder bestimmte Spiritus wird vorher in hierländischen großen, fabriksmäßig eingerichteten Raffinerien rectificirt, theilweise in besonderen Liqueurfabriken zu den im österreichischen und auswärtigen Handel altbekannten und altberühmten polnischen Rosoglos und zu Liqueurs verarbeitet. Die großen Liqueurfabriken in Łancut, Saybusch, Biala, Masno bei Wieliczka, Zdzębnik, Lemberg und Krukowice versenden ihre sehr schmackhaften und verhältnißmäßig ziemlich billigen Fabrikate in bedeutenden Quantitäten in die deutschen und böhmischen Länder Oesterreichs, ins europäische Ausland, ja sogar nach Kleinasien, Nordafrika und Südamerika. Darin erschöpft sich aber keineswegs die wirtschaftliche Bedeutung der Spiritusindustrie für Galizien. Die 550 landwirthschaftlichen Brennereien ermöglichten auf den meisten Groß- und Mittelgütern erst die Einführung eines intensiveren, auf Fruchtwechsel basirten landwirthschaftlichen Wirtschaftssystems, indem sie eine constante und rentable Verwerthung der auf dem Meierhofe producirten Kartoffeln gewähren und den Landwirthen die Production von Mastvieh gewinnreich machen. Dies erklärt zur Genüge, weshalb Galizien an der Erhaltung des landwirthschaftlichen Brennereibetriebes so stark interessirt ist, weshalb

ferner die landwirthschaftlichen Interessentenkreise einer jeden Reform der Branntweinsteuer mit großem Mißtrauen und lebhaftem Unbehagen entgegensehen.

Der Holzhandel Galiziens entwickelt sich hauptsächlich in drei Richtungen: nach Westösterreich, nach Deutschland und nach dem Süden, das heißt nach den Balkanstaaten und in die Levante. Die waldigen Karpathenabhänge und die walddreiche Weichsel- und San-Ebene gestatten einen bedeutenden Holzexport, der leider in vielen Gegenden eine unheilvolle Raubwirthschaft herbeiführte und dem Lande mehr Schaden als Nutzen brachte. Das Holz wird gewöhnlich in halbfertigem Zustande verfrachtet. Die großen Sägewerke, worunter sich Kiesenunternehmungen mit einer Jahresproduktion von 5.000 bis 10.000



Brauerei in Dociem bei Bocknia.

Waggonen vorfinden, erzeugen vorzügliches Schnittmaterial, und zwar: Bretter, Staffeln, Latten, Bauholz, Resonanzholz zur Clavierfabrikation und anderes mehr. Als Nebenproducte werden in manchen Betrieben Holzdraht und Holzwolle erzeugt. Das bekannte Sägewerk in Demniewyżua bei Stryj producirt z. B. circa 11 Millionen Stück Hölzchen täglich für die im benachbarten Städtchen Skole gelegene größte galizische Zündhölzchenfabrik.

Das galizische Petroleum, dessen Production in den letzten Jahren einen so glänzenden Aufschwung nahm, wird theils als Rohproduct in die ungarischen und österreichischen Raffinerien ausgeführt, theils in den zahlreichen inländischen Raffinerien verarbeitet und als fertige Consumwaare exportirt. Die Ausfuhr beschränkte sich bisher auf

das Inland; erst in der allerletzten Zeit wurden einige ziemlich erfolgreiche Versuche unternommen, um das galizische Petroleum auf den deutschen Markt (nach Preussisch-Schlesien und Sachsen) zu bringen. Hingegen wird schon seit Jahren das galizische Erdwachs in bedeutenden Mengen ins Ausland, insbesondere nach Deutschland ausgeführt.

Galizien zählt zu den salzreichsten Ländern der Monarchie. Die Production erreichte im Jahre 1894 fast 1,500.000 Metercentner, wovon über 600.000 Metercentner auf das Industriesalz entfallen. Das auf den ostgalizischen Salinen gewonnene Sudsalz verbleibt im Lande, ebenso ein Theil des in Bochnia und Wieliczka erzeugten Steinsalzes. Ein bedeutender Theil des Steinsalzes wird nach Schlesien und Mähren ausgeführt, da in diesen Ländern keine Salzbergwerke vorkommen. In früherer Zeit bestand ein lebhafter Export galizischen Salzes nach Rußland, und zwar exportirte das berühmte Salzwerk in Wieliczka theils per Bahn, theils per Wasser auf der Weichsel große Quantitäten nach dem Königreich Polen. Dieser Salzhandel hörte vor circa 20 Jahren ganz auf, da die einheimische russische Production und die Concurrency preussischer Salinen das galizische, verhältnißmäßig theuer gewonnene Salz von den dortigen Märkten mit Erfolg verdrängten. Das in Wieliczka erzeugte Industriesalz ermöglichte die Errichtung einer großangelegten Sodafabrik in Szezakowa bei Chrzanów.

Der inländische Salzhandel in Galizien unterscheidet sich vom Salzverschleiß in anderen österreichischen Kronländern dadurch, daß hierzulande der Landesauschuß auf Grund eines Übereinkommens mit dem Krar den Salz-Groß- und Detailhandel als Landesunternehmen zu dem Zwecke de facto monopolisirte, um dieses unentbehrliche Genußmittel so billig als möglich allen Bevölkerungskreisen zugänglich zu machen. Es gelang auf diese Weise den in manchen Gegenden wucherisch betriebenen Salz-Detailhandel gänzlich auszurotten und einen höchst mäßigen und stabilen Salzpreis für alle Verkaufsstellen festzuhalten. Diese Verkaufsstellen sind nichts anderes als Landes-Salztraffen, welche unter steter Controle nach dem vom Landesauschusse bestätigten Tarife Koch- und Viehsalz verkaufen. Dank dieser praktischen Organisation sank der Salzpreis, insbesondere in allen von den Produktionsstätten entfernter gelegenen Ortschaften um zwei bis vier Gulden per Metercentner, und es kommt seither nicht mehr vor, daß der Händler, wie es früher öfters der Fall war, den Salzpreis je nach Größe der Zufuhr und nach der Jahreszeit beliebig zu bestimmen in der Lage wäre.

In manchen Gegenden übernahmen vom Landesauschusse den Salzverkauf bäuerliche Genossenschaften, sogenannte „Kolka rolnicze“, welche seit etwa fünfzehn Jahren in großer Anzahl in Galizien entstanden und gegenwärtig bereits einen sehr beachtenswerthen Factor des ländlichen Detailhandels bilden. Der seit dem Jahre 1883 bestehende bäuerliche landwirthschaftliche Centralverein in Lemberg gründete fast bei allen ihm

angehörigen landwirthschaftlichen Gauvereinen (landwirthschaftlichen Casinos) genossenschaftlich organisirte Einkaufs- und Verkaufsläden, die fast alle dem Bauer nothwendigen Waaren führen und sich auch manchenorts mit dem Abzuge bäuerlicher Producte, z. B. Eier und Butter befassen. In West-Galizien allein existiren über 600 solcher ländlicher Consumvereine, wovon circa 150 einem Handelsverband in Krakau angehören und durch denselben die meisten Waaren beziehen. Ähnliche, wenn auch minder bedeutende Handelsverbände der landwirthschaftlichen Gauvereine entstanden in den letzten drei Jahren (1894 bis 1896) in Lemberg, Neu-Sandez und Dembica. Der Krakauer Handelsverband, dessen Jahresumsätze die Summe von 600.000 Gulden erreichen, gründete im Jahre 1897 eine Zweiganstalt in Rzeszów, um den in der dortigen Gegend gelegenen bäuerlichen Consumvereinen den directen Bezug von Waaren aus dem in Rzeszów errichteten Lagerhause zu erleichtern.

Verwandte Zwecke verfolgt die in Lemberg von Ruthenen gegründete und streng national organisirte Handelsgenossenschaft „Narodnaja Torhowla“. Dieselbe besitzt in jeder größeren Stadt Ostgaliziens einen Verkaufsladen und versorgt auch eine größere Anzahl bäuerlicher Krämer auf dem Lande mit guten und verhältnißmäßig billigen Colonial- und Specereiwaaaren.

Als besondere Eigenthümlichkeiten des galizischen Handels verdienen noch die in Lemberg und Krakau existirenden Bazare für den Verkauf vaterländischer Industrieerzeugnisse eine specielle Erwähnung. Der Lemberger Bazar wurde von der galizischen Handels-Actien-Gesellschaft, derjenige in Krakau von der Stadtgemeinde gegründet. Es läßt sich nicht leugnen, daß mancher Zweig der inländischen Hausindustrie und des städtischen Handwerks erst durch diese Bazare weiteren Kreisen des Publikums bekannt geworden ist und erst auf diesem Wege für seine Erzeugnisse einen stabilen und vortheilhaften Absatz gefunden hat. Fast dieselben Dienste leistet dem einheimischen Gewerbe die vom „Verein zur Förderung vaterländischer Industrie“ in Lemberg im Jahre 1895 eröffnete permanente Gewerbe-Ausstellung, worin der Besucher ausschließlich inländische Waaren vorfindet und dieselben auch zu sehr mäßigen Preisen einkaufen kann.

Wenn die galizischen Handelsverhältnisse den ausländischen Fabrikanten und Großhändlern manchmal in keinem besonders günstigen Lichte erscheinen und die Solidität mancher hiesigen Kaufleute noch ziemlich viel zu wünschen übrig läßt, so muß man diese betreibenden Erscheinungen hauptsächlich gewissen ökonomischen und anderen Ursachen zuschreiben, welche das Aufblühen großer Handelsstädte und das Entstehen eines reichen Kaufmannsstandes in Galizien verhinderten. Der Mangel an kapitalskräftigen nationalen Handelshäusern und der leider ziemlich niedere Bildungsstand des kleinen Kaufmannes hielten bis in die neueste Zeit tüchtigere Kräfte vom Eintreten in die Handelskarriere ab,

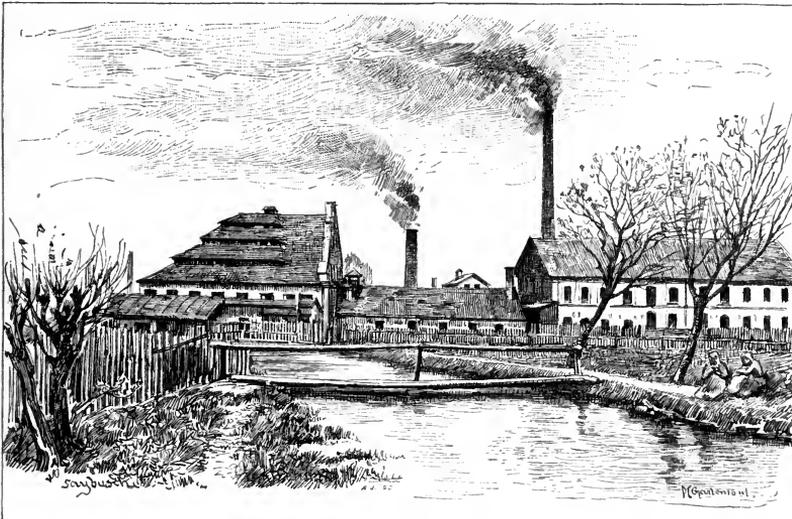
und so bestand auch der jüngere Nachwuchs aus meistens minderwertigen Elementen. Das Handelschulwesen erfreute sich auch keiner genügenden Fürsorge. Erst in den letzten Jahren entstand in Krakau die erste höhere Handelschule, welcher demnächst eine ähnliche Anstalt in Lemberg folgen wird. Dieser Umstand erklärt auch theilweise die stark anschwellende Bewegung auf dem handelsgenossenschaftlichen Gebiete, indem der reine Privathandel sich nicht genug solid und leistungsfähig erwies, um die Bedürfnisse des consumirenden Publikums und der einheimischen Producenten entsprechend zu befriedigen. Wir wollen hoffen, daß, nachdem die jetzt allgemein herrschende Abneigung gegen den Kaufmannsberuf im Schwinden begriffen ist und von Jahr zu Jahr mehr tüchtige und intelligente junge Leute sich diesem Berufe widmen, in nicht allzu ferner Zeit der galizische Handelsstand seine ökonomischen und nationalen Pflichten gegen das eigene Land mit bestem Erfolge erfüllen wird.

Bei Besprechung der Handelsverhältnisse Galiziens wurden bereits oben einige wichtige Industrien dieses Kronlandes erwähnt, insoferne dieselben Exportartikel von größerer Bedeutung liefern. Es erübrigt nun noch die hauptsächlich für den inländischen Markt arbeitenden Gewerbe zu beschreiben, wobei wir uns indeß mit Rücksicht auf den uns zugewiesenen Raum auf die Hervorhebung des hauptsächlichsten beschränken müssen.

Die Production unseres Landes umfaßt vorwiegend landwirthschaftliche Erzeugnisse. Mehr als vier Fünftel der Landesbevölkerung betreibt Ackerbau als Haupt- oder doch als wichtigen Nebenerwerb. Nach der Volkszählung des Jahres 1890 entfielen auf die landwirthschaftliche Bevölkerung über 5 Millionen, dagegen auf die gewerblichen Klassen etwas über 600.000 Seelen, worunter 91.000 selbständige Gewerbetreibende mit kaum 133.000 Arbeitern. Es erhellt aus diesen wenigen Ziffern, daß 1. die gewerbliche Production hierzulande weit hinter der landwirthschaftlichen an volkwirthschaftlicher Bedeutung zurücksteht, und daß 2. dieselbe vorwiegend in kleinen Unternehmungen mit geringer Arbeiterzahl, gewöhnlich ohne Mithilfe von mechanischen Motoren, betrieben wird. Galizien ist denn auch in Oesterreich noch immer das classische Land der Hausindustrie und des Kleingewerbes. Dafür fehlt uns leider bisher die eigentliche Großindustrie, jene kapitalsträftigen Hiesensbetriebe, welchen die westlichen Kronländer ihre gewerbliche Vorherrschafft und ihren gewaltigen Reichthum verdanken. Es genügt in dieser Beziehung auf die charakteristische Thatfache hinzuweisen, daß nach der Statistik des Jahres 1894 in Galizien kaum sechs Actiengesellschaften (ohne Eisenbahnen) bestanden, während z. B. Böhmen 121, das winzige Schlesien 11 Actiengesellschaften aufzuweisen vermochte. Wenn wir von den drei Creditactiengesellschaften absehen, so verbleiben im Ganzen drei Actiengesellschaften für den gesammten Handel und die gesammte Industrie (samt Bergbau)

eines 7 Millionen Einwohner zählenden Landes. Mit großer Genugthuung muß deshalb jeder Freund des Landes die Gründung einiger neuer industrieller Actiengesellschaften während der letzten zwei Jahre (1895 und 1896) begrüßen und darin ein hoffnungsvolles Anzeichen auf dem Gebiete der industriellen Productionsthätigkeit erblicken.

An die land- und forstwirtschaftlichen Betriebe lehnen sich folgende wichtigere Industriezweige an: die Branntweimbrennereien, die drei Zuckerfabriken, die Bierbrauereien, die Mühlenindustrie und die Sägewerke der Holzindustrie. Über die Spiritusfabrikation, die Mühlenindustrie und die großen Sägewerke in den Karpathenwäldern wurde schon



Industrielle Etablissements in Zagbush (Zivice).

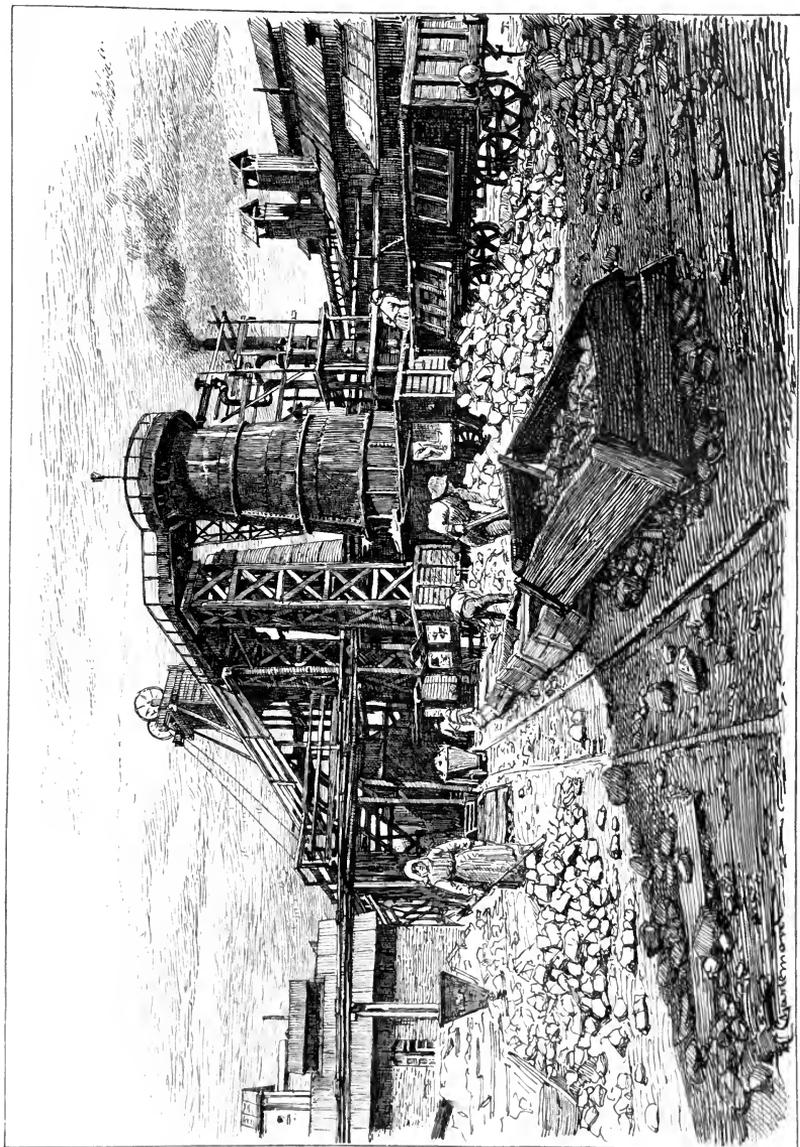
oben berichtet. Die Biererzeugung concentrirt sich gegenwärtig in circa 160 Brauereien, wovon nur 21 eine Jahresproduction von über 10.000 Hektoliter aufweisen. Die übrigen 140 Unternehmungen sind ganz kleine, ziemlich primitiv eingerichtete Brauereien, welche gewöhnlich von den Propinationspächtern betrieben werden. In denselben wird ausschließlich billiges Schankbier gebraut, welches innerhalb des betreffenden Propinationsgebietes sicheren Absatz findet. Die Zahl der Bierbrauereien hat seit dem Jahre 1860 rapid abgenommen; es verringerte sich dieselbe von 315 auf 160. Trotzdem kann man einen bedeutenden Aufschwung in der Bierproduction insbesondere seit circa fünfzehn Jahren constatiren. Die erzeugte Menge hierländischen Bieres stieg seit dem Jahre 1880 von 470.000 auf 920.000 Hektoliter im Jahre 1894. Unter den galizischen Brauereien nimmt

die v. Göß'sche Brauerei in Drocim mit 108.000 Hektolitern jährlicher Production den ersten Platz ein. Es gebührt ihr der Vorrang nicht nur der Menge nach, sondern, was allgemein im Lande anerkannt ist, auch wegen der vorzüglichen Güte des producirten Getränkes. Das Drocimer Bier wird im ganzen Lande von den wohlhabenden Klassen getrunken, es wird auch nach den benachbarten Ländern (Ungarn, Bukowina und Schlesien), in kleineren Partien sogar ins Ausland ausgeführt.

Auf dem Gebiete der Nahrungsmittelindustrie verdienen noch erwähnt zu werden: 1. Die Obst- und Gemüse-Conservenfabriken in Bochnia, Tzdebnik und Lubycza; 2. die Kaffeesurogatsfabriken in Krakau und Tarnów; 3. die Conservenfabriken in Mszana dolna, Tarnów, Podgórze. Die letzteren erzeugen hauptsächlich Sardinen und sogenannte Ruffen.

Außer den schon besprochenen Sägewerken gehören zur Holzindustrie zwei große Faßfabriken, eine Möbelfabrik, einige Parquettenfabriken, eine Fournierfabrik, zwei Holzstiftfabriken und einige größere Kunsttischlereien. Die für die Conservenfabriken nothwendigen Fässer erzeugt die Faßfabrik in Mszana dolna, Barrels für Petroleum die Fabrik in Olszanica. Holzmöbeln werden fabrikmäßig in der einzigen großen Fabrik gebogener Möbeln in Buczkowice bei Biala erzeugt. Es werden hier viele Hunderte von Arbeitern theils in der Fabrik, theils zu Hause (hausindustriemäßig) mit der Zubereitung der einzelnen Bestandtheile der gebogenen Möbeln beschäftigt. Die hier erzeugte Waare wird theils im Inlande abgesetzt, theils ins Ausland ausgeführt. Die Erzeugung von Kunstmöbeln hat unter dem wohlthunenden Einflusse des gewerblichen Fachunterrichtes im Lande große Fortschritte gemacht, und die größeren Städte, wie Krakau, Przemyśl, Lemberg und Stanislaw weisen eine von Jahr zu Jahr steigende Anzahl von tüchtigen Kunsttischlern auf, welche den höchsten Anforderungen der Eleganz, der Solidität und des guten Geschmacks Genüge zu leisten im Stande sind. Grobe und billige Tischlerwaare wird theils von den kleineren städtischen Meistern verfertigt, theils an manchen Orten hausindustriemäßig erzeugt. Allgemein bekannte Productionsstätten der Möbelhausindustrie sind z. B. Kalwarya in West- und Winniki in Ostgalizien.

Faßt nur fabrikmäßig erfolgt die Erzeugung von Parquetten und anderen Bau-tischlerwaaren. Die Parquettenfabriken in Krakau, Lemberg, Kamionka Strumilowa und Radworna, die hausindustriellen Parquettenwerkstätten in Szdowa Wisznia liefern eine schöne und billige Waare, welche nicht nur den einheimischen Markt vollständig beherrscht, sondern auch in anderen Kronländern und in Ungarn sich bereits concurrenzfähig erwiesen hat. Die erzherzogliche Fournierfabrik in Saybusch (Zywiec) producirt außer Parquetten insbesondere Fourniere zur Erzeugung von Holzschachteln, welche an die ärarischen Tabaktraffiken als Cigarrenschachteln geliefert werden.



Soda- und Sulfäurefabrik in Szigetmonostor.

Neben der Holzindustrie ist als verwandter Gewerbe- und Industriezweig die Papierindustrie zu nennen. Es gehören hierher die eigentlichen Papierfabriken in Sasów, Czerlany, Zablocie bei Żywiec (Saybusch) und andere mehr und mehrere Holzstofffabriken. Die galizischen Fabriken erzeugen Druck-, Schreib- und Packpapiere in verschiedenen Gattungen und sehr guter Qualität. Als Exportwaare, welche nach West- und Südeuropa und nach Nordafrika ausgeführt wird, sind die vorzüglichsten galizischen Seidenpapiere (Pack- und Cigarettenpapiere) hervorzuheben.

Die Textilindustrie wird im Lande in vielen Gegenden als Hausindustrie von der Landbevölkerung betrieben; die größeren Fabriksunternehmungen concentriren sich in der Umgegend von Biala, Kety und Żywiec. In der jüngsten Zeit wurde in Podgórze (bei Krakau) die erste Bindfaden- und Spagatspinnerei errichtet. Die bekannten Bialaer Tuchfabriken, sowie die neuerrichtete Fabrik in Żywiec (Saybusch) erzeugen Modewaaren, das heißt deffinierte Tücher für Herren und Damen, glatte Tücher für Wägen, Billards-, Civiluniformen z., Militärtuch, endlich das sogenannte Orienttuch, welches nach dem Orient und nach Süd-Amerika ausgeführt wird. Die Bialaer Schafwollwaarenfabriken zählen sechs bis sieben große Etablissements mit einer durchschnittlichen Jahresproduction von 400.000 bis 600.000 Gulden, circa fünfzehn Mittelbetriebe, endlich einige wenige Kleinbetriebe, in welchen sich noch der Typus des ehemaligen Bialaer Tuchmachers erhalten hat. In den größten Unternehmungen vereinigt sich die Spinnerei mit der Weberei und der Appretur, die meisten Mittel- und Kleinbetriebe befinden sich in Platz- und Kraftmiete bei Unternehmern, welche gewöhnlich die Appretur der Schafwollwaaren besorgen.

Zur Textilindustrie gehören noch die jüdischen sogenannten Tallesfabriken in Kolomea, Jaroslaw und Krakau. „Talles“ ist der hebräische Name für die charakteristischen schwarz-weißen Gebettücher, welche von den sogenannten orthodoxen Juden während des Gebets umgehängt getragen werden. Die bedeutendste Tallesfabrik besteht in Kolomea. Es werden hier auf circa vierzig Handwebstühlen von sehr primitiver Construction die weißen Gebettücher aus Wolle erzeugt und nach allen Weltgegenden, wo sich noch die alte jüdische Sitte erhalten hat, versendet.

In das Gebiet der chemischen Industrie gehören die Ammoniak- und Sodafabrik in Szczakowa, die Schwefelsäurefabriken in Saybusch und Gorlice, die Zinkweißfabrik in Niedzieliska, die Knochenmehlfabriken in Saybusch, Podgórze, Jaroslaw, Lemberg, Krukowice, Rzeszów, Klimkówka und andere mehr, die Zündhölzchenfabriken in Stole, Strzyż, Krowodrza bei Krakau, Kolomea z., die Ölfabriken in Krakau, Lemberg und Sambor, die Seifenfabriken in Krakau, Zablocie bei Saybusch und Biala, die Albumin-fabriken in Krakau und Husiatyn, endlich diejenigen industriellen Unternehmungen, welche Petroleum und Erdwachs verarbeiten (Raffinerien, Kerzenfabriken z.).

Zu den bedeutendsten industriellen Etablissements Galiziens zählt unzweifelhaft die der Jaworznoer Steinkohlengewerkschaft angehörige große Ammoniak-Sodafabrik in Szczakowa. Die Unternehmung wurde im Jahre 1882 mit einem Capital von über einer Million Gulden in's Leben gerufen, später aber noch nach und nach erweitert. Die Jahresproduction erreicht die Höhe von über 160.000 Metercentner Soda, etwa 30 Procent der Gesamtproduction der cartellirten österreichisch-ungarischen Sodafabriken. Es wird hier calcinirte, caustische und Krystallsoda als Hauptproduct, als Nebenproduct Salmiak und gefällter kohlen-saurer Kalk erzeugt. Das Absatzgebiet der Fabrik erstreckt sich auf Galizien, Schlessien, Böhmen, Mähren, Niederösterreich, Oberungarn und das Königreich Polen.

Die im Jahre 1868 gegründete erzherzogliche chemische Fabrik in Zywiec (Saybusch) producirt Leim, Knochenfett, Spodium- und Knochenmehlsuperphosphate und gedämpftes Knochenmehl. Die Fabrik beschäftigt über 150 Arbeiter und erzeugt per Jahr circa 20.000 Metercentner gedämpftes Knochenmehl, 20.000 Metercentner Superphosphate, 4.000 Metercentner Leim, außerdem 28.000 bis 30.000 Metercentner Schwefelsäure. Die Fabrikproducte werden nach Galizien, in die westlichen Kronländer, nach Oberungarn und nach Deutschland abgesetzt.

Die Krakauer Albuminfabrik erzeugt Blutalbumin, welches meistens nach England exportirt wird.

Endlich verdienen noch folgende Unternehmungen, welche zur Metallverarbeitungs-Industrie gehören, besonderer Erwähnung. Es sind dies die Maschinen- und Geräthefabriken in Sanok (Actiengesellschaft für Erzeugung von Waggons und Petroleumbohrmaschinen), Krakau, Ottynija, Tarnów, Lemberg, Biala (Apparate für elektrische Beleuchtung, Excelsiormühlen, Maschinen für Textilindustrie), ferner die großen Reparaturwerkstätten der Staatsbahnen in Neu-Sandec, Strzyj, Stanislaw, Lemberg, Przemyśl und Krakau.

Das soeben in großen Zügen entworfene Bild der galizischen Industrie bleibe unvollständig, wenn wir der bedeutenden ärarischen Tabakfabriken, welche in Galizien über 3.500 Arbeiter beschäftigen, keine Erwähnung thun würden. Mehr als 28.000 Bauern produciren in den südöstlichen Bezirken Galiziens Tabakblätter der gewöhnlichen und billigsten Sorten. Das hiezulande gewonnene Rohmaterial wird auch im Lande in den fünf Fabriken, worunter die Tabakfabriken in Wimmiki und Krakau zusammen circa 2.200 Arbeiter zählen, zu Schnupf- und Rauchtabak und zu ordinären Cigarren verarbeitet. Auch auf diesem Gebiete ist in den letzten Jahren ein gewisser Fortschritt bemerkbar, nachdem die Regierung und der galizische Tabakproducenten-Verein den inländischen Tabakbau durch Belehrung und andere Mittel mit gutem Erfolge zu heben bestrebt sind.

## Das Verkehrsweisen.

Bei der ungünstigen geographischen Lage und Configuration Galiziens ist eine gedeihliche Entwicklung des Communicationswesens von höchster Bedeutung für die ökonomische Entwicklung des Landes. Letztere schreitet denn auch nach Maßgabe der Förderung der Wasser-, Land- und Schienenstraßen zusehends fort. Es sei uns daher gestattet, eine kurze historische Skizze aller dieser drei Arten von Verkehrsadern auf Grund sehr schätzenswerther Materialien aus der Feder des derzeitigen Directors der k. k. Staatsbahn in Lemberg, Herrn Hofrath L. von Wierzbicki zu liefern.

**Wasserstraßen.** — Das Land Galizien liegt an der großen europäischen Wasserscheide und wird von derselben durchschnitten. Die Gewässer desjenigen Theiles des Landes, der westlich, beziehungsweise nördlich der Wasserscheide liegt und einen Flächenraum von 40.103 Quadratkilometer umfaßt, gehören insgesammt in das Gebiet des Baltischen Meeres und fließen dort mit der Weichsel ab, welche sämmtliche in diesem Gebiete gelegenen Zuflüsse aufnimmt. Der übrige Theil des Landes Galizien, der östlich von der europäischen Wasserscheide liegt und eine Fläche von 38.394 Quadratkilometer umfaßt, gehört zum Gebiete des Schwarzen Meeres, beziehungsweise zum Gebiete der Zuflüsse desselben, des Dniepr, des Dniestr und der Donau.

Die Weichsel und der Dniestr, namentlich die erstere sammt ihren Zuflüssen, bildeten zur Zeit, als noch keine Eisenbahnen bestanden und auch keine Handelsstraßen vorhanden waren, die wichtigsten Verkehrsadern zur Ausfuhr der Rohproducte ins Ausland. Auf der Weichsel und den Zuflüssen derselben wurde namentlich das Getreide seit undenklichen Zeiten auf eigenen, speciell zu diesem Zwecke gebauten Flachschiffen nach Danzig und Thorn verfrachtet, von wo dasselbe zur See nach Nord-Deutschland, England und Frankreich weiter verschifft wurde; als Rückfracht gelangten in das Land Kunst- und Industrieproducte des Westens. Minder günstig waren die Flußverhältnisse des Dniestrs, wofelbst infolge der Stromschnellen bei Zampol in der Nähe von Mohilew und der sumpfigen und seichten Ausmündung bei Akkerman in der Nähe des Schwarzen Meeres das Verflößen stromabwärts nur zeitweise möglich war und ein Verkehr stromaufwärts nur auf kurzen Strecken durchgeführt werden konnte. Der Hauptausfuhrartikel auf dem Dniestr war Holz verschiedener Arten zur Deckung des Bedarfes der vollständig holzarmen Landstrecken am unteren Dniestr. Durch internationales Übereinkommen vom 19. October 1781 wurden die Weichsel und der Dniestr in Betreff der Schifffahrt als neutrales Gebiet erklärt und wurde die Schifffahrt den Unterthanen beider Reiche, Oesterreich und Rußland, unter gewissen, die Verzollung betreffenden Bestimmungen freigegeben.



Glitterverlöser auf dem See (Hilfay).

Seit dem Ausbau der Eisenbahnen wird auf diesen zwei Flüssen nur Bau- und Schiffholz, welches auf der langen Route die theuere Eisenbahnfracht nicht verträgt, nach dem Meere verschifft und verflößt. Für den Personenverkehr verkehren auf der Weichsel in Galizien nur in der Strecke von Krakau bis Zawichost, das ist bis zur Mündung des San, zwei kleine Dampfer, die jedoch bloß im Dienste der Regulierungsarbeiten, die seitens der österreichischen Regierung auf dem galizischen Ufer vorgenommen werden, stehen. Am Dniestr wurde im Jahre 1852 über Anregung des Fürsten Leon Sapieha in Żurawno ein Dampfer montirt. Dieser machte im Jahre 1854 seine erste Fahrt, gerieth aber in der Nähe von Halicz auf eine Untiefe, wo er mehrere Monate liegen blieb, und wurde später mit Rücksicht auf die ungünstige Beschaffenheit des Strombettes demontirt und verkauft. Ebenso mißlang im Jahre 1883 der zweite Versuch der Firma Stonecki & Comp. Seither hat sich der galizische Landtag, angeregt durch den letzt erwähnten Versuch, veranlaßt gesehen, der Frage der Etablierung einer Dampfschiffahrt auf dem Dniestr näher zu treten, erklärte sich auch bereit, einer sich etwa bildenden Gesellschaft durch Garantie einer bestimmten Einnahme beizustehen. Zur Bildung einer derartigen Gesellschaft ist es jedoch bisher nicht gekommen.

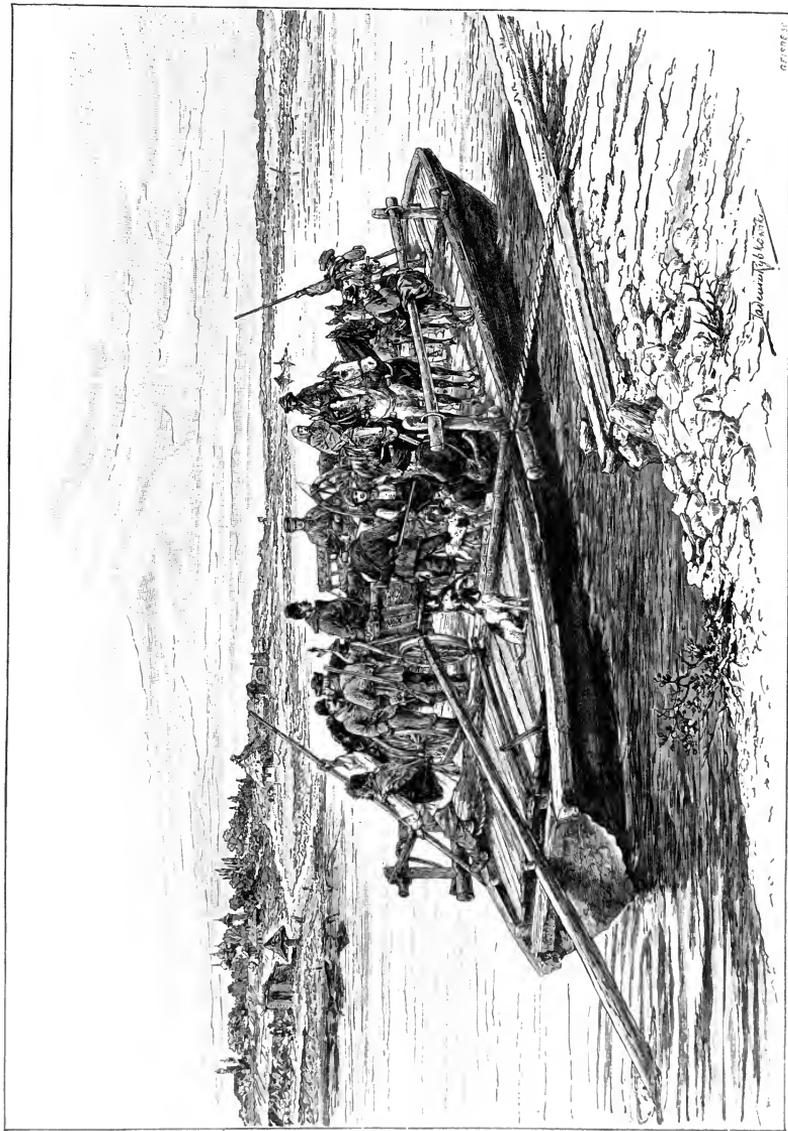
Beide Ströme müssen erst regulirt werden. Betreffs der Weichsel besteht seit 1875 mit der kaiserlich russischen Regierung eine internationale Vereinbarung, die jedoch noch nicht gänzlich durchgeführt ist. Das Gleiche gilt auch von der Pruthregulirung. Inzwischen hat die k. k. Regierung im Jahre 1882 zum Zwecke der Flößbarmachung und auch zum Zwecke der Beseitigung der sich oft wiederholenden Wasserfatastrophen im Sinne der Allerhöchsten Verordnung vom 11. November 1861 die nachstehenden Flüsse benannt, bei welchen innerhalb der nachfolgenden zwanzig Jahre die Regulierungsarbeiten hergestellt werden sollen: die Przemsza von der preussischen Grenze bis zur Mündung in die Weichsel; die Weichsel von der Einmündung der Przemsza bis Zawichost; der Dunajec von Zaglobice bis zur Mündung in die Weichsel; der Wisłok von Mielec bis zur Mündung in die Weichsel; der San von Jaroslau bis zur Einmündung in die Weichsel; endlich der Dniestr von Żurawno bis zur Grenze bei Dkopy.

Es wurden denn auch seitens der Regierung für Wasserregulierungsarbeiten und Uferschutzbauten in Galizien in der Zeitperiode vom Jahre 1882 bis 1891 nachstehende Summen verwendet:

Jahr:	Steinanswand in Gulden:
1882 . . . . .	335.085
1883 . . . . .	359.673
1884 . . . . .	460.837

---

Zürtrag . 1,155.595



Überfuhr am Zinicht in Nigaligen.

	Übertrag . 1,155.595
1885 . . . . .	519.624
1886 . . . . .	496.748
1887 . . . . .	528.878
1888 . . . . .	610.065
1889 . . . . .	555.387
1890 . . . . .	534.491
1891 . . . . .	508.585
	Summe . . 4,909.373

In diese Summen sind die bisher ausgeführten Regulierungsarbeiten an den Flüssen Weichsel, Przemsza, ferner die Uferschutzbauten an den Zuflüssen der Weichsel, Naba, Dunajec, Wisłoka und San, endlich am Dniepr und dessen Zufluß Struj inbegriffen.

Parallel damit läuft bereits seit 1873 die autonome Action des Königreiches Galizien, welches namentlich seit 1884 theils aus Landesmitteln, theils unter Beitragsleistung des Staates und der Interessenten für Flußregulirungen bisher Nachstehendes geleistet hat:

Regulierungsarbeiten des Jabnicastuffes . . . . .	fl. 23.134
Bau des Zyblikiewicz-Entwässerungs-Kanals . . . . .	124.435
Regulierungsarbeiten am Flusse Nowy Brest . . . . .	460.000
Regulierungsarbeiten des Stary Brest . . . . .	179.051
Regulirung der Wisłoka in der Strecke von Dombica nach Tarnobrzeg . . . . .	48.062
Regulierungsarbeiten am Arzemicianastuffe . . . . .	155.000
Regulierungsarbeiten an der Trześcińówka und Zupawa . . . . .	177.000
Trockenlegung der Rudniker Sümpfe . . . . .	105.200
Regulierungsarbeiten an den Flüssen Wisłoka und Pielnica . . . . .	129.000
Regulierungsarbeiten am Flusse Guita Lipa . . . . .	135.000
Regulierungsarbeiten am Flusse Kiffelina . . . . .	175.000
Regulierungsarbeiten am Flusse Leg . . . . .	245.000
Trockenlegung der Sümpfe bei Miśko . . . . .	20.220
Trockenlegung der Sümpfe bei Olesko . . . . .	40.000
Ergänzung der Eindämmung der Weichsel und des San im Bezirke Tarnobrzeg . . . . .	680.600
Verbanung der Wildbäche im Flußgebiete des Struj . . . . .	10.738
Verbanung der Wildbäche im Gebiete der Stawa . . . . .	103.938
Regulierungsarbeiten an der Biala sammt deren Zuflüssen und Ergänzung der Dämme am rechten Ufer des Dunajec . . . . .	1,789.000
Ergänzung der Dämme am rechten Weichselufer zwischen Podgórze und Niepokomice . . . . .	218.000
Verbanung des Wildbaches Michaiów im Bereiche der Gemeinde Maniowa . . . . .	8.000
Verbanung des Wildbaches Miżówka . . . . .	25.726
	Zürtrag . fl. 4,852.104

Übertrag . fl. 4,852.104

Trockenlegung der Sümpfe in den Bezirken Jarosław und Łańcut . . . . .	86.250
Regulierungsarbeiten am Flusse Błota Lipa . . . . .	132.000
Regulierungsarbeiten am Dnieper in der Strecke zwischen Rozwadów und Żurawno . . . . .	1,600.000
Regulierungsarbeiten am Bugfluß . . . . .	594.000
Localregulierungsarbeiten am Flusse Wiśtota bei Jaśko . . . . .	3.987

Zusammen . fl. 7,268.341

Die meisten dieser Landesarbeiten haben allerdings nicht so sehr dem Verkehre als der Bodenmeliorirung oder der Sicherung gegen Überschwemmungen zu dienen.

Straßen. — Mit dem Bane der chaussirten Straßen in Galizien, beziehungsweise mit der Übernahme und Erklärung der bereits bestehenden Straßen als Ararialstraßen wurde in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts (zwischen 1775 und 1800) begonnen und war für die Anlage derselben die Absicht maßgebend, unter theilweiser Beibehaltung der Richtung der Landstraßen, auf welchen sich seit vielen Jahrhunderten der Welthandel von Osten nach Westen bewegte, die damals wichtigsten Städte, die Hauptstadt des Landes Lemberg, sowie die derzeitige Hauptstadt Czernowiz des Landes Bukowina, welches früher als Kreis dem Lande Galizien einverleibt war, mit den westlichen Provinzen des Reiches, vornehmlich mit Schlesien, zu verbinden. Da zu jener Zeit Krakau sammt Umgebung noch nicht zu Österreich gehörte, so führte der erste neue Straßenzug von Schlesien, beziehungsweise Viellig in Galizien über Biata, Wadowice, Tarnów, Rzeszów, Jarosław nach Lemberg, von dort über Tarnopol und Zaleszczyki nach Czernowiz. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts wurde der zweite Straßenzug, die sogenannte Karpathenstraße gebaut, welche ebenfalls in der Grenzstadt Biata ihren Anfang nahm und am Fuße des Karpathen-Hauptgebirges, quer über die Karpathen-Ausläufer über Żywiec, Neu-Sandec, Jaśko, Krośno, Sanok, Sambor, Stryj, Stanisław, Sokolowa und Czernowiz ihre Richtung nahm.

In weiterer Folge war man bestrebt, neue Straßen zu banen, beziehungsweise außer den angeführten bereits bestehenden Straßen diejenigen zu adaptiren, welche einerseits eine Communication mit dem angrenzenden Königreiche Ungarn herstellen, andererseits die beiden Hauptstraßenzüge miteinander verbinden und endlich auch den nördlich gelegenen Landes-theilen eine Verbindung mit den Hauptstraßenzügen ermöglichen sollten.

Mit Ende des Jahres 1829 waren in Galizien im Ganzen 363 Meilen oder 2757.5 Kilometer Ararialstraßen und überdies 692.2 Kilometer sonstiger von den Gemeinden unter Aufsicht der Behörde in Stand gehaltener Straßen vorhanden.

In der langen Zeitperiode von über 40 Jahren, das ist vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1870, wurde in Galizien das Ararialstraßennetz im Ganzen nur um 125.1 Kilometer erweitert, so daß die Gesamtlänge der Straßen 2882.6 Kilometer betrug. Dagegen

wurde in dieser Zeitperiode ein größeres Gewicht auf die Herstellung von Militär- und Kreisstraßen gelegt, welche auf Kosten der Bezirke, beziehungsweise der Gemeinden, unter Aufsicht von Regierungsorganen gebaut und im Stande gehalten wurden. Das Hauptverdienst hiefür gebührt dem Statthalter in den Fünfziger-Jahren, Grafen Goltchowski. Im Jahre 1868 gingen sowohl ein Theil der Ararialstraßen als auch alle übrigen im Lande befindlichen Straßen in die Verwaltung des Landesauschusses von Galizien über. Die Länge der übergebenen Ararial- und Kreisstraßen betrug zur Zeit der Übergabe 12060 Kilometer. Es beginnt seither eine systematische, den Bedürfnissen entsprechende Entwicklung des Straßennetzes in Galizien. Das gesammte Straßennetz wird in drei Kategorien, nämlich Landes-, Bezirks- und Gemeindestraßen eingetheilt.

Die Landesstraßen erhielten fast durchwegs die Breite der Militärstraßen, eine Steinbettung und eine gute Befschotterung; die kleineren Brücken und Durchlässe wurden aus Mauerwerk hergestellt, die größeren Brückenpfeiler aus Stein auf entsprechend starker hölzerner Brückenconstruction. Dementsprechend wurden auch alle vom Staate übernommenen Straßen reconstruirt; die neuen wurden auf Landeskosten gebaut.

Die Bezirksstraßen werden von den Bezirken unter Aufsicht des Landesauschusses gebaut und erhalten; die Mittel hierzu werden aus autonomen Bezirks-Steuerzuschlägen, aus den Beiträgen der Bezirke als solche in Form von Baarzuschüssen, unentgeltlicher Beistellung von Materialien, eventuell von Grund und Boden und Arbeitskräften, aus freiwilligen Beiträgen der Interessenten in Materialien, Überlassung von Grund und Boden und eventuell in Baarzuschüssen und aus Beiträgen von Landesmitteln, welche jedoch in keinem Falle mehr als 50 Procent der Gesamtbaukosten betragen dürfen, beschafft. Die Breite dieser Straßen ist in der Regel geringer als jene der Landesstraßen; die Ausführung der Brücken und Objecte, wo dies zulässig, die gleiche wie die der Landesstraßen und nur dort, wo Mangel an entsprechendem Material herrscht, wird Holz zum Baue der Brücken und der Durchlässe verwendet.

Die Gemeindestraßen zerfallen wieder in zwei Unterarten, je nachdem sie wichtigere Communicationen zwischen den einzelnen Orten bilden oder nur localen Bedürfnissen dienen. Die ersteren werden nach Maßgabe der Mittel successive unter Controle der Organe des Landesauschusses in derselben Weise wie die Bezirksstraßen, in Stand gesetzt und beschottert, in welchem Falle den betreffenden Gemeinden von Fall zu Fall Subventionen aus Landesmitteln bis zur Höhe von 50% der Baukosten zugesprochen werden. Die zweite Gruppe der Gemeindestraßen wird von den einzelnen Gemeinden nach Maßgabe des Bedarfes ohne Aufsicht des Landesauschusses und ohne Zuschuß aus Landesmitteln gebaut und erhalten. Von diesen Straßen ist nur ein Theil beschottert und entsprechend erhalten. Die Frage der Beitragspflicht zum Baue und der

Erhaltung dieser Straßenkategorie bildet übrigens noch immer den Gegenstand lebhafter Controversen im galizischen Landtage.

Die Staatsverwaltung hat seit dem Zeitpunkte der Trennung in Arrarial- und Landesstraßen wenig Straßen mehr gebaut, und die Arbeiten beschränkten sich von da ab auf die Verbesserung der Anlagen und der Gefälls-Verhältnisse und den Umbau der bestehenden Straßen, ferner auf die Herstellung von stabilen Brücken und Objecten. Mit Ende des Jahres 1890 bestanden in Galizien: Arrarialstraßen 2887·7, Landesstraßen 1794·4, Bezirksstraßen 1860·3, Gemeindestraßen 6482·0 Kilometer; zusammen 13.024·4 Kilometer. Von den Gemeindestraßen sind 1274 Kilometer regelrecht unter Controle des Landesauschusses und unter entsprechender Subventionirung aus Landesmitteln in Stand gesetzt und beschottert, 2450 Kilometer regulirt und beschottert, während der Rest von 2758 Kilometer zum größeren Theile regulirt, jedoch nicht beschottert ist.

Die Kosten der Herstellung per Current-Kilometer Straßen betragen bei Arrarialstraßen 5640 Gulden, bei Landesstraßen, welche von der Regierung dem Landesauschusse übergeben wurden, 4000 Gulden, bei den aus Landesmitteln neu hergestellten Landesstraßen 5460 Gulden, bei Bezirksstraßen 3000 Gulden, bei Gemeindestraßen im Durchschnitte 1500 Gulden. Das zum Straßenbaue investirte Gesamtkapital betrug mit Ende des Jahres 1890 für Arrarialstraßen 16,286.628, für Landesstraßen 8,034.480, für Bezirksstraßen 5,580.000, für Gemeindestraßen 9,723.000 Gulden; zusammen 39,624.108 Gulden. Die Gesamterhaltungskosten betragen per Jahr bei Arrarialstraßen 730.588, bei Landesstraßen 394.768, bei Bezirksstraßen 376.000, bei Gemeindestraßen 324.100 Gulden; zusammen 1,825.456 Gulden ö. W.

Eisenbahnen. — Die ersten Bestrebungen, eine Bahnverbindung zwischen Galizien und dem Centrum des Reiches, Wien, herzustellen, sind auf das Jahr 1830 zurückzuführen. Damals faßte Baron Rothschild auf Grund der in England unternommenen Studien die Idee des Baues einer Eisenbahn, welche von der Ostgrenze Oesterreichs, und zwar von Brody bis Triest, reichen sollte und von welcher als erster Theil die vom Professor der Mineralogie am polytechnischen Institute in Wien Franz Kaver Ripel vorgeeschlagene Strecke von Bochnia nach Wien zur Ausführung gelangen sollte. Ein Privilegium zum Baue dieser Bahn erhielt Rothschild erst am 4. März 1836. Dasselbe lautet „zur Errichtung einer Eisenbahn zwischen Wien und Bochnia mit den Nebenbahnen nach Brünn, Olmütz und Troppau, dann zu den Salzmagazinen in Dwory, Wieliczka und bei Bochnia.“ Nach Verstreichen von 10 Jahren wurde der Vollendungstermin mit Allerhöchster Entschließung vom 5. März 1844 um weitere 10 Jahre verlängert, allein auch diese Frist reichte nicht aus, bis im Jahre 1853 die Staatsverwaltung die inzwischen gebildete Nordbahn-Gesellschaft von der durch das Privilegium statuirten Verpflichtung

zum Weiterbaue der Bahn von Dźwięcim nach Bochnia nebst den Flügelbahnen nach Dwory, Wieliczka und Niepolomice entthob.

So ist zu jener Zeit die Erbanung einer Bahn in Galizien vereitelt worden. Inzwischen war jedoch die erste Eisenbahn in Galizien, nämlich jene von Mystowice, beziehungsweise Stupień an der preussischen Grenze nach Krakau sammt dem Anschlußflügel von Szczakowa an die russische Grenze, von der Krakau-Oberschlesischen Eisenbahngesellschaft gebaut und am 13. October 1847 dem Verkehre übergeben worden. Die erstere Linie hatte eine Länge von 65·7 Kilometer, die Flügelbahn eine solche von 2 Kilometer. Beide Linien gingen kraft des von der Staatsverwaltung am 30. April 1850 mit der genannten Gesellschaft abgeschlossenen Vertrages in das Eigenthum des Staates mit der Benennung „K. k. östliche Staatsseisenbahn“ über. Der Betrieb derselben wurde in den Jahren 1850 und 1851 von der Oberschlesischen Eisenbahn auf Rechnung des Staates geführt; mit 1. Januar 1852 übernahm der Staat den Betrieb auf eigene Rechnung. Sie besaß mit Schluß des Jahres 1850: 8 Locomotiven, 18 Personenwagen und 89 Stück Lastwagen.

Mit Ende des Jahres 1852 begannen die Bauarbeiten auf der Linie Oberberg-Dźwięcim der Nordbahn-Gesellschaft; den Bau der Anschlußlinie Dźwięcim-Trzebinia, sowie einer weiteren von Krakau nach Dembica (sogenannte Westgalizische Staatsbahn) hat die Regierung selbst in Angriff genommen, und vollendete letztere (110·6 Kilometer) am 20. Februar 1856, hingegen die Linie Trzebinia-Dźwięcim (25·2 Kilometer) am 1. März desselben Jahres. Die in dem gleichen Termine von der Gesellschaft der Kaiser Ferdinands-Nordbahn ausgebauten Strecke Dźiedzice-Dźwięcim auf galizischem Boden hat eine Länge von 19·24 Kilometer.

Mit Allerhöchster Entschlieſung vom 8. September 1854 wurde der Übergang zum Privatbahn-Principe bewerkstelligt. Nach langen Verhandlungen erfolgte die Concession vom 26. Juni 1858, wonach nur die Bahnstrecke von Dźwięcim bis Krakau sammt den Anschlüssen bei Mystowice und Szczakowa in das Eigenthum der Nordbahn überging, während bereits mit der Concessions-Urkunde vom 7. April 1858 der neugebildeten k. k. privilegierten galizischen Karl Ludwig-Bahn die im Betriebe stehende Eisenbahnstrecke von Krakau bis Dembica nebst den Flügelbahnen nach Wieliczka und Niepolomice, sowie die im Bau begriffene Strecke von Dembica bis Rzeszów um die aufgelaufenen Selbstkosten mit dem 1. Januar 1858 überlassen und der Ausban der Strecke von Dembica über Przemysł nach Lemberg übertragen worden war. Der Bau der Linie von Lemberg nach Brody und Czernowiz blieb derselben Gesellschaft facultativ vorbehalten. Die Eröffnung der 46·9 Kilometer langen Strecke Dembica-Rzeszów erfolgte am 15. November 1858, jener von Rzeszów bis Przeworsk (36·7 Kilometer) am 15. November 1859, die Eröffnung

der Strecke Przeworsk-Przemysł (50·0 Kilometer) am 4. November 1860, jener von Przemysł nach Lemberg (97·6 Kilometer) am 1. November 1861.

Ende des Jahres 1861 waren in Galizien mit Einschluß der Linien: Trzebinia-Kraľau (39 Kilometer), Trzebinia-Szczakowa (16 Kilometer), Szczakowa-Granica (1·7 Kilometer), Szczakowa-Mysłowice (12 Kilometer), Bierzanów-Wieliczka (5·3 Kilometer) und Podgże-Miepoľomice (4·9 Kilometer), zusammen 465·1 Kilometer Eisenbahnen, das ist 0·59 Kilometer per 100 Quadratkilometer im ganzen Lande im Betriebe, und betrug das hierauf verwendete Bankapital 42,732,500 Gulden österreicherischer Währung. Im Jahre 1861 wurden daselbst 685,540 Zugskilometer der Personenzüge und 459,231 Güterzugskilometer erzielt, und 539,770 Personen, das ist per Kilometer mittlerer Betriebslänge 1407 Personen befördert. Die Ausrüstung an Fahrzeugmitteln der gesammten Bahnen betrug im Jahre 1861: 103 Locomotiven, 51 Conducteur- und Gepäckwagen, 171 Personentwagen und 2057 Güter- und sonstige Wagen.

Am 11. Jänner 1864 wurde mit Zustimmung der galizischen Karl Ludwig-Bahn die Concession zum Baue und Betriebe der neuen Bahn der k. k. privilegierten Lemberg-Czernowitz-Eisenbahngesellschaft erteilt und hiebei, abweichend von der bisher üblichen Concessions-Begünstigung: einer Zinsengarantie von  $5\frac{1}{2}$  Procent für den wirklichen Kostenaufwand, ein Reinerträgniß im Pauschalbetrage von 1,500,000 Gulden in Silber gewährleistet. Die ganze 267 Kilometer lange Linie von Lemberg bis Czernowitz wurde am 1. September 1866 eröffnet und dem Verkehre übergeben. Hieron liegen auf galizischem Boden 238·4 Kilometer; das hierauf verwendete Bankapital betrug im Verhältnisse der Länge der auf Galizien entfallenden Linie 21,131,597 Gulden.

Ein Jahr darauf erhielt die Karl Ludwig-Bahn mit der Concessions-Urkunde vom 15. Mai 1867 die Bewilligung zum Baue und Betriebe einer Eisenbahn von Lemberg nach Brody mit einer Abzweigung nach Tarnopol und bis an die russische Grenze mit der Garantie eines jährlichen Reinerträgnisses von 50,000 Gulden österreicherischer Währung in Silber pro Meile. Die Strecke Lemberg-Łozów mit der Abzweigung von Krasne nach Brody ist am 12. Juli 1869 vollendet und dem Betriebe übergeben worden. Die Länge der ersteren betrug 75·9, die der zweiten 42·3, beider zusammen 118·2 Kilometer. Die Strecke von Łozów bis Tarnopol (64 Kilometer) ist am 22. December 1870, die restliche Strecke von Tarnopol bis Podwołoczyska (51·6 Kilometer) und die doppelgleisige (normal- und breitspurig) Podwołoczyska-Reichsgrenze (1·2 Kilometer) am 4. November 1871 eröffnet und hiedurch, im Anschlusse an die russische Südwestbahn, die directe Verbindung mit dem Schwarzen Meere hergestellt worden. Nur die ebenfalls zweigleisige Strecke Brody-Reichsgrenze (7·3 Kilometer) konnte erst nach Ratification des mit der kaiserlich russischen Regierung über den Anschluß dieser Strecke an die

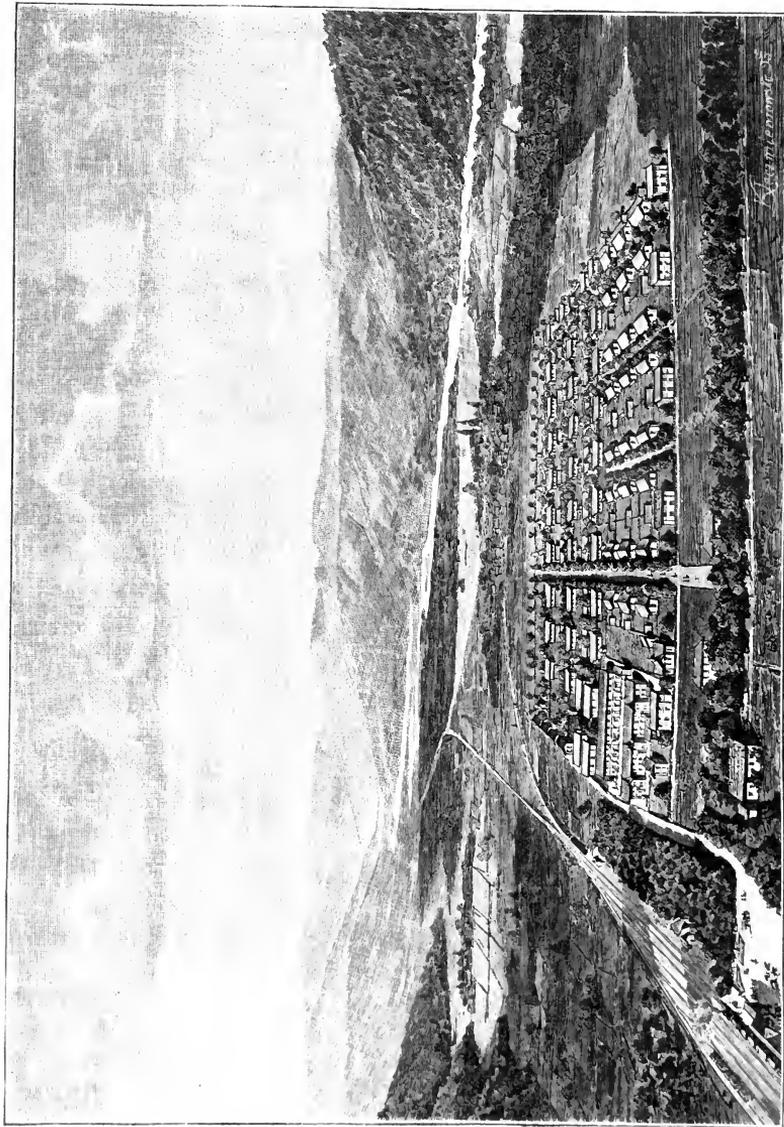
Przełęcz-Kiewer Bahn am 21. November 1870 abgeschlossenen Übereinkommens den 27. August 1873 dem Verkehre übergeben werden.

Am Schlusse des Jahres 1870 besaß Galizien 882·8 Kilometer, das ist 1·128 Kilometer per 100 Quadratkilometer Eisenbahnen, welche an Kapital 100,006.554 Gulden österreichischer Währung erfordert hatten. Im Jahre 1870 wurden auf diesem Bahnnetze 1,295.652 Zugskilometer der Personen führenden Züge (mit 1,146.788 Personen) und 1,622.175 Güterzugskilometer erzielt. Das Gesamtnetz besaß 1870: 161 Locomotiven, 168 Conducteur- und Gepäckswagen, 299 Personen- und 3798 Güter- und sonstige Wagen.

Im Jahre 1869 erhielten die Concessionäre der „Ersten ungarisch-galizischen Eisenbahn“ die Bewilligung zum Baue und Betriebe einer Eisenbahn von Przemyśl nach Lupków an die ungarische Grenze mit der Fortsetzung auf ungarischem Gebiete bis Legenye Mihály zum Anschluß an das Netz der ungarischen Nordostbahn. Davon ist die österreichische Strecke im Laufe des Jahres 1872, der Grenztunnel erst am 31. Mai 1874 eröffnet worden. Die Gesamtlänge dieser Linie bis zur Station Lupków beträgt 143 Kilometer.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 5. September 1870 wurde einem Consortium der „Dniestr-Bahn“ die Concession für den Bau und Betrieb einer Linie von Chyrów bis Drohobycz und Stryj mit der Zweigbahn von Drohobycz nach Worystaw erteilt. Durch die Ungunst der Zeitverhältnisse verzögerte sich der Bau bis Ende 1872. Aber auch der Betrieb gestaltete sich in der Folge so ungünstig, daß die Gesellschaft genöthigt war, unter Verpfändung der Bahn und des Fahrparkes ein Anlehen aufzunehmen und am 31. December 1875 ein Übereinkommen zu genehmigen, welches der Prioritäten-Curator mit der Staatsverwaltung dahin abgeschlossen hatte, daß die mit einem Aufwande von 12,000.000 Gulden hergestellte Bahn um den Preis von 2,100.000 Gulden an die Staatsverwaltung übergehen sollte. In Folge des Gesetzes vom 18. März 1876 ging am 1. April 1876 die Dniestr-Bahn in den Besitz des Staates über und wurde in den Betrieb der Ersten ungarisch-galizischen Eisenbahn für Rechnung des österreichischen Staatsärars gegen Vergütung der Selbstkosten übergeben. Die hierin gelegene Rückkehr zum Staatsbahnprincipe wurde übrigens schon drei Jahre früher, ebenfalls in Galizien, zum ersten Male vollzogen. Im Jahre 1873 ist nämlich nach mehrmaligen fruchtlosen Versuchen der Concessionsertheilung der Bau einer Linie Tarnów-Desuchów — ungarische Grenze — (145·7 Kilometer) auf Staatskosten angeordnet worden. Die Eröffnung erfolgte am 18. August 1876, den Betrieb übernahm wieder die-Erste ungarisch-galizische Eisenbahn für Rechnung des österreichischen Staatsärars gegen Vergütung der Selbstkosten.

Seither trat bei der Regierung immer mehr das Bestreben zu Tage, Verbindungsbahnen zwischen Galizien und Ungarn, das ist in gewissen Distanzen Verbindungslinien



Arbeiter-Wohnungen in Neu-Sander.

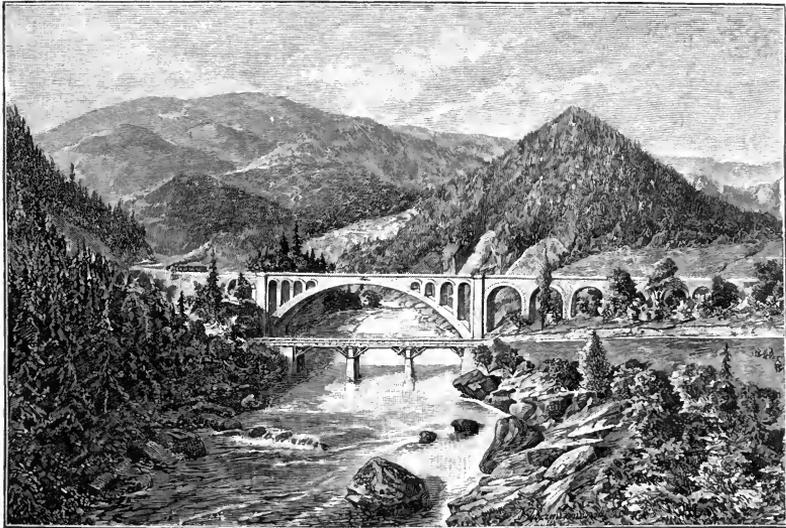
zwischen der Karl Ludwig-Bahn und dem ungarischen Bahnnetz zu bauen. Diefem Bestreben war die Entstehung der Linien Przemysl—Lupków und Tarnów—Beluchów zuzuschreiben, und aus demselben entstand auch schon früher (1871) der Gedanke einer weiteren Linie Lemberg—Stryj—ungarische Grenze—Munkács, mit einer Zweigbahn von Stryj nach Stanislaw, im Anschlusse an die Lemberg—Czernowit-Bahn. Die Gesellschaft (k. k. priv. Erzherzog Albrecht-Bahn) eröffnete die Linie Lemberg—Stryj (74·8 Kilometer) am 16. October 1873, die Linie Stryj—Stanislaw (107·8 Kilometer) am 1. Januar 1875. Der Bau der dritten Strecke Stryj—Beskid scheiterte an großen finanziellen Schwierigkeiten, worauf nach vielfachen Sanirungsversuchen die Erzherzog Albrecht-Bahn durch den Staat im Sinne der Concessionsurkunde am 1. August 1880 in Betrieb übernommen und die genannte Strecke auf Grund eines Gesetzes vom Jahre 1883 im Jahre 1887 als Staatsbahn gebaut wurde. Der Ankauf der Albrecht-Bahn durch den Staat erfolgte erst 1891. Inzwischen ist durch die Herstellung der Eisenbahnlinie von der Nordbahnhstation Dziedziec nach Saybusch auch noch die galizische Theillinie Wielicz—Saybusch in der Länge von 21·5 Kilometer, wovon die auf galizischem Boden gelegene Linie 19·6 Kilometer beträgt, zu Stande gekommen.

Am Schlusse des Jahres 1880 besaß Galizien ein Gesamtnetz von 1552·6 Kilometer Bahnen (1·977 Kilometer per 100 Quadratkilometer und 2·605 Kilometer per 10.000 Einwohner), welche ein Capital von 176,103.032 Gulden österreichischer Währung gekostet haben. Im Jahre 1880 wurden darauf 2,840.310 Personenzugskilometer, 2,703.092 Güterzugskilometer und 1,532.540·6 Tausend Bruttotonnen-Kilometer (= 987 per Kilometer) erzielt. Die Ausrüstung an Fahrbetriebmitteln betrug 319 Locomotiven, 286 Conducteur- und Gepäckwagen, 549 Personenvagen, 7806 Güter- und sonstige Wagen.

Neben den Querverbindungen zwischen der Karl Ludwig-Bahn und Ungarn bedurfte Galizien auch einer der Karl Ludwig-Bahn parallelen südlichen Transversalbahnen. Ein Theil derselben bildete sich von selbst heraus, indem von den Theilstrecken der Dniester-Bahn, der Albrecht-Bahn und der Ersten ungarischen galizischen Eisenbahn eine zusammenhängende Linie von Stanislaw bis Zagórz entstand. Am südwestlichen Ende Galiziens bildete gewissermaßen den Abschluß der künftigen Transversallinie die Strecke Saybusch (Zhywiec)—Wielicz. Da inzwischen auch der galizische Landtag den zu erbauenden Transversalstrecken nebst anderen finanziellen Vortheilen auch noch einen Pauschalbeitrag von 1,000.000 Gulden zu den Kosten der Grundeinlösung und von 100.000 Gulden zu den Kosten der Straßenumlegungen gewidmet hatte, wurde die Regierung durch das Gesetz vom 28. September 1881 ermächtigt, die Linien Saybusch—Neu-Sandec Grybów—Zagórz und Stanislaw—Husiatyn auf Staatskosten herzustellen. Zugleich erhielt

die Regierung einen Credit behufs Studiums der zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit und Selbstständigkeit der neuen galizischen Eisenbahnen erforderlichen Verbindungen derselben, einerseits mit der Kaschau-Oberberger Bahn, andererseits mit Krakau und Dźwięcim.

Auf Grund der hiernach eingeleiteten Studien entstand das Gesetz vom 28. Februar 1883, betreffend die Einbeziehung der Strecken von Saybusch an die ungarische Grenze bei Zwardoń, von Sucha über Skawina nach Podgórze und von Skawina nach Dźwięcim in die galizische Transversalbahn. Eröffnet wurden: die Linie Dźwięcim—Podgórze (64·2 Kilometer) am 1. August 1884, die Linie Stróże—Neu-Zagórz (113·2 Kilometer) am



Die Pruthbrücke bei Jaremeze.

20. August 1884, die Linie Chrypsin-Husiatyn (143·8 Kilometer) am 1. November 1884, die Linie Saybusch-Zwardoń (36·9 Kilometer) am 3. November 1884, die Linie Saybusch-Neu-Sandec (146·7 Kilometer) am 16. December 1884, die Linie Sucha-Skawina (46·3 Kilometer) am 12. December 1884 und endlich die Zweiglinie Zagórzany Gorlice (42 Kilometer) am 8. April 1885. Die Gesamtlänge der auf Staatskosten gebauten Linien der galizischen Transversalbahn betrug demnach im Jahre 1885 555·3 Kilometer.

Gleichzeitig mit der Inbetriebsetzung der Transversalbahn Strecke Grybów-Zagórz wurde die Mitbenützung der im Eigenthume der Ersten ungarisch-galizischen Eisenbahn stehenden 64·3 Kilometer langen Strecke Zagórz-Chyrów, sowie der 4·06 Kilometer langen,

der Lemberg-Gzernowiz-Zassny-Eisenbahn gehörigen Theilstrecke Stanislaw-Chryplin mittelst Peage-Verträge gesichert.

Die galizische Transversal-Linie durchzieht die schönsten und malerischsten Karpathengegenden, sie berührt unmittelbar oder doch mittelbar die wichtigsten galizischen Curorte (unter anderen Zakopane im Tatragebirge von der Station Chabówka aus) und befrachtet die bedeutendsten Stätten der Petroleumproduction. Die Linie ist auch an sich malerisch und mit vielen Kunstobjecten ausgestattet. Im Mittelpunkt der Linie, der Stadt Neu-Sandec, bestehen großartige Werkstätten der k. k. Staatsbahnen, für deren Arbeiter die abgebildete Arbeitercolonie von 110 höchst gefällig ausgeführten Arbeiterhäusern (28 einstöckige, 82 ebenerdige) mit einem Kostenaufwande von 417.800 Gulden österreichischer Währung hergestellt worden ist. Da die Stadt vier Kilometer entfernt liegt, hat die Staatsbahnverwaltung schon im Jahre 1896 den Bau einer Volksschule sammt Kapelle begonnen.

Im Jahre 1888 wurde der 7·9 Kilometer lange Circumvallationsflügel bei Krakau, sowie jener der Linie Bielitz-Kalwarya (auf galizischem Boden 57·6 Kilometer) durch die Nordbahn erbaut. Im Jahre 1890 ist eine weitere Querverbindung zwischen der Karl Ludwig-Bahn und der neuen Transversalbahn, nämlich die Staatsbahn Zasko-Mzeszów (70·1 Kilometer lang), welche in der Zukunft über Duka ihre Fortsetzung nach Ungarn finden dürfte, eröffnet worden.

Nach Maßgabe der Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Galizien wurden successive einzelne Strecken mit Doppelgleisen versehen. Bis Ende des Jahres 1880 waren im Ganzen nur 39·1 Kilometer galizische Bahnen doppelgleisig; es waren dies die Strecken Krakau-Zabierzów (1. März 1878) und Zabierzów-Trzebinia (21. September desselben Jahres eröffnet); in der Zeitperiode vom Jahre 1885 bis 1891 wurde in den Strecken Dziedzice-Dźwięcim, Dźwięcim-Podgórze, Neu-Sandec-Stróże, ferner Lufków-Chyrów-Przemysl und endlich in der Strecke Krakau-Przemysl-Lemberg das Doppelgleise hergestellt, so daß zu Ende des Jahres 1891 von den galizischen Bahnen 642·1 Kilometer mit Doppelgleisen versehen waren. Im Jahre 1897 ist das zweite Gleise zwischen Lemberg und Zloczów fertig geworden.

Der auf Staatskosten erfolgte Ausbau der galizischen Transversalbahn gab übrigens den Anstoß zu einer intensiveren Anwendung des Staatsbahnprincipes in Galizien. So wurde die Erste ungarisch-galizische Eisenbahn am 1. Januar 1889, die Lemberg-Gzernowiz-Zassny-Eisenbahn am 1. Juli 1889 in den Staatsbetrieb übernommen; seit dem Gejetz vom 22. Juni 1894 erfolgt der Betrieb auf Rechnung des Staates. Am 1. Jannar 1892 ist die galizische Karl Ludwig-Bahn sammt Localbahnen vom Staate im Wege eines freien Übereinkommens angekauft worden und befinden sich seither die gesammten galizischen Linien in der Hand des Staates.

Am Schlusse des Jahres 1890 befaß Galizien im Ganzen 2315·2 Kilometer Hauptbahnen und betrug das zum Baue derselben bis zu dieser Zeit verwendete Kapital 256,321.355 Gulden österreichischer Währung. Es wurden darauf 5,001.587 Personenzugs-Kilometer (4,176.233 Personen = 1847 per Kilometer), 5,530.940 Güterzugs-Kilometer und 2,572.190·7 Tausend Bruttotonnen-Kilometer (= 1137·8 per Kilometer) geleistet.

Im Jahre 1894 ist eine weitere Verbindung Galiziens mit Ungarn, die an Natur-schönheiten reiche Eisenbahn Stanislaw-Woronienka (96·5 Kilometer lang) mit einem 1221 Meter langen Tunnel durch den Berggrücken an der galizisch-ungarischen Grenze, sowie mit der abgebildeten weitgespannten Eisenbahnsteinbrücke eröffnet worden. Weitere zwei Linien, nämlich Halicz-Tarnopol, dann der Complex der sogenannten ostgalizischen Linien im äußersten fruchtbaren Südosten von Galizien gehen ihrer Vollendung entgegen.

Zum Schlusse noch Einiges über die Localbahnen in Galizien. In früherer Zeit sind unter der Mitwirkung der Karl Ludwig-Bahn und der Czernowitzer Bahn nur je zwei Localbahnen, nämlich die Linien Jaroslaw-Sokal und Dembica-Rozwadów mit einer Abzweigung nach Radbrzezie (1884), beziehungsweise die Linien Lemberg-Bełżec (Tomaszów) und die Kolomeaer Localbahnen (1887) gebaut worden. Für die Linie Lemberg-Bełżec haben das Land Galizien und die Stadt Lemberg 120.000 Gulden und der Staat 900.000 Gulden ö. W. gespendet. Der Ausbau derselben bis zur russischen Grenze bei Tomaszów dürfte demnächst ermöglicht und hienach die kürzeste, commercieell höchst wichtige Verbindung Lembergs mit der Ostsee erreicht werden. Von der Localbahn Dembica-Radbrzezie ist ein Verbindungs-, beziehungsweise Schleppegeleise von der Station Radbrzezie zum Umschlagplatze an die Weichsel zur Vermittlung des internationalen Frachtenverkehrs im Baue.

Im Jahre 1886 ist zum Zwecke der Herstellung einer Eisenbahnverbindung für die um Kolomea herum befindliche Petroleum- und Mühlen-Industrie, dann für die Staatsforste und die Salinen in Łańcuzyn und Delatyn, sowie für die Braunkohlenlager in Myszyn und Stopezatów eine Localbahn von der Station Kolomea der Lemberg-Czernowit-Eisenbahn nach Peczenizyn (11·4 Kilometer) zu der dort befindlichen Petroleum-Raffinerie-Anlage und von da zu dem Grubengebiete Stoboda Hungurska (11 Kilometer) mit der Abzweigung zu den Mühlen-Etablissements in Diatkowce und Kniadzów (7 Kilometer) unter Benützung der bestehenden Straßen als Bahnrörper gebaut worden. Am 1. Juli 1889 wurde diese Localbahn auf Grund eines mit der Lemberg Czernowit Bahn abgeschlossenen Betriebsvertrages in den Staatsbetrieb übernommen.

Zu den älteren Localbahnen in Galizien gehört schließlich auch die von der Firma Leopold von Popper auf Grund der Concession vom 3. März 1883 auf eigene Rechnung hergestellte Industriebahn von Dolina zu den Dampfjäge-Etablissements in Wugoda,

deren Betrieb die k. k. General-Direction der österreichischen Staatsbahnen auf Rechnung des Eigenthümers besorgt. Die Eröffnung dieser 8·6 Kilometer langen Industriebahn, welche keine Personen führt, erfolgte am 8. Juli 1883.

Mit Schluß des Jahres 1890 waren in Galizien zusammen 392·5 Kilometer Localbahnen im Betriebe und betrug mit Ausschluß der Privat-Localbahn Dolina-Bygoda das zum Baue derselben bis zu dieser Zeit verwendete Capital 13,828.341 Gulden österreichischer Währung. Im Jahre 1890 wurde auf denselben eine Leistung von 329.028 Personenzugs-Kilometern (324.323 Personen = 845 per Kilometer), 126.093 Güterzugs-Kilometer und 71.853·9 Tausend Bruttotonnen-Kilometer (= 183·1 Tausend Bruttotonnen-Kilometer per Kilometer) erzielt.

Die mächtige Localbahnbewegung in Oesterreich treibt nunmehr auch in Galizien ihre Früchte und werden derzeit zahllose Localbahnen projectirt, da sie vom Landesauschusse auf Grund eines principiellen Landtagsbeschlusses in finanzieller und technischer Beziehung jede mögliche Unterstützung finden und auch vom Staate subventionirt werden sollen. Einzelne derartige Localbahnen sind seither, wie z. B. Vorki—Grzymaków, eröffnet worden.

Zu Anfang des Jahres 1893 war der Stand des Eisenbahnnetzes in Galizien wie folgt:

Hauptbahnen: Linien der Nordbahn . . . . .	197·2 Kilometer	
Linien im Eigenthume des Staates . . . . .	1879·6	„
Privatbahnen im Staatsbetrieb . . . . .	238·4	„ 2315·2 Kilometer.
Localbahnen: Eigenthum des Staates . . . . .	261·8 Kilometer	
Privatbahnen im Staatsbetrieb . . . . .	130·7	„ 392·5 „
Gesamtsumme . . . . .		2707·7 Kilometer.

Alle diese Linien werden, abgesehen von den Linien der Nordbahn, durch das k. k. Eisenbahn-Ministerium verwaltet, welchem zu diesem Zwecke drei k. k. Staatsbahn-Directionen in Krakau, Lemberg und seit 1. Juli 1894 in Stanislaw unterstehen. Die letztere Direction verwaltet zugleich die in der Bukowina gelegenen Staatsbahnlinien.











DB Die Österreichisch-ungarische  
17 Monarchie in Wort und Bild.  
O29 [Bd.12]  
Bd.12

---

**PLEASE DO NOT REMOVE  
SLIPS FROM THIS POCKET**

---

---

**UNIVERSITY OF TORONTO  
LIBRARY**

DEUTSCHE DRUCKER  
VON HOF UND STAATSDRUCKER  
WILHELM

ALFRED DRUCKER  
VERLAG DER DRUCKER